Die

spanische National-Literatur.

Die

Spanische National-Literatur

in ihrer

geschichtlichen Entwickelung.

Nebst den

Lebens- und Charakterbildern ihrer classischen Schriftsteller

und

ausgewählten Proben aus den Werken derselben

in deutscher Uebertragung.

Herausgegeben

von

H. Dohm.

Berlin.

Verlag von Gustav Hempel.

Inhalt.



Einleitung.

Schon den ältesten Völkern galt Spanien für ein herrliches Land. Cicero nennt es „rossebegabt, gedeihlich der Saat, kostbar an Metallen;“ und ein altes Sprüchwort sagt: „Wen Gott lieb hat, dem giebt er sein Brot in Spanien zu essen.“

Jetzt freilich sind trübselige Jahrhunderte vertilgend über den Glanz seiner früheren Zeiten gezogen, und heutigen Tages gehört Spanien zu den am wenigsten entwickelten Ländern Europa's. Maßlos schlechte Regierungen einer Reihe absoluter Herrscher haben systematisch das schöne Reich verwüstet. Handel und Industrie, Eisenbahnen und Landstraßen, Alles ist in Spanien weit hinter den Anforderungen unserer Zeit zurückgeblieben, und selbst Literatur und Kunst bieten wenig Hervorragendes. Die Felder liegen meilenweit unbebaut, einzelne Flüsse fangen an zu versiegen, die Goldminen Amerika's haben aufgehört dem Mutterlande ihre Schätze zu spenden, und in den wilden Bergen und romantischen Thälern fraternisiren Räuberbanden mit den naiven Bewohnern.

Und dennoch, trotz alledem sind auch heut noch Land und Volk der Spanier Gegenstand des Verlangens und Interesses aller anderen Nationen. Das Land des Cid und der Pizarro's, das Land der Helden und der Märtyrer, wo jeder Tagelöhner sich für einen geborenen Edelmann hält, ist noch heut von einem märchenhaften Zauber umgeben.

Wer kann von Granada und Sevilla, von Toledo und Cordova hören, ohne dabei von Palmenwäldern zu träumen, durch deren Wipfel die Sage rauscht? Wer sieht nicht im Geist unter ihrem Schatten oder auf der blumenreichen Vega schlanke Andalusierinnen mit schwarzlockigen Hidalgo's zu den melodischen Klängen des Fandango, oder den anmuthigen Weisen der feurigen Cachucha die Castagnetten schlagen? Wer denkt dabei nicht an düstere Klöster und spanische Blutrache, an finstere Mönche und prächtige Kathedralen, an Rosen, Quellen, Perlen, uralte Herrlichkeiten und dunkle Augen?

Irgend ein Schriftsteller, dessen Namen ich vergessen habe, nennt Spanien den üppigen Blumenstrauß am Busen von Europa; der Spanier selber aber sagt:

Quien no ha visto Sevilla,
No ha visto maravilla;
Quien no ha visto Granada,
No ha visto nada.

(Wer nicht Sevilla gesehen, der hat kein Wunder gesehen; wer nicht Granada gesehen, hat nichts gesehen.)

Und gegen dies Land und gegen dies Volk, poetisch wie kaum ein anderes, ist man Jahrhunderte hindurch absprechend und ungerecht gewesen. Auf die früheren Zeiten ihres Culturlebens und ihres poetischen Schaffens hat man mit Achselzucken und engherziger Vornehmheit geblickt, oder hat sie völlig ignorirt. Die nächste Veranlassung dieser Ungerechtigkeit mag in dem natürlichen Gegensatze romanischen und germanischen Wesens gelegen haben; religiöse Beschränktheit ist dazu gekommen, und schließlich ist die Abgeschlossenheit des Landes und des Charakters seiner Bewohner einer Annäherung wohl wenig günstig gewesen.

Erst der neueren und neuesten Zeit war es vorbehalten, das den Spaniern angethane Unrecht zu sühnen, und noch ist man in voller Thätigkeit, die Edelsteine aus dem reichen Bergwerk ihres Geisteslebens ans Licht zu fördern, sicher zur Vermehrung des geistigen Reichthums und Genusses aller übrigen Nationen. Auch dieses Buch hat den Zweck, wenn auch nicht zur Hebung jener Schätze, so doch zu ihrer Kenntnißnahme und zu ihrem Verständniß in bescheidenem Maße beizutragen und zu eingehenden Studien und gründlicher Lecture der spanischen Literatur anzuregen.

Ehe wir jedoch zu den Anfängen der Literatur selber übergehen, mag es uns vergönnt sein, einen Blick auf die topographischen, historischen und politischen Verhältnisse Spaniens zu werfen; denn diese Verhältnisse sind für ein Volk, was für den Geist der Leib ist, das heißt: sie bedingen seine materielle und geistige Entwickelung nach allen Richtungen hin. Auch würde die Geschichte einer Literatur schwer verständlich sein ohne eine Erwähnung derjenigen Elemente, aus denen sie emporgewachsen und denen sie ihren eigenthümlichen Charakter zu verdanken hat. Insbesondere ist für Spanien eine Erwähnung der historischen Verhältnisse seiner früheren Jahrhunderte unerläßlich, da fast alle Erzeugnisse seiner früheren Literatur-Perioden sich eng an diese Geschichte anschließen, ja sie selbst zum Inhalt und Mittelpunkt haben.

Im engsten Zusammenhange mit der Poesie eines Volkes stehen Klima und Boden des Landes. In einem Lande, wo, wie im Süden und Westen Spaniens, „im dunklen Laub die Goldorangen glühn, ein sanfter Wind vom blauen Himmel weht, die Myrthe still und hoch der Lorbeer steht" — in einem solchen Lande wird auch die Einbildungskraft glühend sein wie die Vegetation, sie wird kühn und erhaben sein wie seine Berge; Reichthum, Fülle und Fruchtbarkeit wird seine Poesie auszeichnen.

Die schöne pyrenäische Halbinsel wird von drei Seiten vom Meer umschlossen. Im Norden erhebt sich das steile Gebirge der Pyrenäen, sie von Frankreich trennend, und ebenso ist sie nach der Mitte zu von vielen, oft schneebedeckten Gebirgen umgürtet und zerrissen, voll von Engpässen und schwer zugänglichen Höhen, die üppige Thäler einschließen. Von

dem Worte „Saphan" nannten die Phönicier das Land Spanija (Land der Kaninchen), ein Wort, das die Römer später in Hispanien umwandelten.

Spaniens erste bekannte Einwohner nannten sich Iberer, und ihr Land Iberien. Im Süden Spaniens, in Andalusien, das sich Afrika's Zonen zustreckt, wandelt man unter Palmen- und Citronenwäldern; da gedeiht die Myrthe und der Lorbeer, und der glühende Solano, ein afrikanischer Wind, fährt zuweilen versengend über all' die Pracht. Etwas nördlicher und an der Ostseite, in Valencia's und Murcia's Ebenen, weilt ein ewiger Frühling, und Valencia wird der Garten Spaniens genannt. Im Norden aber und in der höher liegenden Mitte finden wir fast alle Producte des mittleren Europa's. Hauptsächlich wohl in Bezug auf diese mittleren gebirgigen Partien schildert Cuenda in einer phantasievollen Skizze das Land folgendermaßen: „Das Antlitz Europa's (so nennen die Spanier ihr Land) ist ernst und traurig, von düsterem, aber stets erhabenem Ausdruck. Nimmt man die Küstenstriche und die Pyrenäen aus, so verleugnet Spanien nirgend diesen finsteren Charakter. Die reichen Thäler und Gartengelände Italiens, den deutschen Wald sucht man hier vergebens. Wolkenhohe Gebirgswände, von Geier und Adler überschwebt, oder unendliche baumlose, sonnenverbrannte Flächen voll Einsamkeit und Grabesstille, wie für büßende Anachoreten geschaffen, sandige Steppen, wo die Trappe haust, starre Felsen, kalt und nackt wie in Norwegen, durchziehen fast ganz Spanien. Die Wohnstätten der Menschen liegen meilenweit auseinander, Feldeinsamkeit herrscht zwischen ihnen; jene Weiler und kleinen Städte, aus denen Wohlstand und Sauberkeit uns in Deutschland und England anlachen, kennt man hier nicht. Hoch am felsigen Rande eines Abgrunds dagegen hängt ein Dorf; der Bergpfad von dort zum Gipfel empor gleicht einer ungeheuren Boa, deren Kopf eine alte Veste mit Zinnen und Ringmauern bildet. Und doch ist Spanien schön, doch wirkt es Staunen und Bewunderung! Es ist etwas unendlich Erhabenes um diese Strenge, diese Nacktheit der Natur. Sie lehrt uns den Charakter dieses Volkes erst begreifen, diesen glühenden Stolz, diese kalte Kühnheit, diese tiefe Ruhe bei der gewaltigsten Leidenschaft.

„Wenn man Spanien gesehen hat, versteht man die Geringschätzung, mit welcher dieses Volk auf alles Gemeine und Gewöhnliche herabsieht, die unaussprechliche Verachtung, die es gegen weibisches Wesen und Feigheit hegt, seine Ruhe und seinen Schicksalstrotz."

Am Ende von Europa liegend, durch die Natur selbst von drei Seiten vor jeder Störung geschützt, hätte man denken sollen, es müsse Spanien vergönnt gewesen sein, in friedlicher Stille sich in seiner ganzen Eigenthümlichkeit frei zu entfalten. Der Fortschritt der Geschichte aber weiß nichts von einer solchen Absperrung; denn sowie der Einzelne nur im Verkehr mit seines Gleichen zu einer befriedigenden Ausbildung gelangt, so können auch die Völkerindividuen nur im Austausch ihrer Kräfte sich entwickeln. Kein anderes Land ward mehr als Spanien von Invasionen fremder Völker heimgesucht; jedes dieser Völker ließ den Einheimischen für alle Zeit Spuren seines Wesens und seines Geistes zurück, ohne jedoch im Stande zu sein, ihnen ihren eigenthümlichen Charakter zu rauben, dessen Grundzüge, wie sie uns von den ältesten Nachrichten geschildert werden, wir noch heut, nach mehr als einem Jahrtausend erkennen. — Zu einer sehr frühen Zeit, die sich nicht bestimmen läßt, waren die Celten nach Iberien gekommen, und nachdem sie lange und blutige Kämpfe mit den Eingeborenen geführt hatten, vermischten sie sich im Lauf der Jahrhunderte dergestalt mit ihnen, daß sie zu einem Volke wurden und sich Celtiberer nannten. Dann kamen zunächst Phönicier und Griechen, deren Aufenthalt in Spanien aber von zu kurzer Dauer war, um einen nachhaltigen Einfluß auf den noch sehr rohen Charakter der Einwohner Iberiens zu üben. Ihnen folgten die Karthager, die bis in das Innere des Landes vordrangen — Fortschritte, auf die die Römer mit Furcht und Neid blickten. Diese benutzten daher den ersten besten Vorwand zum Krieg mit den Karthagern und verjagten diese nach hartem Kampfe (201 v. Chr.) für immer aus Spanien. Die Römer

aber setzten den Krieg um den Besitz des Landes mit seinen Bewohnern fort, und nach fünfjährigen Kämpfen wurden endlich Cantabrer und Asturier, die den hartnäckigsten Widerstand leisteten, in ihre Gebirge zurückgetrieben, eingeschlossen und zur Uebergabe gezwungen. Man wies ihnen Wohnsitze in der Ebene an, und als sie auch dann noch die Römer durch fortwährende Empörungen beunruhigten, beschlossen diese, sie gänzlich auszurotten und als Sklaven zu verkaufen. So sehr aber liebten die Celtiberer Freiheit und Vaterland, daß Viele den Tod der Sklaverei vorzogen und sich in ihr Schwert stürzten.

Die Römer setzten ihre Eroberungen fort bis in den Norden, wo der Heldenstamm der Basken ihnen einen unbeugsamen Widerstand entgegensetzte. An der eisern trotzigen Brust dieser Männer und den ehernen Stirnen ihrer Felsen brachen die Schwerter der Römer, und Jahrhunderte lang blieben die Basken unbesiegt. In ihre wilden Berge, in die Gebirge von Biscaya und Navarra, retteten sie die Heiligthümer ihrer Sprache und Sitte, und hielten fest an ihnen mit zäher Hartnäckigkeit, so daß wir noch heut im Baskischen Ueberbleibsel der uralten Sprache und Sitte jenes Heldenstammes finden. — Die Römer haben das Land sechshundert Jahre zur Provinz gemacht, und vollständiger wurden die Spanier niemals besiegt; denn nicht nur ihr Land, auch ihre Sitte, Sprache und Denkweise ward überwunden, und römische Bildung schuf hier ein neues Rom. Bürgerliche und militärische Institute wurden in römischer Weise organisirt, Schulen wurden angelegt, unter der mächtigen Einwirkung römischer Cultur verschwand die rauhe Landessprache, und schließlich vertauschten die Spanier ihre malerische Nationaltracht mit der ernsten Toga. Bald wurden sie von den Römern zu Staatsämtern zugelassen. Im Jahr 70 n. Chr. erhielten sie von Vespasianus das römische Bürgerrecht, und es gelang ihnen, den Fremden, den Besiegten, den Stuhl der römischen Imperatoren zu besteigen. Das kaiserliche Diadem krönte des edlen Trajan Stirn. Hadrian, Marc Aurel und der große Theodosius waren Spanier, die die Glorie Roms vermehrten. Aus diesen barbarischen Stämmen der Celten und Iberer gingen Ritter des Geistes hervor, die sich ihren römischen Meistern wohl an die Seite stellen konnten. Männer wie Seneca, Lucian, Martial, Quinctilianus, hervorragende Namen der römischen Literatur, waren Spanier. Schon nannten die Spanier sich Römer und schienen mit diesen zu einem Volke zu verschmelzen.

Doch Roms Stern war im Untergehen begriffen. Die Völkerwanderung brach herein, und die Barbarenstämme des Nordens wälzten sich unaufhaltsam vorwärts. Nichts hemmte ihren wilden Siegeslauf, sie durchbrachen die Felsenwälle der Pyrenäen, überschwemmten das schöne Land und stritten in endlosen Kämpfen untereinander um seinen Besitz, bis endlich die Westgothen, der edelste und gebildetste Stamm unter den eingedrungenen Barbaren, den Sieg davon trugen und die übrigen Stämme verjagten.

Mit der Herrschaft der Westgothen hatte zugleich das Heidenthum den letzten Stoß erhalten, und das Licht des Christenthums drang bald bis in den entferntesten Winkel Spaniens. Die Kirche begann in den Vordergrund zu treten. Die Klöster, deren Mauern hinreichenden Schutz vor dem Waffengetöse boten, wurden Pflanzstätten der Wissenschaften und Künste, allerdings vorläufig nur in beschränktem Maße; denn nur solche Künste und Wissenschaften fanden Einlaß, die der Theologie dienten oder wenigstens in irgend welchem Zusammenhang mit der Religion standen, wie lateinische Grammatik, da die lateinische Sprache Kirchensprache war, Prosodie, Dialektik, Astronomie, Musik, Arithmetik u. s. w. Blindlings aber wurde von den Geistlichen Alles verdammt, was an römisches Wesen erinnerte. Die römischen Schulen gingen unter, das Lesen heidnischer Bücher war bei schwerer Strafe verboten; unter den plumpen Händen dieser germanischen Barbaren fiel Alles in Trümmer, was edelste Bildung aufgebaut, und es vergingen Jahrhunderte, ehe man es wagte, was von jenen großen Schätzen classischer Intelligenz übrig geblieben war, aus

Schutt und Staub ans Licht zu ziehen, um Herz und Geist daran zu erfreuen. — Es wurde finster in Spanien zwischen dem fünften und elften Jahrhundert, finsterer als irgendwo anders in Europa. So groß war die Unwissenheit der Geistlichen im Allgemeinen, daß ein Bischof beim Papst anfragen durfte, ob es erlaubt wäre, Männer, die sonst weiter nichts wüßten, als daß Jesus Christus gekreuzigt worden, zu Priestern zu weihen.

Anerkennenswerth unter der westgothischen Regierung ist die Veranstaltung einer umfassenden und tüchtigen Gesetzgebung, das Erscheinen verschiedener werthvoller historischer Bücher und der Schutz und die Aufmunterung, die einige der westgothischen Könige Dichtern und Gelehrten zu Theil werden ließen. Immerhin gehörten, wie gesagt, die Westgothen zu den gebildetsten und aufgeklärtesten Stämmen unter den germanischen Barbaren. Das Reich der Westgothen blühte ein und ein halbes Jahrhundert in Spanien und ging dann allmälig seinem Verfall entgegen, welcher durch Streitigkeiten der Fürsten untereinander herbeigeführt und durch die Verkommenheit aller sittlichen Zustände befördert wurde.

Inzwischen waren die Araber in Nordafrika eingedrungen, hatten es unterworfen und drangen bis an die Säulen des Hercules vor. Da trat ihnen der Statthalter Julian entgegen, der siegreich gegen Musa, den großen Feldherrn der Araber, den Ort behauptete. Julian hatte eine schöne Tochter, die von dem Westgothenkönig Roderich geliebt wurde; sie erwiderte seine Liebe nicht, und er bemächtigte sich ihrer mit Gewalt. Da, von Zorn und Rache entbrannt, verband sich Julian mit den Arabern und führte sie selber nach Spanien. In einer großen, ungeheuren Schlacht, die nach der Sage acht Tage und acht Nächte dauerte, wurde Roderich völlig aufs Haupt geschlagen, und mit ihm stürzte das westgothische Reich in Trümmer. Die Araber aber ergossen sich nun wie ein Strom ins Land, drangen überall siegreich vor, Verheerung, Tod, Entweihung in ihrem Gefolge, und die Einwohner flohen vor ihnen in die Gebirge.

Im Morgenlande wurde die Khalifenfamilie der Ommajaden verjagt. Abderrhaman, ihr letzter Sprößling, entfloh, kam nach Spanien, wurde hier von seinen Anhängern als Herrscher aufgenommen, und Cordova ward der Sitz seines Khalifats. Nachdem sein Haus 300 Jahre geherrscht, ward es gestürzt, und die arabische Macht zerfiel in verschiedene kleine Gebiete, die ihre Herrschaft nur dadurch zu erhalten vermochten, daß sie von Zeit zu Zeit Hülfsschaaren aus Afrika herbeiriefen. — Welch' bewunderungswürdigen Heldenmuth, welche unglaubliche Zähigkeit und fromme Zuversicht offenbarten die Spanier Jahrhunderte hindurch in diesem verzweiflungsvollen Kriege! Mit Staunen und Bewunderung hat die Geschichte diese Vernichtungskämpfe in ihr Buch verzeichnet, Kämpfe, in denen Mauren und Christen sich Zoll für Zoll den schönen Boden Spaniens streitig machten, bis endlich nach fast acht Jahrhunderten der Halbmond in den blutgetränkten Staub sank, und das heilige Kreuz von der Alhambra über das Land erglänzte.

Glaube und Vaterland waren die Losungsworte, für die Spanien sein edelstes Blut verströmte, und durch Jahrhunderte war das Dasein dieser Nation wie ein einzig märchenhaftes Abentheuer. — Viele Schaaren edler Christen hatten sich vor den erobernden Mauren in die asturischen und cantabrischen Berge zurückgezogen; von da brachen sie von Zeit zu Zeit hervor, gewannen immer mehr Terrain, und Schritt für Schritt mußten die Araber vor ihnen zurückweichen, weiter und weiter.

Einer der gefeiertsten Helden in diesen Kämpfen war Pelajo, dem die Sage fabelhafte Thaten zuschreibt; nicht minder gepriesen aber durch die castilianische Volkspoesie ward Fernan Gonzalez, der Stifter von Castiliens Größe.

1085 wurde Toledo, die alte Hauptstadt des Königreichs, wieder erobert, 1118 Saragossa. Im Jahre 1000 hatte Sancho der Große beinahe die ganze christliche Macht in Spanien unter seinem Scepter vereinigt, die bis dahin in viele kleine Besitzungen zerfallen war, deren Nebeneinanderbestehen durch die, das Land zerreißenden Gebirgszüge

begünstigt wurde. Nach Sancho's Tode wurde das Land unter seine Söhne vertheilt, deren zweiter, Ferdinand I., Castilien erhielt. Dieser erhob Castilien zum Königreich, und unter ihm wurde der Abgott Spaniens, der Schrecken der Mauren, der ritterlichste der Ritter, Rodrigo Diaz de Bivar, der große Campeador, genannt der Cid, zur guten Stunde geboren.

Die ganze Macht der Araber drängte sich zuletzt in Granada zusammen, bis im Jahre 1492 auch dieses, ihr letztes Bollwerk fiel. Ihre Herrschaft in Spanien hatte damit ein Ende, und nach fast achthundertjährigen Kämpfen wurden die Einheimischen die Herren ihres eigenen Landes.

Der Einfluß der Araber auf die Einwohner Spaniens war bedeutend und nachhaltig, obgleich er sich auf eine andere Weise geltend machte als der der Römer. Diese wollten Spanien romanisiren, während Jene in bewunderungswürdiger Toleranz nicht daran dachten, den Spaniern ihre Religion, Sprache oder Sitte aufzudrängen, obgleich vielfache Liebes- und Verwandtschaftsbande unter ihnen geschlossen wurden. Jedem der beiden Völker galt es als heiligste Pflicht, seinen Glauben und Stamm rein zu erhalten vor jeder Vermischung, und sie übten diese Pflicht mit sorgfältiger Strenge; auf anderen Gebieten aber mußten sich ihre Sitten und Anschauungen um so mehr vermischen und durchdringen, da eine große Anzahl spanischer Christen, die mit ihren Lehnsherren unzufrieden waren, an den Hof der ommajadischen Khalifen zogen, dort Ehre und Ruhm zu erwerben, während umgekehrt Schaaren von Saracenen an den christlichen Höfen spanischer Regenten lebten.

Abderrhaman hatte aus dem Morgenlande her Schätze von Kunst und Wissen eingeführt, die, von Spaniern und Mauren in Gemeinschaft gepflegt, dergestalt zunahmen, daß die pyrenäische Halbinsel bald für den Sitz arabischer Kunst und Wissenschaft galt. Einer der Nachkommen Abderrhaman's, Elkahem II., war ein begeisterter Mäcen für Dichter und Gelehrte, die er aus allen Ländern an seinen Hof rief, und die im edlen Wettstreit mit dem Adel des Landes sich um den Ruhm wissenschaftlicher und dichterischer Leistungen bemühten, ganz im Gegensatz zu dem übrigen Europa, das im zehnten Jahrhundert von solchen Erfolgen noch nicht träumte. Siebzehn hohe Schulen hatten die Araber, und die Bibliothek des Escurial, von der leider im Jahre 1671 8000 Bände verbrannten, enthielt Schätze von Poesie. In allen Zweigen der Dichtkunst, vielleicht die dramatische ausgenommen, waren ihre Leistungen ausgezeichneter Art, und ihre Bauwerke erregen noch heut Staunen und Bewunderung durch ihre kraftvolle Kühnheit und phantastische Pracht. Das Studium ihrer Sprache ward eifrig von den Spaniern betrieben, und in arabischer Sprache zierlich zu sprechen, zu schreiben und zu dichten, gehörte zur guten Erziehung eines jungen spanischen Ritters.

Besonders hatte sich in den letzten Zeiten der maurischen Herrschaft in Granada unter ihren ritterlichen Königen ein eigenthümlich poesiereiches Leben entwickelt, voll romantisch zarter Liebesinteressen und dichterischer Erregung.

Aber alle diese unschätzbaren Vortheile, die der Verkehr mit den Arabern den Spaniern bot, vermochten nicht den heiligen Zorn zu unterdrücken, den jedes spanische Herz empfand, so lange noch ein Fuß der Ungläubigen ihr schönes Land entweihte, und mitten aus ihren Kämpfen heraus vernehmen wir die ersten Klänge ihrer volksthümlichen Dichtung, die frommes Entzücken athmen über die vereinten Triumphe des Schwertes und des Kreuzes.

Von den Arabern entlehnten die Spanier den kühnen Schwung der Phantasie, den glänzenden Bilderreichthum in ihrer Poesie, die Weichheit und die Süßigkeit der Sprache, die ihren strengen Ernst milderte; von den Germanen den Idealismus, das mystische Element, den Hang zum Ueberspannten, Schwärmerischen und den Tiefsinn. Ihrer Verwandtschaft mit den Germanen waren sie sich übrigens so sehr bewußt, daß es lange Zeit ein herkömmlicher Gruß des Spaniers an die Deutschen war: »Somos hermanos« (wir sind

Brüder). Diese Elemente, der ursprünglich reichen Begabung des Volkes zugesellt, schufen eine Poesie, so reich und wunderbar, wie sie kaum bei einer anderen Nation anzutreffen ist. Die wissenschaftliche Literatur vor dem elften Jahrhundert hat keine Errungenschaften von irgend welcher Bedeutung oder Tragweite aufzuweisen — eine Erscheinung, die sich wohl am einfachsten durch die andauernden Kriege erklärt, die alle Kräfte in Anspruch nahmen und diejenige Muße nicht aufkommen ließen, welche Nachdenken und Forschungen erheischen.

Desto eifriger aber regte sich der dichterische Geist in dem Heldenvolk. War doch in Spanien das Ritterthum schon an und für sich eine Poesie in der Wirklichkeit, und jede ruhmvolle That einem Gedichte gleich. In der That, nirgend kam das Ritterthum in so reiner Blüthe zur Geltung wie in Spanien, nirgend hat es sich so lange und in so glanzvoller Vereinigung mit Patriotismus und heroischer Selbstverleugnung erhalten. Denn als in anderen Ländern die Ritter kampfesmüde längst die Schwerter niedergelegt, schwangen die Spanier voll glühender Kriegslust sie noch immer über den Häuptern der Saracenen, und mit dem Kampfe und mit dem Siege wuchs ihre Begeisterung und ergoß sich in Liedern.

Glaube, Ehre, Liebe, das war eine heilige Dreieinigkeit, die ihr Leben nach allen Richtungen hin erfüllte, ihr Handeln bestimmte und sich in ihren Dichtungen spiegelte. An seinem Glauben aber hielt der Spanier mit solcher Inbrunst fest, weil er ihn immer mit der Freiheit zugleich in blutigen Schlachten hatte erkämpfen müssen. Der Weg zur Kirche führte über die Leichen seiner Vorfahren, und jedes kleine Kreuz am Wege war auf blutgetränktem Boden gepflanzt. Die Kirche weihte durch die Hand des Priesters das Schwert der Streitenden, und sein Mund segnete ihr Thun und schürte das Feuer ihrer Kampfbegeisterung. Wie dies im Verhältniß zu den Saracenenschaaren kleine Häuflein Christen zuletzt siegreich aus den Kämpfen hervorging, grenzt ans Wunderbare.

Nächst Gott aber diente der Spanier seinem Herrn und König mit hingebender Treue und unverbrüchlichem Gehorsam. In den ersten Zeiten der Kriege wählte das Volk den König aus seiner Mitte. Er war sein Feldherr, sein Anführer in der Schlacht; er führte das Volk zum Siege oder ging ihm voraus in den Tod. Später bildete sich aus den Rittern, die im Kampfe die Ersten waren, der eigentliche Adel, ricos-hombres genannt.

Nächst der Tapferkeit, die durch Turniere noch genährt und gestärkt wurde, waren Großmuth, Gastfreundschaft und Edelsinn hervorstechende Züge im spanischen Ritterthum. In der kurzen Ruhezeit, die der Krieg den Spaniern gönnte, wurden die Mauren von ihnen mit ritterlicher Artigkeit behandelt; man gab sich gegenseitig glänzende Turniere, und die Feinde wurden nicht selten zu Gastfreunden.

Ferner ist als ein wesentlicher Bestandtheil des Ritterthums die Verehrung für das weibliche Geschlecht anzusehen, eine Verehrung, die sich bei den Spaniern zur Exaltation steigerte. Es war, als sähen sie in jeder Frau einen Abglanz der Jungfrau Maria, als wäre durch sie das ganze Geschlecht geadelt worden. Diese ehrerbietige Scheu wurde wohl dadurch noch vermehrt, daß sich die Frauen sehr selten und nur bei besonders festlichen Gelegenheiten den Männern zeigten, dann aber in höchstem Schmuck und größter Schönheit. Es war ein Frevel, sie zu bedrängen, ein Frevel, sie nicht zu schützen, wenn es Noth that; ein Ruhm aber, für sie im Turnier eine Lanze zu brechen, ein Ruhm, wenn es galt, ihre Ehre zu beweisen, für sie im Zweikampf zu sterben. Die jungen Knappen, wenn sie den Ritterschlag erhielten, mußten einen Eid leisten, in dem sie versprachen: „Die Wahrheit stets zu reden und Recht zu behaupten, die Religion, ihre Diener und Tempel, Schwache und Unvermögende, Witwen und Waisen, unschuldige Frauen und deren guten Namen zu vertheidigen und Ungläubige zu verfolgen."

In diesem achthundertjährigen Kampfe lebte jeder Spanier, als wäre er geboren, für Kirche, Vaterland und Liebe zu sterben. Aus diesen Grundzügen ihres Lebens ergiebt sich

die Bildung ihres Charakters von selbst. Tapferkeit, Edelmuth, Freiheits- und Heldensinn, tiefe Religiosität und Königstreue werden den Spanier immer auszeichnen; er ist stolz bis zum Hochmuth, ehrliebend bis zur Ueberspanntheit, mäßig, verschwiegen, ein treuer Freund. Doch wie der Einzelne die Fehler seiner guten Eigenschaften hat, so auch ein Volk. Eine solche Intensität der Gläubigkeit, ein so überspanntes Ehrgefühl müssen zu Absurditäten und Exaltationen ungewöhnlicher und schlimmer Art führen. So ist der Spanier auf der anderen Seite abergläubisch, leicht zur Grausamkeit geneigt, eifersüchtig, verschlossen, argwöhnisch, indolent und stolz auf Rang und Geburt; so stolz und hochmüthig, daß lange Zeit jede gewerbsmäßige Thätigkeit in Spanien für verächtlich galt, so daß im Jahre 1781 die Akademie zu Madrid eine Preisaufgabe stellte, um beweisen zu lassen, daß die nützlichen Gewerbe nichts Ehrenrühriges enthielten.

Meißner schildert das Volk in seinen Gegensätzen sehr treffend. Er sagt: „In diesem Lande geboren, und unter seinen Orangen aufgewachsen, und von seinem feuerreichen und tief und ernst durchglühenden Weine begeistert, konnte das Volk nicht anders, als einen ernsten, würdigen und festen, ächt nationalen und tiefpoetischen Charakter haben. Edler, männlicher Stolz, ernste Würde im Reden und Thun, aber von südlicher Gluth durchflammt, nicht gezwungen, bei dem Reichthum des Landes mit zu harten, niederdrückenden Sorgen des Lebens sich zu befassen, und darum empfänglicher für die geistigen Güter der Menschheit, Glaube und Kunst; — südlicher, romantischer Geist, aber dabei höchst national und ebenso individuell, selbstständig und original, wie die Halbinsel selbst, das sind die vornehmsten Züge im Charakter des Spaniers. Er ist der wahre Dichter unter den Nationen, mit der kindlichen Einfalt und dem originalen excentrischen Stolze einer poetischen Natur. Er ist tapfer im Kriege, aber, wenn er gereizt ist, auch grausam, wie der erbitterte Löwe, und sein Zorn, vom afrikanischen, dauernden Feuer im Wein und in der Atmosphäre durchglüht, schrecklich. Er war allein fähig, das Ritterthum, die Chevalerie, so ernsthaft zu nehmen und so vollkommen auszubilden, als es bei ihm geschehen ist, so wie es uns nicht wundern darf, daß er, der Freie, vom Stolze der Ehre vor Allen Geleitete, seinen Nacken so unbedingt und sklavisch unter den Fuß der Damen, der Kirche und seines Königs beugte; daß er selbst die Fessel der Inquisition als einen zierlichen Halsschmuck mit Heiterkeit tragen konnte. Sein ganzes Leben wird zur Poesie, und darüber gar oft der prosaische Theil versäumt, so daß in dem gesegneten Lande Tausende in Dürftigkeit schmachten, der Staat bei seinen unermeßlichen Hülfsquellen höchst arm, und das Land kaum zur Hälfte so bevölkert ist als es sein sollte. Er nimmt nie die Sitten fremder Völker an und wird nie sehr nach Gemeinschaft mit ihnen geizen. Wehe dem Fremden, der ihn antasten und unterjochen will. Er flieht in seine Berge und kämpft von da ein Jahrtausend, bis er seinen Feind ermüdet hat und so bezwingt."

Wegen ihrer Originalität und ihrer pikanten phantastischen Darstellung lassen wir noch eine kurze Charakteristik des Spaniers von Bogumil Goltz folgen: „Um ein tiefes und anschauliches Urtheil über den spanischen Menschen zu schreiben," sagt Goltz, „muß man nicht nur Phantasie und Verstand zugleich in Bewegung setzen, sondern alle Musen und Dämonen anrufen; denn der Spanier ist zugleich der üppigste und frugalste, der feurigste und kälteste, der natürlichste und abnormste, der unergründlichste Charakter; — er ist ein Ungeheuer und ein Kind in einem Athem; ein blutdürstiger Dämon und der gewissenhafteste Christ; ein Querkopf und das Genie unter den Nationen. Es ist eine deutsche Redensart: „das kommt mir spanisch vor," und man griff sie nicht aus der Luft. Im Spanier sind die schroffsten Gegensätze wie in einem Volksmärchen oder uralten Liede zusammengetraut. Er ist das Beste für sich selbst, aber so wenig wie möglich für die Welt und für den Staat.

„Wer den spanischen National-Charakter studirt, dem klingt eine Musik im Kopfe, die er nie vernommen, und er weiß nicht, ob die Melodie oder das Instrument wunderbarer

ist, aber weder dieses noch der Sänger taugen für eine Orchester-Musik oder für einen Chor; denn in den bekannten Tonarten, Rhythmen und Modulirungen bewegt sich nichts. Der spanische Charakter gleicht der Alhambra, sie ist eine Baukunst ohne Wände und Regendach, eine Architektur, deren schlanke Säulen mit den Fontainen um die Wette aufsteigen, um ein phantastisches, in Farben glühendes Gewölbe und Schnitzwerk emporzutragen. Jeder Spanier zahlt allein mit seiner Person. Er ist romantisch unzugänglich, vereinzelt und ernst bis zur Melancholie; nicht selten ein Glaubensritter und Grübler, in welchem die Blüthe der Naturkraft mit dem christlichen Idealismus, ein Weihrauch von Ambra und wilden Walddüften sich vereint.

„Unwissenheit, Einseitigkeit, Schroffheit des Gemüthes und der ungezähmte Stolz aller naturwüchsigen Nationen, der Stolz der Urwald-Cedern, die erst hundert Fuß über der Erde ihre schattenden Aeste ansetzen, bilden in dem spanischen Volke Charaktere aus, die durch ihre schreckliche gefühllose Naivetät, im Vereine mit ihrer Willens-Hypersthenie, ihrer Opfer-Ekstase und ihren frugalen Leibern die Welt zu Grunde richten würden, wenn sie sich auf die Oekonomie und Mechanik verständen, mit denen man die Wirklichkeit besiegt, und wenn sie nicht wie feuerspeiende Berge in sich selbst verbrennten und sich mit ihrer eigenen Asche erstickten.“

Auch die Sprache eines Landes hängt mit der Bodeneigenthümlichkeit desselben und seinen historischen Verhältnissen zusammen, und sie erhält ihre eigenthümliche Physiognomie von dem Charakter des Volkes.

Die einheimische Sprache des Landes, wie sie zu der Zeit gesprochen wurde, als die Römer Spanien eroberten, wurde von diesen bis in den nördlichsten Winkel Spaniens zurückgedrängt, wo die Basken sie treu bewahrten und sie Escuara nannten. Heut ist sie zu einer Volksmundart geworden. Die spanische Sprache aber, eigentlich die castilianische, oder allgemein Romance genannt, hat sich zunächst aus der lingua romana rustica, einem verderbten Latein, gebildet, und sie ist das einzige von den verschiedenen Idiomen Spaniens, das in allen Theilen des Landes gleichmäßig verstanden wird. Die Zeit ihres Entstehens läßt sich natürlich nicht genau bestimmen; denn das Werden einer jeden Sprache geschieht so allmälig, daß es sich jeder Nachforschung entzieht. Gleichzeitig mit dem Ruhme und den Eroberungen der Castilianer verbreitete sie sich von den asturischen Bergen weiter hinunter ins Land, bis sie zuletzt alle übrigen Sprachen verdrängt hatte. Schriftliche Documente des castilianischen Romance lassen sich vor dem 12. Jahrhundert nicht nachweisen, woraus geschlossen werden muß, daß man sich vor dieser Zeit der lateinischen Sprache zum schriftlichen Ausdruck bediente. Außer dem Castilianischen bestehen noch drei Hauptdialekte in Spanien: in Valencia, Murcia, Catalonien und Limusin das Catalonische, auch Provencalische oder Limusinische genannt, das viele französische Elemente in sich aufnahm und auch mit geringen Veränderungen im Süden Frankreichs gesprochen wurde (die limusinische Sprache hat eine ganz eigene poetische Literatur aufzuweisen); ferner das Arragonesische (eigentlich nur ein Dialekt des Castilianischen) und das Galizisch-Portugiesische.

Selbstverständlich hat jedes der Völker, das den Geist Spaniens beeinflußte, auch in seiner Sprache eine tiefe Spur hinterlassen. So haben vor Allen Araber und Germanen eine große Anzahl vorhandener Wörter umgebildet und einen Reichthum neuer Wörter hinzugefügt. In vielen dieser Wörter erkennen wir noch heut den germanischen Ursprung z. B. haraldo = Herold, robar = rauben, flota = Flotte, rico = reich, fresco = frisch, rocin = Roß u. s. w. Auch finden sich im Romance einzelne Anklänge aus dem Hebräischen, Griechischen und der Zigeunersprache. Im Jahre 1011 wurden die gothischen Buchstaben abgeschafft und die lateinischen eingeführt, um eine Uebereinstimmung mit den übrigen Nationen zu erzielen. —

Die spanische Sprache ist vielleicht die schönste Europa's; es klingt darin etwas vom Heldensinn des Volkes, und es leuchtet in ihr von orientalischer Pracht. Voll und sonor sind ihre Vocale, wenn auch nicht so sanft und weich wie das Italienische. Kraft, Hoheit und melodische Fülle zeichnen sie aus.

Ludwig Clarus sagt über sie in seiner Darstellung des spanischen Mittelalters: „Wer für Spracheigenthümlichkeiten und Nüancirungen feineren Sinn hat, wird in dem castilianischen Idiome die Majestät und rauhe Schönheit der Sierras, welche seine Wiege umstanden, den Heldenmuth und Thatendurst der Männer, welche es zuerst sprachen, den hohen, einsamen, durch arabischen Anflug phantasiereichen Charakter des Spaniers und die siegende Kraft, welche die christlichen Königreiche allmälig hervorrief und vereinigte, wiedererkennen. Er wird inne werden, wie hier römisches und germanisches Wesen in einen edlen, einander zur Einheit durchdringenden Bund traten, wie sich arabischer Orientalismus jenen Elementen bescheidentlich zugesellte und die von ihnen erhaltene Erlaubniß folgsamer Fortexistenz zu verschönernder Eintracht gedeihen ließ. Deutsches fleißiges Leben nahm sich der lateinischen, fast todt gewordenen Schätze an und entwickelte sie zu neuer Herrlichkeit. Auf der anderen Seite ist die Sprache des Spaniers von hoher kirchlicher Würde. Bekannt, und in einem gewissen Sinne sehr richtig, ist Kaiser Karls V. Ausspruch, daß keine Sprache besser als das Spanische sich zur Unterhaltung mit Gott schicke. Ein erhabeneres Gewand leihet dem Worte Gottes wohl kaum ein anderes Idiom. Dabei ist die Sprache keineswegs ungefügig. Ihre Fülle, ihre Idealität, ihr Reichthum leihen zu kosenden Tändeleien so gut als zu schwungreichem Gedankenfluge erfolgreich ihre Mittel."

Und wie diese Schönheit und dieser Reichthum der Sprache in der castilianischen Poesie zur Geltung kam, davon liefern uns schon die Anfänge der spanischen Literatur den Beweis.

Erster Abschnitt.

Eintheilung der spanischen Literatur. — Volksthümliche Dichtungen.

Romanzen-Poesie.

Die Eintheilung der spanischen Literatur geschieht gewöhnlich so, daß man zwei Hauptperioden annimmt, von denen die erste von den frühesten Zeiten bis zur Regierung Karls V. reicht, die mit dem Schluß des sogenannten Mittelalters zusammenfällt; und die zweite von diesem Zeitpunkt bis auf die Gegenwart.

Die erste Hauptabtheilung gliedert sich wieder in zwei kleinere Epochen, deren erste von den frühesten Leistungen der castilianischen Poesie bis zur Regierung Johanns II. gerechnet wird.

Die Erzeugnisse dieser ersten Periode haben eine ganz und gar nationale Basis; sie sind durchaus volksthümlich, unmittelbar aus der Kampfbegeisterung, von der zur Zeit der Maurenkriege das ganze Volk erfüllt war, hervorgegangen. Als die erste einfache Grundform dieser volksthümlichen Dichtungen erscheint die Romanze, schlichter naturwüchsiger Heldensang, deren Verfasser sich ihrer poetischen Kraft wohl wenig bewußt waren. Die Romanzen mögen zwischen dem 10. und 12. Jahrhundert entstanden sein. Ja, es finden sich Reste von so alten, die bis in die ersten Zeiten der maurischen Kriege hinanreichen; doch da sie, weder geschrieben noch gedruckt, nur im Munde des Volkes lebten, sind sie natürlich in ihrer ursprünglichen Form nicht auf uns gekommen, und es scheint kaum angethan, sie am Anfang der spanischen Literaturgeschichte zu besprechen, da einzelne andere castilianische Dichtungen ihrer handschriftlichen Veröffentlichung vorangehen. Hielt man es aber auch nicht der Mühe werth sie aufzuschreiben, so waren sie doch der erste Hervortrieb des poetisch befruchteten Gemüths der spanischen Nation. Verlor sich auch ihre ursprüngliche Form, so lebt in ihnen doch immer noch der Geist, der im Anfang in der spanischen Poesie war, und der auf alle späteren Productionen wirkte.

Das erste in seiner ursprünglichen Form auf uns gekommene Denkmal castilianischer Poesie ist das Gedicht vom Cid (Poema del Cid). Doch finden sich in ihm schon Abweichungen von der alten, schlichten Art der Romanze, und der Einfluß der Troubadours macht sich darin geltend. Auch gewinnt die Form schon einen künstlerischen Anflug, während man bei den alten Romanzen, die nur naive Ergießungen einer begeisterten Stimmung waren, an keine Kunstform dachte. Wie bei allen Nationen, so finden wir auch bei den Spaniern, daß die Poesie der Prosa vorausgeht, und in der Poesie die epische der lyrischen.

Im Anfang ist die Poesie, und wie dem ersten sprießenden Grün im Frühling die besten Kräfte der Natur inne wohnen, so finden wir auch in diesen ersten Blüthen spanischer Poesie mehr kräftige, zarte, erhabene und treuherzige Empfindung, als vielleicht in der ganzen späteren Literatur. Eine Zeit, die der unsrigen an Aufklärung und Bildung so unendlich nachsteht, offenbart eine Tiefe und Größe des Gemüthes, die allen Zeiten zur Ehre gereichen würde.

Episch aber werden sich die ersten dichterischen Regungen eines Volkes immer gestalten. Denn so wie der Mensch in seiner Kindheit nicht in sich, sondern um sich schaut, so wendet sich auch ein Volk in seiner ersten Entwickelung der Außenwelt zu. Das, was unmittelbar um das Individuum her geschieht, erregt sein Empfinden und bestimmt sein Thun, und jede, auf diese Weise veranlaßte poetische Production kann dann nur die reinste Objectivität ausstrahlen, kann nur ein Reflex des Angeschauten sein. Keine Selbstbeschaulichkeit, keine Meditationen, keine künstlichen Formen trüben daher bei den alten Romanzen den Eindruck lieblicher Frische und herzgewinnender Naivetät. Dieselben athmen eine süße Einfalt, die nachzuahmen eine spätere Zeit sich vergeblich bemühen würde; denn wenn die Kindheit schwindet, ist's mit dem objectiven Schauen der Dinge vorbei, und Begriffe und Formen stellen sich ein.

Wir dürfen deshalb in diesen alten Poesien nicht großen lyrischen Schwung, nicht kühne Bilder und geistreiche Wendungen suchen; es sind nur kindlich poetische Erzählungen, voll ernster Natürlichkeit und edler Einfachheit, originelle Productionen eines wenig erleuchteten Volkes, das es liebte, zu erzählen und erzählen zu hören. Ihren Stoff bildete die Geschichte selbst, die Geschichte von ihren Helden und deren Thaten, von ihren Siegen und ihrem Tod. Nicht Einzelne schufen diese Romanzen; das ganze Volk dichtete sie für das ganze Volk, und darum enthalten sie den ganzen Glauben, das ganze Wissen und Fühlen des Vaterlandes. Ihre Kraft, sagt Rosenkranz, lag darin, aus der Wirklichkeit das Element herauszuheben, in welchem sich die geistige Bedeutung des Gegenstandes concentrirte. Weil dieses ohne Reflexion geschah, so übt eine solche unbefangene Skizzirung den höchsten Reiz. Eine besondere Anregung zum Produciren von Romanzen mag darin gelegen haben, daß man am Grabe der Könige Trauergesänge anstimmte, in denen die Thaten der Verstorbenen erzählt und gefeiert wurden.

Auffallend unterscheiden sich diese ersten Volkspoesien der Spanier von denen anderer Nationen dadurch, daß ihnen alle Zauber- und Wundergeschichten fehlen, alle mythologischen und märchenhaften Elemente. Aus der Dämmerung ihres Naturlebens treten uns keine Göttergestalten entgegen, in ihren Wäldern rauscht es nicht von Dryaden und Elfen, und ihre düsteren Berge sind geisterlos. Die Geschichte nur, ohne allen phantastischen Beigeschmack, höchstens mit einem Anflug sagenhafter Idealisirung, ist der Stoff ihrer ersten Dichtungen. Es verliert diese Thatsache ihre Sonderbarkeit, wenn man bedenkt, wie früh Spaniens ganze Thätigkeit durch die endlosen Kämpfe um seine Existenz in Anspruch genommen war. Zuerst hatten die fremden Völkerstämme, die, nach langen Wanderungen in Spanien ausruhend, selbst keine neue Mythen und Sagen mitbrachten, den Zusammenhang und die Entwickelung der mythologischen Anschauungen bei den Spaniern unterbrochen; und allmälig erlosch die Erinnerung an ihre früheste Vergangenheit vor der derben Realität der Gegenwart, und der gebieterischen Forderung der kämpfenden Betheiligung eines Jeden an der werdenden Geschichte. Die Vergangenheit konnte für ein Volk keinen Reiz haben, das im Begriff war, einen neuen Staat aus neuen Elementen zu bilden.

Ein anderer gewichtiger Grund dieses Mangels aller märchenhaften und mythologischen Elemente in den Volksdichtungen der Spanier liegt in der frühen Ausbreitung des Christenthums unter ihnen, an das sie sich mit so gläubiger Andacht schlossen, daß davor nicht nur jedes Interesse an heidnischen Vorstellungen schwand, sondern auch jede, selbst rein künstlerische, Theilnahme daran ihrer Strenggläubigkeit als Ketzerei galt. Die glühende Verehrung

des einen lebendigen Christengottes schloß selbst die poetische Erinnerung an längst begrabene Heidengötter aus. Zum Glück hatten es die Spanier nicht nöthig, in die Vergangenheit zu schauen, um ihre Vorstellung mit dichterischen Bildern zu erfüllen. War doch ihre Tagesgeschichte so voll wilder Romantik und ergreifender Gewalt, daß sie nur Herz und Auge zu öffnen brauchten, um in poetischer Begeisterung zu erglühen; und sie gaben sich dieser Poesie und dieser Begeisterung mit um so größerer Liebe hin, da kein anderes Interesse wissenschaftlicher oder künstlerischer Art sie in Anspruch nahm.

Daß diese epischen Dichtungen fast alle von auffallender Kürze sind, liegt wieder in der athemlosen Hast ihrer Existenz, in der jeder Ruhepunkt nur eine Vorbereitung zu neuer Anstrengung war und die Stetigkeit und Ausführlichkeit nicht zuließ. Sie ergriffen mit Wärme und Lebhaftigkeit, was sie zunächst umgab, selbst die unbedeutendsten Situationen, und stellten sie in ihrer schlichten, oft rauhen Weise dar, deren größter Vorzug in einer bewunderungswürdigen Gedrängtheit lag, die in wenig Worten viel zu sagen weiß. Weil nun aber diese Dichtungen, in der Gegenwart wurzelnd, von einem Volk verfaßt waren, das die Leiden und Herrlichkeiten dieser Gegenwart lebhaft empfand, konnten sie nicht wohl ganz frei von subjectiver Gemüthsstimmung sein, deren Aeußerung ihnen eine leichte lyrische Färbung gab; man sprach ihnen aus diesem Grunde das Recht ab, rein epische Dichtungen zu sein, und wies ihnen ihren Platz unter den episch-lyrischen an. Ferdinand Wolf, der die Romanze ein historisches Volkslied nennt, veranschaulicht den Unterschied zwischen dem reinen Epos und dem episch-lyrischen Gedicht durch ein schönes Bild. Das ursprüngliche reine Epos nennt er den in vage Erinnerungen an die Vergangenheit sich ruhig versenkenden Abendtraum nach dem Untergange der Sonne, das lyrische Volkslied aber den Schatten des vorwärts eilenden Tagesgestirns.

Die Form der Romanzen war so durchaus einfach, daß sie sich kaum von der Prosa des gewöhnlichen Lebens unterschied. Gewöhnlich nimmt man an, daß ihre erste Form die der Redondillen war, die wegen ihres ausschließlichen Gebrauchs für die Romanze auch versos de romances genannt wurden. Redondillen aber hießen alle Gattungen trochäischer Verse von sechs und acht Silben. Die Reime ließ man oft beliebig fort, oder wandte statt ihrer den unvollkommenen Reim oder die Assonanz (asonancia) an, im Gegensatz zu dem vollkommenen Reim (consonancia). Die Assonanz, eine rhythmische Form, die sich nur bei den Spaniern findet, besteht im Gleichlaut des Vocals in der vorletzten Silbe des letzten Wortes im zweiten und vierten Verse; in einzelnen Romanzen aber enthält jeder Vers eine Assonanz. Bei längeren Gedichten reiht man zwei Redondillenverse an einander und nennt diese dann Verse höherer Kunst (versos de arte mayor).

Kein Volk hat mehr Romanzen aufzuweisen als das spanische. Schon die Zahl der gedruckten ist außerordentlich groß; und wie viele mögen völlig vergessen sein, oder noch ungeschrieben nur im Gedächtniß des Volkes leben! Für diese umfangreiche Romanzenliteratur liegt der Grund einmal in dem, durch Kämpfe und Siege gesteigerten Nationalgefühl des Spaniers, der sich getrieben fühlte, seine Helden zu preisen. Ein anderer Grund lag in der Fruchtbarkeit des Bodens, der für kleine Mühe großen Gewinn bot. Nicht im Schweiße seines Angesichts braucht der Spanier sein Feld zu bestellen, und sein Geist, unermüdet von körperlicher Anstrengung, kann sich in Mußestunden idealen Bestrebungen hingeben, der Poesie, der Kunst. Und schließlich war es die Leichtigkeit der Form, die jedem, selbst dem völlig Ungebildeten, das Romanciren gestattete, so daß selbst Frauen und Kinder von dieser edlen Kunst nicht ausgeschlossen waren. Lope de Vega sagt in einer seiner Komödien: «Estos romances nacen al sembrar los trigos» (diese Romanzen entstehen beim Säen des Getreides). Schwerlich hätte Lope seine zahllosen Komödien in Versen schreiben können, hätte er sich den Regeln moderner Metrik fügen müssen. Die Liebe des Volkes für den Inhalt jener alten Romanzen übertrug es auch auf ihre Form;

und viele spätere Dichter benutzten diese Form, um ihren Productionen Eingang beim großen Publicum zu verschaffen.

Daß die Romanzen in ihrer ursprünglichen Form sich nicht erhalten konnten, ist schon angeführt worden. Aus dem Herzen des Volkes entsprungen, wurden sie von ihm im Gedächtniß treu bewahrt und pflanzten sich so durch Traditionen fort von Geschlecht zu Geschlecht. Natürlich mußten sie auf diese Weise sich im Lauf der Zeit sehr verändern; man ließ beliebig Stellen fort oder setzte andere hinzu; für einen vergessenen Ausdruck wurde ein anderer eingeschoben, und mit der fortschreitenden Zeit wechselten Sprache und Redeweise. Sehr bald bildete sich ein besonderer Stand von Sängern (Joglares genannt), die die Romanzen mit Guitarren-Begleitung dem Volke vortrugen. In kurzer Zeit wurde die Zahl dieser Sänger so groß, und sie betrieben ihre Kunst mit so grober Handwerksmäßigkeit, daß man sie verachtete und ihre Kunst zur Bänkelsängerei herabsank.

Lange Zeit hindurch hatten Gelehrte und Literatoren die Romanzen mit großer Geringschätzung behandelt. Der Marques von Santillana, ein namhafter spanischer Schriftsteller, theilte die spanische schöne Literatur in „poesia sublime (erhabene Poesie), otra media (mittlere) und otra baja (niedere Poesie);" und unter dieser letzten verstand er die kunstlosen Romanzen, von denen er glaubte, daß sie nur dem Pöbel gefallen könnten. Wir brauchen nicht zu sagen, wie sich der gute Marques täuschte! Längst sind seine sogenannten poesias sublimes, Sternschnuppen gleich, die einen Moment die Blicke der Umstehenden anziehen, vergessen, während die verachteten Volkspoesien noch heut in ungetrübtem Glanz als ächte Sterne der spanischen Dichtkunst leuchten.

In die verschiedenen Liedersammlungen vor dem 16. Jahrhundert wurden sie als zu roh und kunstlos nicht aufgenommen; erst im Anfang des 16. Jahrhunderts erscheinen zuerst einige von ihnen in fliegenden Blättern (pliegos sueltos) und bald darauf eine größere Zahl in den allgemeinen Liedersammlungen des Fernandez de Constancia und Hernando del Costilla. Das Interesse an den Romanzen stieg und äußerte sich bald in einer wahren Sammelwuth. Im Jahr 1550 gab Nevan de Nagera in Saragossa eine Romanzensammlung heraus (Silva de romances), die wichtiger und anziehender ist als alle später erschienenen Sammlungen, da der größere Theil der in ihr enthaltenen Romanzen aus dem Munde des Volkes selbst gesammelt ist. Dieses Romanzenbuch traf so zündend die Gemüther Aller, daß mit jedem Jahre neue, vermehrte Auflagen erscheinen mußten, und zuletzt wurde es in dreizehn Theilen herausgegeben und enthielt weit über tausend Romanzen.

Es war damals eine glanzvolle Zeit für Spanien. Ein Theil Italiens war erobert, Amerika, die neue Welt, war für Spanien entdeckt und überschüttete es mit nie geahnten Schätzen, und Spanien war in der That damals das Reich, von dem seine Herrscher mit Recht sagen konnten, daß die Sonne darin nicht unterginge. Ein Rausch des Patriotismus ergriff Alle; der gegenwärtige Ruhm erinnerte sie an den vergangenen, und wieder ertönten alte und neue Heldenlieder zum Klang der Guitarre auf Straßen und Märkten bei Nacht und Tag.

Es erschienen in der Folge mehr und mehr Romanzensammlungen unter verschiedenen Namen und verschiedenen Inhalts: einige, die nur ganz volksthümliche Dichtungen brachten, und andere, deren Inhalt vorwiegend aus Erzeugnissen der Kunstpoesie bestand. Aber aus diesen Sammlungen genau zu ermitteln, welche Romanzen ächt und volksthümlich, und welche, in einer späteren Zeit entstanden, nur Nachahmungen sind, scheint unmöglich. Der einzig wahrscheinliche Maßstab für die Aechtheit und Volksthümlichkeit einer Romanze bleibt die Einfachheit und die naive Würde der Erzählung. In neuester Zeit haben auch gelehrte Deutsche, getrieben von ihrer Liebe für Volkspoesie, spanische Romanzen in Sammlungen herausgegeben; so Jacob Grimm (Silva de romances), F. Wolf, Depping und

Andere; Wolf und Huber haben umfassende und vortreffliche wissenschaftliche Forschungen über die Romanzenpoesie der Spanier angestellt und sie in großartigster Weise gewürdigt.

Eine Eintheilung der Romanzen, die durch ihre große Zahl geboten scheint, sei es ihrem Alter oder ihrem Inhalt nach, ist außerordentlich schwierig, da die Entstehungszeit der einzelnen Romanzen, wie schon erwähnt, sich bei den wenigsten nachweisen läßt und ihre Stoffe oft so elastischer Art sind, daß sie ebenso der einen wie der anderen Gruppe zugetheilt werden können, jede Entscheidung also für eine bestimmte Eintheilung mehr oder weniger willkürlich sein muß. Wir schließen uns hier dem Verfahren Deppings an, als dem einfachsten und am wenigsten ins Detail gehenden, und theilen die Romanzen ein in historische, Ritter- und maurische Romanzen; alle übrigen aber, die nicht in diese drei Rubriken passen, bilden eine vierte Abtheilung, die vermischten Romanzen.

Historische Romanzen.

Lope de Vega nennt die Romanzen Iliaden ohne Homer; und in der That finden wir von der Zerstörung des westgothischen Reichs unter Roderich bis zur Eroberung von Granada nicht einen hervorragenden Zug aus der Geschichte Spaniens, den uns die alten Romanzen nicht mit größter Treue und Objectivität aufbewahrt hätten. Sie entstanden aus dem Verlangen des Volkes, sich selbst in seinen Helden und seiner Geschichte zu verherrlichen; denn diese Helden waren aus seiner Mitte hervorgegangen, waren von seinem Fleisch und Blut, dachten und fühlten wie es selbst, und das Volk selbst saß „am sausenden Webstuhl der Zeit," und lieferte die Geschichte. Jeder neue Tag erzeugte eine neue That, und jede That eine Romanze. So bilden diese Romanzen wesentliche Momente für die Kenntniß und Würdigung spanischer Geschichte und spanischen Lebens, und wirklich haben namhafte Historiker bei Darstellungen des spanischen Mittelalters aus diesen Quellen reichlich geschöpft. — Die historischen Romanzen sind die ältesten, volksthümlichsten und zahlreichsten, und in all' ihre Melodien fällt das Gerassel der Schwerter; in ihnen spiegelt sich vor Allem der Kampf und Sieg einer erhabenen Gottes- und Freiheitsidee gegen wilde Eroberungslust fremder Unterdrücker. Sie entbehren jedes Schmucks der Formen und der künstlerischen Ausmalung der Situationen und erzählen mit großer Einfachheit und Präcision die angeschauten Thaten, und nur insofern idealisirt, als sie auf ein geliebtes Haupt oft die Thaten Vieler häufen. Es war ein freies Volk, das der Spanier, und dies Bewußtsein durchströmte ihre Lieder mit reiner, frischer Lebensluft. Wie mußte das Gefühl der Ehre und der Tapferkeit wach erhalten und immer von neuem mächtig angeregt werden in einem Volk, das mit diesen Liedern aufgewachsen war, mit deren Melodien man die Kinder schon in Schlummer sang!

Natürlich hatte das Volk unter seinen Helden Lieblingsgestalten, die es wieder und wieder pries, so daß wir dieselben Thaten und dieselben Menschen in den verschiedensten Romanzen und in den mannigfaltigsten Variationen besingen hören. Zu diesen Lieblingen der Nation gehören vor Allem der Cid und Bernardo del Carpio. Wir zählen die Romanzen, die ihre Thaten besingen, zu den historischen, wenngleich nach der Meinung etlicher Kritiker die Gestalt des Cid nur halb aus der Dämmerung der Sagenwelt heraustritt, die des Bernardo aber sich noch ganz im geheimnißvollen Dunkel der Fabel verliert. Mag diese Annahme auch vollkommen richtig sein, in keinem Fall geschieht dadurch der historischen Bedeutung jener Romanzen irgend ein Abbruch.

Was den Cid betrifft, so erklärt Masdeu in seiner kritischen Geschichte Spaniens fast Alles, was uns Romanzen und Geschichtschreiber von ihm überliefert haben, für unwahr; ebenso Aschbach (Geschichte Spaniens und Portugals zur Zeit der Almoraviden und Almohaden), der ihm jedoch trotz aller Anzweiflungen die Ehre der Eroberung von Valencia läßt.

Johannes von Müller aber, Huber und Wolf (Letzterer in den Wiener Jahrbüchern LIX.) brechen eine Lanze für den historischen Cid. Wer ernsthaft diese Bücher studirt hat, wird nicht an der Existenz des Cid und seiner Heldenkraft zweifeln können. Freilich ist die historische Wahrheit schwer von dem zu trennen, was Volksglaube und Poesie verschönernd hinzugethan; doch mögen auch einzelne Thaten und Schicksale aus dem Leben des Cid nur der Dichtung angehören, immer bleibt er ein Volksheld sondergleichen.

Die Existenz des Bernardo del Carpio ist in der That nicht festgestellt.

Ferdinand Wolf sagt, indem er von ihm spricht, sehr treffend darüber: „Es liegt durchaus nichts daran, ob eine Person dieses Namens wirklich existirt hat oder nicht; sie ist aber durchaus eine nationale Gestalt, der unter einem bestimmten Namen und gegebenen Verhältnissen personificirte Nationalcharakter, und wenn nicht Ein Spanier, so gewiß ein Spanier, und ist als solcher nicht nur eine wirkliche, sondern auch eine historische Existenz."

Es ist in diesen Romanzen nicht ein Zug, der nicht dem Volkscharakter entspräche, der nicht ein Ausdruck der Gesammtheit wäre. Andere besonders bevorzugte Stoffe sind die Schicksale des Königs Roderich, der tragische Tod der Infanten von Lara, die Thaten des Fernan Gonzalez, des Stifters von Castiliens Größe, und die Kämpfe und Eroberung von Granada.

Die größte Anzahl von Romanzen hat uns das Leben des Cid geliefert, dem, wie ein Schriftsteller sagt, unter jedem Tritt eine Romanze emporsprießt, so daß die Lieder, die ihn verherrlichen, eine bis ins Kleinste ausgeführte Geschichte seines ganzen Lebens bieten; auch hat man sie schon im Anfang des 17. Jahrhunderts der Reihenfolge nach in einem besonderen Buche zusammengestellt, das jedoch nicht mit dem schon früher erwähnten Poema del Cid (Gedicht vom Cid) zu verwechseln ist, welches nur die Thaten seiner letzten Jahre schildert. Außerdem wird das Leben des Cid noch in einer in Prosa geschriebenen Chronik und in einem alten lateinischen Gedicht erzählt.

Das Buch der Cid-Romanzen, dasselbe, das von Herder so vortrefflich, wenn auch nicht ganz im Geist der alten spanischen Dichtung, bearbeitet ist, beginnt mit der Klage des Diego Laynez, des Vaters des Cid, der vom Grafen Lozano beschimpft, durch sein Alter verhindert wird, Rache zu nehmen. Er läßt seine Söhne rufen und bindet ihnen die Hände. Sie dulden es still bis auf Rodrigo, der die Bande mit flammendem Antlitz zerreißt. Da erkennt Diego ihn für den würdigsten seiner Söhne und überträgt ihm das Amt der Rache; und Ruy tödtet den Grafen, wenngleich er Ximene, seine schöne Tochter, liebt, die seine Leidenschaft erwidert. Von ihr beim Könige verklagt, wird er verurtheilt, sich zum Kampf auf Leben und Tod zu stellen, zum Gottesgericht; aber Niemand findet sich, mit ihm zu kämpfen. Bald darauf fallen die Mauren mit großer Uebermacht ins Land, Furcht und Schrecken bemächtigen sich des Königs, Rodrigo aber erkämpft glänzende Siege und macht fünf maurische Könige zu Gefangenen. Da erhält er den Namen Cid Campeador (Herr und Kämpfer), der König umgürtet ihn eigenhändig mit einem kostbaren Schwerte, die Königin hält sein Pferd am Zaume, die Infantin Urraca schnallt ihm die goldenen Sporen an, und als höchsten Preis erhält er seine geliebte Ximene zur Gattin.

Dies ist der Theil seiner Geschichte, dem Corneille den Stoff zu seinem berühmten Trauerspiel verdankt. Der König Ferdinand starb, nachdem er das Reich unter seine Söhne vertheilt hatte, was die Veranlassung zu neuen Kämpfen war, an denen sich der Cid zu Gunsten Sancho's, der Castilien geerbt hatte, betheiligte.

Sancho starb aber sehr bald bei der Belagerung von Zamora, wahrscheinlich auf gewaltsame Weise, und ihm folgte Alfons VI. Alfons, sonst ein frommer und weiser Fürst, mochte von der Größe und dem Ruhme des Cid sich gedrückt fühlen; er vergaß aller der Dienste, welche der Cid dem Vaterland erwiesen, und verbannte ihn, und mit dieser Ver-

bannung beginnt das alte Gedicht vom Cid, aus dem wir nachher von den letzten Thaten des Cid hören werden.

Nächst dem Cid ist Bernardo del Carpio ein Haupt-Repräsentant des spanischen Charakters, und in einer langen Reihe von Romanzen wird sein Heldensinn, seine Würde und sein edler Stolz gepriesen. Der Graf Sancho von Saldaña hatte mit der Schwester des Königs von Leon, Alfons des Keuschen, in einem Liebesverhältniß gestanden, und Bernardo war beider Kind. Alfons ließ im Zorn über die Schmach seiner Schwester den Grafen in ein Gefängniß werfen, und Bernardo wird, fern von seiner Vaterstadt, in Asturien erzogen. Als er erwachsen ist, verrichtet er im Dienste Alfons' Heldenthaten gegen fränkische Uebermacht, und, da er das Geheimniß seiner Geburt erfahren hat, bittet er zum Lohn dafür um die Freilassung seines Vaters. Nachdem der König ihn einige Zeit mit Versprechungen hingehalten hat, läßt er dem Grafen die Augen ausstechen. Neue Siege ermuthigen Bernardo zu neuen Bitten; doch der König läßt den Grafen heimlich im Gefängniß tödten, und der herbeieilende Bernardo umarmt die Leiche seines Vaters. Rührend sind die zärtlichen Klagen, in die der unglückliche Sohn ausbricht. Doch jetzt empört sich sein Herz gegen das unmenschliche Verfahren, und sein tapferer Arm rächt an dem König sein zerrissenes Herz.

Die Romanzen über Bernardo gaben späteren Zeiten einen reichen Stoff zu Schauspielen, Erzählungen und verschiedenen Heldengedichten.

Eine andere höchst anziehende Romanzenreihe ist die von den sieben Infanten von Lara.

Gonzalo Bustos, ein castilianischer Ritter, hat sieben Söhne. Auf der Hochzeit eines Schwagers entsteht ein Streit zwischen ihnen und der Schwägerin, in Folge dessen die sieben Jünglinge in einer Waldschlucht von den Mauren umgebracht werden. Ihr Vater Gonzalo aber geräth durch schnöden Verrath in die Gefangenschaft des Königs von Cordova. Die Schwester des Königs schenkt ihm ihre Liebe, und er erzeugt mit ihr einen achten Sohn, Mudarra, der, erwachsen, seinen Vater und seine Brüder blutig rächt.

In allen geschichtlichen Romanzen sehen wir, wie um eine hervorragende Persönlichkeit sich alles Uebrige gruppirt; alle sind sie eine Darstellung des Volksglaubens und Volksbewußtseins, die uns durch ihre objective Naivetät und reine Frische entzückt. Wir theilen hier einige historische Romanzen mit.

Rittersinn*).

„Schmählt mich nicht, wenn ich die Rache
Kühn vollführt nach Recht und Pflicht,
Ihr ernanntet mich zum Richter,
Bin ich gleich noch fast ein Kind.

„Habt aus allen mich erlesen,
Die an Reife größer sind,
Daß ich über Thaten richte,
Ueber Thaten gut und schlimm.

„Hängt' ich jenen schurk'schen Räuber,
Scheltet nicht vermessen mich,
Denn solch' ehrenlos Verbrechen
Stempelt jeden Mann zum Wicht.

„Räche mich in vollstem Ernste,
Streite wegen Possen nicht,
Die für Kämpfer um die Ehre
Nimmer hatten ein Gewicht.

„Und bedenkt, daß, sei's im Ernste,
Sei's im Scherze, das Gericht
Immer sei 'ne feste Lanze,
Ungebeugt, die nimmer bricht.

„Wahrheit ist der Treue Tochter,
Fest und starr, trotz Scherz und Spiel
Ohne Wandel immer, ewig,
Gleich dem Fels trotz Fluth und Wind.

„Ich gedenke eines Wortes,
Das mein Ahn — im Himmel ist
Seine Seele — oft mir sagte,
Dies vernehmet nun von mir:

„„Schon in früher, zarter Jugend
Lerne jeder Edle dies:
Nimmer von dem Recht zu weichen
Und zumeist bei Scherz und Spiel.““

„Und ich that auch diesmal also,
Recht war's, denk' ich sicherlich,
Folgt' ich dem verehrten Ahnen,
Den für brav ein Jeder hielt.“ —

Diese Worte sprach Rodrigo,
Der vor seinem König kniet,
Angesichtes seiner Kläger
Und er zählt zehn Jahre nicht.

*) Wir theilen diese und die später folgenden Romanzen in Uebersetzungen von Herder, Diez, Duttenhofer, Huber, Geibel und Heyse mit.

Diego's Trauer.

Diego Lainez saß in Trauer
Ob des reichen Hauses Schande,
Das Iuigo, das Abarca
Ueberstrahlt an Glanz und Adel.

Und er sieht, daß ihm gebreche
Kraft und Macht für seine Rache,
Die der hochbetagte Greis
Nicht mehr selbst sich kann verschaffen.

Da verschmäht er alle Speise,
Kann bei Nacht nicht ruhig schlafen,
Nicht den Blick vom Boden wenden,
Aus dem Haus zu gehn nicht wagen,

Noch mit seinen Freunden sprechen,
Denen er nicht gönnt die Sprache,
Da er fürchtet, sie beleid'ge
Sein von Schmach beladner Athem.

Wie er sitzt mit schwerem Herzen,
Brütend ob des Schimpfes Makel,
Kommt ihm, zu versuchen endlich
Noch ein Mittel, der Gedanke.

Seine Söhne läßt er rufen,
Läßt kein Sterbenswörtchen fallen;
Bei der edeln zarten Rechten
Faßt er alle nacheinander —

Nicht, um chiromant'scher Weise
Ihre Linien zu betrachten,
Denn solch' schlechten Zauberkünsten
War er fern als echter Spanier. —

Ehrgefühl verleiht ihm Kräfte;
Trotz der altergreisen Haare,
Trotz des kältern Bluts im Herzen,
Trotz erstarrter Sehn' und Ader,

Faßt er sie nun so gewaltig,
Daß sie rufen: „Herr, o laß es!
Was beginnst du, Herr, was willst du?
Wir vergehen, laß uns fahren!" —

Schon erstorben ist sein Hoffen,
Als er den Rodrigo faßte;
Doch trägt oft ein Zweiglein Früchte,
Wo du nimmer sie erwartest. —

Funken sprühen seine Augen
Gleich Hyrkaniens wildem Panther,
Und er spricht voll Wuth und Trotzen
Dieses Wort zu seinem Vater:

„Laßt uns, ha! zur schlimmen Stunde,
Ja, zur schlimmen Stunde fahren!
Wärst du nicht der Vater, Worte,
Worte wären mir zu schwach zur Rache.

„Wühlte dir im Eingeweide
Mit der Hand hier, mit der nackten,
Würgte dich mit meinen Fingern
Statt mit edler Ritterswaffe!" —

„Seelensohn," so spricht vor Freude
Weinend nun zu ihm der Alte,
„Sohn, dein Grimm verscheucht den meinen,
Und dein Zorn hat mir gefallen.

„Im Verfechten meiner Ehre,
Die, o Sohn, in Staub zerfallen,
Wirst nicht du sie wieder schirmen?
Zeige kühn die Kraft des Armes!"

Und er giebt ihm seinen Segen
Und erzählt ihm seine Schande.
Mit dem Schwert erschlug er jenen,
So beginnend große Thaten.

Die Sühnung.

Weinend ruht Diego Lainez
Tiefgebeugt an seinem Tische,
Denkend seiner harten Schmach,
Bittre Thränenfluth vergießend.

Und es gähret in dem Alten,
Unruhvoll sind seine Sinne,
Denn die Sorg' um seine Ehre
Schafft ihm tausend Kümmernisse.

Schau, mit des Erschlagnen Haupt
Kommt Rodrigo hergeschritten,
Hält es hoch am langen Haare,
Das von schwarzem Blute triefte.

Und am Arm zupft er den Vater,
Daß er wach' aus seinem Sinnen;
Und er spricht zu ihm die Rede,
Voll Frohlocken des Vollbringens:

„Sehet hier das gift'ge Unkraut,
Das Eu'r Leben hat verbittert!
Hebt empor das Haupt, mein Vater,
Oeffnet, Vater, Eure Blicke;
Eure Ehre, so gestorben,
Bracht' ich in das Leben wieder.

„Seht, das Mal ist abgewaschen,
Und der Feind, nicht stolz mehr blickt er,
Seine Hand ist keine Hand mehr,
Seine Zunge Zunge nicht mehr.

„Ich hab' Euch gerächt, o Herr,
Diese Rache, sie ist sicher,
Weil ich kämpfte mit dem Recht,
Mußt' ich ja doch bleiben Sieger!" —

Doch er denkt, der Alte träume;
Doch der Alte träumet nimmer,
Nur von übervielen Thränen
Sieht er tausend Bilder flimmern.

Endlich hebt er seine Augen,
Die von Trauern fast erblindet,
Und erkennt den Todfeind nun
Todtenblassen Angesichtes.

„Seelensohn, o mein Rodrigo!
Decke zu dies Haupt, verbirg es,
Soll ich nicht zum Felsen werden —
Denn wie die Meduse blickt es.

„Würde dann mein Herz zersprengen
Von der Lust gewissen Sieges,
Und ich sänke, eh' ich danken
Dir noch könnte, todt darnieder.

„Ha, verruchter Graf Lozano,
Ha, gerächt hat mich der Himmel,
Und mein Recht, das ehrlich gute,
Hat dem Sohne Kraft verliehen! —

„Nimm nun Speise, lieber Sohn,
Setz' dich obenan zu Tische;
Wer den Hauptfeind schlug zu Boden,
Soll bei mir zu Häupten sitzen."

Und sie wendet dann ihr Flehen
Laut zu jenen Großen allen,
Und als Keiner wagt zu folgen,
Ruft sie aus: „Ihr Herrn, übt Rache!"

Ximena.

Großer Lärm hat sich erhoben,
Waffen klirren, Stimmen schallen,
Im Palaste dort in Burgos,
Wo die Edeln sind versammelt.

Aus dem Zimmer geht der König,
Mit ihm gehen seine Granden,
Als am Thore des Palastes
Sie Ximena Gomez fanden.

Und sie rauft das Haar und weinet
Um den Grafen, ihren Vater,
Ob Rodrigo de Vivar,
Der dort steht mit blut'ger Lanze.

Und sie sehn den stolzen Recken
Glüh'nden Blicks, von Kühnheit strahlend,
Und sie hören dort Ximena,
Wie sie ruft das Wort der Klage:

„Recht gewähre mir, o König,
An Verräthern gieb mir Rache,
Oder deine Söhne mögen
Dir zum Preise solches wagen.

„Wer das Recht nicht wahrt und schirmet,
Nicht verdient den Königsnamen,
Soll nicht Brod vom Tischtuch speisen,
Nicht bedient von Edelknaben.

„Schau, dies Wort sagt dir die Tochter
Der Barone hoch erhaben,
Die Pelayo einst verfochten
Mit den Castilian'schen Fahnen.

„Wär' ich auch nicht diese, dennoch
Müßtest mit gerechtem Arme,
Mit der Kraft und Macht des Hohen
Schutz gewähren allen Schwachen. —

„Du Rodrigo, wüth'ger Schlächter!
Stoße nur die blut'ge Waffe
Hier in diese schwache Brust,
Die sich beut dem harten Schlage.

„Schone nicht das Weib, Verräther!
Mich, Verräther, mich erschlage!
Schau', Ximena Gomez fleht
Gegen dich gerechte Rache.

„Hast den Ritter, der der beste
Von den besten war, erschlagen,
Den Vertheidiger des Glaubens
Und Almanzor's Schreck und Schaden!

„Nicht genug ist's, schlechter Bube!
Daß du mich mit Schmach beladen
Um den Tod, Verräther, fleh' ich,
Nicht verwehre dies der Armen." —

Und Ximena sieht Rodrigo
Stumm nur stehen, stumm nur starren,
Nun das Roß beim Zügel nehmen
Und sich schwingen in den Sattel.

Die Ausforderung.

Und Ordoñez sitzt zu Pferde,
Aus dem Lager sprengt der Ritter,
Hei, wie gleißt die starke Rüstung,
Auf dem glänzend schwarzen Thiere!

Ob dem Tode seines Königs
Er den Städtern Kampf entbietet,
Jenen schlug Bellido Dolfos,
Sohn des Dolfos, des Bellido:

„Fehde sei Euch, Zamoraner,
Als Verräthern niedern Sinnes,
Fluch sei allen Euren Todten,
Den Lebendigen da drinnen,

„Fluch den Männern, Fluch den Weibern,
Fluch den ungebornen Kindern,
Fluch den Großen, Fluch den Kleinen,
Fluch den Großen, den Gebietern,

„Fluch den Brunnen, Fluch den Bächen,
Fluch dem Fleische, Fluch den Fischen!"
Merkt euch wohl, was auf die Rede
Don Gonzalo hat erwidert:

„Welch' Schuld ist an den Alten?
Welche Schuld an Weibern, Kindern?
Wie verdient den Fluch das Kind,
Das noch nicht das Licht erblickte?

„Warum fluchest du den Todten,
Und den Bächen und den Thieren?
Wohl bekannt ist Euch, Ordoñez,
Müsset das Gesetz wohl wissen,

„Wer 'ne Stadt so grimmig fordert,
Streiten muß er mit fünf Kriegern." —
Doch der Ritter spricht dagegen:
„Seid Veräther all' da drinnen."

Diese fünf Romanzen sind in der Form der Urschrift von Dr. S. M. Duttenhofer übersetzt.

Der Cid vor Zamora.

[Der Cid, im Auftrag des Don Sancho, macht der Infantin die Festung Zamora streitig; die Stadt ist eben im Begriff sich zu ergeben, als Donna Urraca am Fenster erscheint und also spricht:]

„Weg da, weg da, Don Rodrigo,
Stolzer Castilian'scher Held!
Wohl noch solltest du gedenken
Jener Zeit, die nun so fern,
Da am Sanct Jacobus Altar
Du zum Ritter wardst bestellt,
Da vom König, deinem Schutzherrn,
Du zum Pflegsohn wardst erklärt,
Da mein Vater dir die Rüstung,
Meine Mutter gab das Pferd,

Ich dich schmückte mit dem Goldsporn,
Daß du höher wär'st geehrt:
Denn ich wollte dich zum Gatten,
Was mein Unglück hat verkehrt,
Da du mit Graf Gomez Tochter,
Frau Ximena, dich vermählt.
Reichthum hat sie dir gegeben,
Hoheit hätt' ich dir geschenkt;
Gut vermählt bist du, Rodrigo,
Besser noch wär'st du vermählt,
Hast statt einer Königstochter
Des Vasallen Kind gewählt." —
„Weg da, weg da, meine Mannen,
Ihr zu Fuß und Ihr zu Pferd:
Denn es traf vom platten Thurme
Ein Geschoß mich eben jetzt,
Dessen Schaft ohn' Eisenspitze
Doch das Herz mir tief verletzt!"

Sehr alte Romanze, von Diez getreu übersetzt.

Der Schwur.

[Der König Sancho fiel vor Zamora durch Meuchelmord. Alfonso, sein Nachfolger, kam in den Verdacht der Mitwisserschaft und durfte nach dem Gesetz den Thron nicht besteigen, ehe er sich durch einen Schwur von dem Verdacht gereinigt hatte; Niemand aber wagte ihm den Schwur abzunehmen als der Cid.]

Sant Agueda, dort auf Burgos,
Schaut die Edeln in der Runde,
Die den König schwören lassen,
Weil ermordet war sein Bruder.

Don Rodrigo nimmt den Schwur,
Don Rodrigo, jener Gute,
Hält ihm vor 'ne Eisenkette,
Nimmt die Armbrust von der Schulter,

Hält das Crucifix erhoben
Nebst dem Evangelienbuche.
Und die Worte sind so heftig,
Wird dem König bang zu Muthe:

„Bauern mögen dich erschlagen,
Keiner von erlauchtem Blute,
Keiner von Castiliens Gauen,
Von Oviedo, von Asturien,

„Nicht mit Pfeifen, nicht mit Lanzen,
Mit Heugabeln dich verwundend,
Ha, mit hornbeschlagnen Messern,
Nicht mit Dolchen reich verguldet;

„Tragen Stiefeln nicht mit Spitzen,
Tragen grobe Bauernschuhe,
Tragen weder Sammt noch Spitzen,
Tragen wollne Regenkutzen;

„Tragen Hemden nicht aus Flandern,
Nein, von grobem werg'nem Tuche,
Reiten nicht auf Mäulern, Rossen,
Reiten nur auf Eselstuten;

„Haben nur 'nen Strick als Zügel,
Nicht ein Leder schön bebuckelt;
Tödten dich auf öder Haide,
Nicht in Städten, nicht in Burgen;

„Reißen aus der linken Seite
Dir das Herz lebendig zuckend,
Giebst du nicht auf diese Frage
Reinster Wahrheit strenge Kunde:
Ob du gabst einst den Befehl,
Daß ermordet ward dein Bruder."

's war die Rede so gewaltig,
Daß der König schweigend stutzte;
Und zum König sprach ein Ritter,
Der ihm ist ein Waffenbruder:

„Guter König, schwört ihm nur,
Hegt ob solchem Schwur nicht Kummer;
Wer verweist dem Papst die Kirche?
Wer zeiht Kön'gen Schuld des Blutes?"

Und der König schwört den Schwur,
Weil er solche Schuld nicht wußte,
Aber nachher sagt er schnell,
Heiß entglommen, zorn'gen Muthes:

„Schlimm, Rodrigo, bös, Rodrigo!
Sind die Worte solchen Schwures,
Die du sagtest deinem König,
Statt mit Handkuß ihm zu huld'gen.

„Weiche, Cid, von meinen Landen,
Ritter du solch bösen Blutes,
Sei verbannt ein volles Jahr,
Von dem Tage, von der Stunde." —

„So gefällt mir's," sagt der Cid,
„So gefällt mir's," sagt der Gute,
„'s ist der erste Thronbefehl,
Der entfloh dem Königsmunde;
Bannst mich auf ein Jahr; auf viere
Weich' ich vom castil'schen Grunde."

Und schon weicht vom Königshause
Cid, der Held, voll Rittertugend,
Und dreihundert folgen ihm,
Edle Ritter span'scher Jugend;

Keiner hat ein graues Haar,
Alle sind sie kräft'ge Junker,
Und sie halten scharfe Lanzen
In den Fäusten hochgeschwungen;

Alle tragen an den Tartschen
Rothe Troddeln, reich verguldet,
Und schon weiß, wo er sein Lager
Schlagen soll, der Cid, der muth'ge.

Waffenweihe.

Cid, der brave Campeador,
Den Gott segne und erhalte,
Zu Cardeña in der Clause
Des San Pedro steht er Wache;

Denn ein guter Christenritter
Muß mit seiner Kirche Waffen
Seine Brust umhüllen fest,
Wenn er siegen will im Kampfe.

Donna Elvira, Donna Sol,
Seine schönen Töchter, wallen
Mit der Mutter im Verein,
Reiche Opferspende tragend.

Als die Messe war gelesen,
 Nun sich Abt und Mönche nahen,
 Um die Fahne sein zu segnen,
 Wo das Kreuz, das rothe, prangte.

Wirft den Mantel von der Schulter,
 Zeigt den Leib im Waffenglanze,
 Nimmt die Fahne bei dem Schaft,
 Und dies Wort Rodrigo sagte:

„Heil'ge, hochgeweihte Fahne,
 Schau, dich führt ein Castilianer,
 Der vom König ist verwiesen
 Und beweint vom Vaterlande.

„Jener hat das Ohr geliehen
 Schlimmen Lügen des Verrathes,
 Gab die Ehre Preis, verflucht
 Von dem Volk und seinen Granden!

„Wenn die Kön'ge sich an schlechter
 Gleißner Schmeichelreden halten,
 Finden schlechten Lohn die Ihr'gen,
 Müssen fort ins Elend wandern.

„Don Alfonso! Don Alfonso!
 Vom Sirenensang Umgarnter,
 Wirst du schlafen sonder Ende?
 Weh dir, wenn du nicht erwachest!

„Hast Castilien mir verboten,
 Weil ich dort so lang gerastet,
 Weil ich war der Schufte Schrecken,
 Ward zu enge mir dein Spanien.

„Gott verhäng's, daß deine Zinnen
 Ohne meinen Arm nicht fallen!
 Du, der fühlst, beschimpfst mich; deine
 Mauern weinen, daß ich wandre.

„Doch bei meinen Ritterpflichten,
 Schwör' ich zu dir alle Lande,
 So ich nun gewinnen werde
 Mit dem Schwerte, mit der Lanze.

„Denn Verrätherei benenn' ich,
 Wenn Vasallen üben Rache
 An dem König; Unglück dulden
 Ist des edeln Blutes Sache." —

Diesen Eidschwur spricht der Cid,
 Der Ximena freudig nahend,
 Seine Töchter dann umarmend,
 Die in stummem Weinen harren.

Das letzte Geleit.

Aus dem alten Hinterthürchen,
 Welches nimmer ward geschlossen,
 Schau, 's kommt eine rothe Fahne
 Und Dreihundert hoch zu Rosse.

In der Mitte der Dreihundert
 Ist ein Katafalk erhoben,
 In des Katafalkes Innern
 Ist ein Sarg von eichnen Bohlen;

Und in dieses Sarges Höhle
 Ruht der Körper eines Todten,
 Der des Don Hernando Arcas,
 Eines großen Heldensohnes.

Um ihn weinen hundert Jungfraun,
 Jede eines Edeln Tochter,
 Sei's im vierten Grad, im dritten,
 Alle sind verwandt dem Hohen,

Die nennt ihren lieben Vetter,
 Ihren Bruder die den Todten,
 Jenen ist Hernando Schwager,
 Andern ein verehrter Onkel,
 Mehr als alle weint Urraca
 Ob Hernando schmerzbeklommen.

Schaut, der alte Don Gonzalo,
 Wie er spricht ein Wort des Trostes:
 „Ha, was weint Ihr, zarte Jungfraun?
 Warum habt Ihr Klag' erhoben?

„Weinet, Mädchen, nicht so bitter,
 Laßt die Thränen nimmer rollen,
 Denn noch bleiben mir vier Söhne,
 Ist auch dieser mir gestorben.

„Hat das Leben nicht im Spielhaus,
 Noch beim Zechgelag verloren;
 Starb am Walle von Zamora,
 Wo die Ehre er verfochten.
 Mit den Waffen in der Hand
 Schaut' er in das Aug' des Todes."

Der Todtenritt.

Cid, der Gute, ist gestorben,
 De Bivar, der Held geheißen;
 Gil Diaz, sein treuer Diener,
 Thut nun nach des Herrn Geheiße:

Balsamirt den Leichnam ein,
 Den so todesstarren, steifen;
 Doch sein Antlitz hat noch Färbung,
 Schön ist noch im Tod der Greise.

Reich in Locken fällt sein Bart,
 Hell die offnen Augen gleißen,
 Nicht erscheint er als ein Todter,
 Als ein Lebender erscheint er.

Daß er aufrecht sich erhalte,
 Fügt's Gil Diaz so mit Fleiße:
 Setzt den Körper auf den Sattel,
 Fügt am Rücken eine Scheibe,
 Eine andre an der Brust,
 Und befestigt an den Seiten
 Seine beiden Arme fest.

Fügt am Hinterhaupt ein Eisen,
 Wohlverhüllt, und unterm Barte,
 Daß der Körper aufrecht bleibe,
 Sammt dem Kopf ein zweites ein,
 Also muß er aufrecht scheinen.

Schon zehn Tage sind vergangen,
 Als Rodrigo ward zur Leiche,
 Und da schmücken sich die Krieger,
 Um die große Schlacht zu streiten,
 Mit Bucar, dem Mohrenkönig,
 Und sein Hundevolk von Heiden.

Als es war um Mitternacht,
 Nehmen sie die Heldenleiche,
 Setzen sie auf den Babieça,
 Fest sie bindend wohl mit Fleiße.

Sitzt da aufrecht, sonder Wanken,
Ganz lebend'gen Rittern gleichend.
Weiß und schwarz verzierte Hosen
Liegen straff ihm an den Beinen,
Und sie gleichen ganz den Schienen,
Die er trug in jedem Streite.

Ziehen an ihm die Gewänder,
Zugesteppt auf beiden Seiten,
Hängen fest ihm um den Schild,
Wo im Blauen Wolken kreisen.

Setzen ihm von Pergament
Eine Mütze auf den Scheitel,
Fein gemalt, so daß ein Jeder
Glaubt, sie wär' ein Helm von Eisen.

In die rechte Hand Tizona
Binden sie, das Schwert, das feine,
Wunderbar, wie wenn erheben
Er es schwingen wollt' im Kreise.

Don Geronimo, der Bischof,
Auf der einen Seite reitet,
Auf der andern der Gil Diaz,
Der Babieça's Zügel leitet.

Und des Helden Banner schwingend
Stolz Pedro Bermudez schreitet,
Mit sich führt er kühne Kämpe,
Viermal hundert edle Reiter,
Hinter ihnen kommt die Nachhut
Mit der gleichen Zahl von Streitern.

Und die starken Krieger wallen
Vorwärts mit Rodrigo's Leiche,
Mit der edeln Leiche gehen
Hundert Hüter voll von Eifer.

Hinter ihm geht Frau Ximena,
Von der Frauen Schaar begleitet,
Und sechshundert edle Ritter
Geben stolz ihr das Geleite.
Keine zwanzig, denkt der Feind,
Gehn so still und gehn so schweigend.

Längst verließen sie Valencia,
Als der Tag beginnt zu scheinen;
Alvar Fañez war der erste,
Der die Lanze stürmend einlegt
Gegen des Bucar Genossen,
Gegen jene grimmen Heiden.

Schau, 'ne Mohrin, schön und herrlich,
Sieht er da vor sich erscheinen,
Mit den Pfeilen aus dem Köcher
Schießt sie tüchtig wie ein Meister,

Stern der Bogen der Türkei
Ist das wilde Weib geheißen,
Weil sie trifft so schnell und sicher,
Schwirren ihr vom Bogen Pfeile.

Diese Heidin war die erste,
Die der Schaar entgegenreitet,
Mit noch hundert starken Mädchen,
Kühn im Kampfe sonder Gleichen.

Die vom Cid, sie stürmen an —
Alle müssen sie erbleichen.
Schaut Bucar die grause Schlacht
Mit den Kön'gen manches Heiden,
Tief verwundert, voll von Staunen,
Wie die Schaar der Christen streitet.

Siebzigtausend Ritter kommen,
Wie bestürzt die Mohren meinen,
Alle weiß als wie von Schnee,
Und es führet sie ein Einz'ger,
Größer, stärker als die andern,
Auf 'nem weißen Pferde reitend,
Auf der Brust ein rothes Kreuz,
Hoch das weiße Banner kreisend,
Feuergleich in seiner Rechten
Vor dem Feind sein Degen gleißte.
Groß ist ihre Niederlage,
Lebend fliehn sie all' ins Weite.

Und Bucar mit den Genossen
Muß vom Felde fliehend weichen,
Flieht vom Felde nach der See,
Wo die dunkeln Schiffe weilen.

Keiner kann im Sturm entfliehn
Vor des Cid viel kühnen Streitern,
Alle sind im Meer ertrunken,
Die verschont der Ritter Eisen,
Wohl zehntausend an der Zahl,
Nicht läßt sie entfliehn die Eile.

Von den Kön'gen sterben zwanzig,
Nur Bucar, er kann enteilen,
Und der Christ gewinnt die Zelte,
Die von Gold und Silber reichen.
Von der ungeheuren Beute
Wird der Aermste selbst ein Reicher.

Und sie gehen nach Castilien,
Wie der gute Cid geheißen,
Und sie kommen nach Cardeña
Zu San Pedro's Haus, dem heil'gen,
Und hier muß des Cid Gebein,
Den ganz Spanien ehrt, verbleiben.

Die Bestattung.

's ist Bucar, der Mohr, besiegt
Sammt dem ganzen Heidenheere,
Von der Schaar des guten Cid
Zu Valencia auf dem Felde.

Und sie ziehen nach Castilien,
Denn es hat der Cid geendet,
Und er reitet den Babieça
Dem zur Seite ritt manch Edler.

Keine Waffen trägt der Cid,
Tücher sind's, die ihn bedecken,
Wer nicht weiß, er sei gestorben,
Hält den Ritter noch für lebend.

Wenn sie halten, um zu rasten,
Heben sie den Cid vom Pferde,
Aufrecht bleibt er dann im Sattel
Noch erstarrt vom Tode stehen.

Und Ximena nun, die Gute,
Heimwärts ihre Boten sendet
Zu des Helden Anverwandten,
Daß sie kommen, ihn zu ehren,
Seinen Eidamen zugleich,
Die da führen hohe Scepter.

Während die Verwandten reisen,
Alvar Fañez also redet:
„Seinen Leichnam, den geprief'nen,
Müßt Ihr auf die Bahre legen,
Ihn mit goldnen Spangen zieren
Und mit Purpur überdecken."

Doch Ximena will es nicht,
Und sie spricht das Wort dagegen:
„Herrlich ist er noch zu schauen,
Seht, sein Auge glänzt so sprechend,
Und ich will, es bleibe so;
Aendert nichts, ihn niederlegend,
Denn es freut die Schwiegersöhne
Und die Töchter dieses Helden,
Ist er nicht versenkt ins Grab,
Sitzt er da, als wär' er lebend."

Allen hat es wohlgefallen,
Was die edle Frau geredet.
Und Don Sancho und Garcia
Nun dem Cid zur Seite gehen;
Alle kommen zu einander
Bei Olmedo halben Weges.

Und von Aragon der König
Seine Ritter ihnen sendet,
Und verkehrt vom Sattelbogen
Hängt der Schild bei jedem Recken,

Tragen lange schwarze Mäntel,
Traurig, langsam sich bewegend,
Ihre Mützen aufgeschnitten,
Wie die Castilianer pflegen.

Donna Sol mit ihren Damen
Sieht man tief verschleiert gehen,
Wollen weinen, bitter klagend,
Doch die edle Mutter wehrt es;
Also hat's der Cid befohlen,
Also soll's gehalten werden.

Und der König mit der Gattin
Beide vor die Leiche treten,
Küssen ihm die Hände Beide,
Wundern sich, ihn so zu sehen,
Denn er scheint nicht todtengleich,
Nein, in voller Kraft des Lebens.

Von Castilien, jenem Reiche,
Viele wandern, ihn zu sehen,
Don Garcia kommt, der König,
Der im Reich Navarra herrschte,
Mit ihm geht sein hold Gemahl,
Tochter jenes Cid des Edeln.

Küssen nun dem Cid die Hände,
Ihre heißen Thränen quellen,
Und sie wallen nach San Pedro,
Daß ihm dort ein Grabmahl werde.

Als dem guten Don Alfonso
Kunde ward davon gegeben,
Kommt er schleunig nach Cardeña,
Von Toledo weg sich wendend.

Die Verwandten des Rodrigo
All' ihm nun entgegengehen;
Und des Cid erhabnem Leichnam
Ehre viel der König spendet.

Und er will, man soll die Leiche
Nimmer in die Gruft versenken,
Nein, das Schwert in seiner Hand
Hochgeschmückt zum Altar legen.
Also ruht der lange Zeit,
Länger wohl als ein Jahrzehent.

Ein Wunder.

In San Pedro zu Cardeña
Liegt der Cid auf seiner Bahre,
Jener nie besiegte Sieger,
Nie durch Mohren, Christenlanzen.

Auf Befehl des Don Alfonso
Liegt er neben dem Altare
Auf der prächt'gen Bank, geschmückt
Mit viel reichen Festgewanden.

Sein Gesicht ist nicht bedeckt,
Würde zeigend, Hoheit strahlend,
Als ein ehrenreicher Held
Und umwallt vom weißen Barte.
Und sein gutes Schwert Tizona
Liegt zur Seite seiner Tartsche.

Doch nicht scheint er todt, man glaubte,
Lebensblut fließt durch die Adern.
Also liegt er balsamirt
In der Kirche sieben Jahre,
Jedes Jahr zu seiner Ehre
Pilger nach Cardeña wandern.

Um die Leiche sein zu schauen,
War einst vieles Volk versammelt,
Doch es stehn die Leute draußen,
Niemand an Rodrigo's Bahre,
Ganz allein liegt seine Leiche,
Niemand naht sich dem Altare.

Tritt ein Jud' in die Capelle,
Nähert sich dem Leib des Tapfern,
Denkt bei sich in tiefster Seele,
Also zu sich selber sagend:
„Mein! ist das Rodrigo's Leiche,
Den sie rühmen, preisen Alle,
Sagen, als er lebte, durft' ihn
Keiner rupfen an dem Barte?

„Ei, jetzt will ich ihn dran rupfen,
Will ihn mit den Händen packen,
Ist doch wahrlich todt, jetzt wird er
Sich zu wehren bleiben lassen!
Will doch sehen, was er mache,
Ob mich Schrecken wird erfassen."

Und die Hand streckt aus der Jude,
Zu vollführen, was er dachte;
Doch sein braves Schwert Tizona
Hat der gute Cid zu Handen,
Eh' er noch den Bart berührte,
Zieht er's aus auf eine Spanne.

Schreck und Grausen faßt den Juden,
Als er solches muß erfahren,
Rücklings fällt er auf den Boden
Da der Schreck ihn übermannte.

Und die finden dort ihn liegen,
So die Kirche dann betraten,
Suchen zu sich ihn zu bringen,
Ins Gesicht ihm spritzend Wasser.

Und sie fragen dann den Juden,
Als er wieder Leben hatte,
Was der Grund sei, daß er rücklings
Auf den Boden sei gefallen.

Und der Jude sagt dem Volke
Alles an, was vorgegangen,
Alle sinken auf die Knie,
Als das Wunder sie erfahren.

Dankend Gott, daß seinen Diener
Er beschützt vor schnödem Makel,
So des Juden freche Hand
Dort ihm zuzufügen dachte.

Und der Jude ließ sich taufen,
Diego Gil ward nun sein Name,
Weihte nun sich Gottes Dienste
Vor San Pedro's Hochaltare,
Und er hat als guter Christ
Fromm geendet seine Tage.

Diese letzten sechs Cid-Romanzen sind ebenfalls von Duttenhofer übersetzt.

Romanze vom König Rodrigo.

[Nach einem alten Gesetz durfte der Thurm des Hercules, der verschlossen war, nicht geöffnet werden. Der König Rodrigo aber, der in einem unglaublichen Glanz lebte, und den sein Glück und seine Macht übermüthig gemacht hatten, erbrach den Thurm in der Hoffnung, einen Schatz zu finden; statt dessen aber fand er eine schlimme Prophezeiung, die ihm den Untergang seines Reiches verkündet, eine Prophezeiung, die sich in der Schlacht mit den Arabern unweit Xeres de la Frontera erfüllte, aus der er mit Mühe nur sein Leben rettete. Das Ende seiner Tage beschließt er unter frommen Bußübungen in einem Kloster.]

Don Rodrigo, Spaniens König,
Ließ zu seiner Krone Glanz
Ein Turnier zusammenrufen
Nach Toledo, seiner Stadt.
Sechszigtausend Ritter kamen
Dort zusammen auf dem Platz.
Als das Spiel nun war geordnet
Und sich des Beginns versah,
Kamen Leute von Toledo,
Brachten ihm die Bitte dar,
Vor dem Thurm des Hercules
Möcht' er thun ein Schloß alsbald,
Wie vor ihm jedweder König
Es gethan bis diesen Tag.

Doch er fügt' hinzu kein neues,
Nein, erbrach die andern all',
Denkend, hinterlassen habe
Hercules dort großen Schatz.
Aber da man eingetreten,
Ward man and'res nichts gewahr,
Als nur Schriften, welche sagten:
„König ward'st du dir zum Gram,
Denn der König, der hier eindringt,
Setzt ganz Spanien in Brand."
Fand man auch in einem Pfeiler
Eine Truhe reicher Art,
Drinnen seltne Banner lagen
Mit Gestalten grauenhaft;
Araber zu Rosse waren
Regungslos darauf gemalt,
Hoch die Schwerter um den Nacken
Und den Bogen in der Hand.
Don Rodrigo voll Entsetzen
Wandte sich vom Schauen ab;
Sieh, da kam ein Aar vom Himmel
Und der Thurm ging auf in Brand.

Vieles Volk sogleich entsandt' er
Zur Erob'rung Afrika's,
Fünfundzwanzigtausend Ritter
Gab er an Don Julian;
Doch als der sie überführte,
Ward er hart vom Sturm gefaßt,
Hundert Ruderschiffe sanken,
Und zweihundert Segler gar,
Und viertausend Mann nur blieben
Ihm von seiner ganzen Schaar.

Romanze vom König Rodrigo.

Unheilvolle Winde wehten,
Und der Mond stand voll im Licht,
Als der König Don Rodrigo
Bei der schönen Cava schlief.
Schlief in einem reichen Zelte,
Das mit Golde war gestickt,
Dreimal hundert Silberseile
Trugen seinen Baldachin.
Drinnen standen hundert Jungfraun
Angethan mit reicher Zier,
Funfzig mit den weißen Händen
Rührten lieblich Saitenspiel,
Funfzig auch mit leiser Stimme
Sangen süße Melodie.
Da zur Stunde sprach ein Fräulein,
Welches sich Fortuna hieß:
„Wenn du schläfst, König Rodrigo,
Auf, empor! ermuntre dich!
Schauen wirst du dein Verhängniß,
Und dein künftig Mißgeschick,
Deine Völker all' erschlagen,
Und dein Heer im Kampf besiegt,
Deine Städt' und festen Plätze
Hingestürzt zu einer Frist,
Und die Burgen und Castelle
Unter fremder Herrn Panier.
Fragst du mich, wer das gethan hat,
Wohl verkünden will ich's dir:
Jener Graf Don Julian
That's zu Liebe seinem Kind,
Das du ihm für alle Zeiten
Hast entfremdet und beschimpft;
Einen Eid hat er geschworen,
Kosten soll's das Leben dich."

Romanze vom König Pedro dem Grausamen.

[Diese Romanze beruht auf einer geschichtlichen Thatsache. Pedro des Grausamen Geliebte, Maria de Padella, bewog ihn, seine junge siebzehnjährige Gemahlin Blanka, mit der er sich im Jahre 1353 vermählt hatte, erst in Medina Sidonia gefangen zu halten und später heimlich ermorden zu lassen.]

„Donna Maria de Padilla,
Schaut mich nicht so traurig an;
Wenn ich zweimal mich vermählte,
Hab' ich's nur um Euch gethan.
Daß Ihr seht, wie ich verachte
Donna Blanka, mein Gemahl,
Hab' ich ein Panier zu sticken
Nach Sidonia sie gesandt;
Soll's mit ihrem Blute färben,
Sticken mit den Thränen klar;
Solch' Panier, Donna Maria,
Muß sie schaffen Eurethalb."

Und er rief Ortiz Injigo,
Einen wackern Edelmann,
Wollt' ihn nach Medina schicken,
Zu vollführen dort die That.
Doch es sprach der gute Ritter:
„Solches thu' ich nimmerdar,
Denn wer seine Herrin tödtet,
Uebt an seinem Herrn Verrath."
Zorn'gen Muth's ging da der König
In sein innerstes Gemach,
Einen Schergen ließ er kommen,
Einen Diener seiner Jagd.

Als zur Kön'gin dieser eintrat,
Traf er beim Gebet sie an;
Aber, sie, den Knecht erblickend,
Hat ihr Ende gleich geahnt.
Und er sprach: „Es hat, o Herrin,
Mich der König hergesandt,
Daß mit Eures Schöpfers Gnade
Ihr die Rechnung fertig macht.
Eure Stund' ist nun gekommen,
Die ich nicht verzögern darf."

„Freund, sei dir mein Tod verziehen,"
Sprach die schöne Fürstin da,
„Will's mein Herr, der König, also,
So gescheh's, wie er befahl;
Beichte wird er mir nicht wehren,
Wehrt er's, seh' es Gott nicht an."
Ihre Thränen, ihre Klagen
Rührten selbst den finstern Mann,
Als mit schwacher Stimme bebend
So zu sprechen sie begann:
„O mein Frankreich, süße Heimath,
O mein Blut Bourbon'schen Stamm's,
Ins achtzehnte Jahr erst geh' ich,
Heute ward ich siebzehn alt.
Jungfrau sterb' ich, denn der König
Hat als Weib mich nie erkannt.
Sprich, Castilien, was verbrach ich?
Nimmer sann ich auf Verrath;
Die du mir geschenkt, die Krone,
War von Blut und Thränen gar,
Aber eine andre bess're
Wird mir nun im Himmel bald."

Als sie dieses Wort gesprochen,
That der Scherge seinen Schlag,
Daß das Hirn aus ihrem Haupte
Spritzte durch den weiten Saal.

Ritterromanzen.

Die Ritterromanzen sind fast so alt wie die historischen und was ihre Form und ihren Charakter betrifft, kaum von ihnen zu trennen. Beide schildern wahre Volkshelden, und in beiden klirren die Schwerter und splittern die Lanzen. Nur nehmen die Ritterromanzen ihren Stoff nicht ausschließlich aus der Geschichte; wir lernen hier die Helden in ihrem Familienleben, in ihren persönlichen Beziehungen zu Welt und Menschen kennen. Für ihre individuellen Leiden und Freuden, ihre Liebesabenteuer und Irrfahrten nehmen diese Romanzen unser Interesse in Anspruch, und die etwas später verfaßten Lieder dieser Abtheilung führen uns in ein phantastisches Reich herrlicher Rittergestalten, verliebter und klagender Prinzessinnen, von prächtigen Schlössern, rachsüchtigen Ehegatten und schaurigen Burgverließen. Viele ihrer Erzählungen sind aus Ritterromanen und Landeschroniken geschöpft, oder alten französischen Fabeln entlehnt. Besonders sind es die Sagenkreise Karls des Großen und seiner zwölf Paladine, die ausgebeutet werden. Alle diese Sagen kamen aus Frankreich, über die Pyrenäen ins Land hinunter, was um so leichter geschehen konnte, da der König von Aragon zugleich Fürst der Provence war, und dadurch nach allen Richtungen hin Wechselwirkungen zwischen den beiden Ländern stattfanden. Wurden aber diese Romanzen zum Theil auch durch fremde Erzählungen veranlaßt, so werden sie doch von den Spaniern in ihrer ganz eigenthümlichen Art aufgefaßt und dargestellt. Es waren spanische Sitten und spanische Charaktere, die sie in ihrer treuherzigen, zarten und sinnigen Weise

schilderten. Meistentheils ließen sie in diesen, französischen Stoffen entlehnten Romanzen alle Zaubereien und Feengeschichten fort und benutzten aus ihnen nur die Abenteuer und Charaktere — eine Eigenthümlichkeit, die wieder ihren Grund in der tiefen Religiosität des Spaniers hat, die alle Zauberei für Teufelsspuk ansieht. Die Ritterromanzen gefielen ausnehmend und wurden mit ebenso großer Leidenschaft gedichtet wie gesungen; ja, man soll sie noch bis vor Kurzem in den spanischen Bergen haben singen hören. Zum Theil hatten sie ihre große Volksthümlichkeit den politischen Verhältnissen Spaniens zu verdanken, indem sich hier das Ritterthum auf eine von anderen Ländern sehr verschiedene Weise entwickelt hatte. Nicht war hier wie in anderen Ländern das Ritterthum eine von der Aristokratie gepachtete Domaine; hier entschied in der That der Adel der Gesinnung und der That den Stand. So wie jeder Spanier die Pflicht hatte, gerüstet dazustehen, den Feind erwartend, um sein Vaterland zu vertheidigen, so konnte ein Jeder, mochte er nun der Abkömmling von Königen oder ein Tagelöhner sein, durch ruhmvolle Thaten zum Ritter werden. Die Schärfe des Schwertes und die Spitze der Lanze, das waren die Mittel, um den Adel zu erlangen, der Anfangs nur an der Person haftete, später aber erblich ward; und es gab kaum einen Spanier, der sich nicht für ebenso adlig hielt wie seinen König. Jeder Spanier war ein Kriegsmann, jeder Kriegsmann aber ein Edelmann, der, wenn er sich noch nicht ausgezeichnet hatte, nur auf die Gelegenheit wartete es zu thun. Man nennt die Spanier daher mit Recht ein Volk von Rittern. Da nun fast ein Jeder aus dem Volk ein Ritter war, die Ritter aber sehr ausgedehnte staatliche Rechte hatten, so war Spanien damals der freisinnigste und demokratischste Staat Europa's. Das Bewußtsein, durch eigene Tüchtigkeit Vaterland, Freiheit und Glauben errungen zu haben, gab dem Geist der Nation einen besonderen Schwung, der wohl nach poetischer Gestaltung verlangen mußte.

Viele dieser Romanzen gehören durch ihre Vereinigung des ernst Historischen mit der idealen Ritterromantik zu den schönsten Blüthen spanischer Poesie und bezaubern durch ihre anmuthsvolle Einfachheit und ihre kräftigen Charaktere, durch große Präcision des Ausdrucks und eine naive Unbefangenheit, die sie oft veranlaßt, gewisse Derbheiten als das Natürlichste von der Welt zu erzählen.

Die meisten ihrer Helden gehören der glänzenden Zeit Karls des Großen an. Die beliebtesten sind die von Karl dem Großen selbst, von Claros von Montalvan, von der Niederlage von Roncesval, vom Schwanenritter, vom Grafen Alarcos (durch Schlegel's Bearbeitung zu einem Trauerspiel auch in weiteren Kreisen hinlänglich bekannt). Die bedeutendsten und schönsten der Ritterromanzen befinden sich in Jacob Grimm's »Silva de romances.« Einige der anmuthigsten lassen wir folgen.

Romanze von der Rache des Grafen.

„Wohl, mein König Don Fernando,
Wohl gedenkst du noch daran,
Daß du einst beim frohen Feste
Zu Toledo in der Stadt
Als Belohnung meiner Dienste
Einen Demantring mir gabst;
Und daß, als vom rothen Kreuze
Der Comthur Don Jorge kam,
Du denselben Ring gewahrtest
An des Ritters schöner Hand.
Schaltest mich darum, o König;
Aber ich erwidernd sprach,
Daß ich ihn zur Hut gegeben
Meinem eignen Ehgemahl.
Drauf versetztest du mir damals:
„„Da du deinem Weib ihn gabst,
Dünkt mich's Recht, daß sie, o Richter,
Heim ihn stell' in deine Hand.““

„Wort aus eines Königs Munde
Sind Geschütz von schwerer Last,
Das schon durch den Luftzug tödtet,
Rührt es auch den Leib nicht an.
Und so quälte jenes Wort mich,
Ließ mir weder Ruh' noch Rast,
Bis ich eilte zu ergründen
Meines eignen Hauses Schmach.
Da entdeckte mir ein Sklave,
Der in meinen Diensten war,
Daß Don Jorge und sein Bruder,

Wenn ich fern sei in der Nacht,
Buhlen seien meiner Base,
Buhlen meines Ehgemahls.

„Beide lud ich drauf zur Tafel
Und in ihren Augen las
Ich die Schuld, die sonder Schriftzug
Deutlich dort geschrieben stand.
Abends schied ich wie zur Lustjagd;
Eine Jagd war's in der That,
Denn noch eh' die Nacht verlaufen,
Kehrt' ich heim nach Cordova.
Dorten fand ich die Comthure,
Die geschmaust von meinem Mahl,
Fand sie ruhn auf meinem Lager,
Und die Frau'n in ihrem Arm.
Tief im Schlummer traf ich Alle,
Auf dem Tisch zwei Kerzen klar,
Die bei jenen Todgeweihten
Flammten wie mit Trauerglanz.

„Auf zum Degen fuhr Don Jorge,
Aber Gott, der blendend straft,
Und die Furcht, die heil'ge Satzung
Ihrem Uebertreter schafft,
Wollten, daß von einem Schwerthieb
Mein Entehrer niedersank.
Mein Gemahl in Ohnmacht fallend
Spart' ich auf zu größrer Qual,
Und indeß das Haus durchsuchend
Tödtet' ich so viel ich fand,
Don Fernando, Donna Anna,
Vier der Kammerfrau'n zumal,
Pagen, Junker, Bügelhalter,
Knecht' und Mägde weiß und schwarz;
Selbst die Hunde, Katzen, Affen,
Einen Papagei sogar,
Der, weil er doch sprechen konnte,
Schweigend ein Verräther war.

„Beatriz zum Leben kehrend
Flehte drauf mich innig an,
Einen Beicht'ger ihr zu gönnen;
Ich — um alte Liebe — that's.
Aber als der Mönch gerufen
Und die Schuld vergeben war,
Nahm ich diesen selben Degen,
Den du hier entblößt gewahrst,
Stieß ihn sechsmal durch die Brust ihr,
Und nun biet' ich dir ihn dar
Noch entblößt, wie du ihn schauest,
Daß du mich enthaupten magst."

Romanze vom Grafen Claros.

„Graf, Ihr seht mich tief bekümmert,
Daß Ihr also sterben müßt,
Denn die Schuld, die Ihr begangen,
Ist so schwer nicht — wie mich dünkt —
Und verzeihlich scheinen Sünden,
Die die Liebe hat verübt.
Bat ich drum für Euch den König,
Zu befrein Euch ungebüßt,
Doch der König heftig zürnend
Wies mich ab mit Ungestüm,
Und ein Urtheil, schon gesprochen,
Nimmt sich nimmermehr zurück;
Denn Ihr schlieft bei der Infantin,
Als die Wacht Ihr dort geführt.

„Besser hättet Ihr, mein Vetter,
Euch um Damen nie bemüht;
Wer sich viel um sie bekümmert,
Wohl erhofft er Heil und Glück,
Doch in Tod und in Verderben
Stürzt er spät sich oder früh,
Denn die Festigkeit der Weiber
Ist als dauerlos berühmt." —

„Sprecht nicht solches Wort, mein Oheim,
Nicht ertrag' ich's unerzürnt;
Lieber will ich um sie sterben,
Als sie meiden für und für."

Romanze von Rosenblüthe.

Steht ein Schlößlein in Castilien,
Kühlenfels hat man's benannt;
Felsen heißen sie das Schlößlein,
Aber kühl den Quell daran.
Unten sind von Gold die Mauern,
Und die Zinnen silberklar;
Zwischen Zinn' und Zinn' inmitten
Steht ein Saphir jedesmal,
Der bei Nacht so helle funkelt,
Wie die Sonn' am hohen Tag.

Drinnen wohnt ein junges Fräulein,
Rosenblüthe zubenannt.
Um sie freien sieben Grafen,
Drei Herzög' aus wälschem Stamm.
Doch in ihrem Uebermuthe
Weist sie alle Freier ab,
Denn sie liebt den Montesinos,
Den sie nie mit Augen sah.

Da geschieht's, daß Rosenblüthe
Plötzlich aufschreit in der Nacht.
Wohl vernahm's der Kammerdiener,
Der vor ihrer Kammer lag.
„Sagt, was giebt es, edle Herrin,
Rosenblüthe, was geschah?
Seid Ihr schlimm erkrankt in Liebe,
Oder seid Ihr thöricht gar?" —

„Thöricht bin ich nicht geworden,
Doch vor Liebe bin ich krank;
Auf und bringe mir nach Frankreich
Diesen Brief, ins schöne Land.
Gieb ihn dort dem Montesinos,
Dem in Lieb' ich zugethan,
Sag' ihm, daß er heim mich suche
Auf den Blumenostertag;
Denn ich woll' ihm angehören,
Ich, die schönste hier im Land,
Außer meiner eig'nen Schwester,
Die in Feuer sei verbrannt.
Ja, und wenn er mehr verlange,
Mehr noch soll' er dann empfahn,
Soll' empfangen sieben Schlösser,
Die die besten hier im Land."

Die drei vorangegangenen Romanzen sind mit feinem und tiefem poetischen Sinn von Emanuel Geibel übersetzt.

Romanze vom blutigen Strome.

Grüne Wellen, grüne Wellen,
Wie so viele Leichen tragt ihr,
Christenleichen, Mohrenleichen,
Die das scharfe Schwert erschlagen!

Tief gefärbt mit rothem Blut ist
Euer klar krystall'nes Wasser;
Denn von Christen, denn von Mohren
Ward gewalt'ge Schlacht gehalten.

Fürsten starben hier und Grafen,
Große Herrn von hohem Stande,
Männer tapfern Muthes fielen
Von der Blüthe span'schen Adels.

Hier erlag auch Don Alonso,
Der von Aguilar sich nannte,
Und zugleich an seiner Seite
Sank der tapfre Urdiales.

Aufwärts klimmt am Felsenabhang
Sayavedra dort, der Tapfre,
Er, gebürtig von Sevilla
Aus dem blüthenvollsten Stamme.

Hinter ihm ein Renegate
Ruft ihm nach mit lautem Schalle:
„Gieb dich, gieb dich, Sayavedra,
Fliehe so nicht aus dem Kampfe!

„Nur zu gut erkenn' ich dich,
War in deinem Haus ja lange;
Auf dem Marktplatz von Sevilla
Sah ich, wie du Lanzen warfest.

„Kenne deine beiden Eltern,
Dein Gemahl auch, Donna Clara;
Sieben Jahre dein Gefangner,
Ward ich schlimm von dir behandelt.

„Traun! Jetzt bist du bald der Meine,
Hilf, Mahoma, meinem Arme:
Und wie du verfuhrst mit mir,
Will ich dann mit dir verfahren."

Sayavedra, der es hörte,
Wandte rückwärts schnell das Antlitz,
Einen Pfeil schoß da der Mohr,
Doch vorüber flog die Waffe.

Und es traf ihn Sayavedra
Mit dem Schwerte so gewaltig,
Daß er todt zu Boden stürzte,
Ohne noch ein Wort zu athmen.

Aber enger eingeschlossen
Von dem ganzen Mohrenschwarme,
Fiel auch endlich Sayavedra,
Schlimm durchbohrt von einer Lanze.

Unterdeß hielt Don Alonso
Kräftig Stand und kämpfte wacker,
Und sein Roß, das ihm gefallen,
Braucht' er nun anstatt des Walles.

Aber Mohren über Mohren
Drangen auf ihn ein zum Kampfe;
Endlich matt vom Blutverluste
Sank er nieder auf den Abhang.

An dem Fuß des hohen Felsen
Haucht' er aus den letzten Athem;
Also starb der Held Alonso,
Doch unsterblich lebt sein Name.

Von Geibel übersetzt.

Romanze von der weißen Kleinen.

„Seid so weiß, Ihr, meine Herrin,
Weißer, als der Sonnenstrahl,
Dürft' ich ohne Furcht, entwaffnet
Schlafen diese Nacht einmal:
Denn seit sieben Jahren, sieben,
Legt' ich nicht die Waffen ab,
Schwärzer ist die Haut mir worden,
Als ein ausgelöschter Brand." —
„Schlaft sie doch nur, Herre, schlaft sie,
Ungewaffnet, ohne Angst;
Denn der Graf ist ausgezogen
In Leon's Gebirg' zur Jagd:
Tollheit tödt' ihm seine Hunde,
Adler tödten seinen Falk,
Und vom Berg bis nach dem Hause
Schleif' der Rappe ihn hinab."

Da sie also sich befanden,
Trat herein ihr Ehgemahl:
„Sagt, was treibt Ihr, weiße Kleine,
Kind des Vaters voll Verrath?" —
„Herr, ich kämme meine Haare,
Kämme sie mit großer Qual,
Weil Ihr hier mich laßt alleine,
Dannen ins Gebirge fahrt." —
„Was du da gesprochen, Kleine,
War nichts Andres, als Verrath.
Wem gehört das Roß da unten,
Dessen Wiehern ich vernahm?" —
„Herr, es hörte meinem Vater,
Der's für Euch gesendet hat." —
„Wem gehören jene Waffen,
Die da draußen auf dem Gang?" —
„Herr, sie hörten meinem Bruder,
Hat sie heut' Euch hergesandt." —
„Wem gehöret denn die Lanze,
Die ich dorten werd' gewahr?" —
„Nehmt sie, Graf, nehmt doch die Lanze,
Tödtet mich nur alsobald,
Denn wohl hab' ich dieses Todes
Guter Graf, mich schuld gemacht."

Montesinos bei Roncesval.

Nach der Gegend, wo er schaute,
Daß am meisten floß das Blut,
Warf hinein sich Montesinos,
Ganz erfüllt von Angst und Wuth.
Wen er mit der Lanz' erreichte,
Streckt' er nieder auf den Grund;
Auch die Stute half ihm kämpfen,
Manchen Feind sie niederschlug;
Wie ein Stier scheucht' er die Menge,
Ueberall, wohin er fuhr.
Um sich blickte Montesinos,
Ueberschaute rings die Flur,

Sah dort einen kühnen Mohren,
Welchem Niemand widerstund,
In der Hand den kurzen Säbel,
Roth gefärbt in Frankreichs Blut:
Das war jener Alben Zayde,
Weit und breit von hohem Ruf,
Rittersmann auf einer Stute,
Grau gefleckt, von schönem Wuchs.
Als ihn schaute Montesinos,
Da entbrannt von Zorn und Wuth,
Gab er seinem Roß die Sporen,
Stieß die Lanz' ihm durch die Brust;
Und der Stoß war so gewaltig,
Daß er gleich ihn niederschlug,
Von dem Anprall auf dem Boden
Seine Lanz' in Stücke fuhr;
Unbewehrt ist Montesinos,
Ein Stück Schaft behielt er nur.
Da er also sich erblickte,
Ueberschaut' er rings die Flur,
Sah die Schlacht bereits gebrochen,
Seine Völker auf der Flucht,
Schaute, wie die goldnen Lilien
Mohren schleiften auf dem Grund,
Sieht nicht Oliveros' Streiche,
Hört nicht Herrn von Brania's Ruf.
Aus der Schlacht zog Montesinos,
Ganz bedeckt mit Staub und Blut,
Auf der Fahrt nach Durandarte,
Den er späht' im Hintergrund,
Der mit tiefen Todeswunden
War entronnen aus dem Sturm.

Donna Alda.

In Paris wohnt Donna Alda,
Die Verlobte Don Roldan's,
Hat dreihundert Fräulein bei sich
Zur Begleitung allesammt,
Alle kleiden gleiche Kleider,
Gleiche Schuh' beschuh'n sie all',
Essen all' an gleicher Tafel,
Gleiches Brot genießen all';
Nur allein nicht Donna Alda,
Sie die Vornehmst' in der Schaar.
Hundert ihrer spannen Gold,
Hundert webten Zindeltaft,
Hundert rührten Saitenspiele,
Daß sich Alda freu' daran.

Bei dem Klang der Saitenspiele
Fiel sie einst in einen Schlaf:
Einen Traum hat sie geträumet,
Einen Traum voll Weh und Angst.
Da erwachte sie erschrocken,
Und voll großer Furcht begann
Sie so laut sich zu beklagen,
Daß man's in der Stadt vernahm.
Jetzo sprachen ihre Jungfraun,
Wohl vernehmt, was sie gesagt:
„Was doch fehlt Euch, meine Herrin,
Wer hat Euch ein Leid gethan?" —
„Einen Traum träumt' ich, Ihr Jungfraun,
Der mir brachte Weh und Angst:
Sahe mich auf einem Berge,
Einem ganz verlaßnen Platz,
Fliegen sah ich einen Habicht
Von dem Hochgebirg herab,
Hinter ihm ein kleiner Adler,
Der ihm heftig setzte nach.
Habicht drauf in großen Nöthen
Barg sich unter mein Gewand,
Doch der Aar in großem Zorne
Hat ihn draus hervorgebracht;
Mit den Klauen ihn entfiedert,
Mit dem Schnabel ihn zerhackt."
Jetzo sagt' ihr Kammerfräulein,
Wohl vernehmt ihr, was es sprach:
„Herrin, diesen Traum gedenk' ich
Wohl zu lösen dergestalt:
Habicht, seht, ist Euer Bräut'gam,
Kommt zur See aus fernem Land,
Doch der Adler seid Ihr selber,
Die er nimmt zum Ehgemahl,
Und der Berg zeigt an die Kirche,
Wo die Trauung ward gethan." —
„Geht es so, mein Kammerfräulein,
Sollst du reichen Lohn empfahn."
Tags darauf des Morgens frühe
Wird ein Brief zu ihr gebracht,
Innen blutgefleckt und außen
Stand mit Blut geschrieben klar:
Ihr Roldan sei umgekommen
Auf der Jagd bei Roncesval.

Julianessa.

„Nun hinan, hinan ihr Hunde,
Böse Wuth euch tödten mag!
Tödtet Donnerstags den Eber,
Freitags habt ihr ihn zum Fraß.
Sieben Jahre sind es heute,
Seit ich schweif' in diesem Thal,
Baarfuß, meine Nägel blutend,
Geh' ich fürder meinen Gang,
Rohes Fleisch hab' ich zur Speise,
Rothes Blut hab' ich zum Trank,
Traurend suchend Julianessa,
Sie, die Tochter Kaiser Karls:
Sie entführten mir die Mohren
Früh am Sanct Johannistag,
Als sie in des Vaters Garten
Rosen sich und Blumen brach."

Wohl vernahm es Julianessa,
Die im Arm des Mohren lag:
Thränen ihrer Augen flossen
Auf sein Angesicht herab.

Graf Arnaldos.

Wer hat je solch' Abenteuer
Auf der Meeresfluth gehabt,
Wie es hatte Graf Arnaldos
Früh am Sanct Johannistag?

Auf der Hand den Edelfalken
Ging er jagen auf die Jagd,
Sah ein Ruderschiff sich nahen,
Das sich wandte nach dem Land:

Segel führet es von Seide,
  Takelwerk von Zindeltaft,
Seemann aber, der's regierte,
  Hören ließ er einen Sang,
Daß das Meer in Ruh sich legte,
  Und die Winde ließen nach,
Und die Fische sich begaben
  Aus dem Meeresgrund hinan,
Und die Vögel, die da flogen,
  Hin sich setzten auf den Mast:
„Ruderschiff, mein Ruderschiff,
  Daß dich Gott mir immerdar
Vor Gefahren dieser Welt
  Auf der Meeresfluth bewahr'!
Vor dem Sand von Almeria,
  Vor der Enge Gibraltar,
Vor dem Busen von Venedig,
  Und vor Flanderns Felsenbank,
Vor dem Busen von Leon,
  Wo sie oft sind in Gefahr."
Sagte drauf der Graf Arnaldos,
  Wohl vernehmt Ihr, was er sprach:
„Bitt' um Gottes willen, Seemann,
  Laß mich hören deinen Sang."
Es erwidert' ihm der Seemann,
  Solche Antwort er ihm gab:
„Den Gesang soll Niemand hören,
  Als wer mit zieht auf die Fahrt."

Das bezauberte Königskind.

Auf die Jagd geht aus der Ritter,
  Auf die Jagd, wie er es pflag,
Seine Hunde bringt er müde,
  Ihm verloren ist der Falk,
Lehnte sich an eine Eiche,
  Wunderhoch die Eiche war;
Auf dem allerhöchsten Zweige
  Er ein Königskind gewahrt:
Haare ihres Hauptes deckten
  Jene Eiche ganz und gar:
„Nicht entsetze dich, du Ritter,
  Habe nicht so große Angst,
Bin castil'schen Königs Tochter
  Und der Königin im Land.
Sieben Feien feiten mich
  Einst in einer Amme Arm,
Daß ich einsam sieben Jahre
  Auf dem Wipfel wär' gebannt;
Heut' sind voll die sieben Jahre,
  Oder morgen an dem Tag.
Sei bei Gott gebeten, Ritter,
  Nimm mich mit dir auf die Fahrt,
Wenn es dir gefällt als Gattin,
  Und wo nicht, als Liebchen dann." —
„Wartet meiner Rückkehr, Herrin,
  Bis auf morgen früh am Tag,
Will zur Mutter, die ich habe,
  Und mir holen ihren Rath."
Ihm erwiderte die Kleine,
  Dieses Wort sie zu ihm sprach:
„O, dem Ritter geh' es übel,
  Der das Kind nicht zu sich nahm!"

Er geht dannen, Rath zu holen,
  Und sie bleibt auf ihrem Stand.
Diesen Rath gab seine Mutter:
  „Nimm sie dir zum Liebchen an."
Als der Ritter wiederkehrte,
  War der Wipfel nicht mehr da,
Sah, wie man sie dannen führte,
  Mit sehr großer Ritterschaft.
Als der Ritter sie erblickte,
  Fiel er nieder auf den Plan,
Endlich wieder zu sich kommend,
  Sprach der Ritter dergestalt:
„Ritter, der so was verlieret,
  Werde drum recht hart gestraft;
Ich will sein mein eigner Richter,
  Dieser Spruch sei mir erkannt:
Hand und Fuß soll man mir abhau'n,
  Und mich schleifen durch die Stadt."

Die holdselige Infantin.

Die holdsel'ge Frau Infantin
  Stand im Schatten der Olive,
Goldnen Kamm in ihren Händen
  Ordnet sie die Haare zierlich,
Hub gen Himmel auf die Augen,
  Wo hervor die Sonne schimmert,
Sah Guadalquivir hinauf
  Eine Jacht gerüstet schwimmen,
Fuhr Castiliens Admiral
  Don Alfonso Ramos drinnen:
„Sei gegrüßt, Alfonso Ramos,
  Segne deine Kunst der Himmel,
Und was schicken mir für Neues
  Meine wohlbesetzten Schiffe?" —
„Neues bring' ich, meine Herrin,
  Wenn du mir das Leben sicherst." —
„So sag' an, Alfonso Ramos,
  Denn dein Leben sei gesichert." —
„Mohren aus dem Berberlande
  Führen sie dort nach Castilien." —
„Dafür würd' ich dich enthaupten,
  Wär' ich nicht wodurch gehindert." —
„Schlügest du das Haupt mir ab,
  Deins verlöreſt du nicht minder."

Die letzten sieben Romanzen haben wir in der vortrefflichen Uebersetzung von **Diez** gegeben.

Maurische Romanzen.

Die maurischen Romanzen erscheinen etwas später als die Ritterromanzen, in einer Zeit, wo die strenge Zucht der Ritterschaft schon milderen und zärtlicheren Gesinnungen gewichen war. Man zählt zu ihnen alle, die von maurischen Gegenständen handeln, wodurch sie sich am augenscheinlichsten von den historischen und Ritterromanzen unterscheiden.

Daß sie später erscheinen mußten als diese, liegt auf der Hand. Die Dichter konnten maurisches Leben und Fühlen, maurische Sitten und Charaktere nicht so treu schildern, als sie es thaten, ohne daß sie sich durch langjährige intime Beziehungen zu den Mauren damit vertraut gemacht hatten. Und das konnte nicht wohl vor der Eroberung von Granada geschehen. Denn fand gleich in früheren Zeiten ein vielfacher Verkehr zwischen Christen und Mauren statt, so wurden doch die Ersteren von ihrem religiösen Fanatismus, ihrer Vaterlandsliebe und ihrer Abneigung gegen das weichliche üppige Leben der Mauren verhindert, sich dem Einfluß der Erbfeinde hinzugeben.

Doch als Granada fiel und damit die Macht der Mauren zusammenbrach, fiel zugleich der Hauptgrund ihres Hasses, und ihre Sinne konnten sich nicht länger dem Zauber orientalischer Pracht, orientalischer Süße und Weichheit verschließen. Die malerische Tracht der Mauren, die klingenden Namen, ihre kühn phantastischen Bauwerke und ihre romantische Abenteuerlust, ihr leidenschaftliches, feurig zartes Wesen, alles das mußte die leicht erregbare Phantasie des Spaniers in jenen feenhaften Gegenden um Granada, von denen der Maure glaubte, daß in den Wolken darüber Mahomed's Paradies sei, besonders ergreifen. Dazu kam die Siegesfreude und die großmüthige Bewunderung, die der Spanier der Tapferkeit seines Feindes zollte. Was war natürlicher als eine zahllose Reihe von Romanzen maurischen Inhalts?

Manche dieser Lieder borgen freilich von den Mauren nur die Namen und das Costüm. Sie rufen mit Inbrunst Allah an, und ihre Damen heißen Zaida oder Xarissa; aber unter dem üppigen morgenländischen Gewande schimmert das Stahlgewand des christlichen Ritters hervor, und in dem fremden Rahmen werden christliche Sitten den Mauren zugeschrieben. So tragen diese fromme Devisen auf den Schilden und die Farben ihrer Damen auf den Helmen, im Herzen aber sind diese Mauren gute spanische Christen.

Der größere Theil dieser Romanzen hingegen schildert mit großer Treue und Ausführlichkeit wirklich maurisches Leben; sie erzählen von der Mauren häuslichem Treiben, von ihren Turnieren, ihren Gewohnheiten, ihrem innersten Fühlen und Denken. Es bleibt kein Zug in ihnen von den Romanzen unberührt, und wir lernen die Mauren kennen, ganz wie sie sind: »Fuertes cual acero entre armas, y cual cera entre las damas.« (Stark wie Stahl in Waffen zu schauen, weich wie Wachs bei edlen Frauen.) Diese ins Einzelne gehenden Mittheilungen maurischen Wesens sind für die Culturgeschichte von großer Wichtigkeit.

Die Grundlage für die maurischen Lieder ist nicht idealisirte Geschichte oder historische Sage; es sind wieder und wieder die grausen Kämpfe der Zegries und Abencerragen, es sind die Festspiele auf der Vivarambla, die arabischen Nächte im Generalife, von denen wir hören. Alles dreht sich in ihnen um Liebesintriguen, Eifersucht und zärtliche Sehnsucht. Schöner aber und gewaltiger als die Liebesromanzen sind die herzzerreißenden Klagen, die tief wehmüthige Trauer um ihren untergehenden Volksstamm. Während die historischen und Ritterromanzen mehr in Castilien und Asturien zu Hause waren, fanden die maurischen Lieder ihre Heimath in Andalusien; daher die größere Gluth in ihnen, die süßeren Melodien, die üppigeren Bilder. Der strenge Rittersinn tritt hier in holder Vereinigung auf mit sanfter Liebesklage; der Ton der Nachtigall klingt durch die Kämpfe; die weiche südliche Atmosphäre weht den Duft von Rosen über die Schlachtfelder, und die Flamme zärtlicher Empfindung contrastirt lieblich mit dem Blitz des Schwertes. Doch trotz aller Liebelei und Tändelei erkennen wir in ihnen eine große ursprüngliche Kraft und Frische und erfreuen uns an ihrer oft glänzenden Form, ihrer Grazie und ihren genialen Einfällen.

Diese Romanzen wurden in kurzer Zeit so beliebt, daß eine wahre Fluth von ihnen hereinbrach und in Folge dessen verschiedene, besonders fromm und patriotisch gesinnte Kritiker anfingen mit Schrift und Wort dagegen zu eifern. Man erinnerte das spanische

Volk an seine großen Nationalhelden, an Cid, Bernardo, Gonzalo u. s. w. und zieh es der Undankbarkeit, der Gottlosigkeit und des Verraths am Vaterlande. Man übertrieb auf die lächerlichste Art die schon etwas überschwängliche Manier der maurischen Romanzen, und suchte durch zum Theil wohlgelungene Parodien sie aus der Gunst des Publicums zu entfernen. Andere Kritiker traten dann wieder für diese Poesien in die Schranken, ausführend, daß Spanier und Mauren Kinder desselben Bodens seien, und daß, wenn sie maurische Tapferkeit priesen, diese der ihrigen nur zur Folie diente, die über jene den Sieg davon trug; kurz, es entstanden förmliche Literaturkämpfe zwischen Maurianern und Antimaurianern. Jedenfalls scheinen diese Anfeindungen dem maurischen Geschmack wenig Abbruch gethan zu haben; denn alte und neue maurische Lieder wurden nicht nur fort und fort gesungen, sondern auch Dichter aller Zeiten haben mit mehr oder weniger Geschick versucht sie nachzuahmen. Am liebsten und häufigsten wurden besungen: die Liebe des tapferen Abindarraez und der schönen Xariffa, die des Gazul und der Zaida (Gazul's Heldenthaten allein geben Stoff zu zwanzig Romanzen), das Leben des Maurenhelden Cidi-Muza, die Kämpfe der Zegries und Abencerragen, der Verlust der Stadt Alhama u. s. w.

Romanze von Gazul und Zaida.

Die liebreizende Zaide,
Die das Schicksal eines Abends
So zur Braut und Witwe machte
Durch den Stoß der scharfen Lanze;

Ueber Abenzaid's Leiche
Weint sie Thränen, silberklare,
Und sie löst das Haar, das wallend
Gleich Arabiens Golde strahlet.

Und die Hand auf jene Wunden,
Dran der Mohr verblutet, haltend,
Wirft die Augen auf Gazul sie,
Der noch kämpfet auf dem Platze.

„O du grausam Eifersücht'ger,"
Ruft sie dann mit lauter Klage,
„Allah fleh' ich an, daß rasch du
Dieser Thaten Lohn empfangest.

„Wenn du nach Sidonia heimkehrst,
Mögest mitten auf der Straße
Ganz allein dem Garcigérez
Du begegnen, dem von Vargas;

„Mögst du ihn erblickend zittern
Und mit furchtgeschwächtem Arme
Nicht den Zügel führen können,
Noch dich decken mit der Tartsche.

„Mög' er fangen dich und tödten
Dich, den Fama log zum Tapfern,
Kämpfer du vor Seidenröcken,
Nicht vor Panzerhemd und Harnisch.

„Oder kehrst du nach Sidonia
Zu den Augen deiner Dame,
Möge Eifersucht dich quälen
Mit erwiesenem Verdachte!

„Geh! Und lüg' nicht eine Neigung,
Welche aller Treu ermangelt,
Und die wieder zu verlieren
Ich als ehrenvoll erachte.

„Mörder, steck' den Säbel ein,
Und entweiche drauf von dannen,
Der die Treue du zu brechen
Wohl vermagst, doch nicht zu wahren.

„Nimmer hast du Lieb' empfunden,
Bist auch nicht aus ächtem Stamme,
Denn ein wohlgeborner Freier
Sinnet nicht auf solche Rache.

„Nochmals ruf' ich auf zu Allah,
Daß in Frieden, Lieb' und Schlachten
Er mit Unheil dich verfolge,
Daß du Glück verlierst und Dame.

„Ja, die Dame von San Lucar,
Wenn du heimkehrst, sei sie Gattin,
Und bewacht und eingeschlossen,
Wenn du sie zu sehn verlangest.

„Oder, wenn sie nicht vermählt ist,
Mag sie nie dir Wahrheit sagen,
Mag dein Dienst sie stets verdrießen,
Und dein Wort ihr Unmuth schaffen!"

Unterdessen focht der Mohr,
Machte Raum sich auf dem Platze,
Und im Wind verhallen ließ er
Ihre Wort' und ihre Klagen.

Uebersetzt von Geibel.

Romanze von Espinelo.

Auf dem Bett liegt Espinelo,
Auf dem Bette liegt er krank;
Golden sind des Lagers Pfosten,
Und die Tafeln silberklar,
Die Matratzen, drauf er ruhet,
Sind aus feiner Leinewand,
Und die Laken, die ihn decken,
Unsichtbar wie Wasser fast,
Und die Decke seines Lagers
Ist durchstickt mit Perlen ganz.

Ihm zu Häupten sitzt sein Liebchen,
Mataleona ist's genannt,
Fächelt mit dem Pfauenwedel
Kühlung seiner Stirne sanft,
Und wie er sich dran erquicket,
Fraget sie ihn dergestalt:
„Espinelo, wohl geboren
Scheint Ihr mir an gutem Tag;
An dem Tag, da Ihr geboren,
Stand der Mond in vollem Glanz,
Und kein Fleckchen war verdunkelt,
Und kein Pünktchen fehlte dran.
O erzählt mir, Espinelo,
Euer Leben sagt mir an." —

„Gern erzählen will ich's, Dame,
Gerne, wenn's Euch Freude macht.
Wißt, mein Vater war aus Frankreich,
Meine Mutter wälschen Stamms,
Und mein Vater herrscht' als König
Ueber alles Frankenland.

„Meine Mutter gab als Fürstin
Eine Satzung dazumal,
Daß das Weib, das Zwillingskinder
Brächt' zur Welt an Einem Tag,
Sollt' als treulos sein geachtet,
Und nach Richterspruch verbrannt,
Oder in das Meer geworfen,
Weil sie Ehebruch gethan.

„Da gefiel es Gott und Schicksal,
Daß zwei Söhne sie gebar,
Zwei zugleich in Einer Stunde,
Was sie selber hielt für Schmach.
Drauf von ihrem Wahn gepeinigt
Ging sie sich zu holen Rath,
Rath bei einer Mohrensklavin,
Welche Zauberei verstand.

„„Was doch räthst du, Mohrin, daß ich
Meinen Ruf bewahren mag?""
Sprach die Sklavin drauf: „„Sennora,
Gut bedünkt es mich fürwahr,
Daß du einen nehmst der Knaben,
Welcher eben dir behagt,
Und in einem feinen Kästlein
Ihn dem Meer vertraust zur Fahrt.
Wohl geschlossen sei das Kästlein
Und verpicht in sichrer Art,
Vieles Gold sammt reichem Spielwerk
Auch von dir hineingethan,
Daß, wer auch den Knaben findet,
Willig ihn erziehen mag.""

„Da auf mich das Loos gefallen,
Ward ich ausgesetzt alsbald
Auf das Meer, das stürmisch fluthend
Mich dahin riß mit Gewalt,
Bis es endlich mir zum Heile
Wieder ans Gestad mich warf,
In den Schatten eines Busches,
Der Espina war genannt,
Und von dem ich selber nachmals
Espinal geheißen ward.
Schiffer, die vorüberfuhren,
Fanden mich an jenem Tag,
Brachten drauf mich hin nach Syrien,
An den Hof des Großsultans;
Dieser, der nicht Söhne hatte,
Nahm als seinen Sohn mich an,
Und seitdem er nun gestorben,
Bin ich Sultan hier im Land."

Uebersetzt von Geibel.

Romanze von Moriana und Galvon.

Auf dem Schlößlein spielt Moriana
Mit dem Mohren Don Galvon,
Um die Zeit sich zu verkürzen
Spielen sie zusammen Schach.
Immer, wenn der Mohr verlieret,
So verliert er eine Stadt,
Aber wenn verliert Moriana,
Reicht sie ihm zum Kuß die Hand.
Endlich schier vor Wohlbehagen
Sinkt der Mohr in leisen Schlaf.
Siehe, auf den Bergen drüben
Zeigt sich da ein Rittersmann,
Weinend wandelt er und klagend,
Blutig ist der Fuß vom Gang,
Wohl aus Liebe zu Morianen,
Tochter König Morian's;
Denn es raubten sie die Mohren
Einst am Morgen Sanct Johanns,
Als in ihres Vaters Garten
Rosen sie und Blüthen brach.
Ihre Augen hob Moriana,
Wohl erkannte sie den Mann,
Und es flossen ihre Thränen
Auf des Mohren Stirn herab,
Daß mit Schrecken er erwachte
Und zu sprechen so begann:
„Sprecht, was ist Euch, schöne Dame?
Was betrübt Euch? saget an.
Wenn Euch meine Mohren reizten,
Will ich tödten sie alsbald;
Oder thaten's Eure Frauen,
Sollen Zücht'gung sie empfahn;
Oder ärgern Euch die Christen,
Zieh' ich gegen sie zur Schlacht.
Alltagskleid ist mir der Harnisch,
Meine Ruh' ist Wanderschaft,
Harter Felsen ist mein Bette;
Stetes Wachen ist mein Schlaf." —
„Nicht erzürnten mich die Mohren,
Sie zu tödten unterlaßt,
Und noch minder meine Frauen
Sollen Straf' um mich empfahn,
Und die Christen mögt Ihr auch nicht
Ueberziehn mit Kriegesmacht,
Sondern was mich so bewegte
Sag' ich Euch in Wahrheit an.
Drüben an den hohen Bergen
Sah ich einen Rittersmann,
Mein Verlobter, glaub' ich, war es,
Den ich lieb' auf immerdar."
Da erhub die Hand der Mohre,
Und er gab ihr einen Schlag,
Daß von ihren weißen Zähnen,
Hell das rothe Blut entsprang,
Und befahl, daß seine Wachen
Sie enthaupteten alsbald
Dort an jenem selben Platze
Wo sie den Geliebten sah.

Und noch diese Worte sprach sie
In der Stunde, da sie starb:
„Wohl als gute Christin sterb' ich,
Ohne zu begehn Verrath
An der Lieb' und an der Treue
Meines lieben Bräutigams."

Uebersetzt von Geibel.

Romanze von der Einnahme von Alhama.

Hastig ritt der Mohrenkönig
Durch die Gassen von Granada
Von der Pforte von Elvira
Bis zum Thor von Vivarambla.
Weh um mein Alhama!

Briefe waren ihm gekommen,
Daß genommen sei Alhama,
Warf die Brief' er in das Feuer,
Und erschlug ihn, der sie brachte.
Weh um mein Alhama!

Von dem Maulthier stieg er nieder,
Schwang sich in des Rosses Sattel,
Und den Zacatin herauf
Sprengt' er nach dem Schloß Alhambra.
Weh um mein Alhama!

Angekommen in Alhambra
Sonder Zögerung befahl er:
„Laßt die silbernen Posaunen,
Lasset die Trompeten schallen.
Weh um mein Alhama!

„Und die dumpfen Kriegestrommeln
Lasset rufen zu den Waffen,
Daß es hören alle Mohren
Von der Veja und Granada."
Weh um mein Alhama!

Als den Ton die Mohren hörten,
Der da ruft zum blut'gen Kampfe,
Ein und einer, zwei und zweie,
Schaarten sie sich aneinander.
Weh um mein Alhama!

Und es sprach ein alter Mohre,
Also zu dem Fürsten sprach er:
„Warum rufst du uns, o König,
Und befiehlst, daß wir uns sammeln?"
Weh um mein Alhama!

„Hören sollt ihr, meine Freunde,
Eine Botschaft, voll von Jammer,
Daß die Christen kühnen Muthes
Uns vertrieben aus Alhama."
Weh um mein Alhama!

Ihm entgegnet' ein Alfaqui
Alt mit langem weißem Bart:
„Recht geschieht dir, edler König,
Recht geschieht für deine Thaten.
Weh um mein Alhama!

„Du erschlugst die Bencerragen,
Sie, die Blüthe von Granada,
Und vom stolzen Cordova
Nahmst du auf die fremden Schaaren.
Weh um mein Alhama!

„Drum verdienest du, o König,
Eine doppelt harte Strafe,
Daß dein Reich und du verderbest,
Daß verderbe selbst Granada.
Weh um mein Alhama!

„Wird das Recht nicht mehr geachtet,
Ist es Recht, daß Alles falle,
Daß Granada's Reich verderbe,
Und du selbst mit deinem Lande."
Weh um mein Alhama!

Feuer sprühn des Königs Augen,
Als er höret solche Sprache;
Da der Andre spricht vom Rechte,
Spricht auch er vom Recht zur Antwort.
Weh um mein Alhama!

„Weiß als König, daß nicht Recht ist,
Was dem König Unmuth schaffet."
Also ruft der Mohrenkönig,
Und er wiehert Zorn und Rache.
Weh um mein Alhama!

Mohr Alfaqui, Mohr Alfaqui,
Du mit deinem lock'gen Barte,
Dich zu greifen heischt der König
Um das Unglück von Alhama.
Weh um mein Alhama!

Läßt dein Haupt herunterschlagen
Und es auf die Zinnen pflanzen,
Dir zur Buß', und daß die Andern
Zittern mögen, wenn sie's ansehn.
Weh um mein Alhama!

„Ritter ihr, und treue Männer,
Sprecht von mir zum König also,
Sprecht zum König von Granada,
Daß ich keine Schuld begangen.
Weh um mein Alhama!

„Daß Alhama ging verloren,
Das gereicht auch mir zum Grame,
Doch, hat er die Stadt verloren:
Größres wohl verloren Andre.
Weh um mein Alhama!

„Vätern fielen ihre Söhne,
Und den Weibern ihre Gatten,
Eingebüßt hat der sein Liebstes,
Und der Andre Ehr' und Namen.
Weh um mein Alhama!

„Selbst verlor ich eine Tochter,
Die die Blume war des Landes;
Könnt' ich sie durch hundert Goldstück'
Lösen, würd' ich nichts es achten."
Weh um mein Alhama!

Als der Alte so gesprochen,
Ward das Haupt ihm abgeschlagen,
Und nach dem Gebot des Königs
Auf Alhambra's Schloß gepflanzet.
Weh um mein Alhama!

Männer, Weiber, Kinder weinen,
Daß verloren ging Alhama,
Und es weinen alle Damen,
So viel sind in ganz Granada.
Weh um mein Alhama!

Auf den Gassen und Balconen,
Ueberall ist tiefe Klage;
Wie ein Weib weint selbst der König
Um das Unglück jenes Tages.
Weh um mein Alhama!

Uebersetzt von Geibel.

Abenamar's unglückliche Liebe.

In den Gärten Almeria
Lieget da Mohr Abenamar,
Sein Gesicht gekehrt zum Palast
Seiner Mohrin Galiana.

Statt des Kissens sein Albornos,
Seine Tartsche statt des Teppichs,
Seine Lanze längs dem Boden;
Viel ist's, daß so liegt die Lanze.

Um den Sattelknopf geworfen
Hängt der Zaum; hinangeschlungen
Mit der Trense zwischen zweien
Linden geht sein Pferd und graset.

Er betrachtet eine blüh'nde
Mandel; traurig hängt die Blüthe,
Ist versenkt vom scharfen Nordwind,
Der die Blüthen alle tödtet.

Uebersetzt von Herder.

Zaida's traurige Hochzeit.

Auf ging schon der Stern des Abends,
Und die Sonne ging darnieder,
Und die Nacht, des Tages Feindin,
Kam mit ihrem schwarzen Mantel:

Da ging aus mit ihr ein tapfrer
Mohr, der glich dem Rodomonte,
Aus Sidonia ging er zornig,
Eilt' die Veja hin nach Xeres.

Voll Verzweiflung er da eilet:
Denn trotz seines edlen Stammes
Hat ihn seine Braut verlassen,
Weil er ihr zu arm gedünket.

Und in dieser Nacht vermählet
Sie sich einem schlechten Mohren,
Weil er reich und in Sevilla
War Alcaide von Alcazar.

Schwere Seufzer aus dem Herzen
Thut er, über solch ein Unrecht,
Daß ringsum die Veja tönet,
Und das Echo mit ihm klaget:

„Zaida sprich, o du, ergrimmter
Als das Meer, das Schiffe schlinget!
Härter du und unerbittlich,
Wie des Felsens Eingeweide.

„Wie? Grausame, kannst du dulden,
Nach so viel erzeigter Liebe,
Daß mit Pfändern, die ja mein sind,
Sich ein Fremder damit zieret?

„Ist es möglich, daß du Liebe,
Annimmst von der rauhen Eiche,
Und läßt dein geliebtes Bäumchen
Stehen sonder Frucht und Blüthe?

„Du verlässest einen Armen,
Der wohl reich ist, und erwählest
Einen Reichen, ha, wie dürftig!
Wenn du Seelenreichthum kenntest!

„Du verlässest deinen edlen
Gazul, und sechs Jahre Liebe,
Giebst die Hand dem Albenzaid,
Den du ja noch kaum erkennest!

„Nun so geb' es Allah! Feindin,
Daß er dich, wenn du ihn liebest,
Tief verabscheu' und du weinen,
Eifersüchtig müssest seufzen!

„Daß im Bette du ihm Ekel,
Ihm am Tisch Verdruß erweckest,
Daß zu Nacht du keinen Schlummer,
Tages keine Ruhe kennest!

„Daß bei Tänzen und bei Festen
Nie du deine Farben sehest!
Nicht den Schleier, den du nähtest,
Nicht den Aermel, den du sticktest!

„Daß er den von seiner Buhle,
Und mit ihres Namens Zuge,
Dir vor Augen trag', in Spielen
Dir auch zuzuschaun nicht gönne,

„Nicht an Fenster, nicht an Pforte,
Damit dich's nur tiefer schmerze,
Und so hass' ihn bis zum Tode,
Und genieß' ihn viele Jahre!

„Oder liebst du ihn, so müssest
Plötzlich du ihn todt erblicken, —
Das ist doch wohl alles Unglück,
So dir Männer wünschen können.
Das, geb' Allah, müss' dich treffen,
Stracks wenn du die Hand ihm reichest!"

Mit den Flüchen, mit den Schwüren,
Kam er Mitternachts nach Xeres,
Fand den Palast überdecket
Mit Geschrei und hellen Lichtern.

Und schon machten viele Diener
Platz zum Zuge, liefen alle
Hie und da mit hellen Fackeln,
Alle reich in Livereien.

Dicht gerade vor den Bräut'gam
Setzte Gazul sich in Bügel.
Mächtig stieß er seine Lanze,
Stieß die Brust ihm durch und durch.

Und der Platz wird voller Aufruhr,
Und der Mohr zieht seinen Säbel,
Bahnet Weg sich hin durch Alle,
Kehrt nach Medina zurück.

Uebersetzt von Herder.

Lied eines Gefangenen.

„Wohl ist nun der schöne Maimond,
Da die Lüftchen wehn im Thal,
Da die Lerche lieblich singet,
Lieblich singt die Nachtigall.

„Da sich Treugeliebte wieder
Neu dem Dienst der Liebe weihn;
Und ich Armer sitz' im Kerker,
Sitze traurig und allein.

„Weiß nicht, wenn es draußen taget,
Weiß nicht, wenn die Nacht bricht an;
Einst noch kam ein Vöglein droben
Und sang mir den Morgen an.

„Aber ach! ein böser Schütze
Schoß es — lohn' ihm Gott dafür!
Ach, die Haare meines Hauptes
Reichen fast zur Ferse mir.

„Und die Haare meines Kinnes
Könnten wohl mein Tischtuch sein,
Und die Nägel meiner Finger
Mir ein scharfes Messer sein.

„Ist es so des Königs Wille —
Nun, er ist mein hoher Herr!
Aber thut's der Kerkermeister,
Ist er ein Abscheulicher.

„O, daß Jemand mir mein Vöglein
Wiedergäbe! Wär's ein Staar,
Der hier mit mir schwatzen könnte,
Oder eine Nachtigall.

„Wär's ein Vöglein, das die Damen
Zu bedienen willig wär',
Zu Lenoren, meiner Lieben,
Trüg' es Botschaft hin und her,

„Brächte mir von ihr gefüllte
Speisen, nicht mit Salm gefüllt,
Eine Feil' und eine Pfrieme
Wäre drinnen wohl verhüllt.

„Eine Feile für die Fessel,
Eine Pfrieme für das Schloß."
Also sang er in dem Kerker,
Und der König hört' am Kerker,
Und gab den Gefangnen los.

Uebersetzt von Herder.

Alhama.

„Mohr Alcaide, Mohr Alcaide!
Alter mit dem grauen Barte,
Königs Wort ist, dich zu binden,
Denn du übergabst Alhama.

„Und dein Haupt dir abzuschlagen,
Es zu stecken auf Alhambra,
Daß erzittre, wer es sehe:
Denn du übergabst Alhama."

Unverändert sprach der Alte:
„Ritter und ihr Edlen alle,
Saget meinethalb dem König,
Daß ich nicht an Pflicht gefehlet.

„Ich war fern in Antiquera,
War da mit des Königs Willen.
Ich erbat mir vierzehn Tage,
Und der König gab mir dreißig.

„Daß Alhama ist verloren,
Kränkt mich tief in meiner Seele.
Hat der König Land verloren,
So verlor ich Ehr' und Namen,
So verlor ich Weib und Kinder,
So verlor ich meine Tochter.

„Sie, die Blüthe von Granada,
Ist von Christen mir geraubet,
Hunderte bot ich Dublonen,
Sie verachten alle hundert.

„Gaben mir die böse Antwort:
Meine Tochter sei schon Christin,
Meine liebliche Fatima
Sei Maria von Alhama."

Uebersetzt von Herder.

Romanzen vermischten Inhalts.

Diese vierte Abtheilung umfaßt diejenigen Romanzen, die ihrem Inhalte nach in keine der früheren Rubriken hineinpassen. Viele von ihnen sind noch alte volksthümliche Gesänge, voll einfacher und kraftvoller Schönheit, während andere einer späteren Zeit und der Kunstpoesie angehören; doch ist es bei der großen Menge dieser Romanzen fast unmöglich, sie zu sondern, und zwar um so weniger, da in vielen der neueren der alte einfache Ton mit großer Geschicklichkeit nachgeahmt ist, während einzelne ältere Dichtungen sich in ihrer Sprache schon der Kunstpoesie nähern. Im Allgemeinen thut man aber immer noch am besten, wenn man von einer großen Einfachheit in Form und Ausführung auf eine frühe Entstehungszeit schließt, und die im glänzenderen Gewande der Kunstpoesie zuzählt.

In diese Abtheilung der vermischten Romanzen gehören auch die Schäferlieder, die theils Nachahmungen portugiesischer und französischer Dichtungen sind, theils ihre Entstehung dem mehr und mehr von Kräften kommenden Rittergeist verdanken. So oft und so viel

auch die Dichtungsarten und der Geschmack des Publicums wechselten, immer war es die Romanzenform, deren sie sich ihrer Popularität und Leichtigkeit wegen bemächtigten.

Graf Circourt sagt ein geistreiches Wort darüber: »Le romance fait le genre populaire; il était heureusemant à la portée des hommes de génie peu lettrés, et malheureusement à celle des lettrés sans talent.«

Die Schäferromanzen sind größtentheils voll Affectation und gezierter Sentimentalität. Die Schäfer rufen Apollo, Venus und Diana zu Zeugen ihres Jammers an, über Berg und Thal rieselt's von ihren Thränen, und ihre Seufzer hallen endlos durch mondbeglänzte Nächte; auf Wiesen und Auen sterben sie dutzendweis vor Liebe, vorher aber gab ihnen noch ein Gott in furchtbar langen Reden zu sagen, was sie leiden.

Lope de Vega hat die Lächerlichkeit der Schäferromanzen in einem drolligen Liede sehr gut parodirt.

Ihnen ähnlich sind die Fischer-, Jäger- und Dorfromanzen voll von gleich falschem Pathos und gleicher Sentimentalität. Viel angenehmer dagegen berühren die scherzhaften, drolligen und satirischen Romanzen (Romances jocosos y satiricos), deren es eine große Anzahl giebt, und die besser zur harmlosen Fröhlichkeit des Volkes passen. Es giebt unter ihnen zierliche und reizende Dichtungen. Eigenthümlich in ihrer Art sind die Zigeuner-, Schelmen- und Gaunerromanzen. Erstere sind sogar in einer besonderen Sammlung herausgegeben (Romances de Germania). Andere Romanzen heißen Letrillos (Briefchen), und noch andere nehmen ihren Stoff aus dem alten und neuen Testament, aus der griechischen und römischen Geschichte. Alle übrigen Romanzen lassen sich unter besondere Rubriken nicht bringen; denn so verschieden und mannichfaltig die Gefühle und Verhältnisse im menschlichen Leben sind, so abwechselnden und mannichfaltigen Inhalts sind die Romanzen. Kaum gab es einen Stoff, den die Spanier nicht für die Romanzenform ausbeuteten; und schließlich nannte man fast alle volksthümliche Poesie Romanzen, sie mochten nun scherzhaft oder ernst, religiösen, moralisirenden oder allegorischen Inhalts sein; sie mochten eine Anekdote romanciren oder die Freuden der Liebe schildern, die ideale Seite des Lebens ins Auge fassen oder von den Sitten und Belustigungen des Volkes sprechen.

Ein großer Theil von ihnen ist selbstverständlich ohne ästhetischen Werth; fast alle aber sind treue Darstellungen spanischen Denkens und Fühlens, spanischer Sitte und spanischen Charakters. Sie sind meist lebendig und erfindungsreich, oft voll von Anmuth, zierlichen Pointen und herzgewinnender Frische. In dem Maße aber, als ihre Zahl größer und ihre Stoffe mannichfaltiger wurden, verloren sie mehr und mehr jene volksthümliche Grundlage, verloren sie an innerer Wahrheit und einfacher Schönheit, und zuletzt war die Romanzenform nur noch wie ein altes ehrwürdiges Gefäß voll schalen wässerigen Inhalts, statt des edlen Feuergeistes, den es sonst umschloß. Und es konnte nicht anders sein. Hatten doch in kurzer Zeit die politischen Verhältnisse Spaniens eine ganz andere, weniger ideale, dem Volksgeist nicht entsprechende Gestalt angenommen. Schon ein halbes Jahrhundert nach der Eroberung von Granada hatte man diese Neugestaltung in Angriff genommen. Die »ricos-hombres« waren zu übermüthigen Junkern geworden, die mit Verachtung auf das Volk blickten, das, nicht mehr gleichbedeutend mit dem Kern der Nation, ihnen ihre Verachtung mit Haß und Neid vergalt. Die Interessen der Stände sonderten sich, Sitten und Anschauungen der höheren Gesellschaft wichen immer mehr von denen des Volkes ab, und die trennende Kluft zwischen Beiden ward immer größer; das Volk, das sich nicht mehr an den Staatsangelegenheiten betheiligen durfte, verlor das Interesse daran und schuf sich eine neue beschränkte Welt besonderer Interessen. Die Lust am Dichten aber blieb ihnen, sowohl dem Volk wie den höheren Ständen; nur waren naturgemäß die neueren Lieder von den alten Heldengesängen so verschieden wie die alte Zeit von der neuen. So wie die alten Heldenwerke Heldenworte erzeugt hatten, so prägte diese ernüchterte Zeit ihren

poetischen Hervorbringungen einen nüchternen und frostigen Charakter auf. Arme und Blinde sangen diese neuen Volkslieder auf den Straßen; aber nicht Ritter und edle Damen hörten ihnen zu, sondern Taugenichtse, Vagabunden und Zigeuner, und ihre Stoffe waren nicht die Großthaten ihrer Mitbürger, sondern die Vorkommnisse ihres niederen und beschränkten Lebens, die Durchtriebenheit von Schelmen, Dieben und Zigeunern, die Geschicklichkeit der Stierkämpfer, und was sonst auf Straßen und Märkten vorgeht. Man nannte diese Romanzen: Romances vulgares (niedere Romanzen) im Gegensatz zu den Romances heroicas (heroische Romanzen), die von den höheren Ständen ausgehend, deren Interessen vertraten. Vergebens versuchten diese, hinter einer glänzenderen Form ihre innere Leere, Trockenheit und Geziertheit zu verstecken; sie sind niemals volksmäßig geworden, während sich in den Vulgär-Romanzen noch immer poetischer Instinct, anmuthige Einfälle und kräftige Züge finden. Es folgen hier Romanzen der vermischten Abtheilung, von denen einige zu den ältesten und schönsten spanischen Volksliedern gehören.

Kühle Quelle.

Kühle Quelle, kühle Quelle,
Kühle Quelle, süß und rein,
Da wohin um Trost zu holen
Gehn die Vöglein allgemein:
Nicht jedoch die Turteltaube,
Die als Witwe lebt im Leid.
Aber Nachtigallen-Männchen,
Der Verräther, fliegt herbei,
Seine Worte, die er redet,
Voll Verrathes sind sie fein:
„Herrin, wenn es dir geliebte,
Möcht' ich wohl dein Diener sein." —
„Geh' von dannen, du Betrüger,
Geh' arglist'ger, böser Feind:
Nie ruh' ich auf blum'gen Wiesen,
Und auch nie auf grünem Zweig,
Trinke nur getrübt das Wasser,
Wo ich es auch finde rein,
Keinen Gatten will ich haben,
Daß er ohne Kinder sei,
Will mit ihnen kein Vergnügen,
Keinen Trost in meinem Leid.
Laß mich so betrübt, Verräther,
Bös arglist'ger, böser Feind:
Denn nicht will ich sein dein Liebchen,
Noch mich dir vermählen, nein."

Romanze von der frischen Rose.

„Frische Rose, frische Rose,
Wonniglich und hold und lieb,
Euch zu dienen wußt' ich nimmer,
Da ich Euch in Armen hielt;
Nun ich gern Euch dienen möchte,
Habt Ihr Euch gewandt von mir."

„Freund, die Schuld ist einzig Euer,
Euer ist sie, meine nicht,
Denn durch einen Eurer Diener
Schicktet Ihr mir einen Brief,
Und dazu, anstatt zu schweigen,
Gab er anderen Bericht,
Daß im Land Leon Ihr wäret
Schon vermählt zu dieser Frist,
Daß ein schönes Weib Ihr hättet,
Kinder wie die Blumen licht."

„Wer Euch solches sprach, o Herrin,
Sprach zu Euch die Wahrheit nicht;
War ich nie doch in Castilien,
War ich in Leon doch nie;
Nur ein einzigmal als Knabe,
Wo man nicht auf Liebe sinnt."

Kühle Quelle und frische Rose, von Dietz übersetzt.

Si dormis doncella.

Und schläfst du, mein Mädchen,
Auf, öffne du mir,
Denn die Stund' ist gekommen,
Da wir wandern von hier.

Und bist ohne Sohlen,
Leg' keine dir an,
Durch reißende Wasser
Geht unsere Bahn.

Durch die tief tiefen Wasser
Des Guadalquivir;
Denn die Stund' ist gekommen,
Da wir wandern von hier.

Trübe geht der Wasser Lauf,
Liebe Mutter,
Doch sie hellen wohl sich auf.

Wenn der Augen bange Fluth,
Meiner Freuden Quell vertrübt,
Und an meinem Herzen übt
Eifersucht die ganze Wuth,
Sind es Schatten, die die Gluth
Holder Liebe scheucht zuhauf.
Trübe geht der Wasser Lauf,
Liebe Mutter,
Doch sie hellen wohl sich auf.

Oft ermatten die Gedanken,
Oft verstört ist meine Brust,
Denk' ich der vergangnen Lust,
Und wie nun die Sterne sanken,
Aber wenn im Winde schwanken
Meine Seufzer ab und auf,
Trübe geht der Wasser Lauf,
Liebe Mutter,
Doch sie hellen wohl sich auf.

Händlein so linde,
Herz gleich dem Winde,
Händlein so linde!

Ist dein Freund dir gar zuwider,
Dem das Leben du zu danken?
Hemmen auch so holde Schranken
Nicht dein flatterhaft Gefieder?
Jeder Wind entführt dich wieder
Und entführt mein Glück geschwinde.
Händlein so linde,
Herz gleich dem Winde,
Händlein so linde!

Zeit ist's nun, dich zu gewöhnen,
Daß dich Frieden still beschränke,
Daß dein stolzer Flug sich senke,
Mir das Leben zu verschönen.
Nicht der hohen Gipfel denke,
Geh' nun durch die Thalesgründe;
Händlein so linde,
Herz gleich dem Winde,
Händlein so linde!

Dich zu leiten, dich zu hüten,
Hab' ich traurig mich besonnen,
Daß du nicht die alten Wonnen
Wandelst in der Hölle Wüthen.
Ach, und deines Lenzes Blüthen
Hauchen kühl wie Eiseswinde!
Händlein so linde,
Herz gleich dem Winde,
Händlein so linde!

Murmelndes Lüftchen, Blüthenwind,
Der die schöne Welt durchwandelt,
Sing' ein Lied mit den Blättern der Ulme,
Denn es schläft mein süßes Kind.

Heute sollst du, sanfter West,
Schlummer über die ergießen,
Die mich Frieden nicht genießen,
Die mein Leid nicht schlafen läßt.
Wiege sie mir ein gelind,
Lüftchen, das die Welt durchwandelt,
Sing' ein Lied mit den Blättern der Ulme,
Denn es schläft mein süßes Kind.

Schweifest zwischen grünen Zweigen,
Lustig murmelnd von den Wonnen,
Die mir alle nun zerronnen,
Von dem Leid, das heut' mein eigen.
Kühler, sanfter, plaudernder Wind,
Der die schöne Welt durchwandelt,
Sing' ein Lied mit den Blättern der Ulme,
Denn es schläft mein süßes Kind.

Liebe mir im Busen
Zündet einen Brand.
Wasser, liebe Mutter,
Eh' das Herz verbrannt!

Nicht das blinde Kind
Straft für meine Fehle;
Hat zuerst die Seele
Mir gekühlt so lind.
Dann entflammt's geschwind
Ach, mein Unverstand;
Wasser, liebe Mutter,
Eh' das Herz verbrannt!

Ach, wo ist die Fluth,
Die dem Feuer wehre?
Für so große Gluth
Sind zu arm die Meere.
Weil es wohl mir thut,
Wein' ich unverwandt;
Wasser, liebe Mutter,
Eh' das Herz verbrannt!

Die vier letzten Gedichte in der seelenvoll poetischen Uebersetzung von Paul Heyse.

Con el viento murmuran.

Horch, im Winde säuseln sacht
Mutter, die Blätter,
Und bei dem Rauschen entschlaf' ich
Unter den Schatten.

Sanft hauchen die Winde,
Sie weben und schwanken,
Und schaukeln gelinde
Das Schiff der Gedanken,
Bis Frieden ich finde.
Dann glaub' ich, den blauen,
Den glänzenden Himmel
Geöffnet zu schauen;
Und bei dem Rauschen entschlaf' ich
Unter den Schatten.

Erwach' ich, so stehen
Viel Blumen im Raum,
Und all' meiner Wehen
Gedenk' ich dann kaum;
Sie schwinden im Traum,
Vergehen, verschweben
Im Säuseln der Blätter,
Und schön ist das Leben —
Und bei dem Rauschen entschlaf' ich
Unter den Schatten.

Uebersetzt von Geibel.

La sierra es alta.

Hoch, hoch sind die Berge,
Und steil ist ihr Pfad;
Die Brunnen sprühn Wasser,
Und rieseln ins Kraut.

O Mutter, o Mutter,
Schön Mütterlein du;
Dort, dort in die Berge
Mit den Gipfeln so stolz,

Da ging eines Morgens
Mein süßester Freund.
Wohl rief ich zurück ihn
Mit Zeichen und Wort,
Wohl winkt' ich mit allen
Fünf Fingern zurück —
Die Brunnen sprühn Wasser,
Und rieseln ins Kraut.

Uebersetzt von Geibel.

In den Schatten meiner Locken
Schlief mir mein Geliebter ein.
Weck' ich ihn nun auf? — Ach nein!

Sorglich strählt' ich meine krausen
Locken täglich in der Frühe,
Doch umsonst ist meine Mühe,
Weil die Winde sie zerzausen.
Lockenschatten, Windessausen
Schläferten den Liebsten ein.
Weck' ich ihn nun auf? — Ach nein!

Hören muß ich, wie ihn gräme,
Daß er schmachtet schon so lange,
Daß ihm Leben geb' und nehme
Diese meine braune Wange.
Und er nennt mich seine Schlange,
Und doch schlief er bei mir ein.
Weck' ich ihn nun auf? — Ach nein!

Uebersetzt von Heyse.

Ribericas del rio.

Am Ufer des Flusses,
Des Manzanares,
Spült Linnen das Mädchen,
Und trocknet's im Winde.

Und taucht sie das Linnen
Ins Wasser hinein,
Da halten mit Rinnen
Die Fluthen schon ein;
Und der Stein, drauf sie's windet,
Fängt hell an zu glühn,
Und das Ufer wird grün
Am Manzanares,
Wo das Mädchen Linnen spült
Und trocknet's im Winde.

Wo sie tritt in die Welle
Mit dem schneeigen Fuß,
Da scheint auf der Stelle
Krystallen der Fluß,
Perlmutter die Rosen,
Wo die Tücher sie spannt,
Und ein Garten das Land
Am Manzanares,
Wo das Mädchen Linnen spült
Und trocknet's im Winde.

Die Winde, die lauen,
Verhalten den Hauch,
Und der Himmel ruht auch,
Ihr Antlitz zu schauen.
Und es spiegeln die Wasser
So klar und so mild
Das reizende Blild
Im Manzanares,
Wie das Mädchen Linnen spült
Und trocknet's im Winde.

Uebersetzt von Heyse.

Jungfrau am Meeresstrand.

Ich war morgens aufgestanden,
Früh am Sanct Johannistag,
Eine Jungfrau sah ich stehen
Dorten an des Meeres Strand:
Wusch alleine, rang's alleine,
Spannt's allein auf Rosen an.
Während da die Tücher trocknen,
Ließ sie hören einen Sang:
„Wo ist hin mein Lieb, wo ist es,
Wo ich es wohl finden kann?"
Strand hinauf und Strand hinunter
Ließ sie hören ihren Sang,
Goldnen Kamm in ihren Händen
Kämmt die Kleine sich das Haar:
„Sag' mir einmal an, du Seemann,
Daß dich Gott vor Leid bewahr'!
Hast du wohl mein Lieb gesehen,
Hast du's hier gesehn am Strand?"

Uebersetzt von Diez.

Durchfliegt, ihr Gedanken,
Die Lüfte geschwind,
Und sagt meiner Feindin,
Wie weh mir ist!

Und daß ihr sie kennet,
Ihr Bild ist dies:
Ein lieblicher Engel
Mit Menschengesicht.
Doch ach, wo sie meiner
Im Herzen vergißt!
O sagt meiner Feindin,
Wie weh mir ist!

Bestellt, daß ich nahe
Dem Tod schon bin.
Seit ich sie gesehen,
Verlor ich mich.
Und ob sie auch zürnend
Nicht hören will,
O sagt meiner Feindin,
Wie weh mir ist!

In Gärtleins Mitten
Da findet ihr sie,
Da zerpflückt sie die Nelken
Und Ros' und Jasmin.
Sie so zu finden,
Bestürz' euch nicht.
O sagt meiner Feindin,
Wie weh mir ist!

Uebersetzt von Heyse.

Der Hochzeitstanz.

Wie so zierlich in dem Saale
Führt die Braut den Hochzeitsreih'n!
Wie so muthig schaut Graf Martin
In die freud'gen Klänge drein!

Und sie im Vorüberschweifen
Flüstert: „Graf, was sinnet Ihr?
Sagt mir, schaut Ihr nach dem Tanze,
Oder blicket Ihr nach mir?" —

„Hab' schon manchen Tanz gesehen,
Und das war's nicht, was ich sann,
Eure Schönheit mich verblendet,
Eure Augen thun mir's an." —

„Wenn so schöne meine Augen,
Führt mich hier vom Tanze heim,
Alt und grau schon ist mein Bräut'gam
Und er holt uns nimmer ein."

Uebersetzt von Eichendorf.

Weh Valencia!

Eingeschlossen war Valencia,
Konnte kaum sich länger wehren,
Weil sich die Almoraniden
Zögernd nicht zum Beistand wandten.
Da dies sah ein alter Maure:
Auf des höchsten Thurmes Warte
Stieg er schweigend da, noch einmal
Zu beschauen Stadt und Lande.
Und wie sie herauf so leuchten,
Brach das Herz ihm bei dem Glanze;
Gramvoll mit prophet'schem Munde
Also von dem Thurme sprach er:
„O Valencia, o Valencia,
Würd'ge Herrscherin der Lande,
Deine heitere Pracht muß sinken,
So sich Gott nicht dein erbarmet!
Die vier Felsen, drauf du thronest,
Würden, wenn sie könnten, klagen.
Deine festen Mauern seh' ich
Von dem wilden Anlauf wanken;
Deine Thürme, die so trostreich
Ueber Land und Völker ragen,
Werden unaufhaltsam stürzen;
Deine Zinnen, gleich Krystallen,
Ihren Wunderglanz verlöschen,
Und dein mächt'ger Guadalaviar
Wird aus seinen Ufern steigen,
Trüben jeden Bach im Lande.
In den trocknen Wasserkünsten
Funkeln nimmermehr die Strahlen,
Rings in deinen schönen Gärten,
Die fortan verwildernd ranken,
Werden Hirsche einsam grasen,
Alles fröhl'che Grün zernagend.
Keinen Duft mehr haucht die Luft her,
Wo viel tausend Blumen standen,
Muß das Glühen all' verblühen;
Wo jetzt Schiffe kommen, fahren,
Liegt verödet Strand und Hafen,
Und vom weiten Bergeskranze,
Den du mächtig einst beherrschtest,
Schlagen blutroth auf die Flammen,
Daß das Qualmen dich erblindet
Rings von deiner Länder Brande,
Bis, als eine Todeswunde,
Alles Volk dich hat verlassen. —
O Valencia, o Valencia,
Helf' dir Gott in jenen Tagen!
Oft schon hab' ich es verkündet,
Was ich weinend jetzt beklage."

Uebersetzt von Eichendorf.

Cubridme de flores.

Bedeckt mich mit Blumen,
Ich sterbe vor Liebe.

Daß die Luft mit leisem Wehen
Nicht den süßen Duft entführe,
Bedeckt mich!

Ist ja Alles doch dasselbe,
Liebesodem oder Düfte
Von Blumen.

Von Jasmin und weißen Lilien
Sollt ihr hier mein Grab bereiten,
Ich sterbe.

Und befragt ihr mich: Woran?
Sag' ich: Unter süßen Qualen
Vor Liebe.

Uebersetzt von Geibel.

Madre, un caballero.

Mütterchen, ein Ritter,
Der zum Festspiel reitet,
Der mit sicherm Arme
Keck die Stiere tödtet,
Mehr als vier mal sprengt' er
Jüngst durch unsre Gasse,
Schaut' in meine Augen,
Daß ich wieder schaute.
Wahnsinn treff' ihn, Mutter,
Wahnsinn, der ihn tödte!

Ständchen bracht' er Abends,
Mich verliebt zu machen,
Briefe, Bänder, Schleifen,
(Flieg' es mit den Winden)
Folgte mir zur Kirche,
Folgte mir zum Tanze,
Folgte Tag und Nacht mir,
Ohne mich zu lassen.
Wahnsinn treff' ihn, Mutter,
Wahnsinn, der ihn tödte!

Seine Pagen ließ er
Meine Farben tragen,
Nach der neusten Mode,
Die von kurzem Schnitt ist.
Aber solche Dinge
Hätten nie und nimmer,
Weder heut noch jemals,
Mich in Lieb' entzündet.
Wahnsinn treff' ihn, Mutter,
Wahnsinn, der ihn tödte!

Da er mich so hart sah,
Sucht' er mir zu schmeicheln,
Andre Wege sucht' er,
Süßere und sanftre,
Gab mir schöne Ringlein,
Prächtig mit Korallen,
Ohrgehäng' von Silber,
Feine Schuh und Handschuh,
Gab mir auch ein Mieder
Mit krystallnen Knöpfen,
Schwarz wohl war's von Farbe,
Weil so schwarz das Ende.
Wahnsinn treff' ihn, Mutter,
Wahnsinn, der ihn tödte!

Und mein Haß verlor sich
Bald durch seine Güte,
Und ich lernt' ihn lieben,
Liebt' ihn herzlich, Mutter;
Aber als ich liebte,
Da vergaß er meiner,
Nun ich um ihn sterbe,
Mag er mich nicht ansehn.
Wahnsinn treff' ihn, Mutter,
Wahnsinn, der ihn tödte!

Ihn zu rühren dacht' ich,
Doch umsonst mein Flehen;
Unerweichlich war er
Wie der starrste Felsen.
Ach und wieder liebt er
Nun ein schlankes Mädchen,
Das beim ersten Brieflein
Sich umsonst ihm hingab.
Wahnsinn treff' ihn, Mutter,
Wahnsinn, der ihn tödte!

Wohl, o Mutter, sollt' ich
Nicht so elend klagen,
Denn ein jeder Frevel
Rächt sich selbst am Ende.
Doch verflucht die Gabe,
Die so böse Frucht bringt,
Und verflucht der Bube,
Der ersann so Schlimmes.
Wahnsinn treff' ihn, Mutter,
Wahnsinn, der ihn tödte!

Und beim Stiergefechte
Morgen wohl zu Abend
Treff' ihn nichts als Unheil,
Ihn, an den mein Herz denkt.
Seine Lanze fehle
Und der Degen breche,
Der im vor'gen Jahre,
So viel Ruhm ihm schaffte.
Wahnsinn treff' ihn, Mutter,
Wahnsinn, der ihn tödte!

Und wenn er beim Rohrspiel
Stolz und sicher reitet,
Treff' ein solcher Wurf ihn,
Daß das Haupt ihm blutet,
Und beim offnen Rennen
Mit den andern Rittern,
Stürz' er so vom Rosse,
Daß er nimmer aufsteht;
Heim vom Spiele kehr' er
Nur geschleppt von Andern,
Und wenn diese Flüche
Ihm sich nicht erfüllen:
Treff' ihn Wahnsinn, Mutter,
Wahnsinn, der ihn tödte!

Uebersetzt von Geibel.

Das Gedicht vom Cid. (Poema del Cid.)

Wie schon erwähnt, ist das Heldengedicht vom Cid das älteste Denkmal castilianischer Schriftpoesie. Im Jahr 1779 wurde es von Antonio Sanchez in einem Kloster gefunden und bald darauf herausgegeben. Doch war es nicht mehr ganz vollständig. Im Anfang fehlten einige Blätter, und am Ende eins; im Ganzen enthielt es ungefähr viertausend Verse. Das Manuscript wird noch heut in der Vaterstadt des Cid, in Vivar aufbewahrt. Der Verfasser dieses Gedichts ist niemals ermittelt worden; denn der Abt Peter, von dem dabei die Rede ist, ist aller Wahrscheinlichkeit nach nur der Abschreiber gewesen. Als die Zeit seines Entstehens pflegt man die Mitte des zwölften Jahrhunderts anzunehmen, also ungefähr 50 Jahr nach dem Tode des Cid — eine Annahme, welche in der alterthümlichen Sprache ihre Berechtigung findet, die in Orthographie und Grammatik noch ungelenk und schwankend ist, und der man es anmerkt, daß sie erst im Begriff ist sich zu einer selbstständigen Sprache auszubilden. Das Gedicht ist in langen assonirenden Versen geschrieben, denen, allen Forschungen nach, der Vers der Nibelungen zu Grunde liegt, der später in den sogenannten Alexandriner ausartete.

Von dem jugendlichen Cid und seinen ersten glorreichen Thaten sagt uns das Gedicht nichts; sondern es beginnt erst mit der Verbannung desselben durch Alfons VI. Hätte der Dichter nichts gethan, als treu und wahr erzählt, was sich zugetragen, es hätte sich aus dieser poetischen und glänzenden, wenn auch etwas rauhen und gewaltthätigen Zeit ein

poetisches und kraftvolles Gebilde abheben müssen. Alfons VI. mit seinen edlen Bestrebungen, das Volk mit so intensivem Eifer für die edelsten Güter der Menschheit, und voll hohen Selbstbewußtseins; die Kämpfe immer nur als Vorläufer eines Sieges; die prächtigen Ritterfahrten und Turniere; der Einfall eines alten afrikanischen Tigers, und ihm gegenüber ein Löwe wie der Cid — und das Alles unter einem ewig blauen Himmel, unter wogenden Palmen, die Luft durchwürzt von Rosen und Jasmin: das war ein großartiger Rahmen, der einen großen und edlen Inhalt forderte.

Der Cid ist der vollendetste Typus spanischer Nationalität, der Träger eines kernhaften, unabhängigen Ritterthums. Er ist die Blume der Ritterschaft, der reinste Spiegel treuesten, biederen Rittersinns. Johannes von Müller sagt: „Der Held voll Schönheit, Kraft und Bildung, der Jüngling, wie der Grieche ihn wollte, erscheint im Achill. Rauher sind, höher, härter, blutiger, keuscher des kalten Nordens gewaltige Söhne, skandinavische, nibelungische Krieger. Was Ehre, Gott und Liebe im Ritterthum erzeugen mochten, siehe an Don Rodrigo." Großmuth, Hochherzigkeit, Frömmigkeit im Charakter jener Zeit, treuer, wenn auch unbeugsamer Sinn gegen seinen Lehnsherrn, das sind Züge, die ihn auszeichneten während eines Lebens, das ganz und gar dem Dienst seines Vaterlands geweiht war. Ferdinand Wolf spricht sich noch begeisterter über ihn aus: „Im Cid sehen wir die Grundzüge des alt-castilischen Nationalcharakters: Selbstständigkeit des Einzelnen, Liebe des Weibes und der Familie, und die Treue des Vasallen gegen seinen Herrn; nur daß im Cid diese Momente schon zum System einer Verfassung fortgebildet erscheinen, und sich auch schon das christliche Element in der bestimmten Form des römischen Katholicismus manifestirt, und im Kampf gegen die Ungläubigen noch ein besonderes Moment desselben hinzukommt; nur daß in der großmüthigen Tapferkeit, dem stolzen, selbst gegen den natürlichen Herrn und König sich nicht verleugnenden Selbstgefühl, und dem, die ritterliche Ehre über Alles Hochhalten des Campeador sich der Geist einer späteren Zeit schon schattirt. Daher ist der Cid, als der reinste Ausdruck und das Ideal des spanischen Volksgeistes, der Lieblingsheld der Nation bis auf den heutigen Tag geblieben, die nicht müde wird, die Thaten des berühmtesten Castiliers (el mos famoso Castellano) zu besingen, und mit immer neuer Lust die alten Gesänge von dem „zur guten Stunde Gebornen" hört, dessen Ruhm den Ruhm aller Könige überstrahlt; denn in dem Lobe seines Helden sieht sich das Volk selbst verklärt."

Von seinen Feinden aber ward der Cid dergestalt gefürchtet, daß sie beteten: „Allah möge ihn verdammen," und daß sie ihn den „Verfluchten" nannten.

Wie die Sage erzählt, war er schön von Gestalt und Angesicht; nur erregte in seinen späteren Jahren ein langer breiter Bart mehr Ehrfurcht und Scheu. Er wurde im Jahr 1026 oder 1040 zu Bivar, einem Schloß in der Nähe von Burgos, geboren. Sein vollständiger Name ist Don Rodrigo oder Ruy Diaz de Bivar, genannt Cid-Campeador. Von den Heldenthaten seiner Jugend haben wir berichtet, als unter den historischen Romanzen von dem Buch die Rede war, das die Cid-Romanzen enthält. Der Dank des Königs war Verbannung. Mit der Klage, daß er sein schönes Schloß Bivar verlassen muß, beginnt der Gesang.

Indeß ihm aus den Augen die Thränen heftig rannen,
Wandt' er sein Haupt umher, und schaute seine Mannen;
Sah Thüren ohne Schlösser, die Pforten stehen auf,
Die Vogelstangen leer, nicht Pelz noch Mantel drauf,
Und keine Habichte, noch Falken, neubefiedert.
Es seufzt mein guter Cid, groß Leid ist ihm beschieden:
„Dank sei dir, Herr und Vater, der in der Höhe waltet,
Es haben böse Feinde so arg mit mir geschaltet!"
Jetzt denken sie zu spornen, die Zügel frei gegeben;

Beim Ausgang von Bivar sah man rechts die Krähe schweben,
Drauf sahe man sie links zu Burgos an dem Thor.
Mein Cid zuckte die Achsel, und hub das Haupt empor:
„Botenlohn, Alvar Fanez, sie stießen uns aus dem Land."
Drauf ist mein Cid Ruy Diaz zu Burgos angelangt;
Es waren siebzig Fähnlein, woraus sein Zug bestand.
Ausgehen ihn zu sehen die Männer und die Frauen,
Burgeser und Burges'rinnen rings aus den Fenstern schauen,
Weinend aus ihren Augen, es schmerzte sie genug,
Aus ihrem Munde sagten sie alle Einen Spruch:
„Gott, welch' ein guter Dienstmann, wär' nur sein Herr auch gut!"
Sie hätten ihn gern geladen, doch Keiner hatte Muth,
Der König Don Alfonso, so groß war seine Wuth,
Vor Nacht noch kam von ihm ein Schreiben in die Stadt,
Das war mit großer Sorgfalt versiegelt und verwahrt:
Daß Niemand meinem Cid ein Obdach soll gewähren,
Und wer es thät', dem woll' er ein wahres Wort erklären:
Der werde seiner Habe, der Augen in dem Haupt,
Des Leibes und der Seele werd' er dazu beraubt.
Den christlichen Leuten macht das so großen Schmerz,
Sie bergen sich vor meinem Cid, zu reden hat Keiner Herz — —

Uebers. von Diez mit einiger Freiheit in Bezug auf das Versmaß.

Von Bivar reitet er nach dem Kloster von Cardeña, wo Ximena und seine Töchter, Donna Sol und Donna Elvira, weilen. Zärtlich nimmt er Abschied von ihnen und tröstet sein klagendes Weib. Er hat kein Geld, um seine Mannen zu besolden; da nimmt er zur List seine Zuflucht, füllt Kisten mit Sand und verpfändet sie, als wären sie voll Silbers und Goldes, an reiche Juden, doch unter der Bedingung, daß sie dieselben vor Jahresfrist nicht öffnen sollten. Es ist die einzige Lüge seines Lebens, und er selbst vertheidigt sie mit den Worten: „Dennoch war es keine Täuschung; denn mein Wort war in dem Kasten, und mein Wort ist gutes Gold."

Trotz der Verbannung folgen ihm mehr als hundert Ritter aus freien Stücken. Es ist die Festung Alcocer, die zuerst von seinem Schwert bedroht wird. Trotz seiner geringen Mannschaft wagt er den Kampf, und mit dem Schlachtruf feuert er die Seinen an: „Ich bin Ruy Diaz der Cid, Kampfheld von Bivar." Er gewinnt die Festung und schickt reiche Beute dem König, der ihn verbannt, seinem Weib und seinen Töchtern und läßt tausend Messen lesen.

Schlacht bei Alcocer.

Unmäßig große Schaaren begleiten allesammt
Zwei Könige, die Fariz und Galve sind genannt:
Sie kommen zu belagern meinen Cid in Alcocer,
Einschlagen sie die Zelte, zu rasten rings umher.
Es mehren sich die Völker, unzählig ist das Heer,
Die Vorhut wohlgerüstet zieht auf bei Tag und Nacht,
Zahlreich ist die Vorhut und groß die Heeresmacht.
Sie haben meinem Cid das Wasser abgeschnitten,
Die Schaaren meines Cid gern hätten sie gestritten,
Der zu guter Stund' Geborene verbeut es ihnen streng,
Drei volle Wochen lange umschließen sie ihn eng;
Am Ende der drei Wochen, als schon die vierte naht,
Da hält mein guter Cid mit seinen Mannen Rath:
„Versagt ist uns das Wasser, das Brot ist bald verzehrt,
Und woll'n wir Nachts hinausziehn, das wird uns schon verwehrt,
Zu groß ist ihre Kriegsmacht, sie ist nicht zu bezwingen;
Sagt an nun, meine Ritter, was denkt ihr zu beginnen?"
Vor Allen sprach Minaya, ein edler Ritter werth:
„Aus dem schönen Land Castilia zogen wir hieher,
Streiten wir nicht mit Mohren, sie geben uns kein Brot;
Sechshundert sind es unser und etwas drüber noch,
In Gottes Namen schlagen wir morgen an dem Tag!"
Da redete der Kämpe: „Ihr sprecht, wie mir's behagt,
Ihr ehret Euch, Minaya, wie Ihr es immer pflagt."
Alle Mohren und Mohrinnen läßt er werfen vor das Thor,
Daß Keiner nicht erfahre, was er zu thun erkor.
Sie denken sich zu rüsten des Tags und auch bei Nacht.
Am andern Tag früh Morgens hervor die Sonne brach:
Gewappnet ist mein Cid mit seiner ganzen Schaar,
So redete mein Cid, wie ihr hiemit erfahrt:
„Auszieht wir allzusammen und Keiner bleibe da,
Nur zwei Fußknechte bleiben, am Thore stehn sie Wacht.

Sie mögen uns hier begraben, wenn wir sterben in der Schlacht,
Wenn wir den Sieg gewinnen, wachsen wir an Ehr' und Macht.
Euch sag' ich, Per Bermudez, daß Ihr mein Banner tragt,
Und führt es ohn' Gefährde, als Ritter unverzagt,
Doch eh' ich's Euch gebiete, spornt nicht damit von dann'n!"
Dem Cid küßt er die Hand, das Banner faßt er an;
Nun öffnen sie die Pforten und rücken flugs heran.
Der Mohren Vorhut schaut sie und kehrt zur Heeresschaar.
Welche Hast ist in den Mohren, zu den Waffen eilen sie dar;
Die Erde wollte bersten vor der Trommeln lautem Hall,
Ihr seht die Mohren sich rüsten, flugs in Schlachtreihn treten all'.
Dort auf der Mohren Seite sah man zwei große Banner,
Zu Roß und Fuß zwei Treffen, wer zählte sie zusammen?
Die Schlachtreihn der Mohren schon rücken sie heran,
Sie kommen anzufallen meinen Cid und seine Schaar:
„Bleibt ruhig, meine Krieger, allhier auf diesem Stand,
Geh' Keiner aus der Reihe, eh' denn ich ihn genannt!"
Da war es Per Bermudez, der hielt nicht fürder Stand,
Begonnte anzuspornen, das Banner in der Hand:
„Daß Euch, Cid, wackrer Kämpe, der Himmel gnädig sei,
Ich trag' Euch Euer Banner grad' in die stärkste Reih'!
Laßt sehn, wie Ihr ihm beispringt, die Ihr deß schuldig seid!"
Es sprach der gute Kämpe: „Um Gottes Willen, bleibt!"
Erwiedert Per Bermudez: „Ich halte mich nicht mehr!"
Dem Roß gab er die Sporen und trug's ins Feindesheer.
Aufnehmen ihn die Mohren, das Banner zu gewinnen,
Wie hart sie auf ihn schlagen, er ist nicht zu bezwingen.
Es rief der gute Kämpe: „Helft ihm um Gottes Willen!"
Drob Alle die Schilde vor ihre Brust erhoben,
Sie senkten die Lanzen, voran die Fähnlein flogen,
Sie beugten die Häupter über den Sattelbogen,
Und gingen sie zu treffen, mit Herzen unerschrocken.
Der zu guter Stund' geboren ward, ruft aus mit lauter Stimme:
„Auf, trefft sie, meine Ritter, um Gottes Gnad' und Willen,
Ich bin der Cid Ruy Diaz, der Kämpe von Bivar!"
All' stechen in die Reihe, wo Per Bermudez war,
Dreihundert Lanzen sind es und Fähnlein haben all',
Zwei Mohren tödtet jede mit zwei Stößen jedesmal,
Als sie den Rückweg machen, kommt gleiche Zahl um's Leben.
Ihr sähet so viel Lanzen sich senken und sich heben,
Ihr sähet so viel Tartschen durchbohren und durchstechen,
Und so viel Stahlgewänder zerschmettern und zerbrechen,
Und so viel weiße Banner schon roth von Blute wehn,
Und so viel gute Rosse ohn' ihre Herren gehn.
Die Christen schrei'n: Sanct Jacob! die Mohren: Mahomet!
Schon dreizehnhundert Mohren liegen todt auf kleinem Platz:
Denn auf goldgeziertem Sattel stritt mit kühnem Sinn
Mein Cid Ruy Diaz, der Streiter gut und kühn,
Muño Gustios und Martin Antolin,
Martin Muñoz, der Herr von Mont' mayor,
Alvar Fanez und Alvar Salvador,
Dazu Galin Garcia, der Held von Aragon,
Felez Muñoz, der des Kämpen Neffe war,
So viel sich ihrer fanden, rückt vor die ganze Schaar,
Dem Banner zu Hülfe und meinem Cid von Bivar.
Dem Minaya Alvar Fanez ist das Roß gefallen,
Wohl kommen ihm zu Hülfe die Christenkämpfer alle,
Die Lanz' ist ihm gebrochen, das Schwert nimmt er zur Hand,
Wenn auch zu Fuße, giebt er doch manchen guten Schlag.
Als dies mein Cid Ruy Diaz der Castilianer sah,
Ritt er zu einem Hauptmann, der hatt' ein gutes Pferd,
Mit seinem rechten Arme schwang er auf ihn das Schwert,
Spaltet ihn auf den Gürtel, warf ihn mitten auf den Plan;
Dem Minaya Alvar Fanez gab er das Roß sodann:
„Reitet flugs, Minaya, Ihr seid mein rechter Arm,
Ihr wirket große Dinge heut an diesem Tag,
Fest halten sich die Mohren und geben noch nicht nach."
Dannen ritt Minaya, das Schwert in seiner Hand,
Mit allen seinen Kräften hielt er so kräftig Stand,
All', die er konnt' erreichen, die schlug er auf den Grund.
Mein Cid Ruy Diaz, geboren zu guter Stund',
Auf den König Fariz drei Streich' hatt' er gethan,
Zwei von ihnen fehlten, den dritten er bekam,
Daß durch die Panzerringe das Blut hernieder rann,
Den Zaum wandt' er hurtig und eilte von dem Plan,

Mit einem solchen Streich besiegt er ihre Macht.
Martin Antolinez gab Galve'n einen Schlag,
Daß das Helmgespänge auseinander sprang,
Durchschnitt ihm den Helm, daß bis in's Fleisch es drang;
Er harrt fürwahr nicht mehr, bis er den zweiten kriegt.
Jetzt sind Fariz und Galve, die Könige, besiegt,
So guter Tag der Christenheit zusammt,
Da schon zur Flucht die Mohren sich gewandt!
Die Mannen meines Cid setzen ihnen nach mit Streichen;
Der König Fariz kann nach Teruel entweichen,
Jedoch den König Galve nahm man daselbst nicht auf,
Gen Calatayuth fleucht er in vollem Lauf;
Der Kämpe folgt alsbald dem König auf der Fahrt,
Bis vor Calatayuth wird ihnen nachgejagt.
Dem Minaya Alvar Fanez geht sein Roß so gut,
Todt warf er vier und dreißig der Mohren auf den Grund,
Ein schneidend Schwert schwingt er mit blut'gem Arm,
An seinem Ellenbogen das Blut herunterrann.
Es redete Minaya: „Jetzt bin ich wohl zufrieden,
Denn nach Castilien kommt gute Mähre wieder,
Daß mein Cid Ruy Diaz 'ne Feldschlacht hat gewonnen:
So viel Mohren liegen todt, nur wenig sind entronnen,
Da auf der Flucht gewißlich noch viele umgekommen."
Jetzt kehren die Mannen des Kämpen von Bivar,
Auf seinem guten Roß kehrt Cid von seiner Fahrt,
Gefaltet sein Barett, mein Gott, mit welchem Bart!
Panzerhaub' auf der Schulter, das Schwert in seiner Hand.
Er schaute auf die Seinen, wie sie zurückgelangt:
„Gott, der da oben wohnet, sei Preis und Dank gebracht,
Da wir den Sieg gewannen in einer solchen Schlacht!"

Uebersetzt von Diez.

Weiter geht es gen **Barcelona**, wo der Graf Raimund Berengar, der ein Schutzbündniß mit den Mauren geschlossen, herrscht. Der Cid erbeutet in diesem Kampf das schneidende Schwert Colada, das tausend Mark Silber werth ist, und nimmt den Grafen Berengar gefangen. (Die beiden Schwerter des Cid, Tizona und Colada, werden noch heut in der Rüstkammer von Madrid gezeigt.) Doch voll ritterlicher Großmuth läßt er den Grafen für ein leichtes Lösegeld frei, und Berengar wird sein Freund. Es folgen nun Kämpfe auf Kämpfe, und auf jeden Kampf ein Sieg. Im Jahr 1094 erstürmt er die prächtige Stadt Valencia und unermeßliche Beute fällt ihm zu. Hundert edle Rosse und andere kostbare Beute schickt er durch seinen Freund Minaya in ehrerbietiger Treue seinem Könige Alfons, der anfängt einzusehen, daß Niemand ihm besser dient als sein Cid.

Ximena und seine Töchter läßt er nach Valencia kommen, reitet ihnen auf seinem Roß Babieca entgegen, und groß ist die Freude des Wiedersehens.

Von dem Reichthum und der Macht des Cid geblendet, bewerben sich zwei Ritter aus vornehmem Geschlecht, die Infanten von Carrion, um die Töchter des Cid; dem gefallen die Schwiegersöhne nicht, doch da der König die Verbindung wünscht, widersetzt er sich nicht, denn Alfonso's Gnade leuchtet wieder über ihm. Ehrenvoll und glänzend wird er vom König empfangen, und demüthige Freude erfüllt darob des Löwen Herz. Mit der Hochzeit der Infanten von Carrion mit seinen Töchtern schließt die erste Abtheilung des Gedichts.

Die zweite Abtheilung beschäftigt sich hauptsächlich mit den Töchtern des Cid. Gleich im Anfang wird eines Vorfalls erwähnt, der die Veranlassung des tiefen Hasses der Grafen von Carrion gegen Don Rodrigo ist. Im Gemach desselben befand sich in einem Käfig ein Löwe. Dieser trat eines Tages heraus, und die Infanten, die gerade anwesend waren, verkrochen sich, der Eine hinter ein Weinfaß, der Andere unter einen Stuhl, auf dem Rodrigo schlummernd ruhte. Der erwacht und schreitet auf den Löwen zu. Da schämt sich der Löwe und läßt sich vom Cid in den Käfig zurückführen. Weidlich werden die Grafen verhöhnt, bis der Cid den Spott verbieten muß.

Aus Afrika kommt ein neues Heer; „**mein Cid**" erschlägt den König Bucar mit der scharfen Colada, und trifft so gut, daß das Schwert dem Bucar bis an den Gürtel fährt. Die Infanten bitten den Cid mit ihren Frauen nach Carrion ziehen zu dürfen; heiteren Muthes willigt er ein, giebt seinen Schwiegersöhnen die Schwerter Tizona und Colada zum Geschenk, nimmt zärtlich Abschied von seinen Töchtern und läßt sie von einem

ansehnlichen Ritterzug geleiten. Als die Grafen mit ihren Frauen in eine finstere Waldschlucht gelangt sind, schicken sie das Gefolge voraus und bleiben mit diesen allein. Und sie fangen an sie zu beschimpfen, schleifen sie am Boden und entkleiden sie gänzlich. Ihres Jammergeschrei's nicht achtend, nehmen sie die Riemen ihrer Pferde und zerreißen ihre Haut und geißeln sie, bis der Boden ihr Blut trinkt und sie wie todt daliegen. Nach dieser Schandthat ziehen sie von dannen und lassen die Frauen den wilden Thieren zur Beute. Ein Ritter aber aus dem Gefolge war, von banger Ahnung bewegt, zurückgekehrt, und fand die Aermsten so kläglich im Walde. Er nahm sie auf sein Roß, brachte sie in Sicherheit, und ließ dem Vater die Kunde von dem Jammer sagen. Der schickt, nachdem sie genesen, zwanzig Edelleute, seine Töchter heimzuführen. Die Infanten aber verklagt er bei dem König und fordert Genugthuung. Der König voll Entrüstung ruft seine Stände, die Cortes, nach Toledo, um Recht zu sprechen.

Der König Don Alonso kehrt zurücke nach Toledo,
In San Servan lagert Mio Cid Ruy Diaz.
Wachslichter ließ er da anschaffen und auf den Altar stellen;
Zu wachen ist sein Wille in diesem heiligen Hause,
Zum Schöpfer betend und sprechend in der Einsamkeit.
Minaya und die andern Wackern, die da mit ihm sind,
Die waren alle gerüstet am andern Morgen früh;
Frühmesse hörten sie da noch vor der Sonne Aufgang,
Ihre Opfergaben brachten sie dar voll und reichlich.
„Ihr, Minaya Alvar Fanez, mein bester Arm,
Ihr sollt mit mir gehn und Bischof Don Hieronimo
Und Pero Bermudez und auch jener Muño Gustios,
Und Martin Antolinez von Burgos, ohne Falsch,
Und Alvar Alvarez und Alvar Salvadores,
Und Martin Muñoz auch zur guten Zeit geboren,
Mit denen folgen mir wohl hundert, die Besten, die hier sind."
Unterkleider legen die an zum Schutz gegen die Panzerringe,
Unter der Rüstung, glänzend wie die Sonne.
Ueber der Rüstung dann Hermelin und Pelzwerk,
Um die Waffen zu bedecken, fest zugezogen die Schnüre.
Unter den Mänteln auch die süßen, schneidenden Schwerter.
„In der Art will ich nach Hofe heute gehen;
Mein Recht da zu verlangen und zu führen meine Klage:
So die Infanten von Carrion Streit an mir suchen,
Hab' ich hundert solche mit mir, brauch' ich die nicht zu fürchten."
Antworteten da Alle: „So soll es geschehen, Herr."
Länger läßt er es nun nicht, der zur guten Stunde Geborne.
Hosen von feinem Tuch, die zog er an die Beine,
Darüber Schuh, gewirkt mit reicher Arbeit.
Ein feines Hemde zog er an, wie die Sonne so weiß;
Dran sind von Golde alle Heftlein oder von Silber;
Eng ist es an den Handknöcheln, so hat er's bestellt.
Darüber ein Gewand, weit und bis zum Boden,
Durchwirkt ist es mit Golde, das ziemt sich wohl für ihn.
Darüber einen rothen Pelz, die Spangen sind von Gold;
Immer trägt den Mio Cid der Campeador.
Eine Haube auf dem Kopfe von feinem Scharlachzeug,
Mit Golde eingefaßt; aus der Ursach' trägt er die,
Daß ihm die Haare nicht ausgehn, dem guten Cid Campeador.
Den Bart, den trägt er lange, mit Schnüren wohl durchflochten.
Ueber Alles dann legt er den Mantel an, von großem Werth.
Daran haben genug zu schauen, alle, die da sind.
Mit jenen Hundert dann, die sich gerüstet nach seinem Gebot,
Zieht er aus von San Servan und reitet in die Stadt.
Also gerüstet kam der Cid Campeador zu Hofe.
— — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — —
Mio Cid erhob sich und küßte dem König die Hand:
„Das dank' ich Euch sehr, als meinem Herrn und König,
Daß Ihr diesen Hof halten wollet mir zu Liebe.
Dies ist meine Forderung an die Infanten von Carrion:
Wegen meiner Töchter, die sie verlassen, hab' ich keine Unehr',
Denn Ihr habt sie verheirathet, König, und wisset, was Euch ziemt;
Aber als sie meine Töchter wegführten aus Valencia der großen —
Ich liebte sie von Herzen und von ganzer Seele —
Zwei Schwerter gab ich ihnen, Tizon und auch Colada
Die hab' ich mir gewonnen, wie's einem Manne ziemt:
Auf daß sie sich damit ehren möchten und Euch dienen.
Als sie aber meine Töchter verließen, im Eichwald von Corges,
Da wollten sie nichts mehr mit mir gemein, verloren meine Liebe,
Meine Schwerter will ich wieder, da sie meine Söhne nicht mehr sind."

Die Grafen werden verurtheilt die Schwerter zurückzugeben. Sie thun es widerwillig. Der Cid zieht die Schwerter aus der Scheide, „die leuchten durch den ganzen Saal; das Gefäß und auch die Bänder, die sind von Silber und von Gold." Er verlangt nun die Mitgift seiner Töchter zurück, erhält sie, nach einigem Zögern von Seiten der Infanten, und fährt dann fort:

„Gnade, König und Herr, um des Schöpfers Liebe —
Die größte Beschwerde kann ich hier nicht verschweigen,
Es höre mich der Hof, und meines Leides nehm' er sich an.
Die Infanten von Carrion, die mich so schwer gekränkt,
Ohne sie herauszufordern, laß' ich die nicht ziehen.
Sprecht, Infanten, was ich an euch verdient in Schimpf oder Ernst,
Oder auf irgend eine Art? Hier will ich euch zu Rechte stehn.
Warum habt ihr mir das innerste Herz zerrissen?
Als ihr von Valencia wegzogt, gab ich euch meine Töchter
Mit gar großer Ehre und mit ziemendem Gute;
Wenn ihr sie nicht wolltet, ihr falschen Hunde,
Warum nahmt ihr sie aus Valencia und ihnen ihre Ehre?
Warum schlugt ihr sie mit Riemen und tratet sie mit Sporen?
Allein ließt ihr sie dort im Eichenwald von Corges,
Den wilden Thieren zum Raub und den Vögeln des Gebirges.
Um alles dessen, was ihr ihnen gethan, seid ihr weniger werth.
Läugnet ihr das nicht, so mag der Hof entscheiden."
Der Graf Don Garcia erhob sich von seinem Sitz:
„Gnade, König, der beste in ganz Spanien;
Schaut doch den Cid hier am Hofe, den Ihr berufen,
Den Bart, den ließ er wachsen und läßt ihn lange hängen;
Die Einen fürchten ihn und die Andern möcht' er schrecken.
Die von Carrion sind von so hoher Geburt und Art,
Nicht zu Kebsweibern sollten sie seine Töchter nehmen,
Die er ihnen wollte trauen und zu Bräuten geben.
Recht thaten sie, da sie sie verließen;
Was er auch da sagt, das kümmert uns gar wenig."
Da griff der Cid an seinen Bart:
„Dank dem Herrn, der Erd' und Himmel gebietet,
Darum ist mein Bart lang, daß ich ihn mir zur Lust gezogen;
Was habt Ihr, Graf, gegen meinen Bart zu reden?
Seit er gewachsen, hab' ich ihn mir zur Zierde gezogen.
Und kein Mann, vom Weibe geboren, hat mir ihn je berührt,
Noch hat mir ihn Christen oder Mohren Sohn geschoren,
So wie ich Euch, Graf, in dem Schloß zu Cabra,
Da ich Cabra gewann, und Euch beim Bart gerissen —
Da war kein Troßbube, der nicht seine Handvoll ausgerupft.
Was Ihr damals verlort, seht, es ist noch nicht nachgewachsen."
Ferran Gonzalez sprang auf seine Füße,
Hört, was er mit lauter Stimme rief:
„Lasset jetzt, Cid, diese Rede ruhen;
Euer Gut, das habt Ihr Alles wieder,
Daß kein Streit sich hebe zwischen Euch und uns.
Vom Geschlechte sind wir der Grafen von Carrion.
Töchter von Königen oder Kaisern, die mögen unsre Weiber sein,
Für uns ziemen sich nicht die Töchter eines Junkers.
Daß wir sie verließen, des haben wir wohl gethan.
Mehr gelten wir darum nicht weniger, das wisset."
Mio Cid Ruy Diaz den Pero Bermudez anschaut:
„Sprich, Pero Mudo, Stummer, Mann, der so viel schweigt;
Es sind ja meine Töchter und deine nächsten Basen.
Zu mir reden jene und dich treffen ihre Worte;
Wenn ich antworte, so darfst du nicht in die Schranken."
Pero Bermudez begann seinen Spruch;
Die Zunge stößt ihm an, er stottert in der Rede.
Hat er einmal begonnen, wißt, so geht es wohl von Statten:
„Ich muß Euch sagen, Cid, Ihr habt eine solche Art —
Immer nennt Ihr mich am Hofe: Pero den Stummen,
Ihr wißt wohl, daß ich nicht besser kann;
Giebt's aber was zu thun, so wird es an mir nicht fehlen.
Du lügst, Ferrando, in Allem, was du gesagt hast,
Durch den Campeador ward ihr Alle geehrt.
Deine Streiche, die will ich dir wohl berichten.
Gedenke daran, als wir stritten bei Valencia der großen,
Die ersten Hiebe verlangtest du vom treuen Campeador;
Einen Mohren sahst du, wolltest ihn versuchen —
Flohst, noch ehe er dich erreicht hatte.
Hätt' ich dir nicht geholfen, der Mohr wär' dir übel bekommen.
Ich stellte mich statt deiner, nahm's mit dem Mohren auf,
Rannte ihn nieder mit dem ersten Stoße,
Sein Roß gab ich dir und hielt es immer geheim,
Bis zu diesem Tage hab' ich es Keinem erzählt;
Vor Mio Cid und vor Allen durftest du dich rühmen,
Daß du den Mohren erschlagen und dich als Mann gezeigt.
Alle glaubten dir, sie wußten die Wahrheit nicht.

Schön bist du, aber ein schlechter Kämpe.
Junge ohne Arm, wie wagst du hier zu sprechen?
Sprich, Ferrando, antworte dieser Rede:
Hast du den Löwen vergessen, damals in Valencia,
Als Mio Cid schlief und der Löwe loskam?
Und du, Ferrando, was begannst du in deiner Angst?
Hinter den Sessel des Cid verkrochst du dich —
Du verkrochst dich, Ferrando, des bist du weniger werth.
Wir umgaben den Sessel, um unsern Herrn zu hüten,
Bis Mio Cid erwachte, der Valencia gewonnen hat;
Vom Stuhl erhob er sich, ging auf den Löwen zu,
Faßte ihn bei der Mähne und führt' ihn in den Käfig.
Als der gute Campeador zurückkehrte,
Seine Vasallen sah er rings umher,
Nach seinen Schwiegersöhnen fragt' er, keinen fand er da.
Deinen Leib fordre ich, als eines Schurken und Verräthers.
Das will ich an dir beweisen hier vor dem König, Don Alonso,
Für die Töchter des Cid, Donna Elvira und Donna Sol,
Daß ihr die verlassen, darum seid ihr ehrlos.
Weiber sind sie, ihr seid Männer —
In alle Wege sind sie mehr werth als ihr.
Wenn der Kampf sein wird, so es Gott gefällt,
So sollst du es eingestehen, wie ein Verräther,
Alles dessen, was ich gesagt, will ich dir stehen."

Schimpf- und Drohreden gehen weiter hinüber und herüber, bis der König Alfonso gebietet, der Rede sei genug. „Die sich gefordert haben, sollen kämpfen, so helfe mir Gott." Unterdessen sind die Gesandten von Aragon und Navarra eingetreten und werben für ihre Herren um die Töchter des Cid beim Könige, der sie ihnen bewilligt. Minaya erhebt sich und ruft:

„Das sei dem Schöpfer Dank gesagt;
Da jetzt um meine Basen, Donna Elvira und Donna Sol,
Die Infanten anhalten von Navarra und Aragon.
Sonst waren sie euresgleichen, lagen in euren Armen,
Jetzt müßt ihr ihre Hände küssen, und sie Herrin heißen.
Dienen müßt ihr ihnen, wie sehr's euch auch verdrießt.
Gott im Himmel Dank und jenem König Alonso,
So wächset die Ehre Mio Cid, des Campeadors."

Der Tag des Kampfes wird bestimmt; derselbe findet nach vier Wochen in Carrion statt. Die Infanten von Carrion werden besiegt, und die Ritter des Cid gehen mit großen Ehren aus dem Streit hervor. Da spricht der König: „Tretet her zu mir."

„Den Sieg habt ihr gewonnen durch das, was ihr gethan."
Die Kampfrichter sprechen auch, daß er die Wahrheit sagt.
Die Zwei haben gesiegt, jetzt red' ich von Muño Gustios,
Wie der sich gehalten mit Asur Gonzalez.
Die Schilde sie sich trafen mit also starken Stößen —
Asur Gonzalez ist tapfer und auch stark;
Don Muño Gustios traf er den Schild,
Durch den Schild und durch den Harnisch ging der Stoß,
Das Fleisch konnte die Lanze nicht mehr fassen.
Nach diesem Stoß führte Muño Gustios einen andern,
Durch den Schild und durch den Harnisch rannt' er,
Den Schildknauf zerbrach er ihm in der Mitten,
Der Harnisch half ihm nichts, der gab nach,
Ins Fleisch rannte er ihm die Lanze mit dem Fähnlein,
Auf der andern Seite fuhr sie heraus, wohl zwei Armslängen.
Mit der Lanze hob er ihn aus dem Sattel,
Zog die Lanze heraus und warf ihn zur Erde.
Roth war die Lanze, der Schaft und auch das Fähnlein.
Alle sagen, der sei zum Tode verwundet.
Die Lanze erhob Muño Gustios und stellt sich über ihn,
Rief Gonzalo Asurez: „Laßt ihn um Gottes Willen,
Euer ist der Sieg, da es also geendet."
Sprachen die Kampfrichter: „Des sind wir Zeugen."
Das Feld gebot zu räumen Don Alonso, der gute König,
Die Waffen, die da blieben, die nahm er hin für sich.
Mit Ehren kamen aus dem Streit die Kämpen des guten Cid,
Sie siegten in diesem Streite, Dank sei dem Schöpfer darum!
In Landen von Carrion ist die Trauer groß.
Des Cid Streiter sandte der König fort bei Nacht,
Auf daß sie nicht angerannt würden, oder das besorgen möchten.
Nacht und Tag ziehen sie fort, die ruhmvollen Ritter.
Seht sie dort in Valencia bei Mio Cid, dem Campeador.

Als Ehrlose ließen sie zurück die Infanten von Carrion.
Erfüllt haben sie die Pflicht, die ihnen ihr Herr übertragen.
Des erfreute sich Mio Cid, der Campeador.
Groß ist die Schande der Infanten von Carrion.
Wer ehrbare Damen freit und verläßet sie danach,
Dem mög' es also gehen und noch schlimmer.
Lassen wir die Rede von den Infanten von Carrion,
Was ihnen widerfahren, des haben sie keine Freude.
Reden wir von dem, der zur guten Stunde geboren worden.
Groß ist die Freude in Valencia der großen,
Daß sich so geehret die Streiter des Campeador.
An seinen Bart faßte Ruy Diaz, ihr Herr:
„Dank dem Könige des Himmels, meine Töchter sind gerächt.
Nun mögen sie gern entbehren das Erbe von Carrion.
Ohne Schande ich sie jetzt vermähle, zum Trotze einem Jeden!"
Darum handelten der von Aragon und der von Navarra,
Ihre Berathungen hielten sie mit Alfonso von Leon,
Ihre Hochzeit hielten sie mit Donna Elvira und Donna Sol.
Die ersten Hochzeiten waren groß, diese sind viel größer,
Zu größern Ehren verheirathet er sie denn das erste Mal.
Seht, wie er an Ehren zunimmt, der zur guten Stunde geboren ist.
Königinnen sind seine Töchter von Navarra und Aragon,
Heut sind seine Verwandten die Könige von Spanien;
Alle werden geehrt durch den, der zur guten Stunde geboren ist.
Am Pfingsttage ist er geschieden aus diesem Leben;
Durch Christus möge er Vergebung erlangen;
So geschehe auch uns, Sündern und Gerechten.
Das ist das Lied von Mio Cid, dem Campeador,
Und hier hat diese Red' ein Ende. —

Die letzten Uebersetzungen sind von Huber ohne Beachtung des Reimes und Versmaßes.

Diese mitgetheilten Bruchstücke aus Uebersetzungen des Cid geben nur einen schwachen Begriff von dem tüchtigen Gehalt und der kraftvollen Schönheit des Gedichts, wie sie uns die Urschrift offenbart. Seit seiner Veröffentlichung hat es die verschiedensten Beurtheilungen erfahren. Bouterweck und mit ihm seine spanischen Uebersetzer, sowie fast alle spanischen Literatoren haben es wegwerfend behandelt, indem sie es für ein Werk ohne poetischen Werth, für eine gereimte Chronik erklärten und es höchstens als eine philologische Seltenheit gelten ließen. Bouterweck meint, was dieses Gedicht etwa an Poesie enthielte, sei natürliche Folge theils der poetischen Sinnesart der Nation, zu welcher der Reimer gehörte, theils des inneren Interesses des Gegenstandes. Schlegel und Sismondi haben das Gedicht schon günstiger beurtheilt; Wolf aber hat es in seiner Kritik auf's schönste gewürdigt, wenn er auch in seinem Lobe nicht so weit ging wie ein englischer Schriftsteller, der die Verherrlichung dieses spanischen Achill den homerischen Gesängen an die Seite stellte. Hingegen am absprechendsten schreibt darüber der feine spanische Kritiker Martinez de la Rosa, der in dem Gedicht einen „mißgestalteten Embryo sieht, an welchem Alles bis zur Sprache die Wiege verräth." — Das beseelte Gemälde, das uns das Werk vom Zeitgeist giebt, die rührenden Momente aus dem Familienleben des Cid, die kräftige Charakteristik, die uns den Cid zeigt wie eine Gestalt aus Erz gegossen, mit karger, harter Rede auf der Zunge, einem keuschen Herzen und königlichem Sinn, das sind Züge, die sich schwerlich in einer Chronik finden werden. Eine Chronik reiht die Thatsachen aneinander, wie sie aufeinander folgen, oder giebt sie wenigstens in einer zufälligen Reihenfolge ohne jegliche Tendenz. In dem „Poëma" aber drückt sich eine ganz besondere künstlerische Tendenz aus, und von einem bestimmten Gesichtspunkt sind die Schicksale des Cid zur Mittheilung auserwählt. Die Thaten des Cid, so groß sie auch sein mögen, bilden nicht den Mittelpunkt des Gedichts; vielmehr ist sein Ruhm nur das Thor, durch das seine Enkel zu hohen Ehren eingehen, und die Erhebung und der Preis seines Geschlechts ist der Zweck des Werkes. Daher ist, wie Wolf anführt, „die Darstellung des ganzen früheren Heldenlebens des Cid von seiner letzten Verbannung bis zur Eroberung von Valencia, der Versöhnung mit dem Könige und der nur auf dessen Gebot geschlossenen Verbindung von Cid's Töch-

tern mit den Infanten von Carrion, welche die erste Abtheilung enthält, eigentlich nur als Einleitung zur zweiten anzusehen. In dieser entwickelt der Dichter erst seine Hauptabsicht mit steigender, fast dramatischer Wirkung, wie aus der anfänglichen, von Cid's Feinden und Neidern beabsichtigten, Demüthigung desselben gerade sein Ruhm und die Ehre seines Geschlechtes am Ende nur um so glänzender hervorgingen, indem selbst Königssöhne sich durch eine Verbindung mit dem unerschütterlich treuen Vasallen und unbezwingbaren Kampfhelden geehrt fanden, und so, was der Dichter als das Hauptziel des Strebens seines Helden darstellt, durch dessen eigenes Verdienst über alle Erwartung glücklich erreicht wurde."

Die Verherrlichung des Geschlechts des Cid zeigt uns der Dichter in seiner naiven und einfachen Art der Darstellung, aus der doch eine höhere Natur uns anspricht, die uns um so mehr ergreift und im Sinne jener Zeit erregt, je weniger sie sich um einen Effect bemüht. Nie ist in einem Lande ein Held so volksthümlich gewesen und geblieben wie der Cid in Spanien, und seine Grabschrift ist das Urtheil Aller: „Ich bin Cid, die Ehre Spaniens; ob Jemand mehr sein kann, mag man aus meinen Thaten entnehmen!"

Viel später als das Heldengedicht wurde die in Prosa geschriebene Chronik des Cid verfaßt, von der Wolf bemerkt, daß sie nur als typographische Seltenheit, nicht aber ihres Inhalts wegen, der durchaus nichts Neues enthält, merkwürdig ist. Sie entnimmt ihre Mittheilungen zum großen Theil aus dem Gedicht vom Cid, aus den Romanzen, der kurzen lateinischen Dichtung, die wir schon erwähnten, und der allgemeinen Chronik. Sie entstand im vierzehnten Jahrhundert und wurde im Kloster zu Cardeña aufbewahrt. Diese Chronik ist unzuverlässig in ihren Nachrichten, und entstellt oft die Thatsachen durch willkürliche Zusätze und eingeflochtene Wundergeschichten.

Drei andere Dichtungen aus jener Zeit sind noch zu erwähnen, deren Verfasser ebenfalls unbekannt sind, und die man zunächst aus einigen Auszügen kannte, welche Rodriguez de Castro davon in seiner Biblioteca española giebt. Später sind diese Dichtungen in der Revista von Madrid von dem Marques von Pidal veröffentlicht worden. Es sind die Lebensbeschreibungen des Apollonius, Fürsten von Tyrus, der heiligen Maria von Aegypten und die Anbetung der heiligen drei Könige. Die Geschichte des Königs Apollonius ist vielfach im Mittelalter für literarische Zwecke benutzt worden; diese spanische Bearbeitung bietet jedoch nichts Bemerkenswerthes, als daß die Verse schon etwas fließender sind, und die Sprache eine bestimmtere Form gewonnen hat als im Poema del Cid.

Das Gedicht von der Maria von Aegypten ist in acht- bis zehnsilbigen langen Versen geschrieben, hat einen leichten Ton und scheint in jeder Beziehung französischen Mustern nachgeahmt.

Das dritte der Gedichte, die Anbetung der heiligen drei Könige, behandelt einen biblischen Stoff. Es erzählt von der Flucht der heiligen Familie nach Aegypten und von der Kreuzigung Christi. Wie die beiden vorigen ist es von geringem poetischem Werth.

Sagen und Mährchen.

Wir haben in dem Abschnitt über Romanzenpoesie bereits erwähnt, daß volksthümliche Mährchen und Sagen in Spanien nicht heimisch sind; jedoch sind die neuesten Forschungen auch auf diesem Gebiet nicht ganz unfruchtbar geblieben, und wir verdanken vorzugsweise dem spanischen Schriftsteller Fermin Caballero, (einer Schriftstellerin und Tochter des deutschen Gelehrten Böhl de Faber) der mit Liebe und Ausdauer jeder volksthümlichen Poesie in Andalusien nachspürte, einen kleinen Schatz von Mährchen und Sagen, deren Aechtheit um so weniger bezweifelt werden kann, da einmal die Versicherung der gefeierten und zuverlässigen Schriftstellerin und der namhaftesten spanischen Literatoren dafür spricht, und andererseits auch in diesen spanischen Mährchen der reine und rührende Zauber wohnt, der aller ächten Volkspoesie eigen ist.

Es liegt uns ein Band gesammelter Volkspoesien von Fermin Caballero vor, aus dem Ferdinand Wolf einige Sagen und Mährchen schön und trefflich übersetzt hat. Es mögen einige davon, die durch eine heilige Naivetät und einen unschuldigen Ernst tief rühren und welche zugleich als Beweis der inneren Verwandtschaft aller Volksmährchen dienen können, hier eine Stelle finden. Wir begegnen darin nicht selten Anklängen an deutsche Mährchen.

Marien-Mährchen.

Ein armes Mädchen, das frühzeitig eine Waise geworden war, hatte bei barmherzigen Gartenbauern eine nothdürftige Unterkunft gefunden. Jeden Morgen mußte es Kohl nach dem Markte tragen und, nachdem es diesen an den Gemüsehändler abgesetzt hatte, ging es jedesmal in die Kirche des dortigen Klosters. Da warf es sich mit gläubiger Inbrunst auf die Knie vor einem Bilde der heiligen Jungfrau und legte einige Blätter des Kohls, den es gebaut, als Opfergabe auf den Altar, denn eine andere konnte es nicht darbringen. Die Mönche hatten mit Verwunderung dieses sonderbare Opfer bemerkt, das ihnen fast eine Mißachtung schien, und riefen eines Tages das Kind zu sich, um es zu fragen, warum es das thue? Das Kind antwortete, es thue es aus großer und zärtlicher Liebe, die es für die heilige Mutter Gottes fühle, und die es auch für die seinige ansehe, da es keine andere habe. — „Wohl," entgegneten die Patres, „aber weißt du das nicht auf eine andere Weise zu bezeugen? Kannst du nicht beten?" — Das Kind verneinte es. Da hießen sie es jeden Morgen ins Kloster kommen, sie würden es ihm lehren. Das geschah auch, und das Kind lernte in kurzer Zeit beten, lesen, schreiben und noch viele andere Sachen, brachte aber keine Kohlblätter mehr als Opfergabe der heiligen Jungfrau, denn nun schämte es sich dessen.

Dabei wurde das Kind jedoch mit jedem Tage trauriger. Das fiel auch den Vätern auf, und sie fragten es, warum es immer trauriger werde? „Ach," antwortete das Kind, „weil mich die Jungfrau nicht mehr so lieb hat, wie früher." — „Und woher weißt du das?" — „Ich weiß es, ich weiß es wohl!" rief das Kind. — „Seit wann aber hast du bemerkt, daß sie dich nicht mehr so lieb hat, wie früher?" fragte der Prior. — „Seitdem ich so viel gelernt habe," entgegnete das Kind. — „Und seitdem," forschte der Prior weiter, „zeigt sich dir die Jungfrau böse, oder wendet sich von dir ab, wenn du zu ihr betest oder ihr Loblieder singst?" — „Nein, nein, das nicht!" rief das Kind. — „Warum also sagst du, daß sie dich früher lieber hatte?" — „Weil sie früher, als ich ihr nur meine Kohlblättchen darbringen konnte, mir zulächelte; jetzt lächelt sie nicht mehr."

Es war einmal ein armer Mann, der war so arm, daß er seinen sieben Kindern nichts mehr zu essen geben konnte und nicht wußte, wie er das achte, das er zu erwarten hatte, kleiden würde. Eines Tages verließ er seine Hütte, denn das Weinen und um Brot Bitten der Kinder zerriß ihm das Herz. Er machte sich auf den Weg, ohne zu wissen wohin, und nachdem er gegangen, den ganzen Tag fortgegangen war, kam er um Nachtszeit zu dem Eingange einer Räuberhöhle. Der Hauptmann trat ihm entgegen — der war einer der größten Wütheriche — und fragte ihn mit seiner Donnerstimme, wer er sei und was er wolle? — „Herr," antwortete der arme Mann, auf die Knie fallend, „ich bin ein Unglücklicher, der Niemandem etwas zu Leide gethan, und ich habe meine Hütte verlassen, weil ich nicht mehr hören konnte, wie meine armen Kinder um Brot flehten, was ich ihnen nicht mehr zu verschaffen vermochte."

Der Hauptmann hatte Mitleid mit dem Armen, gab ihm zu essen, schenkte ihm einen Beutel mit Geld und ein Pferd, und sagte zu ihm: „Ziehe heim, und wenn dir das achte Kind geboren wird, mache es mir zu wissen, ich will dessen Taufpathe sein.“ — Da trat der arme Mann sogleich den Heimweg an und war so zufrieden, daß ihm vor Freude das Herz im Leibe hüpfte. „Was für vergnügte Tage werden meine Kinder haben!“ dachte er. Bei seiner Heimkunft fand er aber auch das achte Kind schon geboren. Er kehrte also wieder zur Höhle zurück, um den Räuberhauptmann davon zu benachrichtigen. Dieser versprach ihm, sich noch heute Nacht in der Kirche einzufinden und sein Wort zu erfüllen. Das that er auch, hielt das Kind zur Taufe und gab ihm einen Sack voll Gold zum Pathengeschenk.

Kurze Zeit darnach starb aber dieses Kind und kam zum Himmelsthor. St. Peter, der davor stand, rief ihm zu, es möge nur hereinhuschen. Aber das Kind erwiderte: „Ich trete nicht ein, wenn nicht auch mein Taufpathe mit hinein kommt.“ — „Und wer ist dein Taufpathe?“ fragte der Heilige. — „Ein Räuberhauptmann,“ entgegnete das Kind. — „Dann kannst du wohl eintreten, mein Kind,“ sagte St. Peter, „aber nimmer dein Pathe.“ — Da setzte sich das Kind am Thore nieder, gar traurig und nachdenklich, die Wange in die Hand stützend. — Zufällig kam die heilige Jungfrau herbei und redete das Kind an: „Warum trittst du nicht ein, mein Kind?“ — Das Kind wiederholte, daß es nur mit seinem Taufpathen zusammen eintreten wolle, und St. Peter bemerkte dagegen, das hieße Unmögliches verlangen. Aber das Kind warf sich auf die Knie, kreuzte seine Händchen und weinte so bitterlich, daß die Jungfrau, die eine Mutter voll Barmherzigkeit ist, sich auch seines Schmerzes erbarmte.

Die Jungfrau entfernte sich, kam aber bald wieder mit einem goldenen Becher in den Händen zurück und sprach zum Kinde: „Geh' und suche deinen Taufpathen auf und sag' ihm, er möge diesen Becher mit Thränen der Reue füllen, dann kann er mit dir in den Himmel kommen. Nimm diese silbernen Flügel und fliege zu ihm.“

Der Räuber lag schlafend auf einem Fels, in einer Hand seine Büchse, in der andern einen Dolch haltend. Als er erwachte, erblickte er sich gegenüber, auf einer Lavendelstaude sitzend, ein schönes, nacktes Kind, mit Flügeln von Silber, schimmernd im Sonnenlicht, und mit einem goldenen Becher in der Hand.

Der Räuber rieb sich die Augen, denn er glaubte zu träumen; aber das Kind sprach ihn an: „Glaube nicht, daß dies ein Traum sei. Ich bin das Kind, das du zur Taufe gehalten.“ — Und es erzählte ihm darauf den ganzen Hergang. Da öffnete sich das Herz des Räubers, wie ein Granatapfel, und seinen Augen entströmte Wasser, wie einer Quelle. Sein Schmerz war so heftig und seine Reue so lebendig, daß sie ihm die Brust durchbohrten, wie zwei Dolche, und er fiel todt zur Erde. Da nahm das Kind den Becher mit Thränen gefüllt und flog mit der Seele seines Pathen zum Himmel zurück, wo sie nun Beide eintreten durften.

Thiermährchen.

Vom halben Hähnchen. (Medio Pollito.)

Es war einmal eine schöne Henne, die lebte ganz vergnügt in einem Hofe, umgeben von ihren zahlreichen Jungen, unter welchen jedoch ein Hähnchen durch seine Verstümmelung und Mißgestalt auffiel. Und gerade dieses war der Mutter Liebling. Es war eigentlich nur die Hälfte eines Hahnes, denn es hatte nur ein Auge, einen Flügel und einen Fuß; dabei war es viel stolzer und aufgeblasener als sein Vater, der doch auf zwanzig Meilen in der Runde der schönste, tapferste und galanteste Hahn war. Ja, in seinem Dünkel sah es sich für den Phönix seines Geschlechtes an und hielt es für Neid, wenn die andern jungen Hähne sich über ihn lustig machten, und für Rache verschmähter Liebe, wenn die Hühnchen es auslachten.

Eines Tages sagte dieses Hähnchen zur Mutter: „Hört 'mal, Frau Mutter, ich langweile mich hier auf dem Lande. Ich habe den Vorsatz gefaßt, in die Residenz zu gehen; ich will den König und die Königin sehen.“

Die arme Mutter fing an zu zittern, als sie dies hörte. „Söhnchen,“ rief sie, „wer hat dir solchen Unsinn in den Kopf gesetzt? Dein Vater hat in seinem ganzen Leben nicht dieses Gehöft verlassen und ist doch die Zierde seines Geschlechtes geblieben. Wo wirst du einen Hof wie diesen finden? Wo einen ansehnlicheren Düngerhaufen? Wo eine gesündere und reichlichere Nahrung, einen besser geschützten Stall, eine Familie, die dich mehr liebt?“

„Nego,“ erwiderte das halbe Hähnchen auf Latein, denn es that sich was darauf zu Gute, ein paar Worte Latein krähen und kratzen zu können, „meine Brüder und Vettern sind mir einmal zu dumm und unwissend!“

„Aber Söhnchen,“ entgegnete die Mutter, „hast du dich nie im Spiegel erblickt? Hast du nicht da bemerkt, daß ein Auge und ein Fuß dir fehlt?“

„Und das wollt Ihr mir vorhalten!“ rief das Hähnchen, „Ihr, die Ihr vor Scham vergehen solltet, in einem solchen Zustande mich in die Welt gesetzt zu haben! Ja, Ihr allein seid Schuld

daran! Aus was für einem Ei bin ich gekrochen? War es vielleicht ein von einem alten Hahn gelegtes?"

„Nein, nein, mein Söhnchen," rief die Mutter, „aus solchen Eiern kriechen ja nur Basilisken heraus. Du aber bist aus dem letzten Ei gekrochen, das ich selbst gelegt habe, und eben weil es mein letztes und ich schon erschöpft war, bist du so unvollkommen und schwächlich zur Welt gekommen. Du siehst wohl, daß dies nicht meine Schuld war."

„Vielleicht," versetzte das halbe Hähnchen, und dabei schwoll ihm der Kamm roth, wie ein Granatapfel, „vielleicht kann ich einen Chirurgen finden, dem es gelingt, die fehlenden Glieder mir anzusetzen. Kurz, da hilft keine Widerrede; ich ziehe fort."

Als die arme Mutter sah, daß nichts vermochte, ihn von seinem Vorsatze abzubringen, sprach sie zu ihm:

„So höre wenigstens, mein Söhnchen, auf die klugen Rathschläge einer guten Mutter. Vermeide die Kirchen, wo ein Bildniß des heiligen Petrus aufgestellt ist; denn dieser Heilige ist den Hähnen nicht sehr geneigt und noch viel weniger ihrem Rufe. Fliehe auch gewisse Menschen, die man Köche nennt, die sind unsere geschwornen Feinde, sie drehen uns den Hals um, bevor man noch Amen ausgesprochen hat (en un santi amen). Und nun, mein Söhnchen, möge dich Gott geleiten und der heilige Raphael, der Schutzpatron der Reisenden. Gehe und bitte deinen Vater um seinen Segen."

Das halbe Hähnchen ging zu seinem Vater, küßte ihm den Fuß und erbat sich seinen Segen. Der ehrwürdige Hahn gab ihm diesen mit mehr Würde als Zärtlichkeit, denn er hatte keine große Zuneigung zu diesem Söhnchen, wegen dessen Hochmuth und Widerspänstigkeit. Die Mutter aber ward so weichmüthig, daß sie sich die Thränen mit einem dürren Laube abtrocknen mußte.

Das halbe Hähnchen setzte seinen einen Fuß in Reiseschritt, schlug mit seinem einzigen Flügel und krähete dreimal zum Zeichen des Abschiedes.

Als es an das Ufer eines fast ausgetrockneten Baches kam — denn es war im Hochsommer — traf es sich, daß gerade der schwache Wasserfaden von Zweigen noch aufgehalten wurde, und als der Bach unseren Wanderer ersah, rief er ihm zu: „Du siehst, Freund, wie schwach ich nun bin, ich kann kaum noch fortkommen und habe nicht mehr Kraft genug, um diese lästigen Zweiglein wegzudrängen, die meinen Lauf hindern. Noch weniger vermag ich es, sie durch einen Umweg zu vermeiden, denn dies würde mich allzu sehr erschöpfen. Du aber kannst mir leicht aus dieser Noth helfen, wenn du mit deinem Schnabel sie zurückbiegst. Zum Lohne kannst du nicht nur deinen Durst in meinem Wasser löschen, sondern auch sonst auf meine Dienste zählen, wenn des Himmels Wasser meine Kräfte wieder hergestellt haben wird."

Das Hähnchen erwiderte darauf: „Ich könnte dir wohl helfen, aber ich will nicht. Sehe ich etwa darnach aus, der Diener armseliger, schmutziger Bächlein zu sein?"

„Du wirst an mich denken, eher als du glaubst!" murmelte der Bach mit schwacher Stimme.

„Nun, das fehlte noch, daß du mir drohtest!" rief erbost das Hähnchen. „Du rechnest wohl schon auf die nächste Sündfluth?"

Als es etwas weiter gegangen war, traf es mit dem Winde zusammen; der lag ausgestreckt und fast athemlos am Boden.

„Liebes Hähnchen," sprach er, „in dieser Welt bedürfen wir alle bald einer des andern. Komm her und schau mich an. Siehst du, wie mich die Sommerhitze zugerichtet hat, mich, den sonst so starken, so mächtigen, mich, der ich die Wellen aufwühle, die Felder verwüste, dessen Anfalle nichts widersteht? Diese Hundstage haben mich so herabgebracht; berauscht von dem Duft der Blumen, mit denen ich tändelte, schlief ich ein, und nun findest du mich hier bis zur Ohnmacht ermattet. Wenn du mit deinem Schnabel mich nur ein paar Zoll über den Boden erheben und mit deinem Flügel mich anfächern wolltest, so würde es hinreichen, mich wieder in Flug zu bringen und die Höhle erreichen zu lassen, wo meine Mutter und meine Schwestern, die Windsbräute, beschäftigt sind, einige alte Wolken auszubessern, die ich zerrissen habe. Dort werden sie mir schon ein Süppchen kochen, daß ich wieder zu Kräften komme."

„Caballero," entgegnete das böswillige Hähnchen, „oft genug hat sich Euer Gnaden mit mir einen böswilligen Spaß gemacht, mich in den Rücken geblasen und mir den Schweif wie einen Fächer auseinander getrieben, zum Spotte Aller, die mich sahen. Nein, Freund, jede Sau hat ihren Martinstag; auf Wiedersehen, Herr Possenreißer!"

So sprach das Hähnchen, krähete dreimal mit heller Stimme und sich gewaltig aufblähend, setzte es seinen Weg fort.

Da kam es zu einem geschnittenen Getreidefeld; die Schnitter hatten die Stoppeln ausgebrannt, und es stieg noch eine kleine Rauchsäule davon auf. Als Halb-Hähnchen näher hinzutrat, sah es noch ein kleines Fünkchen, das nahe daran war, unter der Asche zu verlöschen.

„Geliebtes Halb-Hähnchen," rief der Funke, als er es ersah, „zu guter Stunde bist du gekommen, um mir das Leben zu retten. Aus Mangel an Nahrung bin ich im Verlöschen. Ich weiß auch nicht, wo mein Vetter, der Wind, sich herumtreibt, der mir sonst in solchen Nöthen immer beistand. Bring' mir einige Strohhälmchen, um mich wieder zu beleben."

„Was geht mich dein Nothgeschrei (jura del Rey) an!" entgegnete das Hähnchen, „zerplatze, wenn es dich freut; denn es stünde schlimm mit mir, sollte ich je deiner Hülfe bedürfen!"

„Wer weiß, ob du nicht eines Tages meine Hülfe brauchst?" versetzte der Funke; „Keiner kann sagen: von diesem Wasser trinke ich nicht!"

„Oho!“ rief das böse Thier, „wie, du willst noch prahlen? Da, nimm das!“ und damit bedeckte es den Funken mit Asche und begann seiner Gewohnheit nach zu krähen, als wenn es eine Heldenthat verübt hätte.

Endlich langte Halb-Hähnchen in der Residenz an; es kam zu einer Kirche, die man ihm als die Petrus-Kirche nannte. Da pflanzte es sich der Pforte gegenüber auf und krähete, bis es heiser wurde, und zwar gerade dem Heiligen zum Possen und aus Lust, der Mutter ungehorsam zu sein.

Als es sich dem Palaste nahete, wo es den König und die Königin sehen wollte, riefen ihm die Schildwachen zu: „Zurück!“ Das verscheuchte es, und es schlich sich durch eine Seitenthüre in ein großes Gemach, wo es viele Leute aus- und eingehen sah. Auf seine Frage, was das für Leute seien, sagte man ihm, das seien die Köche des Königs. Aber statt diese zu fliehen, wie ihm seine Mutter befohlen, ging es mit emporgerichtetem Kamm und Schweif auf sie los. Da erfaßte es einer der Küchenjungen und im Nu hatte er ihm den Kragen umgedreht. Dann rief er nach Wasser, um ihm die Federn abzubrühen.

„Ach, Wasser, mein liebes, krystallreines Wasser“ (Doña Christallina), schrie nun Halb-Hähnchen, „hilf mir, verbrühe mich nicht, erbarme dich meiner!“

„Hast du dich meiner erbarmt, als ich dich um Hülfe bat?“ entgegnete das Wasser, vor Zorn glühend, und brühete es ab von oben bis unten, so daß die Küchenjungen keine Mühe mehr hatten, ihm all' seine Federn abzustreifen.

Dann steckte der Koch Halb-Hähnchen an den Bratspieß.

„Feuer, goldenes Feuer,“ schrie das Unglückskind, „du, das du so mächtig und so leuchtend bist, habe Mitleid mit meiner traurigen Lage, zähme deine Gluth, dämpfe deine Flammen, verbrenne mich nicht!“

„Unverschämter Schlingel,“ versetzte das Feuer, „wie, du hast noch den Muth, dich an mich zu wenden, nachdem du mich zu ersticken gesucht, unter dem Vorwande, daß du meine Hülfe nie benöthigen würdest. Komm nur her, und du wirst sehen, was gut ist.“

Und in der That begnügte sich das Feuer nicht damit, das Hähnchen goldgelb zu braten, sondern verbrannte es, daß es schwarz wie Kohlen wurde.

Wie es der Koch in diesem Zustande sah, nahm er es beim Fuße und warf es zum Fenster hinaus. Da bemächtigte sich der Wind desselben.

„Wind,“ schrie das Hähnchen, „mein geliebter, verehrter Wind, du, der du über Alles Macht hast und Niemandem gehorchest, Gewaltigster unter den Gewaltigen, habe Mitleid mit mir, laß mich zur Ruhe kommen auf diesem Düngerhaufen!“

„Dich zur Ruhe kommen lassen!“ schnaubte der Wind, indem er es im Wirbel herumdrehte und in den Lüften hin und her warf, wie einen Kreisel, „nimmermehr!“

Endlich setzte der Wind Halb-Hähnchen auf der Spitze eines Glockenthurmes ab. St. Peter erfaßte es und nagelte es dort fest. Seitdem nimmt es diesen Posten ein, schwarz, fleischlos und entfiedert, vom Regen gepeitscht und vom Winde gedreht, dem es immer den Schweif nachtragen muß. Nun heißt es nicht mehr Halb-Hähnchen, sondern Wetterfähnchen.

Kirchliche Epik.

Gonzalo Berceo.

Von den unbekannten Urhebern der alten Volksgesänge kommen wir jetzt zu dem ersten bekannten Dichter Spaniens, Gonzalo Berceo, der sich der kirchlichen Epik zuwendet und dadurch eine religiöse Richtung anbahnt, die durch alle Zeiten eine Eigenthümlichkeit der spanischen Literatur geblieben ist. Wir haben schon früher erwähnt, daß in keinem Lande so schnell und so vollkommen, wie in Spanien, das Christenthum der Grund und Boden wurde, aus dem alle Cultur erwuchs; nirgends war so wie hier das Christenthum mit allen Grundbegriffen und Weltanschauungen des Volkes verwoben; die Religion war das Licht, unter dessen Einfluß die erste Saat des Geistes und Gemüthes in Spanien emporkeimte; sie war die sittliche Atmosphäre, in der diese Saat zu üppigen und herrlichen Früchten reifte. Der lebendige Glaube war es, der die Ritter in den Kampf und die Geistlichen ins Kloster trieb. Die Einen bewiesen ihre Glaubensstärke durch Heldenthaten mit dem Schwert, die Anderen casteieten sich in den Klöstern oder wallfahrteten baarfuß

zum heiligen Lande; zur Ehre Gottes suchten Helden und Märtyrer die Bewährung ihres Glaubens durch den Tod. Wie nun die Tapferkeit auf dem Schlachtfeld gepriesen ward, wie aus dem Blut der sterbenden Helden Romanzen ohne Zahl ersproßten, so mußte wohl auch jener moralische Muth, der in stiller Heiterkeit, in frommer Einfalt und Zuversicht das Aergste trug, die Gemüther poetisch ergreifen. So entstanden die Legenden, die heiligen Wundergeschichten. Ist doch der Glaube, diese Kraft, die, vom Verstand sich lösend, mit der ganzen Intensität des Gemüths eine religiöse Vorstellung in sich aufnimmt, bis sie Eins mit ihr wird, selbst ein Wunder, — wie mußten sich nicht aus seinem Schooße Wunder auf Wunder erzeugen! Diese Wundergeschichten und Legenden entstanden naturgemäß aus der Sehnsucht, das Göttliche und Uebernatürliche in die Kreise des wirklichen Lebens zu ziehen, die Kluft zwischen Diesseits und Jenseits auszufüllen, den Staub mit dem Aether zu vermischen, — eine Sehnsucht, die tief im Christenthum begründet ist. —

Nichts entzündet und kräftigt den Glauben mehr, als die frommen, einfachen Erzählungen heiliger Männer und Frauen, die das Kreuz Christi auf sich nahmen; und selten widerstehen in gewissen Zeiten derbere Naturen der rührenden Gewalt, welche so erhabene Selbstverleugnung ausübt. Das konnte Niemand besser begreifen und mehr in der Nähe beobachten, als ein Geistlicher; und ein Geistlicher war auch Gonzalo von Berceo, wie er selbst in einem seiner Gedichte sich nennt, wahrscheinlich nach dem Ort, wo er seinen Wohnsitz hatte. So wenig wir von ihm wissen, ist es doch ziemlich festgestellt, daß er zwischen 1198 und 1268 lebte. Gonzalo's Werke finden sich vollständig im zweiten Bande der Sammlung von Sanchez abgedruckt, und enthalten Legenden, Lobpreisungen der Jungfrau Maria und Gebete. Sie bestehen meist aus vierzeiligen Alexandriner-Strophen, — eine Form, die sich geraume Zeit in längeren epischen und didaktischen Dichtwerken erhielt; anstatt des Reims wird darin ab und zu die Assonanz angewendet, oder ein und derselbe Reim geht durch alle vier Zeilen. Trotz aller Unregelmäßigkeiten der Sprache ist sie doch bei ihm schon weit fließender, entwickelter und abgerundeter, als in den früher besprochenen Dichtungen; die Verse sind besser und harmonischer, obschon sie unserem Ohr im Vergleich zu späteren Formen noch rauh und hart klingen.

Gonzalo erzählt seine Legenden mit schmuckloser Naivetät und frommer Innigkeit, oft erhebt er sich darin, wie in den „Vorboten des jüngsten Gerichts", zu feierlichem Ernst und andachtsvoller Würde; oder zu poetischer Auffassung und tiefer Empfindung, wie im „Schmerz der heiligen Jungfrau" (El duelo de la virgen). Ein heiliger Sinn, ein mystischer Geist, eine kindlich poetische Gläubigkeit und dabei eine oft schwungvolle Begeisterung athmen aus seinen Werken.

Auch diesen Dichtungen gegenüber verhält sich Bouterweck absprechend und wegwerfend, indem er sie Gebete, Ordensregeln und Legenden in castilianischen Alexandrinern nennt, die früh genug von einem Benedictinermönch Gonzalo Berceo verfaßt wurden. „Die spanischen Literatoren," fährt er fort, „haben es nicht an Fleiß fehlen lassen, das Geburts- und Sterbejahr dieses Geistlichen zu entdecken und seine Reimzeilen wieder bekannt zu machen. Für den Geschichtschreiber der Poesie giebt es auf diesem Felde nichts zu erndten." Günstiger urtheilen Schubert und Böhl de Faber, besonders Letzterer, der die treuherzige Frömmigkeit, die kindliche Einfalt und den liebevollen Geist in Gonzalo's Dichtungen lobt. Vor Allen aber ist es Clarus, der sie ganz aus dem Sinn und aus den Verhältnissen ihrer Zeit heraus beurtheilt und würdigt, nämlich von einem specifisch katholischen Gesichtspunkt aus; auch giebt uns dieser eine ausführliche Analyse der einzelnen Legenden.

Gonzalo hat ungefähr 13,000 Verse hinterlassen, Dichtungen, die das Leben des heiligen Dominicus von Silos, des heiligen Aemilianus, der heiligen Oria und das Märtyrerthum des heiligen Lorenz preisen; andere dieser Dichtungen enthalten das Lob und die

Wunder der Jungfrau Maria, die Vorboten des jüngsten Gerichts und den Schmerz der Maria am Grabe Christi. — Das Leben des heiligen Dominicus, das erste Gedicht in der Sammlung des Sanchez, beginnt mit folgenden Worten: „Im Namen des Vaters, des Schöpfers aller Dinge, und unseres Herrn Jesus Christus, des Sohnes der ruhmwürdigen Jungfrau, und des heiligen Geistes, der ihnen gleich ist, will ich eine Geschichte von einem heiligen Bekenner erzählen. Es ist meine Absicht, eine Geschichte in einfachem Romanisch zu erzählen, in welchem der gemeine Mann mit seinem Nachbar gewohnt ist zu reden; denn ich bin nicht gelehrt genug, mich des Lateins zu bedienen. Dies wird, wie ich meine, wohl einen Becher guten Weins werth sein." — Den heiligen Bekenner Dominicus rühmt er an einer Stelle also: „Als keuscher Novize war er wie Silber; zum Subdiakonen erhoben, verwandelte sich das Silber in Gold; das Gold ward zur Perle, da er zum Diakon stieg; als er aber Priester geworden, glich er dem Morgenstern." —

Das Gedicht, welches die Wunder der Jungfrau preist, die sie zum Wohle der Menschen geschehen läßt, enthält über dreitausend Verse, die von nicht geringem poetischen Werthe sind. Sie geben uns eine Reihenfolge von fünfundzwanzig Erzählungen, die mit folgender poetischer Allegorie eingeleitet werden: „Ich, Meister Gonzalo Berceo," sagt er, „gerieth bei meiner Wallfahrt auf eine grüne und gar liebliche, mit Blumen wohlbestandene Wiese, ein Ort, wie ein Ermüdeter sich ihn nur wünschen kann. Ueberreichen Duft spendeten die wohlriechenden Blumen. Sie erfrischten dem Menschen Leib und Seele. Ueberall flossen klarer Quellen Ströme, kühl in warmer Jahreszeit und warm im Winter. Schöne Bäume gab es dort in großem Ueberflusse, Granaten- und Feigen-, Aepfel- und Birnenbäume und viele andere Früchte verschiedener Art. Verfault oder sauer war keine einzige. Das Grün des Wiesenplans, der Duft der Blumen, die Schatten der süß athmenden Bäume erfrischten mich völlig, so daß meine Erhitzung sich durchaus verlor. Von jenem Dufte allein hätte ein Mensch zu leben vermocht; nirgends in der Welt fand ich einen so entzückenden Ort, keinen so milden Schatten oder so schmackhaften Duft. Als ich so dalag im Schatten, verlor ich alles Gefühl der Sorge; ich horchte auf die süßen und lieblichen Stimmen der Vögel; besser gestimmt vernahm noch Niemand eine Orgel, deren keine auch einen so passenden Einklang hervorzubringen vermag; nimmer erklang ein falscher Ton, Ruhe und Bewegung waren überall gleichmäßig. Ungeschickte oder heisere Vögel fanden dort keine Anstellung. Die Wiese, von der ich euch melde, hatte noch eine andere Trefflichkeit: allezeit grünte sie, und kein Sturm vernichtete ihr Grün." *)

Das schwungvolle Gedicht: »El duelo de la virgen« ist merkwürdig durch einen, im kurzen Versmaß gedichteten Gesang, den die Juden am Grabe Christi anstimmen. Gonzalo selbst sagt von diesen Versen, daß sie nicht drei Feigen werth seien; sie verdienen aber unsere Beachtung als erste Proben spanischer Lyrik, deren Alter mit einiger Bestimmtheit angegeben werden kann. Der Gesang der jüdischen Wächter beginnt mit folgenden Worten:

„Wachet, ihr Schaaren der Juden,
Auf und wachet!
Daß sie den Sohn des Herrn nicht stehlen,
Auf und wachet!
Denn sie wollen den Leib uns rauben,
Auf und wachet!
Andreas, Peter, Johann,
Auf und wachet!"

---

*) Siehe Clarus, Bd. I. S. 255.

Vielleicht das anschaulichste und überhaupt gelungenste Gedicht des Gonzalo ist: „Die Vorboten des jüngsten Gerichts“. Er zeigt uns hier in lebendiger Schilderung die Schrecken und Qualen, die den Sünder erwarten am jüngsten Tage; wir hören die Posaunen schallen, sehen die reinen Engel erzittern und das Chaos sich bereiten.

Eine Stelle, in Prosa übersetzt, lautet folgendermaßen: „Am siebenten Tage wird ein tödtliches Gedränge eintreten; alle Steine werden eine Schlacht unter einander liefern; sie werden fechten wie Menschen, die sich wehe thun wollen, und alle in Trümmer zerfallen, klein wie Salz. Bei dieser Noth und Bedrängniß, bei Zeichen von so furchtbarer Art werden die Menschen sich in irgend eine Höhle zu retten suchen und sprechen: „Berge, fallet über uns, denn wir sind in Noth.“ — Wer wird aber den zwölften Tag mit ansehen können? Denn da wird man große Flammen durch den Himmel fliegen sehen; man wird die Sterne fallen sehen von ihren Orten wie die Blätter, wenn sie von Feigenbäumen fallen. Der König der Könige, der richtende Alcade, der Alles ordnet ohne Jemandes Rath, wird selber an der Spitze mit seinem reichen Zuge eingehen zur Herrlichkeit des wahrhaftigen Vaters. Die Engel des Himmels werden sehr fröhlich sein; nie war noch eine Freude an einem Tage so groß; denn sie werden ihren Troß und ihre Gesellschaft wachsen sehen. Gott gebeut, daß wir eintreten in ihre Brüderschaft. Wenn der König der Herrlichkeit kommen wird, zu richten, wild wie ein Löwe, welcher Speise sucht: wer wird so kühn sein, noch auf ihn zu hoffen? Denn der zornige Löwe versteht keinen Scherz. Wenn die heiligen Engel zittern werden vor Furcht, die niemals sündigten wider ihren Herrn, was soll ich Elender dann thun, der ich ein so großer Sünder bin? Schon jetzt überfällt mich Grausen, so groß ist meine Furcht!“ — „Wenn wir diese Schrecken vermeiden wollen,“ heißt es am Ende, „lasset uns, die wir Christen sind und an Christum glauben, unser Leben bessern, Vaterunser beten und die Gebenedeite preisen, damit wir mit ihr und ihrem Sohne herrschen.“

Den Schluß von Gonzalo's Werken bilden drei Hymnen an die Jungfrau Maria, an den heiligen Geist, an Gott und Jesum Christum, welche sich an einzelnen Stellen zu pathetischer und hinreißender Beredsamkeit erheben.

Derselben kirchlich-epischen Richtung angehörend sind die Gedichte eines Unbekannten, der nach seiner Pfründe Ubeda gewöhnlich el Beneficiado de Ubeda genannt wird. Es rühren von ihm Lebensbeschreibungen der heiligen Magdalena und des heiligen Ildefonso her, von denen Sanchez einige Strophen mittheilt, welche in demselben Versmaß geschrieben sind wie die Dichtungen des Gonzalo Berceo.

Zu erwähnen ist noch ein von einem Unbekannten verfaßtes Werk: „Das Gedicht von Joseph“, weches erst in neuester Zeit unter den arabischen Manuscripten der Madrider Bibliothek aufgefunden wurde.

Romantisch-ritterliche Epik.

Das Gedicht von Alexander dem Großen.

(Poema de Alejandro magno.)

Während im Cid recht eigentlich der Volksheld gepriesen ward, in Gonzalo's Werken die Heroen des Glaubens, findet in dem epischen Gedicht von Alexander dem Großen das romantische Ritterthum seinen Ausdruck und seine Verherrlichung. Nicht in dem Sinne wie der Cid, dessen Ruhm auf spanischem Boden erblühte, ist diese Dichtung volksthümlich zu nennen. Es war ein fremder Stoff, welcher sich der Bearbeitung bot, einem fremden Volke und längst entschwundenen Zeiten entlehnt. Aus der versunkenen Herrlichkeit des Alterthums stieg die Sage von Alexander empor; um diesen Stoff zu beherrschen und ins Spanische zu übertragen, bedurfte es eines tieferen Verständnisses, einer gelehrteren Bildung und größerer Kunstfertigkeit, als das Dichten der alten Volkslieder erfordert hatte.

Eine natürliche Folge dieser Aneignung eines fernliegenden Stoffes war die Unzahl der seltsamsten Anachronismen; die verschiedenen Religionen, Zeitalter, Sitten, Anschauungen, Alles wurde in naivster Weise vermischt und durcheinander geworfen; neben antiken Vorstellungen fand alberner Teufelsspuk Raum, Mythologie wurde mit christlicher Allegorie verbrämt und heidnische Heroen wurden zu ritterlichen Paladinen.

Daß die Titanengestalt des Alexander gerade bei dem ritterlichsten der europäischen Völker lebhafte Sympathien erwecken konnte, liegt auf der Hand. „Einen ritterlichen König des Alterthums" nennt ihn Wolf, „der durch seine ans Fabelhafte grenzenden Fahrten zuerst die Wunderwelt des fernsten, mysteriösen Orients dem bisher bestimmt abgeschlossenen, in nüchterner Thätigkeit nur dem nächsten, wirklichen Leben und Genusse zugewandten Abendlande aufschloß." „Dieser kühne, Abenteuer suchende Heldenjüngling, ein irrender Ritter im großen Stile, erscheint, wie um Jahrhunderte zu früh gekommen, als eine vereinzelte, heterogene Gestalt in der alten klassischen Welt, von ihr nur angestaunt, nicht begriffen, in scharfem Gegensatze zu ihrem besonnenen, nur auf einen nächsten, meist sinnlichen Zweck gerichteten, politischen Treiben. Um so mehr mußte aber das Leben dieses königlichen Jünglings, der, nur seiner zügellosen Phantasie und seinem phantastischen Vorwitze folgend, eine Welt eroberte, und selbst sein plötzlicher und räthselhafter Tod an der Grenze des Mannesalters, wie er eben, um seinem abenteuerlichen Riesenwerke eine festere Gestaltung zu geben, zum Alltäglichen herabzusteigen sich gezwungen sah, den wundersüchtigen Orient und das romantisch gestimmte Abendland des Mittelalters ansprechen, deren Völker, durch die ebenso abenteuerreichen und phantastischen Kreuzzüge von Neuem mit einander in Berührung gekommen und mächtig aufgeregt, gleichsam von selbst durch die innere Aehnlichkeit beider Ereignisse auf diesen Stoff verfallen mußten, den sie auch, wie keinen anderen, begierig ergriffen, sich wechselweise mittheilten und auf die mannichfachste Weise verarbeiteten. Daher glänzte längst schon Iskender in den Sagen der Inder, Aegypter, Perser und Araber, von den Alexandrinischen Griechen wahrscheinlich schon sehr frühzeitig gesammelt und weiter ausgebildet; daher waren die Thaten des in einen christlichen Volkshelden umgewandelten Alexanders einer der zuerst besungenen und allgemein verbreitetsten Gegenstände des occidentalischen Mittelalters, von Byzanz, der Brücke zwischen Morgen- und Abendland, ausgehend, und von den gelehrten und Volksdichtern aller romanisch-germanischen Stämme von Italien bis Island in der mittellateinischen und in allen Vulgärsprachen gefeiert." — So groß war die Zahl der Bearbeitungen der Alexandersage, daß Chaucer

ein Recht hatte, zu sagen: „So verbreitet ist die Geschichte Alexanders, daß jeder Wicht, der nur einige Kenntniß besitzt, ganz oder theilweis von seinen Schicksalen unterrichtet ist."

Trotzdem fast alle Alexandersagen aus griechischen oder lateinischen Quellen geschöpft sind, und auch der spanische Bearbeiter dieses Stoffes nicht verschmäht hat, schon Vorhandenes zu benutzen, wie vorzugsweise die Darstellung des Walter von Chatillon, so wird doch Niemand dem Verfasser eine selbstständige Auffassung seines Stoffes absprechen können. Es finden sich darin Zusätze und Erfindungen ganz origineller und eigenthümlich spanischer Art. Von den morgenländischen Bearbeitungen zumal, welche phantastische Wunder oft bis zum Aberwitz aufeinander häufen, unterscheidet sich diese spanische Alexandreis durch eine größere Enthaltsamkeit im Erdichten fabelhafter Abenteuer, durch das Hervorheben romantischer Züge und durch eine sittlich tüchtige Gesinnung, die mitunter sogar eine Kritik der damaligen politischen und socialen Zustände Spaniens liefert. Es finden sich Schilderungen und Erzählungen in dem Gedicht von anschaulicher Lebendigkeit und kraftvoller Anmuth.

Der Verfasser des Alejandro magno ist Juan Lorenzo Segura, wie er sich selbst am Schluß des Gedichts nennt. Er war aus Astorga gebürtig und wie Berceo Weltgeistlicher. Das Epos enthält ungefähr zehntausend Verse und gehört, aller Wahrscheinlichkeit nach, dem Ende des dreizehnten Jahrhunderts an, — eine Annahme, die in verschiedenen Thatsachen ihre Berechtigung findet, hauptsächlich aber in der Alterthümlichkeit und naiven Einfalt der Sprache, welche einen Grad der Entwickelung zeigt, der mit anderen aus jener Zeit stammenden Dichtungen übereinstimmt. Ferner spricht für den angeführten Zeitpunkt die Erwähnung der Münze pepion, welche, schon im letzten Jahrzehent des dreizehnten Jahrhunderts abgeschafft, schwerlich nach dieser Zeit von dem Dichter erwähnt worden wäre; und schließlich pflegen die Literarhistoriker eine Stelle aus dem Gedichte anzuführen, in der es heißt: „Gott segne den König von Sicilien!" — ein Wunsch, von dem man glaubt, daß er nur dem Herrscherhaus von Aragonien gelten könne, das 1282 den sicilischen Thron bestieg, während vor dieser Zeit andere, den Spaniern mehr oder weniger feindliche Dynastien Sicilien beherrschten.

Die Form des Gedichts ist schon ziemlich kunstmäßig gestaltet. Es besteht aus vierzeiligen Stanzen wie die Dichtungen des Berceo, und möglicherweise haben die Alexandriner von dieser spanischen Alexandreis ihren Namen erhalten.

Zuerst erzählt das Gedicht von der wunderbaren Kindheit Alexanders, der als Knabe schon in seinem Wesen und Benehmen den künftigen Beherrscher der Welt ankündigt; kaum sieben Jahre alt, zeigt er die Kräfte eines Hercules; in allen Wissenschaften übertrifft er bald seine Lehrmeister, und im Lauf der Erzählung kramt er so viel Weisheit und Wissen auf den verschiedensten Gebieten aus, daß uns der Verfasser dadurch eine Vorstellung von dem Stand der Gelehrsamkeit damaliger Zeit giebt, und sein Werk auch als culturhistorisches Document eine nicht unwichtige Stelle einnimmt. Als Alexander zum Ritter geschlagen wird, empfängt er von dem Vulcan ein Zauberschwert, die Dame Philosophie überreicht ihm einen Gürtel, Meerfräulein haben sein Hemde gewoben, und jeder seiner Schuhe ist eine Stadt werth. Als der Gesandte des Königs von Babylon seinen jährlichen Tribut an Gold einzufordern kommt, antwortet ihm Alexander: „So lange Philipp (Alexander war bekanntlich der Sohn des Philipp und der Olympia) von seiner Gemahlin keinen Sohn gehabt, hat er ein Huhn besessen, das ihm goldene Eier gelegt; das Huhn ist aber gestorben, als ihm ein Sohn geboren wurde." — Kaum vierzehnjährig, erkämpft Alexander schon glänzende Siege auf den Schlachtfeldern von Armenien. — Nun werden all' seine Kriegsthaten, ungefähr in der Reihenfolge, wie sie uns aus der Geschichte bekannt sind, erzählt; und als sein Siegeszug ihn an dem zerstörten Troja vorüberführt, versagt es sich der Dichter nicht, eine vollständige und ausführliche Geschichte des trojanischen Krieges einzu-

flechten. — Die Eroberung einer halben Welt sättigt nicht den unermeßlichen Ehrgeiz des Jünglings; er verlangt in alle Geheimnisse der Natur zu dringen, und steigt in die Tiefen des Meeres, um mit den Fischen zu sprechen. Solche Ueberhebung beleidigt Gott, und er verheißt den klagenden Naturgewalten, Alexanders Freude in Bitterkeit zu verwandeln. Teufel und Naturmächte verschwören sich zu seinem Verderben, er aber hält nicht ein in seinem frevelhaften Vorhaben. Hölle und Paradies werden beschrieben; er steigt in die Erde, um die Antipoden zu besuchen, und läßt sich von zwei Vögeln in die Lüfte tragen, zu ergründen, was über den Wolken sei. Er trifft den Vogel Phönix und einen einsamen Alten, der ihn zu zwei Wunderbäumen führt, welche die Gabe der Weissagung besitzen. Diese prophezeihen ihm, er werde durch Verrath und Gift sterben. Auf seiner Weiterreise gelangt er zu Leuten ohne Kopf, die das Gesicht auf der Brust haben; und als er endlich nach Babylon zurückkehrt, huldigt man ihm wie einem Halbgott. Er ist auf dem Gipfel seiner übermenschlichen Macht und Größe, aber auch am Ende. Bei einem festlichen Mahl stirbt er an einem Becher vergifteten Weines, und ganz Babylon hallt von Klagen wieder.

Wie alle Werke des ersten Zeitalters der spanischen Poesie, so hat auch dieses unter den Literatoren die verschiedensten Meinungen hervorgerufen. Bouterweck nennt es eine fabelhafte unpoetische Reimchronik, eine versificirte Uebersetzung eines lateinischen Historienbuches, mit dessen Fabrication ein Klosterbruder seine müßigen Stunden ausgefüllt habe. „Die wahre Geschichte," fährt er fort, „schimmert nur schwach durch dieses groteske Gemisch geistloser Erdichtungen und verunstalteter Fragmente aus dem wirklichen Leben Alexanders. Und vielleicht kommt auch diese Behandlung des Stoffs nicht auf Rechnung des Reimers zu stehen." Schubert vermißt in dem Werk des Segura jenes Verständniß des Ewigen und Ganzen im Verlaufe einer einzelnen Reihe von Begebenheiten, wodurch erst die wahre und unvergängliche Poesie sich kund gebe; er vermißt das wahrhafte Ergreifen und Durchdringen eines wichtigen Gegenstandes, welcher nicht allein für eine, sondern für alle Zeiten, nicht allein für ein Volk, sondern für alle gleich würdig und gleich groß sei, und er wirft dem Verfasser vor, daß seinem Gedicht jener lebendige Punkt fehle, welcher allen Theilen, die sich um ihn wie um ihr Herz zu einem organischen Ganzen verkörpert haben, erst Einsicht und Leben giebt. Gewiß hat Schubert Recht in seinen Ausstellungen, doch legt er damit einen allzu hohen Maßstab an das Werk einer einfältig naiven Zeit, deren Erzeugnisse an anderen Maßstäben zu messen, nach anderen Voraussetzungen zu würdigen sind. Trotz aller Mängel bietet das Gedicht doch eine Fülle hoher Schönheiten und edler Gedanken. Clarus hebt an der Alexandreis des Segura besonders die Absicht hervor, den großen Macedonier als das höchste Ideal fahrender Ritterschaft von der Wiege bis zum Grabe darzustellen und jede Einzelheit seines Lebens, jede Manifestation seiner geistigen Kraft zu einem Spiegel jener christlichen Romantik zu machen, worin die Zeit des Dichters ihr Ideal suchte und fand. Ferdinand Wolf vermißt an dem »Poema de Alejandro«, im Verhältniß zu den früheren poetischen Schöpfungen der spanischen Literatur, die großartige Natürlichkeit, die tief ergreifende, innere Wahrheit, welche im »Poema del Cid« erfreuen, und auch die fromme Einfalt, die nur aus der Tiefe eines gläubigen Gemüthes hervorgeht, wie in den Legenden des Gonzalo Berceo; aber es erscheint ihm darum nicht minder merkwürdig durch den allen Nationen jener Zeit gemeinsamen Geist des Ritterthums, der sich hier in besonderer, nationaler Färbung kundgiebt, sowie durch die romantische Auffassung eines, das ganze Mittelalter mächtig erregenden Stoffes und die eigenthümlich spanische Behandlung desselben. Erscheint im Cid vorzugsweise der Spanier als solcher, so spricht sich in Gonzalo Berceo der Spanier als römisch-katholischer Christ und im »Poema de Alejandro« als Glied der abenteuerlich-romantischen Ritterschaft aus. Das ist überhaupt der dreifache Entwicklungsgang des früheren Mittelalters: Volks-, Kirchen- und Ritterthum, und die Poesie die geistige Abspiegelung desselben. Ein Repräsentant der letzten Richtung, als eines wesentlichen Theils

der socialen Architektur jener Zeit, mußte nothwendig auch in der spanischen Literatur sich einfinden, und der Alexandreis gebührt deshalb allein schon eine bedeutende Stelle in derselben.

Von besonderem Interesse sind in dieser spanischen Alexandreis zwei Trostbriefe, die der sterbende Alexander an seine Mutter schreibt, sowohl dem poetischen Inhalte nach, als auch, weil sie sich durch eine anmuthige Sprache und reine, würdevolle Gesinnung auszeichnen. Wir lassen hier den zweiten dieser Briefe in einer möglichst treuen Uebersetzung folgen:

„Mutter, höret meinen Brief und denket wohl daran, um was es sich handelt; kräftiget Euch mit gutem Troste und guter Geduldung, gleichet aber nicht den Frauen, weder an Schwäche, noch in der Furcht, welche sie vor den Dingen hegen, die ihnen bevorstehen, so wie auch Euer Sohn in seiner Gewandtheit und vielen seiner Thaten den Männern nicht gleicht. Mutter, habt Ihr in dieser Welt ein Reich gefunden, das in einer dauerhaften Verfassung geblieben? Sehet Ihr nicht, daß den schönen und grünen Bäumen, so viele und dichte Blätter erzeugen, nach kurzer Zeit die Zweige abbrechen, und Blätter wie Früchte abfallen? Mutter, sehet Ihr nicht die grünen und blühenden Kräuter, welche grün erwachen und trocken schlafen gehen? Mutter, sehet Ihr nicht den Mond, welchem gerade dann, wenn er am vollsten und im höchsten Glanze ist, die Verfinsterung nahet? Mutter, sehet Ihr nicht die Sterne, welche das Dunkel einhüllet? Erblicket Ihr nicht des Feuers leuchtende und heimliche Flammen, welche so schnell erlöschen? Nun denn, habet Acht, o Mutter, auf alle Menschen, welche zu dieser Zeit leben, durch welche die Welt bevölkert ist, und welche durch das Gesicht und die übrigen Sinne Bewunderung schöpfen; Alles ist Gegenstand des Erzeugens und der Geburt, Alles aber wird in Tod und Zerstörung vereinigt werden. Mutter, sahet Ihr niemals Einen, der giebt und nicht nimmt, welcher borgt und nicht bezahlen muß, dem eine Sache anvertraut und übertragen wurde, ohne daß man ihm dieselbe wieder abforderte? Mutter, wenn Jemand mit Recht sollte weinen dürfen, dann mag der Himmel um seine Sterne weinen, die Meere um ihre Fische, die Luft um ihre Vögel, die Erde um ihre Kräuter und Alles, was auf ihr ist. Und der Mensch weine über sich, denn er ist sterblich und es giebt einen Tod; seine Zeit mindert sich jeden Tag und jede Stunde. Allein warum soll der Mensch Verluste beweinen? Vor dem Verluste war ich fast sicher, das Verlorene nicht zu verlieren, und es geschah, da ich mich dessen nicht versah. Wohlan, warum soll man weinen und sich schmerzlich gehaben? Mutter, habt Ihr bis jetzt Jemanden gesehen, welcher bleibend und dauernd gewesen wäre, und welcher nicht dahin gegangen wäre, von wo er nimmer zurückkehrt? Da dies nicht geschieht, so bringt das Klagen dem Klagenden keinen Nutzen, und auch der Schmerz frommt nicht. Mutter, Ihr wußtet allezeit, daß ich sterben müsse, nur Zeit und Stunde wußtet Ihr nicht. Darum kräftiget Euch mit guter Geduldung und gutem Troste und weinet nicht um mich; denn was ich erziele, ist besser, als was ich verlasse und freier von Sorge, freier von Dürftigkeit, freier von Furcht und freier von Kummer. Darum bereitet Euch vor und richtet Euch ein bis dahin, wenn Ihr selbst dahin gehet müsset, wohin ich gehe; denn mein Ruhm und meine große Ehre sind in dieser Welt verbreitet. Euer Ruhm aber wird bestehen in Eurem guten Verstande, Eurer Geduldsamkeit, in Eurem Gehorsam gegen die Vorschriften der Weisen und in der Hoffnung dessen, welche Gott auf das gesetzt wissen will, was bleibend ist." *) —

Der Marques von Santilana erwähnt, als zur selben Zeit verfaßt, ein anderes Gedicht: »los votos del pavon« (Pfauengelübde), dessen Verfasser nicht ermittelt wurde, und welches, einem gleichnamigen französischen Gedichte nach zu urtheilen, eine Fortsetzung des Poema de Alejandro enthält. Die Handschrift scheint verloren gegangen.

*) Siehe Clarus, Bd. I. S. 301.

Anfänge der didaktischen Richtung.

König Alfons X.

Nachdem die spanische Literatur bis in die zweite Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts ihre poetische Fülle in den drei erwähnten epischen Richtungen entfaltet hatte, trat mit der Regierung Alfons' X. die lyrisch-didaktische Richtung hinzu, deren Hauptrepräsentant Alfons selber war, der königliche Dichter, der gründliche Gelehrte, der ausgezeichnetste Schriftsteller seines Jahrhunderts. Unter seinem Beispiel, seiner Gunst und Aufmunterung nahmen Wissenschaft und Literatur einen mächtigen Aufschwung, und sein Volk mit sich emporziehend, that er einen Riesenschritt vorwärts auf der Bahn der Cultur. Er berief Gelehrte aus allen Ländern an seinen Hof, reformirte die bestehenden Hochschulen, und jeder Studirende war seines thätigen Schutzes sicher. Eine große Anzahl mehr oder weniger bedeutender Werke sind theils von ihm selber verfaßt, theils auf seinen Wunsch oder Befehl ins Leben gerufen. — Der fortschreitenden Zeit genügte nicht mehr die Einfalt der Kindheit, mit ihrer unbewußten, innerlich quellenden Poesie und ihrer naiven Andacht; der Trieb des Lernens und Belehrens stellte sich ein und erzeugte eine didaktische, prosaische Richtung, die sich indeß nicht so völlig von der poetischen Vorzeit loslösen konnte, als daß nicht noch lyrische Töne in die Prosa hineingeklungen hätten. Dem Geist, der anfing zu reflectiren, genügte auch die kunstlose Form nicht mehr, und ein Haschen nach gewählten Worten, nach gesuchten Wendungen, nach zierlichem und complicirtem Ausdruck machte sich bemerkbar. Die naiven epischen Gesänge mußten der didaktischen Prosa weichen, das Volkslied der Kunstdichtung und der provençalischen Hofpoesie. Natürlich ging diese Umwandlung nicht plötzlich, wie mit einem Schlage, vor sich; vielmehr sehen wir unter Alfons' Regierung nur die Anfänge eines neuen Geistes, der völlig ausgesprochen erst unter Johann II. zum allgemeinen Bewußtsein und zur allgemeinen Geltung gelangte. Schon unter der Regierung des Vaters von Alfons, Ferdinand des Heiligen, hatten sich die Keime einer neuen Richtung gezeigt. Ferdinand gebührt zuerst, neben seinen sonstigen wissenschaftlichen und künstlerischen Bestrebungen, auch das Verdienst, der Sprache aus ihrem Schwanken und ihrer ersten Rauheit zu festeren und reineren Formen verholfen zu haben, dadurch, daß er versuchte, den Gebrauch der castilianischen Sprache in die öffentlichen Geschäfte einzuführen, und die Uebersetzung der alten gothischen Gesetze ins Spanische unter dem Titel: »Fuero Juzgo« anordnete; eine Uebersetzung, die wir schon in der Einleitung als das älteste beglaubigte Denkmal spanischer Prosa erwähnten. Als nach Ferdinands Tode sein, in der Regierung des Landes minder glücklicher, Sohn Alfons ihm folgte, fand er die Sprache für einen freieren und schöneren Inhalt schon einigermaßen vorbereitet. Seine Regierung reichte von 1252 bis 1284. Als Jüngling hatte er sich in den Feldzügen gegen die Mauren ausgezeichnet; früh erwarb er sich den Beinamen des Weisen oder Gelehrten, und bald war sein Ruf durch ganz Europa so begründet, daß die deutschen Kurfürsten ihn im Jahre 1257 zum deutschen Kaiser wählten. Diese Wahl war das Ziel seines Ehrgeizes gewesen; doch, da seine Macht seinem Ehrgeize nicht gleich kam, war er nicht im Stande, seinen Ansprüchen Geltung zu verschaffen, und als einige ihm feindlich gesinnte Kurfürsten, in Uebereinstimmung mit dem Pabst, den Rudolph von Habsburg zum Gegenkaiser wählten, sah er sich gezwungen, seine Bewerbung um den deutschen Kaiserthron einzustellen. Bald darauf brachen in Castilien und bis in den Schooß seiner eigenen Familie Unruhen

aus, die ihm das Leben bis an sein Ende verbittern sollten. Erst war es sein Bruder Philipp, mit dem er sich in eine Reihe widerwärtiger Fehden verwickelt sah, und als dieser Streit endlich beigelegt war, empörte sich sein eigener Sohn Sancho gegen ihn, welcher nach dem Tode seines erstgebornen Bruders, mit Ausschließung von dessen Sohn, Ansprüche auf den castilianischen Thron erhob. Nur mit Mühe hielt sich der unglückliche Alfons auf dem Throne, und erst sterbend (1284) nahm er den Fluch von dem Haupte seines Sohnes Sancho. —

In demselben Maße, wie man nach seinem Tode seine Regierung verunglimpfte, suchte man auch den Ruhm seiner schriftstellerischen Leistungen zu schmälern, indem man ihm die Autorschaft der besten seiner Werke entweder völlig absprach, oder ihm höchstens eine unbedeutende Mitwirkung an denselben zugestand. Die Beschränktheit kurzsichtiger Kritiker fand eine hinreichende Berechtigung für solche Behauptungen in der Schönheit und Reinheit seiner Sprache, welche in der That jenem rohen Zeitalter nicht anzugehören scheint; — kein anderer Beweis irgend welcher Tragweite konnte beigebracht werden, und dieses einzige Argument kann um so weniger gegen die Autorschaft des Alfons für durchschlagend gelten, als der hohe Grad seiner Gelehrsamkeit und sein fein entwickelter Verstand ihn im Allgemeinen eben so hoch über seine Zeit erhebt, als die Sprache seiner Werke der Darstellung in gleichzeitigen Schriftstücken überlegen ist.

Die Werke des Alfons umfassen die verschiedensten Gebiete; in der Wissenschaft waren es besonders Astronomie und Mathematik, in denen er Ausgezeichnetes leistete; die Alfonsinischen Tafeln zu astronomischen Zwecken sind von außerordentlichem Werth, und seine scharfsinnige und humane Gesetzgebung ist die Grundlage für die ganze spätere spanische Rechtswissenschaft geblieben.

Von den Dichtungen des Alfons sind uns aufbewahrt worden: die Gesänge (Cantigas), zwei Strophen von dem Buch der Klagen (Libro de las Querellas) und das Buch vom Schatz (Libro del Tesoro é del Candado).

Die Gesänge, welche meist aus sechs- bis zwölfsilbigen Versen bestehen, sind Loblieder auf die Jungfrau Maria, denen es nicht an poetischer Empfindung fehlt; sie waren von Alfons zu Kirchengesängen bestimmt mit dem ausdrücklichen Wunsche, daß sie bei seinem Leichenbegängniß gesungen werden möchten. Hervorzuheben ist bei diesen Gesängen, daß sie nicht, wie die übrigen Werke des Alfons, in castilischer, sondern in galicischer Sprache geschrieben sind, eine Erscheinung, deren Ursache von den Literatoren noch nicht genügend aufgeklärt ist. Die castilianische Sprache war damals noch nicht in lyrischen Versuchen geübt worden, während sich in Portugal und dem angrenzenden Galicien schon seit geraumer Zeit der Einfluß provençalischer Troubadourpoesie geltend gemacht hatte, was um so eher geschehen konnte, als die provençalische und galicische Sprache sich wenig von einander unterschieden. Galicien gehörte aber zu Castilien, und Alfons selbst hatte seine Erziehung im galicischen Theile Spaniens erhalten. Somit mag auch, neben der größeren Tauglichkeit des galicischen Dialekts für den lyrischen Ausdruck, eine persönliche Vorliebe für denselben mitgewirkt haben. Seine Gesänge sind den provençalischen Mustern nachgebildet, denen der König von jeher, mit völliger Verkennung und Hintansetzung der spanischen Volkspoesie, seine Gunst zugewandt hatte. Die provençalischen Sänger waren jederzeit an seinem Hof willkommen, wurden vielfach von ihm gefeiert und bewiesen ihre Dankbarkeit durch Schmeichellieder auf den edelsinnigen Gönner.

Von dem Buch der Klagen sind uns nur zwei Strophen erhalten; sie sind in castilischer Sprache, in sogenannten versos de arte mayor abgefaßt, und ihr Inhalt sind die, bald in rührendem, bald in würdevollem Ton ausgesprochenen, Klagen des Alfons über die Untreue seiner Vasallen. Sie beginnen mit den Worten: „Dir, Diego Lopez Sarmiento, treuer Bruder, Freund und standhafter Vasall, will ich meine Leiden klagen und entdecken,

was ich meinen Hofleuten sorgfältig verschweige. Dir, der du dein Vaterland und deine Güter verließest, um in Rom und anderwärts meine Angelegenheiten zu besorgen, fliegt meine Feder entgegen, gieb ihr dann Gehör, denn kläglich ertönt sie in tödtlicher Rede: wie einsam da liegt der König Castiliens, der Kaiser war von Deutschland, der, dem Könige die Füße küßten, den Königinnen um Almosen anflehten, — der in Sevilla ein Feldlager hatte mit 100,000 Reitern und dem Dreifachen an Fußvolk, und der in entfernten Regionen seiner Tafeln wegen berühmt war."

Das in achtsilbigen Versen geschriebene Buch vom Schatz zerfällt in zwei Abtheilungen. Es handelt von der Kunst, Gold zu machen, und wir erfahren daraus, daß Alfons den Stein der Weisen gefunden zu haben wähnte. Um aber dieses kostbare Geheimniß nicht Jedermann Preis zu geben, ist ein Theil des Buches in einer unverständlichen Chiffre-Sprache geschrieben. Der jüngere Moratin schreibt dies Gedicht dem Markgrafen von Villena zu (im ersten Band seiner Werke, Seite 61), aus dem Grunde, weil die einzige aufbewahrte Handschrift des Gedichts sich im Besitze des Markgrafen befunden habe.

Ungleich bedeutender als die poetischen Werke sind die prosaischen Schriften Alfons' des Weisen; er war es, der das Castilianische recht eigentlich zur lebendigen Sprache des Landes erhob, der sie zum pathetischen Ausdruck sowohl als zu anmuthiger Plauderei befähigte und mit rhythmischer Schönheit ausstattete. Von seinen prosaischen Schriften erwähnen wir vorzugsweise seine astronomischen Tafeln, seine allgemeine Chronik von Spanien (Cronica general de España), die zwar nicht von großer Zuverlässigkeit, aber durch einen lebhaften, treuherzigen Ton und einen tiefen Ernst zu fesseln weiß; ferner eine allgemeine Weltgeschichte, in der fast die ganze biblische Geschichte mit einbegriffen ist, die Uebersetzung der Bibel und mehrerer lateinischer Werke, welche, wenn er sie auch nicht allein ausführte, doch seiner fleißigen Mitwirkung theilhaftig wurden; eine Geschichte der Eroberung des heiligen Landes, und seine verschiedenen Rechts- und Gesetzbücher. — Die Eroberungsgeschichte des heiligen Landes unter dem Titel: »La gran conquista de Ultramar« (die große überseeische Eroberung) ist nach einer altfranzösischen Uebersetzung des Wilhelm von Tyrus gearbeitet. Ihr Held ist Gottfried von Bouillon; sie beginnt mit der Geschichte Muhameds, und als Episode findet sich darin die Geschichte des Ritters vom Schwan, die an ausgelassenen Abenteuern und phantastischen Zaubereien den tollsten Ritterromanen gleichkommt.

Das schönste Denkmal aber der Weisheit des Alfons bleiben seine Gesetzbücher, ein Vorbild edler Anschauung, hoher Würde und trefflicher Sprache für die folgenden Jahrhunderte. Zuerst gab er einige kleinere Gesetzsammlungen heraus, den Rechtsspiegel (Espejo de todos los derechos) und das Königsgesetz (Fuero real); dann, im Jahre 1260, das von seinem Vater begonnene Gesetzbuch der sieben Abtheilungen (Las siete partidas),*) so genannt nach den sieben Abschnitten, in die es eingetheilt ist. Mag der Verfasser auch, wie behauptet wird, manche ältere Rechtsquellen benutzt haben, so rührt doch die Anordnung des Ganzen, die Ausführung des Einzelnen und die Sprache von ihm allein her. Die Partidas enthielten alle erforderlichen Privat- und staatsrechtlichen Gesetze. Trotz ihrer Vortrefflichkeit aber bedurfte es fast eines Jahrhunderts, ehe sie zum allgemeinen Landesgesetz erhoben werden konnten; denn viele spanische Städte, die seit alten Zeiten mit besonderen Privilegien bedacht waren, vertheidigten dieselben mit den Waffen in blutigen Kämpfen und wurden nur schwer und langsam dazu gezwungen, sie dem allgemeinen Landeswohl und der Gleichmäßigkeit des Rechtes zu opfern. Nachdem aber ihr Widerstand erst gründlich gebrochen war, galt das Gesetzbuch des Alfons stets unbestritten. Sein Einfluß hat sich später über den größten Theil von Europa erstreckt, so daß, beispielsweise, heute noch auf

*) Von der Madrider Akademie wurden die Partidas im Jahre 1807 herausgegeben.

vielen Universitäten des Festlandes von Europa akademische Gesetze gültig sind, die in dem zweiten Theil der Partidas (Estudios generales) sich vorfinden.

Nicht mit dürren Worten werden in dieser Gesetzsammlung Gesetze gegeben und Strafen angedroht; sie enthält auch moralische Abhandlungen, Reflexionen über Staat und Kirche; die Meinungen der Zeit werden darin erwogen und Grundsätze der Sittlichkeit werden erörtert. Ueber die äußere Form derselben sagt Marina in seinen »Memorias de la Academia de la Historia«, daß während der nachfolgenden zwei, ja selbst drei Jahrhunderte nichts in spanischer Prosa geschrieben worden sei, das den Partidas an Reinheit und Erhabenheit des Stils gleichkäme.

Als Probe des Stils und der edlen Gesinnung, die in den Partidas waltet, theilen wir einige Abschnitte daraus mit. Folgende Stelle handelt von den Pflichten des Königs: „Große Reichthümer darf ein König nicht deshalb begehren, um sie aufzusammeln und nichts Gutes damit auszurichten; denn es ist natürlich, daß, wer sie aus diesem Grunde begehrt, sich vor großen Fehlern im Streben nach ihrem Erwerbe nicht zu hüten vermag. Auch die Heiligen und Weisen stimmen darin überein, daß die Habgier aller Uebel Wurzel und Mutter ist. Und weiter haben sie gesagt, daß der Mensch, welcher große Schätze zusammenzubringen trachtet, ohne, obgleich er den Besitz erlangt, etwas Gutes damit ausrichten zu wollen, nicht deren Herr, sondern ihr Sklave ist. — Die Könige müssen sich sehr hüten vor dem Zorne, dem Unwillen und dem Hasse, weil sie der Sittlichkeit zuwider sind. Die Abwehr, welche sie in sich selbst dem Zorne entgegenstellen, muß die Geduld sein dergestalt, daß jener sie nicht übermanne, noch bewege etwas zu thun, so wider das Recht ist; denn was sie in dieser Weise thun möchten, würde mehr der Rache als der Gerechtigkeit ähnlich sehen. Darum haben die Weisen gesagt, der Zorn ergreife das menschliche Herz dergestalt, daß es ihn nicht mehr die Wahrheit erwählen lasse. Des Königs Zorn ist mächtiger und schädlicher als der anderer Menschen; denn er kann ihm schneller Genüge leisten, deshalb muß er auch mehr auf seiner Acht sein, um den Zorn zu zügeln, wenn derselbe über ihn kömmt. Denn wie der König Salomo sagte: der Zorn des Königs ist wie der Grimm des Löwen, vor dessen Brüllen alle übrigen Thiere beben und nicht wissen, wohin sie ihre Zuflucht nehmen sollen; ebenso wissen vor des Königs Zorne die Menschen nicht, was sie thun sollen; denn sie sind allezeit in Todesangst.“

An einer anderen Stelle heißt es in einem Gesetz, das überschrieben ist: Was ein Tyrann sei, und wie er seine Macht in einem Königreiche gebraucht, wenn er es gewonnen hat: „Tyrann bedeutet einen grausamen Herrn, der durch Gewalt oder durch List, oder durch Verrath Macht über irgend ein Reich oder Land erworben hat; solche Männer sind aber der Art, daß, wenn sie einmal im Lande stark geworden sind, lieber zu ihrem eigenen Vortheile arbeiten, wenn es auch zum Nachtheile des Landes gereicht, als zum allgemeinen Besten Aller, denn sie leben stets in der Furcht, es wieder zu verlieren. Und die Weisen des Alterthums haben gesagt, daß sie, um solchen Zweck ungehindert zu erreichen, ihre Gewalt gegen das Volk auf dreierlei Weise gebrauchen. Die erste Weise ist, daß sie dahin streben, daß die unter ihrer Gewalt Stehenden stets unwissend und furchtsam bleiben, weil sie, wenn sie also sind, nicht so kühn werden sich zu erheben, um ihrem Willen zu widerstehen; und die zweite ist, daß sie nicht in der Art unter einander freundlich und Eins sind, daß sie Einer dem Andern trauen, weil sie, so lange sie im Zwiste leben, es nicht wagen gegen ihren Herrn zu reden, aus Besorgniß, Treue und Heimlichkeit möge unter ihnen selbst nicht gehalten werden; die dritte Weise ist aber, daß die Herren streben, sie arm zu machen und große Dinge mit ihnen zu unternehmen, welche sie niemals zu Ende bringen können wodurch sie denn so viel Leiden haben, daß es ihnen niemals in den Sinn kommt, irgend etwas gegen ihre Herrscher zu ersinnen. Und über alles dieses haben Tyrannen stets darnach gestrebt, die Starken zu berauben und die Weisen zu vernichten, und haben Genossen-

schaften und Versammlungen von Männern in ihrem Lande untersagt, und streben fortwährend dahin zu wissen, was Menschen sagen oder thun, und vertrauen ihre Rathschläge und ihre Bewachung lieber Ausländern an, welche ihrem Willen dienen werden, als den Landeskindern, die in Folge der Unterdrückung dienen. Und überdies sagen wir, daß, wenngleich irgend Einer, durch eins der gesetzmäßigen Mittel, von denen wir in den vorhergehenden Gesetzen geredet haben, Meisterschaft über ein Königreich haben mag, ihn dennoch, wenn er seine Gewalt auf eine der Weisen, von denen wir in diesem Gesetze reden, mißbraucht, das Volk einen Tyrannen nennen kann, denn er verkehrt seine Meisterschaft, die rechtmäßig war, in eine ungesetzliche, wie Aristoteles in dem Buche gesagt hat, welches von der Herrschaft und der Regierung der Königreiche handelt."

In einem anderen Gesetze, wo von der Erziehung der Königstöchter die Rede ist, heißt es:

„Sie sollen sich, so sehr sie es vermögen, bemühen, daß die Königstöchter mäßig und anständig im Essen und Trinken seien, sowie auch in ihrer Führung und ihrem Anzuge, und von gutem Gebahren in allen Dingen, und insbesondere, daß sie sich nicht dem Zorn ergeben; denn dieser ist, außer dem Bösen, das darin liegt, das Ding in der Welt, welches Weiber am leichtesten dazu verleitet, es auch zu begehen. Und sie sollen sie lehren, anstellig in solchen Werken zu sein, welche sich für edle Frauen geziemen; denn dies ist eine Sache, die sich sehr für sie schickt, weil sie dadurch Freudigkeit und ein ruhiges Gemüth erlangen, und weil es überdies schlimme Gedanken hinwegnimmt, von denen es unpaßlich ist, daß sie sie hegen." —

Wir theilen noch einen Brief aus dem Jahre 1282 mit, den der König an einen vornehmen Cavalier, Perez de Guzman, richtete, der damals dem König Ebn Jussuf von Fez diente. Rührender Schmerz über sein Mißgeschick spricht sich darin aus:

„Vetter Don Alonzo Perez de Guzman! Meine Betrübniß ist groß, weil sie von einer solchen Höhe herniedergefallen ist, daß man sie auch von Weitem sehen wird, und sie ist auf mich gefallen, der ich der Freund aller Welt war, weshalb denn auch alle Welt dies mein Unglück und dessen Schärfe kennen wird, das ich ungerechter Weise von meinem Sohne erdulde, dem meine Freunde und meine Prälaten beistehen, welche, anstatt Frieden zwischen uns zu stiften, nicht unter geheimen Vorwänden oder versteckt, sondern mit kühner Offenheit Unfrieden zwischen uns brachten. So finde ich denn keinen Schutz in meinem eigenen Lande, noch einen Vertheidiger oder Verfechter, und dennoch habe ich solches von ihren Händen nicht verdient, es sei denn wegen des Guten, welches ich ihnen erzeigt. Und jetzt ist es, da in meinem eigenen Lande diejenigen, welche mir hätten dienen und beistehen sollen, mich betrügen, nothwendig, daß ich im Auslande solche suche, welche freundlich für mich sorgen wollen; und da die von Castilien falsch gegen mich gewesen sind, kann Niemand übel von mir denken, wenn ich Hülfe von denen in Benamarin (ein afrikanischer Fürstenstamm in Marokko) begehre. Denn wenn meine Söhne meine Feinde sind, wird es nicht unrecht sein, daß ich meine Feinde zu meinen Söhnen annehme, die wohl Feinde nach dem Gesetze, nicht aber aus freier Wahl sind. Solcher Art ist aber der gute König Ebn Jussuf, denn ich liebe und schätze ihn sehr, und er wird mich nicht verachten oder im Stich lassen, denn wir leben ja im Waffenstillstande. Auch weiß ich, wie sehr Ihr ihm ergeben seid, und wie sehr er Euch liebt, mit vollstem Recht, und wie viel er durch Euren guten Rath thun wird. Schauet daher nicht auf die vergangenen Dinge, sondern auf die gegenwärtigen. Erwägt, wer Eure Stammväter sind, und daß ich Euch in einer künftigen Zeit Gutes erweisen kann, daß aber, wenn ich solches nicht erweise, Eure eigene gute That auch ihr eigener guter Lohn sein wird. Deshalb, Vetter Alonzo Perez de Guzman, thut so viel für mich bei meinem Herrn und Eurem Freunde, daß er gegen Verpfändung der kostbaren Krone, welche ich habe, und ihrer Juwelen mir so viel leihen möge, als er für billig hält.

Und wenn Ihr seine Hülfe erlangen könnt, lasset ihrer schnellen Ankunft kein Hinderniß entgegentreten, sondern bedenket vielmehr, wie die gute Freundschaft, welche von Eurem Herrn etwa zu mir kommt, durch Eure Hände gegangen ist. Und so möge die Freundschaft Gottes mit Euch sein. — Gegeben in Sevilla, meiner einzigen getreuen Stadt, im dreißigsten Jahre meiner Regierung und im ersten dieser meiner Unruhen. *)

Der König."

Das Beispiel, welches der König durch seine schriftstellerischen Arbeiten dem Hof und dem Adel gab, ist nicht gering anzuschlagen, denn seitdem Alfons es nicht unter seiner Würde gehalten hatte, zu dem Lorbeer, der auf dem Schlachtfelde gewonnen wird, die Palme der Dichtkunst zu fügen, erhob sich unter den adligen Geschlechtern, unter Fürsten und Grafen ein wahrer Wettstreit um die Erlangung literarischen Ruhmes.

Auch der Sohn des Alfons, Sancho der Tapfere (El Bravo), in jeder anderen Beziehung seinem Vater so feindlich gesinnt, ahmte ihm doch in seinen wissenschaftlichen Bestrebungen nach, und gab ein moralisirend-philosophisches Werk heraus, das Lebensregeln für seinen Sohn Ferdinand enthielt; leider ist das Buch bis jetzt nicht zum Druck gelangt. Der Sohn Sancho's, Ferdinand IV., starb im Jünglingsalter; ihm folgte Alfons XI., mit dem Beinamen der Gute, der sich der geistigen Richtung seiner königlichen Ahnen anschloß und der Verfasser verschiedener Schriften ward, die von großer Sprachgewandtheit und nicht unbedeutendem Talent zeugen. Im Verein mit mehreren Edelleuten verfaßte er ein Jagdbuch und ließ Adelsregister anfertigen. Ob die in Redondilien abgefaßte Geschichte Alfons' XI. von ihm selber herrührt, ist nicht festgestellt, und nur eine Stelle in den Werken des Argote de Molina spricht dafür, worin Alfons als Verfasser dieser Chronik erwähnt wird. Sind die Mittheilungen darin auch nicht immer wahrheitsgetreu, so fesseln sie doch durch einen lebhaften, treuherzigen Ton und einen gehaltvollen Ernst. Auch der Wunsch, den Alfons der Weise im Eingange seiner Chronik aussprach, er möchte den Nachkommen ein Gedächtniß von dem hinterlassen, was Spanien in allen vergangenen Zeiten gewesen sei und gethan habe, fand einen Widerhall in den Bestrebungen seines Urenkels. Wo die Bücher der allgemeinen Chronik aufhörten, ließ Alfons XI. die Geschichte des Landes und seiner Herrscher fortsetzen, und so entstanden unter seiner Regierung die Chroniken Ferdinand des Heiligen, Alfons des Weisen, Sancho des Tapferen, Ferdinands IV. und seine eigene. Von den Verfassern der genannten Chroniken sind nur wenige ermittelt worden.

Ein anderer Dichter aus Alfons' X. königlichem Geschlecht und dessen Nachkomme ist der, von dem Marques von Santilana in seinem kritischen Sendschreiben erwähnte, Juan de la Cerda; doch ist sein Name das Einzige, was wir von ihm wissen, denn von seinem Leben und seinen Werken findet sich nirgends eine Spur.

---

*) Obgleich dieser Brief schon früher bekannt war, ist er doch erst im Jahre 1677 von Ortiz de Zuñiga gedruckt herausgegeben worden (Anales de Sevilla). Mehrere Romanzen sind aus diesem Brief entstanden, deren eine wahrscheinlich von Alfons selbst herrührt.

Der Infant Don Juan Manuel: „Graf Lucanor".

Der hervorragendste unter allen fürstlichen Dichtern damaliger Zeit, gleich ausgezeichnet durch Talent, Geburt und Waffenruhm, ist der Infant Don Juan Manuel, ein Enkel Ferdinand des Heiligen. Von seinen Werken ist im Druck nur eins erschienen: „Der Graf Lucanor", der in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts von Argote de Molina herausgegeben wurde.

Don Juan Manuel ward im Jahre 1282 geboren und war der Sohn des Don Pedro Manuel, eines Bruders Alfons des Weisen. Da Pedro frühzeitig starb, wurde Juan vom König Sancho erzogen. Noch jung, fand er sich in die politischen Unruhen seines Vaterlandes verwickelt und ward, während der Minderjährigkeit Alfons' XI., zum Mitregenten in Castilien erwählt. Wenn er die Staatsgeschäfte auch nicht mit besonderem Glück leitete, so bewies er dabei doch ein nicht unbedeutendes staatsmännisches Talent. Dies scheint der junge König übersehen zu haben, denn als er zur Regierung gelangte, entfernte er Don Juan aus allen seinen Aemtern und zog ihn erst wieder heran, als ihn die gewaltigen Kriegsrüstungen des durch Macht und Kühnheit ausgezeichneten Infanten ernstlich erschreckten. Eine Versöhnung kam zu Stande, und Don Juan empfing nicht nur die höchsten Ehrenämter im Staate, sondern auch ein Versprechen des Königs, Constanze, des Infanten einzige Tochter, heirathen zu wollen. Bald darauf zog der Infant in den Kampf gegen die Mauren und errang durch Heldenthaten die Bewunderung und die Dankbarkeit seines Vaterlandes. Er empörte sich aber von Neuem gegen König Alfons, als dieser auf grausame Weise seinen Oheim ermorden ließ, und sich seines Versprechens uneingedenk, anstatt mit Constanze, mit einer portugiesischen Prinzessin vermählte. Diese Empörung endigte mit der Niederlage Don Juan's; allein der leicht versöhnliche König rief ihn abermals an seinen Hof zurück; — er ward in seine früheren Aemter wieder eingesetzt, und dankte es seinem Könige durch zahllose Siege, die ihn bis an sein Lebensende zum Schrecken der Mauren machten.

Und in diesem kriegerischen, von Intriguen und Plänen des Ehrgeizes angefüllten Leben behielt der geniale Fürst noch hinlänglich Muße, sich unter den Schriftstellern seines Vaterlandes einen großen Namen zu erwerben. In allen Verhältnissen, im Frieden wie im Kriege, gab er Beweise von einer großen staatsmännischen Klugheit, die freilich nicht ohne einen Anstrich von Schlauheit war; andererseits aber ward er dergestalt von einem unersättlichen Ehrgeiz beherrscht, daß er vor keiner Intrigue und keiner Gewaltthat zurückschreckte. —

Wie die ersten Dichtungen der Spanier an ihre großen Kriege anknüpften, so entwickelte sich auch ihre erste Prosa in Zeiten kriegerischer Unruhe. Die Repräsentanten beider Richtungen nahmen selber Theil an den Kämpfen, oder riefen sie auch bisweilen, wie es von Don Juan zu verschiedenen Malen geschah, selbst hervor. Nicht, wie in den meisten anderen Ländern, haben wir die spanischen Dichter unter den Gelehrten, Hofleuten und Schriftstellern von Profession zu suchen; sie sind Feldherren und Soldaten, die abwechselnd Schwert und Feder führen, die sich eben so eifrig um den Sieg auf dem Schlachtfelde, wie um den Lorbeer des Dichters bemühen. Das ist ein auffallendes Verhältniß, welches sich auch später bei den Klassikern der spanischen Literatur wieder einstellt.

Don Juan war kein Idealist, kein Romantiker, keine naiv gläubige Seele; vor dem scharfen Geist seines Verstandes schwand die liebliche Dämmerung poetischer Phantasien; sein derber realistischer Sinn war dem Ueberirdischen abgewandt, und die gemeine Wirklichkeit war der Boden, auf dem seine Weisheit gedieh. Von seiner fürstlichen Höhe blickte er

mit scharfem, aber nüchternem Sinne auf das Treiben der Menschen, aus dessen Beobachtung er eine Fülle praktischer Lebensklugheit zog. Die wirren Zustände seines Vaterlandes gaben ihm hinreichenden Stoff, seinen Witz daran zu üben, und diese Uebung verhalf ihm zu einer bewunderungswürdigen Sicherheit, allen Verhältnissen des Lebens gegenüber.

Don Juan hat zwölf Werke verfaßt, die er in einem Buche zusammenstellen und in dem Kloster Peñafiel, in dem sich das Grabgewölbe seiner Familie befand, aufbewahren ließ; später wurde das Kloster verwüstet, und von dem größeren Theil seiner literarischen Schätze weiß man nicht, wohin sie gerathen sind. Drei von den zwölf Werken des Infanten finden sich jedoch in der Madrider Bibliothek vor, in einer Handschrift, die, aller Wahrscheinlichkeit nach, eine Abschrift des Originals von Peñafiel ist. Die Handschrift beginnt mit einer Erzählung, welche die Gründe enthält, welche Don Juan bestimmten, seine Werke abschreiben zu lassen. Er erzählt:

Zur Zeit König Jakob's I. von Mayorca lebte ein Ritter aus Perpignan, gleichzeitig ein großer Troubadour, der treffliche Lieder wunderschön machte. Eins aber, das er gemacht hatte, war besser als alle übrigen, und überdies wohl in Musik gesetzt. Und so war auch der Ritter, der es gemacht hatte, wohl gelitten. Eines Tages aber, als er durch die Gassen ritt, hörte er einen Schuster dieses Lied singen, und er sang es so falsch, sowohl in Worten als Weise, daß Jedermann, der es nicht zuvor gehört hätte, nicht umhin gekonnt haben würde, es für ein erbärmliches und schlecht gemachtes Lied zu halten. Als nun der Ritter vernahm, wie der Schuster seine gute Arbeit verderbte, war er voll Betrübniß und Zorn, und stieg von dem Thiere ab, auf welchem er ritt, und setzte sich neben ihn. Der Schuster gab aber nicht Acht auf den Ritter und hörte nicht auf zu singen; und je länger er sang, desto mehr verderbte er das Lied, das der Ritter gemacht hatte. Und als der Ritter nun hörte, wie seine gute Arbeit durch die Albernheit des Schusters so verderbt ward, nahm er sachte einige Scheeren auf, welche dort lagen, und schnitt alle Schuhe des Schusters in Stücken, und stieg auf sein Pferd und ritt davon.

Als nun der Schuster seine Schuhe ansah, und wie sie in Stücke geschnitten waren, und daß er alle seine Mühe verloren habe, ward er sehr unruhig, und ging hinter dem Ritter, der dies gethan hatte, schreiend einher. Der Ritter aber erwiderte: „Mein König, unser Herr, ist, wie Ihr wohl wisset, ein guter und gerechter König. Lasset uns zu ihm gehen, und möge er dann den Zwiespalt zwischen uns schlichten, wie es ihm gut scheint.“ Dies zu thun, wurden Beide einig. Und als sie vor den König kamen, berichtete ihm der Schuster, wie alle seine Schuhe ihm in Stücken geschnitten worden seien, und ihm großer Schaden gethan. Und der König war deshalb unwirsch und fragte den Ritter, ob dies Wahrheit sei. Und der Ritter sagte, dem sei so; daß er aber gern sagen wolle, warum er solches gethan. Und der König hieß ihn solches zu sagen. Und der Ritter antwortete, der König wisse wohl, daß er ein Lied gemacht habe, das eine, welches sehr gut sei und gute Musik habe, und er sagte, der Schuster habe es im Singen verdorben; um dies aber zu beweisen, bitte er den König, Jenem zu befehlen, daß er es jetzt singe. Und der König that also und sah nun, wie er es verderbte. Darauf sagte der Ritter, daß er, da der Schuster die gute Arbeit verdorben habe, die er mit so vieler Mühe und Anstrengung gemacht, nun auch das Recht habe, die Arbeiten des Schusters zu verderben. Und der König und Alle, die dort mit ihm waren, waren lustig hierüber und lachten; und der König befahl dem Schuster, dies Lied niemals wieder zu singen, noch des Ritters gute Arbeit zu stören; der König bezahlte aber den Schuster für den Schaden, der ihm geschehen war, und befahl dem Ritter, den Schuster nicht mehr zu quälen.

Und da ich nun weiß, daß ich nicht hindern kann, daß die Bücher, welche ich gemacht habe, vielmals abgeschrieben werden, und da ich sehe, daß in Abschriften ein Ding für das andere gesetzt wird, entweder weil der Abschreiber unwissend ist, oder weil ein Wort dem andern so gleicht, und weil also die Bedeutung und der Sinn, ohne irgend eine Schuld Desjenigen, der es zuerst schrieb, geändert werden: deshalb habe ich, Don Juan Manuel, das Unrechte, so viel ich es vermag, zu vermeiden, diesen Band machen lassen, in welchem alle die Werke geschrieben sind, die ich gemacht habe, und ihrer sind zwölf.“

Das erste der drei erwähnten Werke ist ein Brief des Infanten an seinen Bruder, der einen Bericht über die Geschlechtswappen enthält und eine Unterredung des Verfassers mit dem sterbenden König Sancho mittheilt, welcher, von dem Fluch seines Vaters bedrückt, nicht im Stande war, dem Don Juan seinen Segen zu ertheilen.

Das zweite Werk aus der Handschrift zu Madrid ist eine moralische Abhandlung, die Rathschläge und Belehrungen des Autors für seinen Sohn Ferdinand enthält; es werden

darin die Pflichten hochgestellter Männer besprochen und daran Betrachtungen über die Standesunterschiede geknüpft.

Bedeutender, als die genannten, ist das dritte Werk, das Buch vom Ritter und Knappen, das der Autor beabsichtigte ins Lateinische übersetzen zu lassen. Es wird darin von einem jungen Knappen erzählt, welcher, nach Ehren und Aemtern trachtend, sich an den Reichstag begiebt, um den Ritterschlag zu erlangen. Unterwegs trifft er einen alten Ritter, der sich in die Einsamkeit zurückgezogen hat, und der ihn über die Pflichten des Ritterstandes belehrt. Auf der Rückreise vom Reichstag sucht er den alten Edelmann wieder auf und bleibt bis zu seinem Tode bei ihm. Des Alten Weisheit bringt dem Jünger reiche Früchte; denn in seine Heimath zurückgekehrt, beweist er seine hohe Tugend durch tadelloses Leben und weise Handlungen.

Das berühmteste aber von Don Juan's Werken, das einzige, das im Druck erschienen, ist sein Graf Lucanor. Gonzalo de Argote Molina hat diese Schrift zuerst im Jahre 1575 mit einer Lebensbeschreibung des Dichters und einer Abhandlung über castilianische Verse herausgegeben. In Deutschland erschien Graf Lucanor im Jahre 1839 in Stuttgart und wurde nach dieser Ausgabe von dem Dichter Joseph von Eichendorf auf das Vortrefflichste und Getreueste ins Deutsche übersetzt.

Graf Lucanor besteht aus einer Sammlung von 49 Fabeln, Gleichnissen und Geschichten, die willkürlich an einander gereiht sind; alle jedoch haben einen gemeinsamen Hintergrund, von dem sie sich in anmuthiger Mannigfaltigkeit abheben, etwa wie dies in den Mährchen von Tausend und einer Nacht oder im Decameron von Bocchaccio geschieht.

Das Werk trägt unverkennbar den Stempel orientalischen Ursprungs, und ist nach der Behauptung namhafter Literarhistoriker die Nachbildung eines in mittelalterlichem Latein geschriebenen Buches, das unter dem Titel: „Belehrung zur Erkenntniß" von einem getauften Juden, Namens Petrus Alfonso, verfaßt wurde; dasselbe enthielt 37 Geschichten, ist zu verschiedenen Malen ins Französische übersetzt und zur Zeit der Abfassung des Grafen Lucanor vielfach gelesen worden. Vielen Sprüchwörtern, die im Buch des Petrus Alfonso stehen, begegnen wir im Grafen Lucanor, und einige Erzählungen sind in beiden Büchern völlig übereinstimmend.

Rosenkranz nennt den Grafen Lucanor ein wahres Mittelglied zwischen morgenländischer und abendländischer Novellistik, was Lemcke in der Anzeige von Puibusque's französischer Uebersetzung des Grafen Lucanor bestätigt, indem er zugleich dessen Stellung zur europäischen Literatur beleuchtet. „Im Conde Lucanor," sagt er, „haben wir einen directen Vermittler zwischen morgen- und abendländischem Geist vor uns, insbesondere eines jener Mittelglieder zwischen der orientalischen und occidentalischen Reihe der Apologensammlungen, und zwar ein Mittelglied, welches seine Vorgänger durch die Originalität und Freiheit der Behandlungsweise bei Weitem übertrifft." — Lemcke hält es für wesentlich, „alle im Conde Lucanor gegebenen Beispiele als Apologe, d. h. illustrirende Beispiele zu einer Moral, zu betrachten, und die darin noch rein erhaltene, charakteristische Verbindung des Lehrenden und Unterhaltenden zu beachten, während später (z. B. in der französischen und italienischen Literatur) die Trennung der Erzählung (Novelle) von der Moral (Fabel oder Apolog im engern Sinne) eingetreten sei. Weit langsamer ging dieser Proceß (der Trennung) in Spanien vor sich. Denn gerade jene didaktische Richtung des orientalischen Geistes, als deren Product der Apolog zu betrachten ist, hatte sich den Spaniern durch die lange und nahe Berührung mit den Arabern vollkommener als irgendwo sonst mitgetheilt, und bildet seit den Zeiten Alfons' X. bis zum Ausgange des fünfzehnten Jahrhunderts einen hervorstechenden Zug der spanischen Dichtkunst, der nicht blos in einer verhältnißmäßig großen Anzahl wirklich didaktischer Gedichte, sondern auch in dem Vorragen einer belehrenden Tendenz in allen übrigen Gattungen der Poesie zu Tage kommt. Im

Einklange hiermit sehen wir daher die Erzählung, welche im Conde Lucanor zum ersten Male in der spanischen Literatur auftritt, ganz im Gewande echten Apologs auftreten, der noch keinen Unterschied der Stoffe kennt, dem Thierfabel, Anekdote, Schwank u. s. w. nichts als Mittel zum Zwecke der Belehrung sind."

Ueber den Zweck seines Buches spricht sich Don Juan selber in der Vorrede folgendermaßen aus:

Neben die übrigen vielen Verschiedenheiten in der Welt stellt sich auch die, daß die Menschen einander eben so wenig in Gesinnung und Neigung, als von Angesicht gleichen. Nur darin gleichen sich Alle, daß Alle dasjenige, was ihnen gefällt, lieber wollen, gebrauchen und lernen, als andere Dinge, weshalb auch derjenige, welcher etwas lehren will, solches auf eine Weise lehren muß, von der er einsieht, sie würde dem, der da lernen soll, am besten gefallen. Und da vielen Leuten subtile Gegenstände nicht recht zu Kopfe wollen, weil sie dieselben nicht wohl verstehen, so finden sie weder ein Vergnügen daran, solche Bücher zu lesen, noch dasjenige zu lernen, was darin geschrieben steht. Und weil sie kein Vergnügen daran finden, so können sie es weder lernen noch so begreifen, wie es ihnen Noth thut. Deshalb habe ich, Don Juan, Sohn des Infanten Don Manuel, Statthalter der Grenze und des Königreichs Murcia, dieses Buch verfaßt, das in den schönsten Worten, die mir möglich waren, componirt ist. Und dem Vortrage habe ich einige Musterbilder eingefügt, aus denen Diejenigen Vortheil schöpfen mögen, welche dieselben vernehmen. Ich folgte hierbei dem Vorgange der Aerzte. Wenn diese eine Medicin zubereiten wollen, welche der Leber zuträglich sein soll, so mischen sie, weil die Leber ihrer Natur nach an Süßigkeiten Gefallen findet, unter die Arznei, womit sie die Leber heilen wollen, Zucker, Honig oder irgend eine andere Süßigkeit. Und wegen des Behagens, welches die Leber am Süßen findet, nimmt sie die Medicin, welche ihr helfen soll, weil sie ihr jenes zuführt. Das Gleiche geschieht jedem Gliede, das einer Arznei bedarf, die man immer mit einem Beisatze versieht, der seiner Natur nach eine Anziehungskraft auf dieses Glied ausübt. Auf eine ähnliche Weise soll mit der Gnade Gottes dieses Buch verfaßt werden, und es wird wohl thun, wenn die, so es lesen, gern an ihnen dienlichen Sachen Gefallen finden. Aber auch Diejenigen, welche es nicht so gut verstehen möchten, werden nicht umhin können, über dem Lesen des Buches wegen der einnehmenden Rede, so sie darin antreffen werden, auch die hineingemischten dienlichen Dinge zu lesen und unwillkürlich Nutzen daraus ziehen, so wie die Leber und die gedachten anderen Körpertheile Nutzen aus den Arzneien ziehen, die mit Dingen versetzt sind, welche jenen zusagen. Aber Gott, der vollkommen ist, und jede gut gemeinte That durch seine Gnade und Barmherzigkeit ergänzt, möge fügen, daß Diejenigen, welche dieses Buch lesen werden, sich seiner zu ihrem Nutzen und zum Heile ihrer Seelen und Leiber bedienen mögen; er weiß es ja, wie ich, Don Juan, es in dieser Absicht verfasse. Was sie darin nicht wohl gesagt antreffen mögen, wollen sie nicht meiner Absicht, sondern meinem Mangel an Einsicht beimessen. Wo sie aber etwas wohl gesagt und nützlich finden, mögen sie es Gott danken, denn er ist es, von dem alle gute Rede und That kommt.

Der Graf Lucanor, der Held des Buchs, ist ein vornehmer Cavalier, der sich bei bedenklichen staatswissenschaftlichen oder sittlichen Fragen an seinen Minister oder Rath Patronius wendet.

Die schwierigen Verhältnisse Spaniens mußten einen Patrioten, wie Don Juan, wohl darauf hinweisen, über die Entwirrung derselben nachzudenken und seinen ganzen Scharfsinn auf deren Lösung zu verwenden. Darum finden wir in den Antworten des Patronius alle Weisheit, alle Erfahrung und Menschenkenntniß des Infanten niedergelegt, ohne Uebertreibung, mit gesundem Mutterwitz in einfacher, aber würdevoller Weise; überall macht sich die sittliche Tendenz geltend, und das Unterhaltende tritt vor dem Belehrenden zurück.

Der Rath Patronius beantwortet die an ihn gerichteten Fragen durch ein Gleichniß, eine Fabel oder eine Geschichte, deren jede mit einer moralischen Nutzanwendung schließt; einige dieser Maximen sind folgende: „Wage deinen Reichthum nicht auf den Rath eines Armen. Gleich anfangs nimm des Schadens wahr, dann hat es damit nicht Gefahr. Wer an dir lobt, was du nicht hast, will nehmen dir, was du noch hast. Wer dich versucht, den Freunden zu verschweigen, will dich nur hintergehn und ohne Zeugen. Schufft du was Gutes und war es nur klein, so schaff's im Großen, dann wird's dauernd sein" u. s. w. — Die Erzählungen selbst sind sehr mannigfacher Art; entweder sind sie der Geschichte oder

romantischen Dichtungen entlehnt; sie theilen Züge aus dem Volksleben mit. Auch Gleichnisse und Anekdoten, oder maurische Sagen und orientalische Fabeln bilden den Rahmen, in den Patronius seine Weisheit faßt.

Einer dieser Erzählungen, die vorzugsweise schön und ganz augenscheinlich maurischen Ursprungs ist, liegt derselbe Stoff zum Grunde, den Shakespeare in seiner „Bezähmten Widerspenstigen" bearbeitet hat. Kernig und naiv sind einige dieser Erzählungen, andere dagegen haben einen mehr würdevollen Ton und eine ritterliche Fassung. Das ganze Werk aber ist ausgezeichnet durch anmuthsvolle Darstellung, liebenswürdigen Humor und Ursprünglichkeit, durch sinnreiche Erfindung und edle Gesinnung. Zuweilen erhebt sich der Verfasser in seinen Anschauungen über seine Zeit, wie z. B. in den Erzählungen, die ihren Spott gegen den Aberglauben des Alfons richten, oder in denen, wo er sich über die Mönche lustig macht. Ueberall erscheint Don Juan als ein scharf beobachtender, vielerfahrener Weltmann, der, jeder schwärmerischen oder romantischen Regung, jeder Idealisirung abgeneigt, Menschen und Dinge sieht, wie sie sind. Wir lassen hier in der Uebersetzung des Joseph von Eichendorf einige seiner vortrefflichsten Erzählungen folgen.

Begebenheit eines Dechanten von St. Jago mit Don Illan (Julian), dem Magier, welcher zu Toledo wohnte.

Am andern Tage redete Graf Lucanor mit Patronius, seinem Rathgeber, und theilte ihm sein Anliegen in folgender Art mit: „Patronius, es kam ein Mann zu mir und bat mich, ihm in einem Handel zu helfen, wo er meiner Hülfe bedürfe, und gab mir das Versprechen, alles Mögliche zu meinem Nutzen und meiner Ehre zu thun; und ich fing an, ihm nach Kräften in diesem Handel beizustehen. Bevor der Rechtsstreit ausgefochten war, hörte er, sein Handel sei verspielt, und es fiel eine Sache vor, welche er, seiner Verpflichtung gemäß, für mich thun mochte; und ich bat ihn, dieselbe auszurichten, und er wendete eine Entschuldigung vor. Hernach ereignete sich etwas Anderes, wo er für mich handeln konnte, und er entschuldigte sich wie das erste Mal, und also that er in allen Stücken, wo ich ihn ersuchte, mir etwas zu leisten. Jener Handel aber, um den er mich anging, ist noch keineswegs zu Ende geführt und wird es auch ohne meinen Willen nie werden, und wegen des Vertrauens, welches ich zu Euch und Eurem Verstande hege, bitte ich Euch, mir zu rathen, wie ich mich hierbei verhalten muß." — „Herr Graf Lucanor," sagte Patronius, „damit Ihr hierin thun möget, was sich gebühret, möchte ich gern, daß Ihr erführet, was einem Dechanten von St. Jago mit Don Illan, dem großen Magier, welcher zu Toledo wohnte, begegnete." Der Graf fragte ihn, wie sich das verhalte?

„Herr Graf," sagte Patronius, „in San Jago lebte ein Dechant, welcher große Lust hatte, die Kunst zu erlernen, Geister zu bannen; und er hörte erzählen, daß Don Illan von Toledo hiervon mehr verstehe, als irgend Einer der zu jener Zeit Lebenden, und deshalb ging er nach Toledo, um jene Wissenschaft zu erlernen, und an dem Tage, wo er zu Toledo ankam, verfügte er sich sogleich nach dem Hause Don Illan's und fand denselben in einem sehr entfernten Zimmer beim Lesen. Sobald er eingetreten, nahm jener ihn sehr wohl auf und sagte ihm, er möge ihm nicht eher irgend Etwas vom Zwecke seines Kommens sagen, als bis er gegessen habe. Er bewirthete ihn sehr gut, ließ ihm gute Zimmer anweisen und Alles, was er nöthig hatte; auch gab er ihm zu verstehen, daß es ihm in seiner Gesellschaft wohl gefalle. Und nachdem sie gespeiset hatten, zog er sich mit ihm zurück. Jener unterrichtete ihn vom Grunde seines Kommens und bat ihn inständigst, ihn in jener Wissenschaft zu unterrichten, und wie er so großes Verlangen trüge, dieselbe zu erlernen. Don Illan erwiderte, er sei Dechant und ein Mann von Bedeutung, welcher zu hohen Stellen gelangen könne; Männer aber, welche hohe Stellen einnehmen und Alles ihrem Willen unterthan sähen, vergäßen sehr schnell, was Andere für sie gethan hätten; so fürchte auch er, daß, wenn er, was er zu wissen wünsche, gelernt, er ihm nicht so viel Gutes, als er verspräche, erweisen würde. Der Dechant gab Versprechen und Versicherung, daß er über alles Gute, welches ihm zufallen möchte, niemals ohne Don Illan's Geheiß verfügen wolle. Bei diesen Gesprächen verging ihnen die Zeit vom Mittagessen bis zum Nachtessen. Und nachdem sie des Handels wegen unter einander wohl übereingekommen waren, sagte Don Illan zum Dechanten, daß diese Wissenschaft nur an sehr abgelegenem Orte erlernt werden könne, und daß er ihm bald, noch an diesem Abende, zeigen wolle, wo sie, bis er das Gewünschte erlernt habe, sich aufhalten müßten. Und er nahm ihn bei der Hand und führte ihn in ein Zimmer. Nachdem sie sich von andern Leuten entfernt, rief er eine Magd und befahl ihr, Rebhühner zum Nachtessen zuzurichten, dieselben aber nicht eher zu braten, als er es ihr befehlen würde. Nachdem er dieses bestellt, rief er den Dechanten, und beide

betraten eine wohlgearbeitete steinerne Treppe und stiegen weit auf derselben hinunter, dergestalt, daß sie sich so tief vorkamen, als ob der Fluß Tago über ihnen flösse. Nachdem sie an das Ende der Treppe gelangt waren, fanden sie sehr gutes Unterkommen in einem wohleingerichteten Zimmer, welches dort war, wo sich die Bücher und das Studiencabinet, in welchem sie lesen wollten, befanden. Nachdem sie sich gesetzt hatten, überlegten sie, mit welchen Büchern sie anfangen wollten. Als sie hiermit beschäftigt waren, traten zwei Männer in die Thür und übergaben dem Dechanten einen Brief, welchen ihm sein Oheim, der Erzbischof, sendete, worin er ihm zu wissen that, daß er schwer krank sei und ihn bitten lasse, wofern er ihn lebend sehen wolle, alsbald zu ihm zu eilen. Diese Nachricht that dem Dechanten sehr leid, theils wegen der Krankheit seines Oheims, theils aus Verdruß, daß er sein Studium so schnell verlassen solle; und er fertigte Antwortschreiben aus und sendete dieselben seinem Oheim, dem Erzbischofe. Nach Verlauf von vier Tagen kamen andere Boten, welche andere Briefe brachten, worin man dem Dechanten meldete, daß der Erzbischof gestorben sei, daß Alle bei der Kirche für sein Wohl wären und man auf die Gnade Gottes vertraue, daß er erwählt werden würde, weshalb er es nicht beklagen möge, nicht zur Kirche kommen zu können, für seine Erwählung sei dieses selbst besser, wenn er sich anderwärts befinde und in der Kirche nicht zugegen sei. Nach sieben oder acht anderen Tagen kamen zwei schön geputzte und wohlgekleidete Stallmeister; sie näherten sich ihm unter einem Handkusse und zeigten ihm Briefe, wonach er zum Erzbischofe erwählt worden war. Als Don Illan dies vernahm, trat er zu dem Erwählten und sagte ihm, wie er Gott heilig preise für die gute Zeitung, welche in seinem Hause eingelaufen, und da Gott ihm so viel Gutes erwiesen, bäte er sich als eine Gnade aus, daß er das nun erledigte Decanat einem seiner Söhne geben möchte. Der Erwählte sagte, er bäte, jener möge erlauben, daß ein Bruder von ihm das Decanat erhalte; allein er werde jenen schon in einer Art bei der Kirche anbringen, daß er zufrieden sein könne; er bäte ihn, mit nach San Jago zu kommen und den genannten Sohn mitzunehmen. Don Illan sagte, er wolle es thun; sie begaben sich nach San Jago und wurden dort bei ihrer Ankunft wohl und ehrenvoll empfangen. Nachdem sie eine Zeitlang daselbst zugebracht hatten, kamen eines Tages Abgeordnete des Pabstes mit Schreiben desselben, worin er ihm das Bisthum von Toulouse verlieh und ihm Erlaubniß ertheilte, das Erzbisthum zu überlassen, wem er wolle. Als Don Illan solches vernahm, wiederholte er ihm sehr eindringlich, was zwischen ihnen vorgegangen, und bat um die Gunst, daß er es seinem Sohne geben möge. Und der Erzbischof bat wiederum, zu gestatten, daß er es einem Oheime, seines Vaters Bruder, übertragen dürfe; und Don Illan sagte, er sähe wohl ein, wie großes Unrecht ihm geschähe, allein er wolle es bewilligen, wenn ihm die Zusage künftiger Schadloshaltung ertheilt würde; der Erzbischof versprach ihm eine solche auf alle Weise und bat, ihn nach Toulouse zu begleiten und den Sohn mitzunehmen. Und nachdem sie zu Toulouse angekommen waren, wurden sie von dem Grafen und anderen Leuten von Stande, welche es in jenem Lande gab, sehr wohl aufgenommen. Nachdem sie auch hier ungefähr zwei Jahre verweilt hatten, langten Abgesandte vom Pabste an mit Schreiben von Letzterem, wodurch er ihn zum Cardinal machte und ihm die Gnade zusagte, das Bisthum von Toulouse an einen Beliebigen zu vergeben. Nun begab sich Don Illan zu ihm und sagte: da er so oft der zwischen ihnen getroffenen Abrede nicht nachgekommen wäre, so möge er wenigstens jetzt keine Entschuldigungen stattfinden lassen, seinem Sohne eine von diesen Würden zu verleihen. Aber der Cardinal bat ihn, zu verstatten, daß sein Oheim, ein Bruder seiner Mutter, das Bisthum erhalte, welcher bereits ein alter Mann sei; da er eben nun Cardinal sei, möge er ihn an den Hof begleiten, wo sich schon eine Gelegenheit darbiete, ihm wohl zu thun. Don Illan beklagte sich zwar laut, doch gab er dem Verlangen des Cardinals nach und ging mit ihm an den Hof. Hier angelangt, wurden sie von allen Cardinälen bei Hofe wohl aufgenommen, wo sie sich lange Zeit aufhielten. Don Illan drang täglich in den Cardinal, daß er seinem Sohne irgend eine Gnade erweisen möge. Allein dieser hatte stets Entschuldigungen. Während sie so bei Hofe sich befanden, starb der Pabst und alle Cardinäle erwählten jenen Cardinal zum Pabst. Don Illan begab sich sogleich zu demselben und sagte ihm, nun gäbe es keine Entschuldigung mehr, dasjenige, was er ihm versprochen, unerfüllt zu lassen. Der Pabst entgegnete, er möge ihn nicht so bestürmen, da er ja immer Gelegenheit hätte, ihm, wie es recht wäre, Gnaden zuzuwenden. Und Don Illan fing an sich hierüber bitter zu beklagen und rief ihm zurück, was er ihm Alles versprochen, und wie er davon nie etwas erfüllt habe; auch sagte er ihm, wie er dies gleich beim ersten Male, da er mit ihm gesprochen, befürchtet habe. Wenn er nun, wo er zu dieser Stelle emporgestiegen, das Versprochene nicht erfülle, so bleibe auch ihm (Don Illan) kein Grund, weiter etwas Gutes von ihm zu gewärtigen. Diese Beharrlichkeit nahm der Pabst sehr übel; er fing an, ihn schlecht zu behandeln, und sagte, er werde ihn bei fernerer Zudringlichkeit in ein Gefängniß einsperren lassen; er sei ein Ketzer und Zauberer, und er (der Pabst) wisse wohl, daß er zu Toledo, wo er gewohnt, keine andere Lebensart oder Amt gehabt, als den Unterhalt durch die Kunst des Geisterbannens. Als Don Illan merkte, wie schlecht ihm der Pabst lohnte, was er für denselben gethan, so beurlaubte er sich von demselben, und der Pabst wollte ihm nicht einmal etwas zu essen auf den Weg geben. Hierauf sagte Don Illan zum Pabste, daß er, da er nun nichts zu essen habe, er schon zu den Rebhühnern zurückkehren müsse, welche er zum Nachtessen bestellt habe. Und er rief nach der Magd und befahl ihr, die Rebhühner zu braten. Und als Don Illan das sagte, befand sich der Pabst in Toledo als Dechant von San Jago, wie er es war, als er dorthin kam. Und so groß war seine Beschämung, daß er Jenem nichts zu sagen wußte. Don Illan sagte ihm, er möge in Gottes Namen gehen, denn er habe genugsam geprüft,

was er an ihm habe, und daß er sich ein sehr übles Schicksal bereitet haben würde, wenn er ihn an den Rebhühnern hätte Theil nehmen lassen."

Und weil Don Juan sich überzeugt hielt, daß dieses Beispiel sehr gut sei, so ließ er dasselbe in dieses Buch schreiben, und machte diese Verse, welche also lauten:

„Hast du nicht Dank für viel erwies'nes Gut' empfahn,
Noch minder hoffe dann, wo du noch mehr gethan!"

An einer andern Stelle sagt Patronius: Die Lüge treibe zwar große Aeste und ihre Blüthen gefielen den Menschen; allein Alles sei nur Schatten und trage keine Frucht, sondern stürze am Ende zusammen, wogegen die Wahrheit, so verachtet sie sei, festgehalten werden müsse. Dabei erzählt Patronius folgende hübsche Geschichte: Die Lüge und die Wahrheit schlossen eine Gemeinschaft, und als diese eine Zeitlang gewährt hatte, sagte die Lüge, welche immer voll Anschläge ist, zur Wahrheit, wie es gut sein würde, wenn sie einen Baum pflanzten, welcher Früchte brächte und in dessen Schatten sie weilen könnten, wenn es heiß werde. Die Wahrheit, einfach und gefällig, wie sie ist, sagte, das wäre ihr recht. Und nachdem der Baum gepflanzt war und zu wachsen begann, sagte die Lüge zur Wahrheit, daß jeder seinen Antheil an dem Baume nehmen müsse. Dabei gab die Lüge der Wahrheit mit zierlichen und schön gefärbten Gründen zu verstehen, wie die Wurzel des Baumes die Ursache sei, welche dem Baume Leben und Nahrung zuführe, daher das Beste und Nützlichste sei, weshalb sie der Wahrheit rieth, die Wurzeln des Baumes zu nehmen, welche unter der Erde sind, sie wolle es drauf wagen und die Aestlein nehmen, welche über der Erde sind, obwohl dabei viel gewagt werde, weil sie der Gefahr ausgesetzt sei, durch Menschen abgeschnitten und beschädigt, von den Thieren benagt, von den Vögeln mit den Schnäbeln, Füßen und Krallen abgerissen, von der Hitze verbrannt oder vom Froste vernichtet zu werden, lauter Gefahren, deren keine die Wurzel zu erleiden haben würde. Da die Wahrheit alle diese Gründe vernahm, so trauete sie, weil sie nicht viele Kniffe hat und wie ein argloses und leichtgläubiges Ding ist, der Lüge, ihrer Genossin, hielt für wahr, was dieselbe sagte; sie glaubte, ihr werde von der Lüge gut gerathen und sie erhalte das bessere Theil; daher nahm sie die Wurzel und war mit ihrem Antheil sehr zufrieden. Als die Lüge dieses durchgesetzt hatte, war sie sehr vergnügt über den Betrug, den sie ihrer Gefährtin spielte, indem sie ihr zierliche, hübsche und übertünchte Lügen gesagt hatte. Die Wahrheit begab sich nun unter die Erde, um da zu leben, wo sich die ihr zu Theil gewordenen Wurzeln befanden. Die Lüge aber blieb auf der Erde, wo die Menschen leben, die Völker wandeln und alle übrigen Dinge sich befinden. Da sie sehr einschmeichelnd ist, war man nach kurzer Zeit schon sehr eingenommen von ihr. Ihr Baum aber begann zu wachsen und mit großen Aesten und starkem Laube sich zu bedecken, welche dichten Schatten warfen; es erschienen an demselben höchst reizende Blüthen von schönen Farben und lieblichem Scheine. Als nun die Leute den schönen Baum erblickten, kamen sie gern in seiner Nähe zusammen und waren seines Schattens überaus froh; die Meisten aber weilten dort allezeit, und selbst die, welche sich an anderen Orten befanden, sagten's Einer dem Andern: wer schwelgen und froh sein wolle, müsse in den Schatten des Lügenbaumes kommen. Als aber die Völker unter dem Baume versammelt waren, machte die Lüge, wie sie sehr einschmeichelnd und vielkundig ist, dem Volke vielfaches Vergnügen und unterwies dieselben in ihrer Wissenschaft, und die Völker fanden ein großes Vergnügen daran, ihr ihre Kunst abzulernen.

Auf diese Weise zog sie alle Völker der Welt an sich und lehrte die einen schlichte, die gelehrteren aber erschreckliche Lügen. Ihr müsset aber wissen, eine schlichte Lüge ist es, wenn ein Mensch zum Anderen sagt: Mein Herr Der und Der, ich werde dieses oder das für Euch thun, und er in demjenigen lügt, was er sagt, und doppelt gelogen, wenn er Schwur, Eid und Unterpfand hinzufügt oder Andere stellt, welche für ihn dies Alles leisten, wobei er, indem er jene Versicherungen thut, schon im Sinne hat, wie das Alles in Trug und Lüge aufgehen soll. Die schreckliche Lüge voll tödtlichen Betrugs aber ist die, wenn der Lügner, um zu täuschen, die Wahrheit spricht. Solche Weisheit nun besaß die Lüge so viel und wußte sie denjenigen, welche am Schatten ihres Baumes Gefallen fanden, so wohl beizubringen, daß ihnen mittelst dieser Weisheit Alles gelang, was sie nur wollten, und kein Mensch zu finden war, der diese Kunst nicht verstanden hätte und der nicht bewogen worden wäre, durchaus den Willen jener zu thun, theils kraft der Schönheit des Baumes, theils kraft der großen Kunst, welche sie von der Lüge gelernt hatten. Die Völker verlangten aber sehr, in diesem Schatten zu weilen und das zu lernen, worin die Lüge sie unterwies; die Lüge war hoch geehrt und sehr geschätzt und umgeben von den Völkern; wer sich ihrer aber minder freuete und weniger von ihrer Kunst verstand, den schätzten Alle gering und er achtete sich selber wenig.

Während es aber der Lüge so wohl erging, lebte die Wahrheit verachtet unter der Erde, kein Mensch wußte von ihr, freuete sich ihrer oder mochte sie aufsuchen. Als sie sah, daß ihr nichts gelassen war, wovon sie sich ernähren konnte, als jene Wurzeln des Baumes, welche auf den Rath der Lüge ihr zu Theil geworden waren, so begann sie in Ermangelung anderer Nahrung

immer wieder an diesen Wurzeln zu nagen, zu schneiden und sich mit den Wurzeln des Lügenbaumes zu ernähren. So wackere Aeste und breites Laub der Baum auch trug, so weiten Schatten er warf und wie viele reizend gefärbte Blüthen er trieb, so waren die Wurzeln doch, bevor jene Frucht ansetzen konnten, zerstört, denn die Wahrheit hatte dieselben genossen, da sie nichts Anderes hatte, wovon sie sich ernähren konnte. Als nun die Wurzeln des Lügenbaumes sämmtlich zernagt waren und die Lüge sich eben mit allen Völkern, welche ihre Kunst lernten, im Schatten ihres Baumes befand, kam ein Sturmwind und traf den Baum; weil seine Wurzeln alle abgenagt waren, war er leicht umzuwerfen; er stürzte auf die Lüge und zerschmetterte sie auf die jämmerlichste Weise, und Alle, die um sie waren, um ihre Kunst zu lernen, wurden erschlagen, arg verletzt und es erging ihnen sonst schlimm. An der Stelle aber, wo der Stamm gestanden hatte, stieg die verborgene Wahrheit empor. Als sie die Erde betrat, sah sie, wie übel es der Lüge und Allen, welche zu derselben gekommen, ergangen war, so viel sie auch gelernt und das Gelernte angewendet hatten. Die Moral lautet:

„Der Wahrheit folg' und flieh' die Lüge;
Denn übel fährt, wer dient' der Lüge!"

Wie es einem jungen Manne an seinem Hochzeitstage ergangen.

Eines Tages sagte der Graf Lucanor zu seinem Rathe Patronius: „Einer meiner Diener vertraute mir, daß man ihn zu einer Heirath mit einem sehr reichen Mädchen überreden wolle. Sie ist vornehmer als er, und die Partie wäre sehr vortheilhaft für ihn, wenn es nicht ein Bedenken dabei hätte: man hat ihm nämlich gesagt, sie sei das störrigste und trotzigste Weib von der Welt. Nun bitte ich Euch, rathet mir, ob ich die Heirath, obgleich er weiß, von welchem Schlage sie ist, dennoch zulassen oder untersagen soll?"

„Herr Graf Lucanor," erwiderte Patronius, „wenn er von der Art ist, wie einst der Sohn eines Mauren war, so rathet ihm, sie zu heirathen; ist er aber anders beschaffen, so rathet es ihm ab." Der Graf bat ihn, ihm dies zu erzählen, und Patronius sagte: „In einer Stadt lebte ein angesehener Mann mit einem Sohne, der war der beste Junge, den es nur in der Welt geben konnte, nur leider nicht reich genug, um große Thaten zu vollbringen, worauf sein ganzer Sinn gestellt war; und so versank er denn in große Betrübniß, da seinem guten Willen alle Mittel fehlten. In derselben Stadt aber wohnte auch ein anderer Maure, noch viel angesehener und reicher als jener, der hatte eine einzige Tochter, die aber gerade das Widerspiel von jenem Jünglinge war, denn so schöne Sitten dieser hatte, so schlecht und verkehrt waren die ihrigen, weshalb denn auch kein Menschenkind diesen Teufel heirathen mochte. Nun trat jener sanfte Jüngling eines Tages vor seinen Vater und sagte: er wisse wohl, daß er bei seinem geringen Vermögen von ihm nicht so viel zu erwarten habe, um anständig leben zu können, und da ihm daher nichts Anderes übrig bleibe, als entweder ein kärgliches und kümmerliches Leben zu führen, oder in alle Welt zu gehen, so halte er es, wenn er nichts dagegen habe, für verständiger, irgend eine Heirath zu suchen, bei der er sein Auskommen hätte. Der Vater erwiderte, er sei damit zufrieden, wenn er eine Partie finden könnte, die ihm zusagte. Da entgegnete der Sohn, wenn es ihm also recht wäre, so möge er veranstalten, daß der Vater jenes Mädchens ihm dieselbe zur Frau gebe. Bei diesen Worten rief der Vater höchst erstaunt aus: wie er nur an so etwas denken könne, denn kein Mann in der Welt, der sie kenne, und wenn er noch so arm sei, möge sie heirathen! Doch der Sohn bat ihn inständigst, ihm ihre Hand zu verschaffen, und drang so lange in ihn, bis der Vater, obgleich er es sehr seltsam fand, endlich doch zustimmte und alsbald zu jenem Manne hinging. Sie waren beide gute Freunde; er erzählte ihm daher Alles, was mit seinem Sohne vorgefallen, und wie er den Muth hätte, um seine Tochter zu werben; er sei seinerseits damit zufrieden, und so möge denn auch er darein willigen. Da der Mann seinen Freund so reden hörte, erwiderte er: Bei Gott, wenn ich das thäte, handelte ich als ein falscher Freund an Euch, Ihr habt einen so vortrefflichen Sohn, und es wäre sehr treulos von mir, in sein Unglück oder seinen Tod zu willigen; denn ich weiß gewiß, wenn er meine Tochter heirathet, wird dies sein Tod oder der Tod ihm doch lieber sein, als das Leben. Doch glaubt nicht etwa, daß ich das nur sage, um Eure Wünsche abzulehnen, denn wollt Ihr sie demungeachtet haben, so soll es mir ganz recht sein, sie Eurem Sohne oder wem immer zu geben, wenn ich sie nur aus dem Hause los werde. Sein Freund dankte ihm sehr für diese Warnung, bat ihn jedoch, da es der Sohn so sehnlich wünsche, wiederholt um seine Zustimmung zu der Verbindung. So wurde nun die Heirath geschlossen und die Neuvermählte in das Haus ihres Mannes geführt, denn bei den Mauren herrscht der Gebrauch, den jungen Eheleuten am Hochzeitstage ein Abendessen zu bereiten, den Tisch zu decken und sie bis zum folgenden Tage allein zu lassen. Und so geschah es auch hier; aber die beiderseitigen Eltern und Verwandten waren in großer Sorge, daß sie den jungen Ehemann morgen todt oder sonst übel zugerichtet wieder finden würden.

„Sobald nun das Paar im Hause allein war und sich zu Tisch gesetzt hatte, spähete der Ehemann, ehe die junge Frau noch zu Worte kommen konnte, rings um die Tafel, erblickte seinen Jagdhund und rief ihm schon etwas heftig zu: Hund, bring' uns Wasser zum Händewaschen! Doch der Hund that es nicht; darüber gerieth er in Zorn und wiederholte seinen Befehl noch heftiger, aber der Hund that es abermals nicht. Da sprang er wüthend vom Tisch auf, ergriff sein Schwert und ging auf ihn zu; der Hund, da er ihn so auf sich losstürzen sah, entfloh, er hinter ihm drein, und beide über Tisch und Bänke und Kaminfeuer immerfort, bis er endlich den Hund erreicht hatte. Jetzt hackte er ihm Kopf und Füße ab, hieb ihn ganz in Stücke und befleckte Wände, Tisch und alles Hausgeräthe mit Blut.

„So voll Blut und Wuth kehrte er zur Tafel zurück, schaute abermals in die Runde, gewahrte ein Schooßhündchen und befahl diesem, Waschwasser zu bringen, und da das Hündchen nicht darauf hörte, rief er: Wie, Herr Duckmäuser, hast du nicht gesehen, wie ich mit dem Jagdhund verfahren, weil er nicht thun wollte, was ich befahl? Ich betheure es, wenn du dich noch einen Augenblick länger widerspenstig zeigst, soll es dir ergehen wie ihm! Und da das Hündchen es dennoch nicht that, erhob er sich, erwischte es bei den Beinen, schleuderte es an die Wand und zerschmetterte es, in noch größerem Zorne als bei dem Jagdhunde, in tausend Stücke.

„Also wild und ungebärdig setzte er sich wieder zu Tische, nochmals nach allen Seiten blickend, und die Frau, die Alles mit angesehen, meinte, er sei närrisch geworden, und sprach kein Wort. Nachdem er aber so umgespähet, erblickte er sein Pferd (und er hatte nur das eine) und rief ihm heftig zu, es solle ihm Waschwasser bringen; doch das Pferd that es nicht. Da schrie er: Wie, Don Mähre, glaubst du etwa, weil ich kein anderes Pferd habe, du kämst so davon, ohne meinen Willen zu thun? Wahrlich, wie jene da sollst auch du und Alles, was auf Erden lebt, eines elenden Todes sterben, wenn es meine Befehle nicht befolgt! Doch das Pferd rührte sich nicht, und da er sah, daß es nicht gehorchte, ging er hin, schnitt ihm den Kopf ab und hieb es in der größten Wuth, die er nur erschwingen konnte, in Stücke. Als nun die Frau sah, wie er sein einziges Roß umbrachte und Jedem, der seinen Befehlen nicht Folge leisten würde, dasselbe androhte, meinte sie, das geschähe denn doch nicht blos zum Spaße und gerieth in große Angst, daß sie nicht mehr wußte, ob sie todt oder lebendig wäre. Er aber, Wuth schnaubend und vom Blute triefend, kehrte zur Tafel zurück und schwor: und wenn er tausend ungehorsame Rosse, Männer und Weiber im Hause hätte, sie sollten alle des Todes sein; dann setzte er sich wieder und blickte umher, das blutige Schwert auf den Knien. Und da er von einer Seite zur andern geschaut und kein lebendiges Wesen mehr gewahrte, wandte er den Blick furchtbar auf sein Weib und sagte, das bloße Schwert noch immer in der Hand, in großem Grimme zu ihr: Steht auf und bringt mir Waschwasser! Die Frau, der es nicht anders war, als würde sie selbst schon in Stücke gehauen, sprang eiligst auf und brachte ihm das Wasser. Da rief er: Ha! wie danke ich Gott, daß Ihr meinen Befehl befolgt habt, denn bei der Wuth, in die mich jene Narren versetzt, wäre es Euch sonst ergangen wie ihnen. Darauf befahl er ihr, sie solle ihm zu essen geben, und sie that es; er sagte es ihr aber in einem solchen Tone, daß sie glaubte, ihr Kopf wäre schon in Scherben; und in dieser Weise ging die Geschichte die ganze Nacht hindurch und sie muckste nicht, sondern that Alles, was er ihr befahl. Nachdem sie aber ein Weilchen geschlummert hatten, sagte er zu ihr: Von dem großen Zorne kann ich nicht ruhig schlafen, sorget dafür, daß mich Niemand wecke und haltet ein gutes Frühstück bereit.

„Am andern Morgen nun frühzeitig versammelten sich die Väter, Mütter und Basen vor der Thür, und da drin Alles stille war, befürchteten sie, der junge Ehemann sei todt oder verwundet, in welcher Besorgniß sie noch mehr bestärkt wurden, als sie durch die Thürritzen nur die Frau allein erblickten. Kaum aber hatte diese sie an der Thür bemerkt, so schlich sie ganz leise und furchtsam heran und flüsterte ihnen sogleich entgegen: Ihr Unglückseligen, was macht Ihr da, wie untersteht Ihr Euch, an die Thür zu kommen und zu plaudern? Schweigt, oder wir Alle sind Kinder des Todes! Da die draußen dies hörten, waren Alle sehr verwundert. Nachdem sie aber erfahren, wie die jungen Eheleute die Nacht zusammen zugebracht hatten, wurde der junge Mann hochgepriesen, daß er so gut sich zu helfen und in seinem Hause aufzuräumen gewußt; und von diesem Tage an war die Frau wie um den Finger zu wickeln, und sie führten mit einander ein glückliches Leben.

„Ein paar Tage nachher aber wollte es der Schwiegervater seinem Eidam nachahmen und tödtete auf dieselbe Weise ein Pferd; da sagte seine Frau zu ihm: Laß gut sein, Alterchen, du besinnst dich zu spät, wir kennen einander schon."

„Zeigst du nicht gleich, wer Herr im Haus,
So richt'st du hinterher nichts aus."

Der Graf Lucanor sprach einmal zu seinem Rathe Patronius: „Man sagt, daß einige meiner Nachbarn, die mächtiger sind als ich, sich mit einander verbunden haben, um mich zu hintergehen und zu beschädigen. Ich glaube es zwar nicht und fürchte mich auch nicht davor, wegen Eurer guten Einsicht aber wollte ich Euch doch fragen, ob ich nach Eurer Meinung etwas dagegen unter=

nehmen soll?" — „Herr Graf," erwiderte Patronius, „damit Ihr hierin handelt, wie es Euch geziemt, wünsche ich sehr, Ihr hörtet, was der Schwalbe mit den andern Vögeln begegnet ist." — „Und was war das?" fragte der Graf Lucanor. „Herr Graf," sagte Patronius, „die Schwalbe sah, daß ein Mann Lein säete, und da sie fein von Verstande, gedachte sie, wenn der Lein aufginge, könnten die Menschen Netze und Schlingen daraus machen, um die Vögel damit zu fangen. Sie begab sich daher sogleich zu den Vögeln, ließ sie zusammenberufen und erzählte ihnen, wie der Mann Lein gesäet, und sie versichert sein könnten, daß, wenn er aufginge, ihnen großer Nachtheil daraus erwüchse; sie riethe ihnen daher, hinzugehen und ihn, bevor er Wurzel fasse, auszureißen; denn Manches lasse sich im Anfang leicht beseitigen, was später schwer oder gar nicht wieder gut zu machen sei. Doch die Vögel nahmen es auf die leichte Achsel, befolgten den Rath nicht und die Schwalbe drang wiederholt in sie, bis sie endlich bemerkte, daß sie gar nichts mehr darauf gaben. Unterdeß aber war der Flachs schon so groß gewachsen, daß ihn die Vögel weder mit den Flügeln, noch mit den Schnäbeln mehr entwurzeln konnten. Da sie ihn so hoch sahen und nun keinen Rath gegen das Uebel wußten, das ihnen drohte, bereuten sie's sehr, nicht früher dazu gethan zu haben: aber die Reue kam zu spät und konnte nichts mehr nützen. Die Schwalbe dagegen, da sie sah, daß sie das heranrückende Unglück nicht abwenden wollten, war schon früher zu jenem Manne geflogen, hatte sich in seinen Schutz begeben und bei ihm Sicherheit für sich und ihr Geschlecht gewonnen; und seitdem leben die Schwalben unter der Obhut der Menschen und sind sicher vor ihnen, während die andern Vögel, die sich nicht vorsehen mochten, täglich in Netzen und Schlingen gefangen werden."

„Gleich anfangs wende die Gefahr,
So bist du aller Sorgen baar."

Was dem Saladin mit einer Dame, der Gattin eines seiner Vasallen, begegnete.

Eines Tages sprach der Graf Lucanor also zu seinem Rathe Patronius: „Ihr seid, wie ich wohl weiß, so hellen Verstandes, daß von Allen, die jetzt auf Erden leben, Keiner so guten Bescheid auf jegliche Frage zu geben vermag, als Ihr, und daher bitte ich Euch, mir zu sagen, welches die beste Eigenschaft eines Menschen sei? Ich frage dies darum, weil ich die Erfahrung gemacht, daß dem Menschen gar viele nöthig sind, um nicht nur richtig zu urtheilen, sondern auch zu handeln; denn durch die bloße Erkenntniß ohne That wird meines Bedünkens nur wenig gefördert, und da nun dieser erforderlichen Eigenschaften eben so viele sind, so wünschte ich wenigstens eine davon zu wissen, um ihrer jederzeit eingedenk und sicher zu sein."

„Herr Graf Lucanor," erwiderte Patronius, „Eure Güte überhäuft mich mit Lob, und insbesondere rühmt Ihr stets meinen Verstand. Aber ich fürchte, Ihr täuscht Euch darin, da man in nichts auf der Welt öfter und leichter irrt, als in der Kenntniß der Menschen, ihrer Gemüthsart und Einsicht, eben weil da zweierlei sehr Verschiedenes in Anschlag kommt: die Gesinnung und die Einsicht. Seine Gesinnung bewährt der Mensch durch das, was er thut, und ob er es um Gottes willen oder um der Welt willen thut. Gar Vieler Thun und Werke nämlich scheinen und sind auch wirklich gut, doch nur für diese Welt; und wahrlich, all' diese Güte wird ihnen einst theuer zu stehen kommen, denn für dieses Gut, das einen Tag währt, werden sie großes Uebel erleiden ohne Ende. Andere dagegen, das bessere Theil erwählend, das ewig unverloren bleibt, thun recht um Gottes willen und kümmern sich nicht um die Welt. Und also halten denn die Einen wie die Andern nicht beide Pfade, den der Welt und den zum Himmel, gleichzeitig ein, denn dazu ist große Kraft nöthig, und es ist ebenso leicht, die Hand in die Flamme zu strecken und die Gluth nicht zu achten. Doch mit Gottes Beistand und eigener Thätigkeit vermag man's wohl, und es waren viele gute Könige und heilige Männer vor uns, die gut waren vor Gott und vor der Welt.

„Was aber nun Eure Frage betrifft: welches die beste Eigenschaft eines Menschen sei, so wünschte ich sehr, Ihr hörtet zu besserem Verständniß der Antwort die Geschichte des Saladin und der tugendhaften Gemahlin eines seiner Vasallen." — „Was ist das für eine Geschichte?" fragte der Graf, und Patronius erzählte: „Saladin, der Sultan von Babylon, führte viel Kriegsvolk mit sich, und da nun eines Tages nicht Alle mit ihm lagern konnten, kehrte er in dem Hause eines seiner Ritter ein, welcher nebst Frau und Kindern seinem hohen Gaste alle nur mögliche Ehre und Dienste zu erzeigen suchte. Doch der Teufel, der immer geschäftig ist, den Menschen zu verleiten, gab dem Saladin in den Sinn, Alles zu vergessen, was er lieben sollte, und die Frau jenes Ritters zu lieben, wie er nicht sollte; und diese Liebe war so groß, daß er wegen Befriedigung seiner Wünsche mit irgend einem seiner schlechten Diener sich zu berathen beschloß. Wahrlich, es sollten Alle Gott bitten, ihren Gebieter vor bösem Anschlag zu bewahren; denn hat er ihn einmal gefaßt, so könnt Ihr auch versichert sein, es wird ihm zur Ausführung nie ein Helfershelfer fehlen. Und so hatte denn auch Saladin gar bald einen solchen willfährigen Rathgeber gefunden.

Dieser rieth ihm, er möge den Ritter rufen lassen, ihn unter großen Gunstbezeugungen zum Befehlshaber über ein Kriegsheer setzen und nach einigen Tagen in Geschäften in irgend ein entferntes Land absenden; so könne er dann während dessen Abwesenheit hier ungestört seine Lust büßen. Das gefiel dem Saladin nicht wenig, er befolgte den Rath, und sobald der Ritter, der sich durch die Huld seines Herrn sehr beglückt wähnte, fortgezogen war, begab er sich in dessen Haus, wo die gute Dame, von der ihrem Gemahl erwiesenen großen Gnade bereits unterrichtet, Alles aufbot, ihn auf das Herrlichste zu empfangen.

„Nachdem aber die Tafel aufgehoben war und Saladin sich in sein Gemach verfügt hatte, ließ er die Dame vor sich rufen. Sie, die nichts Arges dabei dachte, ging hin, und er sagte ihr, daß er sie sehr lieb habe. Als sie das hörte, wußte sie gleich, was er meinte, stellte sich aber, als verstände sie's nicht und wünschte ihm Gottes Segen zum Dank; denn sie verlange nichts sehnlicher als sein Wohlergehen und bitte täglich Gott für ihn, wie sich's gebühre, da er ihr Gebieter und gegen sie und ihren Mann so gnädig sei. Saladin entgegnete indeß, er liebe sie aus ganz anderen Gründen und mehr als irgend ein Weib in der Welt; doch sie nahm auch dieses nur als eine Gnadenbezeugung und ließ sich's noch immer nicht merken, daß sie jene anderen Gründe recht gut verstehe. Nun mußte Saladin endlich reinen Wein einschenken; doch sie, als eine tugendsame und verständige Frau, antwortete ihm folgendermaßen: Herr, obgleich ich nur ein Weib von geringem Verstande bin, so weiß ich doch, daß die Liebe in keines Menschen Macht steht, sondern er vielmehr in der ihrigen, und wenn Ihr daher mich so sehr zu lieben behauptet, so kann dies allerdings wahr sein. Eben so gut aber weiß ich auch, daß Ihr Männer und vorzüglich Ihr großen Herren, wenn Ihr an einem Weibe Gefallen findet, Alles versprecht, was sie nur wünscht; sobald sie aber einmal gefallen ist, sie, wie billig, verachtet und ihrem Unglück überlaßt. Und so fürcht' ich, Herr, könnt' es auch mir ergehen.

„Saladin wollte hierüber vor Ungeduld vergehen und verhieß zu thun, was sie irgend verlange, um sie recht glücklich zu machen. Als die gute Dame ihn aber so reden hörte, erwiderte sie: wenn er verspräche, bevor er ihr Gewalt und Schmach anthue, ihr eine Bitte zu erfüllen, so wollte sie, sobald er sein Wort gelöst, ihm dann gänzlich zu Willen sein. Saladin befürchtete, sie möchte ihn bitten, nichts mehr von diesem Gegenstande zu sprechen; sie entgegnete jedoch: das begehre sie keineswegs, noch sonst Etwas, das er nicht leicht erfüllen könnte. Nun gab Saladin das Versprechen, und die gute Dame, ihm Hände und Füße küssend, sagte: sie verlange nichts Anderes von ihm, als daß er ihr angebe, welches die beste Eigenschaft eines Menschen, Anfang und Mutter aller Tugenden sei?

„Bei diesen Worten fing Saladin an heftig nachzudenken, es wollte ihm aber durchaus die Antwort nicht einfallen. Da er es aber einmal versprochen hatte, so erwiderte er, er wolle darüber weiter nachsinnen, und sie wiederholte ihre Zusage, Alles zu thun, was er befehle, sobald er ihr hierauf Bescheid gegeben.

„So war der Handel zwischen ihnen beigelegt; Saladin aber ging zu den Seinigen und griff die Sache bei einem andern Ende an, indem er jetzt alle seine Gelehrten darüber zu Rathe zog. Die Einen meinten nun, das Beste für jene Welt sei zweifelsohne ein gutes Gewissen, nur tauge es darum noch nicht sonderlich viel für diese Welt. Andere sagten wieder, die Ehrlichkeit sei ein gut Ding, aber es könne Einer ehrlich und dabei doch knauserig, sehr feige, unwissend oder ungeschliffen sein, und also trotz seiner Ehrlichkeit immer noch etwas Anderes nöthig haben. Und so grübelten sie Alles durch und konnten doch nicht auf den rechten Punkt kommen. Da nun Saladin in seinem ganzen Lande Niemand fand, der ihm seine Frage beantworten konnte, so nahm er, um desto leichter durch die Welt zu kommen, zwei Hofnarren an und fuhr mit ihnen verkleidet über's Meer an den päbstlichen Hof, den Sammelplatz aller Christen, suchte jedoch auch hier vergeblich die gewünschte Auskunft. Von dort begab er sich an den Hof des Königs von Frankreich und zu allen anderen Königen, aber nirgends fand er Bescheid.

„Nun geschah es eines Tages, als er mit den Narren seines Wegs daherzog, daß sie auf einen Ritter stießen, welcher, soeben von der Jagd zurückkehrend, einen Hirsch erlegt hatte. Dieser Ritter war erst seit Kurzem vermählt und hatte einen sehr alten Vater, der für den Besten jenes Landes galt, denn er war zwar vor Alter schon erblindet und gebrechlich, sein Verstand aber so scharf und vollkommen, daß ihm das Alter selbst nichts anhaben konnte. Der Ritter nun fragte die Fremden, woher sie kämen und wer sie seien, und als er hörte, daß es Possenreißer waren, war er voller Freude und sagte: die Jagd habe ihn so erheitert, und um die Lust vollkommen zu machen, sollten sie, wenn sie sonst recht ordentliche Narren seien, heute bei ihm übernachten. Doch sie entgegneten, wie sie große Eile hätten und in einer gewissen Angelegenheit schon sehr lange von Hause fort wären, ohne damit zu Ende kommen zu können. Der Ritter aber fragte sie so lange aus, bis er heraus hatte, was sie eigentlich wollten. Da sagte er, wenn sein Vater da nicht Rath wüßte, so wisse es kein Mensch auf der Welt. Dann beschrieb er ihnen, was für ein Mann sein Vater sei, und Saladin, den der Ritter gleichfalls für einen Narren hielt, ließ sich endlich bereden.

„Als sie in dem Hause des Vaters angekommen waren, erzählte der Ritter diesem sogleich, daß er sehr fröhlich sei, weil er eine gute Jagd gemacht, und noch fröhlicher, weil er jene Narren mit sich bringe; und nun sagte er ihm, was diese wissen wollten, und bat ihn inständigst, ihnen seine Meinung darüber zu eröffnen, denn er habe ihnen erklärt, daß sie in der ganzen Welt keinen Bessern dazu finden könnten.

„Da der Alte das hörte, erkannte er gleich, daß der, welcher eine solche Frage that, kein Possenreißer war, sagte jedoch dem Sohne nur, er wolle ihnen nach dem Essen Bescheid ertheilen. Dies theilte der Ritter dem Saladin mit, worüber dieser sehr erfreut war. Und als nun die Tafel aufgetragen war, sagte der alte Ritter zu den Narren: Er habe von seinem Sohne gehört, daß sie auf eine Frage reisten und Niemand gefunden hätten, der sie beantworten könnte; sie sollten sie ihm nur mittheilen, er wolle ihnen gern sagen, was er davon verstände. Da erwiderte der verkleidete Saladin, die Frage sei: welches die beste Eigenschaft, Anfang und Mutter aller Tugenden wäre. Hier erkannte der alte Ritter, der überdies auch den Sinn dieser Frage gar wohl begriffen, Saladin an der Stimme, denn er hatte lange Zeit an seinem Hofe gelebt und viel Gunst von ihm erfahren. Und er sprach: Was Eure Frage anbetrifft, so sage ich Euch: die beste Eigenschaft des Menschen, Haupt und Mutter aller Tugenden ist die Scham; denn aus Scham erduldet der Mensch den Tod, der doch das Schlimmste ist, was er erleiden kann, aus Scham unterläßt er, was ihm böse dünkt, so groß auch sein Gelüsten darnach sei; und also ist die Scham der Ursprung aller Tugenden, sowie die Schamlosigkeit aller Laster Anfang.

„Saladin mußte die Wahrheit dieses Ausspruchs anerkennen, und da er also sah, daß er nun wirklich die Antwort auf seine Frage gefunden, war er äußerst vergnügt und nahm Abschied von dem Ritter und seinem Sohne. Bevor sie jedoch schieden, sprach der Alte noch einmal mit ihm und sagte, wie er wohl wisse, daß er der Saladin sei, von dem er so viel Gutes erfahren; und er und sein Sohn erwiesen ihm — doch so, daß er von den Andern nicht erkannt wurde — alle möglichen Dienste, worauf Saladin sich, so schnell er nur konnte, auf die Rückreise machte. Seine Zurückkunft verbreitete große Freude im ganzen Lande. Sobald aber die Freudenfeste vorüber waren, begab er sich nach dem Hause der guten Dame, die ihm jene Frage gestellt hatte. Diese bewirthete ihn auf das Beste, und nachdem er gespeist und sich in sein Gemach zurückgezogen hatte, ließ er die Dame rufen und erzählte ihr, was für Noth er gehabt, sichere Antwort auf ihre Frage zu finden. Jetzt aber habe er sie gefunden, und da er mithin sein Wort vollständig lösen könne, so solle auch sie nun halten, was sie versprochen. Doch sie bat es sich zur Gnade aus, daß er sein Versprechen zuerst erfülle und ihr die Antwort sage; und sei diese von der Art, daß sie selbst sie für richtig anerkenne, so wolle sie dann sehr gern auch ihrerseits nicht länger zögern. Saladin war damit zufrieden und sagte: Die beste Eigenschaft des Menschen und Anfang und Mutter aller Tugenden ist die Scham. Bei diesen Worten war die gute Dame sehr vergnügt. Herr, sagte sie, jetzt erkenne ich, daß Ihr die Wahrheit redet und Euer Versprechen erfüllt habt, nun bitte ich Euch, beantwortet mir nur noch eine Frage, eben so wahrhaft und wie es einem König geziemt: ob Ihr nämlich glaubt, daß es einen bessern Mann auf Erden giebt, als Ihr? Saladin erwiderte: er schäme sich zwar, es auszusprechen; solle er aber als König die Wahrheit sagen, so meine er allerdings besser zu sein als die Anderen, und daß es keinen Bessern gebe. Als die gute Dame dies vernommen, warf sie sich zu seinen Füßen und rief sehr bewegt aus: Herr, Ihr habt mir hier zwei große Wahrheiten gesagt: daß Ihr der beste Mensch seid und daß die Scham das Beste am Menschen sei. Wohlan, Herr, gebt Ihr das Letztere zu und seid der beste Mann auf Erden, so beschwör' ich Euch, hegt auch das Beste auf Erden, die Scham in Eurer Brust, und schämt Euch Eurer verliebten Reden.

„Da sah Saladin ein, daß die gute Dame durch ihre Tugend und Verständigkeit ihn vor großer Sünde zu bewahren gewußt, wofür er Gott sehr dankte; und hatte er sie bisher mit ganz anderm Herzen geliebt, so faßte er von jetzt an eine noch viel größere, ehrliche und aufrichtige Liebe zu ihr, wie sie ein guter Herr zu allen seinen guten Unterthanen haben soll. Er ließ daher ihren Gemahl rufen und erwies ihm so viel Gunst und Gnade, daß er und seine Nachkommen vor allen ihren Nachbarn hervorleuchteten, und Alles dies geschah durch die Tugend jener guten Dame, und weil sie es ans Tageslicht gebracht, daß die Scham die beste Eigenschaft des Menschen und Anfang und Mutter aller Tugenden sei."

„Scham lehrt die Hölle dich besprechen
Und recht thun ohne Kopfzerbrechen!"

Juan Ruiz, Erzpriester von Hita.

Ein berühmter Zeitgenosse des Don Juan Manuel und einer der genialsten Dichter des Mittelalters war **Juan Ruiz, Erzpriester von Hita**, der ein merkwürdiges allegorisch-satyrisches Gedicht in Alexandrinerversen verfaßt hat. Leider hat sich nur ein Theil des seltsamen Werkes erhalten, das den vierten Band der Sammlung des **Sanchez** füllt. Die einzigen dürftigen Nachrichten über das Leben des Erzpriesters finden wir in der Vorrede zu seinem Buche, wo sie von Sanchez zusammengestellt sind. Wir erfahren daraus, daß er im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts zu Guadalajara oder Alcala de Henares geboren wurde; daß er auf Befehl des Erzbischofs von Toledo sich längere Zeit in Haft befunden hat, wie er selbst sagt: in Folge von Verleumdungen und falschen Zeugnissen; daß er in dieser Zeit sein Gedicht verfaßte, und etwa um das Jahr 1352 starb. Das Buch wurde von Sanchez aus drei Handschriften zusammengestellt, doch unterdrückte derselbe eine große Anzahl von Versen, die er selbst für die ergötzlichsten erklärt, als zu ausgelassen und derb.

In der Weise des Don Juan Manuel sind in dem Werke des Erzpriesters Fabeln, Schwänke und Geschichten aneinandergereiht, denen eine gemeinsame Erzählung zu Grunde liegt; doch unterscheidet sich seine Darstellungsweise von der des Don Juan dadurch, daß bei ihm Erzählungen und Schwänke in einem engeren Zusammenhang mit der eigentlichen Erzählung stehen, die ein selbstständiges Interesse für sich in Anspruch nimmt.

Clarus, der überall große Vorliebe für die alten spanischen Poeten an den Tag legt, kritisirt den Erzpriester folgendermaßen: „Mit reicherm poetischen Geiste und Mitteln ausgestattet als der Prinz Juan Manuel zeigt sich der Erzpriester Juan Ruiz, welcher, gleichfalls ein Fremdling in der idealen Auffassung des Lebens in der früher beliebten epischen Form, sich auf seinem poetischen Standpunkte der Wirklichkeit näher hält. Die Absichtlichkeit des hierdurch bedingten didaktischen Elementes, welches zum Träger der Reflexion sich darbieten muß, und welches beim Prinzen Juan Manuel gar kein Hehl aus sich macht, hat sich bei dem Erzpriester auf eine so wunderbare Art hinter Ironie, Humor, religiöser Mystik, wahrhaft poetischer Auffassung und arglos spielender Phantasie versteckt, daß es schwer wird, den Kern und das Ziel derselben in dem krausen, aber durchaus poetischen Gewirre, welches Juan in fortwährender Bewegung zu halten weiß, herauszufinden. Jedenfalls hat der Erzpriester bei allen Betheuerungen eines gottgefälligen Zweckes in allem Carnevalsgetümmel, zu welchem er seine poetische Kraft losgelassen, den Schalk hinter sich. Freilich hat er es sicher mit seinen asketischen Einschiebseln ehrbar und ernsthaft gemeint. Allein daß sie ihm bei seinem phantastischen Dichterspiele die Hauptsache gewesen, wird ihm wohl Niemand glauben und die dahin zielenden Versicherungen darf man mehr als eine Verwahrung des priesterlichen Gewissens wider den Vorwurf deuten, daß er seiner Muse zu unziemlicher Ausgelassenheit den Zügel schießen lassen. Alle Allegorievorhänge, welche den Muthwillen dieser losen Priestermuse verhüllen sollen, sind nur dünner Flor, welcher freilich die Grazie hebt. Der keusche Ernst und der zuchtlose Spaß, denen sie abwechselnd sich in die Arme wirft, lassen bei dem guten Juan Ruiz jene Amphibialität vermuthen, welche sich abwechselnd in den Freuden dieses Lebens gefällt und dann mit gleicher Geflissenheit durch strenge Abtödtung den dabei angenommenen Schmutz wieder abzuwaschen bemüht ist, den der nächste Freudentaumel ihr schon wieder zuführt. Gefährlich ist das poetische Spiel jedenfalls, welches dieser Verwalter der Geheimnisse des Allerhöchsten treibt. Jene fromme, naive Einfalt Gonzalo's de Berceo, welche auch, wenn sie zum Scherze sich entschließt oder von ihm hingenommen wird, in reinem Lichte den-

selben allezeit überstrahlt und das Auge unverrückt auf dem übersinnlichen Gesichtspunkte festhält, finden wir nicht mehr bei diesem Erzpriester, welcher den schönen Versuchungen des Hienieden nicht zu widerstehen vermag und lieber durch Weltklugheit als durch Gotteseinfalt leuchten will. Es erhebt sich der Erzpriester durch überaus sinnreiche Erfindungskraft, durch lebendige Anschauung und treffende Abbildung der Charaktere und Sitten, deren Schilderungen er vorlegt, durch immerfort kurzweilige Beweglichkeit und dramatische Steigerung im Fortgange der dichterischen Entwickelung, vorzüglich aber durch eine unvergleichliche, sich selber nicht schonende, profunde Ironie, durch die Wahrheit des Colorits, durch kräftige Behandlung des Apologs, durch den poetischen Jubel hinreißender Scherze und überaus glückliche Combination nicht allein über den Prinzen Manuel und andere frühere spanische Dichter, sondern über die meisten Dichter des Mittelalters überhaupt."

Wir wollen in möglichster Kürze den Inhalt des Buches resumiren, um dem Leser eine Vorstellung von dem seltsamen Werk zu geben. *)

Der Erzpriester beginnt sein Werk, wie das in damaliger Zeit üblich war, mit einem Gebet, in welchem er Gott um seine Befreiung aus dem Gefängniß anfleht; dem Gebet folgt ein Vorwort in Prosa, das sich ausführlich über den Zweck des Buches ausspricht. Der Verfasser verwahrt sich darin vor Mißverständnissen von Seiten der Leser und vertheidigt den oft ausgelassenen und schlüpfrigen Inhalt seines Werkes; nicht das Wort, sondern die Absicht entscheide, und die Absicht seines Buches sei vor den Fallstricken der sündigen und thörichten Liebe zu warnen, den Weg zur Wahrheit und zur ewigen unvergänglichen Liebe zu zeigen. Diesem Vorwort folgt abermals ein gereimtes Gebet, in welchem der Erzpriester Gottes Beistand zur würdigen Vollendung seines Buches anruft, das er beabsichtige in Reimen zu schreiben, weil es so lieber gehört werde. Daran schließen sich zwei Gedichte auf die Freuden der Jungfrau Maria, die durch künstliche Reimformen bemerkenswerth sind. Dann fährt er in seiner noch unbeendigten Vorrede fort und entschuldigt sich wegen der Schwänke und Scherze, die er in seine Erzählung eingeflochten; er rechne auf das feine Verständniß des Lesers, der den Scherz nicht mißdeuten werde. Bei dieser Gelegenheit erzählt er mit vieler Grazie den Schwank vom griechischen Doctor und römischen Taugenichts folgendermaßen: Die Römer, welche keine Gesetze hatten, begehrten dergleichen von den Griechen. Diese sagten, die Römer verdienten ihre Gesetze nicht, weil sie solche nicht verstehen könnten. Sie schlügen aber vor, daß zwei weise Männer von jeder Nation mit einander disputiren möchten. Die Römer schickten einen Landstreicher, dem sie überließen zu antworten, wie Gott es ihm eingeben werde. Wegen gegenseitiger Unkenntniß der Sprache wurde der Disput durch Zeichen geführt. Die brutalen Zeichen des Römers wurden vom griechischen Doctor so unerwartet günstig gedeutet, daß er die Erklärung ausstellte, die Römer seien der griechischen Gesetze würdig, weil sie, wie Jener zu erkennen gegeben, an einen dreieinigen Gott glaubten.

Endlich kommt er zu dem eigentlichen Gegenstande seines Buches, indem er ein Wort des Aristoteles anführt, der zwei Dinge angiebt, um die sich die Männer von jeher bemüht haben: die Gewinnung des Unterhaltes und den vergnüglichen Verkehr mit einer Frau. Der Erzpriester gesteht, daß auch er von jeher Freude an den Frauen gehabt, und um das Gute herauszufinden, müsse man nun einmal Alles prüfen. Somit beginnt er die Verirrungen der thörichten Liebe und die endliche Erkenntniß der göttlichen, wahren Liebe an sich selber nachzuweisen durch Abenteuer und Geschichten, die nach seiner eigenen Aussage zum größten Theil erfunden sind. Eines Tages verliebt sich unser Erzpriester in eine schöne und tugendhafte Frau; da sie aber auf's Strengste bewacht wird, versucht er sich ihr durch eine Unterhändlerin zu nähern. Diese überreicht ihr ein Liebeslied des Juan Ruiz,

*) Ausführliche Analysen des Werkes finden sich bei Wolf, Clarus und Velasquez.

wird aber von der Dame, die durch das Unglück einiger Freundinnen belehrt worden ist, zurückgewiesen, und muß zur Erläuterung die Fabel vom Fuchs mit anhören, der den Ochsen mit dem kranken Löwen sehr gut zu theilen verstand, und dadurch dem Schicksal des Wolfes entging, welcher bei der ungeschickten Theilung zu Grunde ging. Der Schluß der Bewerbung für den Erzpriester ist die Erlaubniß, seiner Schönen ein Klagelied überreichen zu dürfen. Diese rechtfertigt ihre Zurückhaltung mit der Betrachtung, daß die Männer immer viel versprechen und wenig halten, und veranschaulicht diese Betrachtung durch die Fabel von dem kreisenden Berge, der sehr viel Lärm mache und doch nur einen Maulwurf gebäre.

Gerechten Sinnes, trägt Juan Ruiz sein Unglück den anderen Frauen nicht nach; „ist doch," sagt er, „eine Frau der Erde höchstes Glück und größte Wonne." Sein Trost ist Salomons Ausspruch, daß Alles eitel sei, außer der Liebe zu Gott; ein Bemühen ohne Erfolg aber die größte Thorheit. — Jedoch wirft er zu nachhaltigerem Trost sein Auge auf eine andere, weniger heilige Dame. Statt der Unterhändlerin bedient er sich diesmal eines Freundes zum Liebesboten; dieser aber verrieth ihn, und, wie er wörtlich sagt, „aß den Braten und ich hatte das Zusehen." Die ganze Rache des Erzpriesters besteht in einem Spottgedicht auf den verrätherischen Freund. Trotz aller Enttäuschungen aber fährt er fort, treu zu den Frauen zu halten. Er sei unter dem Stern der Venus geboren, sagt er, und könne nicht gegen sein Schicksal ankämpfen, denn kein Mensch auf Erden entgehe dem, was die Vorsehung über ihn verhänge, und er erzählt zum Beweise die Geschichte von dem Sohn des Maurenkönigs Alacaras, dem von fünf Sterndeutern fünf verschiedene Todesarten prophezeit waren, und diese Voraussagung, so unglaublich ihre Erfüllung schien, traf buchstäblich ein. So müsse auch er sein Lebenlang den Frauen huldigen, wenn auch ohne Lohn und ohne Hoffnung. Um hier aber nicht zu Mißdeutungen Veranlassung zu geben, warnt er sogleich die Frauen sehr eifrig vor der Liebe, die nur zu oft von außen einem schönen duftenden Apfel gliche, dessen Kern aber verfault sei durch und durch. Ungeachtet dieser weisheitsvollen Erkenntniß verliebt er sich zum dritten Mal; diesmal in ein junges Mädchen, das er mit den edelsten Eigenschaften geschmückt uns schildert; er sendet ihr durch die Unterhändlerin seine schönsten Lieder, es geht ihm aber, wie er selbst erzählt, gleich dem Diebe, der dem treuen Hunde vergiftetes Brot reicht, das dieser zurückweist; er wird abermals verschmäht und tröstet seine gekränkte Eitelkeit damit, daß sein Stern an Allem Schuld sei. In der Nacht aber, als er vor innerem Grimme nicht schlafen kann, erscheint ihm Amor, und er überschüttet den Falschen mit den gröbsten und energischsten Schmähungen. „Die sich von Amor beherrschen lassen," sagt er, „denen wird es gehen, wie den Fröschen in der Fabel, die sich von Jupiter einen König erbaten. So beraubst auch du die Verblendeten ihrer Freiheit, mißhandelst sie und verspottest sie noch überdies. Du entwendest ihre Herzen, um sie an solche zu verschenken, die für Gegenliebe unempfänglich sind. Darum hebe dich hinweg von mir, du ungerufener Gast, der du auch mich, der ich frei und froh war, so lange ich dich nicht kannte, zu deinem trauernden, wehklagenden Sklaven gemacht hast. Dein Anblick erregt meinen Zorn nur noch mehr, und gedenke ich des vielen Leides, was du mir, der ich dich nie beleidigte, zugefügt hast, so kann ich dir nicht Schlechtes genug nachsagen." Amor aber weicht nicht von der Stelle; der Erzpriester fährt fort in seinen Beschuldigungen; er wirft ihm schließlich vor, daß er alle sieben Todsünden in seinem Gefolge habe, und bekräftigt diese Behauptungen durch eine Fabel für jede Todsünde. Die Habsucht wird durch die Fabel vom Hunde mit dem Stücke Fleisch unterstützt, der Hochmuth durch die Fabel vom übermüthigen Streitroß und dem demüthigen Packesel; letzterer versperrte dem Roß den Weg; das Roß will den Esel durch einen kühnen Sprung überholen, büßt aber dabei sein Leben ein. Der Geiz wird durch die Fabel vom Wolf und dem Kranich, die Schwelgerei und Wollust durch die Fabel

vom Jäger und dem Adler erläutert. Zur Veranschaulichung des Neides dient die Fabel von der Krähe im Pfauengefieder, zu der der Völlerei die Fabel vom Löwen, der das Pferd tödtete. Die Fabel von dem alten kranken Löwen, welcher, weil er von den anderen Thieren verhöhnt wird, sich selbst tödtet, erläutert die Eitelkeit, und die Fabel vom Wolfe, der den Fuchs wegen des Diebstahls einer Henne vor den Richterstuhl des Affen bringt, bezeichnet die Trägheit.

Nach all' diesen Vorwürfen schweigt der Erzpriester endlich, nicht aus Mangel an Stoff, sondern weil er den Zorn der Verliebten fürchtet. „Don Amor" aber antwortet ihm, daß er an seinem Mißgeschick allein Schuld sei, und ertheilt ihm Rathschläge, die ihm zu größerm Glück bei den Frauen verhelfen sollen. Zuerst entwirft er ihm eine liebliche Schilderung von den körperlichen Reizen, die seine Geliebte haben müsse; dann räth er ihm an, unermüdlich in ihrem Dienst zu sein und nicht zu schüchtern, denn Zaghaftigkeit und Lässigkeit mißfallen den Frauen! Er empfiehlt ihm Freigebigkeit, indem er mit großer Gewandtheit und Kraft die Macht des Geldes schildert; eifrig aber warnt er ihn vor dem übermäßigen Weintrinken, vor Spiel, Neid, Eifersucht und dem Loben anderer Frauen in Gegenwart seiner Geliebten; vor Allem aber macht ihm Don Amor Verschwiegenheit zur Pflicht, und schließt seine Rede mit den Worten: „Wenn du meine Warnungen wohl zu beachten wissen wirst, wird dir diejenige morgen die Thür eröffnen, welche sie dir heute verschloß; die heute dich hasset, wird morgen deine Freundin sein. Vieles könnte ich dir noch sagen, dürfte ich länger hier verweilen; allein ich habe in der Welt noch viele Andere zu befriedigen, denen die lange Vernachlässigung schon schwer angekommen ist." Amor verschwindet mit diesen Worten, und als Juan Ruiz am andern Morgen erwacht, findet er, daß er diese Lehren fast alle schon befolgt hat.

Von neuem Muth beseelt, sucht und findet er wirklich eine Geliebte, die er auf das Anmuthigste schildert. Dieser Liebesroman, den der Erzpriester mit großer Ausführlichkeit erzählt, ist der Ovidischen Comödie »Pamphilus de documento amoris« entlehnt, ja bisweilen eine wörtliche Umschreibung derselben; doch weiß Juan Ruiz das Ovidische Werk mit großer Gewandtheit dem spanischen Geiste und den Oertlichkeiten seiner Heimath anzupassen. Die verführerische Wirkung, die diese Erzählung durch ihre Freiheit und Ausgelassenheit hervorzurufen im Stande ist, sucht der Dichter durch strengsittliche Warnungen und moralische Betrachtungen zu entkräften; er ermahnt die Frauen, ihr Herz der reinen Liebe Gottes zuzuwenden und ihr Ohr selbst dem kleinsten Worte des Verführers zu verschließen, denn „mit einem Tropfen Säure kann man alle Zähne stumpf machen und aus einer kleinen Nuß wächst ein mächtiger Baum empor." Doch schwer läßt sich an den sittlichen Ernst seiner Warnungen glauben, denn unmittelbar darauf fährt er in der Erzählung seiner Liebesintrigue fort.

Zu seiner neuen Liebschaft benutzt er abermals die Unterhändlerin, die ihn jedoch, da sie sich von ihm beleidigt glaubt, an die Mutter seiner Geliebten verräth. Nachdem Juan Ruiz sie mit einer Reihe der drolligsten Spott- und Ekelnamen belehnt hat, versöhnt er sie schließlich dennoch durch Bitten und Geschenke. Jetzt entfaltet die Alte ihre ganze Schlauheit, indem sie sich wahnsinnig stellt und dadurch ihre frühere Aussage als das Hirngespinnst einer Wahnsinnigen entkräftet. Die Folge davon ist, daß die Tochter weniger streng bewacht wird und die Kupplerin sie dem Erzpriester gewinnt. Kurz ist aber die Freude, denn schon nach wenigen Tagen stirbt das Mädchen. Juan Ruiz ist in Verzweiflung, die Alte schilt ihn wegen seiner Weichherzigkeit und hält ihm tröstend vor, wie leicht ein solcher Verlust zu ersetzen sei.

Im Monat März tritt er eine Reise ins Gebirge an; seine Reise-Abenteuer erzählt er mit Humor und Anmuth; auch verfaßt er unterwegs einige hübsche Hirtenlieder (cantigas de serranas) in der Form der Redondilien und im alten treuherzigen Volkston. Vor seiner

Heimkehr wallfahrtet er nach dem Gnadenort Santa Maria del Vado, wo er das Lob der Jungfrau singt. Die Fastenzeit findet ihn in seiner Heimath. Acht Tage vor Ostern, als er gerade bei Tafel ist, erhält er ein Schreiben von der Donna Quaresma (Frau Fasten), die ihren Dienern, den Geistlichen, befiehlt, ihren Feind, Don Carnal (die Fleischzeit), der nun fast ein Jahr lang herrsche, herauszufordern, daß er sich zum Kampfe stelle nach sieben Tagen, wo sie mit ihrem ganzen Gefolge erscheinen werde. Ein anderes Schreiben ist an Don Carnal selbst gerichtet und beginnt mit den Worten: „Wir Frau Fasten, Richterin des Meeres, Gerichtsdienerin der Seelen, welche errettet werden sollen, senden dir, dem der Völlerei ergebenen Don Carnal, den Herrn Hunger, um dich herauszufordern" u. s. w.

Der Erzpriester ist nicht wenig unwillig über die aufgedrungene Mission, entschließt sich aber doch, durch Don Viernes (Freitag) dem Don Carnal einen Fehdebrief zu senden. Don Carnal, ein mächtiger Kaiser, erscheint, stark gerüstet, auf dem Kampfplatz. Sein Heer besteht aus Hühnern, Enten, Kapaunen, Gänsen, Hammel- und Schweinekeulen u. s. w. Seine Waffen sind Kessel, Bratpfannen, Messer, Gabel, Töpfe und Schüssel. Da er aber unmäßig gewesen ist, überwältigt ihn und sein Gefolge der Schlaf, und nur die Hähne halten Wache. Da plötzlich erscheint Frau Fasten, die Hähne krähen, Don Carnal erwacht mit seinem Heer; doch noch schwerfällig von dem Gelage, wird er leicht besiegt und nebst seinen Vasallen Don Speck und Don Rauchfleisch gefangen genommen. Der Hunger bewacht ihn und als Beichtvater wird ein Mönch zu ihm eingelassen. Es entspinnt sich zwischen ihm und dem Mönch ein geistliches Gespräch, in dessen Verlauf der Erzpriester seinen Unwillen darüber ausspricht, daß gewöhnliche Geistliche sich die Macht anmaßen, von jeglicher Sünde zu absolviren; er vergleicht sie einem Blinden, der andere Blinde führen will, worüber sie Beide in eine Grube fallen. Juan Ruiz entwickelt in dieser Unterredung viel Gelehrsamkeit und Beredsamkeit. Schließlich legt der Mönch dem Don Carnal verschiedene Bußen auf und ertheilt ihm die Absolution. Frau Fasten herrscht indessen ungestört und läßt hinweg fegen und waschen, was an des lasterhaften Carnals Treiben erinnert. Inzwischen findet Don Carnal Gelegenheit, aus dem Gefängniß zu entspringen und versteckt sich bei den Juden, die ihn freundlich aufnehmen. Ziegen, Kälber, Hühner entfliehen zitternd vor ihm, denn sie fühlen, daß ihr letztes Stündlein geschlagen. Durch Don Almuerzo (Frühstück) schickt Carnal der Frau Fasten einen Fehdebrief, nachdem er alle seine Anhänger um sich versammelt; sie wehklagt, verzichtet aber auf den Kampf, wirft ein Pilgergewand über, und in der Nacht zum Ostermorgen tritt sie eine Wallfahrt nach Jerusalem an. Im Triumph aber zieht Don Carnal mit seinem Mitkaiser Don Amor ein. Der heilige Ostermorgen zieht in lichtem Glanze herauf, die Glocken läuten, Blumen, Vögel, Menschen, Alles eilt ihnen jubelnd entgegen. Musik erklingt und Don Carnal sitzt mit Amor auf einem prächtigen Wagen, von Jagdhunden gefolgt, denn er erlegt auf seinem Triumphzug zahllose Thiere. Junge und alte Leute, Geistliche und Nonnen huldigen Don Amor und bitten um die Ehre, ihn bei sich aufnehmen zu dürfen. Der aber wendet sich dem Dichter zu und läßt neben dessen Wohnung ein Zelt aufschlagen, das so prächtig ist, als wäre es von Engeln gearbeitet. —

Voll muthwilliger Heiterkeit und liebenswürdigsten Humors ist die Allegorie vom Mai, der drei Teufel an einer Kette mit sich führt, die er plötzlich auf die Frauen und Geistlichen losläßt.

Mit dem Frühjahr und dem Liebesjubel, der rings ertönt, wird auch des Dichters Herz wieder von zärtlicher Sehnsucht bewegt. Seine Unterhändlerin muß zu einer schönen jungen Wittwe wandern, aber wieder ohne Erfolg. Nicht mehr Glück hat er bei einem reizenden Fräulein, in das er sich bei einem Kirchenbesuch sterblich verliebt hat. Die junge Dame verheirathet sich mit einem edlen Ritter, und Juan Ruiz wird noch dazu von seiner Alten ausgelacht; zugleich giebt sie ihm aber den Rath, sich einer Nonne zuzuwenden,

(Es folgt hier eine Beschreibung des Lebens in den Nonnenklöstern.) Donna Garoza ist die auserwählte Nonne und der Erzpriester erklärt sich mit dieser Wahl einverstanden. Anfangs hat die Unterhändlerin mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen, um die Einwendungen der Nonne, welche dieselbe jedesmal durch eine Fabel oder einen Schwank unterstützt, zu entkräften; doch sie hat eben so treffende und gleich kräftige Fabeln in Bereitschaft und hält damit den heftigsten Drohungen und Schmähreden heldenmüthig Stand, bis sie endlich, nach einer ausführlichen Personal- und Charakterbeschreibung des Prätendenten, dem Erzpriester die Erlaubniß zu einer Zusammenkunft erringt. Erst in dem Verhältniß zu dieser Donna Garoza gelangt er zur Erkenntniß und Würdigung einer reinen, keuschen, entsagungsvollen Liebe. Doch das Schicksal hört nicht auf, den armen Erzpriester zu verfolgen; nach zwei Monaten eines gottgefälligen Glückes stirbt seine angebetete Nonne, und die Verzweiflung treibt ihn wieder der thörichten Liebe in die Arme. Er wirbt um eine schöne Maurin, die ihn verschmäht. In der Erzählung dieses Liebeshandels erwähnt der Dichter beiläufig, daß er vielfach Tanzlieder für jüdische und maurische Tänzerinnen verfaßt habe, Lieder für fahrende Schüler, Bettellieder für Blinde und eine große Zahl Spott- und Scherzlieder, und weist sich so als Volksdichter im eigentlichen Sinne aus.

Um das Maß seines Unglücks voll zu machen, stirbt jetzt seine Liebesbotin, die treue Unterhändlerin, und ihr Tod ruft in ihm Betrachtungen über die Eitelkeit alles Irdischen hervor, tiefernste Reflexionen, die er mit einer Grabschrift für Donna Urraca (das ist der Name der Unterhändlerin) schließt, von der man nicht recht weiß, ob sie ernsthaft oder ironisch gemeint ist.

Er knüpft an seine Betrachtungen die Lehre, daß die einzige Rüstung, um dem Tode entgegen zu treten, die guten Werke seien; er preist diese als unfehlbare Waffen gegen die drei Hauptangreifer: „Teufel, Welt und Fleisch und ihre Sprößlinge, die sieben Todsünden". — Plötzlich aber wird er des trockenen Tones satt und springt von seiner Predigt zur Lyrik über, indem er uns durch ein allerliebstes, schalkhaftes Gedicht überrascht, betitelt: „Das Lob der kleinen Frauen".

Mit dem neuen Frühling zieht neue Liebessehnsucht in sein Herz, und da er ohne Vermittler nichts auszurichten vermag, betraut er seinen Diener Huron mit dem Posten eines Liebesboten. Mit einer scherzhaften Schilderung der unglaublichen Laster dieses Jünglings endigt der Dichter die Erzählung seiner Liebesabenteuer. Im Epilog verwahrt er sich noch einmal vor Mißdeutungen kurzsichtiger Kritiker und hebt die sittliche Bedeutung seines Werkes hervor, die freilich oft mit dem Wortsinne zu contrastiren scheine; er gesteht zu, daß er nicht nur belehren, sondern auch ergötzen wollte, und schließt sein Buch mit einigen Gedichten an die Jungfrau Maria, deren poetischer Werth nur gering ist. —

Ferdinand Wolf spricht sich am Schluß seiner ausführlichen Analyse von dem Buch des Erzpriesters folgendermaßen über den Dichter aus: „Ich glaube, durch meinen Auszug die Leser am Besten in den Stand gesetzt zu haben, selbst zu beurtheilen, ob ich den großen Cervantes entehrte, wenn ich diesen Dichter mit ihm verglich. Finden sich denn nicht auch bei diesem sinnreiche Erfindungskraft, treffende Charakter- und Sittenschilderungen voll innerer Wahrheit, eben weil sie naturgetreu aufgefaßt sind, eine oft bis zum dramatischen Effect gesteigerte Lebendigkeit der Darstellung, drastischer Witz und vor Allem jene das Ganze durchdringende, tiefe Ironie, die den Spaniern ganz eigenthümlich ist, und die nur an dem Humor der Britten ein würdiges Seitenstück findet, mit denen aber der spielende Witz der Franzosen, der parodirende Spott der Italiener und die gutartige pedantische Satyre der Deutschen keinen Vergleich aushalten können. Bedenkt man nun noch den Unterschied der Zeiten und Bildung, so wird man die Rohheit der Form, die mystisch-asketischen Auswüchse und die rauhe, ungelenke Sprache unseres Erzpriesters hinlänglich entschuldigen können, so zwar, daß man ihn nicht nur für einen Dichter, der sein ganzes

Jahrhundert und alle seine innerhalb dieses Zeitraumes lebenden Landsleute überragt, sondern überhaupt für einen der bedeutendsten des gesammten Mittelalters halten muß." —

Annähernd stimmen fast alle bedeutenden Literatoren diesem Lobe bei; so Böhl de Faber, der von den Fabeln des Erzpriesters sagt, daß sie sich an Laune und Naivetät den schönsten des Lafontaine an die Seite stellen lassen. — Vortrefflich charakterisirt Lemcke das Werk des Erzpriesters, indem er es mit dem Grafen Lucanor vergleicht. „Wie sehr gerade der Apolog damals dem spanischen Geiste zusagte, beweist der Umstand, daß selbst ein Genius von ganz verschiedener Organisation, der hochberühmte Erzpriester von Hita, für seine satyrischen Geißelhiebe gar kein passenderes Gewand finden konnte, als gerade den Apolog. Er machte daher aus dem umfangreichsten seiner Gedichte, der Erzählung seiner eigenen Liebesabenteuer, einen breiten Rahmen nach orientalischer Weise und fügte in diesen die kleinern, Thierfabeln, lustige Schwänke u. s. w. als Illustrationen seiner aus der Erfahrung geschöpften Lebensweisheit, wobei er das Ganze mit dem Zuckerguß einer moralischen Tendenz überdeckte; denn dieser angebliche moralische Rahmen ist doch wohl, wenn nicht ein bloßes Mäntelchen, welches der schalkhafte Dichter seinen beißenden und anstößigen Geschichtchen umzuhängen für nöthig erachtete, so doch gewiß nur ein Zugeständniß, welches er der geistigen Richtung seiner Landsleute machte, die sich nun einmal die Erzählung nicht ohne moralische Nutzanwendung denken konnten. Die ganze Art seiner Darstellung beweist, daß ihm die Moral, wo nicht Vorwand, doch durchaus Nebensache ist; er will vorzugsweise erzählen, anmuthig erzählen, er will kleine Kunstwerke schaffen, die auch ohne Nutzanwendung Werth haben, und er hätte gewiß die ganze Moral an den Nagel gehängt, wenn er sich zu damaliger Zeit seinen Landsleuten als blos erzählender Dichter hätte produciren dürfen. Hierin, nicht blos, wie A. de Puibusque meint in den »traces d'une éducation différente«, muß wohl, abgesehen von allen anderen Verschiedenheiten, der Unterschied zwischen dem Werke des Erzpriesters und dem Conde Lucanor gesucht werden."

Nur Bouterweck kann auch dem Erzpriester gegenüber seine Abneigung gegen die alte castilianische Poesie nicht unterdrücken; er nennt die Ausführung dieses spaßhaften Werkes eben so roh, wie die Sprache. Der Geschichtschreiber der Entwickelung des wahren Dichtergeistes, meint er, muß über diese und ähnliche Proben des Klosterwitzes und der holperichten Reimerei hinauseilen.

Martinez de la Rosa, Quintana und Sanchez sind einstimmig in ihrem Lobe, und während eines langen Zeitraums wurden die Poesien des Erzpriesters als ein Muster angesehen, das nachzuahmen die vornehmsten Kunstpoeten nicht verschmähten.

Unter der Regierung Peters des Grausamen, der Alfons XI. auf dem castilianischen Thron folgte, verfaßte der Rabbi Don Santo, der Jude von Carrion genannt, ein moralisch-didaktisches Gedicht, das ihm große Berühmtheit erwarb. In der That muß sein Name zu seiner Zeit ein sehr gefeierter gewesen sein, da ihn der Marques von Santillana in seinem oft erwähnten Sendschreiben neben den Schriftstellern aus den erlauchtesten Familien nennt, allerdings mit dem entschuldigenden Zusatz, daß es nur geschehe, weil der Rabbi Santo ein großer Trovador gewesen sei. Die Sprache in dem Gedicht ist fließend und gewandt, und sein Inhalt, aus dem uns oft ein poetischer Sinn anspricht, besteht in sittlichen Rathschlägen, die der Rabbi Santo Peter dem Grausamen ertheilt, indem er ihn auf die vortreffliche Regierung seines Vorgängers, Alfons XI., hinweist; zu wiederholten Malen aber bittet er den König, seine Rathschläge nicht zu verachten, weil sie von einem Juden kämen.

Der Handschrift, die das Buch des Rabbi Santo enthält, folgen in der Escurial-Bibliothek zwei andere Handschriften, die lange Zeit ebenfalls dem Juden von Carrion zugeschrieben wurden, welche jedoch aller Wahrscheinlichkeit nach von anderen, bis jetzt nicht ermittelten Verfassern herrühren. Die erste dieser Handschriften enthält den Versuch einer Christenlehre. In der Vorrede spricht der Verfasser seine tiefe Reue über die von ihm begangenen Sünden aus, und nachdem er alle bußfertigen Gemüther zur Verehrung der Jungfrau Maria ermahnt hat, geht er zur Erläuterung des Glaubens, der Gebote, der sieben Cardinaltugenden, der vierzehn Werke der Barmherzigkeit, der sieben Todsünden, der fünf Sinne und der sieben Sacramente über, und schließt sein Buch mit Verhaltungsmaßregeln für einen christlichen Lebenswandel.

Das zweite Werk ist betitelt: „Eine Offenbarung". Es wurde im Jahre 1848 in einem Separatabdruck zu Madrid herausgegeben und nähert sich durch seine Form den späteren Troubadourpoesien. Der Dichter erzählt in der „Offenbarung", ihm sei im Traum ein Leichnam erschienen, den seine Seele in Gestalt einer weißen Taube umflattert habe. Die weiße Taube oder Seele habe den todten Körper verflucht, weil er bei Lebzeiten durch seine Genußsucht die Veranlassung ihrer ewigen Verdammniß geworden sei. Der Körper hingegen verfluchte auf gleiche Weise die Seele, die ihre Pflicht, ihn zu beherrschen, nicht erfüllt und ihn dadurch der Hölle überliefert habe. — Auf poetischen Werth können die beiden Werke nur geringen Anspruch machen.

Von ungleich größerer poetischer Bedeutung ist eine dritte Handschrift, die der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts angehört, und deren Verfasser ebenfalls unbekannt ist. Die Ueberschrift des Buches lautet: „Der allgemeine Todtentanz, den alle Stände zu bestehen haben". In der zahlreichen Literatur der Todtentänze ist dieser spanische Todtentanz der älteste und bekannteste. Es liegt ihm die Vorstellung zu Grunde, die in Gedichten und Gemälden vielfältig verwerthet wurde, daß alle Menschen ohne Ausnahme, die Höchsten wie die Geringsten, an ihrem Sterbetage mit dem Tode, der als Gerippe erscheint, einen Tanz zu bestehen haben. Diese schauerliche Vorstellung konnte besonders im vierzehnten Jahrhundert um sich greifen, wo die schwarze Pest ganz Europa auf eine so furchtbare Weise verheerte und alle Welt fortwährend den Tod in seiner schrecklichsten Gestalt vor sich sah. Nach Wolf's Dafürhalten wurde dieser Tanz zu mimischen Kirchenaufzügen benutzt. — Die Verse des vorliegenden Gedichts sind zwölfsilbig und in achtzeiligen Stanzen abgetheilt; die Sprache ist ernst, feierlich und oft von ergreifender Wirkung.

Nach einem kurzen Vorwort eröffnet der Tod das Gedicht mit den Worten: „Ich bin der Tod, stehe allen Geschöpfen mit Gewißheit bevor, welche sind und sein werden, so lange die Welt währet. Ich rufe und spreche: O Mensch, warum kümmerst du dich so sehr über dieses so kurze und im Augenblick vorübereilende Leben? Keinen noch so mächtigen und starken Riesen giebt es, der sich vor diesem meinem Bogen zu schützen vermöchte; sterben mußt du, wenn der Schuß meines grausamen Pfeils dich durchdringt." Diesen Worten folgt die Ermahnung eines Geistlichen, und darauf beginnt der Tanz. Der Tod schaut um sich und ruft zuerst zwei blühende Jungfrauen an: „Zu diesem meinem Tanze führe ich die beiden Jungfrauen, die ihr dort in ihrer Schönheit schaut; zur unglücklichen Stunde sind sie gekommen, meine schmerzlichen Gesänge zu hören. Nicht helfen ihnen Lilien und Rosen, nicht Schmuck, den sie anzulegen pflegen; wenn sie es vermöchten, gern würden sie sich von mir losreißen, doch nimmer kann das geschehen, denn sie sind meine Verlobten." Den Jungfrauen folgt eine lange Reihe unglücklicher Auserwählter, und zwar so, daß in dem einen Vers der Tod seine Opfer zum Tanze auffordert, während in dem darauf folgenden Verse die Erwählten ihr Loos bitter beklagen. — Am Schluß des Gedichts sprechen die Sterblichen ihre Resignation und ihre frommen Entschlüsse aus.

In demselben Bande der Handschriften, der die drei zuletzt erwähnten Dichtungen enthält, findet sich, ebenfalls von einem unbekannten Verfasser herrührend, eine chronikenartige Erzählung, deren Inhalt die Verherrlichung der Thaten des Grafen Fernan Gonzalez ist, jenes in den Romanzen viel gepriesenen Fernan, dem Castilien Freiheit und Größe zu danken hatte. Das Gedicht ist in der Handschrift nicht mehr vollständig. Es beginnt mit dem Einbruch der Gothen in Spanien und endigt mit den Kämpfen, die Fernan mit Don Garcia von Navarra in den Jahren 956—976 zu bestehen hat. In die oft trockene und einförmige Darstellung mischt sich nur selten ein lebhafterer Ton, und die Beimischung des Wunderbaren und Abenteuerlichen, der Antheil, den die Heiligen an Fernan's Thaten nehmen, können uns keine ästhetische Befriedigung gewähren. Wolf sagt von dem Gedicht: „Man sieht, daß es in einer Zeit verfaßt wurde, in welcher die ursprüngliche und unnachahmliche epische Auffassungs- und Reproductionskraft, die zugleich mit dem Jugendleben der Nationen sich einfindet und verschwindet, bereits durch andere Richtungen und geistige Evolutionen verdrängt und erstorben war; in einer Zeit, in welcher weniger die Phantasie den unmittelbar empfangenen Eindruck rein objectiv wiederzugeben thätig war, als der Verstand, der vom Standpunkte der subjectiven Reflexion des Ueberlieferten und Selbstbeobachteten darzustellen und die Vergangenheit und Gegenwart zu erkennen strebte. Da wurde natürlich folgerecht über die Sache die Form als unwesentlich vernachlässigt und das Epos sank zur Reimchronik herab. Wie weit bleibt dies Gedicht in Anordnung, poetischer Auffassung, Charakteristik, kurz in Allem, was das eigentliche epische Leben ausmacht, hinter dem Gedicht des Cid zurück!"

Lopez de Ayala

und andere Dichtungen aus dieser Zeit.

Ein vornehmer Dichter jener Zeit, der es nicht verschmähte, dem Erzpriester von Hita nachzuahmen, war Pero Lopez de Ayala, Herr von Salvatierra de Alava, aus einem der ersten Geschlechter Castiliens. Er war im Jahre 1332 geboren, bekleidete hohe Würden und starb im Jahre 1407 als Großkanzler von Castilien. Zweimal gerieth er in Gefangenschaft; einmal waren es die Engländer, die den Dichter zwei Jahre lang in einem elenden Gefängniß schmachten ließen, und im Jahre 1385 fiel er bei der Schlacht von Aljubarrota den Portugiesen in die Hände. Er lebte unter vier Regenten: Pedro dem Grausamen, Heinrich II., Johann I. und Heinrich III., und zeichnete sich durch Gelehrsamkeit, Sanftmuth, Gewissenhaftigkeit und einen gottesfürchtigen Lebenswandel aus.

Die Ueberschrift seines berühmten Werkes lautet: „Dieses Buch verfaßte der ehrenwerthe Ritter Pero Lopez de Ayala, während er in England gefangen war, und nannte es das Buch vom Palaste" (libro de Palacio). Sein Neffe, Perez de Guzman, nannte es dagegen Rimado de Palacio, wohl am besten durch Hofreime übersetzt. Doch ist es nicht blos der Hof und das Hofleben, mit dem die Dichtung des Ayala sich beschäftigt, sondern alle Stände und alle gesellschaftlichen Einrichtungen, Politik und Religion werden in Betracht gezogen. Der größere Theil des Werkes ist in Alexandrinerstrophen abgefaßt, nur hin und wieder kommen sechs- bis achtsilbige Verse vor.

Im Eingang des Gedichts spricht der Verfasser Reue über seine Sünden aus, und nach der Betrachtung religiöser Gegenstände geht er zur Erörterung von Staatsangelegenheiten über, indem er eine förmliche Kunst des Regierens lehrt. Er schildert dabei mit

scharfer Auffassung und feiner Beobachtungsgabe die Sitten seiner Zeit und geißelt die Laster und Gebrechen derselben mit eben so unparteiischem Freimuth, als richtigem Verständniß. Wir finden in dem Buch Aussprüche wahrer Weisheit, und der ernste didaktische Ton wechselt auf eine wohlthuende Weise mit dem Ausdruck tiefen und innigen Gefühls.

Nähert sich Ayala auch durch die Zeit, in die seine dichterischen Erzeugnisse fallen, und durch die künstlichen Formen derselben, der zweiten Epoche der spanischen Literatur, in welcher, unter dem Einfluß der provençalischen Dichtkunst, eine Hofpoesie sich herausbildete, so gehört er doch, dem innersten Wesen und der Tendenz seiner Dichtung nach, der alten volksthümlichen Epoche an.

Seinem Ruf als Dichter kommt derjenige gleich, den er sich als Prosaiker erwarb, und vor Allem ist es seine Chronik Peters des Grausamen, welche die rühmendste Anerkennung verdient. Er findet uns nicht mit einer einfachen Aufzählung der Begebenheiten ab, wie sie sich der Zeitfolge nach zugetragen, sondern giebt uns in seiner Arbeit, unbeschadet der objectiv-naiven Anschauung, eine klare und energische Darstellung des Zeitgeistes, die von künstlerischer Anordnung und historischem Verständniß zeugt.

Als Probe von Ayala's didaktischem Talent lassen wir hier das Schreiben eines Arabers an den König Pedro den Grausamen folgen. Pedro, nachdem er die ärgsten Grausamkeiten verübt hat, scheint in sich gehen zu wollen und wendet sich, um guten Rath bittend, an den Mauren Benhaatin. Der Maure spricht zu ihm: *)

„Wendet allen Angelegenheiten ihre Gebührniß zu, beruhigt auf eine allgemeine Weise die von Euch beunruhigten Herzen und gebet den Leuten das Brod des Friedens und der Ruhe zu essen; setzet sie in den Besitz und die Herrschaft ihrer Güter, ihrer Flecken und Kinder, denn wegen der Bedrückungen und Beängstigungen, so sie in Dingen erfuhren, wo Ihr nichts als Euren Willen durchsetzen wolltet, haben sie dieselben verlassen. In allen Dingen also, wo sie Euch verabscheuen, seien sie Euch zugewendet durch das Gegentheil; zeigt ihnen Reue über alles Vergangene, ehret die Großen. Hütet Euch vor dem Blute und Gute Eurer Unterthanen, wenn es nicht mit Recht und Gerechtigkeit vereinbar ist, erheitert Euer Gesicht, öffnet Eure Hand und Ihr werdet Wohlwollen erwerben. Ziehet nicht solche, die in Eurem Dienste nichts ausrichten, solchen vor, die Euch darin nützlich waren, damit der Neid keine Stätte finde. Gebet die Aemter solchen, denen dieselben gebühren, wenn Ihr ihnen auch nicht wohl wollet, gebet sie aber nicht solchen, die sich dazu nicht eignen, wenn Ihr sie auch lieb hättet; denen, welche Ihr liebt, könnet Ihr auf andere Art Gutes erweisen. Hütet Euch vor denen des höheren Standes, welche Ihr ausgehungert habt, und vor denen des geringen Standes, welche Ihr vollgestopft habt. Stellet im Reiche wieder her, was zerstört worden ist, damit die Völker die Fehler vergessen und aus ihrem Herzen dasjenige entfernen, worin sie Euch zürnten und zuwiderstrebten. Vergleicht Euch mit Euren Nachbarn zu solcher Zeit, worin Ihr Euch jetzt befindet, denn die Wunden sind noch frisch und hierdurch werdet Ihr ohne Unkosten eine Mauer zwischen Euch und Euren Feinden aufrichten. — Castilien wird von den auswärtigen Nationen verhöhnt und verachtet; viele Große Eures Reiches sind in den Kriegen geblieben und das Vermögen ist verloren gegangen; solch' Uebel bedarf eines kräftigen Gegenmittels, aber es giebt kein anderes Mittel, als Erleichterung und Hülfe und Verbergung dessen, was die Schmach enthüllte. Ein Weiser rieth einem Ehrenmanne, das Unrecht zu vergessen, welches ihm zugefügt worden. Und ein anderer Weiser sprach: Und wäre zwischen mir und den Leuten nur ein Haar, es sollte nicht durchschnitten werden, denn zögen sie, so würde ich nachlassen, und ließen sie nach, so würde ich ziehen. Nehmet stets die Entschuldigung der Eurigen an, wenn Ihr auch wisset, daß sie erlogen sind, denn es ist besser, als die Wahr-

*) Von Clarus übersetzt.

heit entdecken, und danket stets denjenigen, welche Gutes thun, wenn auch dieselben Euch nicht nöthig sind, thut Ihr's nicht, so werden die Leute es ablehnen, Euch zu dienen, wenn Ihr dessen bedürft. Die Leute gering achten, ist eine offenbare Thorheit, denn unter den Menschen giebt es viele schlecht unterrichtete und übel wollende, und das Blutvergießen, ohne daß es verdient worden, und ihre Tödtung, so wie die der Propheten, richteten viele Uebel in dieser Welt an. Wisset, daß die erzwungene Demuth der Menschen keine Dauer hat, daß dagegen diejenige, welche gern und mit gutem Willen bewiesen wird, fest und dauerhaft bleibt, und wenn dem Willen Nachtheil widerfährt, sich Herz, Auge, Zunge und Hände bewegen. Und gesetzt, Ihr fürchtet nichts von ihrer Vereinigung, so müsset Ihr ihre Schmähungen und die Gedanken ihrer Herzen fürchten, denn wenn des Herzens Wünsche über irgend eine Angelegenheit sich verbünden, werden sie im Himmel erhört, wie sich erwiesen hat und erweist, wenn in großer Noth das Wasser ausbleibt. Und gesetzt, Ihr fürchtet weder das Eine noch das Andere, so müsset Ihr doch für Euren Ruf im Leben und im Tode fürchten, denn der gute Ruf ist ein zweites Leben, und viele unter den guten Klosterleuten verabscheueten das Leben und liebten den Tod. — Das Verhalten des Königs gegen seine Völker ist ähnlich dem Verkehre des Hirten mit seiner Heerde. Bekannt ist die Art und Weise, wie der Hirte mit seiner Heerde umgeht, die große Liebe, welche er für sie hegt, und die so weit gehet, daß er ihnen die beste Weide und gutes Wasser sucht, und die große Wachsamkeit, welche er wie gegen Feinde, so gegen Wölfe beobachtet, das Abscheeren der Wolle, wenn diese zu lang wächst, das Melken der Milch in einer Art, welche den Euter nicht beschädigt und weder die Abnahme des Fleisches noch den Hunger der Lämmer zur Folge hat. Ein Mann sprach zu seinem Nachbar: „Guter Freund, dein Lamm holte der Wolf und ich machte mich hinter ihm drein." — „Wo ist es?" Und Jener sprach: „Ich schnitt ihm den Hals ab und verzehrte es." Und der Erste erwiderte: „Du und der Wolf sind *eine* Gesellschaft!" Und wenn der Hirte, welcher so mit seiner Heerde verfährt, ein schlechtes Leben führt, oder aufhört Hirte zu sein, wie viel mehr muß dies bei einem Könige mit seinen Unterthanen und Eingeborenen der Fall sein! — Eine andere Art, wie sich ein König Schaden thut, ist, wenn er immer seine Neigungen befriedigt sehen will und sich, so wie er ist, zum Sklaven erniedrigt, obgleich er König ist, indem er allein dem Gelüste Macht über sich einräumt, sich zum Sklaven und Gefangenen seines Willens macht und demselben dadurch seinen Adel und eigenthümlichen Werth entziehet, so wie er ihm das Zeugniß des Vorzugs vor den Thieren, welcher ihm beiwohnt, entziehet. Es ist eine böse Sache, wenn derjenige will, daß die Leute seine Ergebenen seien, der sich selbst zum Gefangenen dessen macht, das er nicht sollte. Eine fernere Art, wie ein König zu Schaden kommt, ist die Grausamkeit und der Mangel an Mitleid; ein König, welcher damit umgehet, wird zwischen sich und den Seinen große Zwietracht erregen, sie werden vor ihm fliehen, wie die Heerde vor dem Wolfe, aus Instinct und Abscheu."

Als eine Probe von Ayala's historischem Stil lassen wir hier eine, von *Clarus* übersetzte Stelle folgen, die den berühmten Bertrand de Claquin oder Du Guesclin charakterisirt, der deutschen Lesern nicht blos aus der französischen Geschichte, sondern auch aus *La Motte Fouqué's* Ritterromanen bekannt ist:

„Der Prinz aber erwog im Rathe, daß, weil Herr Bertrand ein so guter Ritter wäre, es besser sein würde, denselben während des Krieges zwischen England und Frankreich gefangen zu behalten, und daß es vortheilhafter sein möchte, das Lösegeld, womit er sich loskaufen würde, zu verlieren, als ihn frei zu lassen. Hiernach ließ er dem Herrn Bertrand auch antworten, und als Herr Bertrand dies vernahm, sprach er zu dem Ritter, welcher ihm diese Botschaft überbracht hatte: „Saget meinem Herrn, dem Prinzen, wie ich dafür halte, daß Gott und er mir die größte Gnade erweisen, die mir je unter vielen anderen Ehren in der Ritterwelt zu Theil geworden, wenn meine Lanze dermaßen gefürchtet wird,

daß sie während der Kriege zwischen Frankreich und England in gefänglichem Gewahrsam gehalten und nicht gebraucht werden soll. Da dem also ist, so halte ich meine Gefangenschaft für ehrenvoller als meine Entlassung, und er mag versichert sein, daß ich dieselbe für eine ausgezeichnete Gnade halte, denn Alle, welche es hören und vernehmen werden, dürften überzeugt sein, daß mir dadurch eine große Ehre erwiesen wird; in derselben aber bestehet das Glück und der Werth der Ritterschaft, denn das Leben gehet schnell vorüber." Der Ritter hinterbrachte dem Prinzen alle Reden, welche Herr Bertrand geführt hatte. Der Prinz dachte darüber nach und sagte: „Er spricht wahr, kehrt zu ihm zurück und meldet ihm, daß es mir beliebe, ihm den Loskauf frei zu stellen; der Betrag, welchen er entrichten soll, mag seinem Willen überlassen bleiben, mehr, als er bestimmt, werde ich nicht verlangen; und böte er Euch nur einen Strohhalm, so sage ich ihm dagegen die Freiheit zu." Des Prinzen Absicht ging dahin, daß, wenn Herr Bertrand für fünf Franken aus der Haft entlassen sein wollte, er ihm auch nicht mehr abfordern wollte, denn um wie geringern Preis er losgelassen würde, um so geringere Ehre würde er davon tragen; auch sollte Herr Bertrand gewahr werden, daß der Prinz ihn nicht etwa wegen der Furcht, welche die Engländer vor ihm hätten, zurückhalte, und daß er seines Geldes wohl zu entrathen wisse. Und der Ritter kehrte zu Herrn Bertrand zurück und sagte: „Mein Herr und Prinz läßt Euch sagen, wie sein Wille sei, daß Ihr frei aus dem Gefängnisse gehet, und daß Euer Lösegeld so hoch sein solle, wie Ihr selbst solches bestimmen und sagen werdet, und mehr sollet Ihr nicht bezahlen, selbst wenn Ihr nicht mehr bötet als einen Halm, wie sie im Felde stehen, und das solle alsbald geschehen." Und Herr Bertrand durchschauete gar wohl die Absicht des Prinzen und sprach: „Die Meldung des Prinzen, meines Herrn, erachte ich für eine große Gnade, und da dem so ist, so will ich auch die Summe meines Lösegeldes angeben." Alle besorgten, er werde irgend einen unbedeutenden Betrag festsetzen, denn Herr Bertrand besaß auf der Welt nichts als seinen Leib. Und Herr Bertrand sprach also: „Da der Herr, mein Prinz, so großmüthig gegen mich ist, und für meine Entlassung weiter nichts verlangt, als die Summe, welche ich zum Lösegeld bestimmen werde, so vermeldet demselben, daß, obwohl ich, was Gold und Geld betrifft, ein armer Ritter bin, ich doch mittelst Anstrengung meiner Freunde ihm hunderttausend Franken in Gold für meinen Leichnam geben und dafür tüchtige Bürgen stellen werde." Und der Ritter des Prinzen kehrte ganz verwundert zu demselben zurück und sagte: „Sire, Herr Bertrand ergiebt sich Eurem Willen und hat sein Lösegeld angegeben." Und der Prinz fragte ihn: „Welchen Betrag?" Und der Ritter entgegnete: „Sire, Herr Bertrand sagt, daß er Alles, was Ihr ihm in Betracht seines Lösegeldes habt melden lassen, als eine Gnade erachtet, und sagt, daß, obwohl er, was Gold und Geld betreffe, ein armer Ritter sei, er dennoch durch Anstrengung seiner Verwandten und Freunde Euch hunderttausend Goldfranken für seine Person verschaffen und darüber tüchtige Bürgen stellen wolle." Und der Prinz war verwundert hauptsächlich über Herrn Bertrands Großherzigkeit, zweitens aber darüber, woher er eine solche Summe nehmen werde. Und er sagte zum Ritter, daß, da der Handel einmal dahin gediehen sei, er denselben annehmlich finde; er möchte ihm nur Bürgen für die selbst genannte Summe der hunderttausend Franken in Golde bestellen. Und der Ritter kehrte zu Herrn Bertrand zurück und sagte ihm, der Prinz, sein Herr, sei zufrieden mit der Summe von hunderttausend Franken, so er genannt und für sich selbst geboten hätte, und da dem also sei, möge er dafür Bürgen stellen und solle demnächst der Haft entlassen werden. Herr Bertrand sandte alsbald nach Bretagne an die großen Herren, Barone und guten Freunde unter den Rittern, um ihnen zu melden, wie er um ein Lösegeld von hunderttausend Franken, so er für seine Freilassung dem Prinzen von Wales geben solle, einig geworden sei, und wie er sie bitten lasse, sie wollten für ihn dem genannten Prinzen Bürgschaft machen und stellen in der Art, daß er mit der angebotenen Zahlung zufrieden

wäre. Er vertraue auf Gott und die Gnade des Königs von Frankreich, seines Herrn, welcher, wenn er der Haft entlassen sein würde, seine Verbindlichkeiten gegen sie übernehmen und erfüllen werde. Und die Herren, Barone und Ritter von Bretagne, denen Herr Bertrand seine Briefe gesendet hatte, ließen ihm insgesammt antworten, daß sie Alle bereit wären, sich für jede beliebige Summe Lösegeld zu verbürgen, wenn er dadurch seiner Haft entlassen werden könne, und damit er ihrer Willensmeinung, wie dieselbe wirklich wäre, versichert sein möge, sende ihrer jeder einen Knappen, welcher ihr Siegel und Vollmacht überbringe, um sie für die dem Herrn Bertrand beliebige Summe und auf die Zeit, welche er bestimmen würde, zu verpflichten. In Frankreich und England besteht nämlich die größte Verbindlichkeit, welche ein Ritter oder Edelmann eingehen kann, in Uebergabe seines Siegels, denn wiewohl man sagt: Unterzeichnung des Namens genüge, so enthält das Siegel neben dem Namen noch das Wappen, welches die Ehre des Ritters ist. Und die Knappen der Herren, Barone und ritterlichen Freunde des Herrn Bertrand kamen nach Bourdeaux und meldeten ihm, wie jene Herren, Barone und Ritter aus Bretagne, seine Freunde, ihm ihren Gruß entböten und ihre Siegel sendeten, damit er sie auf eine beliebige Summe und die erforderliche Zeit verpflichte. Als Herr Bertrand die Knappen, welche ihm die Siegel dieser seiner Freunde aus Bretagne überbrachten, gesehen hatte, stellte er dem Prinzen seine Bürgschaften und bestimmte für jedes Siegel die Summe, wofür dasselbe zu haften habe, und die Zeit, wann es seinen Theil zur Erfüllung des versprochenen Lösegeldbetrages der hunderttausend Franken beisteuern solle. Alsbald ward Herr Bertrand der Haft entlassen, reiste ab und begab sich zum Könige Karl von Frankreich; als er hier ankam, nahm ihn der König sehr wohl auf und stellte ihn bei sich an. Eines Tages fragte er ihn, wie viel Lösegelder er für sich gelobt habe, und Herr Bertrand erwiderte: hunderttausend Goldfranken, und erzählte ihm Alles, was wegen seiner Entlassung zwischen ihm und dem Prinzen vorgefallen war, und wie es erzählt worden; und der König von Frankreich sprach: „Ich bin gewiß, Ihr habt jene hunderttausend Franken nur im Vertrauen auf meine Aushülfe versprochen, und so will ich dieselben denn auch für Euch bezahlen und will, daß die Herren, Barone und Ritter aus Bretagne ihre Siegel zurücknehmen. Er befahl seinem Schatzmeister, dem Herrn Bertrand sofort Credit bei Pariser Kaufleuten anzuweisen, daß sie hunderttausend Franken an diejenigen, welche Herrn Bertrands Lösegeld in Empfang zu nehmen hatten, zahlen sollten, und daß die Siegel den Herren, Baronen und Rittern der Bretagne zurückgesendet würden. Außerdem befahl er seinem Schatzmeister, Herrn Bertrand dreißigtausend Franken zu geben, um sich wieder auszustaffiren und beritten und bewaffnet zu machen. Also ward Alles erfüllt und vollführt. Diese Begebenheit haben wir, wie dieselbe sich zutrug, in dies Buch aufzunehmen beschlossen, weil sie jenem Ritter, welcher in der Schlacht von Naxare gefangen genommen ward, begegnete, und um die großen und edlen Handlungen, welche die Guten thun, zu erzählen; denn der Prinz von Wales zeigte sich in Allem, was er bei dieser Gelegenheit that, groß, erstens, indem er dem Herrn Bertrand seine Entlassung frei stellte, damit es nicht heiße, die Engländer hätten Furcht vor einem einzigen Ritter, und zweitens that er wohl, indem er die Summe Herrn Bertrands Willkür anheim stellte und keine Habsucht zeigte. Eben so wohl that Herr Bertrand, indem er sagte, er fühle sich geehrt, daß der Prinz ihn lieber gefangen halten, als frei lassen wolle, wodurch zu erkennen gegeben werde, daß er ein Mann sei, welcher den Engländern Verdruß bereiten könne; nicht minder gut ward es Herrn Bertrand angerechnet, daß er eine so hohe Summe für seine Loslassung festsetzte, weil er inne ward, des Prinzen Absicht gehe dahin, ihn für ein geringes Lösegeld frei zu geben und ihm dadurch Geringschätzung zu zeigen. Eben so erzählungswürdig ist der Edelmuth und die Hochherzigkeit des Königs von Frankreich bei dem Geschenke der hunderttausend Franken, welches er dem Herrn Bertrand wegen seiner Auslösung machte, und der übrigen dreißigtausend

zur Ausrüstung. Und aus allen diesen Gründen hat man diese Geschichte hierher gesetzt, denn die Freigebigkeit, der Edelmuth und die Spenden der Könige sind werth, in stetem Angedenken zu bleiben und nicht vergessen zu werden, eben so aber auch das gute Benehmen der Ritterschaft."

Zur Zeit des Ayala begegnen wir auch den ersten Anfängen der historischen Biographien und Monographien. So schrieb Ruy Gonzalez de Clavijo in der Form eines Tagebuches eine Erzählung seiner Gesandtschaftsreise zu dem bekannten Timur oder Tamerlan, die trotz ihres nüchternen Stils und ihrer ermüdenden Weitschweifigkeit viel frische und anziehende Schilderungen enthält.

Guitierre Diez de Games erzählt das Leben des großen Feldherrn Pero Niño, Grafen von Buelna, der sich unter der Regierung Heinrichs III. und Johanns II. auszeichnete. Es finden sich in der Darstellung der merkwürdigen Schicksale des Grafen Züge voll Lebendigkeit und derber Naivetät, wenn auch die ganze Chronik nicht frei ist von einem schwülstig phantastischen Beigeschmack.

Ist auch in diesen Werken der Horizont der historischen Auffassung noch ein sehr begrenzter und ihr ästhetischer Werth ein sehr geringer, so beweist doch die große Zahl der Chroniken und Biographien aus dem vierzehnten Jahrhundert, daß der Sinn der Nation für geschichtliche Darstellungen erschlossen war und das Interesse für dieselben sich überall regte.

Der Ritterroman.

„Das vierzehnte Jahrhundert," sagt Sarmiento, „kann man nicht nur das Jahrhundert der wahrhaften Chroniken, sondern ebensowohl das Zeitalter der erdichteten nennen." In der That ist von einzelnen Chroniken, die reichlich mit phantastischem und abenteuerlichem Schmuck verbrämt sind, bis zu den Ritterromanen nur ein Schritt. Wohl schon zwei Jahrhunderte, ehe die Ritterromane in Spanien Eingang fanden, ward in Frankreich, besonders in der Normandie, diese Art der Dichtung mit Vorliebe gepflegt. Die Sagenkreise von Artus und seiner Tafelrunde, von Karl dem Großen mit seinen zwölf Paladinen lieferten meistens den Stoff dazu. Wurden diese Romane auch ursprünglich in lateinischer Sprache verfaßt, so folgten die Uebersetzungen ins Französische doch fast unmittelbar ihrer Abfassung; von Frankreich aus wurden sie durch Uebersetzungen und Nachahmungen zu anderen Nationen getragen, und ihren Nachklängen begegnen wir noch bis in die neueste Zeit hinein. Spanien jedoch blieb lange Zeit diesem neuen Genre verschlossen. Die Namen der alten Volkshelden und die großen geschichtlichen Daten ihrer Vergangenheit hatte die Vaterlandsliebe mit zu lebendiger Schrift in die Herzen der Spanier geschrieben, als daß daneben die Thaten fremder oder erfundener Helden sobald hätten Raum finden können; und wenn wir in ihren alten Romanzen oder epischen Gesängen Gestalten aus dem Sagenkreise Karls des Großen antreffen, so sind es immer nur der fremden Helden Niederlagen in den Schluchten der Pyrenäen, die den Siegen der Spanier zur

Folie dienen müssen. Erst nachdem eine jahrhundertlange Vertrautheit mit den nationalen Heldengesängen ihr Interesse daran einigermaßen abgestumpft hatte, erwachte die Lust an neuen Stoffen; die Begierde nach dichterischer Erfindung griff sodann mächtig um sich und erzeugte den spanischen Ritterroman, als dessen ältestes und würdigstes Denkmal der berühmte Amadis von Gallien zu betrachten ist. Augenscheinlich standen die Wundergebilde dieser neuen und reichen Literatur der Ritterromane im Zusammenhang mit der wunderreichen Zeit, die sie producirte. Die Entdeckung von Amerika, die wie mit einem Zauberwort aus dem Ocean eine Welt rief, die Erfindung der Buchdruckerkunst, die wie ein göttliches Licht die Finsterniß verscheuchte; ließen sich doch diese wirklichen und erhabenen Wunder kaum durch die kühnsten Phantasiegebilde überbieten! — Den Forschungen der gründlichsten und glaubwürdigsten Literatoren zufolge ist der Verfasser des Amadis ein portugiesischer Edelmann vom Hofe Johanns I. gewesen, Namens Vasco de Lobeira, der gegen das Ende des vierzehnten Jahrhunderts lebte. Kein Beweis liegt vor, daß sein Buch fremden Stoffen entlehnt oder fremden Mustern nachgebildet sei; im Gegentheil trägt das Werk in allen seinen Theilen den Stempel der Originalität und frischesten Ursprünglichkeit. Die portugiesische Urschrift ist allerdings nicht aufgefunden worden, und wahrscheinlich ist das Manuscript im Jahre 1755 bei dem großen Erdbeben zu Lissabon, das fast alle öffentlichen Gebäude zerstörte, zu Grunde gegangen. Ehe der Amadis ein berühmtes Volksbuch wurde, ist er jedenfalls durch verschiedene Hände gegangen, und wie viel er dabei von seiner ursprünglichen Gestalt eingebüßt, läßt sich nicht nachweisen. Ins Spanische wurde der Amadis von Garcia Ordoñez de Montalva übertragen. Von seiner Uebersetzung urtheilt Garcia selber, daß sie in Sprache und Wendungen die portugiesische Urschrift bei Weitem überträfe. Der erste noch vorhandene Druck des Amadis datirt vom Jahre 1519, doch folgten dieser ersten Ausgabe binnen kurzer Zeit zwölf andere. Vor der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts war allen Anzeichen nach der Amadis nicht bekannt; denn Petrarca und Dante, die mit scharfem Spott gegen die Ritterromane ihrer Zeit zu Felde ziehen, erwähnen des Amadis mit keiner Silbe, und daß sie ein Buch, welches alsbald nach seinem Erscheinen ein so fabelhaftes Aufsehen erregte, übersehen haben sollten, ist nicht glaublich. Der erste Schriftsteller, der es erwähnt, ist Lopez de Ayala, der in der Vorrede zu seinen Hofreimen, als er reuig von seinen Sünden spricht, auch der Sünde gedenkt, Lügenschriften, wie den Amadis, mit Vergnügen gelesen zu haben. Ungeachtet der großen Wirkung, die das erste Erscheinen des Amadis hervorbrachte, verging mehr als ein Jahrhundert, ehe er ein Volksbuch im eigentlichen Sinn wurde. Bücher waren damals eine Seltenheit und nur ein Luxusartikel für die Reichen. Erst als die Buchdruckerkunst eine schnellere und wohlfeilere Verbreitung derselben ermöglichte, gelangte der Amadis in die Hände und das Herz des Volkes, und wurde von demselben mit Enthusiasmus festgehalten. Von da an nahm er in zahllosen Uebersetzungen und Nachahmungen seinen Weg über den halben Erdkreis, alle früheren französischen und lateinischen Ritterromane verdunkelnd. Vielleicht enthält die ganze Literaturgeschichte keine zweite Erscheinung wie diese, daß durch Jahrhunderte ein einziges Buch die literarische Richtung der Völker beherrschte. Und so lange währte dieser Einfluß, bis, wie mit einem Schlage, vor dem sonnenhellen Auge des Cervantes der phantastische Dunst und Nebel zerrann, und vor der Morgenröthe seines Geistes die Irrlichter, die ganze Nationen in den Sumpf des schlechtesten Geschmackes gelockt hatten, erloschen; vor dem Zerrbild des Ritters von der traurigen Gestalt sanken reihenweis die Amadisse und Palmerins in den Tod und das ernüchterte Volk sah staunend nur rasselnde Rüstungen fallen, in denen weder Körper noch Seele wohnten.

Wenn die Poesie die reine Sprache des Herzens und Geistes reden soll, so werden wir sie vergebens in den Ritterromanen suchen. Nicht die Kraft eines objectiven Schaffens rief sie ins Leben, sondern die Willkür und die phantastische Laune eines sinnreichen

Kopfes. Vom Boden der Wirklichkeit und Möglichkeit losgelöst, sehen wir in ihnen ein Zauberspiel aufgeführt von Feen, phantastischen Kräften und unglaublichen Abenteuern, von schwärmerischem Heldensinn, wahnsinniger Exaltation und absurder Selbstpeinigung. Vergebens suchen wir in dem zauberhaften Wirrwarr einen innern Zusammenhang, vergebens Harmonie und Herz; und alle Ritterlichkeit und Feierlichkeit, alle übernatürliche Heldenkraft können diesen Mangel nicht ersetzen; vor dem Ritter verschwindet der Mensch, und die feierlichen Reden voll rhetorischen Schmucks, die künstliche Grazie, die meistens in lächerliche Steifheit ausartet, verdecken nur schlecht die Leere des Gemüthes. Es ist ein Umherschwärmen in phantastischen Vorstellungen bis zum Ermüden, und um der Monotonie zu entgehen, verlor sich die Phantasie schließlich ins Ungeheure und Unmögliche. „Im Allgemeinen," sagt Clarus, „wirkten diese Bücher sicherlich verderbend auf den Geschmack der Menge, indem sie derselben wunderbare und glänzende Erdichtungen vorgaukelten, sie in eine von der Wirklichkeit ganz abweichende, wohl gar derselben widersprechende Sphäre hineinrissen und ihr eine fremde Welt und Menschen als Muster zeigten, dergleichen es niemals gegeben hatte oder wenigstens nicht geben sollte. Mit ihren unnatürlich gehäuften Wundern exaltirten sie die schon zu sehr glühende Phantasie der Leser. Mit spitzfindigster Verwickelung verwebten sie in ihre dadurch fortwährend unterbrochenen Fabeln ein verwirrendes Gedränge von beiläufigen Ereignissen, um die Neugierde in unaufhörlicher Spannung zu erhalten, und malten unnatürlich heldenmäßige oder zärtliche Empfindungen, um die Herzen zu bestricken. Damen von übermenschlicher Schönheit, Fürsten, Könige, Kaiser mit unerhörter Macht, Trennungen, Eifersucht, Liebesentzückungen, Tourniere, Wappensinnbilder, Eroberungen, wagehalsige Unternehmungen, übernatürliche Anstrengungen, erzene Thürme, Paläste von Krystall, brennende Seen, fürchterliche Wüsten, schwimmende Inseln, luftdurchfahrende Wagen, Hexenmeister, Zauberinnen, Schutzgeister, Ungethüme, Zwerge, Riesen, Drachen, Flügelrosse und ähnliche Gegenstände bildeten den Inhalt von Büchern, welche sich Geschichten nannten." *)

Nicht ein Schatten von Wirklichkeit macht diese Geschichten lebensfähig, „darum," bemerkt Schmidt, „trifft Don Quixote, indem er in diese Ritterpoesie hineinreitet, überall auf Prügel und blaue Flecken statt auf Wunden und Schwerter, auf wandernde Freudenmädchen statt auf bedrängte Jungfrauen, auf zu Galeerenstrafe verurtheiltes Gesindel und Polizeibeamte statt auf Riesen und böse Zauberer, auf Schafheerden statt auf kämpfende Heere. Wer sich, ohne einen Stützpunkt zu haben, ganz einheimisch macht in diesem erträumten Lande, wie Don Quixote, der muß freilich, trotz seiner redlichen Meinung, seines guten Willens und seiner Begeisterung für Gerechtigkeit, in einen Zustand von Blindheit und Verwirrung gerathen, wo das Uebermaß der Anforderungen an die Welt und die Ueberschätzung eigener Kräfte ihn in den Schmutz der Gemeinheit hinabziehen und die Verhöhnung seines wahnsinnigen Dünkels ihn bestraft."

Der Inhalt des Amadis, der sich der unzähligen Episoden wegen nicht analysiren läßt, ist in den Grundzügen folgender: Amadis, der Held, ist ein Kind der Liebe des Königs Perion von Frankreich und der Prinzessin Elisena, Tochter des Königs von Bretagne. Elisena setzt ihren Sohn auf der See aus, wo er von einem schottischen Edelmann gefunden und nach England gebracht wird. Inzwischen hat der König Perion seine Geliebte geheirathet und mit ihr einen zweiten Sohn, Galaor, erzeugt.

Den Hauptinhalt des Buches bilden nun die Abenteuer dieser beiden Brüder, und die Liebesgeschichte zwischen Amadis und Oriana, Tochter des Königs Lisuarte von England.

*) Ueber die Amadis-Romane liefert Val. Schmidt in den Wiener Jahrbüchern Bd. XXXIII. S. 16 einen vortrefflichen Aufsatz. Die vollständigste Bibliographie der spanischen Ritterromane befindet sich in dem von Gayangos herausgegebenen Discurso preliminar zur neuesten und besten Ausgabe des Amadis de Gaula und Esplandian.

Amadis entführt Oriana, und nach einer fabelhaften Zahl von Ritterthaten und Verzauberungen in bekannten und eingebildeten Ländern, nach großen Siegen, die Amadis über die Feinde seines unbekannten Vaters davonträgt, erhält er die Zustimmung seines Schwiegervaters zu seiner öffentlichen Vermählung mit Oriana. — Der Zweck des Romans, wenn von einem solchen überhaupt die Rede sein kann, ist die Zeichnung eines vollkommenen Ritters, als dessen höchste Eigenschaften Tapferkeit und Keuschheit hervorgehoben werden. „Freilich," sagt Schmidt, „finden wir genau betrachtet im Amadis nur ein leeres Spiel mit den Tugenden der Tapferkeit und Keuschheit, die zur Ergötzung und Bewunderung der Leser ersonnen sind, ohne höhere Einheit, absichtliche Steigerung, wahren Zusammenhang und Nothwendigkeit." Es ist nicht das Ritterthum in der einfachen Größe und rauhen Würde früherer Jahrhunderte, das hier uns geschildert wird, sondern ein zierliches, elegantes Ritterthum, voll leerer Pracht und höfischer Etiquette. Das Ideal des Amadis ist nicht einer lebendigen Zeit, sondern der Schwärmerei entlehnt. Keine sagenhafte oder historische Grundlage hat dieser Roman, noch verdankt er seinen Ursprung einer nationalen Begeisterung. Abweichend von der schlichten Strenge der alten heroischen Gesänge finden wir darin zarte, complicirte Empfindungen und eine sanfte Sprache. Die Galanterie, diese gepriesene Blüthe des Ritterstandes tritt überall in den Vordergrund; doch erhebt sich die Phantasie des Dichters in den Amadis-Romanen nicht zu dem idealen Schwunge, um eine himmlische Laura oder Beatrice zu besingen, noch sehen wir darin eine mächtige Leidenschaft geschildert, die, aus ihrer Bahn schreitend, Gesetze stürzt und vorschreibt; nein, in schwärmerischer Verzückung erhebt der Ritter seine Augen nicht zu dem geliebten Weibe, sondern zu der schönsten Prinzessin, und sein Herz ist ein Altar, auf dem er seiner Dame in den umfangreichsten Quantitäten den Weihrauch der süßesten Reden streut; er strengt seinen Verstand auf das Aeußerste an, um sinnreiche Huldigungen zu erfinden, in denen es ihm Niemand zuvor thun kann, und die ohne Würde und Gemüth sind. Die Leidenschaft schrumpft unter dem leeren Pomp pathetischer Phrasen zu närrischer Vergötterung zusammen, und durch die zierliche Spitzfindigkeit gedrechselter Complimente scheint keine Seele. Nirgends besiegt die Kraft der Empfindung die Schranken des Herkommens und der Etiquette, oder, wo es geschieht, wird die Liebe zur zügellosen Ausschweifung, wie sie in dem Liebeswerben des Galaor uns anwidert. —

Die Unnatur der Empfindung spiegelt sich naturgemäß auch in der Darstellung; zwar ist dieselbe fließend und nicht ohne Anmuth, doch von einer ermüdenden Breite und monotonen Weitschweifigkeit, die durch die bequeme prosaische Form gefördert wird. „Die Erzählung im Amadis," sagt Wolf, „ist zusammenhängend und flüssig; aber auch weitschweifig, wortreich und manierirt; die Beschreibungen sind sorgfältig, oft mit ermüdender Aengstlichkeit bis ins Einzelne ausgeführt, sie haben aber wenig Totaleffect, verlieren durch das Verwaschen der Farben an Frische des Colorits und durch gesuchte Künsteleien und phantastische Ueberladungen an innerer Wahrheit und Natur. Mit besonderer Vorliebe werden Reden und Gespräche angebracht, meist von bedeutender Länge, mit unverkennbarem Streben nach Eleganz und rhetorischer Ausschmückung und nicht ohne einen bedeutenden Grad von Kunstfertigkeit; aber eben dadurch oft wahre Geduldproben für den Leser, der sich durch einen Schwall von pathetischen Redensarten und affectirt-pretiösen Complimenten hindurch arbeiten muß, um „der langen Rede kurzen Sinn" herauszufinden. Natürlich fordert eine solche Darstellung eine weit ausgebildetere, geschmeidigere und feiner Nüancen fähige Sprache und einen in der Kunst des Periodenbaus und der zierlichen Wortfügung geübten Stil, deren sich in der That auch der Amadis rühmen kann, daher er lange Zeit für ein stilistisches Musterbuch galt, und zum Theil noch gilt. Dabei ist er reich an Sentenzen und moralischen Tiraden, und hat überhaupt schon einen didaktischen Zuschnitt." —

Wenn aber auch, wie kaum zu bezweifeln, der Amadis in der Form, in der er auf

uns gekommen ist, vielfach das Werk seines späteren Ueberarbeiters, Garci Ordoñez de Montalvo, ist, so könnten doch, hätte er ursprünglich einen wesentlich anderen Grundcharakter gehabt, nicht alle Spuren so gänzlich sich verwischt haben. Dieses alles zusammengenommen, läßt sich daher mit Bestimmtheit behaupten: daß der Amadis das rein subjective Gebilde der Phantasie eines Einzelnen sei; daß er in einer Zeit verfaßt wurde, in welcher die ursprünglich epische Richtung bereits durch andere verdrängt, und das Ritterthum seinem Verfalle nahe war, also frühestens im vierzehnten Jahrhundert; daß er also gleich anfänglich in Prosa niedergeschrieben wurde, nicht um gehört, sondern um gelesen zu werden; und daß endlich der Verfasser desselben wohl die Gedichte der älteren Sagenkreise gekannt, ja vielfach nachgeahmt, aber eine ganz neue Bahn in entgegengesetzter Richtung eingeschlagen habe, die seine weniger begabten Nachtreter natürlich in den bodenlosen Abgrund leiten mußte und den Untergang der ganzen Gattung veranlaßte. — Wenn aber trotz dieser falschen Richtung der Amadis einen so gewaltigen Eindruck gemacht, und ungeachtet des Mangels einer unverwüstlich lebendigen Grundlage sich bis auf den heutigen Tag erhalten hat, so spricht das wohl hinlänglich für das große Talent seines Verfassers, dessen ungemeine Schöpfungskraft und den absoluten Werth dieses Buches; so daß Cervantes ohne Uebertreibung davon sagen konnte: „es ist das beste aller Bücher dieser Art, welches jemals geschrieben wurde, und es sollte daher als einzig in seiner Kunst Vergebung erhalten.“ Es wird auch stets eine ausgezeichnete Stelle in der Literatur behaupten, während die unzähligen Nachahmungen desselben längst schon und, wenige ausgenommen, mit vollem Rechte der Vergessenheit übergeben, und aus dem Tempel der Musen in die literarische Polterkammer fortgeschafft worden sind, wo sie höchstens zur Augenweide der Bibliomanen und Raritätenjäger noch dienen, oder im besten Falle für die poetischen Ketzereien ihrer Verfasser noch einigermaßen Genugthuung geleistet haben, indem sie das Autodafé eines so großen Genius, wie des unsterblichen Schöpfers des sinnreichen Junkers von la Mancha, verherrlichen halfen! —

Zu den Hauptvorzügen des Amadis gehören eine lebendige und im Ton unbefangene Schilderung ritterlicher Züge, eine reiche und vielseitige Erfindungsgabe, die den Leser in fortwährender Spannung erhält, und eine Sprache, der es stellenweis nicht an ergreifendem Ernst und zarten Stimmungen, an Feinheit und Zierlichkeit fehlt. Folgende Beschreibung der ersten Liebe des Amadis und der Oriana ist, wie Ticknor hervorhebt, von natürlicher Zartheit und Schönheit.

„Nun brachte ihn Lisuarte nach Schottland zu Brisena, seiner Gemahlin, und einer Tochter, die ihm geboren ward, als er in Dänemark wohnte, Namens Oriana, damals ungefähr zehn Jahr alt, und das schönste Geschöpf, welches jemals gesehen wurde, so schön, daß man sie unvergleichlich nannte, weil zu ihrer Zeit keine ihr gleich kam. Und da sie viel von der See litt, willigte er darin, sie dort zu lassen, den König Languines und seine Königin bittend, sie möchten für sie sorgen. Und sie waren hierüber sehr froh, und die Königin sagte: „Verlaßt Euch darauf, ich will so für sie sorgen, wie ihre eigene Mutter es nur thun würde.“ Und Lisuarte bestieg wieder seine Schiffe und kehrte eilig nach Großbritannien zurück, und fand dort Einige, welche Unruhen angestiftet hatten, wie dies wohl in solchen Fällen geschieht. Und dies war der Grund, weshalb er sich einige Zeit lang seiner Tochter nicht erinnerte. Zuletzt aber gewann er nach schwerer Mühe sein Königreich wieder, und er war der beste König, der jemals zuvor gewesen, noch hielt später irgend ein anderer die Rechte des Ritterthums besser aufrecht, bis zur Regierung König Arthur's, der alle Könige vor ihm an Gutheit übertraf, obgleich die Zahl der zwischen diesen Beiden Regierenden groß war.

„Und jetzt läßt der Verfasser Lisuarte in Frieden und Ruhe in Großbritannien herrschen, und wendet sich zu dem Kinde der See (Amadis), welches zwölf Jahr alt war,

aber an Größe und Gliedmaßen funfzehn zu sein schien. Er diente vor der Königin und wurde sehr von ihr geliebt, wie er es auch von allen Frauen und Jungfrauen ward. Sobald Oriana, die Tochter des Königs Lisuarte, dorthin kam, gab die Königin ihr das Kind der See, damit es ihr diene, und sprach, dies ist ein Kind, das Euch dienen soll. Und sie antwortete, daß es ihr gefalle. Und das Kind bewahrte dieses Wort in seinem Herzen, in solcher Weise, daß das Kind es nachmals auch nie wieder fallen ließ, und er war, wie diese Geschichte wahrhaft sagt, in allen seinen Lebenstagen niemals müde, ihr zu dienen. Und die Liebe Beider dauerte so lange als sie lebten. Aber das Kind der See, welches gar nicht wußte, wie sehr sie ihn liebte, hielt sich für sehr verwegen, daß er seine Gedanken auf sie gestellt habe, wenn er ihre Größe und Schönheit betrachtete, und wagte es niemals hierüber ein Wort zu sagen. Und sie hütete sich, obgleich sie ihn in ihrem Herzen liebte, mit ihm mehr als mit einem Andern zu sprechen, aber ihre Augen ergötzten sich sehr, ihrem Herzen zu zeigen, was sie in der Welt am meisten liebte. — So lebten sie schweigend neben einander, Keiner dem Andern sagend, welches ihr Zustand sei. Zuletzt kam die Zeit, wo das Kind der See, wie ich euch jetzt sage, einsah, daß es die Waffen ergreifen müsse, wenn irgend Jemand ihn zum Ritter schlagen wolle. Und dies wünschte er, weil er erwog, daß er also ein solcher Mann werden und solche Dinge thun würde, daß er entweder in denselben umkomme, oder, wenn er am Leben bliebe, seine Dame liebreich gegen ihn handeln würde. Und mit diesem Verlangen ging er zum Könige, der in seinem Garten war, und kniete vor ihm nieder und sagte: „Sire, wenn es Euch gefällt, so ist jetzt die Zeit da, daß ich zum Ritter geschlagen werden sollte." Und der König sagte: „Wie, Kind der See, wagst du es schon, Ritterthum aufrecht zu erhalten? Wisse, daß es leicht ist zu erlangen, aber ein schweres Ding es aufrecht zu erhalten. Und wer da sucht, diesen Namen des Ritterthums zu erwerben, und ihn in seiner Ehre aufrecht zu erhalten, der hat so viele und so schwierige Dinge zu thun, daß sein Herz oft abgemüdet ist, und wäre er ein solcher Ritter, der aus Kleinmuth oder Feigheit ermangelt zu thun, was sich geziemt, dann wäre es besser für ihn zu sterben, als in seiner Schmach fortzuleben. Darum halte ich es für gut, daß du noch ein wenig wartest." Aber das Kind der See sagte zu ihm: „In keinem von allen diesen Dingen will ich ermangeln, ein Ritter zu sein, denn wenn ich nicht bereits gedacht hätte, das zu erfüllen, was Ihr gesagt habt, so würde mein Herz nicht gestrebt haben, ein Ritter zu sein." —

Der eigentliche Amadis-Roman ist in vier Büchern geschrieben, Montalvo aber hat als fünftes Buch die Geschichte des Esplandian, eines Sohnes von Amadis, hinzugefügt. Die Abenteuer dieses Esplandian, der Kaiser von Constantinopel wird, überbieten an Glanz und phantastischen Ueberladungen noch die des Vaters. Cervantes sagt von diesem Roman, der ein ziemlich geistloses Machwerk in anmuthsloser Sprache ist, „die Verdienste des Vaters dürfen dem Sohne nicht angerechnet werden."

Es entstanden im Zeitraum von wenigen Jahrzehnten in Spanien noch sieben bis acht Fortsetzungen des Amadis, die natürlich ohne alle innere Zusammengehörigkeit waren und in Erfindung und Darstellung weit hinter ihrem Vorbild zurückblieben. Die Helden dieser Romane waren entweder Söhne, Enkel oder nahe Anverwandte des alten Amadis, und jeder dieser Helden suchte seinen Vorgänger durch fabelhafte Thaten zu verdunkeln. Es braucht kaum erwähnt zu werden, welch' ausschweifende und unsinnige Unmöglichkeiten, was für plumpe Abgeschmacktheiten und Absurditäten auf diese Weise zu Tage gefördert wurden. Doch die Reihe der Amadis-Romane war mit den acht Büchern nicht geschlossen, das Ausland ließ es sich angelegen sein, das Geschlecht nicht aussterben zu lassen, und wir verdanken ihm weitere sechszehn Fortsetzungen, so daß sich die Zahl der Amadis-Bücher auf vierundzwanzig beläuft.

Nächst dem Amadis hatte ein, von einer Frau verfaßter Roman: Palmerin von

Oliva, den größten Erfolg. Auch diese Palmerin, obgleich nur ein matter Abklatsch des Amadis, wurde ins Französische und Italienische übersetzt, und erfuhr verschiedene Fortsetzungen, deren bedeutendste Palmerin von England ist, ein Werk des Dichters Louis Hurtado, das nicht ohne künstlerischen Werth ist; doch wurde es niemals so beliebt wie der Amadis, obgleich Cervantes es lobend erwähnt. „Möge diese Palme von England sorgfältig aufbewahrt werden," sagt er, „als ein in seiner Art einziges Ding, und möge man dafür ein Kästchen machen lassen, gleich jenem, welches Alexander der Große unter der Beute des Darius fand und dazu bestimmte, die Werke des Homer darin aufzubewahren." —

Die Literatur der Ritterromane war fast zwei Jahrhunderte in stetem Wachsthum begriffen und verdunkelte alle übrigen poetischen Erzeugnisse Spaniens. Zu den beliebtesten und gelesensten Romanen gehörten ferner der unbesiegbare Ritter Lepolemo, der kühne Ritter Claribalte, Felixmarte von Hyrkanien, Olivante de Laura, die Ritterbücher von Tirante dem Weisen, Clarians von Landanis, des Ritters Florimon und viele andere. —

Später wurden auch die französischen Dichtungen in den spanischen Ritterromanen einheimisch, und Geschichten, wie die vom Zauberer Merlin, von Tristan de Leonnais, vom heiligen Graal und hauptsächlich von Karl dem Großen erfreuten sich der leidenschaftlichen Gunst des spanischen Volkes. In diesen Romanen französischen Ursprungs machte sich der Einfluß der Kirche geltend, und wir begegnen in ihnen vielfältigen Aufmunterungen zu frommen Werken; in der That erscheinen bald darauf, meist in allegorischer Form, wirklich religiöse Ritterromane, deren bedeutendster Cavalleria celestial (Ritterschaft des Himmels) heißt und von Hieronymo de San Pedro verfaßt wurde. —

„Was wir aber auch immer von dem Glauben an Ritterromane halten mögen," bemerkt Ticknor, „es leidet keinen Zweifel, daß in Spanien während des sechszehnten Jahrhunderts eine solche Leidenschaft für sie herrschte, wie man sie nirgend wo anders gekannt hat. Das zeigt sich in jeder Hinsicht. Die Dichtungen des Landes, von den Romanzen, welche noch immer im Gedächtnisse des Volkes fortleben, bis zu den alten Schauspielen, die nicht mehr aufgeführt werden, und bis zu den alten Heldengedichten, die Niemand mehr liest, sind voll davon. Die Volkssitten und die Volkstracht, eigenthümlicher als in allen übrigen Ländern, haben lange die vollen Eindrücke davon an sich getragen. Auch die alten Gesetze zeugen hiervon nicht minder deutlich. Ja, die Leidenschaft für solche Dichtungen war so stark und schien so gefahrbringend, daß 1553 verboten wurde, sie in den amerikanischen Besitzungen zu drucken, zu verkaufen oder zu lesen, und daß die Reichsstände 1555 ernstlich begehrten, dieses Gebot möge auch auf Spanien selbst ausgedehnt und alle vorhandenen Drucke öffentlich verbrannt werden.*) Endlich bezeugt ein halbes Jahrhundert

*) Den Text dieses Gesuchs der spanischen Reichsstände an die Krone verzeichnen wir hier der Merkwürdigkeit halber: „Ueberdies sagen wir, daß es allgemein bekannt ist, welches Unheil für Jünglinge und Mädchen und für Andere aus dem Lesen von Büchern voll Lügen und Eitelkeiten, wie der Amadis und Seinesgleichen, entstanden ist, da insbesondere junge Leute, in Folge ihrer natürlichen Geschäftslosigkeit, zu dieser Art von Leserei greifen, und durch Stellen über Liebe oder Waffen, oder andern darin geschilderten Unsinn, wenn sie in ähnliche Lagen gerathen, weit ausschweifendere Handlungen begehen, als ohne dieses wohl der Fall gewesen sein würde. Und manchmal ergötzt sich die Tochter, wenn die Mutter sie sicher eingeschlossen hat, damit, diese Bücher zu lesen, welche ihr mehr Schaden thun, als sie gelitten haben würde, wenn sie außerhalb des Hauses gegangen wäre. Alles dieses wirkt aber nicht nur zur Unruhe Einzelner, sondern zur großen Gefährdung des Gewissens, weil es die Meinungen von heiliger, wahrer und christlicher Lehre ableitet und zu solchen schlimmen Eitelkeiten hinführt, durch welche, wie wir bereits angedeutet, der Verstand völlig verrückt wird. Diesem nun abzuhelfen, bitten wir Eure Majestät dringend, daß kein von solchen Dingen handelndes Buch hinfüro gelesen werde, und daß die gegenwärtig gedruckten gesammelt und verbrannt, und keines weiter ohne einen eigenen Freibrief herausgegeben werde. Durch solche Maßregeln wird Ew. Majestät sowohl Gott als diesen Königreichen einen großen Dienst erweisen u. s. w."

später das Meisterwerk des größten Geistes, den Spanien hervorgebracht hat, auf jeder Seite die Herrschaft eines vollständigen Fanatismus für Ritterbücher, und wird plötzlich zum Schlußstein ihrer ausgedehnten Beliebtheit, wie zum Leichenstein ihres Schicksals."

„Daß die Amadis-Romane," bemerkt Rosenkranz sehr treffend, „ungeachtet ihrer Unnatur und verkehrten Richtung mit so allgemeinem Beifall aufgenommen wurden, und so lange als die fast ausschließende Lieblingslectüre von ganz Europa und gerade am meisten unter den höheren Ständen sich erhielten, dankten sie großentheils dem glücklichen Zusammentreffen ihrer ersten Erscheinung mit mehreren günstigen äußeren Umständen und der totalen Veränderung des Zeitgeistes; so namentlich ihrem beinahe gleichzeitigen Bekanntwerden mit der Erfindung der Buchdruckerkunst, dem Eindringen der Türken in Europa, der Eroberung von Amerika und dem Uebergange aus dem Mittelalter in die moderne Zeit. So gewährten sie dem nun mehr lese- als hörlustigen Publicum einen willkommenen Ersatz für die älteren Rittergedichte, vor denen sie außer der bequemeren Form und dem leichteren Verständniß auch den Reiz der Neuheit voraus hatten; so sympathisirten sie durch die Verlegung ihres Schauplatzes nach Griechenland und unbekannten Welttheilen und durch ihren mährchenhaften phantastischen Charakter viel besser mit der durch den zauberartigen Untergang des alten Byzanz und die traumähnliche Entdeckung einer neuen Welt voll Abenteuer mächtig aufgeregten Phantasie des staunenden Abendlandes; so genirten sie durch ihr ideales Ritterthum und ihre überschwängliche Galanterie den unritterlich und frivol gewordenen Adel viel weniger, da eben ihre Unnatur, als das handgreifliche Zerrbild jeder Wirklichkeit, die Entschuldigung der eigenen Gemeinheit erleichterte. In Spanien trat außer diesen allgemein günstigen, hier aber natürlich in erhöhtem Grade wirkenden Verhältnissen noch der Umstand hinzu, daß sie die ersten nationalen Erzeugnisse der Art waren." (Erst seit den Amadissen wurden auch die Ritterromane aus den älteren Sagenkreisen häufiger übersetzt und mehr bekannt.)

Werfen wir nun noch einen Rückblick auf diese ganze Epoche, so sehen wir einerseits auch die castilische Kunstpoesie von der epischen Richtung ausgehen; in Folge der naturgemäßen Fortbildung des menschlichen Geistes überhaupt und des damals in Spanien herrschenden Zeitgeistes insbesondere die didaktische hinzukommen, ja allmälig die Oberhand gewinnen, doch nicht ohne vielfach epische Elemente in sich aufzunehmen; das Epische selbst aber zuletzt in seine beiden Factoren, das objective Reproduciren einer historisch-lebendigen Grundlage und das ideale Auffassen des Angeschauten als einer Einheit, sich auflösen, und jeden derselben getrennt und einseitig sich gestalten: den einen zur bloßen Chronik, der principlosen Zusammenstellung des Geschehenen nach keiner höheren Einheit als der Gleichzeitigkeit, den anderen zum bloßen Roman, der haltlosen Darstellung einer rein idealen Welt ohne eine äußere, reale Grundlage, welcher Ungebundenheit des Stoffes natürlich auch eine ungebundene Form, die Prosa, besser zusagte. Andererseits zeigen sich schon immer deutlicher die Spuren einer neuen Richtung, der lyrischen, die in der nächsten Epoche auch wirklich die vorherrschende wird. *)

*) Siehe Ferdinand Wolf.

Geschichte der spanischen Literatur

von den Zeiten König Johanns II. bis zum Schluß des Mittelalters.

Kunstlyrik. — Einfluß der provençalischen Poesie.

Mit der Regierung Johanns II. beginnt eine neue Epoche in der Literatur Spaniens. Allmälig war der Sinn für die alten, weltlichen und religiösen Volkspoesien erloschen, und ihre frischen, objectiven und naiven Gestaltungen wurden durch eine reflectirte Dichtkunst ersetzt, die weder vom Volke ausging, noch demselben mundgerecht war. In der ersten, der volksthümlichen, Epoche war es der Geist und die Seele der Nation selber gewesen, die sich in ihren poetischen Erzeugnissen verkörperten; vor dem nationalen und historischen Gepräge derselben trat die Subjectivität des Dichters in den Hintergrund, und, unberührt von fremden literarischen Einflüssen, entstand und wuchs diese Literatur in lebensvoller Originalität und Eigenthümlichkeit. Finden wir auch in den Werken des Juan Manuel, des Erzpriesters von Hita und des Lope de Ayala schon Spuren eines neuen, mehr subjectiven Geistes, so gehören sie doch, sowohl der epischen Form, wie dem Hauptinhalte nach, noch der Volkssprache an. Zu der von ihnen schon angebahnten didaktischen Richtung gesellten sich nun aber unter der Regierung Johanns II. gelehrte, mythologische und allegorische Elemente, die oft holperige Reimerei früherer Zeiten ward durch die Musik verschlungener Versmaße ersetzt, und vor dem zierlichen Tanz der Silben schwand die schlichte Naivetät treuherziger Erzählungen. Die Muse, die wir bis dahin als Heldenjungfrau erschaut hatten mit Schwert und Lanze, sie vertauschte ihre Rüstung gegen weiche, seidene, duftende Gewänder; sie zog an die Höfe der Könige und Fürsten, ward ihnen unterthan und diente den Vornehmen zu ihren galanten Conversationen. Es schillerte und leuchtete diese Muse, aber nicht wie ein Himmel voll lieblicher Sternenpracht, sondern wie ein lustig Feuerwerk voll Witz-Raketen, in einem phantastischen Spiel verschlungener Harmonien. An die Stelle der edlen Einfalt, die aus den alten Dichtungen uns anmuthet, traten spitzfindige Geistesspiele, überflüssiger Schmuck und raffinirte Künstlichkeit. Die Empfindung ward, als nicht hoffähig, von dem schulmeisternden Verstande in den Hintergrund gedrängt, und in den melodischen Versmaßen wurden selbst dialektische Wettkämpfe abgehalten, wurden politische, religiöse und selbst wissenschaftliche Streitfragen verhandelt.

Die Dichter dieser neuen Schule gehörten fast alle den Hofkreisen an und ihre Dichtungen tragen alle einen gemeinsamen, conventionellen Charakter. Der Horizont ihrer

immer wiederkehrenden poetischen Ideen war eng und farblos, und jeder kühne Flug der Phantasie, jedes seelenvolle Pathos, jede originelle Wendung war ausgeschlossen. Es blieb immer dasselbe Thema, das in endlosen Variationen fortgespielt wurde, und eine ermüdende Monotonie war die unausbleibliche Folge dieser Armuth an Ideen und Anschauungen. — Die Form allein ward maßgebend und bestimmte den Werth eines Gedichts, und sie war es auch hauptsächlich, welche die Kunstdichter von den verachteten Jongleurs unterschied, die aus der Poesie ein Handwerk machten. Um die Kluft, welche dieselbe von den Kunstlyrikern trennte, noch augenscheinlicher zu machen, wandten die letzteren die sogenannte „dunkle Rede" an, die in hochtrabenden und schwülstigen Wendungen Gegenstände versificirte, welche dem Verständniß des Volkes möglichst fern lagen; und auf diese Weise vollzog sich in den Zeiten Johanns eine vollständige Trennung der Kunstdichtung von der Volkspoesie. Letztere, wenn ihr auch nicht mehr die kraftvolle Ritterlichkeit, die stolze Würde und einfältige Lieblichkeit früherer Jahrhunderte eigen war, wenn sie auch von den Schlachtfeldern weg auf die Straßen und Märkte hinabstieg und Gegenstände der Alltagswelt den Inhalt ihrer Lieder bildeten, so bewahrte sie doch wahrhafte Empfindung, frische Naivetät und lebendige Unmittelbarkeit. Mancher der aristokratischen Dichter, der Jahr ein Jahr aus seine abgequälten Ideen in die eleganten und vornehmen Formen der Kunstlyrik pressen mußte, stahl sich heimlich, wenn der poetische Genius in ihm lebendig ward, zur Partei des Volkes und warf frisch und freudig ein liebliches Volkslied hin, das noch gesungen und gehört ward, als die Zeit seine Kunstpoesie längst verweht hatte. —

In dieser allmäligen Umwandlung der spanischen Dichtung ist der Einfluß der Provençal- oder Troubadourpoesie von größter und unverkennbarster Wichtigkeit. In der Provence, die durch Jahrhunderte von milden Herrschern regiert wurde und einer verhältnißmäßigen Ruhe sich erfreute, konnte, begünstigt von einem milden Klima und einer herrlichen Gegend, eine wohlklingende Sprache sich ausbilden und mit der Sprache eine Literatur voll Reichthum, Grazie und Formvollendung. In melodischen Rhythmen bargen die Troubadoure oder Minnesänger *) einen Schatz von idealem Rittersinn, von frischer Kühnheit und freien Anschauungen.

Im Jahre 1092 erlosch der alte Herrscherstamm der Provence und das schöne Land fiel dem Grafen von Barcelona, Raimund Berengar III., zu, dessen ritterliches Geschlecht die Dichtkunst liebte und begünstigte, und unter dessen Regierung die Provençal-Poesie in Spanien, wenn auch vorläufig nur in dem limosinischen Sprachgebiet Spaniens, Eingang fand, wo sie unter dem blauen Himmel Valencia's, Murcia's und Aragonien's ihre Blüthen zeitigte.

Wie aber das Ritterthum allmälig seinen idealen Inhalt verlor und zu leerem, prunkhaftem Formenwesen herabsank, verblaßte auch der Minnegesang, der eine Verherrlichung und eine poetische Spiegelung des Ritterthums gewesen war; der frische, poetische Geist entwich aus ihm; immer künstlichere Formen charakterisirten seinen Verfall, und nur gewaltsamen Anstrengungen gelang es, die fliehende Muse noch eine Weile festzuhalten. Zu diesem Zwecke ward in Toulouse ein Verein gestiftet, der alle Dichter aufforderte, für das beste Gedicht um den Preis eines goldenen Veilchens zu kämpfen, und der sich „Verein der heiteren Wissenschaft" nannte (gai saber). Nicht lange Zeit darauf, im Jahre 1323, wurde mit wenigen Veränderungen dieselbe Einrichtung nach Barcelona hinübergetragen unter dem Namen: »consistorio de la gaya ciencia« (Rath des heiteren Wissens). An allen Höfen und auf allen Schlössern der Großen waren die Troubadoure hoch willkommen,

---

*) Troubadour wird bekanntlich von trouver, trobare — finden, erfinden — hergeleitet, und Minnesänger wurden die Dichter nach dem Hauptinhalt ihrer, der Liebe gewidmeten, Lieder genannt. —

Könige und Fürsten selbst übten die edle Kunst des Minnegesangs, die für aristokratisch galt und den Dichtern den Weg zu fürstlicher Gunst und zu den höchsten Ehrenstellen bahnte. —

In dem limosinischen Sprachgebiete Spaniens waren es besonders Catalonien und Valencia, die ausgezeichnete Troubadoure erzeugten. Namen wie Augustin March, Jaume Roig, Louis de Villarosa, Jordi und viele andere, sind von gutem Klang. Ihre Lieder sind zum Theil in besonderen Sammlungen herausgegeben. Doch war der limosinischen Sprache und Dichtkunst nur ein kurzes Leben beschieden.

„Roig's Tod," sagt Ticknor, „führt uns bis an den Zeitpunkt, wo die Literatur des nordöstlichen Spaniens, längs des Mittelmeeres zu sinken begann. Ihr Verfall war die natürliche, aber betrübende Folge ihrer eigenen Beschaffenheit und der Zustände, in denen sie sich zufällig befand. Sie war ihrem Geist und ihren Bestandtheilen nach ursprünglich provençalisch, und ihr Wachsthum war mehr rasch als fest, ein fröhliches Gartenbeet, das mit der ersten Frühlingswärme von selbst aufschoß, und welches kaum zu irgend einer anderen Jahreszeit gedeihen konnte, als in der lieblichen, in welcher es entstanden war. So wie diese Literatur älter wurde und durch den Ortswechsel der Staatsgewalt von Aix nach Barcelona, und von Barcelona wieder nach Saragossa verpflanzt wurde, näherte sie sich immer mehr derjenigen Literatur, welche aus den ungekünstelten Gebirgen des nordwestlichen Spaniens hervorbrach, und deren kräftiger und ernster Beschaffenheit zu widerstehen sie nicht geeignet war. Als daher beide in Berührung mit einander geriethen, währte der Kampf um die Oberherrschaft nur kurze Zeit. Der Sieg entschied sich fast augenblicklich zu Gunsten derjenigen, welche, aus den Tiefen eines starken und stolzen Charakters entsprungen, bestimmt war, die staatliche Herrschaft über das ganze Reich zu erwerben, und die eine Kraft besaß, der ihre heiterere und anmuthigere Nebenbuhlerin nur schwach zu widerstehen vermochte.

„Das Provençalische erschien in dem dunkelsten Zeitraume, den Europa erlebt hatte, seitdem sich hellenische Bildung zum ersten Male über die Erde ergoß. Es erleuchtete plötzlich ganz Südfrankreich mit seinem Glanze und verbreitete seinen Einfluß nicht nur über die benachbarten Länder, sondern sogar an die Höfe des kalten und unfreundlichen Nordens. Es blühte mit tropischer Schnelle und Ueppigkeit und gab von Anfang an Zeichen eines beweglichen Geistes, der verhieß, wenn er zu voller Kraft gelangt sein würde, eine Dichtung hervorzubringen, die, wenn auch verschieden von der des Alterthums, mit dem sie keine Verbindung hatte, dennoch eben so frisch war wie der Boden, dem sie entsprang, und so wohlthuend als das Klima, durch welches sie gezeitigt wurde. Es trieben aber Unruhen und insbesondere der grausame Krieg gegen die Albigenser die provençalischen Minnesänger über die Pyrenäen, und der Wechsel der Staatsgewalthaber nebst der Oberherrschaft des nordspanischen Geistes machten, daß sie auch in ihrem beschränkten Dichtungskreise an den Gestaden des Mittelmeers erlagen. Wir verfolgen daher mit natürlichem unabweislichem Bedauern ihren langen und zögernden Rückzug, der von Aix bis Barcelona und von Barcelona bis Saragossa und Valencia aller Orten mit den Trümmern und Bruchstücken der ihnen eigenthümlichen Dichtung und Bildung bezeichnet war. An diesem letzten Zufluchtsorte aber wurde das, was noch von der Sprache übrig war, durch das stolzere und kraftvollere Castilische unterdrückt und sank zu einer vernachlässigten Mundart herab, ohne eine Höhe der Bildung erreicht zu haben, die ihren Namen und ihren Ruhm für kommende Zeiten erhalten haben würde, welche entbehrend sie jetzt eine eben so todte Sprache als das Griechische oder Lateinische geworden ist."

Der Geist der provençalischen Dichtung aber ging belebend in die castilische Sprache über, hauptsächlich durch den vielfachen Verkehr der catalonischen und castilischen Dichter, an deren Spitze der Markgraf von Villena stand, der gerade im Begriff war, in Madrid

eine Akademie der heiteren Wissenschaft nach dem Muster derjenigen in Barcelona einzurichten, als der Tod ihn abrief.

Schon Alfons X. hatte sich als lebhafter Freund und Beschützer der Troubadour-Poesie erwiesen; er selbst hatte in galizischer Sprache Lieder nach provençalischen Mustern verfaßt, da das damalige Castilianische sich den eleganten Formen nicht fügen wollte. Die andauernden blutigen Zwistigkeiten, welche die königliche Familie spalteten, die Dynastie fortwährend in Frage stellten und das Volk in beständiger Gährung erhielten, ließen den Sinn für die Ausbildung der Sprache und für freiere Spiele des Geistes nicht aufkommen. Erst als unter Heinrich III. die Sitten sich einigermaßen milderten und die Dynastie befestigt schien, errang sich die Würde des Wortes neben der Stärke des Armes Anerkennung; und unter Johann II. trugen die ritterlichen Spiele und Feste, die mit einem erstaunlichen Aufwand von Pracht und sinnreichen Erfindungen angeordnet wurden, nicht wenig dazu bei, den Sinn für Zierlichkeit, Eleganz und feinere Geistesrichtung zu erschließen.

Bei dem Einfluß der Provençaldichtung auf die castilische Poesie ist es hervorzuheben, daß es nicht die vom kräftigen und idealen Rittergeist durchathmete ältere Troubadour-Poesie war, deren Gepräge die Dichtungen aus dem Zeitalter Johanns II. tragen, sondern vielmehr dem späteren und verkünstelten Nachwuchs derselben entlehnten die spanischen Dichter Form und Inhalt, einem Nachwuchs, der, wie in Toulouse, so auch in Barcelona und Madrid, unter zunftgemäßen, städtischen Einrichtungen treibhausartige Blüthen zeitigte, deren Urheber, einer frischen und fröhlichen Ungebundenheit abhold, an Nachahmungen und Wiederholungen ohne Zahl den Luxus pompöser Formen verschwendeten.

Als Hauptgattungen dieser Kunstlyrik nennt Wolf das religiöse Lied, das Minnelied, das Lob-, Klage- und Rügelied, das Schimpflied, das Streitgedicht, das Spruchgedicht, das allegorische Gedicht und die Vision. „Alle diese Gedichte," sagt er, „sind aber Gelegenheitsgedichte im strengsten Sinne; in allen herrscht der Subjectivismus, die Dichter wollen nur sich, ihre Kunst und ihr Wissen zeigen; die typisch-conventionelle oder scholastische Auffassungs- und Ausdrucksweise aber nivellirt die Individualität bis zur Monotonie und unter der normalen Maske dieses forcirten Idealismus birgt sich eine Wirklichkeit, die meist in grellstem Widerspruche damit steht, so daß diese Dichtung wohl ein Moden- und insofern auch ein Zeitbild ist, aber kein Lebensbild, kein Bild von den realen Zuständen und Charakteren jener Zeit giebt." Von der Rubrik des Schimpfliedes (Sirventes) sagt Wolf, „daß sie nicht die am wenigsten bedachte gewesen ist. Es ist aber natürlich, daß es in dieser Gattung, die das Enthüllen von persönlichen Gebrechen, das Geißeln der gemeinen Wirklichkeit zur Zielscheibe ihres rachsüchtigen Spottes und boshaften Ergötzens macht und nur bei sehr weit vorgeschrittener Cultur nicht zum Pasquill und zur Zote herabsinkt, sich die Derbheit und Rohheit jener Zeit im grellsten Contraste zu jenem conventionellen Idealismus zeigt. So begnügen sich die Dichter nicht, eben nicht mit attischem Salz einander zu reiben, sie nehmen gemeine Lustigmacher und Courtisanen zur Zielscheibe ihres Spottes."

Johann II. Markgraf von Villena. Marques von Santillana.

So bedeutungslos und unfruchtbar die Regierung Johanns II. in der politischen Welt sein mag, so hervorragend ist seine Wirksamkeit in der Geschichte der Literatur. — Seine lange Regierungszeit, von 1407—1454, war von blutigen und ununterbrochenen Zwistigkeiten angefüllt, deren Urheber auf der einen Seite seine nächsten Anverwandten waren, auf der andern Seite sein allmächtiger Günstling Alvaro de Luna, mit dem er in Knabenfreundschaft aufgewachsen war und auf dessen Schultern später die ganze Last der Staatsregierung ruhte, bis derselbe, ein Opfer seiner zahlreichen Feinde, auf dem Schaffot ein Leben endete, das stets in Treue und Ergebenheit seinem König geweiht gewesen war. Schwerlich wohl hätte sich dieser schwache und machtlose König auf dem castilischen Thron erhalten, wenn nicht seine Liebe für Poesie und Wissenschaft, sein kräftiges Wirken für dieselben stets eine Schaar treuer, begeisterter und intelligenter Anhänger um ihn versammelt hätte, die ihm wiederum die Sympathien eines Theiles der Nation sicherten. Mit Recht konnte daher Bouterweck sagen: „Nicht leicht wird man in der Geschichte der Staaten und der Literatur einen ähnlichen poetischen Hof von mächtigen Rittern um einen zwar gelehrten, aber schwachen König in einem Zeitalter der bürgerlichen Unruhen finden. Dieses Phänomen beweist also die Gewalt des poetischen Geistes, den selbst der politische Fractionsgeist, der zu allen Zeiten unpoetisch und damals besonders mächtig war, nicht unterdrücken konnte.“ Das Dichten war unter Johann II. zur Leidenschaft geworden; jeder Dichter war eines Amtes und jeder hervorragende Dichter der höchsten Ehrenstellen sicher. Johann selbst machte Verse, und ein großer Theil seiner unmittelbaren Umgebung bestand aus Dichtern und Gelehrten. Juan de Mena, ein vielgenannter Schriftsteller seiner Zeit, war als Geschichtsschreiber an seinem Hofe angestellt, und Cibdareal, der eine interessante Briefsammlung hinterlassen hat, war sein Leibarzt. Perez de Guzman schildert Johann folgendermaßen: „Er war ein Mann, der mit Urtheilskraft und Besonnenheit redete. Er erkannte andere Menschen und unterschied wohl den, der sich gut, verständig und anmuthig aussprach, sowie er auch gern verständigen Männern zuhörte und bemerkte, was sie sagten. Er verstand und sprach Latein, las viel, liebte Bücher und Geschichte und vernahm wohlgefällig witzige Verse, wie er es auch wohl verstand, wenn sie nicht gut gemacht waren. Heitere und kluge Gespräche machten ihm großes Vergnügen, und er verstand es wohl, an ihnen Theil zu nehmen. Er liebte die Jagd, besonders von wilden Thieren, und war in ihren Listen wohl erfahren. Auch verstand er die Tonkunst, sang und spielte, war geschickt im Turnier und im Rohrspiel zu Rosse“ (dem in Spanien von den Mauren überkommenen Dschirid). Aehnlich wird der König von Diego de Valera in seiner Chronik geschildert: „Der König war fromm und menschlich, wohlwollend und freundlich, ziemlich unterrichtet im Lateinischen, kühn, anmuthig und einnehmend. Sein Wuchs war groß, seine Haltung königlich und sehr ungezwungen. Außerdem war er ein guter Tonkünstler und machte gute Verse. Jagd liebte er sehr, las gern philosophische Bücher und Gedichte und war unterrichtet in kirchlichen Dingen.“

Einer der hervorragendsten Schriftsteller an dem glänzenden Hof Johanns und ihm durch Verwandtschaft nahestehend, war der schon erwähnte Heinrich Markgraf von Villena, seiner Abstammung nach sowohl der aragonischen wie der castilischen Königsfamilie angehörig. Er war im Jahr 1384 geboren, und während seines ganzen Lebens wenig vom Glück begünstigt. Wohl nicht besonders für Staatsgeschäfte befähigt, bekleidete er doch die seiner hohen Geburt angemessene Stelle eines Großmeisters des Calatrava-Ordens, wurde aber später von den Rittern des Ordens seines Amtes entsetzt. Er lebte

dann abwechselnd am castilischen und aragonischen Hofe, in unglücklicher Ehe mit seiner Gemahlin, bis er sich in die Einsamkeit zurückzog, um sich völlig dem Studium ernster Wissenschaften zu ergeben; hauptsächlich waren es Philosophie, Alchymie, Astrologie und Mathematik, die ihn beschäftigten. Von Krankheit gebeugt, starb er im Jahre 1434 zu Madrid in seinem fünfzigsten Lebensjahre. Perez de Guzman sagt von ihm: „In früher Jugend schon neigte er sich mehr zu den Wissenschaften und Künsten, als zu Ritterübungen oder selbst zu Geschäften im Staate oder in der Kirche. Ohne Lehrer und ohne daß ihn irgend Jemand zum Lernen gezwungen hätte, ja vielmehr durch seinen Großvater gehindert, der einen Ritter aus ihm machen wollte, wendete er sich schon als Kind, wenn Andere gewöhnlich mit Gewalt zur Schule geführt werden, gegen den Willen Aller zur Gelehrsamkeit. Sein Verstand war so groß und so scharf, daß er jede Wissenschaft oder Kunst, der er sich ergab, so gut sich zu eigen machte, daß es schien, als habe die Natur ihn dazu geführt." Den geheimnißvollen Wissenschaften, denen er oblag, verdankte er den zweideutigen Ruhm eines Schwarzkünstlers oder Zauberers; eine Meinung, die so fest gewurzelt war, daß kurz nach seinem Tode ein Theil der seltensten und unersetzlichsten Bücher aus seiner reichen Bibliothek, als höllischen Inhalts verdächtig, verbrannt wurden. Ein Zeitgenosse des Markgrafen berichtet uns über diesen Vorfall: „Zwei Wagen voll dieser Bücher wurden zum Könige gebracht, der sie, weil sie sich auf Zauberei und unerlaubte Künste bezogen, zum Bruder Lope de Barrientos (Beichtvater Johanns II.) sendete. Und Bruder Lope, dem mehr daran gelegen war, sich beim Könige in Gunst zu erhalten, als Bücher über die schwarze Kunst zu untersuchen, verbrannte über hundert Bücher derselben, von denen er nicht mehr sah als der König von Marokko, und nicht mehr verstand als der Dechant von Ciudad Rodrigo; denn viele Leute erwerben sich jetzt den Namen von Gelehrten dadurch, daß sie Andere unwissend nennen; noch gefährlicher ist es aber, wenn Leute sich zu Heiligen machen, weil sie Andere als Zauberer betrachten." Begeisterte Lobgedichte auf den Markgrafen haben seine Schüler, der Marques von Santillana und der Dichter Juan de Mena, hinterlassen; doch scheint uns ihr Lob, nach den wenigen Werken, die wir von ihm kennen, übertrieben. Er schrieb ein Buch über die Vorschneidekunst, das nur in sehr geringem Grade unser Interesse erregen kann, und eine Abhandlung über die Dichtkunst, zur Unterweisung seines Schülers, des Marques von Santillana, unter dem Titel: »la gaya ciencia,« die schon als erstes derartiges Werk in der spanischen Sprache unsere Beachtung verdient, wenn sie sich auch, trotz des ernsten Strebens und des löblichen Zweckes, keineswegs über die Ansichten der Zeit erhebt, welche die schaffende Kunst und das theoretische Wissen noch nicht unterschied und demgemäß die Poesie für etwas zu Erlernendes hielt. Villena selbst nennt die Dichtkunst eine Wissenschaft und rühmt den Nutzen dieser Kunst für das bürgerliche Leben, weil sie Müßiggang verbanne und edle Gemüther in rühmlicher Forschung beschäftige. Er erzählt in seiner Abhandlung, auf welche Weise das consistorio de la gaya ciencia zu Barcelona, dessen Präsident er war, zusammengesetzt war, und schildert im Verlauf derselben das Verfahren des poetischen Gerichtshofes, der die eingesandten Dichtungen zu beurtheilen hatte.

Außer dieser Poetik rühren von Villena noch Uebersetzungen der Göttlichen Comödie des Dante her, der Virgil'schen Aeneide und der Redekunst des Cicero, von denen sich jedoch nur sehr geringe Bruchstücke erhalten haben. Für sein Hauptwerk galten lange die, jetzt fast ganz in Vergessenheit gerathenen Trabajos de Hercules (Arbeiten des Hercules), von denen es aber neuerdings in Zweifel gezogen wurde, ob sie wirklich von Villena herrühren. Sie bestehen aus einer prosaischen Abhandlung in zwölf Abschnitten, welche die Arbeiten des Hercules zum Gegenstande haben; es werden den Arbeiten allegorische Bedeutungen zugeschrieben, an die der Verfasser sittliche Betrachtungen knüpft; die Ausführung des Ganzen ist nicht ohne Kraft und Zierlichkeit.

Der schon mehrfach erwähnte Schüler des Villena, Marques von Santillana,

der seinen Lehrmeister bei weitem an Ruhm wie an wirklichem Verdienste übertraf, war einer der ersten, wenn nicht der erste Schriftsteller seiner Zeit. Sein vollständiger Name war Iñigo Lopez de Mendoza, Marques von Santillana, Graf del Real de Manzanares, und er rühmte sich aus dem Geschlecht des Cid zu stammen. Er ward am 19. August 1398 geboren, und da er früh seine Eltern verlor, von einem Oheim erzogen, der es sich angelegen sein ließ, den Geschmack an Studien, sowie an altritterlichen Uebungen in ihm zu wecken. Der Vater des Marques war einer der reichsten Granden seiner Zeit gewesen; während der Minderjährigkeit des Sohnes aber hatten durch Gewaltthaten und Ränke



Iñigo Lopez de Mendoza.

verschiedene Aristokraten einen großen Theil seiner Besitzungen an sich gerissen, und auch der Oheim, der das in der Familie erbliche Amt eines Großalmiranten für seinen Neffen verwaltet hatte, weigerte sich, bei dessen Volljährigkeit von diesem einflußreichen Posten zurückzutreten. Der achtzehnjährige Jüngling aber, voll Schlauheit und Kühnheit, wußte sich den größten Theil seiner Besitzungen zurückzuerobern, und der König, um Streitigkeiten zwischen seinen Vasallen vorzubeugen, entschädigte ihn für die ihm vorenthaltene Stelle eines Großalmiranten mit den Städten Coca und Alayos. Im Jahre 1416 vermählte er sich mit Catalina de Figurera. In den langwierigen Kriegen, die Johann II.

mit seinen Vasallen und seinen Verwandten zu führen hatte, unterstützte ihn Mendoza mit so ausgezeichneter Tapferkeit, daß er sich die Gunst und Liebe seines Königs für alle Zeit erwarb. Die Gründung eines Klosters sicherte ihm auch die Gunst der Geistlichkeit. Auf einem Zuge, den er gegen die Mauren unternahm, ward er krank, und nachdem er seine Genesung auf einer seiner Besitzungen abgewartet hatte, begab er sich nach seinem stark befestigten Schloß Hita, um etwaigen Verfolgungen der königlichen Partei zu entgehen, die einige seiner nächsten Freunde ins Gefängniß geschickt hatte. Erst als es dem König gelungen war, ihn von seinem andauernden Wohlwollen zu überzeugen, verließ er seinen Zufluchtsort. Darauf vergingen ihm einige Jahre in blutigen Familien-Zwistigkeiten, nach deren Beendigung er im Jahre 1438 einen zweiten Feldzug gegen die Mauren unternahm, der mit einem vollständigen Siege Mendoza's und der Wegnahme der Stadt Huelma endigte. Später gewann er auch die Stadt Alcala de Henares, die er aber, trotz der glänzendsten Tapferkeit, in Folge einer Schlacht wieder herausgeben mußte. Sein Einfluß und die Bewunderung, die man ihm zollte, waren in jener Zeit so groß, daß hauptsächlich durch seine Fürsprache und Mitwirkung der, von seinen Verwandten gefangen gehaltene König Johann die Freiheit erhielt; der dankbare Johann belohnte seine außerordentlichen Verdienste mit der Markgrafschaft Santillana, die sich freilich Mendoza erst, da sie sich im Besitz eines andern Granden befand, erobern mußte. Die Lorbeern, die er sich bald darauf abermals in der Schlacht von Olmedo 1445 erwarb, trugen ihm den Titel eines Markgrafen von Santillana und Grafen del Real de Manzanares ein. — Der Marques gehörte zu den heftigsten Gegnern des Alvaro de Luna, obgleich er bei einem glänzenden Turnier in Madrid eine Lanze mit ihm gebrochen und danach freundschaftlich mit ihm banquettirt hatte. Hartes Verfahren des Alvaro gegen einige Freunde Santillana's soll den Grund zu dieser Feindschaft gelegt haben. Nahm der Marques auch nicht unmittelbar an der letzten Verschwörung gegen ihn Theil, so half er doch mittelbar fleißig an dem Schaffot zimmern, das den unglücklichen Alvaro erwartete. Das höchste Ansehen aber erlangte Santillana unter Johanns Nachfolger Heinrich IV., dem er unentbehrlich war. Für ihn schrieb er die Sammlung seiner Sprüchwörter. Im Jahr 1454 starb seine Gemahlin; er stellte in Folge dessen eine Wallfahrt zu Unserer lieben Frau von Guadalupa an, dichtete geistliche Lieder, und beschloß sein reiches und bewegtes Leben im Dienste der Wissenschaft in strenger Zurückgezogenheit am 25. März 1458 zu Guadalajara. —

Der Ruhm Santillana's war so groß und ausgebreitet, daß, wie Juan de Mena uns berichtet, Ausländer nach Spanien kamen, um den Marques kennen zu lernen. Er besaß eine für seine Zeit bewunderungswürdige Gelehrsamkeit, und übereinstimmend preisen seine Zeitgenossen seinen vortrefflichen Charakter und seinen tugendhaften Lebenswandel. Er hinterließ eine zahlreiche Familie und eine kostbare Bibliothek, deren Schätze leider zum großen Theil bei einem Brande, der seinen Palast zerstörte, ein Raub der Flammen wurden; nur wenige werthvolle Manuscripte wurden gerettet. In seinen Werken, die von Allegorien und Gelehrsamkeit strotzen, ist überall die moralische Tendenz vorherrschend. Die werthvollsten seiner Werke sind: das kritische Sendschreiben an den Connetable von Portugal, die Sprüchwörtersammlung (Centiloquio), der Trauergesang auf den Markgrafen von Villena, die Krönung des Mosen Jordi, der Günstlingsspiegel, das kleine Schauspiel von Ponza, (Comedieta de Ponza), die Berglieder (Serranillas), seine Sonnette, die Liebesklage, die Freuden der heiligen Jungfrau und das Trostschreiben an seinen Vetter (Bias contra la fortuna). Hernando del Pulgar, ein hervorragender Schriftsteller einer etwas späteren Zeit, widmet in seinen »claros varones« dem Marques einen Aufsatz, den wir hier in einer Uebersetzung (die sich in der Darstellung der spanischen Literatur im Mittelalter von Ludwig Clarus findet) folgen lassen, und der zugleich als Probe des vortrefflichen Stils Pulgar's dienen mag.

Don Iñigo Lopez de Mendoza, Marques von Santillana, Graf del Real de Manzanares, Herr des Hauses de la Vega, Sohn des Almiranten (Großadmiral) Don Diego Hurtado de Mendoza und Enkel Pedro's Gonzalez de Mendoza, Herrn von Alava, war ein Mann von mittlerer Statur, von proportionirtem Gliederbau, schön von Gesichtszügen, von edlem, castilianischem und sehr altem Geschlechte. Er war ein scharfsinniger und kluger Mann und von so erhabenem Herzen, daß weder große Dinge ihn erschütterten, noch er von geringen weitere Kenntniß nahm. In seiner persönlichen Haltung und in der Sprache seiner Rede zeigte er sich als einen hochgesinnten edlen Mann. Er sprach sehr gut und nie hörte man ihn etwas sagen, welches nicht wegen Gelehrsamkeit oder Annehmlichkeit bemerkenswerth gewesen wäre. Er war höflich und erwies Allen, die ihn besuchten, besonders Männern von Wissenschaft, gebührende Ehre. Als der Almirante, sein Vater, und Donna Leonore de la Vega, seine Mutter, verstorben waren und ihn noch unerwachsen hinterlassen hatten, wurden ihm die asturischen und viele andere Güter entzogen; aber nachdem er zu einem Alter gelangt war, worin er erkannte, daß er um sein väterliches Erbe betrogen war, spornten ihn die Nothwendigkeit, welche gute Einsichten erweckt, und der große Muth, welcher seine Angelegenheiten nicht sinken läßt, zu solchem Eifer, daß er theils durch Proceß, theils mit Hülfe der Waffen seine Güter wiedergewann. Er war ungemein mäßig im Essen und Trinken und übte darin eine außerordentliche Enthaltsamkeit. Sein Leben theilte sich in zwei hauptsächliche Thätigkeiten: die Uebung im Waffenthum und das Studium der Wissenschaft; es thaten weder die Waffen dem Studium Eintrag, noch benahm ihm das Studium die Zeit, um mit Rittern und den Schildknappen seines Hauses sich darüber zu unterhalten, mit welchen Waffen man sich vertheidigen müsse, welche nöthig zum Angriffe seien, wie man den Feind zu treffen suchen müsse, wie Schlachten anzuordnen seien, von der Einrichtung der Lager, über die Art, wie Festungen anzulegen und zu vertheidigen, sowie über andere Gegenstände des Ritterwesens. An dergleichen Unterhaltung fand er wegen der großen Uebung, welche er in seiner Jugend darin hatte, vieles Vergnügen. Und damit die Seinigen aus Erfahrung lernen möchten, was sie ihn als Lehre vortragen hörten, so ließ er in seinem Hause Tourniere veranstalten, auch andere kriegerische Uebungen anordnen, in der Absicht, daß seinen Leuten, wenn sie im Gebrauche der Waffen geübt wären, die Mühseligkeiten des Kriegs leichter würden. Er war selbst ein tüchtiger Ritter und vor dem Kampfe besonnen und gemäßigt, darinnen aber war er kühn und verwegen. Seine Kühnheit war jedoch nicht unüberlegt und in seine Besonnenheit mischte sich keine Feigheit; in vielen Schlachten, die er mit Christen und Mauren hatte, in denen er Sieger oder Besiegter blieb, war er Hauptanführer; namentlich lieferte er den Aragonesen eine Schlacht bei Araviana, eine zweite beim Flusse Toroto, und beide Treffen waren blutig und heftig; denn da man gegenseitig kämpfte, ohne zu fliehen, blieben beiderseits viele Männer und Pferde. Er befand sich mit seinem Volke auf offenem Felde und wiewohl er die Seinigen gegen die Feinde in der Minderzahl erblickte, so hielt er es denselben gegenüber doch für eine größere Niederlage, ohne Kampf den Rücken zu kehren, als zu sterben oder kämpfend das Feld zu räumen; so überließ er sich dem Schlachtenglücke und kämpfte mit solchem Nachdrucke und solcher Anstrengung, daß er, wiewohl verwundet und besiegt, die Ehre und den Ruhm eines tapfern Feldherrn errang. Als der König Johann die Geschicklichkeit des Ritters erfuhr, übertrug er ihm die Feldherrnschaft im Kriege gegen die Mauren. Mit fröhlichem Gesichte übernahm er dieses Amt und führte längs der Grenze dasselbe lange Zeit, lieferte dem Könige von Granada und anderen Feldherren dieses Reiches viele und große Schlachten und Treffen, in denen er Sieger blieb; auch machte er verschiedene verheerende Streifzüge in die Ebene von Granada und nahm die Stadt Huelma mit Waffengewalt; er trieb die Mauren dergestalt in die Enge, daß er noch andere Orte eingenommen und andere große denkwürdige Thaten verrichtet haben würde, wenn nicht der König, durch nothwendige Rücksichten auf einige Ereignisse in seinem Lande gedrungen, ihm geboten hätte, den Krieg zu endigen und Waffenstillstand gegen sie eintreten zu lassen. Er hatte indeß einen so harten Krieg gegen die Mauren geführt, daß er sie unter das Joch der Sklaverei brachte und sie zwang, alljährlich als Tribut eine größere Summe Geldes, als der König erwartet hatte und sie jemals zu gewähren gedacht hatten, zu erlegen. Außer dem Gelde, das sie entrichten mußten, legte er ihnen die Verpflichtung auf, alle Christen, welche in maurischen Landen gefangen sich befanden, frei zu lassen; so machte der Marques sie ihrer Gefangenschaft ledig und setzte sie in Freiheit. Mit großer Klugheit behandelte er das seiner Anführung untergebene Kriegsvolk und wußte nicht minder sein Genosse als Herr zu sein; allein im Befehlen war er nicht stolz und in der Gefährtenschaft nicht unedel; in seinem Herzen hegte er eine Demuth, die ihn zu Gottes Freunde machte und nach Außen verschaffte er sich solche Autorität, daß er der Leute Achtung genoß. Er vertheilte freigebig, was an gewonnener Beute ihm als Feldherrn gebührte, und außerdem vertheilte er noch von seinem Eigenen in Zeiten der Noth; demjenigen, welcher sich für empfangene Gaben bedankte, pflegte er zu sagen: wenn wir demjenigen, welcher uns wohl that, Güter wünschen, müssen wir sie dem geben, welcher uns wohl will. Wenn die Leute seiner Befehlshaberschaft seine Enthaltsamkeit und Freigebigkeit sahen, liebten sie ihn und aus Furcht, ihm verdrießlich zu werden, übertraten sie niemals seine Schlachtordnung. Die römischen Geschichten machen viel Rühmens vom römischen Consul Manlius Torquatus, welcher befohlen hatte, daß Niemand ohne seine Erlaubniß das Lager verlasse, um mit den Feinden der Römer, den Latinern zu kämpfen. Da aber ein Anführer aus dem feindlichen Lager den Sohn des Consuls zu einem Zweikampfe veranlaßt hatte, indem er ihn und das ganze Lager mit Worten höhnte, daß sie eine Ausforderung nicht anzunehmen wagten, wollte der junge Mann die Schmach nicht dulden, welche aus seiner eigenen

Schmach für die Römer hervorging, deshalb ließ er sich in den Kampf ein und tödtete den Feind. Als Sieger stellte er sich mit den erbeuteten Waffen des Ueberwundenen seinem Vater, dem Consul, dar. Dieser aber ließ ihn fesseln und ihn gegen den Willen des ganzen römischen Heeres den Kopf abschlagen, damit er den Uebrigen zur Warnung diene, daß sie nicht ihres Anführers Befehlen zuwider zu handeln wagen möchten; als wenn es kein anderes Mittel gegeben hätte, das Lager im Zaume zu halten, als daß der Feldherr seinen Sohn tödten ließ? Hartnäckig und halsstarrig mußte sicherlich die Empörung der Römer sein, da es für sie eines so grausamen Beispiels bedurfte, auf daß sie ihrem Feldherrn gehorsam würden; fürwahr, ich weiß auch nicht, welche größere Rache der Vater des getödteten Latiners erlangen konnte, als die ihm der Vater des römischen Siegers gewährte. Aus dieser That machen Frontin, Valerius Maximus und andere Schriftsteller ein großes Wesen, indem sie den Vater als strengen Strafer loben und den Sohn als tapfern Sieger; ich weiß aber nicht, wie man den Vater über eine so grausame Strafe, als worüber der Sohn sich beklagt, loben kann, noch wie wir den Sohn loben wegen einer so argen Ueberschreitung, als der Vater demselben beimißt. Wir mögen wohl sagen, daß dieser Consul eine merkwürdige Grausamkeit übte, aber nicht eine des Beispiels würdige Lehre gab, noch weniger aber war er des Lobes werth, denn selbst die Lobredner sagen, daß er um seines Sohnes Tod trauerte und Zeit seines Lebens von der römischen Jugend verabscheut wurde; ich vermag aber nicht zu begreifen, wie ein Betrübter, Verabscheuter gelobt werden müsse. Ich sage nicht, daß die Satzungen der Ritterschaft wegen allgemeiner Uebelstände, welche unbeachtet sich mehren könnten, nicht sollten beobachtet werden; sondern ich meine, man müsse Zusätze, Absonderungen und Auslegungen gestatten; auch müßte der Fürst sie etwas mäßigen, indem er auf Zeit, Ort und Person, andere Umstände und neue Fälle, welche sich ereignen könnten, und welche nicht von der Art und Beschaffenheit sind, daß sie unter den Buchstaben des Gesetzes gefaßt werden könnten, Rücksicht nähme. Und weil diese Umstände von unserm berühmten Helden bei den Heerlagern, welche er befehligte, wohl in Acht genommen wurden, so kann man fürwahr mit größerm Lobe und als ein beachtenswertheres Beispiel seiner erwähnen; denn ohne einen Sohn zu tödten, ohne eine unmenschliche Grausamkeit zu begehen, sondern durch das Ansehen seiner Person und nicht mit der Furcht vor dem Dolche lenkte er seine Leute, ward von Allen geliebt und gehaßt von Niemandem. Als König Johann die leuchtenden Tugenden dieses Ritters erkannt hatte, gab er ihm, wie er denn einer Auszeichnung würdig war, den Titel Marques von Santillana, machte ihn zum Grafen del Real de Manzanares und bereicherte sein Haus und Vermögen; sich selbst vertraute er seiner Person und zuweilen ihm auch die Regierung seiner Länder an; er verwaltete mit solcher Klugheit, daß die Dichter von ihm sagten, am Hofe war er ein großer Phöbus, seiner berühmten Verwaltung wegen und im Felde ein Hannibal wegen seiner großen Tapferkeit. Er war sehr eifrig in dem, was ihm als Mann zu thun oblag, und ein so großer Tadler der Schwächen, die er an Einigen wahrnahm, daß, als er einen Ritter das Unglück, in welchem er sich befand, beweinen sah, er ihm in der Zornaufregung sagte: „O, wie werth des Tadels ist der Ritter, welcher um ein nicht schweres Unglück, das über ihn kommt, Thränen vergießt, wenn es nicht zu den Füßen des Beichtigers geschieht." Er war ein hochsinniger Mann und diese hohe Gesinnung war der Schmuck und das Gewebe aller seiner übrigen Tugenden. Es traf sich eines Tages, daß ihn Jemand in Vermögensangelegenheiten sprach und ihm als einem Mann, der auf dergleichen Dinge wenig Aufmerksamkeiten verwendete, eine Aussicht zeigte, seine Einkünfte zu verbessern. Er erwiderte: „das, was du sagst, ist eine mir fremde Sprache, rede darin mit andern Leuten, welche sie besser verstehen." Denjenigen, welche sich um Vergnügungen bemühten, pflegte er zu sagen, daß ein tugendhaftes Wirken weit vergnügter mache, als ein Leben ohne Tugend, wie vergnüglich dasselbe auch sein möge. Er besaß ein so reges Mitleid, daß jeder Geängstete oder Verfolgte, welcher zu ihm kam, in seinem Hause Schutz und Trost fand ohne Rücksicht auf irgend eine Unannehmlichkeit, welche daraus, daß er sich desselben annahm, für ihn entstehen konnte. Ferner betrachtete er Personen und Sachen nach ihrem wirklichen Wesen und nicht nach der Meinung, die man davon hegte und hierin besaß er eine besondere und fast göttliche Tugend; denn niemals sah man ihn Ausnahmen von Personen machen, er sah nicht darauf, zu welchem Ende und wer und wie beschaffen ein jeder war. Dieser Ritter brachte die Sätze in Verse, welche anfangen: Mein vielgeliebter Sohn u. s. w., in welchen fast alle Vorschriften der Moralphilosophie enthalten sind, deren es zu einem tugendhaften Leben bedarf. Er besaß eine große Menge Bücher und widmete sich dem Studium, vorzüglich der Moralphilosophie, und fremder und alter Geschichten; in seinem Hause hatte er beständig Gelehrte und Magister, mit denen er über die Wissenschaften und die Lectüre, welche ihn beschäftigten, sprach. Er machte auch andere Aufsätze in Prosa und Versen sehr lehrreich, um Tugenden zu befördern und Laster zu unterdrücken; und mit diesen Sachen brachte er die meiste Zeit seiner Zurückgezogenheit hin. Er hatte einen großen Ruhm und angesehenen Namen in vielen Reichen außerhalb Spaniens; allein er hielt die Achtung der Weisen weit höher als einen ausgebreiteten Ruhm. Und weil wir oftmals die Verhältnisse der Menschen ihrem Temperamente angemessen finden, und diejenigen verkehrte Neigungen hegen sehen, die kein gutes Temperament haben, so dürfen wir ohne Zweifel glauben, daß dieser Ritter sich Gott sehr verpflichtet erachtete, da er ihm von Natur ein solches Temperament gegeben, daß er geschickt war, jede Tugend zu üben und ohne große Mühe die Neigung jeder Versuchung zur Sünde zurückzudrängen. Ich will nicht leugnen, daß er nicht einige von jenen Anfechtungen erfuhr, welche unser Geist unserm Fleisch zu veranlassen pflegt; daß er einige Male dem Zorne oder der Wollust unterlag, oder daß er zuweilen in dem, was ihm zu

thun oblag, über das nöthige Maaß hinausging, oder es darin fehlen ließ, da er, wie es der Fall war, in Kriege verwickelt und in andere große Begebenheiten, die sich um ihn her ereigneten, es schwer finden mußte, in einer solchen Menge Irrungen zu leben, ohne selbst zu irren. Allein wenn es wahr ist, daß Tugenden Fröhlichkeit erzeugen und Laster Traurigkeit schaffen, so wie der Ritter denn meistens fröhlich war, so kann man wohl urtheilen, daß ihm weit mehr Tugenden beiwohnten, welche Freudigkeit geben, als ihn Fehler beherrschten, welche Verstimmung herbeiführen. Obgleich er in mehreren Schlachten Unglück hatte, und mehrfaches Leid erfuhr, da ihm Kinder und andere Verwandte starben, so ertrug er dies doch mit jener Seelenstärke, welche Andere lehrte, wie sie zu dulden hätten. Er endigte seine Tage in dem Alter von 60 Jahren in großen Ehren und Glück; und wenn man sagen kann, daß die Menschen, wie Etliche vermeinen, nach dem Tode einiges Glück erlangen, so können wir unbezweifelt annehmen, daß es mit diesem Ritter der Fall war; denn er hinterließ sechs Söhne, deren ältester sein Majorat erbte, dasselbe erweiterte und zur Würde eines Herzogs emporstieg; der zweite Sohn war der Graf von Tendilla, der dritte Graf von Curuña, der vierte Cardinal von Spanien und Erzbischof von Toledo, auch Bischof von Siguenza und einer der größten Prälaten, welche Gottes Kirche in jenen Tagen hatte.*)

Eins der beliebtesten und jedenfalls das verbreitetste der Werke Santillana's ist seine Sprüchwörtersammlung, unter dem Titel: Centiloquio, die Johann zur Unterweisung seines Sohnes Heinrich schreiben ließ; sie besteht aus hundert gereimten Sprüchen, in alttestamentarischer Weise abgefaßt. Im Jahre 1496 wurden sie gedruckt und erfuhren im folgenden Jahrhundert neun bis zehn Auflagen. Ihr dichterischer Werth ist sehr gering anzuschlagen. Nicht zu verwechseln ist diese Sammlung mit einer andern Sammlung ungereimter Sprüchwörter, die ebenfalls von dem Marques herrührt und die augenscheinlich niedergeschrieben wurde, wie er sie aus dem Munde des Volks gehört, eines Volkes, dessen Reichthum an Sprüchwörtern sprüchwörtlich geworden ist. „Wenn Sprüchwörter," sagt Clarus, „ein Erzeugniß und Eigenthum des ganzen Volkes sind, weil sie aus und in Aller Mund kommen, und wenn sie als einzelne Wahrnehmungen des praktischen Geistes die Aussprüche des gesunden Menschenverstandes enthalten, welcher den kürzesten, witzigsten und wahrsten Ausdruck für jene Wahrnehmungen gefunden hat, so mag ein so reichlicher Vorrath an Sprüchen, als die Castilianer aufzuweisen haben, wohl als ein Zeugniß der weiten Verbreitung eines praktischen Sinnes unter diesem Volke angenommen werden. Trivial sind nur wenige der castilianischen Sprüchwörter. Für die gedankenbelebende Kraft derselben spricht der Umstand, daß nun schon Jahrhunderte lang die spanischen Schriftsteller ihren Spruchschatz mit Erfolg ausbeuten, um ihre Erzeugnisse mit diesen beweglichen, funkelnden Denkblitzen zu verzieren. Die besondern, auf Volkssitte und Volksgewohnheit beruhenden Eigenthümlichkeiten, welche die Sprüchwörter zu einem Nationaleigenthum machen, begründen die Schwierigkeit, nicht selten die Unmöglichkeit, dergleichen Sprüche aus einer Sprache in die andere und vollends wörtlich zu übertragen. Will man sie durch eine Umschreibung begreiflich machen, so hören sie auf Sprüchwörter zu sein, oder sie verwandeln sich aus goldenen in bleierne und noch werthlosere Sprüche." —

Der Günstlingsspiegel (doctrinal de privados) ist ein längeres Gedicht in Redondilienform. Der Schatten des unglücklichen Alvaro de Luna tritt darin auf, beichtet selbst seine Sünden und abstrahirt aus seinem Leben und Leiden moralische Wahrheiten, politische und Sittenlehren. Am Schluß spricht er auf eine sanfte und rührende Weise seine tiefe Reue aus und ruft die Gnade Gottes an. — Der Trauergesang auf den Markgrafen von Villena, eine lyrisch-allegorische Dichtung, die sich durch harmonische Verse und einzelne poetische Schilderungen auszeichnet, ist augenscheinlich dem Anfang der Danteschen Hölle nachgeahmt. Nach Clarus Vorgang erzählen wir den Inhalt wie folgt: „Der Marques verirrt sich im Traum in eine Wildniß. Wüthende und gräßliche Thiere umringen ihn; allein er schreitet muthig fort. Töne entsetzlichen Jammers treffen sein Ohr. Endlich

---

*) Vergl. Clarus, Bd. II. S. 52.

gewahrt er in Schmerz aufgelöste Nymphen, welche ihre Trauer durch Absingung der Verdienste Villena's an den Tag legen und beschwichtigen. Wenn man ihre Bemerkungen wörtlich verstehen wollte, so wäre mit ihm das allergrößte Licht erloschen und vom Leuchter in die Grube gelegt, das je seinen Schein der Erde geliehen hat. Die Nymphen klagen nämlich, daß sie einen Homer verloren, welcher die Ehre des heiligen Berges gewesen, den sie bewohnen, einen Ovid, den sie mit dem geliebten Lorbeer gekrönt, einen Horaz, der sie bei dem Beginne jedes Gedichtes angerufen. Sie betrauern in ihm den Verlust eines Livius, eines Virgil, Macrobius, Valerius, Sallustius, Magnäus (?), Seneca, eines Cäsar und Casalian (?), Böethius, Petrarca, Fulgentius, Dante, Gaufra, Terenz, Juvenal, Statius und Quintilian. Und alle diese Namen haben sich in die übrigens wohlgebauten versos de arte mayor, deren sich der Dichter bediente, hineinzwängen lassen müssen. Vor solchem Wust zeichnen sich der Eingang, welcher die Schilderung eines Winterabends enthält, und Stellen, wie die folgende, vortheilhaft aus: „Dich allein anzurufen gefällt mir, o süße Leier, süßer als die des Orpheus; denn deine Hilfe allein wird meiner ungefügen Hand zu Gebote stehen. O Bibliothek (?) des Sanges der Sterblichen, süß strömender Quell großer Beredsamkeit, gieße du hohe und heilige Klugheit über mich aus, damit ich deine Klage verständlich machen kann. Um die Stunde der vorhin gedachten Zeit erblickte ich mich, einem Kinde gleich, das man aus der Wiege gehoben — ich weiß nicht, ob es Blendwerk oder Zufall war — ganz allein am Fuße eines Hügels; dichter Wald, jedem Wohnorte fern, erstreckte sich in Einöde so schrecklich über das Land dahin, daß ich, obwohl mich unschuldig fühlend, erzittre, es weitläufig zu beschreiben. Nicht sah ich mehr den von Menschen betretenen Pfad, noch Fußtapfen, welche mich leiten konnten; keinen Menschen, an den ich mich in so verzweifelter Lage um Rath hätte wenden mögen. Ein einziger, wenig beschrittener Steig führte mitten hinein in das gewaltige Dickicht, und der dianeische Strahl zeigte mir denselben wie eine die Höhe hinanklimmende Heerde" u. s. w. Der Dichter beschreitet denselben, er führt ihn an gräßlichen Höhlen und an wilden Bestien vorüber, wie Hippolytus, Faunus, Chiron und Mathias nicht erblickt und der idäische Wald nicht enthalten haben mag. — Das grimmige Aussehen dieser Ungethüme wird grimmig genug geschildert. Der Dichter entschuldigt sich über seinen „niedrigen Stil", welcher alle diese Schrecknisse nicht würdig genug schildert. Die Trauer des Gesindes, welches Villena hinterlassen, wird zwischendurch durch mächtige mythologische Gleichnisse erläutert, an denen es auch im Fortgange nicht fehlt, bis der Dichter, nicht minder ermüdet als Dante am Acheron, auf dem Gipfel seines Berges anlangt, von wo er die neun Jungfrauen erblickt, deren Klagesänge vernimmt, und sich zuletzt beim Erwachen ganz prosaisch in seinem Bette findet. — Ein anderes Lobgedicht allegorischer Art ist dem berühmten catalonischen Troubadour Mosen Jordi gewidmet und heißt die Krönung des Mosen Jordi (Coronacion de Mosen Jordi). In naiv lieblicher Weise erzählt uns der Dichter, wie ihm in ihrem himmlischen Lusthain die Göttin Venus in überirdischer Schönheit erschienen sei, umgeben von Lucian, Virgil und Homer; die drei Dichter begehren die Lorbeerkrone für Mosen Jordi, und auf einen Wink der Venus wird ihm der vollste Dichterkranz aufs Haupt gedrückt. — Ungleich schöner und lieblicher aber als die genannten Dichtungen sind die Serranillas (Berglieder) Santillana's, die sich den besten Liedern, welche aus der castilianischen Volkspoesie hervorgegangen sind, an die Seite stellen können. Von unnachahmlichem Reiz und zauberhafter Süße ist das kleine Berglied an die Hirtin von Finojasa, die er, die Heerden ihres Vaters hütend, auf einer Wiese traf; das jedoch seines echten Volkstons wegen unübersetzbar ist. — Eine schwermuthsvolle Stimmung und ein tief poetischer Sinn fesselt uns in der „Liebesklage", die, in melodischer Sprache geschrieben, sich auf das tragische Geschick „Macias des Verliebten" bezieht, eines Dichters jener Zeit, von dem später die Rede sein wird. — Die zahlreichen Sonnette des Marques, von denen 17 gedruckt sind, und deren

italienische Form er zuerst in Spanien einführte, sind durch ihre Formvollendung, nicht aber durch ihren poetischen Gehalt ausgezeichnet. Als literarische Merkwürdigkeit mag eines seiner Sonnette, in der Uebersetzung von Clarus, hier eine Stelle finden:

Entfernt von Euch und nahe stets dem Leide,
An Freuden arm, von Trauer reich umgeben,
Der Ruh' entbehrend, bei beständ'gem Schweben
In Todes Angst und vor des Schmerzes Schneide,

Entblößt von Hoffnung, aber eine Weide
Maßlosen Weh's, der Strenge hingegeben,
Entflieht in Unlust mir das ganze Leben,
Verfolgt mich Tod mit nimmer ruh'ndem Neide.

Es reichen nicht den heißen Durst zu stillen,
Der mein Verlangen quält, des Tajo Wogen,
Mag auch die schwache Guadiana quillen,
Mit ihr kommt nimmer Hülfe mir gezogen.
Nur Guadalquivir wird es erlangen,
Zu heilen mich, zu stillen mein Verlangen.

Ebenso unbedeutend und von geringem poetischem Werthe sind seine „Freuden der heiligen Jungfrau", wenngleich er die Gebenedeite auf seiner Wallfahrt nach Guadalupe mit Worten voll maßloser Ueberschwänglichkeit begrüßt. „Jungfrau," ruft er sie an, „ewige Braut des Vaters, welcher dich von Anbeginn schuf zur Wohlfahrt dieses beklagenswerthen Lebens, Rose des geheiligten Gartens, köstliche Perle, Quell geweihten Wassers, Abglanz der endlosen Güte, Brief aus Gottes eigener Hand, glorreiche Gebieterin! Unaussprechliche, schöner als die Schönsten, Schatz heiliger Dinge, weiße Lilie, fruchtbarer Ueberfluß vollkommener Liebe, Palme der Demuth, Kraft der Menschheit, in jeglicher Stunde schreckliche Rüstung der Christenheit! Prachtvoller, fruchtbarer Oelbaum auf den Gefilden Sions, Lied Salomons, edler Sproß, Edelstein des Morgenlandes, Topas aus königlichem Schacht, als heilig und würdig Auserlesene für die Gegenwart Gottes, vor welcher der Himmel sich neigt, als vor einer mächtigen Königin!" — 180 Stanzen lang ist das Trostschreiben Santillana's an seinen Vetter, den Grafen von Alba, der vom Könige gefangen gehalten wurde. Dieses Gedicht, das er „Bias contra la fortuna" nannte, besteht in einem gereimten Gespräch zwischen dem griechischen Weisen Bias und dem Glück. Trotz eines Wustes von Gelehrsamkeit sprechen uns darin aus melodischen Versen eine lebendig poetische Stimmung und anmuthige Schilderungen an. Das Glück prahlt im Bewußtsein seiner Macht. Bias, der Weise, antwortet mit Geringschätzung und verlacht das Glück, das ihn mit Armuth, Krankheit und Elend jeder Art bedroht; aus dem Schatz seiner Weisheit entnimmt er für jegliches Uebel ein Heilmittel. Schließlich stellt ihm das Glück einen jähen Tod in Aussicht, und er drückt seine Freude über die Seligkeiten des Jenseits aus.

Das Drama des Marques, betitelt „das kleine Schauspiel von Ponza", werden wir später bei der Geschichte der spanischen Bühne besprechen.

Wir kommen jetzt zu dem letzten und berühmtesten seiner Werke, dem kritischen Sendschreiben an den Connetable von Portugal, das zu allen Zeiten von den Literatoren vielfach benutzt und citirt worden ist und dem wir manche werthvolle Mittheilung über die ältere castilianische Poesie verdanken, wenngleich die ersten, volksthümlichen Denkmale derselben, wie der Cid und die naiven Dichtungen des Berceo, von dem Verfasser nicht erwähnt werden. Neben nicht geringer Urtheilskraft in Bezug auf einzelne poetische Erzeugnisse, macht sich darin überall die größte Geringschätzung der castilianischen Volkspoesie und ein völliges Verkennen des eigentlichen Wesens der Poesie bemerkbar; sie war dem Verfasser nicht eine Kunst von Gottes Gnaden, nicht der himmlische Funke, der die Brust

des Erwählten entzündet, sondern, wie dem Villena, ist sie ihm eine Wissenschaft, die durch Fleiß und Gelehrsamkeit angeeignet werden kann und von beiden getragen werden muß. Von dem Marques, dessen Gelehrsamkeit sich fast in allen seinen Werken auf eine pedantisch lächerliche Weise breit macht, sagt Sismondi, daß er das ganze Mittelalter um Citate brandschatze. Unseres Wissens findet sich nur in der Literaturgeschichte von Clarus eine vollständige Uebersetzung des Sendschreibens; wir geben diese vortreffliche Uebersetzung hier wieder.

Sendschreiben an Don Pedro, Connetable von Portugal.

Vor einigen Tagen hat mich Alvar Gonzalez de Alcantara, ein Anhänger und Diener vom Hause Eures Vaters, des Herrn Infanten Don Pedro, erlauchten Herzogs von Coimbra, in Eurem Namen, mein Herr, ersucht, meine Schriften und Lieder Euer Gnaden zu übersenden. Wahrlich Herr, wichtigere, wenngleich für mich mühsamere Handlungen würde ich Eurem Adel zu gefallen gern verrichten; denn meine Werke, oder wenigstens deren größerer Theil, behandeln nicht solche Gegenstände und sind auch nicht so wohl gelungen und ausgearbeitet, daß dieselben eine Sammlung zu verdienen scheinen. Denn mit dem Apostel kann ich sagen: cum essem parvulus cogitabam ut parvulus, loquebar ut parvulus. Dergleichen fröhliche und ergötzliche Sachen thun sich hervor und vereinigen sich in der Zeit der frischen Jugend mit der Liebe für zierliche Kleidung, Carroussel-reiten und anderen ritterlichen Uebungen; und so, Herr, findet Ihr jetzt an vielen Dingen Gefallen, die mir schon jetzt nicht mehr gefallen oder gefallen dürfen. Inzwischen, mein trefflicher Herr, habe ich aus Eifer, daß mein Wille nicht anders ausgelegt werden möge, als derselbe ist, und dem Eurigen kein Hinderniß entgegengesetzt werde, demselben vielmehr ein Genüge geschehe, hier und dort aus fremden Büchern und Liedersammlungen einige Stücke in der Ordnung, als ich dieselben producirte, zusammenlesen und abschreiben lassen, die ich Euch in diesem Büchlein übersende. Wie unvollkommen mir auch, mein Herr, diese meine Werkchen, welche Ihr befohlen habt, und wie sehr vielleicht auch noch unter der Ansicht, die ich davon habe, sein mögen, so kann ich Euch doch versichern, wie mich's unendlich erfreut, daß Alles, was eine poetische Seite annimmt, Euch gefällt. Hiervon überzeugen mich nicht nur Eure angenehmen Befehle, sondern auch einige sehr gefällige Sachen, die ich gesehen habe und welche Euer Talent hervorgebracht hatte. Hier waltet wahrlich ein göttlicher Eifer, eine himmlische Regung, ein unersättliches Speisen des Geistes; er sucht, wie die Materie, nach einer Form und in der Unvollkommenheit nach Vervollkommnung; diese Wissenschaft der Poesie und die fröhliche Kunst kamen auch stets nur auf edle und erhabene Geister herab. Und welche Bewandtniß hat es mit der Poesie, welche man in unserer Landessprache die fröhliche Kunst (gaya Sciencia) nennt, anders, als daß dieselbe eine Erdichtung nützlicher Sachen ist, die, verborgen oder von einer sehr schönen Hülle umschleiert, nach einer gewissen Berechnung und nach Abmessung und Wägung geordnet unterschieden und versteckt sind? Und sicherlich, mein trefflicher Herr, irren diejenigen, welche da denken oder sagen, daß dergleichen Sachen allein frivol und ausgelassen sind. Denn gleich wie die Frucht hegenden Gärten Fülle haben und zu allen Jahreszeiten die angemessenen Früchte hervorbringen, so gebrauchen die wohlerzogenen und gelehrten Leute, denen jene Wissenschaften von oben her eingegossen sind, dieselben und deren Ausübung nach dem Alter. Und wenn die Wissenschaften, wie Cicero will, Gegenstände sind, wonach man streben soll, welche leistet mehr, welche ist edler oder des Menschen würdiger, welche von größerer Ausbreitung unter dem menschlichen Geschlechte? Wenn in ihnen Dunkelheit und Verworrenheit stattfindet, wer weiset dieselben klarer nach als die Beredsamkeit, die süße und schöne Sprache, sei es in gebundenem Worte oder in Prosa? Wie sehr die Reime vor der ungefesselten Prosa Vorzug und Beifall verdienen, ist auch unter denen eine ausgemachte Sache, welche nicht im (poetischen) Streite hohe Ehren erringen wollen. Und wenn ich den Weg der Stoiker verfolge, welche mit großem Fleiße dem Ursprunge und Grunde der Dinge nachforschten, so muß ich sagen, daß die Verskunst der Zeit nach früher und der Vollkommenheit und ihrem Ansehen nach vorzüglicher gewesen ist, als die ungebundene Prosa. Isidor aus Karthago, der heilige Bischof von Hispalis, bezeugt und bestätigt dies und behauptet, daß Moses der erste gewesen sei, welcher Verse versuchte und in abgemessener Rede gesungen hat; er besang und weissagte in Versen die Ankunft des Messias; und nach ihm besang Josua die Einnahme von Gabaon; David besang in Versen den Sieg über die Philistäer und die Herstellung der Bundeslade, und alle fünf Bücher des Psalters. Die Juden behaupten indeß, daß wir nicht in dem Maße als sie Geschmack an dieser süßen Weise empfinden könnten. Salomo versificirte seine Sprüchwörter; einige Sachen im Hiob sind in Reimen, namentlich die Trostworte, welche die Freunde seinen Klagen entgegenstellten.

Unter den Griechen will man Hekatäus den Milesier und nachher Pherecydes den Tyrier und Homer, den Dante das Haupt der Dichter nennt, zu den ersten Dichtern machen. Unter den Lateinern macht man Ennius zum ersten, obgleich man versichert, daß Virgil im Lateinischen ehemals und jetzt die Oberherrschaft in der Sprache geübt habe; diesen Platz weist ihm auch Dante an, wo er den Schatten Sordello's des Mantuaners sagen läßt:

O' gloria del Latin solo per cui
Mostro cio che potea la lingua nostra!
O precio eterno del loco ove io fuy.

Und darum halte ich sie (Dichtkunst) für eine Wissenschaft; als solche ist sie sonderlich Gott angenehm und sodann den Menschen aller Art und Abstammung. Auch Cassiodor bestätigt dies in seinem Buche de variis causis, indem er sagt: „Aller Glanz der Beredsamkeit, jede Art und Weise der Poesie oder poetischen Rede und Erfindung, alle Mannigfaltigkeit hatte ihren Ursprung in der heiligen Schrift." Sie singt man in den Gott gewidmeten Tempeln; sie wird an kaiserlichen und königlichen Höfen und Palästen freundlich aufgenommen. Die Märkte, die Plätze, die Feste und herrlichen Gelage sind ohne sie dumpf und in Stummheit versunken. Und welche Gegenstände giebt es, wage ich zu fragen, bei denen diese Kunst als nothwendig nicht auftritt und dient? Die Epithalamien, Lieder, welche auf Hochzeiten zum Lobe der Neuvermählten gesungen werden, sind in gemessener Rede gedichtet. Auch die Hirten bedienen sich derselben in verschiedenem Maße und dies sind die Weisen, welche die Poeten bukolische nennen. Zu einer anderen Zeit sang man bei der Asche und den Bestattungen der Verstorbenen elegische Weisen, und dies findet noch hier und da Statt, wo man dieselben endechas nennt. In dieser Manier besang Jeremias Jerusalems Zerstörung; Cajus Cäsar und die Kaiser Octavianus Augustus, Tiberius und Titus machten bewunderungswürdige Verse und gefielen sich in jedem Metrum.

Aber lassen wir die alten Geschichten und treten unseren Zeiten näher. Der König Robert von Neapel, ein tapferer und angesehener Fürst, fand solchen Geschmack an dieser Kunst, daß er den Messer Francesco Petrarca mit dem Dichterlorbeer krönte und lange Zeit bei sich im neuen Schlosse zu Neapel behielt. Er unterhielt sich und verkehrte sehr häufig mit ihm über diese Kunst, wodurch jener sich ihm sehr angenehm machte und sein vertrauter Freund ward; dort soll er auch viele seiner lateinischen und italienischen Werke verfaßt haben, unter anderen das Buch Rerum memorandarum, seine Eklogen und viele Sonnette, namentlich das auf den Tod unseres Königs, welches anfängt:

Rotta è l'alta colonna, e'l verde Lauro.

Johann Bocaccio, ein vortrefflicher Dichter und ausgezeichneter Redner, hat nach Versicherung des Königs Johann von Cypern sich auf das Studium dieser lieblichen Kunst mehr als auf irgend eine andere gelegt; dies scheint er auch in der Einleitung zu seinem Buche von der Genealogie oder Abstammung der heidnischen Gottheiten, wo er mit dem Abgeordneten oder Gesandten des Fürsten von Parma spricht, haben andeuten zu wollen. — Wie und auf welche Weise, mein Herr, diese Kunst zuerst in die Hände der Romancisten oder der Unsrigen gerathen ist, würde eine schwierige Untersuchung und mühsame Forschung erfordern. Wenn wir aber nun von den uns entfernt und abwärts liegenden Gegenden, Landen und Gebieten hinwegsehen, so läßt sich nicht daran zweifeln, daß in allen diese Kunst geübt worden und noch geübt wird; und meistens geschieht dies in den drei Abstufungen vom Erhabenen, Mittleren und Niedrigen. Das Erhabene kann man denjenigen beilegen, welche in griechischer und lateinischer Sprache ihre Werke in Versen schrieben. Der mittleren Gattung bedienten sich diejenigen, welche in der Landessprache schrieben, als Guido Guinicelli aus Bologna und Arnaut Daniel aus der Provence. Ich habe zwar von diesen kein Werk gesehen; allein es wird von Einigen behauptet, daß sie die ersten waren, welche im Romanzo Terzinen und Sonnette dichteten. Niedrig sind diejenigen, welche ohne irgend eine Regel oder Vorschrift diejenigen Lieder und Romanzen verfertigen, woran die niedrige, dienende Klasse des Volks sich erfreut. — Nach dem Guido und Arnaut Daniel schrieb Dante auf eine zierliche Art in Terzinen seine drei Comödien: Hölle, Fegfeuer, Paradies, Messer Francesco Petrarca seine Triumphe, Cecio von Ascoli das Buch de proprietatibus rerum, Johann Boccaz das „Nienfale" überschriebene Buch, dem er nach Art von Boëthius consolatario Prosa von großer rednerischer Schönheit beimischte. Diese und viele Andere componirten in einer anderen Form sogenannte Sonnette und Canzonen in italienischen Versen.

Von den limosinischen Landschaften und Grenzen verbreiteten sich diese Künste nach Gallien und nach dem Westen in unser Spanien, wo man sie auf eine kluge und schöne Art gebrauchte. Die Gallier und Franzosen schrieben in verschiedenen Weisen Reime und Verse, welche in der Zählung der Füße und Abschnitte verschieden sind. Das Wägen und Zählen der Silben bei den Terzinen, Sonnetten und Canzonen geschieht auf dieselbe Art als bei den Balladen; obgleich bei den einen wie bei den anderen einige verstümmelte Füße, welche wir medios pies und die Limosiner, Franzosen und Catalonier biogs nennen, vorkommen.

Unter diesen gab es sehr gelehrte und ausgezeichnete Leute in diesen Künsten: Juan Lorris dichtete den Roman von der Rose, welcher, wie man sagt, die Kunst der Liebe vollkommen in sich schließt; Meister Jean Copinet aus der Stadt Meun beendete denselben. Michaut schrieb einen starken Band voll Balladen, Canzonen, Lays, Virolais, *) und bediente sich bei vielen derselben der Assonanz. Meister Otho von Granson, ein tapferer und mannhafter Ritter, bediente sich einer

*) Seltsamer Weise liest Sarmiento „Luis Virolais" (§. 361) und macht daraus einen castilianischen Dichter, was ihm Sanchez I. S. 71 sehr übel nimmt.

erhabenen und süßen Weise in dieser Kunst. Alain Chartier, ein sehr berühmter neuer Dichter, Secretair des jetzigen Königs Ludwigs (XI.) von Frankreich, verfertigte Verse und Lieder mit großer Zierlichkeit und schrieb den Streit der vier Damen — die schöne Dame Samersi (sans mercy) — la reveille — matin — la grand Pastora — le bréviaire des nobles — l'hôpital d'amours — welche Sachen wahrlich schön und anmuthig anzuhören sind.

Die Italiener ziehe ich mit Vorbehalt der Meinung besser Unterrichteter den Franzosen in der Hinsicht vor, daß ihre Werke von einem höheren Geiste zeugen und sie dieselben mit schönen und seltenen Geschichten zieren und durchflechten; die Franzosen haben vor den Italienern sich über das Versmaß und den Reim nicht hinaus erstreckt. Sie setzen ihre Lieder in Musik und singen dieselben in angenehmen, mannigfaltigen Weisen; die Musik steht ihnen dergestalt zu Gebote und ist ihnen so geläufig, daß es scheint, als ob die großen Weisen Orpheus, Pythagoras und Empedokles unter ihnen geboren wären. Diese besänftigten, wie geschrieben steht, nicht allein die rasenden Leidenschaften der Menschen, sondern auch die Furien der Hölle durch die wohltönende Weise und den süßen Klang ihrer Gesänge. Und wer zweifelt daran, daß, wie grünes Laub zur Zeit des Frühlings die entblättert stehenden Bäume überzieht und schmückt, süße Stimmen und herrliche Töne nicht den Schmuck und die Zier jedes Reimes, Metrums und Verses bilden, von welcher Kunst, Gewicht oder Maß sie auch sein mögen? Die Catalonier, Valencianer und mehre Aragonesen waren und sind große Freunde dieser Kunst. Sie schrieben zuerst in gereimter Weise, in einer Art langer Verse, von denen einige sich reimten, andere nicht. Hierauf pflegten sie in zehnsilbigen Versen nach Art der Limosiner zu dichten. Unter ihnen gab es in Bezug auf Erfindung und Versbau ausgezeichnete Leute. Guillen de Bergueda, ein edler und angesehener Ritter und Pao de Benlibre erlangten unter ihnen großen Ruhm. Mosen Pero March der Alte, ein tapferer und edler Rittersmann, dichtete sehr anmuthige Sachen und schrieb unter anderen Sprüchwörter voll tiefer Moral. In unseren Tagen blühte Mosen Jorde de Sant Jorde, ein weiser Ritter; derselbe dichtete sehr schöne Sachen, welche er selbst absang; er war ein trefflicher Musiker und dichtete unter anderen eine Canzone aus Gegensätzen, welche anfängt:

tosions aprench è desaprench ensems.

Er dichtete „der Liebe Leiden", worin er viele gute alte Lieder von sich selber und Anderen wieder aufnahm. Mosen Febler's Werke sind von Adel; Einige versichern, er habe den Dante aus dem Florentinischen ins Catalonische übersetzt, ohne in der Ordnung des Versmaßes und Reimes nachzustehen. Mosen Ausias March, welcher noch lebt, ist ein großer Troubadour und ein Mann von sehr erhabenem Geiste. — Unter uns gebrauchte man Anfangs sehr vielerlei Versweisen, wie das Buch von Alexander — los volos del Pavon, — ferner das Buch vom Erzpriester von Hita. In derselben Weise schrieb Pero Lopez de Ayala der Alte ein Buch über die „Sitten des Palastes", welches man Reime nannte. Hierauf erfand man die Verse, welche man de arte mayor nennt und welche, wie ich glaube, die gewöhnliche Dichtungsart in den Königreichen Galicien und Portugal waren, weßhalb nicht bezweifelt werden mag, daß die Uebung dieser Verskunst dort eifriger als in irgend einer anderen Provinz oder Gegend von Spanien getrieben ward, und dies war in dem Grade der Fall, daß noch vor Kurzem alle Reimer und Troubadoure jener Landstriche, mochten sie Castilianer, Andalusier oder aus Estremadura sein, ihre sämmtlichen Werke in galicischer oder portugiesischer Sprache verfaßten. Und es ist gewiß, daß wir von jenen auch die Kunstausdrücke: maestria mayor und menor — encadenados — lexapren und momsobre erhielten. — Ich erinnere mich, mein trefflicher Herr, in früher Jugend, da ich noch ein kleiner Knabe war, bei meiner Großmutter Donna Mencia de Cisneros unter anderen Büchern einen dicken Band voll Cantigas, Serranas, portugiesische und galicische Sprüche gesehen zu haben, deren größerer Theil vom König Dionys von Portugal herrührte, welcher, wie ich glaube, Euer Urgroßvater war. Alle diejenigen, welche seine Werke lasen, lobten dieselben wegen der feinen Erfindung und der lieblichen angenehmen Rede. Andere (Gedichte) rührten von Johann Soarez de Pavia her, welcher in Galicien wegen seiner Liebe zu einer Infantin von Portugal gestorben sein soll, ferner waren dergleichen von einem Fernan Gonzales de Sanabria vorhanden. Hiernächst folgten Gedichte von Vasco Perez de Camoes und Fernan Casquicio und dem großen verliebten Macias, von welchem sich nur vier Liebesgedichte voll schöner Gedanken vorfanden, nämlich:

1) Cativo de miña tristura.
2) Amor cruel e brioso.
3) Señor en que fiancé.
4) Probe de buscar mesura.

In Castilien war König Alonso der Weise ein trefflicher Dichter und ich habe einige seiner Poesien gesehen, es wird erzählt, daß er auch erhabene Sachen im Lateinischen gedichtet habe. Nach ihm folgten Don Juan de la Cerda und Pero Gonzalez de Mendoza, mein Großvater; derselbe machte schöne Canzonen, unter anderen die

Pero te sirvo sin arte,

ferner eine auf die Nonnen von Zaydia, als der König Don Pedro Valencia belagerte. Sie fängt an:

A las riberas de un rio.

Er hatte auch nach Art der Schauspieldichter eine Art Wechselgesänge, wie die Plautinischen und Terentianischen gedichtet. In diesen Zeiten trat auch ein Jude auf, welcher sich Rabbi Santo nannte und sehr artige Sachen schrieb, unter anderen moralische Sprüchwörter, worin viele fürwahr sehr empfehlungswürdige Gedanken sich befinden. Bei angesehenen Leuten verschaffte er sich als Troubadour Achtung, denn wie er sagt:

Non vale el Azor menos,
Por nascer en vil nio,
Nin los exemplos buenos,
Por los decir Judio.

(Der Edelstein gilt nicht weniger, weil er auf gemeinem Boden entstand; ebenso gute Regeln (Beispiele), weil sie ein Jude vorträgt.)

Alfonso Gonzales de Castro, aus der hiesigen Stadt Guadalaxara gebürtig, dichtete trefflich und componirte die Canzone:

Con tan alto poderlo,
Vedes que descortesia.

Nach diesen lebte um die Zeit des Königs Don Juan der Archidiaconus von Toro. Dieser dichtete:

Crueldad y trocomento
und
de quien cuido é cuidé,

und Garzi Fernandez von Gerena. — Seit den Zeiten Don Enrique's glorreichen Andenkens, des Vaters unseres Königs, und bis in unsere Tage begann sich diese Kunst mit größerer Zierlichkeit zu entfalten und es hat darin sehr gelehrte Leute gegeben, vorzüglich Alfonso Alvarez de Illiescas, einen großen Reimsprecher; von ihm kann man das sagen, was zu Ovids Lobe ein großer Geschichtsschreiber anführt: daß alle seine Worte und Reden Metrum gewesen seien. Er schrieb so viele Weisen und Lieder, daß es viel zu weitläufig und für unser Unternehmen viel zu ausführlich sein würde, wenn wir uns darauf einlassen wollten, auch nur die Anfangsstrophen jedes Gedichtes anzuführen. Sowohl deshalb, als weil seine Werke überall bekannt und verbreitet sind, wollen wir zu Messer Francisco Imperial übergehen, welchen ich nicht einen Reimer oder Troubadour, sondern einen Poeten nennen möchte, weil es ausgemacht ist, daß, wofern Jemand in diesen abendländischen Gegenden die Belohnung dieses Triumphes und die Krönung mit dem Lorbeer verdiente, er dessen vor Allen bei weitem am würdigsten ist. Er machte bei der Geburt unseres Königs das berühmte Gedicht:

En dos setecientos;

und dichtete noch viele andere gefällige und löbliche Sachen.

Fernan Sanchez Calvera, Comthur des Calatrava-Ordens, verfertigte sehr gute Weisen. Don Pedro Velez de Guevara, mein Oheim, ein beliebter und edler Ritter, schrieb gleichfalls einige artige Gedichte und Lieder. Mein Oheim Fernan Perez Guzman, ein in manchen guten Wissenschaften bewanderter Ritter, hat viele metrischen Sachen componirt, unter anderen die Aufschrift auf das Grabmal meines Herrn, des Almiranten Don Diego Furtado, welche anfängt:

Hombre que vienes de aqui presente.

Er machte auch noch viele Gedichte und Lieder der Liebe, und vor nicht gar langer Zeit schrieb er Sprüchwörter voll hoher Gedanken, und ein anderes sehr nützliches und wohlgerathenes Werk von den vier Cardinaltugenden.

Dem erlauchten Herzoge Don Fadrique, meinem Herrn und Bruder (Schwager), gefiel diese Kunst sehr und er dichtete angenehme Weisen und Sprüche; auch hatte er in seinem Hause große Troubadours, besonders Fernan Rodriguez Puerto-Carrero, Juan de Gayoso und Alonso Gayoso de Morana. — Fernan Manuel de Lando, ein ehrenhafter Ritter, schrieb viele gute Gedichte und ahmte mehr als ein anderer dem Messer Francisco Imperial nach; er dichtete gute Lobgesänge auf die heilige Jungfrau — und mehrere Ausforderungsgedichte gegen Alonso Alvarez über verschiedene Gegenstände, wohl angeordnet. Ich unterlasse es, diejenigen, welche nach diesen Zeiten dichteten oder es noch thun, namhaft zu machen, weil Ihr, mein sehr edler Herr, von Allem, was ich über dieselben würde sagen können, unterrichtet seid und Kunde habt. Ihr mögt Euch nicht wundern, Herr, daß ich in dieser Vorrede so weit und breit über die alten und hiernächst unsere Schriftsteller und einige ihrer Werke gesprochen habe, und daß dies aus einer Art Müßigkeit hervorgegangen sein mag, von welcher mein Alter eben so wenig, als der Drang der Zeiten mich haben losmachen können. So wie sie mir aber in meinem jugendlichen Alter gefielen, so fand ich gegenwärtig ihre Erwähnung nothwendig, denn wie der Dichter Horaz sagt:

Quem nova concepit olla servabit odorem.

Unter allen diesen, mein erlauchter Herr, sowohl Italienern als Provençalen, Cataloniern, Portugiesen und Galiciern, sowie allen übrigen Nationen zieht man die aus dem cisalpinischen

Gallien und aus Aquitanien bei weitem vor und giebt ihnen die Ehre und den Vorrang in diesen Künsten. Die Art, warum und wie? lasse ich unerwähnt, da ich solches im Vorworte zu meinen Sprüchwörtern bereits erwähnt habe. Aus diesen und noch viel anderen Gründen, welche von mir und von Jemand, der sich noch besser darauf verstünde, weitläufiger auseinander gesetzt werden könnten, kann Euer Gnaden abnehmen, in welcher Achtung und wie geschätzt und empfohlen diese Künste sein müssen, und wie sehr Ihr, mein trefflicher Herr, es schätzen müßt, daß die Jungfrauen, welche unaufhörlich die Quelle des Helikon umtanzen, in dieser jetzigen Zeit Euch verdienter Weise in ihren Reigen aufgenommen haben. Darum, Herr, ersuche und ermuntere ich Euer Gnaden, daß Ihr, so lange noch Klotho den Faden spinnt, Euren hohen Sinn und Eure Feder in der Erfindung schöner Gedichte und in deren gefälliger Ordnung und Regel nicht ermüden laßt, damit, wenn Atropos den Faden zerschneidet, Euch delphische und martialische Ehren in gleichem Maße zu Theil werden.

Juan de Mena. — Die Dichterfamilie Manrique.

Gleich dem Marques von Santillana war Juan de Mena einer der hervorragendsten Dichter seiner Zeit, ein Jünger der Kunstpoesie, dem seine Zeitgenossen den ruhmvollen Beinamen des „spanischen Ennius" gaben. Er wurde im Jahre 1411 zu Cordova geboren. Von niedriger Herkunft, verdankte er seinen Ruhm nur seinen Werken. Frühe verwaist, ward er von Verwandten erzogen, und bekleidete schon als 23jähriger Jüngling ein selbstständiges Amt in seiner Vaterstadt, das er jedoch bald wieder aufgab, um sich an der Universität zu Salamanca dem Studium des Alterthums und der Geschichte zu widmen. Später begab er sich, um seine wissenschaftliche Bildung zu vollenden, nach Rom. Mit reichen Kenntnissen ausgerüstet, kehrte er von da zurück und ward mit Auszeichnung in den Hofkreisen aufgenommen. König Johann ernannte ihn zum Historiographen und beauftragte ihn mit der Geschichtschreibung seiner Zeit, in der Voraussetzung und mit dem Wunsche, daß der Günstling die Schuld der Dankbarkeit durch Lobpreisungen seines Gebieters abtragen möchte — eine Voraussetzung, die der junge Hofpoet in vollstem Maaße rechtfertigte. Trotz politischer Meinungsverschiedenheit lebte Juan de Mena in inniger Freundschaft mit dem Marques von Santillana, der ihm, als er in Folge eines Falles in seinem fünfundvierzigsten Jahre plötzlich zu Guadalaxara starb, ein prächtiges Grabdenkmal errichten ließ. — Im Jahre 1804 wurden die Werke des Dichters in Madrid unter dem Titel: „Obras del famoso poeta Juan de Mena" herausgegeben. Vom Hofe hochgeehrt, vom Volke aber wenig geliebt, erklärten ihn die Literaturhistoriker für den ausgezeichnetsten Dichter des 15. Jahrhunderts, eine Anerkennung, die Juan de Baena in seiner, im Jahre 1450 veröffentlichten, Gedichtsammlung zu bestätigen scheint, da er sämmtliche Gedichte des Juan de Mena darin aufnahm. Die kleineren Gedichte Mena's, meist Lieder der Liebe, sind ganz im Ton der damaligen Zeit; sie sind voller Wortspiele, schwülstiger Spitzfindigkeiten, voll gezierter und gelehrter Wendungen, meist Gelegenheitsgedichte, an bestimmte Personen gerichtet, die ohnehin der Nachwelt schwer verständlich sein würden. Nur hin und wieder klingt aus den musikalischen Versen ein inniger Ausdruck wahrhafter Empfindung, der sich an einzelnen Gedichten zum leidenschaftlichen Pathos erhebt und Juan de Mena als Dichter kennzeichnet.

Das bedeutendste aber und seiner Zeit weitberühmte Werk Mena's ist das Labyrinth oder, wie es nach der Zahl seiner Stanzen auch wohl genannt wird, „Las trescientas" (die Dreihundert). Ungeachtet seines längeren Aufenthalts in Italien hatte ein edles Nationalgefühl den Dichter vor allzu eifriger Nachahmung der italienischen Poeten bewahrt; nur in dem „Labyrinth" ist eine Nachahmung der Dante'schen Comödie unverkennbar, obschon er auch in diesem Werke die italienischen Versmaße verschmäht und den castilianischen Formen treu geblieben ist. — Das „Labyrinth" ist eine verworrene, moralisch-didaktische Dichtung, mit welcher der Verfasser bezweckt, uns, wie in einem Spiegel, das ganze menschliche Leben zu zeigen mit seinen Irrthümern und Lastern, um unserm Verständniß die wahre Bestimmung

des Menschen zu erschließen. Der Dichter selbst sagt in der zweiten Stanze, „er wolle des Schicksals trügerische Fügungen singen, die Zustände der Menschen, welche es kreisen und wechseln läßt, seine Veränderlichkeit und geringe Zuverlässigkeit, sowie den Jammer derer, welche es anklagen, bis zu der Zeit der Gegenwart, sowie die vergangenen Begebenheiten." Ein weites und buntes Gemälde entrollt er vor unseren Augen, auf dem mit frostigem Colorit und in unklarer, verworrener Zeichnung mythologische, historische und gelehrte Gegenstände an uns vorüberziehen, die nur hier und da, von einem liebenswürdigen Patriotismus und zartem Gefühl beseelt, unsere Sympathien zu erregen und unser Herz zu erwärmen im Stande sind. — Aehnlich wie Dante seine Hölle beginnt, wird der Dichter in eine schreckenerregende Wüste versetzt, in welcher schwarze Wolken jede Aussicht hemmen. Plötzlich aber verwandelt sich die Wüste in eine wonnige Gegend, und ein wunderschönes Weib tritt ihm entgegen, das sich „die göttliche Vorsehung" nennt; sie erbietet sich zu seiner Führerin und will ihm zeigen, „was der menschliche Verstand zu fassen im Stande ist." Sie gelangen an einen Punkt, von dem er alle Länder und Völker erblickt, die seine Führerin ihm schildert. Der Dichter erblickt die drei Schicksalsräder, Vergangenheit, Zukunft und Gegenwart darstellend, von denen die beiden ersteren unbeweglich sind, das letztere aber in unaufhörlicher Bewegung sich schwingt. Unter und zwischen den Rädern liegen die Menschen, die Gestorbenen und die Lebendigen, Namen und Schicksal an der Stirn tragend. Das Rad der Zukunft ist verhüllt, und man erblickt nur schattenhafte Umrisse. Das Rad der Gegenwart dreht sich nach den geheimnißvollen Einflüssen der sieben Planeten, und nach ihnen enthält jedes der Räder sieben Kreise. Die Göttin läßt zuerst die Gestorbenen aus dem Rade der Vergangenheit vor den Augen des Dichters auftauchen, der dabei Gelegenheit findet, seine Gelehrsamkeit in pomphafter Weise zur Schau zu tragen, um den königlichen Ahnen Weihrauch zu streuen. Sobald sich das Rad der Gegenwart vor ihm öffnet, sind es die glänzenden Tagesgestirne, der Markgraf von Villena, Santillana, Alvaro de Luna und vor Allem der König, denen er seine übertriebenen Huldigungen darbringt. Als er endlich das Rad der Zukunft zu schauen begehrt, schwindet die ganze Vision.

Das „Labyrinth", das in zwölfsilbigen Versen geschrieben ist, enthielt ursprünglich 300 Stanzen; doch da der König wünschte, es möchten noch 65 Stanzen hinzugefügt werden, damit die Anzahl der Stanzen den Tagen im Jahre gleich kämen, versuchte Mena das Werk fortzusetzen, brachte jedoch nur noch 24 Stanzen zusammen, die sich ziemlich nothdürftig ausnehmen und von sehr untergeordneter Bedeutung sind. Fernan Nuñez de Guzman hat einen Commentar zu dem „Labyrinth" geschrieben, der seiner Zeit sehr geschätzt wurde.

Quintana nennt das Labyrinth „das anziehendste Denkmal der castilianischen Poesie im 15. Jahrhundert, mit welchem er alle übrigen Schriftsteller weit überholte." „Wenn die Erfindung dieses Gemäldes," fährt er fort, „das ohne Zweifel Größe und philosophische Tiefe hat, ausschließlich unserem Dichter angehörte, so würde sein Verdienst unendlich größer sein und man würde ihm die Eigenschaft eines in einem Stücke großen Genies nicht versagen können." Clarus bemerkt dagegen, „das Labyrinth ist freilich, wie man Quintana wohl zugestehen kann, keine bloße Zusammenstellung frivoler und bedeutungsloser Verse, an denen etwa nur die Kunst des Stiles und der Verse zu beachten wäre; man kann ihm auch zugeben, daß es anzusehen sei als das Werk eines im ganzen Umfange, den die damalige Zeit gestattete, gelehrten Mannes und als Niederlage Alles dessen, was man damals wußte. Wie hölzern aber auch die frostig erdachte Maschinerie und die Anlage des Gedichts ausgefallen, so wenig läßt sich leugnen, daß edle und große Gedanken darin auf eine ästhetisch interessante Weise ausgedrückt sind, auf denen der todte mythologische Schmuck haftet, wie der freche Anstrich eines Tünchers auf dem edlen Antlitze einer Natur, die ein guter Meißel schuf. Der moralisirende Ernst weiß die dürre Reflexion doch nicht selten

mit poetischer Wärme zu durchdringen. Seine Diction hat ihren Vorzug weit mehr in der Stärke und Strenge als in der Lieblichkeit und Anmuth." Allgemeinen Widerspruch der Literatoren aber erregt das Urtheil, das Dieze in seinen Anmerkungen zum Velasquez fällt. Er sagt: „Mena's großes und wirklich poetisches Genie, das in seinen Werken überall hervorleuchtet, hat ihm den Ruhm eines der größten Dichter seiner Zeit und seiner Nation erworben. Seine Sprache, die jetzt etwas alt ist, macht, daß er weniger, als er verdiente, gelesen wird. Allein wer ihn versteht, wird finden, daß er nicht bloß in Vergleichung mit den Dichtern seiner Zeit groß ist, sondern auch die Vergleichung mit großen Dichtern anderer Zeiten und Völker zu seinem Vortheile aushält."

Von einigem poetischen Verdienst ist ein anderes größeres Gedicht Mena's, „die Krönung", das er zur Verherrlichung seines Freundes, des Marques von Santillana, verfaßte; aber auch hier trübt wieder die stark aufgetragene Gelehrsamkeit den Schimmer der poetischen Empfindung. In einer Vision gelangt der Dichter durch Gegenden des Jammers auf den Gipfel des Parnasses und findet dort die Musen und die Tugenden, die den Marques, der noch unter den Lebenden weilt, huldigend mit der Dichterkrone schmücken. — Das Gedicht, das unter dem Titel: „Tractat von den Lastern und Tugenden" in der Madrider Ausgabe von Mena's Werken sich befindet (1804), ist ein unbeendigter Feldzug gegen die sieben Todsünden; es enthält einzelne gelungene Stellen, aber noch mehr trockene und langweilige Partien. Juan de Mena wäre jedenfalls ein größerer Poet gewesen, wenn er nicht nebenbei den Ruf eines großen Gelehrten erstrebt hätte, wenn er es verstanden hätte, sich von der frostigen und gezierten Mode seiner Zeit zu befreien und bei der Natur in die Schule zu gehen. So aber lastet die Gelehrsamkeit zerstörend auf allen seinen Werken, wie Mehlthau auf einer frischen Blüthe.

In dem glänzenden Dichterkreis an dem Hofe Johanns war es neben dem Marques und Juan de Mena besonders die Dichterfamilie Manrique, die durch Talent und Vornehmheit die Aufmerksamkeit erregte. Aus ihrer Mitte ging Jorge Manrique hervor, neben dem sein Vater Rodrigo, Graf von Paredes, und sein Oheim, Gomez Manrique, nur eine untergeordnete Stellung in der Literatur einnehmen. Von dem Grafen Paredes, der seine Tapferkeit durch glänzende Thaten auf dem Schlachtfelde bewährte, haben sich nur einige Spottgedichte erhalten, während Gomez Manrique einen Trauergesang auf den Tod seines Verwandten, des Marques von Santillana, hinterlassen hat, der, neben einigen beachtungswerthen literatur-historischen Nachrichten, auch einzelne poetische Schönheiten aufzuweisen hat. — Gomez schildert, wie er an einem herrlichen Frühlingstage von einer unerklärlichen Schwermuth ergriffen wird. Gottes Wort ist nicht im Stande ihn aufzurichten. Auf dem Wege zu einem Kloster verirrt er sich und gelangt in ein düsteres Thal, wo ein wilder Strom erbraust. Schrecken übermannt ihn; mit einbrechender Dunkelheit umzischen ihn Schlangen, und das Geheul wilder Thiere mischt sich in das Brausen des Stromes. Er verzweifelt in herbem Schmerz. Plötzlich herrscht tiefe Stille, sein innerer Jammer steigert sich. Der Morgen zieht herauf, und er sieht ein Schloß vor sich mit wehenden Fahnen auf den Thürmen, aus welchem Jammertöne schallen. Von einer unaussprechlichen Angst vorwärts getrieben, dringt er in das Innere des Schlosses und gelangt zu einem hochgewölbten Saal, der mit Trauerfloren ganz behangen ist. Dort sieht er sieben klagende Jungfrauen sitzen. Die sieben klagenden Jungfrauen heißen: Glaube, Liebe, Hoffnung, Gerechtigkeit, Klugheit, Tapferkeit und Mäßigkeit. Er fragt, um wen sie trauern; statt seine Frage zu beantworten, singen sie der Reihe nach von den erhabenen Tugenden desjenigen, um den sie weinen, und am Schluß der Gesänge wird ihr Jammer so herzzerreißend, daß der Dichter sich fliehend abwendet. Kaum ist er einige Schritte entfernt, als er eine andere in Schmerz aufgelöste Jungfrau erblickt: die Poesie, die

weinend Castilien auffordert, mit ihr um den großen Todten zu trauern; sie nennt den Gestorbenen, es ist der Marques von Santillana. Da will des Dichters Herz vor Kummer brechen, und seine Lippen strömen über von den Lobpreisungen des erhabenen Todten. — Gomez hat noch einige didaktische Gedichte verfaßt, die theils Betrachtungen über die Vergänglichkeit des Irdischen zum Inhalt haben, theils die schlechte Verwaltung einer ungenannten Stadt rügen.

Von dem Leben Jorge Manrique's wissen wir wenig mehr, als daß er Comthur des Ordens von Santiago war und im Jahre 1479 den Heldentod auf dem Schlachtfelde fand; von seinen Werken aber wissen wir, daß sie den Stempel des Genies tragen. In seinen kleineren Liedern, die größtentheils in provençalischer Art gedichtet, durch Allegorien und phantastische Grübeleien vielfach entstellt sind, finden wir dennoch zarte und schmerzliche Empfindungen in ergreifender und gedankenvoller Weise dargestellt. In dem Trauergesang auf den Tod seines Vaters aber erhebt sich Jorge Manrique zu dem tiefsten und innigsten Ausdruck wahren Gefühls. Der Titel des Gedichts lautet einfach: „Die Stanzen des Manrique"; sie enthalten 500 Verse und sind im alten spanischen Versmaß geschrieben. Fern von Gelehrsamkeit und Ziererei, scheint dieser Gesang der Tiefe einer bewegten Seele zu entquellen, die, von einem herben Verlust betroffen, in wehmüthiger Klage einen sanften Trost sucht; und dem schwermuthsvollen Schmerz drängen sich Gedanken über die Vergänglichkeit alles Bestehenden auf. Eine rührende Kraft und eine erhabene Einfalt zeichnen diese Verse aus, die zu den herrlichsten Denkmalen der alten spanischen Literatur gehören. Ticknor sagt: „Die Verse klingen in unserem Herzen wieder, wie der Ton einer tiefen Glocke, die von leichter und zarter Hand angeschlagen wird und noch lange Töne erklingen läßt, die stets klagender und feierlicher lauten, bis sie zuletzt zu uns gelangen, gleich einer Klage um Diejenigen, die wir selbst geliebt und verloren hatten. Allmälig aber ändert sich die Bewegung. Nachdem der Dichter den Tod seines Vaters verkündet hat, wird auch seine Weise gottergebener und frömmer. Der Schimmer einer seligen Zukunft dringt in seinen versöhnten Geist, und es endet das Ganze gleich einem milden und hellen Sonnenuntergange, bei welchem der edle alte Krieger, friedlich von seinen Kindern umgeben, in Ruhe versinkt und sich seiner Erlösung freut. Kein älteres spanisches Gedicht, mit Ausnahme vielleicht einiger der ältesten Romanzen, läßt sich mit Manrique's Stanzen an Tiefe und Wahrheit des Gefühls vergleichen, und wenige Gedichte späterer Literaturperioden haben die Schönheit und Kraft der besten Stellen dieses Gedichts erreicht. Auch die Verse sind vortrefflich, frei und fließend, manchmal alterthümlich, treu dem Charakter der Zeit, welche sie hervorbrachte, wodurch die malerische Wirkung in ihnen gesteigert wird. Ihr größter Reiz liegt aber in ihrer schönen Einfachheit, die keiner Zeit angehört und deshalb den Stempel des Genies in einer jeden an sich trägt." Wir führen hier eine Stelle aus einer prosaischen Uebertragung von Clarus an: „Der Mensch neigt dazu, dem seine Aufmerksamkeit zu widmen, was er wohl noch vor dem Tode verlieren muß. Der Dichter fragt, wo aller körperliche Liebreiz und die jugendliche Geschmeidigkeit der Glieder bleibe, wenn das Alter sich einstelle? Welche niedere und verworfene Gänge muß das edle gothische Blut der spanischen Nation bei den Einzelnen durchirren? Stand und Reichthum fallen jederzeit von uns ab, denn sie sind Gaben einer veränderlichen Göttin und rollen mit dem Umschwunge ihres eilenden Rades von dannen. Darum sollen wir uns nicht an sie hängen. Mit den irdischen Freuden, welche uns hier vergnügen, erhandeln wir nur ewig quälende Pein. Sie sind nur Renner, welche uns schneller dem Hinterhalte des Todes zuführen, dem wir verfallen sind. Unaufhaltsam führen sie uns von dannen. Werden wir das Verderbliche unserer Bahn inne, so ist die Zeit vorüber, in welcher wir umlenken konnten. Beispiele seien uns die mächtigen Herrscher, Päpste und Prälaten, welche der Tod nicht anders behandelte als die ärmsten Hirten. Wir brauchen nicht Trojaner und Römer oder

andere alte Zeiten uns zu vergegenwärtigen, sondern nur die neueste Vergangenheit ins Auge zu fassen. Was thaten nicht König Johann und die Infanten von Aragon, um durch zierliche und erfindungsreiche Weise zu glänzen? Welche Turniere, Feste und Lustbarkeiten sah man nicht? Alles waren Eitelkeiten. Wie dufteten und schimmerten die Damen, wie entflammten sie ihrer Liebhaber Herzen? Welche süßen Verse wurden einnehmender Musik zu Begleitern gesellt, wie flatterten die schönen Gewänder im Tanze? Und wie begann König Johanns Erbe Heinrich mit freudenreichem Anfange? Allein wie feindselig und widerwärtig zeigte sich ihm das Geschick. Wie kurze Zeit hielt bei ihm aus, was ihm das Glück bescheerte? Wo sollen wir die maßlosen Schätze an königlichen, goldgefüllten Palästen, an zierlich gearbeiteten Gefäßen und die Münzen der Schatzkammer, die Rosse mit ihrem Geschirr jetzt suchen? Und was ward aus seinem Bruder, dem Unschuldigen, der sich seinen Nachfolger nannte und einen großen Hof hielt? Ihn ereilte der Tod. O göttliches Gericht! Als das Feuer am stärksten loderte, gossest du Wasser hinein! Von dem mächtigen Günstlinge (Alvaro de Luna) wissen wir kaum noch etwas Anderes, als daß wir ihn enthaupten sahen. Seine Schlösser, seine Schätze sind zu Thränen geworden. Eben so endeten zahllose Herzöge, Grafen und Marquis. Was halfen ihnen Heere ohne Zahl, Banner und Fahnen, uneinnehmbare Festen und Gewölbe gegen den Pfeil des Todes? Des Lebens Anfang ist Weinen, sein Ausgang Bitterkeit. Dazwischen liegt Mühsal, desto länger, je weiter das Leben reichte. Wäre das Leben, welches die Welt uns giebt, doch auch nur Leben; allein wie es ist, so darf als das weniger Schlimme das Scheiden aus des Lebens Jammer erachtet werden."

Hieran schließt der Dichter eine begeisterte Lobrede auf seinen Vater, die zu den schwächsten Theilen des Gedichtes gehört; und nachdem er dem sterbenden Vater Trost und Muth eingesprochen, erwidert der Sterbende: „Verlieren wir also in diesem Jammerleben keine Zeit; mein Wille unterwirft sich in Allem dem göttlichen. Ich willige mit gefügiger, klarer und reiner Zustimmung in meinen Tod; denn Thorheit ist's, daß der Mensch leben will, wenn Gott ihn zum Tode ruft."

Die Stanzen des Manrique, von denen Lope sagt, daß sie verdienten mit goldenen Buchstaben geschrieben zu werden, hatten schon unter den Zeitgenossen einen außerordentlichen Erfolg. Bald nach ihrem Erscheinen wurden sie gedruckt, und wir finden sie fast in allen älteren spanischen Liederbüchern. Einige schöne alte Romanzen sind dem Andenken Jorge Manrique's gewidmet.

Macias der Verliebte. Rodriguez del Padron und andere Dichter aus der Zeit Johanns.

Mehr seines tragischen Schicksals, als seiner literarischen Verdienste wegen ist Macias berühmt. Die meisten seiner Lieder sind in galicischer Sprache verfaßt, und wenn wir ihn hier erwähnen, so geschieht es, weil seine romantisch schwärmerische Liebes-Leidenschaft, die seinen Tod herbeiführte, den Poeten zu den verschiedensten Zeiten einen willkommenen Stoff geliefert hat. Argote de Molina erzählt des Dichters trauriges Geschick auf folgende Weise: „Im Königreiche Jaen, an der Grenze des Königreichs Granada, thaten sich damals die adligen Herren nicht minder durch rühmliche und heldenmüthige Unternehmungen, als durch sonderbare und merkwürdige Liebeshändel hervor. Um die nämliche Zeit war der durch Gelehrsamkeit berühmte Don Enrique de Villena, Großmeister vom Calatrava-Orden, bei welchem Macias, der sich durch seine Beständigkeit in der Liebe bekannt gemacht hat, in Diensten stand. Seine Jugend und Lebhaftigkeit rissen ihn dahin; er überließ sich gänz-

lich der Liebe und deren Leidenschaften. Er verliebte sich in ein schönes Mädchen, das gleichfalls zu dem Hofstaate des Marques, seines Herrn, gehörte. Das Liebesverhältniß ward mit ihrer Bewilligung sehr geheim gehalten. Ohne daß der Großmeister etwas davon ahnte, verheirathete derselbe die Dame, eben als sich Macias einmal abwesend befand, an einen angesehenen adeligen Herrn von Porcuna. Macias ließ sich dadurch nicht abschrecken und hielt sich der Beständigkeit seiner Geliebten, welche ihn bisher so zärtlich geliebt hatte, so fest versichert, daß er ihr diesen Schritt keineswegs als eine Unbeständigkeit anrechnete, sondern vielmehr glaubte, daß sie, durch die Befehle ihres Gebieters genöthigt, sich dieser Vermählung nur gefügt habe. Er ward auch bald durch insgeheim erhaltene Briefe überzeugt, daß er im Herzen seiner Geliebten noch Herr sei. Von der Zeit hoffte er auf eine Gelegenheit, noch glücklich zu werden, und blieb ebenso verliebt, beständig und zärtlich gegen sie als zuvor und setzte den Liebeshandel fort. Derselbe blieb indessen nicht unentdeckt und der Gemahl der Schönen ward davon unterrichtet. Er wagte es jedoch nicht, sich an Macias' Leben zu vergreifen, weil dieser unter den im Dienste des Großmeisters stehenden Rittern vorzügliche Gunst genoß. Er fand es gerathener, den Großmeister von dem Falle in Kenntniß zu setzen. Dieser ließ den Macias vor sich erscheinen und machte demselben die heftigsten Vorwürfe über seine Handlungsweise, verbot ihm auch, ferner an die Dame zu denken, und forderte völlige Entsagung aller Liebe zu ihr. Allein die Liebe hatte den Macias so sehr eingenommen, daß sie, von allen Seiten mit Hindernissen umringt, nur, wie es zu geschehen pflegt, eben durch diese Hindernisse neues Wachsthum erhielt und so stark wurde, daß er Alles auf's Spiel setzte und seine Liebschaft nach wie vor betrieb, der Geliebten auch bei allen Gelegenheiten Beweise seiner Liebe gab. Der Großmeister, welcher ihn für verloren, alle sonstigen Mittel aber für unzureichend hielt, ließ Macias gefangen nehmen und schickte ihn nach Arjonilla, einem dem Orden zugehörigen Orte, fünf Leguas von Jaen. Hiermit glaubte er allen Klagen wider ihn ein Ziel gesteckt zu haben. In der unbequemen Gefangenschaft, worin sich Macias zu Arjonilla befand und in der er sein Unglück beseufzte, fand er kein anderes Mittel zur Linderung seiner Liebespein, als das Dichten von Liebesliedern, welche er seiner Gebieterin übersendete. So besänftigte er seinen Schmerz und unterhielt er seine Hoffnung. (Von den Liedern, die er damals verfertigt hat, findet sich eins in einem alten Liederbuche, das in der Bibliothek des Escurial aufbewahrt wird.) Diese Lieder und die Briefe, welche Macias fortfuhr an die Dame zu schicken, fielen ihrem Gemahle in die Hände. Letzterer vermochte die Wuth, womit ihn die Eifersucht darob erfüllte, nicht länger in sich zu tragen und beschloß daher, auf einmal der Sache ein Ende zu machen. Mit Schild und Speer bewaffnet bestieg er sein Roß und begab sich nach Arjonilla. Daselbst erblickte er den Macias, der eben, seiner Liebe widriges Geschick beseufzend, an einem Fenster seines Kerkers stand. Der Anblick des verhaßten Feindes erbitterte den Ritter in diesem Augenblick dergestalt, daß er seinen Speer nach ihm schleuderte und ihn damit durchbohrte. Der unglückliche Liebende, tödtlich von diesem Wurfe getroffen, gab unter tausend verliebten Klagen und Seufzern seinen Geist auf. Den Ritter aber, der sich also gerächt, rettete seines Pferdes Schnelligkeit; er entkam nach Granada. Macias' Leichnam ward in der Kirche der heiligen Catharina auf dem Schlosse zu Arjonilla, wohin denselben die angesehensten Ritter der Gegend trugen, mit allen Ehrenbezeugungen beerdigt. Der blutige Speer, welcher ihm das Leben genommen, ward auf sein Grab zum traurigen Denkmal seines Unglückes gesteckt und folgende Inschrift daran befestigt: „Diese unfehlbare Lanze, ach, ich Unglücklicher! ward nicht von einer (belagerten) Mauer auf mich geschleudert, auch traf sie mich nicht für meine Sünden in einem Kampfe. Sondern dir entgegen gehend, falscher und treuloser Amor, verletzte sie mich unaufhaltsam, und solchen Gang nahm mein unglückliches Schicksal." *)

*) Vergl. Clarus Bd. 2. S. 146.

Die Liebe des Macias ward sprüchwörtlich, und er erhielt den Beinamen des „Verliebten“. Es giebt wenige Dichter seiner Zeit, die ihm nicht den Zoll ihrer Bewunderung in Liedern und Romanzen dargebracht hätten.

Rodriguez del Padron, aus Galicien gebürtig, war des Macias Landsmann und demselben auch in inniger Freundschaft verbunden. Gleich dem Freunde von einer unglücklichen Liebesleidenschaft ergriffen, entsagte er der Welt und beschloß sein Leben in einem Franciscanerkloster.

In seinen Liebesliedern äußert sich eine leidenschaftliche Gluth; aber seinen größeren und bekannteren Dichtungen, den zehn Geboten Amors, und den sieben Freuden Amors, ist kein hoher poetischer Werth beizulegen.

Wenn Macias um Liebe das Leben einbüßte, so verlor der vielgenannte Dichter Garci-Sanchez von Bajadoz vor Liebe den Verstand. Das zerstörende Uebermaß einer wahnsinnigen Leidenschaft spiegelt sich auch in seinen Dichtungen, deren bedeutendste die Hölle der Liebe ist. Der Dichter geräth an einen düsteren Ort, wo die Liebenden schmachten, in die Hölle der Liebe. Ein Jüngling, der Genius der Liebe, den er auf einem Thron erblickt, begrüßt den Eintretenden, der sich ihm als Liebesleidenden zu erkennen giebt. Der Jüngling führt ihn in seinem schmerzlich schauerlichen Reich umher. Viele Dichter und berühmte Leute jener Zeit findet er dort, deren jeder selber seine Liebespein erzählt; einige erblickt er in ewigen Qualen sich verzehrend, in Flammen lodernd, die Brust mit Pfeilen durchbohrt und blutbedeckt, andere theilnahmlos oder todt hingestreckt. — Ergreifenden Schmerz und leidenschaftliche Innigkeit weiß Garci vortrefflich in zierlichen, fließenden und mustergültigen Versen darzustellen. Eine andere seiner Dichtungen heißt: „Leciones de Job, apropriados a sus pasiones de amor“. Diese Lectionen bestehen aus neun Abtheilungen, und in jeder derselben paraphrasirt der Dichter ein Capitel des Buches Hiob in Anwendung auf seine Liebe; damals glaubte das Volk, daß Gott ihn für diese Lästerung mit dem Verlust seines Verstandes bestraft habe.

Nicht minder berühmt als die Liebeslieder des Garci-Sanchez, sind die des Alonzo von Cartagena oder Alfonso de Santa Maria, wie er eigentlich heißt. Er war, von jüdischer Abstammung, im Jahre 1396 geboren. Wie die Familie des Jorge Manrique, so war auch die des Alonzo berühmt durch Gelehrsamkeit, poetisches Talent und einen reinen Lebenswandel. Sein Vater, der Bischof von Pablo, war unter seinen Zeitgenossen hochgeehrt. Nachdem Alonzo das Amt eines Dechanten von Santiago und eines Gesandten von Portugal bekleidet hatte, erhielt er als Anerkennung seiner Frömmigkeit und der großen Dienste, die er dem Staat geleistet, den Bischofssitz von Burgos. Tiefe Gelehrsamkeit und strenge Pflichttreue zeichneten ihn aus. Er beschloß sein Leben als Erzbischof im Jahre 1456. Seine wissenschaftlichen Werke, meist theologischen, philosophischen und historischen Inhalts, sind äußerst verdienstvoll; in seinen Liebesliedern aber, die er augenscheinlich schrieb, ehe er zur erzbischöflichen Würde gelangte, glüht eine heiße Empfindung und ein leidenschaftlicher Sinn. Bouterweck sagt von einem seiner Gedichte, das Clarus übersetzt hat und das wir hier folgen lassen: „Welch ein malerischer Sturm in diesen übrigens altmodischen Stanzen! und zwischendurch welche Witzelei!“

So Körper wie Seele, so Sterben wie Leben
Erleuchten, umnachten des Feuers Gewalten;
Wohin sie, die fassenden, raffenden, streben,
Da tödten sie, ohne je selbst zu erkalten.
Was thu' ich, da Alles mir Feindschaft verkündet?
Da Gutes und Böses nur Leiden mir schafft?
Mich glühet das Feuer, das wild mich entzündet,
Deß G'walt mich bewältigt, mich hält und mich bindet,
Mich bindet und löset mit siegender Kraft.

Wo soll sich mir Trauer, wo Freude mir zeigen?
Seit rings mich so große Gefahren betroffen,
Muß ich weinen, muß lachen, muß reden, muß schweigen,
Kein Heil ist zu finden, zu suchen, zu hoffen.
Nicht such' ich's zu suchen, noch mag ich's erfliegen,
Bedräut und bedrängt von so grimmigen Plagen,
Nicht will ich besiegt sein, noch will ich besiegen,
Nicht will ich beschweren, noch will ich vergnügen;
Nichts weiß ich zu thun und nichts weiß ich zu sagen.

Was thu' ich voll Trauer bei solcher Beschwerde?
Wen sendet Ihr, daß er mir helfe in Klagen?
Wohin auf der Erde, daß ruhig ich werde?
Was fühl' ich, was thu' ich, was nehm' ich zu tragen?
Gebt Mittel zum Heile; ich kann's nicht erreichen,
Mein Uebel zu heben, mein Leid zu bezwingen,
Ich zeig's, ich versteck' es, muß dulden, muß schweigen,
Drum wird mir, drum muß mir das Leben zerspringen.

Fernan Perez de Guzman und Cibdareal.

Perez de Guzman dichtete für Alonzo de Cartagena, mit dem er innig befreundet war, einen Trauergesang. Perez, ungefähr um das Jahr 1400 geboren, gleich ausgezeichnet als Krieger und als Schriftsteller, gehörte einer der vornehmsten Familien des Landes an. Seine Mutter war eine Schwester des berühmten Kanzlers Ayala und seine Enkelin gebar den hochgefeierten Dichter Garcilosa de la Vega. Nachdem er in der Schlacht bei Higuerucla wahre Tollkühnheit bewiesen hatte, ließ ihn der König wegen eines ungebührlichen Streithandels gefangen setzen, und nur auf die Verwendung eines mächtigen Freundes erlangte er die Freiheit wieder. Später gerieth er durch politische Verwickelungen noch einmal in Gefangenschaft, und als er nach kurzer Zeit seiner Haft entlassen wurde, zog er sich ganz von den Staatsgeschäften zurück und begab sich auf seine Besitzungen von Batras, wo die Pflege der Poesie und Wissenschaft ihn ausschließend beschäftigte. Er starb um's Jahr 1470. Einzelne seiner Gedichte sind in verschiedene Liedersammlungen aufgenommen worden. Unter seinen poetischen Werken verdienen genannt zu werden: „die Krönung der vier Cardinaltugenden", ein allegorisches Gedicht, eine poetische Umschreibung des Vater Unser und des Ave Maria, und sein „Lob der großen Männer Spaniens", das in einer chronikartigen Weise abgefaßt ist. Ungleich poetischer aber als die genannten Dichtungen sind seine Hymnen zum Lobe der Jungfrau Maria, die einzelne schöne Verse enthalten, und sein schon erwähnter Trauergesang auf seinen Lehrer Alonzo von Cartagena, den er mit Plato und Seneca vergleicht; er nennt ihn den Epheu, unter dessen Ranken er sich so oft erfrischte, den Lorbeer, welcher die brennende Gluth der Sonne milderte, und in dessen Schatten er weilte, die frische und helle Quelle, aus der er seinen Wissensdurst sättigte.

Im Allgemeinen aber ist die poetische Begabung des Perez de Guzman wenig hervorragend und bleibt weit hinter dem Verdienst zurück, das er sich um die castilianische Prosa erworben hat. Ein Theil der Chronik Johanns II. rührt von ihm her; ferner ein ganz selbstständiges Werk unter dem Titel: „Generaciones y semblanyas" (Geschlechtsfolge und Bildnisse), das mehr oder weniger ausführliche und gelungene Biographien berühmter Männer aus der Zeit des Perez de Guzman enthält. Der Markgraf von Villena, Alvaro de Luna, Heinrich III., Heinrich IV. und viele Andere gehören in diese Gallerie berühmter Zeitgenossen. Im Jahre 1775 wurde das Buch in Madrid herausgegeben. Es übertrifft in sprachlicher Beziehung sowie an Gedanken-Inhalt bei weitem die Chronik Johanns II.; es trägt das Gepräge eines edlen, männlichen und tüchtigen Geistes. Tief sittliche Anschau-

ungen, geistreiche Betrachtungen, vortreffliche Schilderungen und eine gesunde, ehrliche Kritik sind fesselnde Vorzüge des bedeutenden Werkes. — Perez war ein entschiedener Gegner Alvaro de Luna's; trotzdem aber bemüht er sich, wenn auch nicht immer mit Erfolg, dem Feinde Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Wir lassen hier einige Stellen über den vielbeneideten und vielbeklagten Günstling folgen, die zugleich ein Zeugniß für den Fortschritt der castilianischen Prosa in jenem Zeitraum ablegen sollen.

„So groß und absonderlich war das Vertrauen, welches der König dem Connetable zuwandte, und so ansehnlich und ausschreitend des Letzteren Macht, daß man kaum einen König oder Fürsten kennen dürfte, welcher in seinem eigenen Reiche so gefürchtet, und dem so gehorsamt worden, als jenem in Castilien, wie auch wohl schwerlich Jemand freier regiert und geherrscht haben dürfte. So sehr dehnte sich seine Macht aus und so sehr schrumpfte die des Königs ein, daß sich wegen der wichtigsten Reichsangelegenheit und der geringfügigsten Gunst nur sehr Wenige an den König wendeten und demselben Bitte oder Dank vortrugen; sondern daß man seine Bitten und seinen Dank nur an den Connetable richtete. Zwei sehr wunderbare Punkte sind hier zu berücksichtigen, erstens: wie ein König, welcher im Allgemeinen Einsicht in alle Dinge besaß, so gänzlich nachlässig und abständig in der Verwaltung seines Reiches sein konnte, ohne daß ihn die Klugheit und die Erfahrung der vielen Drangsale, die er unter den Empörungen und Aufruhrbewegungen in seinem Reiche erlitten, oder die Warnungen und Erinnerungen der Großen, der Ritter und der Geistlichen, welche ihn darüber ansprachen, aufgerüttelt hätten, oder wie (was noch mehr ist) die natürliche Regsamkeit in ihm so wenig Kraft und Nachdruck besaß, daß er sich durchaus ohne Widerstreben dem Gebote und Rathe des Connetable mit nachgiebigerem Gehorsam fügte, als jemals ein folgsamer Sohn seinem Vater, oder ein gehorsamer Klostergeistlicher seinem Abte oder Prior. Zweitens: daß ein Edelmann ohne Familie, von so ärmlichem Anhange, in einem so großen Reiche, worin sich so viele und mächtige Edelleute befanden, und zur Zeit eines Königs, der so wenig Gehorsam oder Furcht fand, zu einer so außerordentlichen Macht gelangte. Gesetzt, wir wollten auch annehmen, daß solches kraft königlichen Uebertrags geschah, wie konnte er auf einen anderen übertragen, was er selbst nicht besaß? Und wie kann der Stellvertreter Gehorsam erlangen, wenn solcher dem Vertretenen nicht gewährt wird? — Am Mittwoch in der Octave des Osterfestes war, kraft einer neuen Fügung unseres Herrn, der Tag, welcher der Auferstehung gewidmet sein sollte, der Leidenstag des genannten Connetable. — Zu großer Verwunderung und allen Leuten im Lande fast unglaublich, gebot der König dem Alvaro de Zuñiga, welcher nachmals Graf von Plasencia war und Alles an sich nahm, was er fand, jenen zu verhaften. Bei seiner Abreise von Burgos nahm er ihn mit nach Valladolid und ließ ihn zu Portillo in Fesseln schlagen und in einen hölzernen Käfig-stecken. Was können wir hier anders thun, als ohne weitere Deutung die dunkeln Gerichte Gottes fürchten und befolgen, da ein König, welcher 47 Jahre lang so äußerst geduldig und folgsam, daß er nicht einmal das Gesicht wider ihn verzog, in der Gewalt dieses Connetable sich befand, jetzt auf einmal denselben mit so großer Strenge fahen und in Ketten legen lässet? Ferner ist zu bemerken, daß die königlichen Prinzen, der (nachmalige) König von Navarra und der Infant Heinrich, in Uebereinstimmung mit sämmtlichen Großen des Reiches häufig bemüht gewesen waren, jenen vom Könige zu entfernen und zu verderben, aber nicht allein diese Absicht nicht erreichten, sondern daß fast Alle bei diesem Unternehmen zu Grunde gingen, vielleicht weil nicht gute Absicht, sondern eigensüchtiger Vortheil sie leitete. Wenn man aber anderer Seits sagen wollte, der König habe die Sache ins Werk gerichtet, so würde der Anschein dawider sein; denn nach des Connetable Tode verharrte der König in gleicher Abspannung und Lässigkeit als zuvor, und verrichtete keine Handlung des Nachdrucks und der Mannhaftigkeit, in welcher er mehr Manns erschienen wäre als vorher. Es übrigt also nur der Glaube, daß hier

Gottes Werk geschah, welcher der Schrift zufolge allein große Wunder verrichtet. — Von Portillo wurde Alvaro nach Valladolid gebracht, wo ihm öffentlich in förmlichem Gericht auf dem Markte der Kopf abgeschlagen ward. Er schickte sich, wie man erzählt, mehr zu muthiger als fromm ergebener Duldung des Todes an; denn die Handlungen und Worte, welche an jenem Tage von ihm ausgingen, verrathen mehr Ruhmsucht als Andacht."

„In kurzen und kräftigen Zügen," sagt Clarus, „zeichnet Perez de Guzman die Portraits für seine Gallerie wenigstens mit der Absicht, sie dem Leser lebensvoll und bedeutsam entgegentreten zu lassen. Seine Prosa strebt in kräftiger Gedrängtheit bewußter Classicität glücklich entgegen. Nerv und Nachdruck beseelen die Natürlichkeit des ungekünstelten Ausdruckes. Die einfache mittelalterliche Schreibart läßt schon die Würde und Stärke ahnen, deren die castilianische Sprache sich nachher so sehr erfreuete. Seine historische Kritik ist, so weit nicht Standesvorurtheil Befangenheit hervorruft, richtig und gesund, und heller Blick und reife Ueberlegung lassen ihn umsichtig auswählen und angemessen ordnen. Welchen Rang ihm auch die historische Aesthetik am Parnasse seines Vaterlandes anweisen mag, eine besonnene und der Geschichte kundige Kritik muß seine Verdienste als prosaischer Schriftsteller, weil er selbstständiger und eigenthümlicher in dieser Richtung sich entwickelte, zugestehen."

Neben Perez de Guzman leistete unter der Regierung Johanns II. Fernan Gomez de Cibdareal der castilianischen Prosa wesentlich fördernde Dienste. Cibdareal war Leibarzt des Königs und erfreute sich der Gunst desselben bis zu seinem Tode. Von den politischen Zwistigkeiten wußte er sich fern zu halten, und er verstand es, das Vertrauen der entgegengesetzten Parteien zu gewinnen, obgleich er seinen Sympathien nach zur Partei des Alvaro de Luna gehörte, dem er persönlich befreundet war. Er unterhielt einen ausgebreiteten Briefwechsel mit den vornehmsten, einflußreichsten und gelehrtesten Männern seiner Zeit. Ein Theil dieses Briefwechsels wurde zuerst im Jahre 1499 herausgegeben. Im Jahre 1775 erschien derselbe mit dem eben besprochenen Guzman'schen Werk in einem Band vereinigt in einer neuen Ausgabe zu Madrid. Abgesehen von den interessanten Aufklärungen, die dieser Briefwechsel über die politischen und socialen Verhältnisse jenes Zeitraumes liefert, bietet er uns auch durch ein ehrliches und unparteiisches Urtheil, durch eine tiefe und liebenswürdige Menschenkenntniß, sowie durch einen anmuthsvollen und unterhaltenden Ton des Fesselnden genug.

Ticknor theilt uns den letzten seiner Briefe mit, in dem er den Tod Johanns II. beklagt:

„Ich sehe klar voraus," schreibt Cibdareal an den Bischof von Orense, „daß Ihr diesen Brief mit Thränen lesen werdet, denn ich habe ihn selbst für Euch mit Kummer niedergeschrieben. Wir sind Beide Waisen geworden, und ebenso ganz Spanien, denn der gut und edle und gerechte König Johann, unser Herr und Gebieter, ist todt. Und ich, elender Mensch, der ich bin, der ich noch nicht vier und zwanzig Jahre alt war, als ich mit dem Baccalaureus Arrevalo in seine Dienste trat, und der ich bis jetzt, wo ich acht und sechzig alt, in seinem Palaste, oder ich könnte vielmehr sagen, in seinem Schlafgemache und dicht bei seinem Bette lebte, stets sein Vertrauen genoß, und doch niemals an mich selbst dachte, ich würde jetzt nicht mehr als einen geringen Gehalt von 30,000 Maravedis für meine langen Dienste genießen, wenn er nicht kurz vor seinem Tode befohlen hätte, daß die Stadthauptmannschaft von Cibdareal meinem Sohne gegeben werde, der, wie ich zu Gott bitte, glücklicher sein möge, als sein Vater war. Ich hatte aber wahrlich stets gedacht, früher als Seine Hoheit zu sterben, wogegen er am Tage Sanct Marien Magdalenen in meiner Gegenwart gestorben ist, als ein wahrer Heiliger, dem er sehr glich, wenn er über Sünden bekümmert war. Es war ein heftiges Fieber, das ihn aufrieb. Er war sehr ermüdet durch beständiges Hin- und Herreisen, und er hatte immer den Tod Don Alvaro

de Luna's vor Augen, sich insgeheim über denselben betrübend und wahrnehmend, daß der Adel deßhalb nicht ruhiger war, sondern daß im Gegentheil der König von Navarra den König von Portugal beredet hatte, er habe Grund, sich über unsere Kriege in der Barbarei zu beklagen, worauf ihm der König mit einem klugen Briefe antwortete. Alles dieses zehrte an seinem Herzen. Während er nun von Avila nach Medina reiste, hatte er einen Anfall von starkem Fieber, von dem es Anfangs schien, daß es ihn alsbald tödten werde. Der Prior von Guadalupe schickte sogleich nach dem Prinzen Heinrich; denn er fürchtete, einige Edelleute würden sich für den Infanten Alfons zusammenthun; aber es gefiel Gott, daß der König durch eine Arznei, welche ich ihm reichte, wieder zu sich kam. So ging er denn weiter nach Valladolid; als er aber in diese Stadt kam, ereilte ihn sogleich der Tod, wie ich es dem Baccalaureus Frias, der es für unbedeutend ansah, und dem Baccalaureus Beteta gesagt hatte, der dies für eine müßige Rede hielt. — Mir ist der Trost geblieben, daß er wie ein christlicher König, gläubig und treu seinem Herrn, gestorben ist. Drei Stunden, ehe er seinen Geist aufgab, sagte er zu mir: „Baccalaureus Cibdareal, ich hätte der Sohn eines Handelsmannes sein sollen, und wäre dann ein Mönch in Abrojo gewesen, und nicht ein König in Castilien." Dann bat er Alle, die ihn umgaben, um Vergebung, wenn er Einem von ihnen Unrecht gethan habe, und ersuchte mich, alle Diejenigen auch darum zu bitten, bei denen er es nicht selbst zu thun vermochte. Ich folgte ihm bis zu seinem Grabe in der Sanct Paulskirche, und darauf zu diesem einsamen Zimmer in der Vorstadt; denn ich bin jetzt des Lebens so satt, daß ich es für leicht halte, aus demselben zu scheiden, wenn sich auch die Menschen gewöhnlich vor dem Tode fürchten. Vor zwei Tagen begab ich mich zur Königin, um sie zu sehen; aber ich fand den Palast von dem Flur bis zum Dache so leer, daß das Haus des Admirals und das des Grafen Benevente besser bedient sind. Der König Heinrich behält alle Diener des Königs Johann; ich bin aber zu alt, einem anderen Herrn noch zu folgen, und ich werde daher, wenn es Gott gefällt, nach Cibdareal zu meinem Sohne gehen, wo der König mir hoffentlich genug geben wird, um damit zu sterben."

In einem anderen Briefe erzählt Cibdareal die Enthauptung des Alvaro de Luna folgendermaßen:

„Alvaro beichtete mit Andacht und empfing den Leib des Herrn. Wohl vorbereitet zum Tode, wie der tugendhafte Bruder Alonzo de Espina versichert, ward er aufs Schaffot gebracht. Vor ihm her ward eine Schrift verlesen, also lautend: Dieses Gericht läßt der König, unser Herr, über den grausamen Tyrannen, welcher sich die königliche Krone angemaßet, zur Strafe seiner Uebelthaten ergehen, indem er ihn dafür enthaupten läßt. Bruder Espina meldet, daß, so oft der Herold dies verkündigte, der Ordensmeister mit ergebenem und standhaftem Sinne hinzusetzte: Ich verdiene Schlimmeres! Auf dem Schaffot angelangt, bewies er dem Kreuze, welches auf einem schwarzen Laken sich befand, seine Verehrung. Er besah einen eisernen Haken, der sich am Pfahle befand, und sagte von Neuem: Ich verdiene Schlimmeres. Dann ging er auf dem Schaffot umher, anscheinend im Zweifel darüber, ob er das Volk anreden solle oder nicht. Vom Daumen zog er einen Ring, womit er seine Geheimbriefe zu versiegeln pflegte, und übergab denselben einem seiner Pagen, Namens Morales mit den Worten: Nimm das letzte Geschenk, das ich dir zu geben im Stande bin. Der junge Mensch weinte so heftig, daß eine Menge von den Leuten, welche auf dem Platze anwesend waren, in lautes Klagen ausbrachen. Jener rief den Barrasa, einen Diener des Prinzen, den er zur Seite stehen sah, und sprach: Sage meinem Herrn, dem Prinzen, er möge Diejenigen, welche ihm treu gedient, besser lohnen, als der Herr, mein König, mir gelohnt hat. Die Mönche sagten ihm, er möge ans künftige Leben denken und sich von den Angelegenheiten des gegenwärtigen losmachen. Don Alvaro entgegnete, daß er hierüber seine Seele nicht vernachlässige und in demselben Glauben sterbe,

als die heiligen Märtyrer. Der Henker wollte ihm mit einer Schnur die Handgelenke zusammenbinden. Don Alvaro langte ein Band aus der Tasche, welches er dem Henker zu jenem Behufe zustellte. Er fragte auch, ob der Haken dazu dienen sollte, sein Haupt darauf zu stecken. Als es bejaht ward, sprach er: Nach der Enthauptung sind Haupt und Leib ein Nichts. Dann legte er sich die Kleidung zurecht, entblößte den Hals und streckte sich auf dem Tuche, das über das Schaffot gebreitet war, nieder. Der Henker zerschnitt ihm zuvor mit großer Gewandtheit die Luftröhre, um ihn schnell zu tödten und den Schmerz zu ersparen. Sodann hieb er ihm den obern Theil des Genickes vollends ab; und damit nichts an dem fehlte, was den Elendesten widerfährt, so wurde ein Almosen gesammelt, um ihn zu beerdigen. Nachdem eine gute Summe Geldes zusammengekommen war, ward er drei Tage darauf nach der Einsiedelei außerhalb der Stadt transportirt, wo die Uebelthäter eingescharrt werden. So endete dieser vom Glücke so hoch erhobene und so tief gestürzte Ritter seine Tage. Ein Kammerdiener des Königs, welcher es wissen kann, sagt aus, daß jener zweimal seinen Speisemeister Solis rief, um ihm ein verschlossenes Schreiben zur Behändigung an Diego de Estuñiga noch vor der Enthauptung des Connetable zu übergeben, eben so oft aber ihm dieses Schreiben wieder abnahm, indem er ihm die Worte: „Laßt, laßt es nur!" zurief. Zuletzt warf er sich aufs Lager. Man meldete Seiner Hoheit die Enthauptung Don Alvaro's nicht eher als nach der Mahlzeit. Ich fühle mich von diesem Ereignisse so schmerzlich bewegt, daß ich nicht weiß, wie ich es verbergen soll; lasse ich es sichtbar werden, so ist es eine Beleidigung für die Gerechtigkeit, welche der König beobachtet, und für die Güte Seiner Hoheit; denn ich kann als wahr versichern, daß wenn der König noch nicht heilig ist, er eine starke Anlage zur Heiligkeit hat u. s. w."

Ein anderer Schriftsteller jener Zeit, der, wie Perez de Guzman, durch poetische und prosaische Productionen zugleich die spanische Literatur bereicherte, war der Baccalaureus Alonzo de la Torre. Auf Befehl des Königs schrieb er zur Unterweisung des Kronprinzen ein moralisches Buch unter dem Titel: „Die ergötzliche Erscheinung der Philosophie und der freien Künste." (La Vision deleytable de la Filosofia y artes Liberales.) Das Buch ward seiner Zeit in hohen Ehren gehalten, ins Catalonische und Italienische übersetzt und in vielen Abschriften verbreitet. In einer Trauervision erscheinen dem Dichter als allegorische Gestalten die Tugenden und Laster, die Vernunft, die Wahrheit und der Verstand, in deren Reden und Unterhaltungen der Verfasser uns Sitten- und Pflichtenlehren entwickelt, die trotz mancher Trivialitäten viel Vortreffliches und tüchtig Gedachtes enthalten. Ist die poetische Erfindung in der „ergötzlichen Erscheinung" auch nur dürftig und wenig unterhaltend, so bietet die Sprache doch, einige Manierirtheiten und Latinismen abgerechnet, eine Fülle von zierlichen Bildern, von kräftigen Ausdrücken und Wendungen. Jedenfalls gehört die „ergötzliche Erscheinung" zu den besten prosaischen Werken jener Zeit. Das Buch war in Spanien so vollständig verschollen, daß ein Italiener, Domenico Delphino, seine Uebersetzung desselben für sein Originalwerk ausgeben konnte, und ein Spanier, Francisco de Caceres, wirklich getäuscht, es ins Spanische zurückübersetzte. Clarus theilt eine kurze Stelle aus dem Werke mit, die wir hier wiedergeben: „Die Wahrheit und die Vernunft ergriffen den Verstand bei der Hand und zogen ihn mit sich fort in den Garten des Vergnügens. Es erschien die Wahrheit angethan mit einer Kleidung, welche kostbarer und theurer war, als menschliche Berechnung zu schätzen wußte. So groß war die Gewißheit im Glauben an ihre Aussprüche, daß einem vernünftigen Menschen dieselben zu leugnen unmöglich fiel. Die Liebenswürdigkeit und das Wohlwollen in ihrem Benehmen war so groß, daß es eine Glückseligkeit war, ihr Aeußeres zu betrachten. Ihre Gestalt und deren Stärke stand im Ebenmaße mit der Einsicht. Ihre Worte waren so zuverlässig und pflanzten solche Festigkeit ins Herz, daß vor dem Gegentheil keine Furcht und kein Zweifel Statt fanden. In ihrer Rechten trug sie einen Spiegel vom klarsten Diamant, der mit einer

Menge von Perlen und kostbaren Steinen geziert war. In der Linken führte sie eine höchst richtige Wage aus lauterem unvermischtem Metalle. Die Vernunft war ihr sehr ähnlich, ihre Kleidung war aber glänzender, ohne gerade kostbarer zu sein. Es war aber mit der Vernunft ein wunderbares Ding; denn zuweilen schien ihr Haupt hinanzureichen bis an den Himmel, dann wieder zu den Wolken, und andere Male hatte sie Größe und Gestalt eines Menschen. Ihre Augen schienen eher Sterne, ihre Haare eher Gold, und die Gesichter beider Schwestern eher Spiegel als sonst ein vergänglicher Stoff zu sein. Der Verstand fand ein solches Vergnügen an dieser Anschauung, daß er auf nichts Anderes die Augen wendete. Als jene ihn so außer sich und beinahe halb verdutzt und betäubt erblickten, forderten sie ihn auf, den Wohnsitz und Garten zu betrachten, den sterbliche Menschen noch nicht betreten hatten. Der Verstand schaute umher und fühlte ein geglaubtes und begriffenes Entzücken. Zuerst war es an diesem Orte niemals Nacht; denn Alles war heller Tag; die Sonne schien siebenmal glänzender als gewöhnlich, ohne daß Wolken sie hinderten und hemmten. Die Wärme war so milde, daß sie alle Sinne erfreute und auf eine gemäßigte und liebliche Weise erquickte. Es war fast wunderbar, daß bei so großer Klarheit weder die Hitze ihr Maß überschritt, noch eine bemerkliche Kälte sich zeigte. Es waltete vielmehr eine mittlere Temperatur. Ferner waren die Bäume dieses Gartens so fruchtreich, so duftend und schön, und mit so köstlichen und lieblich schmeckenden Früchten bedeckt, daß sie dem denkenden und empfindenden Vermögen Erquickung und Freude gewährten. Mißgestaltene und schädliche Pflanzen waren verbannt von dort; nur unvergleichlich schöne und duftende wurden gepflanzt und gezogen; der ganze Boden des entzückenden Gartens war damit angefüllt. Alle schädlichen, wilden und übelgestalteten Thiere waren verbannt. Nur einige lieblich singende Vögel waren vorhanden. Ihre Stimmen füllten die Stätte mit englischer Melodie und süßen Gesängen. Mitten im Garten stand der Baum des Lebens und der Erkenntniß des Bösen und Guten. An seinem Fuße floß durch Röhren ein Quell feinsten Silbers, und die Stelle, wo er hinabfiel, bestand gänzlich aus Perlen, Saphiren und Rubinen. Der Baum trug Früchte, welche allem Hunger ein Ende für immer machten. Das Wasser hatte die Kraft, unersättlichen Durst zu löschen, und verlieh ein ewiges und glückseliges Leben. An dieser Stätte gab es nicht Krankheit und Tod, noch Trauer oder Mattigkeit; sondern da war nur Leben, Heil, Freude, Ueberfluß und unerschöpfliche und unabläſſige Fülle, alles ohne menschliches Elend. Da gab es keine feindselige Nachstellung neidischer und giftiger Zungen, keine gehässige Verfolgung eitler Meinungen, keine höllische Zwietracht noch Bruderzwist, kein schwaches, furchtsames, trauriges Alter, noch Unwissenheit und Schwäche der Kindheit, keinen verwegenen Jugendübermuth noch eitle Hoffnung, oder die Traurigkeit der Furcht. Alles war innige und liebevolle Eintracht, Alles Wohlwollen und ungeheuchelte Freundschaft, aus der Alles hervorgehen muß, was tugendhaft, löblich und wohlgeordnet sein will."

Hervorzuheben aus den Dichterkreisen am Hofe Johanns II. ist noch Alvarez Alfonso de Villasandino, der, in ärmlichen Verhältnissen lebend, Schmeichel- und Loblieder auf die Mitglieder der königlichen Familie und die Vornehmen des Hofes dichtete, und es nicht verschmäht haben soll, dieselben in poetischen Bettelbriefen um Unterstützungen anzusprechen. Von dem Marques von Santillana wird Villasandino ausnehmend gelobt, und Baena, der ihn für den ersten Dichter am spanischen Hofe hielt, nahm den größten Theil seiner Gedichte in seine Sammlung auf. Seine Verse zeichnen sich durch Eleganz und Leichtigkeit aus, wenn sich auch ihr Inhalt selten über das Triviale und Herkömmliche erhebt; sie strotzen von Künstelei und Witzelei, von prächtigen Vergleichen und mythologischem Schmuck.

Dem Villasandino in seinen poetischen Productionen verwandt war Francisco Imperial, der gleich jenem in allen seinen Liedern dem Geschmack der Zeit seine Huldigung darbrachte. Seine Poesien sind größtentheils Gelegenheitsgedichte, die heut unser

Interesse nur in einem sehr geringen Grade in Anspruch nehmen. Nur eines seiner Gedichte, das die Schicksale der Donna Angelina de Grecia, einer ungarischen Dame, besingt, die in Folge der Schlacht von Ancyra der Gewalt des morgenländischen Königs Tamerlan verfiel und von diesem dem König Heinrich III. als Geschenk übersendet wurde, enthält zarte Schilderungen und Wendungen voll feiner Empfindung.

Ferner ist noch ein größeres Gedicht von Diego de San Pedro zu erwähnen, das er unter dem Titel „die Thränen" (los llantos), an König Johann II. richtete. Seine übrigen Dichtungen sind der Liebe gewidmet, deren Leiden, Schmerzen und Freuden er in einer, von der üblichen wenig verschiedenen Art besingt. Auch hat dieser Schriftsteller einen fast verschollenen Roman hinterlassen, „das Gefängniß der Liebe" (carcel de Amor), der in einer kräftigen und reifen Sprache geschrieben und sehr unterhaltend sein soll. In einem seiner größeren Gedichte, „die Verachtung des Glückes" (El desprecio de la Fortuna), spricht der Dichter eine tiefe Reue über die von ihm begangenen Jugendsünden aus.

Mögen all die Poesien des funfzehnten Jahrhunderts auch von grüblerischer Spitzfindigkeit und gelehrtem Prunk entstellt sein, so findet doch, aller Vernünftelei und allem Zwang gekünstelter Formen zum Trotz, eine heiße Leidenschaft, eine innige Wehmuth und eine tiefe Melancholie darin ihren Ausdruck. Bouterweck sagt von diesen Liedern, indem er sie mit den italienischen Dichtungen desselben Zeitraumes vergleicht: „Dem Einerlei zu entgehen, erlaubten sich die spanischen Sänger der Liebe noch mehr Witzelei und Wortspiele, als die Italiener; sie suchten noch mehr emphatischen Sinn hineinzulegen als diese. In Italien war der Geist der romantischen Liebe, der damals schon seit Jahrhunderten das südliche Europa in einer und derselben Schwärmerei vereinigte, seit Petrarch in klassischer Vollendung erschienen. Die spanischen Sänger der Liebe standen im funfzehnten Jahrhundert noch nicht auf dieser Stufe der Cultur; und ihre ganze Denkart verlangte einen mehr leidenschaftlichen als zarten Ausdruck. Der Seufzer des schmachtenden Italieners wurde in Spanien zum Geschrei. Glühende Leidenschaft, Verzweiflung, stürmische, nicht stille Extasen wurden die Seele der spanischen Lieder der Liebe. Besonders charakteristisch sind in diesen Liedern die immer wiederkehrenden Gemälde des Kampfes der Vernunft mit der Leidenschaft. Den italienischen Dichtern war an dem Siege der Vernunft nicht halb so viel gelegen. Der moralisch strengere Spanier wollte auch in der Thorheit weise sein. Aber eben dieses Vordringen der Weisheit am unrechten Orte giebt den spanischen Liedern der Liebe bei aller Weichheit des Klanges oft eine unpoetische Härte."

Die Zahl der noch unbesprochenen Dichtungen des funfzehnten Jahrhunderts ist außerordentlich groß; doch finden wir fast nirgends Andeutungen über das Leben ihrer Verfasser, ja sogar die Namen derselben sind meist der Vergessenheit anheimgefallen. Dieser Verlust ist jedoch nicht allzu hoch anzuschlagen; denn in ihren Dichtungen herrscht meistentheils eine trostlose Monotonie und so wenig individueller Charakter, daß man sie oft kaum als Producte verschiedener Individuen zu unterscheiden vermag.

Um über den unerschöpflichen Vorrath der Poesien des funfzehnten Jahrhunderts einige Uebersicht zu gewinnen, theilt Böhl de Faber, und nach ihm die meisten Literatoren, dieselben in „geistliche Poesien, Lehrgedichte, Liebeslieder und Scherzlieder". Diese verschiedenen Gattungen sind nun in verschiedenen Sammlungen der Nachwelt überliefert worden, erst nur handschriftlich, später aber durch die Buchdruckerkunst in immer größerem Umfang und größerer Ausführlichkeit. Den meisten Raum in diesen Sammlungen nehmen selbstverständlich die Liebeslieder ein; an der Spitze aber stehen die geistlichen Poesien, über die, Clarus und Böhl de Faber ausgenommen, die meisten Kritiker sehr wegwerfend urtheilen. So sagt Bouterweck: „Getäuscht wird man in seinen Erwartungen von den geistlichen

Liedern (des funfzehnten Jahrhunderts). Man sollte glauben, die Dichter einer so poetisch gestimmten Nation müßten in einem Zeitalter, wo großen Theils die Natur ohne Kritik aus ihnen sang, auch dem Christenthum seine poetische Seite abgewonnen haben. Aber die christliche Dogmatik schlug mit ihrer scholastischen Steifheit den Dichtergeist nieder; und gerade die unpoetische Seite des Christenthums schien den spanischen Dichtern im funfzehnten Jahrhundert die besingenswerthe, weil sie die gelehrte war. Auch wagte man um so weniger, der Phantasie in andächtigen Versen Spielraum zu geben, weil man an einen buchstäblichen Glauben gewöhnt war, und die Anerkennung der Heiligkeit des Buchstabens mit der Rechtgläubigkeit identificirte, ehe noch ein Inquisitionsgericht mit dem Scheiterhaufen drohte. Durch die beständige Opposition des christlichen mit dem mahomedanischen Cultus waren die spanischen, wie noch jetzt die morgenländischen Christen gewöhnt, ihre Religion zur Schau zu tragen. Aber sie trugen sie eben deswegen mit der ängstlichsten Formalität zur Schau. So kam es, daß aller religiöse Enthusiasmus der Spanier im funfzehnten Jahrhundert doch wenig oder gar keine Lieder erzeugte, die mehr Poesie als ein gewöhnlicher Kirchengesang enthalten. Man mag lesen, wie Juan Tallante, der die meisten geistlichen Lieder im allgemeinen Liederbuch verfaßt hat, die zwanzig Vollkommenheiten der heiligen Jungfrau aufzählt, oder wie der Viconte von Altamira mit den fünf Buchstaben des Namens Maria spielt, oder wie Fernan Perez de Guzman das Ave Maria und Vaterunser trockener als in Prosa vorträgt; immer findet man dasselbe Einerlei ohne alle poetische Umbildung des dogmatischen Stoffes." — Clarus wendet dagegen ein, „daß gerade die Pracht des katholischen Cultus, die Bouterweck mit dem Vorwurfe des zur Schautragens zu tadeln sucht und die Fülle der heiligen Geschichte mit ihren lieblichen und schrecklichen, erhabenen und einfältigen Scenen der andächtigen Phantasie wohl jedenfalls einen reichlicheren Stoff zu poetischer Gestaltung gewährte, als das freisinnigste System der Religionsphilosophie, deren Erbgut noch in der Regel eine dürre Gestaltlosigkeit gewesen sei." — Nach den geistlichen Poesien, die uns zu Gesichte gekommen sind, müssen wir uns der Meinung Bouterweck's anschließen; die Unparteilichkeit der Kritik des geistreichen Clarus mag hier einigermaßen durch seine streng katholische Richtung beeinträchtigt worden sein. Die erste größere und reichhaltige Sammlung castilianischer Dichtungen wurde unter Johann II. von Juan Alfonso de Baena veranstaltet, einem getauften Juden, der selbst ein nicht unbedeutender Dichter und Schriftführer oder Geheimschreiber Johanns II. war. Villasandino's Gedichte nehmen den größten Raum dieser Sammlung ein, deren Titel wörtlich lautet: „Liedersammlung aller Dichter, verfertigt, geordnet, zusammengetragen und gesammelt von dem ehemaligen Juden Alfonso von Baena, Schreiber und Diener des Königs Johann, unseres Herrn von Castilien."

Im Ganzen enthält diese Sammlung weniger des Steifen, Gelehrten und Hochtrabenden, als man dem Geschmacke der Zeit nach vermuthen sollte; im Gegentheil finden sich darin manche frische und liebliche Blüthen ungekünstelter und wahrer Poesie.

Der Sammlung von Baena folgten Liederbücher des Lope de Estuñiga, des Fernan Martinez de Burgos und manche andere; berühmt aber vor allen anderen ward die Liedersammlung des Hernando de Castillo, deren erste Ausgabe im Jahre 1510 unter dem Titel: „cancionero general" (allgemeines Liederbuch) erschien, und die nach Castillo's Ankündigung enthalten sollte: „Viele und verschiedene Werke aller oder der ausgezeichnetsten Minnesänger Spaniens, sowohl der älteren als der neueren, in Andacht, Sittenlehre, Liebe, Scherz, Romanzen, ländlichen Gedichten, Liedern, Wahlsprüchen, Mottos, Glossen, Fragen und Antworten." Dieses Liederbuch, das erste, das auch den alten schönen Volksromanzen einen bescheidenen Raum unter den Kunstdichtungen gönnte, enthielt so ziemlich Alles, was in damaliger Zeit als werthvoll in der Poesie geschätzt wurde. Es hatte einen außerordentlichen Erfolg, erschien binnen kurzer Frist in verschiedenen

Ausgaben und veranlaßte eine große Zahl von Nachahmungen. Die Gedichte der Sammlung sind nicht chronologisch oder nach einem bestimmten System geordnet, sondern bunt durcheinander gewürfelt, wie der Zufall oder die Laune des Sammlers es wollten. —

In Bezug auf ihre metrische Form unterschieden sich in diesem Liederbuche die Dichtungen als „Canciones (Lieder), Villancios, Glossen und Letrillas." Die Canciones enthielten in der Regel zwölf Zeilen in zwei Abtheilungen, die vier ersten Zeilen gaben den Grundgedanken, meist in der Art einer Sentenz oder eines Epigramms, und die acht folgenden Zeilen hatten die Aufgabe, den Grundgedanken weiter zu führen oder zu erläutern. Bei den Villancios steht ebenfalls der Grundgedanke in zwei oder drei Zeilen voran, dem dann die Ausführung in einer, der Zahl nach unbestimmten Reihe von siebenzeiligen Stanzen folgt. Aus den Villancios bildete sich die Glosse, eine der beliebtesten und volksthümlichsten spanischen Dichtungsformen. In den Glossen wurden bekannte Lieder oder Romanzen paraphrasirt und variirt, jedoch so, daß das zu Grunde liegende Thema in willkürlichen Zwischenräumen dem neuen Liede verflochten ward. Die Letrillas endlich sind ein witzelndes Spiel von Fragen und Antworten. Als Probe mögen hier einige von Clarus übersetzte Canciones und Villancios stehen, sowie einige Strophen aus den berühmten Disparates des Juan del Encina, die natürlich in die Kategorie der Scherzlieder gehören:

Mein Seel' erliegt im Bangen,
Muß in Bälde untergehen,
Wenn sich so entgegenstehen
Schamgefühl auf meinen Wangen
Und im Herzen bittre Wehen.

Liebe heißt mich, daß ich sage,
Schaam dagegen macht mich feige,
Liebe treibt mich, daß ich jage,
Schaam will, daß ich leid' und schweige.

So daß, kann ich nicht gelangen
Noch zu einigem Entschluß,
Mich Wehrlosen tödten muß
Schaamgefühl auf meinen Wangen
Und im Herzen bittre Wehen.

Diese Cancion ist vom Infanten Juan Manuel, einem portugiesischen Prinzen, der nicht mit dem Verfasser des Conde Lucanor zu verwechseln ist. Folgende Cancion hat den Viconte von Altamira zum Verfasser:

Kämpfen muß ich mit zwei Leiden
Mir zu Pein und Mißgeschicke,
Einem, wenn ich dich muß meiden,
Einem, wenn ich dich erblicke.

Sehend dich, sterb' ich vor Liebe,
Machtlos, selbst mir beizustehen.
Meid' ich dich, sterb' ich im Triebe,
Immer wieder dich zu sehen.

Jenes mehrt mein Mißgeschicke,
Dieses schaffet neue Leiden,
Daß ich dich mit Schmerz erblicke,
Und vergeh', muß ich dich meiden.

Von Fernandez de Almeida hat uns das Liederbuch ein anmuthiges Zigeunerliedchen aufbewahrt:

Töne meine Schellentrommel
Laut, mein Sinn ist anderwärts.

Wenn du, Trommel, nur verständest
Meine Qual und sie empfändest,
Müßt' der Ton, den du entsendest,
Klagen meinen bittern Schmerz.

Wenn ich nur die Trommel rühre,
Großes Weh' ich dann verspüre;
Drob gewaltsam ich entführe
Jede Mahnung an den Schmerz.

Meinem Herzen, o Ihr Herren,
Sind die Qualen nimmer fern;
Mein Gesang ist Tonverzerren,
Denn mein Sinn ist anderwärts.

Das Gedicht: „Todos duermen corazon" gehört zu den Villancios:

Alle schlafen, o mein Herz.
Alle schlafen, nicht dein Schmerz.

Denn des Wehes Ungemach
Hält dich unaufhörlich wach,
Und des Kummers tiefe Schmach
Drückt dich mit des Leidens Erz.

Ein anderes beginnt: mis amores:

Also lieb' ich dich, o Liebe,
Daß mein Wünschen nicht mag wagen
Irgend einen Wunsch zu tragen.

Hätt' ich mich zum Wunsch verstiegen,
Würd' ich hoffen auch sogleich.
Doch es muß dich mißvergnügen,
Siehest du mich hoffnungsreich.

Tod erflehend, leb' ich trübe,
Da mein Wünschen nicht darf wagen
Irgend einen Wunsch zu tragen.

Der Anfang der „poetischen Tollheit" der Disparates des Encina lautet: „In der Nacht eines Morgens, als es bereits nach Mittage war, sah ich eine beladene Wolke angepilgert kommen, ingleichen ein Schild mit einem Schwerte in Einsiedlergestalt, reitlings auf einer Bank in gezwickeltem Zeuge, das zwar durchaus heil, aber doch völlig zerrissen war. Nicht lange darauf sah ich einen Nachttopf in Pontificalibus erscheinen, welcher in einem Schuhe herangeschleift wurde. Hinter demselben bemerkte ich eine mit Purzelkraut beladene Katze sich nahen und ein Parce mihi*) ohne Windeln, das auf einem großen Gänserich ritt, um stattlicher aufzutreten. In einem Winkel aber erschien der gute Pater Horneule, der auf einem Stiefelknechte musicirte und dazu brüllte: Simson muß sterben! Auch ein Kyrie Eleison erschien, dem durch ein armseliges Fratzenkleid die Lenden wohl zusammengeschnürt waren, sowie eine Elster und eine Maus, welche in einem weiten Ge-

*) Die erste Lection der Todtenmesse.

schirre einen Tanz aufführten. Eine Sardelle erhob sich übermüthig mit einem Stocke nach dem „Befreie uns vom Uebel“; sie war in einen Vorhang eingehüllt. Auf einem Hügel von gesalzenem Fleische aber sah ich einen Topf und einige Strohflaschen sich miteinander herumbalgen, welche mit Fleischbrühe angespült waren und auf einer Steineiche Fische fingen. Zu Lande aber sah ich drei Kürbisse angeschwommen kommen, desgleichen ein Hohlbeil mit einer Säge, welche hinkend hinwegflüchteten; auch ein beatus vir auf einer purpurrothen Eselin fand sich ein“ u. s. w.

Dramatische Literatur des spanischen Mittelalters.

Wir wenden uns jetzt zu der dramatischen Literatur Spaniens, deren Glanz und unermeßliche Reichthümer fast sprüchwörtlich geworden sind und aus deren Schätzen alle übrigen Nationen sich bereichert haben.

Ueberall sehen wir bei den Völkern nach der Entwickelung des Epischen und Lyrischen die dramatische Poesie erscheinen, doch so, daß die Keime und Anfänge des Dramatischen sich schon im Epischen und Lyrischen bei deren späterer Entwickelung vorfinden. Eine dramatische Färbung erhielt das Epische und Lyrische, als man Erzählungen und Gedichte zum Vortrag bestimmte, sie mit Gesang und Geberdenspiel begleitete; und die Grundlage des Dramas war vollends gegeben, als auch die dialogische Form in dem Vortrag Eingang fand. Doch erst als zum Dialog sich die Handlung gesellte, erhob sich das Drama in völliger Klarheit zu selbstständiger Geltung.

Bei allen Nationen hängen die Anfänge des Dramas mit dem religiösen Cultus zusammen. Das religiöse Interesse ist einem Volk in allen seinen Schichten gemeinsam; weil nun das Drama, wenn es gedeihen soll, sich in unbeschränkter Oeffentlichkeit an die Theilnahme des Volkes zu wenden hat, mußte es von hier seinen Ausgangspunkt nehmen. Es ist eine natürliche Sehnsucht des Menschen, das Unendliche in endlicher und schöner Form sich zu vergegenwärtigen, das Uebersinnliche sinnlich wahrzunehmen. Da aber das Uebersinnliche an und für sich nicht darstellbar ist, so kann das eben nur in symbolischer Form geschehen; und aus dem symbolischen Inhalt der christlichen Dogmen bildete sich das Drama des Mittelalters.

Wie das christliche Drama, so trug auch die antike Tragödie überall die Spuren des Zusammenhanges mit dem religiösen Cultus. Allein schon in dem ersten Jahrhundert nach Christi Geburt sank das römische Theater von seiner klassischen Höhe herab und artete bald zu einem unglaublichen Grade zügelloser Rohheit und frecher Unzüchtigkeit aus. So wird uns z. B. erzählt, daß in einem Stück, dessen Held Hercules war, der Schauspieler, der den Hercules darzustellen hatte, auf offener Bühne vor den Augen des mitleidlosen Volkes wirklich verbrannt ward. (Die Rolle spielte ein zum Tode verurtheilter Verbrecher.)

Von der römischen Zeit war der Geschmack an derartigen rohen Belustigungen in die christliche hinübergetragen worden. Was war natürlicher, als daß die Priester mit aller ihnen zu Gebote stehenden Macht gegen ein Unwesen eiferten, das nicht nur die Sittlichkeit, sondern auch den Glauben der neubekehrten Christen gefährdete, deren Interesse für die, kaum überwundenen, mythologischen Anschauungen durch die römischen Stücke wieder geweckt werden konnte. Doch, mag nun der Geschmack an mimischen Spielen zu enge mit der menschlichen Natur zusammenhängen, oder war die Gewohnheit solcher Belustigungen zu eingewurzelt, genug, der Eifer der Kirchenväter hatte nur geringen Erfolg. Da beschlossen einige einsichtsvolle Geistliche, diese Neigung des Volkes zu dramatischen Darstellungen der Kirche selber dienstbar zu machen, und indem sie die Leitung und Anordnung derselben

in die Hand nahmen, das heilige Erlösungswerk in seinem tragischen Verlauf dem Volke zu veranschaulichen.

Barg doch die christliche Kirche in ihrem Schooße entschieden dramatische Elemente, zu denen der Chorgesang und die Gebräuche der Messe zu rechnen sind. Schon in den frühsten christlichen Jahrhunderten ward zur Weihnachtzeit eine Krippe erbaut, die Anbetung der heiligen drei Könige wurde aufgeführt mit dem Stern, der vor ihnen herging, und die Leidensgeschichte des Herrn ward in dialogischer Recitation der andächtigen Menge vergegenwärtigt.

Die Darstellungen der heiligen Geschichte, die in der Landessprache stattfanden, und an denen das ganze Volk theilnehmen durfte, nannte man Mysterien; an die Mysterien schlossen sich später die Moralitäten, die vermittelst allegorischer Gestalten vorzugsweise moralische Wahrheiten veranschaulichen sollten. Solche Aufführungen waren in der That wohl geeignet, religiöse Begeisterung zu entzünden.

In die Einfachheit der ersten geistlichen Schauspiele mischten sich aber bald mehr und mehr weltliche Elemente; die lautere Andacht der Zuhörer verwandelte sich in zügellose Lustigkeit, und bald ward die Kirche, trotz der Gewalt des biblischen Stoffes, der Schauplatz unzüchtiger Scherze und gemeiner Possenreißerei, zu denen auch die Geistlichen ihres Vortheils halber vielfach die Hand boten, so daß der Erzbischof von Toledo im Jahre 1473 einen Beschluß veranlaßte, in welchem es heißt: „Weil aber sowohl in verschiedenen erzbischöflichen und bischöflichen, als auch anderen Kirchen unserer Provinz seit Alters her die Sitte eingerissen ist, daß an verschiedenen Festtagen, z. B. der Weihnacht, der Heiligen Stephanus und Johannes und der unschuldigen Kinder, sowie bei den ersten Messen eines neuen Priesters, während des Gottesdienstes Schauspiele mit Larven, Ungethümen und zuweilen höchst unanständigen und mannigfachen Erdichtungen in den Kirchen aufgeführt werden, wobei Lärmen, schändliche Verse und lästerliche Reden vorfallen, so daß der Gottesdienst und das Volk in seiner Andacht gestört werden: so verbieten wir derlei Larven, Spiele, Ungethüme, Spektakel und Gaukeleien, sowie das Hersagen schändlicher Gedichte und Reden alles Ernstes und bestimmen, daß diejenigen Geistlichen, welche sich auf die Beimischung solcher unehrbaren Spiele in den Gottesdienst einlassen oder solche gestatten, wenn sie an den gedachten Kirchen Beneficien genießen, um einen Monatsbetrag derselben gestraft werden. Hierdurch wollen wir aber ehrbare und fromme Darstellungen, welche das Volk zur Andacht stimmen, weder an den gedachten, noch an anderen Tagen verboten haben." Um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts wurden die geistlichen Schauspiele gänzlich verboten, und so verschwanden sie nach und nach bis auf wenige Spuren, die sich auch heutigen Tages noch vorfinden.*)

*) Dahin gehören die in Rom alljährlich stattfindenden Darstellungen der Krippe und der Geburt des Heilandes, sowie das Schauspiel der Kreuzigung Christi, das alle zehn Jahre im Ammergau in Oberbaiern von den Landleuten im Freien aufgeführt wird. Eduard Devrient, der so scharfsinnig über seine Kunst urtheilt, sagt von dieser Aufführung: „Als der Heiland nun gebunden mit Hohngelächter hinweggeführt wird, und Alle, auch die liebsten Jünger entflohen sind, vollendet sich uns der Eindruck von der unermeßlichen Einsamkeit des Erlösers unter seinen Mitmenschen auf eine erschütternde Weise. Wir haben es mit angesehen und erlebt, wie Alles um ihn her, auch seine vertrautesten Jünger, ihn immer mißverstanden, wie er zu ihnen fast immer in den Wind geredet; wie es den vier Vertrautesten in der Stunde seines Ringens mit dem Opferungsentschluß möglich war, zu schlafen und wieder zu schlafen, trotz der dringenden Mahnung des Meisters; wie nun Petrus nichts kann als einmal dreinschlagen und dann davonlaufen, um sich sogar dreimal zu verschwören und zu verfluchen, daß er den Meister nicht kenne; wie Keiner, auch nicht Johannes, den wir beim Abendmahl so zärtlich an des Freundes Brust liegen gesehen, mit ihm geht, und sagt: wo du bist, will ich auch sein, und wo du leidest, will ich mit leiden; wie Alle, auch Alle, ihn verlassen und fliehen, und Er allein dahin geht, gebunden und verhöhnt, mit der unermeßlichen Liebe in der Brust, um für dieses elende, klägliche Geschlecht zu sterben. Diese ungeheure einsame Größe hat mir erst die Gewalt der dramatischen Kunst (wenngleich nur in einem Dorfschauspiele) vor die Seele gebracht."

Der Zeitpunkt, wann die ersten geistlichen Vorstellungen stattfanden, läßt sich natürlich nicht genau bestimmen; doch sind die Spuren der dramatischen Anfänge bis zu dem vierten Jahrhundert zu verfolgen, wo Gregor von Nazianz ein Passionsspiel aus dem Griechischen übersetzte. Doch dürfen wir nicht annehmen, daß es die Kirche allein war, aus deren Schooß sich das mittelalterliche Drama erzeugte und entwickelte; auch außerhalb der Kirche äußerte sich der Darstellungstrieb des Volkes bei Volksfesten und festlichen Gelegenheiten durch Mummereien und mimische Spiele jeder Art. Schon in sehr früher Zeit pflegten Histrionen oder Spielleute und Bänkelsänger im Lande umherzuziehen und durch Tänze, Gaukeleien und den Vortrag von Liedern, die sie mit Pantomimen begleiteten, das Volk zu belustigen. Diese Belustigungen wurden in der Folge so beliebt, daß sie selbst bei Hoffesten nicht fehlen durften. Sie stammen aus so früher Zeit, daß wir schon in einer alten Chronik erwähnt finden, bei der Hochzeitsfeier der Töchter des Cid hätten Jongleurs mitgewirkt.

Vor Allem war es die Carnevalszeit, die den durchtriebensten Schelmereien und den ausgelassensten Tollheiten freien Spielraum ließ und die eine willkommene Veranlassung zur Aufführung kleiner possenhafter Scenen in derbem Volkston, bei denen selten Prügel fehlten, bot.

Die erste Erwähnung spanischer Dramen finden wir in einem Gesetz der siete partidas von Alfons X., in dem es heißt: „Die Priester sollen keine Possenspiele darstellen, damit die Leute herbeikommen, um diese zu sehen, wie es wohl geschehen ist. Wenn andere Personen es thun, dürfen die Priester nicht hinzukommen, weil dabei viele Derbheiten und Unanständigkeiten vorfallen. Auch sollen dergleichen Stücke nicht mehr in den Kirchen aufgeführt werden; wir befehlen vielmehr, daß man mit Schimpf und Schande diejenigen hinausweisen soll, die dergleichen vornehmen; denn die Kirche Gottes hat die Bestimmung, daß man darin betet und nicht Possenspiele darin aufführt. Unser Herr Christus sprach im Evangelio, daß sein Haus ein Bethaus genannt, nicht aber zu einer Räuberhöhle gemacht werden solle. Doch giebt es Vorstellungen, die den Priestern erlaubt sind, z. B. die Geburt unseres Herrn Christi, in welcher gezeigt wird, wie der Engel zu den Hirten kam u. s. w. Sachen wie diese, welche den Menschen ermuntern, Gutes zu thun und Andacht im Glauben zu haben, können sie aufführen, zumal die Leute sich dabei erinnern mögen, daß, wie dies hier dargestellt wird, sich einst Alles in der Wirklichkeit begab." Aus diesem Gesetz geht hervor, daß zur Zeit Alfons' X. bereits ausgebildete Possenspiele üblich waren, die ersten Anfänge der geistlichen Vorstellungen also wohl schon einige Jahrhunderte früher zu setzen sind.

Die volksthümliche Entwickelung des Dramas wurde bei den meisten mitteleuropäischen Völkern durch eine maßlose und ausschließliche Nachahmung der Klassiker gehindert. Die Spanier aber verfielen nicht in diesen Fehler; bei ihnen im Gegentheil wuchs das Drama in herrlichster Kraftfülle aus nationalster und eigenthümlichster Grundlage hervor; und Spanien war auch das einzige Land, wo mitten unter den bewunderungswürdigen Erzeugnissen weltlicher Dichtungen das geistliche Drama zu hoher künstlerischer Blüthe und wahrhaft religiöser Würde gedieh.

Das erste dramatische Erzeugniß Spaniens, von dem sich nähere Nachrichten vorfinden, ist die schon erwähnte Comedita de Ponza des Marques von Santillana, die jedoch, allem Anschein nach, nicht für die Darstellung bestimmt war. Der Dichter theilt darin mit, wie er aus dem Schlaf geweckt sei von schmerzvollen Stimmen, die sein Herz zu tiefstem Mitleiden bewegten. Er erblickt vier weibliche Gestalten, Göttinnen vergleichbar, in schwarzen Gewändern und Kronen tragend, die in verzweiflungsvoller Klage den Tod anrufen. Es sind die Angehörigen des königlichen Hauses von Navarra, die Königin Mutter, die Königinnen von Aragonien und Navarra und die Infantin Donna Catalina, welche um die verlorene Seeschlacht von Ponza trauern, die den König und den Infanten

in die Hände des Feindes lieferte. Der Dichter Bocaccio, der anwesend ist, wird von der Königin Mutter aufgefordert, das tragische Geschick des königlichen Hauses zu besingen, und der Brief, der die Unglücksbotschaft enthält, wird vorgelesen; es folgen darauf lange und bewegliche Klagelieder. Da erscheint Fortuna, spricht sich in zierlicher Rede über den Wechsel des menschlichen Geschicks aus und verkündigt die Befreiung der Fürsten. Schließlich erscheinen die Fürsten, und die Trauer wird zur allgemeinen Freude.

Vom Drama hat diese Comedita allerdings nicht viel mehr, als die dialogische Form, doch entbehrt sie nicht mannichfaltiger poetischer Schönheiten, und ihre fließenden Verse sind klingend und anmuthig.

Zu den ersten dramatischen Versuchen gehört auch ein Gespräch zwischen einem Greise und Amor, das sich im cancionero general befindet und Rodrigo de Cota den Aelteren zum Verfasser hat. Ferner findet sich im allgemeinen Liederbuch ein versificirtes Gespräch von Puerto Carrero zwischen dem Dichter und seiner Geliebten. Er schildert dieser seine Liebe mit rührender Gewalt, wenn auch in hochtrabender und maßloser Weise; die Geliebte aber verhöhnt ihn bald mit grausam boshaften, bald mit tändelnd näckischen Worten und schickt ihn schließlich nach Hause.

Mehr als dieses Gespräch entspricht schon ein Gedicht des Commendador Escriva den Anforderungen eines kleinen Dramas. Der Dichter, dessen Herz von Liebeskummer zerrissen ist, wird von Amor und der Hoffnung getröstet, die als allegorische Figuren auftreten; seine grausame Geliebte aber stößt ihn ohne Erbarmen zurück. Rührend sind in diesem Gedicht die sanfte Ergebung und die unerschütterliche Treue des Liebhabers; liebliche Lieder sind eingeflochten, und lebendige Schilderungen fesseln in den melodischen Versen.

Ein anderes dramatisches Gedicht, das unter dem Namen Mingo Rebulgo bekannt ist, hat aller Wahrscheinlichkeit nach Rodrigo de Cota zum Verfasser.*) Die Dichtung besteht aus einem Gespräch zwischen dem Hirten Mingo Rebulgo und dem Hirten Gil Arribato, in welchem sich Ersterer mit dem schärfsten satyrischen Hohn über die schlechte Regierung und das lasterhafte Leben Heinrichs IV. ausläßt und zugleich durch treffende Seitenhiebe die Schwäche und Stumpfheit des Volkes geißelt. Dies Gespräch war seiner Zeit berühmt und viel gelesen.

Allen diesen dramatischen Versuchen, wenngleich ihnen die dialogische Form eine größere Lebendigkeit und Anschaulichkeit giebt, fehlt es doch noch völlig an den Haupterfordernissen des Dramas, an Handlung, Situation und Charakteristik; sie sind vielmehr nur als eine nothwendige Entwickelungsstufe vor der Ausbildungsstufe des eigentlichen Dramas zu betrachten.

Juan del Encina.

Der eigentliche Begründer des spanischen Schauspiels ist Juan del Encina. Er ward im Jahre 1468 in der Nähe von Salamanca geboren, und studirte in Salamanca unter dem Schutz des einflußreichen Kanzlers der dortigen Universität. In seinem 25. Jahre

*) Dieses Gedicht wurde Anfangs dem Juan de Mena zugeschrieben; dieser Vermuthung steht aber entgegen, daß Mena zur entgegengesetzten Partei im Staate gehörte. Marina sagt (Historia, Buch 23, Cap. 17, Bd. 2), diese Verse seien von Hernando del Pulgar dem Chronikenschreiber; aber er giebt für diese Meinung keinen anderen Grund an, als daß Pulgar eine Erläuterung zu denselben geschrieben und dabei ihre Allegorie deutlicher gemacht habe, als dies wahrscheinlich durch Jemanden hätte geschehen können, der nicht so ganz vertraut mit den Gedanken und Absichten des Verfassers gewesen wäre. Wer auch immer dieses Gedicht verfaßt haben mag, so unterliegt es doch keinem Zweifel, daß es seiner Zeit von Bedeutung und allgemein beliebt war.

begab er sich an den Hof und trat in die Dienste des Herzogs von Alba. Bereits im Jahre 1496 erschien die erste Ausgabe seiner Werke, die er dem Könige, der Königin und verschiedenen anderen vornehmen Personen des Hofes widmete.

Später ging er nach Rom, wohin ihn hauptsächlich musikalische Studien zogen; denn er war ein ausgezeichneter Tonkünstler und leitete sogar einige Zeit als Musikdirector die Capelle des Papstes Leo X. Nachdem er in Rom die Priesterweihe erhalten hatte, unternahm er in Begleitung des Markgrafen von Tarifa eine Pilgerfahrt nach Jerusalem, deren Erlebnisse und Abenteuer er nach seiner Rückkehr in einer poetischen Erzählung niederlegte. Er lebte darauf noch einige Zeit in Rom und erhielt als Belohnung seiner Dienste das Priorat zu Leon. Das Heimweh zog ihn endlich in sein Vaterland zurück, wo er im Jahre 1534 zu Salamanca starb. In der Domkirche daselbst liegt er begraben.

Als Beweis seiner großen Beliebtheit kann es gelten, daß seine gesammelten Werke in einem Zeitraum von ungefähr zwanzig Jahren in sechs verschiedenen Ausgaben erschienen. Die bedeutendsten seiner Werke sind: seine dramatischen Poesien, die er selbst eglogias nennt, Uebersetzungen der Eklogen des Virgil, die Beschreibung seiner Pilgerfahrt nach Jerusalem, eine Vision des Tempels des Ruhmes, in welcher er dem königlichen Hause und seinen vornehmen Gönnern huldigt, die Ungereimtheiten (Disparates), von denen schon eine Probe mitgetheilt ist, und die in der Folge sprüchwörtlich wurden, so daß man jede Ungereimtheit, jeden tollen oder närrischen Einfall als disparate de Juan del Encina zu bezeichnen pflegte, und schließlich seine lyrischen Gedichte heiterer und ernster Art, von denen er die meisten vor seinem 25. Jahre verfaßte. Viele dieser kleinen Dichtungen sind poetisch, von einem innigen lyrischen Ton beseelt, voll frischer und zarter Empfindung und in harmonisch tönenden Versen. Die hier folgenden sind von Geibel, Heyse und Clarus übersetzt:

Kerkermeister, säume nicht,
Säume nicht!
Sonst verlischt mein Lebenslicht.

Komm, o komm! Die Stunden fliegen,
Und das Leben will erliegen,
Und der Glaub' an dich versiegen.
Säume nicht!
Sonst verlischt mein Lebenslicht.

Löse mir die Erzgewichte,
Eh' die Ahnung mich vernichte,
Daß mich dieses Zaudern richte.
Säume nicht!
Sonst verlischt mein Lebenslicht.

Da du mich zuerst gefunden,
Hat dein Blick mich überwunden.
Löse nun, die du gebunden,
Säume nicht!
Sonst verlischt mein Lebenslicht.

P. H.

Blaue Augen hat das Mädchen,
Wer verliebte sich nicht drein?

Sind so reizend zum Entzücken,
Daß sie jedes Herz bestricken,
Wissen doch so stolz zu blicken,
Daß sie schaffen eitel Pein;

Machen Ruh' und Wohlbefinden,
Sinnen und Erinnerung schwinden,
Wissen stets zu überwinden
Mit dem spielend süßen Schein;

Mit dem spielend süßen Scheine
Fesseln sie die Treu' alleine,
Schaffen, daß in Kummer weine,
Wer da fröhlich pflag zu sein.

Keiner, der geschaut ihr Prangen,
Ist noch ihrem Netz entgangen,
Alle Welt begehrt zu hangen
Tag und Nacht an ihrem Schein.

Blaue Augen hat das Mädchen,
Wer verliebte sich nicht drein?

E. G.

Keiner soll die Thür verriegeln,
Kommt die Lieb' und klopfet an,
Weil hier doch nichts frommen kann.

Ruft die Liebe nur von weiten,
Flink gehorche dem Gebot,
Und so mach' nur aus der Noth
Eine Tugend noch bei Zeiten.
Laß dein thöricht Widerstreiten,
Dein Verriegeln, klopft sie an,
Weil hier doch nichts frommen kann.

Liebe wandelt deine Sinnen,
Deines Lebens Sitt' und Brauch;
Doch sie eint die Seelen auch,
Wo sich zwei in Treue minnen.
Ihren Nöthen zu entrinnen,
Müht umsonst sich Jedermann,
Weil hier doch nichts frommen kann.

Wem die echte Lieb' erwachte,
Schlaflos ist er immerdar.

Kühn wird, wer da feige war,
Höfisch wird der Ungeschlachte.
Wen sie zum Gefangnen machte,
Füge sich in ihren Bann,
Weil hier doch nichts frommen kann.

p. H.

Lieber erwählt
Leid und Betrüben,
Als nicht zu lieben.

Wo man sein achtet,
Süß ist der Tod,
Wo es vergessen,
Leben nur Noth.
Besseres bot
Leid und Betrüben,
Als nicht zu lieben.

Lieblos zu leben
Ist nur Verlust,
Mehr noch als Leben
Lieb' in der Brust.
Eh' sich bewußt
Leids und Betrüben,
Als nicht zu lieben.

Sieg ist das Streben
Liebender nur,
Ruhm zu erwerben
Zeigt es die Spur.
Stärket den Schwur:
Lieber betrüben,
Als nicht zu lieben.

Erst in den Schmerzen
Liebe uns schmeckt,
Furcht hält im Herzen
Sie nicht versteckt.
Darum bezweckt:
Lieber betrüben,
Als nicht zu lieben.

Lieb', die nicht leidet,
Glück nicht begehr'!
Sehnsucht entscheidet,
Schmerzt sie auch sehr.
Schenkt uns doch mehr
Leid und Betrüben,
Als nicht zu lieben.

Clarus.

Die große dramatische Bedeutung Encina's für Spanien läßt seine lyrischen Verdienste fast vergessen. Seine kleinen Dramen sind die ersten weltlichen Schauspiele, von denen wir mit Bestimmtheit wissen, daß sie aufgeführt worden sind; denn auf den Titelblättern der Stücke finden sich häufig die Namen der Schauspieler verzeichnet. Auch bemerkt das ausdrücklich August de Rojas in seiner Geschichte des spanischen Theaters. „In demselben Lande," sagt er, „wo die Comödie am weitesten gediehen ist, hat man doch ihren Gebrauch am spätesten kennen gelernt, nämlich in unserm Spanien. Denn in jener glücklichen Zeit, als das glorreiche Königspaar, Don Fernando und Isabelle, die Vertreibung der Morisken aus Granada vollendete, begann die Inquisition und zugleich unsere Comödie. Juan del Encina, jener ausgezeichnete Dichter, war der Erste, der zu einer so schönen Reihenfolge den Anfang machte. Wir haben drei Eklogen von ihm, die er selbst vor dem Admiral und der Herzogin von Castilien und von Infantado darstellte; diese waren die ersten; und zu desto mehr Ruhm für ihn und für unsere Comödie wurde in denselben Tagen, wo Colon den Reichthum Indiens und die neue Welt entdeckte, und der große Feldherr das Königreich Neapel zu unterwerfen begann, auch der Gebrauch der Comödie entdeckt u. s. w."

Encina hat elf Eklogen verfaßt, von denen die sechs geistlichen zum Theil von herzlicher Empfindung, reiner Frömmigkeit und lyrischer Begeisterung inspirirt scheinen, einige von ihnen haben jedoch einen allzu leichtfertigen Ton, um dem Zweck religiöser Erbauung zu entsprechen. Die fünf weltlichen Eklogen sind possenhafter Art. Alle waren bestimmt, am Hofe vor den vornehmen Gönnern des Encina aufgeführt zu werden. Wollten wir den Maßstab unserer heutigen dramatischen Forderungen an die kleinen Stücke des Encina legen, so würden sie uns roh und inhaltsleer erscheinen, denn von einer eigentlichen Verwickelung und von spannenden Situationen ist darin nicht die Rede; doch macht sich ein großer Unterschied zwischen den ältesten Stücken des Encina, die nur einfache Hirtenspiele sind, und seinen späteren Dramen bemerkbar, in welchen letzteren ein Streben nach lebendiger dramatischer Handlung und durchgeführter Charakteristik unverkennbar ist. Ueberall aber athmet aus den leichten und fließenden Versen eine liebliche Naivetät und ein frischer Muthwille.

Schack sagt in seiner vortrefflichen Geschichte der dramatischen Literatur und Kunst in Spanien über diese Stücke Encina's: „Sie sind Manchen so geringfügig erschienen, daß sie ihrer in ihren Literaturgeschichten kaum Erwähnung gethan haben; wessen Blick aber gewohnt ist, in der Kunstgeschichte die Periode des Werdens und der ersten Entfaltung mit besonderem Interesse zu betrachten, der wird diese Geringschätzung nicht theilen. Wie es überall anziehend ist, aufstrebende Geister in erst zu schaffenden Formen nach Mitteln des Ausdrucks ringen zu sehen; wie die schlichten Bilder der alt-toscanischen und cölnischen Malerschule, trotz des Steifen und Eckigen der Form, dem Kunstfreund mehr Genuß und Belehrung gewähren als manche technisch vollendete Arbeit späterer formgeübter Meister, so darf man auch für Encina und seine nächsten Nachfolger mehr Interesse in Anspruch nehmen, als für manchen späteren Dichter, der sich in hergebrachter Weise auf einmal betretener Bahn fortbewegte. Denn diese Anfänge des spanischen Theaters sind jenen Bildern zu vergleichen, die uns im Campo Santo und in den Uffizien, in den florentinischen und cölnischen Kirchen entzücken, und stehen an Naivetät und süßer Anmuth den Werken des Giotto, Fiesole und Meister Wilhelm nicht nach."

In einer der ersten geistlichen Eklogen des Encina erscheinen vier Hirten, die zugleich die vier Evangelisten darstellen sollen. Den Inhalt des Gespräches bildet die Geburt des Heilandes, über die sie eine innige Freude ausdrücken; sie beschließen, nach Bethlehem zu pilgern, und, wie die meisten seiner Stücke, so schließt auch dieses mit dem Absingen eines Villancio (ländliches Lied). Das nicht allzu andächtig klingende Liedchen der Evangelisten lautet:

Schon wallet das Frühroth,
Laßt eilen, es taget,
Maria erfraget,
Die Tochter von Anna,
Sie machte uns froh,
Huiho!
Auf, auf, sie ist nah,
Huiha!
Er, der uns erschaffen,
Heut' Nacht er ersah,
Huiho, Huiha!
Er ist rettend jetzt da!

In einem anderen religiösen Festspiel, das zur Aufführung am Charfreitag bestimmt war, treten zwei Eremiten auf, die in tiefem Schmerz der Kreuzigung des Herrn gedenken und sich aufmachen, um das heilige Grab zu besuchen. Zu ihnen gesellt sich die heilige Veronika, die mit ihnen klagt und trauert und ihnen das Schweißtuch zeigt, mit dem sie den Todesschweiß des sterbenden Erlösers getrocknet, und auf dem das Antlitz des Heilandes sich in wunderbarer Weise abgedrückt findet. Gemeinschaftlich wandern sie nach dem Grabe, und als sie dort betend niederknien, erscheint ihnen ein Engel, die Auferstehung des Herrn verkündigend; nun stimmen die Getrösteten einen Gesang zum Preise Gottes an.

Ganz abweichend von diesen einfachen Hirtenspielen, die, ohne Plan und Handlung, kaum mehr als einfache Gespräche darstellen, sind zwei weltliche Eklogen, welche zusammen ein Ganzes bilden und jedenfalls auch bestimmt waren, nacheinander aufgeführt zu werden; diesen verleiht eine lebendig und geschickt durchgeführte Intrigue schon einen ächt dramatischen Charakter. In dem ersten dieser kleinen Stücke, das „der zum Hirten gewordene Ritter" heißt, wird ein junger Edelmann, der sich in eine schöne und muthwillige Schäferin verliebt hat, um dieser Liebe willen zum Hirten; das zweite Stück: „die Hirten, welche Hofleute werden", zeigt den Ritter, des Landlebens überdrüssig und bemüht, verschiedene Schäfer und Schäferinnen in den Hofsitten zu unterrichten, um sie als Edelleute an den Hof zu bringen. Diese kleinen graziösen Dramen geben vielfache Veranlassung zu Verkleidungen, zu derben

Späßen und Satyren auf das Hofleben. In empfindungsvoller Weise wird darin das Landleben gepriesen; Sprache und Handlung sind von lebhafter Anmuth.

Ein anderes Stück: „Fileno und Zambardo", hat sentimentale und pathetische Anflüge und endigt mit dem Selbstmord des unglücklichen Liebhabers.

Größere Feinheiten und eine gewandtere Diction, als alle seine früheren Dichtungen, enthält ein Stück, das Encina wahrscheinlich zur Vermählungsfeier des Prinzen Don Juan schrieb, und das die Klagen und den Schmerz eines von Amors Pfeilen verwundeten Hirten darstellt. Ein Ritter und drei Hirten sind seine Vertrauten; Amor selbst tritt darin auf, um in wohllautenden, lieblichen Versen seiner unbegrenzten Macht sich zu rühmen.

Gil Vicente.

Der große Einfluß Encina's zeigt sich auch an seinen unmittelbaren Nachahmern, deren hervorragendster der portugiesische Schriftsteller Gil Vicente ist, der einen Theil seiner Werke in castilischer Sprache schrieb und daher den spanischen Schriftstellern zugerechnet werden muß. Ist es gleich nicht festgestellt, ob seine spanischen Dramen in Spanien zur Aufführung gelangt sind, so ist doch seine Einwirkung auf die spanische Bühne zweifellos.

Gil Vicente ward im Jahre 1480 geboren und starb 1557. Er stammte aus einer vornehmen Familie, die ihn für das Studium der Rechte bestimmte. Er aber gab bald die trockenen Studien auf und widmete sich poetischen, hauptsächlich dramatischen Arbeiten, welche letzteren unter der Regierung Emanuels des Großen und Johanns III. von Portugal, unter des Dichters schauspielerischer Mitwirkung, zur Aufführung gelangten und seinen Namen zu einem der gefeiertsten auf der pyrenäischen Halbinsel erhoben. Im Jahre 1562 wurden die gesammelten Werke des Vicente von seinem Sohn Louis Vicente herausgegeben.*)

Die Stücke des Vicente sind denen des Encina in vielfacher Beziehung überlegen. Liegt seinen Compositionen auch oft eine rohe und geschmacklose Erfindung zu Grunde, schwebt ihm auch bei seinen etwas ungeschickten Verwickelungen selten ein bestimmter künstlerischer Zweck vor, so ist doch sein Darstellungstalent ein ganz ungewöhnliches, und fast alle seine Stücke erregen ein wahrhaft dramatisches Interesse; dabei ist die Rede frisch und naiv und von einer natürlichen Grazie beseelt. „In Gil Vicente's Comödien und Autos," sagt Clarus, „sind in geistvollen aber rohen Formen die Umrisse von Lope's Bühne im Keime zu erblicken. Den Geistlichen und Possenreißern wirksam entwunden, hörte die dramatische Kunst auf, ein Anhang und ein Beilaß anderer Feierlichkeiten zu sein, und trat auf Vicente's Theater mit selbstständigen Reizen auf. Komische Kraft, reizende Naivetät und sorglose Einfalt in den Regeln der Kunst gesellen sich mit den abenteuerlichen Ideen einer phantasievollen Romantik zur unübertrefflichen Mischung dramatischer Compositionen. Mythologischer und allegorischer Apparat ist in den sogenannten Tragicomödien nicht gespart. Es fehlt nicht an den seltsamsten Anachronismen und Nebeneinanderstellungen antiker und moderner, altfränkischer und eleganter Gedanken, Sitten und Gebräuche. In bunter Unordnung fliegen wie in einer Laterna magica die Scenen als geistreiche Capriccios hinter einander vorüber, ohne innere Verbindung und motivirten Hervorgang aus einander, wie ohne äußere Ausführung. Die burleske Schilderung von Charakteren des gemeinen Lebens ist lebendig und frisch, wiewohl ohne feinere Nüancirung. Der eigenthümliche Reiz besteht in der Schalk-

*) Die acht spanischen Dramen des Vincente sind abgedruckt in Böhl de Faber's Altspanischer Schaubühne.

haftigkeit und Naivetät, mit welcher hier Charaktere und Zustände aufgefaßt werden. Durch den Carnevalsjubel dieser Arglosigkeit tönen süße lyrische Klänge."

Vicente's erster dramatischer Versuch, der die Form einer Gratulation hatte, besteht eigentlich nur in dem Monolog eines Hirten, der in einfacher und gedankenvoller Weise dem König seinen Glückwunsch zur Geburt des Prinzen Johann darbringt. Nach beendigter Rede dringen eine Anzahl Hirten auf die Bühne, um dem Neugeborenen mancherlei Geschenke an Käse, Eiern, Früchten u. dergl. anzubieten. Dies kleine Festspiel fand einen so außerordentlichen Beifall, daß der Dichter vom Hofe den Auftrag erhielt, eine ähnliche Vorstellung für den Weihnachtsabend vorzubereiten. Er willfahrte dem Wunsche des Hofes, und an sein erstes religiöses Festspiel schlossen sich eine Reihe von Autos zur Verherrlichung verschiedener kirchlicher Feste.

Unter den geistlichen Dramen ist das interessanteste das Auto der Sibila Casandra, das vor der Königin Mutter an einem Weihnachtsmorgen zur Aufführung kam. Die Heldin, eine Hirtin Casandra, weist die Bewerbungen des Hirten Salomo mit der entschiedenen Erklärung zurück, sich nie vermählen zu wollen. Alle Bitten Salomo's sind vergeblich, obgleich er die drei Tanten Casandra's zur Unterstützung herbeiruft. Aber auch ihre Beredsamkeit vermag den Entschluß Casandra's nicht zu erschüttern. Salomo nimmt nun seine Zuflucht zu seinen drei Oheimen, die mit folgendem klagenden Gesang die Bühne betreten:

Weh, wie zornig ist das Mädchen!
  Wer, o Gott, mag mit ihr reden?
  In die Sierra geht das Mädchen
  Ihre Heerden dort zu weiden.
  Schön ist sie wie eine Blume,
  Aber zornig wie das Meer;
  Zornig wie das wilde Meer
  Ist das Mädchen;
  Wer, o Gott, mag mit ihr reden?

Die Oheime machen darauf dem widerspenstigen Mädchen die eindringlichsten Vorstellungen, indem sie sich auf die Heiligkeit des Sakraments der Ehe berufen. Casandra gesteht endlich, daß sie sich nicht vermählen wolle, weil sie gehört habe, der Heiland der Welt solle von einer Jungfrau unter Hirten geboren werden, und sie halte sich für die auserwählte Jungfrau. Empört über die wahnsinnige Hoffahrt des Mädchens bemühen sich die Oheime, sie von ihrer thörichten Einbildung abzubringen. Da geht ein Vorhang in die Höhe, und man erblickt in der Krippe zu Bethlehem das Christuskind, von vier Engeln umschwebt, die einen Hymnus zu Ehren des Neugeborenen singen. In Anbetung knien Alle nieder, und das Auto schließt mit einem Gesang auf die Schönheit der Mutter Gottes:

Hold und lieblich ist die Jungfrau,
  Ach, wie ist sie wunderschön!

Sage du mir, lieber Schiffer,
  Der du in den Wellen schiffest,
  Sind die Wellen, Schiffe, Sterne
  Wohl so schön?

Sage du mir, edler Ritter,
  Der du prangst im Waffenschmucke,
  Ist der Krieg, sind Roß und Waffen
  Wohl so schön?

Sage du mir, Hirtenknabe,
  Der du deine Heerden hütest,
  Sind die Heerden, Thäler, Sierras
  Wohl so schön?

Im Ganzen ist die Casandra in einem treuherzigen, innigen Volkston geschrieben, wenngleich die kindliche Einfalt der alten Mysterien sich hier in einer eigenthümlichen Mischung mit einem liederspielartigen Ton zeigt.

Die übrigen Autos des Vicente sind in so reiche und sonderbare Allegorien gekleidet, daß eine kurze Inhalts-Angabe derselben, die nur die Seltsamkeit der Erfindungen bezeugen würde, zu ihrem Verständniß und zu ihrer Würdigung wenig beitragen könnte. Die Ausführung ist es, in der Vicente mit der Genialität des echten Dichters selbst dem Ungeschicktesten und Abenteuerlichsten ein poetisches Gewand und ein harmonisches Colorit zu geben weiß.

Unter seinen Comödien ist „Der Wittwer" (El Viudo) durch Feinheit und Grazie hervorstechend. Ein Wittwer tritt auf und beklagt den Verlust seiner geliebten Gattin. Ein Geistlicher bietet ihm die Tröstungen der Religion dar, während ein Nachbar, der ein böses Weib hat, ihn durch die scherzhafte Erzählung seiner häuslichen Leiden zu erheitern sucht. Zwei Töchter, Paula und Melicia, theilen den Kummer des Vaters. Da erscheint ein vornehmer Ritter, der, von der Töchter Reizen angezogen, sich als Hirt verkleidet und bei dem Wittwer in Dienst tritt. Er entdeckt sich den Mädchen, die ihn nicht zurückweisen. Unterdessen verrichtet er die niedrigsten Arbeiten und wird zur Verzweiflung getrieben, als der Wittwer, von einer Reise zurückgekehrt, den Töchtern mittheilt, daß er bereits einen Bräutigam für die Aeltere gewählt habe, und auch für die Jüngere die Aussicht zu einer guten Heirath vorhanden sei. Der Ritter weint und will in den Bergen der Einsamkeit seine Klagen vertrauen; da er aber beide Mädchen liebt und sich doch nur mit einer vermählen kann, schlägt er vor, daß sie um ihn losen möchten. Die Mädchen willigen ein, und das Loos entscheidet für die Aeltere. Ein neuer Schmerz; denn der Ritter liebt die Jüngere mit gleicher Leidenschaft. Da erscheint zur glücklichen Stunde der Bruder des Ritters, der in der Welt herumgezogen ist, den Vermißten aufzusuchen, und auf den Vorschlag desselben verlobt er sich mit der jüngeren Schwester. Der Wittwer, nachdem er den jungen Leuten einige Vorwürfe über den heimlichen Liebeshandel gemacht hat, giebt seine Zustimmung, und die Comödie endigt mit der Hochzeitsfeier der glücklichen Paare.

Als Beweis von Vicente's schönem lyrischen Talente lassen wir einige seiner Liebeslieder hier folgen:

Von dem Rosenbusch, o Mutter,
Von den Rosen komm' ich.

An des Baches grünem Ufer
Schaut' die Rosen ich in Knospen;
Von den Rosen komm' ich.
An den Ufern jenes Flusses
Sah ich Rosen all' erblühet —
Von den Rosen komm' ich.
Schaut' die Rosen all' erblühet,
Und ich brach die Rosen seufzend;
Von dem Rosenbusch, o Mutter,
Von den Rosen komm' ich.

H. D.

In dem Garten sprießt die Rose,
Dorthin will ich,
Will die Nachtigall belauschen,
Wie sie singet.

An den Ufern jenes Flusses
Pflückt Limonen sich die Jungfrau;
Dorthin will ich,
Will die Nachtigall belauschen,
Wie sie singet.

Pflückt Limonen sich die Jungfrau,
Ihrem Freund sie zu bescheeren;
Dorthin will ich,
Will die Nachtigall belauschen,
Wie sie singet.

Ihrem Freund sie zu bescheeren
Mit dem Sommerhut von Seide;
Dorthin will ich,
Will die Nachtigall belauschen,
Wie sie singet.

Uebersetzt von Geibel.

Wehe der, die mir verstrickte
Meinen Geliebten!
Wehe der, die ihn verstrickte!

Ach, der Erste, den ich liebte,
Ward gefangen in Sevilla.
Mein Vielgeliebter!
Wehe der, die ihn verstrickte!

Ward gefangen in Sevilla
Mit der Fessel meiner Locken.
Mein Vielgeliebter!
Wehe der, die ihn verstrickte!

Paul Heyse.

Wie wär' ein Mädchen,
Das Blumen pflückte,
Noch nicht verliebt?

Im Garten das Mädchen
Hat Rosen entwendet.
Der Gärtner, er hätte
Sie wohl gepfändet,
Doch denkt er: Sie liebt!

p. H.

Und schläfst du, mein Mädchen,
Auf, öffne du mir;
Denn die Stund' ist gekommen,
Da wir wandern von hier.

Und bist ohne Sohlen,
Leg' keine dir an;
Durch reißende Wasser
Geht unsere Bahn.

Durch die tief tiefen Wasser
Des Guadalquivir;
Denn die Stund' ist gekommen,
Da wir wandern von hier.

E. G.

Die Celestina.

Eine andere, vereinzelt stehende, aber höchst interessante und bedeutende Erscheinung in der Geschichte des spanischen Theaters ist der dramatische Roman: „Die Celestina", der die Liebesgeschichte des Calisto und der Melibea zum Inhalt hat. Celestina ist der Name der Kupplerin, welche die Vereinigung der Liebenden herbeiführt. Das Drama ist in Prosa geschrieben und hat einundzwanzig Acte — eine Unbehülflichkeit der Form, welche allein schon die Aufführung verhindert haben würde. Bis auf den heutigen Tag ist die Celestina ein Muster des novellenartigen spanischen Drama's, wie es von Wenigen erreicht und vielleicht von Niemandem übertroffen ist. Spanische Kritiker nennen sie die Mutter des castilischen Drama's. Der erste Act der Celestina, der früher erschien, als das vollständige Stück, wurde von seinem Verfasser Comödie genannt; später aber erhielt das ganze Werk seines traurigen Ausgangs wegen den Namen Tragicomödie. Lange Zeit hat man abwechselnd den Rodrigo de Cota oder Juan de Mena für den Verfasser des ersten Actes gehalten; die Schreibart beider Dichter aber, wie sie uns aus ihren Werken bekannt ist, reicht so wenig an die Mustergültigkeit des Stils in der Celestina, daß sich vor dem kritischen Urtheil neuerer Literatoren der Glaube an ihre Autorschaft nicht erhalten konnte. Vielmehr gewinnt die Annahme, daß der Verfasser der zwanzig Acte, die auf den ersten folgen, der Baccalaureus Fernando de Rojas die alleinige Autorschaft des ganzen Werkes für sich in Anspruch nehmen dürfe, immer mehr Wahrscheinlichkeit — eine Annahme, die durch den Umstand, daß das ganze Werk wie aus einem Guß erscheint, und der erste Act sich weder in Stil noch Charakteristik von dem übrigen Theil des Drama's unterscheidet, gerechtfertigt ist. Fernando de Rojas selber verwahrt sich allerdings gegen die Autorschaft des Ganzen, indem er an einer Stelle der Vorrede zur Celestina, wo er von dem glücklichen Funde des ersten Actes erzählt, sagt: „Ich bemerkte zwar, daß das Werk keinen Namen des Verfassers trage, der, wie Einige sagen, Juan de Mena, und nach Anderen Rodrigo de Cota war; wer es aber auch immer war, er verdient in ehrenvollem Andenken fortzuleben, sowohl seiner geschickten Erfindung, als auch der großen Menge eingestreuter Sentenzen wegen, die er unter der Maske des Scherzes angebracht hat. Er war in der That ein großer Philosoph! Und da ein solcher Mann aus Furcht vor Verleumdern und bösen Zungen, immer mehr bereit zu tadeln, als selbst etwas zu erfinden, es für gut fand, seinen Namen zu verbergen und zu verhüllen, so werdet ihr mich nicht anklagen, wenn ich in der bei ihm vorausgesetzten Absicht auch den meinigen nicht angeben sollte; um so mehr als ich Rechtsgelehrter bin, und das Werk, wenn auch sinnreich, doch meiner Fachwissenschaft fremd ist. Wer dies nur wüßte, könnte sagen, daß ich es nicht zur Erholung von meinem Berufsstudium, dessen ich mich in Wahrheit mehr rühme, gemacht habe, sondern daß ich vielmehr von der Rechtswissenschaft abgezogen worden sei, indem ich mich auf diese neue Arbeit einließ. Wenn man

es damit aber auch nicht träfe, so würde doch der Lohn für meine Kühnheit mir nicht ausbleiben. Ebenso würde man denken, daß ich nicht bloß vierzehn Tage einer Ferienzeit, die meine Genossen in ihrer Heimath zubrachten, auf die Vollendung dieses Werks verwendet habe, wie es doch gewiß ist, sondern wohl mehr Zeit und weniger angenehme. Zur Entschuldigung alles dessen setze ich, nicht nur für euch, sondern für alle Leser dieses Werkes, die nachstehenden Verse her. Und damit ihr erkennt, wo mein ungehobeltes Gerede beginnt, habe ich es so eingerichtet, daß Alles, was von dem alten Verfasser herrührt, ohne Abtheilung in einem Acte gegeben werde, bis wo der zweite Act anfängt mit den Worten: „Meine Freunde" u. s. w.

Aus diesen Bemerkungen geht hervor, wie große Furcht Rojas vor Verleumdungen hegte, und wahrscheinlich war es seine Stellung als Baccalaureus, die ihn verhinderte, sich zu dem selbstständigen Entwurf eines Werkes zu bekennen, das durch seinen schlüpfrigen Gegenstand Anstoß erregen konnte. Selbst die Abfassung der zwanzig Acte gestand er erst bei einer zweiten Bearbeitung des Stückes zu, wo in der Vorrede einige von ihm verfertigte akrostichische Verse stehen, in welchen die Anfangsbuchstaben der Verse, zusammengesetzt, folgenden Sinn geben: „El Bachiller Fernando de Rojas acabo la Comedia de Calysto y Melebea y fue nascido en la Puebla Montalvan." (Der Baccalaureus Fernando von Rojas vollendete die Comödie von Calisto und Melibea, und wurde in dem Flecken Montalban geboren.)

Die Celestina ist von Anfang bis zu Ende voll Geist und dramatischen Lebens, die Handlung voll spannenden Interesses. Die bewundernswerthe Kraft und drastische Wahrheit in der Zeichnung der Charaktere würde den besten modernen Comödien zur Ehre gereichen. Die Sprache ist von einer klassischen Reinheit, glänzend und natürlich, reich und zierlich, bald von glühender Leidenschaft und süßer Beredsamkeit beseelt, bald mit unerschöpflicher Komik, sprudelndem Witz und derber Laune in die Rede- und Denkweise des niederen Volkes einstimmend. In meisterhafter Schilderung werden uns die nationalen Sitten und die Anschauungsweise jenes Zeitalters vergegenwärtigt; der frischen Kraft und Volksthümlichkeit des Werkes geschieht nur wenig Eintrag durch einigen mythologischen und gelehrten Aufputz, welchen die Mode des Tages dem Dichter abzwingen mochte. Einzelne Scenen sind von ergreifender Wirkung; so das Geplauder der Liebenden, das in seiner süßen Poesie und zärtlich rührenden Naivetät an die Balconscene in Romeo und Julia erinnert, so die tragische Katastrophe mit ihrem erschütternden Pathos.

Die Schwäche der Celestina aber liegt darin, daß sich an einzelnen Stellen eine Rohheit des Ausdrucks findet, eine freche Ausgelassenheit der Gedanken, die an Schamlosigkeit streift. In unverschleierter Sprache werden die obscönsten Gegenstände und die unsittlichsten Zustände meisterhaft geschildert; eine betrübende und abschreckende Wirklichkeit wird in widerlicher Blöße gezeigt. Der Vorwand des sittlichen Zweckes mußte der Anstößigkeit des Inhalts zur Entschuldigung dienen; um die Jugend angeblich vor Laster und Verführung zu warnen, zeigte man sie ihr unverhüllt und selbst in verführerischer Gestalt. In der That galt das Buch für ein durchaus moralisches, und damals scheint es ohne Erröthen in allen Kreisen gelesen worden zu sein.

Der Erfolg der Celestina war ein unglaublicher; im sechszehnten Jahrhundert erschien sie mindestens in dreißig Auflagen, wurde wieder und wieder nachgeahmt, und fast in alle europäischen Sprachen übersetzt; nach dem Don Quijote war sie vielleicht innerhalb und außerhalb Spaniens das gelesenste spanische Buch.

Damit unser Lob der Celestina nicht übertrieben erscheine, mögen die Urtheile der kenntnißreichsten und gründlichsten Literarhistoriker hier eine Stelle finden. Martinez de la Rosa sagt in seinen „Obras literarias":

„Obgleich die „Celestina" den Titel „Tragicomedia" hat, ist sie doch kein eigentlich dramatisches Werk, noch war sie zur Aufführung bestimmt. Trotzdem aber, daß sie nur eine dialogisirte Novelle ist, muß sie jedenfalls in dieser Schrift (Sobre la comedia española)

erwähnt werden, nicht nur weil sie alle Keime des Drama's enthält, wenn sie auch selbst noch keines ist, sondern auch weil meines Erachtens dieses berühmte Werk und die vielen, die nach seinem Muster später verfertigt wurden, ebenso viele Fortschritte zur dramatischen Kunst waren und keinen geringen Einfluß auf das Theater Spaniens, ja ganz Europa's übten. Erfindung, Interesse, gut gezeichnete Charaktere, ein reiner und zierlicher Stil, ein natürlicher und leichter Dialog, Laune und Witz, wiewohl dieser minder anständig und keusch ist als schicklich, eine sehr schöne Diction, gewürzt mit volksthümlichen Redeweisen und echt castilischem Salz, kurz, tausend Eigenschaften, ebenso neu als reizend, verschafften diesem Werk gleich nach seinem Erscheinen den weit verbreitetsten Ruf."

Bei weitem beredter und enthusiastischer ist L. Wolf in seinem Lobe der Celestina. „Sollte aber trotzdem noch Jemand," sagt er, nachdem er von der Anerkennung gesprochen hat, die dem Buch von allen Literatoren zu Theil geworden ist — „etwa gestützt auf Bouterweck's Urtheil, der übrigens die ältere spanische Literatur überhaupt und so auch die Celestina nur eines sehr flüchtigen Blickes gewürdigt hat, den inneren absoluten Werth der Celestina bezweifeln, so will ich ihm keine weiteren Autoritäten entgegensetzen; wohl aber ihn dringend ersuchen, sie, wo möglich im Original, mit unbefangenem Sinne zu lesen, ihrem Eindruck sich mit vorurtheilsfreiem, poetisch gestimmtem Gemüthe hinzugeben. Dann will ich ihn fragen, ob er nicht finde, daß sie, abgesehen von allem Reiz der Sprache und des Stils, von der trefflichen Charakter- und Sittenschilderung, was am Ende auch dem Talent erreichbar ist, in der Erfindung und Composition selbst Schönheiten und Züge aufzuweisen habe, wie sie nur der geniale Dichter schaffen kann; dann will ich ihn fragen, ob nicht z. B. die Scene, worin Celestina die Sprödigkeit der Melibea besiegt und durch das Mitleid die Leidenschaft in ihrem noch reinen Herzen anfacht, ein Meisterstück von Feinheit, von tiefer, psychologischer Kenntniß ist; ob nicht die Schilderung, welche Sosia dem Calisto von dem Eindrucke macht, den der Anblick von dessen nach dem Richtplatz geschleppten Dienern, den Mördern der Celestina, ihm verursachte, von hochtragischer Wahrheit ist; ob nicht der Zug: daß die bereits gefallene Melibea, als sie ihre Mutter in einem Gespräche mit dem Vater über den Plan, sie zu vermählen, ihre kindliche Unschuld preisen hört, ihre Dienerin beschwört, unter irgend einem Vorwande dies Gespräch zu stören, damit sie über der getäuschten Mutter nun mit Scham sie erfüllendem Lobe nicht wahnsinnig werde, eines Shakespeare würdig ist; ob die Scenen, in welchen der Gauner und feige Prahler Centurio den Dirnen den Tod ihrer Mama Celestina zu rächen verspricht, an drastischem Humor dem Falstaff'schen nachstehen; ob endlich die Scenen der Katastrophe nicht allein schon des Dichters geniale Conceptionsgabe beweisen: wie im hochtragischen Contrast auf das mit allem Zauber geschilderte Liebeskosen, eine Schilderung, die durch ergreifende Naivetät jener berühmten Balconscene in „Romea und Julia" nicht unwürdig zur Seite steht, unmittelbar der Tod der Liebenden folgt, wie ihnen die rasch hereinbrechende Nemesis nach kaum geleertem Becher der verbotenen Lust den sühnenden Todeskelch reicht."

Germond de Lavigne, der die Celestina ins Französische übersetzte, sagt in seiner Vorrede zur Uebersetzung, „daß die Celestina, die Mutter des castilischen Dramas, die allen dramatischen Versuchen in den modernen Sprachen vorausging, wie der Schimmer erschien, der dem Lichte vorhergeht, wie das lang gesuchte Wort, das zur Enthüllung einer großen Idee noch fehlte." Und Kaspar von Barth, ein deutscher Gelehrter des siebzehnten Jahrhunderts, der die Celestina ins Lateinische übertrug, nennt dieselbe ein göttliches Buch, das von einem unbekannten Verfasser als ein Drama unter dem Titel „Celestina" verfertigt sei und an Lebensregeln, Vorbildern, Darstellungen und Ermahnungen so reich sei, daß kaum eine andere Sprache dergleichen aufzuweisen habe, und bezeichnet sie als das in Stil und Weisheit nahebei vorzüglichste Werk der castilianischen Sprache.

Viele Scenen in der Celestina sind so unvergleichlich lieblich und kraftvoll zugleich,

daß ein näheres Eingehen auf den Inhalt des seltsamen Drama's und die Mittheilung einiger Scenen in der geistreichen und genauen Uebersetzung des Herrn E. von Bülow gewiß keiner Rechtfertigung bedarf. — „Den Lobredner der Celestina abzugeben," sagt Herr von Bülow in seiner Vorrede, „fühle ich mich nicht berufen, und ich überlasse es vielmehr getrost dem einsichtsvollen und berufenen deutschen Leser, die unvergleichliche Dialektik und Rhetorik des einzigen Werkes, sowie die Fülle von echter Poesie zu würdigen, die nicht minder in der kunstreichen Charakteristik, wie in der furchtbaren inneren Wahrheit der Begebenheiten enthalten ist. Die dämonisch-riesenhafte Gestalt der Celestina selbst, der eigentlichen Heldin des Buches, steht, so viel ich mich erinnere, in der ganzen modernen Literatur ohne ihres Gleichen da und reichte für sich allein hin, ihrem Schöpfer den Stempel der Dichtergröße aufzudrücken."

Der erste Act spielt im Garten des Pleberio, des Vaters der Melibea, und beginnt mit Calisto's Liebeserklärung an Melibea. Sie weist ihn, wie es ihr Stand und ihre Tugend heischen, verächtlich von ihrer Thür, und er geht in Verzweiflung heim. Zu Hause überläßt er sich ganz dem Schmerz und befiehlt seinem Diener Sempronio, Fensterladen und Thüren zu schließen, damit die Finsterniß der Trauer, die Blindheit dem Unglück sich zugesellen, weil seine trübsinnigen Gedanken des Lichtes unwerth seien. Er vertraut seine Liebe dem Diener an und schildert ihm in zärtlicher Begeisterung die Schönheit der Geliebten.

„Kennst du die zarten Fäden Gold, die in Arabien gesponnen werden?" fragt er; „ihre Haare sind noch schöner und glänzend nicht weniger. Die Länge derselben reicht bis an die Sohle ihres Fußes. Sie braucht nichts weiter, als damit geschmückt zu sein, wie sie sie in der feinen Flechte zusammengefaßt trägt, um die Männer in Steine zu verwandeln u. s. w."

Sempronio sucht ihm das ganze weibliche Geschlecht zu verleiden, indem er mit großer Geschwätzigkeit alle Fehler und Laster der Weiber herzählt, und ihn an Salomons Ausspruch erinnert, daß Weiber und Wein die Menschen abtrünnig machen. Als ihm aber Calisto antwortet: „Je mehr du mir auch sagst und Schwierigkeiten machst, desto mehr liebe ich sie!" — giebt ihm Sempronio den Rath, sich an ein altes Weib seiner Bekanntschaft zu wenden, von der er rühmend sagt, daß sie, wenn sie wolle, harte Felsen bewege und zur Wollust anreize. Calisto heißt ihn eilends gehn nnd sendet ein brünstiges Gebet zu Gott für das Gelingen von Sempronio's Plan. Sempronio kommt zu Celestina, wo er Elicia, eine Dirne und seine Geliebte, trifft, die ihren zweiten Liebhaber vor ihm versteckt. Er theilt Celestina Calisto's Anliegen mit, und sie begeben sich gemeinschaftlich nach dessen Wohnung. Unterdessen hat Calisto eine Unterredung mit seinem Diener Parmenio, der ihn vor der verbrecherischen alten Hexe warnt und in drolliger Weise ihre Laster und ihre Beschäftigungen aufzählt.

„Trotz aller Geschäfte," sagt er, „versäumt sie jedoch keine Messe und Vesper; sie kommt gar nicht aus den Mönchs- und Nonnenklöstern heraus, weil sie darin ihre Hallelujas und Accorde anstimmt. In ihrem Hause macht sie wohlriechende Sachen, verfälscht sie Borax, Benzöe, Gummi, Anime, Bernstein, Moschus. Sie hat eine Kammer voll Destillirkolben, Caraffinen, kleiner Fäßchen von Thon, Glas, Kupfer, Zinn in tausenderlei Formen hergerichtet. Sie fertigt Sublimat, gebrannte, weiße, wächserne, blaue Schminke, Schönheitswasser, Pasten, Schönpfläſterchen, Salben und andere Mittel, die Haut glatt, glänzend und weich zu machen, aus Weinhefen, Asphodillwurz, Linsenbaumrinde, Schlangenkraut, Glasschaum, Agrest, Most, destillirt und versüßt" u. s. w.

Celestina kommt, und da Calisto sich freigebig gegen sie beweist, verspricht sie, nach Kräften für ihn zu wirken. Meisterhaft ist die Kunst der Rede, mit der Celestina in diesem Act den ihr feindlich gesinnten Diener Parmenio in ihre Netze zu ziehen weiß. Sie begiebt sich zu Melibea, wo ein Garnverkauf ihrem Eindringen zum Vorwand dienen muß. Alisa, Melibeens Mutter, empfängt die Kupplerin und ruft, da sie einen nothwendigen Krankenbesuch zu machen hat, selbst die Tochter herbei, mit der Alten zu unterhandeln. Hier ist ein Theil der bewunderungswürdigen Scene:

(Celestina hat von ihrem mühseligen Leben gesprochen.)

Melibea.

Wie, bereust du, Mutter, die verlorene Lebenszeit? Möchtest du deine Jugend wiederholen?

Celestina.

Der Wanderer, Herrin, ist ein Thor, der, des Tages Last und Hitze müde, zu dem Anfange seiner Wanderung umkehren und denselben Weg noch einmal zurücklegen möchte. Die Dinge aber, deren Besitz auch keine Annehmlichkeit, ist es darum immer besser zu besitzen als zu erwarten, weil ihr Ende desto näher bevorsteht, je entfernter ihr Anfang ist. Für den recht Ermüdeten giebt es nichts Süßeres und Erwünschteres als die Herberge, und wiewohl die Jugend heiter ist, sehnt sich der aufrichtige Greis nicht darnach, insofern allein wer von Verstand und Sinnen, gewissermaßen nichts Anderes will, als was er verloren hat.

Melibea.

Es ist wenigstens, um länger zu leben, gut, zu wünschen, was ich sage.

Celestina.

Das Lamm geht so geschwind als der Hammel, Fräulein. Es ist Niemand so alt, der nicht noch ein Jahr leben, oder so jung, der nicht heute sterben könnte. Also habt ihr keinen großen Vortheil über uns.

Melibea.

Du hast mich mit dem, was du sagst, erschreckt. Deine Gründe rufen mir in das Gedächtniß, daß ich dich schon sonst gesehen habe. Sprich, Mutter, bist du die Celestina, die unweit des Flusses bei den Gerbereien wohnte?

Celestina.

So lange es Gott gefällt.

Melibea.

Wie alt du geworden bist! Es heißt doch mit Recht, daß die Zeit nicht umsonst vergeht. Ich erkenne dich, so wahr ich lebe, nur an der Narbe im Gesicht wieder. Ich bildete mir ein, du wärest schön. Du hast dich ganz und gar verändert.

Lucrecia.

Hi, hi, hi! (Bei Seite.) Ob sie sich wohl verändert hat! Die soll mit ihrem Gottseibeiuns über das Gesicht weg schön gewesen sein?

Melibea.

Was hast du, Närrin, da gesagt, worüber du lachst?

Lucrecia.

Daß du die Mama nicht wieder erkannt hast.

Celestina.

Halte die Zeit ab, Fräulein, daß sie nicht verrinnt, so will ich meine Gestalt abhalten, daß sie sich nicht verändert. Hast du nicht gelesen, wie man sagt: Es kommt der Tag, an dem du dich im Spiegel nicht wieder erkennst? Aber wiewohl frühzeitig ergraut und doppelt so alt scheinend als ich bin, schwöre ich dir bei meiner armen Seele und bei deinem liebreizenden Körper, daß ich die jüngste von vier Töchtern war, die meine Mutter gebar. Du siehst also, daß ich nicht so alt bin, als wofür ich gehalten werde.

Melibea.

Meine Freundin Celestina, ich habe mich sehr gefreut, dich zu sehen und kennen zu lernen; auch haben mir deine Reden wohlgefallen. Nimm aber jetzund dein Geld und geh mit Gott; ich denke, du kannst noch nicht gegessen haben.

Celestina.

O, du englisches Bildniß und köstliche Perle! Wie du nun das sagst! Ich habe schon meine Freude daran, dich nur reden zu sehen. Weißt du nicht, daß der göttliche Mund zu dem höllischen Versucher sagte: Wir leben nicht von Brot allein? Weil es denn nun aber eben die Stillung des Hungers nicht allein ist, was zumal mich abhält, die um Anderer willen wohl ein paar Tage fasten kann, so bin ich nur darauf bedacht, guten Menschen zu dienen und für sie das Leben zu lassen. Es war jederzeit meine Sache, daß ich lieber für Andere arbeitete, als für mich müßig stand, und so will ich dir, mit deiner Erlaubniß, Absicht und Verlangen sagen, weßhalb ich hierher gekommen bin. Sie sind durchaus anderer Art, als du vernommen hast, und wir verlören Alle dabei, müßte ich damit unverrichteter Sache abziehen.

Melibea.

Nenne mir deine Bedürfnisse getrost, Mütterchen! Ich werde sie aus alter Bekanntschaft und Nachbarschaft, die guten Menschen Verpflichtungen auferlegen, mit Freuden erfüllen, wenn ich es im Stande bin.

Celestina.

Nicht sowohl meine Bedürfnisse als, wie schon gesagt, die Anderer, Sennora. Mit den meinigen finde ich mich daheim in aller Stille ab, indem ich esse, soviel ich kann, und so oft ich was habe, trinke. Auch gebrach es, Gottlob! seitdem ich verwittwet bin, meiner Armuth noch niemals an ein paar Dreiern zu Brot oder ein paar Sechsern zu Wein. Ja, vordem hatte es damit um soviel weniger Noth, daß, wenn der eine Schlauch geleert war, der andere schon voll daneben stand, und da ging ich niemals schlafen, ohne vorerst ein paar Scheibchen geröstetes Brot in Wein gegessen und, des Mutterwehs wegen, nach jedem Bissen ein Weilchen geglucht zu haben. Jetzund, wo ich für mich allein sorgen muß, nehme ich statt dessen freilich mit einem Geschirr, so groß wie ein Fingerhut, vorlieb, das kaum ein paar Kannen mißt, und muß ich zur Strafe meiner Sünden, mit meinem grauen Alter auf dem Rücken, wohl an die sechsmal des Tages ausgehen, um es mir in der Schenke füllen zu lassen. Ich will aber auch nicht eher eines gesunden Todes sterben, als bis ich wieder einen ganzen Schlauch oder Ständer voll zwischen meinen vier Pfählen stehen sehe. Es giebt ja, mein Seel, kein größeres Labsal auf der Welt, und das Sprüchwort sagt ganz recht: Mit Wein und Brot hat's keine Noth, noch minder, wie mit Wangen roth; wenn gleich, wo kein Mann dabei ist, alle Freude hinkt. Hängt der Bart darüber nicht, dreht sich gut die Spindel nicht! Doch bin ich eben darauf von dem gekommen, Gebieterin, was ich von fremden, und nicht von meinen eigenen Bedürfnissen gesagt habe.

Melibea.

Nun, so verlange von mir, was du willst, es sei, für wen es sei.

Celestina.

Du holdselige, hochgeborene Jungfrau! Dein sanfter Ton, so wie deine heitere Miene, zusammen mit den Beweisen von Gnade, die du der armen Alten angedeihen läßt, machen mich so dreist, es dir zu sagen. Ich komme von einem todtkranken Menschen her, der zuversichtlich glaubt, ein einziges Wort aus deinem edlen Munde, in meinem Busen überbracht, werde ihn, bei seiner hohen Verehrung deiner Schönheit, heilen.

Melibea.

Wenn du mir dein Verlangen nicht deutlicher aussprichst, ehrliche Alte, verstehe ich dich nicht. Einerseits beunruhigst und erzürnst du mich, andererseits erregst du mein Mitleiden. Auf das Wenige, was ich von deiner Rede verstanden habe, kann ich dir noch keine genügende Antwort geben. Wie glücklich wäre ich, wenn ein Wort von mir zum Heile eines Mitchristen führte! Wohlthun ist Gott gleichen, und es empfängt die Wohlthat selbst, wer sie Jemandem erzeugt, der sie verdient; wohingegen tödtet, wer den Leidenden heilen kann und es nicht thut. Unterlaß darum deine Bitte nicht aus Furcht oder Befangenheit.

Celestina.

Die Furcht verging mir über den Anblick deiner Schönheit, Fräulein, da ich nicht wohl glauben kann, daß Gott Gestalt und Ansehen eines Menschen zu einem anderen Zwecke vollkommner, anmuthiger und schöner als des Andern geschaffen habe, als um daraus einen Speicher von Tugenden und mitleidenden Eigenschaften, das Werkzeug seiner Gnaden und Gaben, zu machen. Es ist gewiß, daß wir Menschen alle geboren sind, um zu sterben, und desungeachtet kann Derjenige sich noch nicht geboren nennen, der für sich allein geboren ward, und so allein den wilden Thieren gleicht, unter denen es selbst milder geartete, wie das Eichhorn, giebt, von dem es heißt, daß es sich vor einer Jungfrau beuge. Ja, zum Zeichen des Mitleids thut der bissigste Hund kein Leid, sobald man sich auf die Erde wirft. Unter den Vögeln sogar frißt der Hahn niemals, ohne daß er den Hennen mittheilt und sie zum Mitgenusse ruft. Der Pelikan öffnet sich ebenso die Brust, um seine Jungen mit seinem Blute zu tränken, und die Störche ernähren ihre alten Eltern noch einmal so lange im Neste, als dieselben sie jung fütterten. Und wenn nun die Natur Thieren und Vögeln solche Einsicht lieh, sollten wir Menschen da wohl grausamer sein? Sollten wir nicht den heimlichen Leiden unserer Nächsten unsere Hülfe und Personen um so bereitwilliger leihen, als dieselben ihren Ursprung bisweilen eben da genommen haben, wo ihre Arznei zu finden ist?

Melibea.

Du sollst mir demnach auf der Stelle sagen, welchen Kranken ein so zweifelhaftes Uebel ergriffen hat, daß Leiden und Arznei aus einer Quelle fließen.

Celestina.

Señora! Hast du schon von einem jungen Cavalier dieser Stadt, einem Edlen aus vornehmem Hause, Namens Calisto, gehört?

Melibea.

Ei, ja, ja, ja, mein Schatz, genug und übergenug. Und sprich mir bei Leibe nicht von ihm, wenn das der Kranke ist, für den du, schamlose alte Ziege, mit deinem Begehren so weit ausholst und schon so niederträchtige Schritte in dein eignes Verderben gethan hast. Wird wohl auch etwas Anderes als bloße Thorheit das Uebel des Unseligen sein, für den du dich außer Athem setzest? Und kann ich den Narren anders als mit Argwohn ansehen, den du mit solchen Worten ankündigst? Man sagt nicht ohne Grund, daß der Körper eines bösen Mannes oder einer bösen Frau kein schädlicheres Glied als die Zunge habe. Daß du also doch verdammt würdest, du Kupplerin, Fälscherin, Hexe, Feindin aller Ehrbarkeit und heimliche Missethäterin! Jesus, Jesus! Schaffe sie mir, wenn ich nicht umkommen soll, aus den Augen, Lucrecia! Es fließt mir kein Tropfen Blut durch den Körper. Wer auf solche Geschöpfe hört, verdient freilich dies und noch Schlimmeres. Wahrhaftig, wenn ich nicht meine Ehre in Acht nähme und eben darum die Keckheit des Uebermüthigen verheimlichte, so wollte ich deinen Worten, du Ruchlose, zugleich mit deinem Leben, ein Ziel setzen.

Celestina (bei Seite).

Wenn meine Beschwörung erfolglos bleibt, kam ich zur üblen Stunde hierher. Doch weiß ich ja wohl, wen ich vor mir habe, und hänge den Hemmschuh in mein Rad, ehe Alles zu Grunde geht.

Melibea.

Brummst du noch in den Bart wider mich, meinen Zorn zu erhöhen und deine Strafe zu verdoppeln? Du möchtest meine Ehrbarkeit verderben, um einen Tropf wieder zu beleben, mich betrüben, um ihn zu erfreuen, mein Unglück ausbeuten, meinen Fehler nützen und den Ruf meiner Familie untergraben, um den einer gottverfluchten Hexe dafür zu gewinnen. Bildest du dir ein, daß ich deine ruchlose Botschaft nicht von weitem habe kommen hören? Du magst dich indessen des alleinigen Lohns für versichert halten: durch Beendigung deines Daseins fortan behindert zu sein, Gott zu beleidigen. Antworte mir, Verrätherin, wie du dich einer solchen Sache erfrechen konntest?

Celestina.

Die Furcht hält meine Entschuldigung zurück, Gebieterin; und wie sehr auch meine Unschuld mich ermuthigt, ängstigt mich doch wieder deine aufgebrachte Gegenwart, und schmerzt es mich am empfindlichsten, ohne Ursache Unwillen auf mich zu laden. Ja, wenn ich meine Worte vollends

anbringen darf, wirst du in der That erkennen, wie viel eher der Dienst Gottes als Unehrbarkeit dahinter steckt, und der Ruf des Arztes nicht verdächtigt, sondern nur der Kranke geheilt werden soll. Wenn ich mir hätte denken können, Fräulein, wie schlimme Gedanken du über das Vergangene fassen würdest, sollte deine Erlaubniß nicht ausgereicht haben, Calisto's oder irgend eines Mannes wegen den Mund zu öffnen.

Melibea.

O, Jesus! daß ich noch immer von diesem Gecken, Windbeutel, storchbeinigten Nachtgespenst und Haubenstocke hören muß und nicht auf der Stelle umkomme! Ich habe ihn schon neulich gesehen, als er mir so viel verliebte Ungereimtheiten vorfaselte. Und wenn er sich etwa einbildete, bei mir das Feld gewonnen zu haben, weil ich es lustiger fand, seinen Aberwitz anzuhören, als sein Verbrechen zu bestrafen, so magst du ihm zu wissen thun, Alte, daß ich ihn lieber seinem Wahne überlassen, als seine Anmaßung öffentlich rügen will. Doch rede ihm auch zu, vernünftig zu sein und sein Vorhaben aufzugeben, damit ihm seine Worte nicht bei alledem noch theuer genug zu stehen kommen. Du weißt ja, daß nur Der überwunden ist, der sich dafür hält, und bei allem seinem Uebermuthe bin ich meiner Sache gewiß. Es ist immer ein Wahrzeichen der Narren, Andere für ihres Gleichen zu erachten. Darum kehre du mit seiner eigenen Botschaft zurück, von mir hast du keine Antwort zu gewärtigen, da man vergebens bittet, wo kein Mitleiden stattfinden kann. Man hatte mich recht wohl vor deinen Schlichen gewarnt und mir gesagt, wer du seiest; du hast also Gott zu danken, so leichten Kaufs davon zu kommen.

Celestina (bei Seite).

Und doch war Troja einst noch stärker, und habe ich noch Sprödere gezähmt! Kein Sturm hält lange an.

Melibea.

Was brummst du da so unverständlich, boshaftes Weib? Kannst du meinen Zorn womit besänftigen und deine Verwegenheit entschuldigen?

Celestina.

So lange dein Zorn vorherrscht, kommt meine Rechtfertigung nicht gegen deine Strenge auf. Ich wundere mich auch gar nicht, daß junges Blut bei wenig Hitze kocht.

Melibea.

Bei wenig Hitze darfst du zuverlässig sagen, da du annoch am Leben bist und deiner übergroßen Frechheit keine Strafe ward. Was für eine Antwort könnte ich anständiger Weise einem solchen Manne geben? Indessen sprich, da du noch nicht zu Ende bist; vielleicht machst du das Vergangene wieder gut.

Celestina.

Einen Spruch der heiligen Apollonia, den du gegen Zahnweh haben sollst. Auch besäße ich gern deinen Gürtel, von dem es heißt, er habe die heiligen Reliquien in Rom und Jerusalem berührt. Mein Cavalier kommt fast vor Zahnweh um, und deshalb bin ich hier; da er sich aber eine so unglückliche Botin ausgesucht, leide er seinen Schmerz. Unter allen deinen Tugenden ging die Barmherzigkeit mir ab, der ebensowohl auch das Wasser abgehen dürfte, würde er danach ins Meer geschickt. Bedenke nur aber nichts destoweniger, daß das Vergnügen der Rache einen Augenblick, das der Barmherzigkeit immer währt.

Melibea.

Wenn das dein Verlangen war, was sprachst du es nicht unverzüglich aus?

Celestina.

Weil die Reinheit meiner Absicht mich glauben ließ: Gebieterin, daß Niemand etwas Schlimmes von mir denken werde, gesetzt auch, ich legte sie auf ungewöhnliche Weise dar. Die herkömmliche Einleitung unterblieb eben nur, weil die Wahrheit keiner Schminke nöthig hat. Theilnahme an seinen Schmerzen, Vertrauen in deine Großmuth hielt erst meine Absicht in meinem Munde zurück, und da dir bekannt ist, daß der Schmerz verwirrt, Verwirrung aber bewirkt, daß unsere leider nicht jederzeit an den Verstand gebundene Zunge sich erhitzt oder ihrer selbst vergißt, so rechne mir die Schuld doch so wenig zu, als du mich für ein Vergessen Dessen bestrafst, dessen Botin ich allein bin. Das Seil reißt nicht, wo es am feinsten ist, und so gleiche du auch nicht der Spinne, die ihre Stärke nur gegen schwache Thiere übt. Behandle Gerechte nicht wie Sünder. Ahme der himmlischen Gerechtigkeit nach, die da sagt, daß nur die Seele, die sündigt, den Tod verdient; und verdamme, wie die menschliche, den Vater niemals um des Sohnes, den Sohn niemals um des Vaters willen. Sein Erkühnen führte ja nicht einmal der Vernunft gemäß mein Verderben herbei, wiewohl ich, seinen Verdiensten nach, recht wohl für einen solchen Verbrecher gestraft werden könnte, dessengleichen es mein Beruf, der mich nährt und kleidet, ist, zu dienen. Mit meinem Willen habe ich noch niemals einen Menschen gekränkt, um den Anderen zu erfreuen, man habe hinter meinem Rücken deiner Gnaden gesagt, was man wolle. Das Geschrei des Pöbels beeinträchtigt die standhafte Wahrheit zuletzt dennoch nicht, und, wiewohl in der ganzen Stadt die einzige Gewerbtreibende meiner Art, habe ich doch nur Wenige je mißvergnügt gemacht. Ich thue Allen genug, die mir etwas auftragen, als ob ich zwanzig Füße und eben so viele Hände hätte.

Melibea.

Das wundert mich eben nicht, da man zu sagen pflegt, ein einziger Lasterhafter reiche hin,

eine große Gemeinde zu verderben, und man hat mir so vielerlei von deinen Schlichen erzählt, daß ich mit Nichten glauben kann, du seiest um eines Spruches willen gekommen.

Celestina.

Ich will ihn weder abbeten noch erhört sehen, wenn die härteste Folter etwas Anderes aus mir herausbringt.

Melibea.

Mein voriger Zorn hält mich ab, über deine Entschuldigung zu lachen, da ich recht wohl weiß, daß weder Schwur noch Folter über dich vermögen, die Wahrheit, die nicht in dir ist, zu gestehen.

Celestina.

Einer so großen Dame gegenüber schweige ich: ich bin die Magd, du bist die Gebieterin, und deine Scheltworte verkündigen mir zweifelsohne ein neues Kleid.

Melibea.

Das du ohne Zweifel wohl verdient hast?

Celestina.

Dessen meine gute Absicht mich nicht unwerth macht, wenn meine Zunge es mir auch nicht geradezu erworben hat.

Melibea.

Du betheuerst mir deine Schuldlosigkeit so lange, bis ich gar an die Möglichkeit glauben werde. Ich halte also mein Urtheil über deine Zweideutigkeit noch zurück und entscheide über deine Bitte nach keiner vorschnellen Auslegung. Verwundere dich dagegen aber auch nicht über meine vorige Empfindlichkeit und rechne sie mir nicht so hoch an. Es vereinigte sich in deiner Rede zweierlei, wovon schon eines hinreichend gewesen wäre, mir die Besinnung zu rauben, und daß du diesen dreisten Cavalier erst gegen mich erwähnst, um mich ohne Angabe eines Grundes alsdann auszuhorchen, mußte mir wohl den Verdacht erwecken, du nährtest ehrenrührige Absichten gegen mich. In der Erkenntniß, daß kein Arg dahinter, verzeihe ich dir nun das Geschehene, und das fromme Werk, Kranke und Nothleidende zu heilen, erleichtert mir das Herz auf alle Art und Weise.

Celestina.

Ach, ja! Und was für einen Kranken, Gebieterin! Du wirst ihn wahrhaftig nicht für das halten, was du in deinem Unwillen zu erkennen gabst, sobald du ihn recht erkennst. Bei Gott und meiner Seele! Es ist kein Falsch in ihm: mit tausendfacher Anmuth begabt, ist er an Freimüthigkeit ein Alexander, an Stärke ein Hektor, an Geberden ein König, willfährig und munter, herrscht Traurigkeit niemals in ihm vor, und, so edel geboren wie du weißt, scheint er als gewappneter Lanzenritter ein St. Georg zu sein, der selbst dem Herkules an Muth und Tapferkeit nicht nachsteht. Sein Wesen und Ansehen, seine Fähigkeit und Wohlredenheit zu beschreiben, wäre eine andere Zunge von Nöthen: Alles zusammen macht aber kurz und gut einen Engel des Himmels aus ihm. Ich bin überzeugt, daß nicht einmal der reizende Narciß so schön war, der sich in sein eigenes Spiegelbild im Wasser verliebte, und du darfst mir glauben, Señora, daß er sich zur Zeit darüber nicht zufrieden geben kann, einen einzigen Stockzahn verloren zu haben.

Melibea.

Ist es schon lange Zeit, seit daß . . . . ?

Celestina.

Er mag eben drei und zwanzig Jahre alt sein, Gnädigste; hier steht Celestina, die bei seiner Geburt zugegen war und ihn zu den Füßen seiner Mutter aufgenommen hat.

Melibea.

Ich verlange sein Alter nicht zu wissen, sondern frage dich, ob er das Leiden schon seit lange hat.

Celestina.

Seit acht Tagen, so viel mir bewußt, Gebieterin, obwohl, seiner Hinfälligkeit nach, seit einem Jahre. Es ist dabei nur seine höchste Erleichterung, daß er, mit seiner Leier in der Hand, viele klägliche Lieder aufspielt, derengleichen selbst nicht der Kaiser und große Musicus Hadrian, zur furchtlosen Erduldung des Todes, von dem Hintritt der Seele dichtete. Wie gar wenig ich auch von der Kunst verstehe, scheint mir die Leier unter seinen Händen doch zu sprechen. Ja, wenn er anfängt zu singen, lauschen die Vögel in der Luft bereitwilliger, als auf jenen Amphion, von dem man sagt, daß er mit seinem Gesange Pflanzen und Steine bewegte. Hätte er vordem gelebt, so würde man Orpheus nicht gepriesen haben. Und nun erwäge, Señora, wie glücklich es mich arme Alte machen mußte, ein so bevorzugtes Menschenkind in das Leben einzuführen! Es erblickt ihn keine Frau, ohne Gott zu loben, daß er ihn also schuf und, wo bald sie mit ihm spricht, hat sie nur noch so viel Gewalt über sich, zu thun, was er befiehlt. Bei so zureichenden Gründen wirst du auch gewiß meinen Vorsatz billigen, und meine Schritte für heilsam und unverdächtig anerkennen.

Melibea.

Es thut mir leid, so wenig Geduld gehabt zu haben. Seine Unbewußtheit und deine Unschuld haben unter der zornigen Aufwallung meiner Zunge so viel gelitten, daß mich deine zweideutigen Aeußerungen nicht genug entschuldigen. Zum Lohne deiner Gelassenheit nimm also hier den gewünschten Gürtel und da ich bis zur Rückkehr meiner Mutter nicht die Zeit haben werde, den Spruch niederzuschreiben, so kommst du darnach vielleicht morgen heimlich wieder.

Lucrecia (bei Seite).

Nun ist es mit meiner Gebieterin vollkommen aus: sie bestellt Celestinen in's Geheim zu sich. Das geht nicht mit rechten Dingen zu. Sie hat ihr noch mehr zu geben vor, als sie sagt.

Melibea.

Was murmelst du, Lucrecia?

Lucrecia.

Daß es genug ist, Herrin; es wird spät.

Melibea.

Auf daß der Cavalier mich also nicht für grausam, unbesonnen und unhöflich hält, theilst du, Mutter, ihm wohl von dem Geschehenen nichts mit.

Lucrecia (bei Seite).

Ich irre nicht, die Sache läuft schlimm ab.

Celestina.

Wie kannst du meine Verschwiegenheit bezweifeln, Señora Melibea, fürchte nicht, daß ich nicht Alles erdulde und verheimliche, und laß deinem übergroßen Argwohn keine solche Mißdeutung meiner Worte wieder zu. Ich entferne mich mit deinem Gürtel so erfreut, daß ich nicht anders glauben kann, als sein Herz werde ihm zu seinem Troste auch die Gnade geweissagt haben, die du uns erzeigst.

Melibea.

Vielleicht thue ich für deinen Patienten, der so viel hat leiden müssen, nöthigenfalls noch mehr.

Celestina (bei Seite).

Es wird allerdings noch viel mehr nöthig sein, und du wirst eben so viel mehr thun, ohne großen Dank zu haben.

Melibea.

Was sagst du, Mutter, von Dank?

Celestina.

Ich sage, gnädiges Fräulein, daß wir es dir allesammt danken und dir dafür dienen und sowohl verpflichtet bleiben werden, als der Lohn desto weniger ausbleibt, je Mehrere ihn abzutragen haben.

Lucrecia (bei Seite).

Sie sagt grade das Gegentheil von dem, was sie sinnt.

Celestina (bei Seite).

Meine Tochter Lucrecia: Pst! Sobald du einmal in mein Haus kommst, sollst du eine Essenz erhalten, die deine Haare wie das schönste Gold färbt, du mußt es nur nicht deiner Herrin wiedersagen. Auch gebe ich dir ein Pulver, das dir den übelriechenden Athem aus dem Mund nimmt. Es weiß im Königreiche sonst Niemand es zu fertigen und steht einem Frauenzimmer nichts übler als das an.

Lucrecia (bei Seite).

O, Gott verleihe dir ein glückliches Alter! Das that mir mehr als das tägliche Brot noth.

Celestina (bei Seite).

Was murrst du, Närrchen, also gegen mich? Du schweigst still! Du weißt nicht, ob du mich nicht in noch wichtigeren Dingen nöthig hast. Mache deine Gebieterin nicht böser auf mich als sie ist, und laß mich in Frieden.

Melibea.

Was sprichst du denn mit ihr, Mutter?

Celestina.

Wir sind schon mit einander einig, Gnädige!

Melibea.

Ich will indessen wissen, was es war. Ich kann nicht leiden, daß in meinem Beisein etwas Heimliches verhandelt wird.

Celestina.

Lucrecia sollte dich nur an den Spruch erinnern, Gnädigste, und sich von mir belehren lassen, wie sie durch Ausübung der alten Regel: daß man den Zürnenden eine kleine Weile, den Feind lange Zeit meiden müsse, deinem Zorn mit kluger Mäßigung begegne. Du zürntest mir, Señora, um des Verdachtes willen, den meine Worte dir erregten, warst aber darum meine Feindin nicht; und gesetzt auch, du hättest ihm jenen Sinn nicht fälschlich untergelegt, so waren sie doch nicht böse gemeint, weil es eben alle Tage zu geschehen pflegt, daß Männer für Frauen und Frauen für Männer entbrennen. Die Natur bewirkt das selbst, über die Gott waltet, und der hat vielleicht so wenig jemals etwas Schlimmeres gethan, als mein Verlangen, das nicht weit vom Stamm fällt, an sich unlobenswerth oder ich selbst strafbar zu nennen gewesen wäre. Ja, ich würde dir noch viel mehr Gründe für mich anführen, wüßte ich nicht recht wohl, wie ermüdend die Weitschweifigkeit für den Hörer und wie nachtheilig für den Sprecher ist.

Melibea.

Du hast die Probe der Einsicht nicht minder durch dein Schweigen zu rechter Zeit, als durch deine große Geduld bestanden.

Celestina.

Ich duldete eben mit Furcht, gnädigstes Fräulein, weil du mit Recht in Zorn gerathen warst, und gleichwie Macht und Zorn zusammen gleich Schaden stiften, ließ ich den Vorrath der einen an dem anderen sich nach und nach erschöpfen.

Melibea.

Dein Cavalier schuldet dir sehr vielen Dank.

Celestina.

Er verdient, daß ich ihm noch weit mehr auferlege, und wofern ich ihm durch meine Bitten nützlich war, habe ich ihm auch durch meine Säumniß geschadet. Mit deiner Erlaubniß begebe ich mich zu ihm.

Melibea.

Hättest du mir diese noch früher abverlangt, so hätte ich sie dir noch freudiger gegeben. Gott sei mit dir! Es hat mir deine Sendung so wenig Nutzen eingebracht, als mich deine Entfernung wiederum benachtheiligen kann.

Celestina theilt Calisto das hoffnungsreiche Resultat ihrer Sendung mit, und sein Entzücken strömt in überschwenglichen Worten aus. Es folgen darauf eine Reihe von schlüpfrigen Scenen im Hause der Kupplerin. Areusa und Elicia, zwei Dirnen, wohnen bei ihr. Parmenio, Calisto's Diener, liebt Areusa und Celestina hat ihm den Besitz der Geliebten versprochen. Areusa scheint Lust zu haben, ihrem Liebhaber in dessen Abwesenheit treu zu bleiben, mit teuflischer Kunst aber weiß Celestina sie zu überreden, Parmenio in ihrer Kammer aufzunehmen.

„Der Himmel hat dir deine Reize nicht verliehen," sagt sie unter anderen, „daß du sie mit deiner Jugendblüthe unter Tuch und Linnen verstocken läßt. Geize nicht mit dem, was du umsonst hast, und spare den Schatz deiner Schönheit und Anmuth nicht auf! Er will, seiner Natur nach, wie Geld umlaufen. Sei nicht wie der Hund des Gärtners, und beglücke, da du dich nicht selbst beglücken kannst, den Ersten Besten." Da Areusa noch nicht nachgeben will, stellt sie ihr ihre Muhme Elicia als Muster auf. „Ja, Tochter, wenn du wüßtest, wie klug deine Muhme ist und wie sie sich meine Erziehung und weisen Rathschläge zu Nutze macht! Sie ist eine wahre Meisterin und braucht es nicht zu bereuen, daß sie meinen Lehren folgt. Sie setzt ihren Stolz darein, daß sie immer Einen bei sich hat, derweil der Andere vor der Thüre wartet und der Dritte sich daheim nach ihr sehnt. Sie gehört eben allen Dreien zu gleicher Zeit an, kokettirt mit aller Welt und macht Jedermann weiß, daß er ihr Geliebter sei. Ja, jeder Einzelne glaubt steif und fest, er sei der einzige Besitzer ihrer Gunst und Versorger ihrer Bedürfnisse. Du besorgst nun schon wegen der Beiden, die du hast, du werdest dich verrathen. Wenn ein einziger Kunde deinen Tisch bedienen soll, wirst du nicht viel Schüsseln haben und ich möchte die Ueberbleibsel deiner Mahlzeit nicht pachten. Mir hat Einer nimmermehr genug gethan und meine Gunst hat Einer nie allein besessen. Zwei können mehr als Einer, Viere mehr als Zwei, und je mehr von etwas Gutem da ist, desto mehr theilt sich davon mit, desto größere Auswahl hat man. Es ist Niemand schlimmer daran, meine Tochter, als eine Maus, die ein einziges Loch hat; wird das zugestopft, so weiß sie nicht, wohin sie sich vor der Katze verkriechen soll. Der Einäugige sieht nur, wie viele Gefahr er läuft. Ein einzeln stehender Mensch empfindet weder Freude noch Leid; ein einzelner Mönch wird selten auf der Straße gesehen, einzeln steigt ein Rebhuhn nicht in die Luft; ein und dasselbe Gericht, Tag aus, Tag ein, wird zum Ekel; eine Schwalbe macht keinen Sommer; ein Zeuge ist kein rechtlicher Beweis; ein einziger Rock ist bald abgetragen. Was hast du mit der Zahl Eins zu schaffen, Kind? Ich will dir von ihr mehr Nachtheile aufzählen, als ich Jahre auf dem Rücken habe. Nimm ihrer wenigstens zwei, die schon eher was sagen wollen, sowie du zwei Ohren, zwei Füße, zwei Hände, zwei Augen, zwei Laken und zwei Hemden brauchst. Mit noch Mehrern bist du noch besser aufgehoben, da man des Guten nie zu viel haben kann. Ehre ohne Profit ist nichts als ein Ring am Finger, und da sich alle Beide nicht in Einen Sack stecken lassen, so stecke vor allen Dingen den Profit ohne Ehre ein."

Später, als die Diener des Calisto, die Dirnen und Celestina beim Mittagsmahl sitzen, erscheint Lucrecia, die Dienerin Melibea's, um Celestina zur Herrin zu bescheiden, die an schlimmem Herzweh leide. Die Kupplerin eilt in das Haus des Pleberio, und als die kranke Melibea Linderung des Herzwehs von ihr verlangt, antwortet Celestina, daß es nur Ein Mittel der Heilung für sie gäbe. Der „Name dieses Krautes ist?" fragt Melibea. „Calisto," antwortet Celestina. Melibea fällt in Ohnmacht, und die Kupplerin, die sie für todt hält, geräth in große Bestürzung. Melibea aber schlägt die Augen auf und spricht: „Meine Ehrbarkeit ist hin, meine Schamhaftigkeit ging verloren, meine große Sittsamkeit verschwindet; was mir so natürlich und vertraut geworden war, läßt aber seine Spuren nicht so leicht aus meinem Angesicht vertilgen und mußte drum eine zeitlang dessen Röthe, sowie mir Kraft, Sprache und Besinnung rauben." Der Schluß der Unterredung ist, daß Melibea in eine Zusammenkunft mit Calisto, an der Hausthür, willigt. Celestina meldet dem beseligten Calisto die glückliche Botschaft, wofür er ihr eine goldene Kette giebt. Mit schmerzlich süßer Ungeduld erwartet Calisto die Nacht und begiebt sich dann mit seinen Dienern nach dem Hause der Geliebten. Heiße und innige Worte der Liebe tauschen die Beiden aus, die Thür aber trennt sie, und Melibea, dem leidenschaftlichen Drängen Calisto's nachgebend, verspricht, ihn in der nächsten Nacht im Garten empfangen zu wollen. Unterdessen bereden sich draußen die

nichtsnutzigen Diener, ihren Herrn bei der ersten Gefahr im Stich zu lassen. Als sich in der Nähe ein unbedeutendes Geräusch hören läßt, eilen sie wirklich fliehend davon und kehren erst zurück, nachdem sie sich von der Grundlosigkeit ihrer Furcht überzeugt haben. Später, als Calisto sich zur Ruhe begeben, machen sich die Diener nach dem Haus der Celestina auf, um ihren Antheil an der goldenen Kette zu fordern; denn die Kupplerin hat versprochen, den Gewinn des schändlichen Handels mit ihnen zu theilen; jetzt verweigert sie aber unter allerhand schlauen und höhnischen Vorwänden die Theilung; sie gerathen darüber in Streit, der Streit wird heiß und drohend, Zorn und Habgier übermannt die Elenden, und als Celestina sie Räuber nennt, wird sie von ihnen erstochen. Sterbend ruft sie nach dem Sacrament; die Dirnen eilen herbei und die Mörder retten sich vor der eindringenden Polizei durch das Fenster. Am anderen Morgen als Calisto nach einem glückseligen Schlaf erwacht, ruft er nach seinen Dienern Sempronio und Parmenio. Tristan, ein dritter Diener, meldet, daß sie nicht im Hause anzutreffen sind; Sosia, der Maulthierknecht, kommt weinend.

Sosia.

Wehe mir Elendem! Was für ein großes Unglück! Ueber die Schande meines Herrn! Ach, der Unglückstag! O, die armen, jammervollen Jungen!

Tristan.

Was giebt es? Was hast du? Was segnest und kreuzest du dich? Was ist für ein Unglück los?

Sosia.

Sempronio und Parmenio.

Tristan.

Was sprichst du von Sempronio und Parmenio? Was soll das heißen, Narr? Rede verständlicher. Du erschreckst mich.

Sosia.

Unsere Kameraden, unsere Brüder ...

Tristan.

Bist du nicht betrunken oder außer dir, so bringst du eine böse Zeitung. Was weißt du von den Burschen?

Sosia.

Sie sind alle Beide auf dem Markte hingerichtet.

Tristan.

Wehe uns! Welch' Unglück, wenn das wahr ist! Du hast es selbst gesehen? Sprachst du sie?

Sosia.

Sie waren schon nicht mehr bei Sinnen. Doch als der Eine mich weinen hörte, warf er mühsam seine Augen auf mich und erhob seine Hände gen Himmel, als danke er Gott und frage mich, ob mich sein Tod schmerze. Auch nickte er, zum betrübten Abschiede die Augen voller Thränen, mit dem Kopfe, um mir zu verstehen zu geben, wir sähen uns bis zum jüngsten Tage nicht wieder.

„Ach, gnädiger Herr! (setzt Sosia später seinem Bericht an Calisto hinzu) hättest du sie gesehen, dir wäre das Herz vor Weh gebrochen. Dem Einen hing das Hirn aus dem Kopfe und er wußte nichts von sich, dem Anderen waren beide Arme zerbrochen und das Gesicht zerquetscht. Beide bluteten über und über, da sie zu einem hohen Fenster herausgesprungen waren, um dem Alguazil zu entfliehen. Auch waren sie schon halb todt, als man ihnen die Köpfe abschnitt, und ich glaube, sie fühlten nichts mehr davon."

Calisto ist außer sich über die Schmach, die seinem Hause widerfahren und über das Unglück der armen sündhaften Jungen; doch der Gedanke an Melibea richtet ihn auf; denn er schätzt den Gewinn der Seligkeit, die er zu erklimmen hofft, höher als den Verlust der Getödteten. Nachts begiebt er sich in Begleitung Tristan's und Sosia's, die ihm die Leiter halten, in Melibea's Garten.

„Du Engelsbild! Du kostbares Kleinod!" redet er sie an, „dem gegenüber die ganze Welt häßlich ist. Meine Herrin! Meine Wonne! Ich halte dich in meinen Armen und glaube es in der Verwirrung meiner Freude, in meinem Entzücken nicht, das ich kaum zu fassen vermag. Soll ich mich endlich in den süßen Hafen bergen, und von den Leiden ausruhen, die ich, den Ocean meiner Sehnsucht durchschwimmend, ausgestanden habe? O vergieb meinen schamlosen Händen, die nicht hoffen durften, in der Erniedrigung ihres Unwerths den Saum deines Gewandes zu berühren, daß sie deinen süßen Leib und deine weichen, zarten Glieder umfassen."

Melibea wird ganz sein. Als er nach Hause zurückgekehrt sich seinen Gedanken überläßt, überkommt ihn von neuem der Jammer über seine Schmach und den Tod der unglücklichen Diener; doch er philosophirt sich den Schmerz fort.

„Gilt dir selbst dein Leben nichts," sagt er zu sich selbst, „um es in Melibea's Dienste hinzugeben, so wirst du Anderer Tod noch geringer achten. Der Freude, die du empfunden hast, gleicht ja kein Schmerz. Ich will nichts mehr von Kummer wissen, will mit Betrübniß nicht mehr Freundschaft halten. O, du Gott ohne Gleichen und unaussprechliche Befriedigung! Ich verlange keinen Ruhm und keine Ehre, keine Reichthümer, Eltern, Verwandte und Angehörige sonst, ich will bei Tage in meiner Kammer bleiben, bei Nacht in jenem seligen Paradiese und lieblichen Lustgarten, unter jenen linden Bäumen und frischem Grün. O, wärest du, Nacht meiner Seligkeit, bereits wiedergekehrt! Leuchtender Phöbus! verkürze deinen gewohnten Weg. Ihr ergötzlichen

Sterne, erscheint vor der Zeit! Loderteſt du, ſäumige Uhr, im Lebensfeuer der Liebe auf! Stände dir bevor, was ich erwarte, wann du zwölf ſchlägſt, du bliebeſt dem Willen des Meiſters, der dich zuſammenſetzte, nicht unterthänig. O, nahet, ihr noch unſichtbaren Wintermonate, mit euren vollkommenen Nächten, um ſie gegen dieſe endloſen Tage auszutauſchen. Mich deucht, ich ſah jene ſüße Ruhe, jene reizende Erquickung meiner Leiden ein ganzes Jahr lang nicht. Was verlange ich ungeduldiger Thor Anderes, als was niemals war und ſein kann? Die Naturgeſetze laſſen ihre Ordnung nicht umſtoßen und es hat jeder Körper ſeine eigene Sphäre, ſeinen Raum und ſeine Zeit zwiſchen Leben und Tod, ſein Ziel und ſeine Grenze. Die geheimnißvollen Bewegungen des hohen himmliſchen Firmamentes, Planeten und Nordſtern, das monatliche Ab- und Zunehmen des Mondes. Es wird Alles gleichmäßig gezügelt oder angeſpornt: Himmel, Erde, Meer, Feuer, Wind, Hitze und Kälte. Was fruchtet es mir, daß die eiſerne Wanduhr zwölfe ſchlägt, bevor es an der des Himmels ſo weit iſt? Ich ſtehe ſo früh auf als ich will, der Morgen bricht nicht früher an. Du aber, ſüße Einbildung, die es vermag, ſtehe mir bei und zaubre meiner Phantaſie die himmliſche Gegenwart jenes Strahlenbildes vor. Rufe meinem Gehör den ſanften Ton ihrer Worte, jenes Abneigen zurück, ohne es im Stande zu ſein, jenes: „Laß das, Herr; nahe mir nicht, ſei nicht unbeſcheiden, wolle mein Verderben nicht!“ das von Zeit zu Zeit ihre Purpurlippen hauchen, jene inbrünſtigen Umarmungen zwiſchen ihren Reden, jenes Sichlosmachen und Micherfaſſen, Fliehen und Andrängen, jene honigſüßen Küſſe, jener letzte Abſchiedsgruß, der ſich ſo ſchmerzhaft, ſo ſchmachtend und unter ſo vielen Thränen von ihren Lippen rang, die unwiſſentlich ihren klaren glänzenden Augen entperlten.“ —

Elicia und Areuſa haben indeſſen laute Klagen über den Tod ihrer Liebhaber erhoben; ſie beſchuldigen Caliſto und Melibea als die Urheber ihrer Leiden.

„Möge eure Liebe ein ſchlimmes Ende nehmen!“ ruft Elicia aus, „mögen eure ſüßen Freuden bittere Früchte tragen! Ja, wandle eure Wonne ſich in Weinen, eure Ruhe in Unruhe um, nähre der weiche Raſen, worauf ihr der verſtohlenen Liebesfreuden pflogt, für euch Nattern, werde euer Hochmuth Jammer, verdorren die laubreichen Bäume des Gartens an eurem Anblick, erſchwarzen alle ſeine duftenden Blumen.“

Sie beſchließen ſich zu rächen und wählen zum Werkzeug ihrer Rache den Gauner Centurio, einen der Liebhaber der Areuſa. Elicia und Areuſa begeben ſich in die Wohnung des Centurio und Areuſa beginnt damit, den Centurio wegen ſeiner Ungefälligkeit zu verhöhnen.

Centurio.

Fordere von mir, was ich vollbringen kann und was meines Amtes iſt, Madam; eine Rauferei mit Dreien auf einmal, wo nicht mit noch Mehreren: ich halte dir zu Liebe Stand; daß ich Einem das Lebenslicht ausblaſe, Arme und Beine zerſchlage; Einer, die es dir gleichthun will, einen Denkzettel ins Geſicht hänge: was möglich iſt, geſchieht Knall und Fall. Nur muthe mir weder zu, daß ich Fußpartien mache, noch daß ich dir Geld gebe, von dem du weißt, daß ſeines Bleibens bei mir nicht iſt, ja, nach dem man mich dreimal umſtürzen kann, ohne daß ein rother Heller heraus fällt. Ein Schelm giebt mehr als er hat. Du ſiehſt, in welchem Haus ich lebe: man kann einen Kreiſel von einem Ende zum anderen tanzen laſſen, ohne daß er anſtößt. Ich habe nicht mehr als eines Grenzers Hausrath: eine Flaſche ohne Hals, einen Bratſpieß ohne Spitze, mein Bettgeſtell ſind lauter Schilde, meine Matratze eine Schicht zerriſſener Panzerhemden, meine Decke ein Sack von Segeltuch. Um Jemand zu tractiren, kann ich nur den zerlumpten Mantel um meine Schultern verſetzen.

Elicia.

Seine Gründe leuchten mir, ſo wahr ich lebe! ein. Er gehorcht dir wie ein Heiliger, er redet dir zu wie ein Engel, er ſpricht ja ganz vernünftig. Was willſt du mehr? Sage ihm ein freundliches Wort und ſei nicht böſe, da er dir ſo bereitwillig dient.

Centurio.

Bereitwillig blos, ſagſt du, Madam? Ich ſchwöre dir bei dem heiligen Märtyrerbuche von A bis Z, und es zittert mir der Arm darnach, was ich für ſie thun will, daß ich an nichts weiter denke, als wie ich das undankbare Weib zufrieden ſtelle. Verwichene Nacht träumte mir, ich ſchlüge mich ihretwegen mit vieren ihrer Bekannten herum, von denen Einer um's Leben kam, die Anderen das Weite ſuchten und der Allerheilſte ſeinen linken Arm zu meinen Füßen hinterließ. Bei Tage und wachend lege ich noch ganz anders los, wenn Einer ihr nur auf den Pantoffel tritt.

Areuſa.

Wenn es dir damit ein rechter Ernſt iſt, mußt du mich an einem Edelmanne Namens Caliſto rächen, der mich und meine Muhme beleidigt hat.

Centurio.

Pfui, ſchäme dich ſo kinderleichter Bedingungen! Hat er ſeine Beichte abgemacht?

Areuſa.

Sei um ſeine Seele unbeſorgt.

Centurio.

Ich ſcheere mich auch nichts darum; meinetwegen mag er ungebeichtet in die Hölle zu Gaſte gehen.

Areuſa.

Höre mir zu und unterbrich mich nicht: Du mußt ihn heute Nacht vornehmen.

Centurio.

Verliere kein Wort mehr: das ist abgemacht. Ich bin mit dem Liebeshandel bekannt und weiß, wer darin umgekommen ist, und was ihr verloren habt. Was für einen Weg schlägt er ein? um welche Stunde geht er aus? Wer begleitet ihn? Ich will nur wissen, wie viel Stück.

Areusa.

Es begleiten ihn zwei Diener.

Centurio.

Lumperei! Das macht meinen Bratspieß nicht satt. Der hat heute Nacht anderwärts zu thun.

Areusa.

Leere Ausflüchte! Wirf solche Knochen anderen Hunden vor; mir mußt du nicht so kommen. Ich will einmal sehen, ob du Herz und Zunge auf dem rechten Flecke hast.

Centurio.

Wenn mein Degen aussagen könnte, was er thut, er würde niemals fertig. Wer bevölkert die Kirchhöfe mehr als er? Wer bereichert so die Wundärzte dieses Erdenrundes? Wer giebt den Waffenschmieden alle Hände voll zu thun? Wer durchdringt das stichfesteste Panzerhemd? Wer zerstückt Barcelonische Tartschen? Wer als er schneidet durch Pickelhauben aus Calatayud und macht Almazaner Helme so unnütz, als wären sie aus Melonen gehöhlt? Seit zwanzig Jahren ist er mein tägliches Brot, und um seinetwillen fürchten mich alle Männer und lieben mich alle Weiber, außer dir: um seinetwillen ward mein Großvater Centurio geheißen, um seinetwillen hieß mein Vater Centurio, um seinetwillen nenne ich mich selbst Centurio.

Areusa.

Bekümmern wir uns nun nicht mehr um seinen Stammbaum oder seine alten Großthaten, und entschließe dich kurz und gut, ob du das Gewisse vollbringen willst, wir müssen gehen.

Centurio.

Ich trage stärkeres Verlangen nach der Nacht, in der ich dich zufrieden stelle, als du selbst empfinden kannst, dich gerochen zu sehen. Es soll Alles deinem Willen gemäß vor sich gehen. Wähle seinen Tod selbst aus: hier ist ein Register von siebenhundert siebenzig Todesarten: siehe zu, welche dir die beste dünkt.

Elicia.

Um des Himmelswillen, Areusa, vertraue die Sache keinem so ausbündigen Wüthriche! Sie bleibt besser ungeschehen, als daß sie die ganze Stadt empört und uns noch mehr als das Vergangene schadet.

Areusa.

Sei still, Schwester, er braucht blos eine auszuwählen, die geräuschlos ist.

Centurio.

Die ich die Tage daher anwendete und zumeist im Griffe habe, wird durch blutlose Hiebe mit der flachen Klinge, oder durch Rippenstöße mit dem Gefäß und gewisse Schläge von hinten bewirkt. Andere punktire ich mit dem Dolche wie ein Sieb durch oder behandle sie wie ein Fleischhacker, fange sie ab, köpfe sie geradezu. Zuweilen lasse ich auch mein Schwert ausruhen und prügele blos.

Elicia.

Um Gotteswillen! fahre nicht fort: prügele sie denn blos braun und blau, ohne sie todt zu schlagen.

Centurio.

Ich schwöre bei der heiligen Litanei, daß mein Arm es nicht mehr in seiner Gewalt hat, zu prügeln ohne todt zu schlagen, als die Sonne ihren gewohnten Lauf am Himmel zu verändern.

Areusa.

Wir wollen auch nicht zu barmherzig werden, Schwester; er fange mit ihm an, was er will und bringe ihn meinetwegen um, wenn es ihm Spaß macht. Melibea mag so gut als du weinen.

Centurio.

Verzeih' ihm Gott, wenn ihn seine Füße nicht von dannen tragen. Ich bin ungemein erfreut, Madam, dir bei dieser Gelegenheit ein kleines Probestück meiner Liebe ablegen zu können.

Areusa.

Gott schenke dir eine gute Verrichtung. Ich befehle dich ihm an. Laß uns gehen. (Elicia und Areusa ab.)

Centurio.

Er geleite dich und mache dich gegen die Deinigen langmüthig. — Da gehen die Dirnen mit ihren Finten hin. Ich muß darauf bedacht sein, meine Wortbrüchigkeit zu entschuldigen. Sie müssen glauben, ich habe mir die Sache wirklich angelegen sein lassen und dürfen nicht ahnen, daß mich die Gefahr abgeschreckt hat. Stelle ich mich krank? das hilft nichts; so warten sie mit ihrem Anliegen, bis ich gesund bin. Sage ich, ich sei da gewesen und habe sie in die Flucht geschlagen, so verlangen sie ein Wahrzeichen: wer und wie viel ihrer waren, wo ich sie traf, was sie für Kleider an hätten? Das würde ich mit nichten geben können, und so hätte ich mein Spiel verloren. Was ist also zu meiner Sicherheit und zu ihrer Beruhigung zu thun? Ich will den lahmen Traso und seine Kameraden holen lassen und ihnen sagen, sie möchten in dieser Nacht, in der ich anderwärts beschäftigt sei, ein großes Waffengeklirr, wie bei einem Kampfe, anstellen, um, anstatt meiner, einige junge Menschen ins Bockshorn zu jagen. Das verträgt sich vollkommen mit

meiner Sicherheit und kann weiter keinen Schaden stiften, als daß sie sich aus dem Staube machen und zu Bett legen. —

Eine dritte Zusammenkunft zwischen Calisto und Melibea ist verabredet. Des Geliebten wartend singt Melibea:

Kühle Wipfel, Schattenbäume,
Tragt ihr nach der Augen Licht
Sehnsucht, daß es diese Räume,
Morgen bringend, hell durchbricht?

O, ihr Sterne an dem Himmel!
Du, der Liebe heil'ger Pol!
Wecket euer Lichtgewimmel
Meines Lebens Wonne wohl?

Papageien, Nachtigallen!
Die ihr singt der Morgenröthe,
Lasset meine Klag' erschallen,
Daß der Sehnsucht Schmerz mich tödte.

Mitternacht ist längst vorüber,
Und er kommt noch immer nicht — —
Wisset ihr, daß er wo lieber
Liebesarm' in Arme flicht?

Calisto (kommt).

Die Süßigkeit deiner Engelsstimme schmilzt mein Herz; ich kann deiner harrenden Sehnsucht nicht widerstehen. O meine Liebe! mein Leben! mein Alles! Wie könnte ein erschaffenes Weib dir gleichen! Du überraschender, überwältigender Wohllaut! Du entzückender Anblick! O, mein Herz! was konntest du dich unserer beiderseitigen Seligkeit nicht länger enthalten?

Melibea.

Liebster Verrath! Süßestes Erschrecken! Ist es mein Trauter? meine Seele? Ja, er ist es! und doch glaube ich es nicht. Wo verweiltest du, leuchtender Sonnengott? Wo bargst du vor mir deine Strahlen? Belauschtest du mich schon lange? Warum ließest du meine heisere Schwanenstimme so thörichte Worte in die Lüfte senden? Der ganze Garten freut sich deines Kommens. Sieh! wie klar der Mond hernieder scheint! wie die Wolken ziehen! Höre dem fließenden Wasser des Springquelles zu, um wie viel süßer und sanfter sein Murmeln durch den frischen Rasen klingt. Höre auf die hohen Cypressen, wie ein Zweig den anderen mit dem linden Lüftchen, das sie erregt, in Ruhe wiegt. Sieh ihre stillen, dunkeln Schatten an, wie geschaffen sie sind, unsere Wonne zu bergen! Was meinst du liebe Lucrecia, würdest du nicht vor Freude närrisch? Gönne mir ihn, zerreiße mir ihn nicht, zerre mit deinen harten Armen nicht an seinen Gliedern.

Calisto.

Liebst du, o meine höchste Seligkeit! mein Leben, so laß deinen himmlischen Gesang nicht verklingen. Meine Gegenwart, die dich erfreut, sei nicht schlimmer daran als meine Abwesenheit, die dich verdroß.

Melibea.

Was soll ich singen, Lieber? wie soll ich singen, da mir die Sehnsucht nach dir Stimme lieh und meinen Gesang melodisch machte? Deine Ankunft raubte mir die Sehnsucht und meiner Stimme den Klang...... Soll dir Lucrecia etwas zum Nachmahl bringen, Theuerster?

Calisto.

Ich kenne keine anderen Genüsse als die deiner süßen Schönheit. Speise und Trank verkauft man allerwärts und erhalten wir zu allen Zeiten. In diesem Garten ist jedoch das Unveräußerliche zu haben, das auf der ganzen Erde seines Gleichen sucht, und das du mir nicht zumuthen darfst, einen Moment ungenossen zu lassen. — Ich wollte, es tagte nimmer wieder, Liebste! Das Umfangen deines engelzarten Leibes ist ein zu überschwänglich Glück. —

Während des zärtlichen Geplauders der Liebenden entsteht Lärmen auf der Straße und Calisto erkennt die hülferufende Stimme seines Dieners Sosia. Er eilt an die Mauer, und obgleich Sosia ihm zuruft, daß die Gefahr vorüber sei, beginnt er die Leiter hinabzusteigen. Er thut einen Fehltritt.

Calisto (herabstürzend).

Heilige Mutter Gottes! Ich sterbe. Den Beichtiger!

Calisto's Kopf ist dreifach gespalten. Sein Diener Tristan ruft schmerzvoll aus: „Gesellt euch zu uns, Thränen; gieb uns dein Geleite, Einsamkeit; folge uns nach, Trostlosigkeit; umkleide uns, Betrübniß; bedecke uns, Trauer und bußfertiges Sacktuch."

Melibea's Jammer ist maßlos. Lucrecia schleppt sie in ihre Kammer und ruft ihren Vater Pleberio herbei, indem sie ihm die tödtliche Erkrankung der Tochter meldet. Auf sein zärtliches Fragen nach ihrer Krankheit antwortet sie:

Melibea.

Ich habe eine tödtliche Herzenswunde, die mich nicht sprechen läßt. Sie ist anders als andere Uebel. Das Herz muß heraus, wenn es geheilt werden soll, sie ist in seiner heimlichsten Kammer.

Pleberio.

Die Gefühle des Alters überkamen dich frühzeitig. Die Jugend sollte nur Freude und Fröhlichkeit kennen und eine Feindin des Verdrusses sein. Stehe aus dem Bett auf, folge mir an den Strand, die frische Seeluft einzuathmen, laß dich von ihr neu beleben.

Melibea.

Gehen wir, wohin du willst; laß uns den hohen Söller besteigen, mein Vater. Ich spiele oder singe dir da vor, so viel mein Leiden zuläßt. Die Anstrengung wird es gewiß erhöhen; die süßen Töne und heitern Harmonien erleichtern es aber auch.

Melibea hat den Thurm bestiegen.

Melibea.

Es ist sehr hoch, meine liebe Lucrecia. Mich verlangt nach meines Vaters Gesellschaft. Gehe zu ihm und bitte ihn, an den Fuß des Thurmes zu kommen. Ich möchte ihm für meine Mutter mein Wörtchen sagen ..... So bin ich von Allen verlassen und habe meine Zeit zum Sterben gut gewählt. Es wird mir schon in der Hoffnung besser, mit meinem heißgeliebten Calisto wieder vereinigt zu sein. Damit Niemand herauf komme und meinen Tod verhindere, oder mir das Scheiden erschwere, schließe ich die Thüre ab. Sie sollen mir den Weg nicht vertreten, auf dem ich bald bei Tag den besuche, der noch in verwichener Nacht zu mir kam .... Du siehst, o Herr, ein Zeuge meiner Worte, meine Schwäche an und erkennst die Fesseln meiner Freiheit, die Zerrüttung meiner Sinne, in der meine allgewaltige Liebe zu dem Gestorbenen meiner Liebe zu meinen lebenden Eltern ein Ende setzt.

Pleberio (unten am Thurme).

Was machst du so allein, meine Tochter Melibea? Soll ich hinauf kommen?

Melibea.

Verlange und bemühe dich nicht, mein Vater, an den Ort zu kommen, wo ich weile; du würdest nur stören, was ich dir zu sagen habe. Du beweinst in einer kurzen Spanne Zeit den Tod deiner einzigen Tochter: mein Ende ist da. Es steht mir Ruhe, dir Angst, mir Frieden, dir Pein bevor. Es ist für mich die Stunde der Vereinsamung gekommen. Du bedarfst keines Saitenspiels, theurer Vater, meinen Schmerz zu stillen, nur einer Todtenglocke meinen Leib zu bestatten. Hörst du mir ohne Thränen zu, so sollst du die verzweifelte Ursache meines unnatürlichen, wiewohl heiteren Hinübertritts vernehmen. Unterbrichst du mich mit Worten und Weinen, so wirst du noch mehr bejammern, daß du nicht weißt, warum ich sterbe, als dich über meinen Tod betrüben. Frage und beantworte nicht mehr, als ich dir freiwillig sage. Ist das Herz mit Schmerzen überladen, so sind die Ohren jedem Rathe taub und besänftigen auch gute Worte nicht, sondern verstärken nur die Raserei. Höre meine letzten Worte, alter Vater, und erwägst du sie gleichwie ich hoffe, so wirst du meine That nicht verdammen. Siehst und vernimmst du das Leid und Trauerwesen, das durch die ganze Stadt geht, hörst du die klagende Todtenglocke, das Wehgeschrei der Menge, das Hundegeheul und Waffenklirren? Ich bin die Veranlassung alles dessen. Fast die ganze Ritterschaft der Stadt erscheint heute meinetwillen in Trauer, Sack und Asche gekleidet. Ich machte viele Diener herrenlos. Ich brachte viele Bettler und verschämte Arme um ihr tägliches Brot und Almosen. Ich gab Gelegenheit, daß der vollkommenste Mann, den die Gnade Gottes je ins Dasein rief, den Todten Gesellschaft leistet. Ich beraubte die Lebendigen ihrer höchsten Sitte und Liebenswürdigkeit, ihrer Zier und ihres Schmucks, ihres Vorbilds an Rede, Thun, Lassen, Höflichkeit und Tugend ... (Sie theilt hier dem Vater die Geschichte ihrer Liebe und den Tod Calisto's mit, und schließt die Erzählung mit den Worten:) Es war der Wille des Himmels, daß mein Gemahl ungebeichtet sterbe, und die Parzen durchschnitten mein stolzestes Hoffen mit seinem Lebensfaden, so daß es ohne Zweifel grausam wäre, sollte ich, mein Vater, nach seinem frühen Tode ein peinlich langes Leben führen. Ja, es lockt sein Tod den meinigen herbei; zwingt mich, ihm entgegen zu eilen; belehrt mich, wie ich ihm folge. Erwarte mich, mein einzig geliebter Calisto, ich komme: gedulde dich einen Augenblick, und halte mir die Zögerung zu gut, derweil ich meinem alten Vater aus Dankbarkeit diese letzte Rechenschaft ablege. O, mein liebster, bester Vater, veranstalte, wenn du in diesem mühseligen Leben ein klein wenig Liebe zu mir getragen hast, daß unsere Gräber an einander grenzen und unser Begräbniß zu einer und derselben Zeit statt habe. Ich spräche dir so gern, vor meinem ersehnten Ende, einigen Trost zu, durch die übermäßige Erschütterung habe ich aber mein halbes Bewußtsein eingebüßt und ich sehe auch schwach verhaltene Thränen über die Runzeln deines Angesichts rinnen. Grüße meine theure, vielgeliebte Mutter und erzähle ihr die traurige Geschichte meines Todes umständlich. Es ist mir ein großer Trost, daß ich sie hier nicht vor mir sehe. Du erntest, mein Vater, die Früchte deines Alters, da man in einem langen Leben langen Gram auszustehen hat. Nimm die Mitgift deiner greisen Jahre und empfange dein geliebtes Kind bei dir! Ich fühle einen großen Schmerz um meinetwillen, einen noch größeren um dich, den größten über meine Mutter. Gott sei mit dir und ihr! Ich befehle ihm meine Seele an; sorge du für den Leichnam, der zu dir hinunter stürzt. (Sie stürzt sich vom Thurme.)

Voll rührender Gewalt ist die Klage des greisen Vaters.

„O, o geliebtes Weib!“ redet er seine herbeieilende Gattin an, „unser Alles ist hin. Was sollen wir noch leben? Auf daß der neugeborene Schmerz dich unvermuthet und desto gewisser und mit einem Male treffe; auf daß er dich desto schneller in dein Grab stoße; auf daß ich nicht allein den unersetzlichen Verlust beweine, den wir Beide erlitten: siehe, die du gebarst und die ich erzeugte, zerschmettert vor dir. Beweine mit mir unseren genahten Untergang. O, ihr Leute, die mein Jammer herbeiruft, ihr Freunde und Herren, helft mir meine Qual ertragen! O, mein Kind, mein allerhöchstes Gut! Es wäre grausam, lebte ich nach dir fort. Meine sechzig Jahre sind der Gruft würdiger als deine zwanzig. Dein Unglück hat die Sterbeordnung unterbrochen. O, meine Haare, die ihr zu meiner Pein grau geworden seid! Ihr wäret ein besserer

Raub der Erde, als die braunen Flechten, die ich vor Augen habe ..... Was brichst du, hartes Vaterherz, nicht vor Leid, deiner vielgeliebten Erbin zu entbehren? Für wen führte ich Thürme auf? Für wen erwarb ich Würden? Für wen pflanzte ich Bäume? Für wen baute ich Schiffe? Was erträgst du mich, harte Erde? Wo findet mein trostloses Alter Schutz? O, wandelbares Glück, das die zeitlichen Güter verwaltet und vertheilt! Was ließest du deinen wilden Zorn nicht an dem aus, was dir unterworfen ist? Was zerrüttetest du mein väterliches Erbe nicht? Was verheertest du nicht meine weiten Ländereien? Was gönntest du mir nicht den grünenden Baum, der außer deinem Bereiche stand? Ja, was verliehest du, schwankende Fortuna, um nicht alle Ordnung zu verkehren, mir nicht ein frohes Alter für eine traurige Jugend. Ich würde als kräftiger gesunder Jüngling deine tückische Verfolgung besser ertragen haben, als ich sie als hinfälliger Greis ertrage. O, du vom Elend umringtes Jammerleben dieser Welt, an deren Eigenschaften Viele Hand gelegt haben, um ihr so manches Halbgehörte nachzusagen: ich gebe von dir aus trauriger Erfahrung Kunde, der der Verkehr deines betrügerischen Jahrmarktes nichts gefrommt hat; ich spreche von dir wie ein Mann, der deine Falschheiten so weit verhehlte, um diese Blume, die heute deiner Gewalt unterlag, nicht frühzeitig an deinem gehässigen Unwillen welken zu lassen. Ich scheue dich jetzt nicht mehr, da ich nichts mehr zu verlieren habe. Deiner Gesellschaft abgeneigt, gehe ich meines Weges wie der arme Wanderer, der außer Sorge vor schreckbaren Straßenräubern, mit lauter Stimme singt. Ein reifliches Erwägen läßt mich in deinen Gunstbezeigungen nichts Anderes sehen als ein Labyrinth von Irrthümern, eine schauderhafte Einöde, einen Aufenthalt für wilde Ungeheuer, eine öffentliche Kurzweil, eine Sumpflache, eine dornenreiche Gegend, einen hohen Berg, ein steinichtes Gefilde, eine Schlangenaue, eine Sorgenquelle, einen Thränenbach, ein Meer des Elendes, ein süßes Gift, ein eitles Hoffen, eine falsche Freude, einen wahrhaften Schmerz. Du gleisnerische Welt köderst uns mit der Lockspeise deiner Ergötzungen und läßt uns, wenn es uns am besten schmeckt, die Angel fühlen, der wir in der Befangenheit unseres Willens nicht mehr entfliehen können. Du verheißest viel und hältst nichts. Wir durchjagen mit sorglos verhängtem Zügel den Anger deiner Laster, und du enthüllst uns deinen Hinterhalt erst, wenn an keine Umkehr mehr zu denken ist. Viele verließen dich aus Angst, du mögest dich mit einem Male von ihnen wenden, und würden sich bei dem Anblicke des Lohnes glücklich preisen, den du dem beklagenswerthen Greise für seine langen Dienste gewährst. Du schlägst uns das Auge aus und salbst uns die Hirnschalen mit Trostsprüchen. Du mißhandelst Alle, damit im Ungemach kein Elender allein stehe, und ließest mich Trostlosen dennoch der Erleichterung eines Leidensgenossen entbehren .... Ich kann nach dem Tode meiner geliebten Tochter nicht sagen: „Ich wußte ja, da ich sterblich bin, daß auch die, die ich erzeugte, sterben müsse, denn meine Melibea brachte sich aus übergroßem Liebesleid vor meinen Augen um. O, Verlust ohne Gleichen! Was werde ich thun, wenn ich in das Zimmer komme, wo du weiltest, und es leer finde? Was werde ich anfangen, wenn ich dich rufe und keine Antwort erhalte? O, Liebe, Liebe! die ich nicht stark und mächtig genug wähnte, deine Unterthanen zu tödten: miedest du mich, nachdem du meine Jugend verwundet und mich mitten durch deine Flammen getrieben hattest, nur darum so lange Zeit, daß du deinen aufgehäuften Groll mit einem Male an meinem Alter auslassen könntest? Ich weiß nicht, ob du mit Eisen verwundest oder mit Feuer brennst; du verletzest aber kein Gewand und triffst nur das Herz. Wer gab dir einen Namen, der dir nicht gebührt? Wärest du die Liebe, so liebtest du die Deinigen, und liebtest du sie, so thätest du ihnen kein Leid an, so würdest du die Frohen nicht wie meine geliebte Tochter tödten; trotz deines süßen Namens begehst du herbe Thaten. Einige nennen dich ihren Gott, und ich weiß nicht, wie sie so sinnlos geworden sind. Beachte wohl, daß Gott nicht zerstört, was er schuf, und daß du den umbringst, der dir folgt. Dein Feuer ist ein glühender Strahl, der immer spurlos trifft. Sein Brennstoff die Leben und Seelen menschlicher Geschöpfe ...... Ich beklage mich nur über die Welt, die mich so geschaffen hat, denn hätte sie mich nicht in das Leben gerufen, so hätte ich Melibeen nicht erzeugt; wäre Melibea nicht geboren worden, so hätte ich sie nicht geliebt, und liebte ich sie nicht, so hätte mein Weh ein Ende, oder würden meine Tage kein so trostloses Ende nehmen. O, meine treue Gefährtin! mein zerschmettertes Kind! Warum durfte ich deinen Tod nicht hemmen? Warum trugst du kein Mitleiden mit deiner theuern Mutter? Warum bezeigtest du dich so grausam gegen deinen alten Vater? Warum verließest du mich so tief bekümmert? Warum hinterließest du mich vereinsamt in hac lacrimarum valle?“

Unter allen Literarhistorikern macht F. Wolf zumeist auf die maßgebende Stellung aufmerksam, die die Celestina in der Entwickelungsgeschichte des spanischen Theaters einnimmt. „Wohl schlug die „Celestina“ eine novellistische Richtung ein; wohl findet sich in ihr das Ideal-Romantische neben dem bis zur Gemeinheit und Nacktheit Wirklichen, das Hoch-Tragische in Verbindung mit dem Frivol-Komischen, Pathos mit Ironie und Humor; wohl ist ihre Form noch nicht fest und gedrungen; aber eben dadurch gab sie dem spanischen Drama eine volksthümliche Basis, nationellen Charakter und naturwüchsige Entwickelung, bewahrte es vor jeder sklavischen Nachahmung, vor jeder unnatürlichen Eintönigkeit, vor jedem Einzwängen in fremde aufgedrungene Formen. Eben darum, weil die beiden Lope und Alle, denen an dem Beifall der Nation mehr lag als an dem der Gelehrten, den

von der „Celestina" eingeschlagenen, durch eigene Kraft erst zu bahnenden Weg durch den Urwald der Volkspoesie weiter verfolgten und verfolgen mußten, ihn nur immer mehr reinigend, lichtend, ebnend und festend, schwang sich das spanische Drama auf eine Höhe, wo ihm nur das englische, auf ähnliche Weise emporgekommen, gleichstand, und von wo diese beiden Nationalbühnen die Thespiskarren der übrigen modern-europäischen Nationen tief unter sich sahen, wie sie im gelehrten Staube der breitgetretenen Heerstraße der Nachahmung fast unscheinbar fremden Geleisen nachzogen. Daher endlich blieb für die Spanier das Beispiel eines Oliva, Bermudez, Lupercio Argensola u. a. durch mißverstandene Nachahmung der altclassischen Muster unschädlich, die auch ihnen leb- und farblose Abdrücke von Antiken aufdringen wollten; wahrlich ein schlechter Ersatz für die lebensfrische, in allem Schmelz des Incarnats glühende, in allem Reiz der üppig vollen Formen prangende „Comedia" mit dem tragikomischen Janusgesichte, wie sie bald mit dem tief-ernsten Feuerblicke castilischer Leidenschaften blitzend tödtet, bald mit den muthwillig-anmuthigen Lippen voll andalusischen Salzes lächelnd spottet, bald hochmüthig wie ein Caballero, bald schalkhaft wie ein Gracioso."

So enthielt in der That die „Celestina" die Elemente der eigenthümlichsten Gattungen des spanischen Nationaldramas. In ihrer novellistischen Grundlage, in der schon kunstmäßiger angelegten und durchgeführten Liebesintrigue und in ihrem, bis zum lyrischen Schwung sich erhebenden Pathos finden sich ja die Keime zu der „novellenartigen Comödie" und den daraus hervorgegangenen „Mantel- und Degenstücken". (Comedias de capa y espada.)

Bartolomé de Torres Naharro.

Die Keime der novellenartigen Comödie, welche in der Celestina ans Licht traten, gediehen zunächst durch Torres Naharro zu weiterer Entwickelung, der zuerst in bestimmt ausgesprochener Richtung das spanische Drama künstlerisch zu gestalten begann. — Torres Naharro war ein wegen seiner Tugend und Gelehrsamkeit hochgeschätzter Geistlicher. Torres, in der Nähe von Badajoz, war sein Geburtsort. Noch jung, gerieth er bei einem Schiffbruch zu Algier in Gefangenschaft; nach seiner Befreiung lebte er längere Zeit in Rom, wo er im Jahre 1517 unter dem Titel: „Propaladia"*) seine Werke, die in acht Comödien, in Elegien, Romanzen, Satyren und kleinen lyrischen Gedichten bestehen, herausgab. In Folge seiner satyrischen Ausfälle auf die Geistlichen mußte er Rom verlassen und siedelte nach Neapel über. Von diesem Zeitpunkt an fehlen die Nachrichten über sein Leben.

Die älteren seiner Stücke sind offenbar Nachahmungen des Encina, und bestehen lediglich aus Gesprächen oder einzelnen Scenen, welche willkürlich und ohne inneren Zusammenhang aneinandergereiht sind; seine späteren Comödien hingegen bekunden einen außerordentlichen Fortschritt in der Entwickelung des spanischen Theaters. Nicht gering sind seine formellen Verdienste um die spanische Bühne anzuschlagen. Er stellte den Unterschied zwischen Tragödie und Comödie fest, indem er letztere als eine sinnreiche Verwickelung interessanter und glücklich endender Begebenheiten definirte; er unterschied zwei Arten der Comödie, Comedias a noticia, d. h. solche, die auf wirklichen Begebenheiten beruhen, und Comedias a fantasia, deren Erzeugnisse rein aus der Einbildungskraft hervorgehen. Ferner theilte er, nach Horaz, die Comödien in fünf Acte, welche er Jornadas (Tagereisen) nannte, indem er sie mit Stationen verglich, eine Bezeichnung, die allgemein von den Schauspieldichtern acceptirt wurde. Fast allen seinen Comödien gingen zwei Prologe voran, ein In-

---

*) Naharro leitet diesen Titel von „Pallas" her, als ob seine Werke damit als die ersten Arbeiten der Pallas, oder erste unvollkommene poetische Versuche, bezeichnet werden sollten.

troito und ein Argumento. Das Introito bestand in einem burlesken Vorspiel, in dem ein Bauerntölpel gewöhnlich unter allerhand Späßen und Farcen die Zuschauer um Aufmerksamkeit und Gunst für das folgende Stück bat. Das Argumento gab in einem kurzen Resumé den Inhalt der zu spielenden Comödie an. Aus diesen beiden Prologen bildeten sich später die Vorspiele, die eine Eigenthümlichkeit fast aller spanischen Dramen geblieben sind.

Der Einfluß, den die Stücke des Naharro auf die spanische Bühne übten, wurde eine Zeit lang durch ein, von der Inquisition ausgehendes Verbot derselben unterbrochen, gelangte aber wieder zu voller Kraft, als im Jahre 1573 das Verbot zurückgenommen wurde.

Vortrefflich charakterisirt Herr v. Schack die Naharro'schen Comödien und ihr Verhältniß zur späteren spanischen Bühne in folgender Weise: „Suchen wir, bei einem allgemeinen Rückblick auf Naharro's Stücke, die verschiedenen Eigenthümlichkeiten zusammenzufassen, durch welche sich in ihnen die Form des Schauspiels ankündigt, die sich nachher als die dem spanischen Geiste am meisten entsprechende erwies, so stellt sich etwas Folgendes heraus. Die Intrigue wird als Hauptmotiv des dramatischen Interesses gebraucht, wobei Zeichnung der Charaktere nur insofern in Betracht kommt, als sie jener dient; hiermit in Verbindung steht eine große Vorliebe für Situationsschilderungen und das Wegfallen jedes directen moralischen Zweckes; dicht neben den Ernst drängt sich der Scherz, meist als Parodie von jenem; beide aber bedienen sich derselben zierlichen Versformen; bei jeder Gelegenheit bricht die Lyrik in starken Klängen hervor; in den Vorwürfen endlich, für die Naharro eine besondere Neigung gehabt zu haben scheint, lassen sich schon die Grundzüge jener Argumente erkennen, die später so oft auf der spanischen Scene wiederholt werden sollten, jene Liebesabenteuer mit ihren stürmischen Galanen, ihren liebesüchtigen und verschlagenen Damen, ihren hochfahrenden Vätern und Brüdern, die stets den Dolch gezückt halten, um die Flecken der Ehre in Blut abzuwaschen, sich aber zuletzt noch leicht genug besänftigen lassen." Einen fesselnden Reiz üben die Schauspiele des Naharro durch phantasievolle Erfindung, Virtuosität im Versbau und eine schwungvoll poetische Diction.

Die bemerkenswerthesten seiner acht Comödien sind: die Jacinta, die Imenea, die Calamita und Seraphina. — Die „Jacinta" entschädigt durch schalkhafte Einfälle und treffende satyrische Bemerkungen für die dürftige Erfindung, welche der Comödie zu Grunde liegt. Eine vornehme Dame, welche in der Nähe von Rom auf ihrem Schlosse einsam lebt, läßt, von Abenteuerlust erfüllt, vorüberziehende junge Leute anhalten und mit Gewalt zu sich führen. Zu den Aufgefangenen gehören drei Edelleute, deren Einen sie später zum Gatten wählt. Bemerkenswerth ist in der „Jacinta" die Schilderung römischen Wesens, welche einer der jungen Leute mit scharfer Kritik folgendermaßen entwirft: „Von Rom weiß ich nichts Anderes zu sagen, als daß es zu Land und Meer jeden Tag einen neuen Krieg, einen neuen Frieden und eine neue Ligue giebt. Der Hof ist erschlafft, der Pabst ergiebt sich seinen Lastern, und wer eine süße Freundin hat, erweist ihr süße Dienste. Die Reichen triumphiren in ihren Aemtern, bis sie sterben, und die Armen verzweifeln, indem sie auf Pfründen warten. Wer in Rom keinen Gönner hat, ist wie eine Seele im Fegefeuer; ohne Geld und Gunst wird dort nichts Gutes gethan. Der Eine lebt in allem Behagen, der Andere hat nichts zu essen; die Einen sind voll Freude, die Andern voll Trübsal. Zwei Dinge giebt's, die nicht schmerzenvoller und nicht freudenreicher gedacht werden können — Rom und eine Frau." *)

Reicher an Erfindung und Handlung ist die Comödie „Imenea". In der ersten Jornada erscheint Imeneo, ein junger Edelmann, nächtlicherweile unter den Fenstern seiner Geliebten, der schönen Febea, an welche er eine Liebeserklärung richtet. Seine Diener haben

*) Vergl. v. Schack. Bd. I. S. 188.

sich unterdessen in einiger Entfernung mit ihren eigenen Liebes-Angelegenheiten beschäftigt. Imeneo tritt heran und verabredet mit ihnen eine Serenade für die folgende Nacht; kaum hat er sich entfernt, so erscheint der Marques, der Bruder der Febea, vor dem die Diener furchtsam davon laufen; ihre eilige Flucht erregt das Mißtrauen des Marques, und er beschließt seine Schwester streng zu bewachen.

In der zweiten Jornada findet die verabredete Serenade statt. Febea wird auf den Balcon gelockt und es entspinnt sich ein Liebesgespräch voll inniger Zartheit, das mit dem Versprechen Febea's endigt, ihren Geliebten in der nächsten Nacht zu empfangen. Wieder erscheint der Marques, noch zur rechten Zeit, um die Davoneilenden zu gewahren. Jetzt, von der Schuld seiner Schwester überzeugt, bestimmt er die folgende Nacht zur Ausführung seiner Rachepläne.

Die dritte Jornada bildet ein belustigendes Intermezzo, in welchem die Liebschaften der Diener und Zofen ein parodirendes Gegenbild zu der Liebschaft der Herrschaften liefern.

In der vierten Jornada schleicht Imeneo nächtlich ins Haus, während seine Diener Wache halten; sobald diese aber des Marques ansichtig werden, laufen sie wieder in so übereilter Flucht davon, daß sie ihre Mäntel zurücklassen. Der wüthende Bruder dringt ins Haus, den gezückten Dolch in der Hand. Die Handlung der fünften Jornada schließt sich unmittelbar an die des vorhergehenden Aufzuges. Febea erscheint, von ihrem Bruder verfolgt, fliehend auf der Bühne; nach den Begriffen castilianischer Ehre kann der Bruder die Schmach der nächtlichen Zusammenkünfte nur in dem Blut seiner Schwester auslöschen. Ihre beredten und rührenden Worte finden kein Gehör bei dem Racheschnaubenden; da tritt im entscheidenden Augenblick Imeneo hervor, besänftigt den Bruder und bittet um die Hand Febea's. Es folgen die Hochzeiten der Herrschaften und der Diener, und ein Villancio schließt die Comödie, welche als ein Vorbild der späteren comedias de capa y espada angesehen werden darf. —

Ehe wir uns der folgenden und glänzenden Periode der spanischen Literatur zuwenden, müssen wir noch einiger Schriftsteller gedenken, deren gewandte Prosa, wenn sie auch nicht die reiche Anmuth und den Glanz eines späteren Zeitraums erreicht, doch immerhin durch geistvolle Darstellung und gewählte Ausdrucksweise für ihr Zeitalter bemerkenswerth ist.

Der chronologischen Reihenfolge nach ist es zuerst die Chronik von Alvaro de Luna, die unsere Aufmerksamkeit fesselt. Der Verfasser dieser merkwürdigen Chronik,



Alvaro de Luna.

welche in der Mitte des funfzehnten Jahrhunderts geschrieben und im Jahre 1546 herausgegeben wurde, ist unbekannt; doch scheint er nach seinem eigenen Ausspruch, den wir an einer Stelle der Chronik finden, daß „Niemand den Connetable richtig schildern könne, der nicht Augenzeuge seiner Thaten gewesen sei," der nächsten Umgebung Alvaro's angehört zu haben. Die Chronik umfaßt das ganze Leben des Connetable von seiner Kindheit bis zu seinem Tode auf dem Schaffot und zieht fast alle politischen und socialen Vorkommnisse unter der Regierung Johanns II. in das Bereich ihrer Darstellung. Jedoch sind die historischen Mittheilungen mit Vorsicht aufzunehmen, da die Glaubwürdigkeit und Unparteilichkeit des Verfassers durch dessen leidenschaftliche Bewunderung für seinen Helden nothwendig beeinträchtigt werden mußten; eine bis zum Enthusiasmus sich steigernde Bewunderung, die das Werk mehr zu einer Apologie denn zu einer Chronik stempelt. Der Verfasser ist von seinem Gegenstand tief ergriffen, und die Kraft der Empfindung verleiht seinen Worten oft

eine schmerzliche Erregtheit und eine poetische Beredsamkeit. Doch ungeachtet der Exaltation der Empfindung, die dem Verfasser stellenweis zu declamatorischem Pathos fortreißt, und trotz vielfach eingestreuter, hemmender Reflexionen und Sentenzen herrscht in der Sprache ein Ton von Adel und Würde vor und die Schilderung ist durchweg anziehend. Zur Würdigung der Schreibart mag folgende Stelle der Chronik, welche sich in der Vorrede findet, dienen:

Unter anderen reichlichen Früchten, welche Spanien einst hervorbrachte, war nach meinem Befinden die köstlichste das Hervorbringen und Großziehen höchst tugendhafter, angesehener und zum Herrschen geschaffener, zum Regieren erleuchteter, zum Kriege abgehärteter und tapferer Männer. Einige unter ihnen erstiegen den Gipfel der Herrschaft, Andere den leuchtenden Stuhl der Wissenschaft. Viele Andere aber erwarben sich durch Siege des Triumphes glänzende Krone. Wenn wir aber in unserer Zeit die Augen voll gerechter Ehrerbietung solcher Betrachtung zuwenden, dann zeigt sich nicht nur in Spanien, sondern auch bei allen übrigen Nationen ein solcher Mangel und eine Leere an ähnlichen Männern, daß, wenn auch Etliche im Gewande irgend einer Tugend glänzen, ihnen Vieles von demjenigen fehlt und versagt ist, ohne welches das vollkommene Geschenk jener Tugend doch nackt und ohne sonderliche Reize erscheint. Es ist damit wie mit der Verschiedenheit der Landesbeschaffenheit; denn ein Land hat Ueberfluß von Früchten und doch ein schlechtes Brodkorn; ist ein Reichthum an Heerden vorhanden, so ist das Gelände hoch belegen und felsig, ein rauher Aufenthalt und zu menschlichem Aufenthalt nicht angenehm. Andere findet man, welche bei überflüssiger Fruchtbarkeit in nothwendigen Gegenständen von veränderlichem und kaltem Klima sind, oder unerträglich wegen übermäßiger Hitze. Eben solche Verschiedenheiten und Vollkommenheitsmängel machen ein Menschenzeitalter fehler- und mangelhaft. Wenn einige Menschen einige Frucht und einigen Tugendglanz von sich geben, um einen guten Anfang erwarten zu lassen, so zeigen sie sich matt und unreif zur Vollendung; sind sie vielleicht kräftig und tapfer, so ist ihre Rede hart und uneben, sie sind felsenrauh durch Uebermuth oder emporragend in unmäßigem Dunkel. Besitzen sie vielleicht Tapferkeit und Klugheit, so fehlt ihnen das Geschick zu deren Anwendung oder Gewicht in der Ausführung oder Würde und Weisheit des Wirkens und Sanftmuth in der Unterhaltung. Diese Dinge sind um so nothwendiger, als die großen Fürsten und Würdenträger, je mehr sie eine hohe Stelle einnehmen, desto weiterhin bemerkbar werden, so daß, wenn sie einerseits hell und leuchtend dastehen, auf der anderen Seite Schatten und Dunkel an ihnen sichtbar wird. Darin besteht die Schwierigkeit, es in der Tugend zu völliger Vollendung zu bringen. Wenn aber nun an unserem prächtigen, höchst tugendhaften und glückseligen Don Alvaro de Luna, Ordensmeister von Santiago und Connetable von Castilien, kündlicher Weise so viele tugendhafte Seiten glänzen und eine solche Menge ausgezeichneter Thaten seinen Namen eben so feiern, als alle jene Dinge zusammen, und eins mit dem anderen in vollkommenem Vereine glänzend an ihm haftet, warum sollen wir ihm als Zeit- und Landesgenossen den Ruhm versagen, welchen wir mit guter Absicht den Dahingeschiedenen und Auswärtigen zollen? Wer möchte aber wohl, wenn die Frucht seiner großen und reifen Klugheit erkannt und empfunden wird, noch zu den Catonen hinuntersteigen, um bei ihnen Klugheit zu suchen und wer könnte unter seiner nie besiegten Fahne, Anführerschaft und Leitung gestanden haben und noch hingehen, um die Scipionen und Metellen um Muster der Hochherzigkeit zu bitten? Welcher Feind kann ihn gesehen und die Streiche seines Schwertes empfunden haben, aber noch die Wildheit des rauhen Mannes, welcher Scäva hieß, fürchten? Wer wird noch am Könige Masinissa einen zum Ertragen von Mühsalen geschickten Körper rühmen, oder eine durch ritterliche Uebungen nicht zu bezwingende Ausdauer, wenn er mit ihm Rittermühen und beständige Kriegsarbeiten getheilt hat? u. s. w. So stellen sich uns in dem verehrten Meister so viele wahrhafte Bilder der Tugend dar, als ob die Ueberbleibsel der Güte von vielen Abgeschiedenen in ihm und für ihn allein aufbewahrt worden. Denn wer kann noch übel berathen sein, wenn er ein Vorbild an seiner weisen Klugheit nimmt? Wer mag noch veränderlich sein, wenn er seine so feste Beständigkeit vor Augen hat? Wer darf noch eine weibische Feigheit begehen, wenn er seine kraftvolle Großherzigkeit betrachtet? Wer kann sich vergehen und abfallen, wenn er in den hellen Spiegel seiner höchst wahren und reinen Ergebenheit gegen seinen König hineingeschaut? u. s. w. Indem ich nun das gegenwärtige Werk anzutreten im Begriffe bin, rufe ich, da du, o Wahrheit, eine der vornehmsten Tugenden bist, welche in unserem vortrefflichen Meister Wohnung nahmen, dich allein an und bitte, daß du meine Hand geschickt machst, meinen Geist erleuchtest und mein Gedächtniß erfüllest, damit ich das begonnene Werk mit deinem köstlichen Namen bestätigen und besiegeln kann. *)

Der Hervorragendste unter den bekannten Prosaisten des Zeitraums ist Hernando del Pulgar, von dessen trefflicher Schreibart wir bereits in der Biographie des Marques von Santillana eine Probe gegeben haben. Pulgar war aus Madrid gebürtig und Geheimschreiber und Historiograph Isabella's und Ferdinands des Katholischen. Sein be-

*) Vergl. Clarus Bd. II. S. 459.

rühmtes Werk, „los claros varones de Castilia“ (die berühmten Männer Castiliens), dessen erste Ausgabe im Jahre 1500 erschien, enthält sechs und zwanzig Biographien der bedeutendsten und einflußreichsten Männer seiner Zeit, unter denen die Mitglieder der königlichen Familie wohl bedacht sind. Pulgar war am Hofe Johanns II. erzogen, und blieb während seines ganzen Lebens in unmittelbarstem Verkehr mit dem königlichen Hause.

Abgesehen von dem reichen Material, welches sein Werk für die Geschichtsschreibung und die Sittenschilderung seiner Zeit liefert, ist auch die Darstellung an und für sich von hohem künstlerischem Werth. Pulgar handhabt die Sprache mit Eleganz und Präcision, und die Cultur seines Stils übertrifft bei weitem die seiner Vorgänger Cibdareal und Perez de Guzman. Denselben Reichthum und dieselbe Gewandtheit der Sprache finden wir in seinen zwei und dreißig Briefen wieder, welche zum größeren Theil an Mitglieder des königlichen Hauses gerichtet sind, und in denen neben gedankenvollem Ernst auch dem Scherz Rechnung getragen wird. Pulgar starb im letzten Jahrzehnt des funfzehnten Jahrhunderts. Feinheit in der Beobachtung psychologischer Züge, Unparteilichkeit, biedere Geradheit, tugendhafte Gesinnung und eine milde Schonung, welche sogar bisweilen die Schärfe seines Urtheils beeinträchtigt, sind hervorzuhebende Eigenschaften des tüchtigen Werkes. Diese Biographien, sagt Clarus, charakterisiren ihren Verfasser als einen Mann von hoher Geistesbildung, sicherem psychologischem Blicke und ruhiger Auffassung des ganzen Verlaufes eines Menschenlebens, in welchem er den rothen Faden mit Scharfsinn aufzufinden und in seinem Verlauf offen zu legen versteht. Er charakterisirt deshalb treffend und mit besonnener Sicherheit und spricht mit einnehmender Feinheit und immer würdevoll. Seiner Freimüthigkeit ist nirgends Bitterkeit beigemischt und seine Wahrheit hat nirgends etwas Verletzendes oder scharfen Anstrich. Schmeichelei und Schmähsucht liegen ihm gleich fern; seine Urtheile gehen aus ehrenfester Gesinnung hervor; sie sind kräftig und voll Geist. Eben so geistreich ist sein Stil, welcher lebendig und gedrängt ist, ohne gekniffene Manier. Er hat etwas Großes und Durchgearbeitetes. Ueberflüssigen Reflexionen und Redensarten ist er Feind. Behende und anmuthig bewegt sich seine Rede, welche ebensowohl das Gute zu schmücken als das Böse zu entblößen versteht. Mit einzelnen leichten Zügen entwirft er vollendete Bilder. Kein Schriftsteller seiner Zeit hat sich über bedenkliche Gegenstände mit einer so würdigen Zartheit ausgesprochen als er. Bemerkenswerth ist eine Stelle, wo er die großen Männer Castiliens kühn an die Seite der großen Männer des Alterthums stellt:

„Wahr ist es,“ sagt er, „daß diese großen Mäner, castilische Ritter und Edelleute, deren Andenken hier mit Recht erneuert wird, und auch diejenigen der älteren Zeiten, welche für Spanien gefochten und es aus der Gewalt seiner Feinde erlöset haben, freilich ihre eigenen Söhne nicht opferten, wie jene Consuln Brutus und Torquatus, noch ihr eigenes Fleisch verbrannten, wie Scävola gethan hat, noch gegen ihr eigenes Blut Grausamkeiten begingen, welche die Natur verabscheut und die Vernunft untersagt; sondern daß sie vielmehr mit Standhaftigkeit und Ausdauer, mit weiser Duldsamkeit und besonnener Kraft, mit Gerechtigkeit und Milde, die Zuneigung ihrer eigenen Landsleute gewinnend und der Schrecken der Feinde werdend, ihre Heere gezügelt, ihre Schlachten geordnet, ihre Feinde besiegt, feindliche Länder erobert und ihre eigenen geschützt haben.... So ist es gekommen, daß diese Ritter und Prälaten und viele andere im castilischen Reiche Geborene, von denen hier zu reden nicht Zeit ist, durch die ruhmwürdigen Arbeiten, die sie vollbrachten und durch die Tugenden, welche sie zu erreichen strebten, für sich den Namen berühmter Männer erwarben, denen ihre Nachkommen vor allen Anderen nacheifern sollten, während gleichzeitig alle Edelleute der spanischen Königreiche sich berufen fühlen müssen zu derselben Reinheit des Lebens, auf daß sie ihre Tage eben so unbefleckt und erfolgreich beschließen mögen, als diese großen Männer ihrerseits gelebt haben und gestorben sind.“ —

Nach Pulgar verdient Diego de Valera genannt zu werden, ein kenntnißreicher, vielgereister Mann, welcher im Jahre 1402 zu Cuenca geboren war. Er kämpfte jahrelang unter den Fahnen Albrechts von Oesterreich, und als er ruhmgekrönt nach Spanien zurückkehrte, ließ ihm der König durch Ehrenstellen aller Art die glänzendste Anerkennung zu Theil werden. Jederzeit entsprach Valera in würdigster Weise den großen Anforderungen,

die seine Aemter an ihn stellten. Sein immer thatbereiter Patriotismus sowie sein ganzes mit Tugenden geschmücktes Leben zeichnen ihn unter den hervorragenden Persönlichkeiten seiner Zeit aus. Er gab eine der Königin Isabella gewidmete „Cronica abreviada de España“ heraus, deren Verdienst jedoch, sowohl in historischer wie in künstlerischer Hinsicht, nur gering anzuschlagen ist; eine schleppende und monotone Art der Darstellung, sowie eine unverkennbare Oberflächlichkeit der Kritik und Forschung stellen sie weit unter die vorhin erwähnten prosaischen Erzeugnisse. Der Ruhm dieser Chronik gründet sich auf zwei derselben beigefügte, an den König gerichtete Briefe, in denen ein geistreicher und gesinnungsvoller Inhalt einer edlen und schönen Form entspricht. Außerdem rühren von Valera noch eine moralische Abhandlung und verschiedene andere Werke her, von denen jedoch keins im Druck erschienen ist.

Ebenso wie Pulgar und Valera stand der Geistliche Rodriguez de Almela aus Murcia, als Caplan Isabella's und Ferdinands, in naher Beziehung zu dem königlichen Hause. Derselbe gab im Jahre 1487 das, seiner Zeit vielgelesene Buch „El Valerio de las Historias“ heraus. Eine Anzahl lehrreicher Geschichten, an welche sich die Schilderung vieler und großer Schlachten knüpft, machen den Inhalt des Werkes aus.

Ferner ist Alonso Ortiz zu erwähnen, welcher eine Trostschrift an die verwittwete Prinzessin von Portugal richtete und eine zweite Schrift verfaßte, die der Freude des Geistlichen über den Fall von Granada und die Austreibung der Juden einen beredten Ausdruck verleiht.

In allen diesen Arbeiten zeigt sich, trotz der Mangelhaftigkeit geschichtlicher Kritik und Einsicht, und obgleich die historischen Anschauungen des funfzehnten Jahrhunderts noch von keinem ideellen Standpunkt ausgingen, ein würdiges Streben nach Verständniß und Wahrheit, und der Sinn für gründliche Forschung macht sich überall bemerkbar.

Blicken wir auf die spanische Literatur des Mittelalters zurück, so gewährt es eine Genugthuung, zu bemerken, wie dieselbe in verhältnißmäßig kurzer Zeit aus den wilden Kriegszeiten und den barbarischen Sitten der ersten Jahrhunderte, aus der Formlosigkeit einer sich bildenden Sprache zu einer kunstmäßigeren Gestaltung gelangt. Bei geringer Einwirkung von außen her entwickelt sie sich aus eigener Kraftfülle, was um so mehr hervorzuheben ist, je seltener das Ursprüngliche und Naturwüchsige da, wo geistige Kräfte wirken, in die Erscheinung tritt. Die Romanzen, das Drama ruhen ganz auf volksthümlicher Basis; die Chronik, die Geschichtsschreibung streben eine künstlerische Behandlung an; und wenn die höfischen und steifen Erzeugnisse der letzten Lyrik und die mannigfachen phantastischen Auswüchse, wie sie sich in den Ritterromanen finden, auch einen leichten Schatten auf die frische Productionskraft werfen, so beeinträchtigen sie doch nur in geringem Maße den Fortschritt, der sich überall in kräftiger und eigenthümlicher Weise geltend macht, wie es von einem Volk zu erwarten ist, welches sich von jeher durch eine starke Nationalität ausgezeichnet hat. Waren es auch nicht in Spanien, wie in Italien, einzelne geniale Dichter, welche der Literatur ihre Bahn vorzeichneten, so stand doch die spanische Literatur des Mittelalters der italienischen an Vielseitigkeit und blühendem Reichthum nicht nach. Die Formen der Poesie hatten sich freilich noch nicht zu correcter Schönheit durchgearbeitet; sie bargen jedoch in den alten nationalen Versmaßen einen Schatz von vielverheißenden und bildungskräftigen Elementen. Die Betrachtung der Einflüsse, welche die harmonische Entwickelung so vieler edler Kräfte und herrlicher Naturanlagen hinderte, gehört in die Einleitung des nächsten Zeitraumes.

Zweiter Zeitraum.

Von der Regierung Karls V. bis zum Ende des siebzehnten Jahrhunderts.

Einfluß der Inquisition.

Unter Isabella und Ferdinand, welche fast sämmtliche Staaten der Halbinsel unter ihrem gemeinsamen Regiment vereinigt hatten, schienen alle Verhältnisse danach angethan, Spanien an die Spitze Europa's zu stellen; und vielleicht würden wir unter ihren Nachfolgern die Erscheinung einer zweiten Weltherrschaft angestaunt haben, wenn nicht die maßlose Herrschsucht weltlicher und geistlicher Despoten und ihre unheilbringenden Folgen die Kraft des Landes und des Volkes langsam aber gründlich untergraben hätten. Eine sichere Handhabe zur Erlangung der despotischen Gewalt bot sich der Regierung und der Geistlichkeit in der Inquisition, jenem furchtbaren Glaubensgericht, welches im Namen der Religion Gräuel auf Gräuel häufte, fast drei Jahrhunderte lang das Blut edler und unschuldiger Menschen sinnlos verschwendete, und sich der fortschreitenden Zeit mit einem: „Bis hierher und nicht weiter!" entgegenzustemmen versuchte. In der Provence war die Inquisition mit so entschiedenem Erfolg gegen die Albigenser in Anwendung gebracht worden, daß der fromme Ferdinand, voll Eifer gegen die Feinde Gottes, die Einführung dieses Institutes in Spanien mit großer Energie bewerkstelligte. Am ersten Mai 1481 fand die erste Zusammenkunft der, aus Dominicanermönchen hervorgegangenen Inquisitoren in Sevilla statt, ohne daß sich von Seiten des Volkes der geringste Widerspruch dagegen erhoben hätte. Der Geist des Religionshasses, der in den jahrhundertelangen Maurenkämpfen den Arm des Spaniers gestählt hatte, war schließlich in sein innerstes Wesen übergegangen, und Intoleranz und Grausamkeit waren und sind bis auf den heutigen Tag charakteristische Züge der spanischen Nation geblieben. Die Inquisition gewann deshalb so leicht Boden in Spanien und wurde daselbst zu einer so unerschütterlichen Macht, weil sie dem Charakter des glaubensstolzen Volkes entsprach, welches ihr jederzeit Ehrfurcht und Gehorsam bewies.

Das Blutgericht begann seine Wirksamkeit mit der Verbrennung von sechs Juden, deren Schicksal im ersten Jahr der Inquisition allein in Andalusien 2000 Glaubensgenossen theilten, der anderen harten Strafen nicht zu gedenken, welche in derselben Zeit 17,000 Juden zu erdulden hatten. Die Juden waren damals kaum weniger gehaßt als die Mauren, und dem allgemeinen Haß geschah erst vollständig Genüge, als sie im Jahre 1492 aus Spanien verjagt und 100,000 Menschen dem Elend preisgegeben wurden. Die nächsten, von der Inquisition geforderten Opfer waren die Mauren, deren Nachkommen man Moriskos nannte. Zwar hatte man ihnen nach der Einnahme von Granada neben bürgerlichen Privilegien auch freie Religionsübung zugesichert; dessen ungeachtet aber fielen sie der grausamsten Ver-

folgung anheim, bis sie im Jahre 1609 gleich den Juden aus Spanien vertrieben wurden — eine mit Verleugnung jeder menschlich natürlichen Regung verübte That, welche Spanien einer fleißigen und gewerbtreibenden Bevölkerung beraubte.

Nach dieser Zeit nahm die Verfolgung, die ihre Opfer nun im Schooß der eigenen Kirche suchen mußte, immer mehr den Charakter eines düsteren Fanatismus an. Wer in seinen Glaubensmeinungen von der strengsten katholischen Orthodoxie abwich, wer leise oder laut den geringfügigsten Zweifel äußerte, war dem erbarmungslosen Tribunal verfallen. Jeder Ketzer galt für einen Rebellen, und die Vernichtung des Einen wie des Anderen wurde für eine fromme Glaubenspflicht erachtet. Das geheimnißvolle Dunkel, welches alle Handlungen der Inquisition mit einem undurchdringlichen Schleier verhüllte, erregte die ohnehin heiße Einbildungskraft des Südländers aufs höchste und umgab das Tribunal mit einem übernatürlichen Schrecken. Spurlos verschwanden Menschen, und man sah sie entweder niemals wieder oder am Tage der Hinrichtung, in das scheußliche Verbrechergewand des san benito gehüllt, am Pfahl des Scheiterhaufens. Wie ein Blitz aus heiterem Himmel traf das Gericht den ahnungslosen Feind. Auf Enthüllung der Geheimnisse der Inquisition stand der Tod; deshalb kam nie ein Wort über die Lippen desjenigen, der einmal mit tödtlichem Grauen in ihre Folterkammern geschaut.

Bald flammten im ganzen Lande die Scheiterhaufen; das fanatisirte Volk bejubelte die gräßlichsten Marterscenen und entzündete an dem Feuer der fluchwürdigen autos da fé immer von neuem seine religiöse Begeisterung. Es jauchzte seinem Verderben zu und gab sich willenlos unabsehbarem Elend Preis.

Die Glaubensgerichte sanken nach und nach zum gefügigen Werkzeug einer machtsüchtigen Regierung herab und wurden das Mittel zur Herstellung eines absoluten Staates. In keinem Lande war die königliche Gewalt durch Clerus und Adel mehr beschränkt gewesen als in Spanien; der Inquisition aber gelang es, sämmtliche Unterthanen der Krone zu unterwerfen und den politischen Absolutismus in Spanien zu gründen und zu befestigen. Durch die Inquisition hatte der König ein Gericht für sich, dem sich kein Erzbischof und kein Würdenträger zu entziehen vermochte, und welches nicht nur die Aeußerung jeder freien Meinung schwer ahndete, sondern auch ihrem Entstehen nachspürte und sie schon im Keime erstickte.

Die Erschütterungen der Reformation machten sich in Spanien nur wenig fühlbar; denn auf jeden Versuch einer Ketzerei im orthodox-katholischen Sinne gab es nur die eine Antwort: „Der Ketzer wird verbrannt." Um auch die Versuchung von den frommen Unterthanen fern zu halten, hatte man von der Universität Löwen ein Gutachten über diejenigen Bücher eingeholt, welche dem katholischen Cultus gefährlich werden konnten; und wer im Besitz eines dieser Bücher gefunden wurde, sollte — so lautete das Gesetz — lebendig begraben werden.

Unter Philipp II. ward die Macht der Inquisition schrankenlos. Ihr Zweck war erreicht: ein Glaube herrschte in Spanien, und die Gewalt des Königs war unbeschränkt. Aber um welchen Preis war dieser Zweck erreicht! Der Herrschsucht der Könige und einer düsteren Bigotterie wurde eine der edelsten Nationen aufgeopfert. Zwar war der Kern des Volkes ein zu gesunder und tüchtiger, als daß die Folgen des fluchwürdigen Tribunals schon im ersten Jahrhundert allzu grell hätten hervortreten können; aber kein großes historisches Vergehen bleibt ohne Folgen und Strafe. Das Licht der Aufklärung, das für das übrige Europa angezündet ward, prallte von den düsteren Festungen der spanischen Inquisition zurück, und der ursprünglich starke und edle Geist des Spaniers verfiel und erlosch unter der Furcht vor dem Damoklesschwert, welches Jeder fortwährend über seinem Haupte fühlte. Die Gewohnheit, keinen freien Gedanken äußern zu dürfen, zerstörte auch die Saat, aus

welcher Gedanken keimen; und eine tiefe Kluft öffnete sich zwischen dem Volk von Spanien und den übrigen europäischen Nationen.

Wohl finden sich auch in anderen, ja in fast allen Ländern ähnliche Erscheinungen von blutigem Fanatismus, die unschuldige Opfer forderten; doch waren diese meist Folgen vorübergehender und außerordentlicher Verirrungen und Zustände, welche eine fortschreitende Zeit bald brandmarkte. Die spanische Inquisition hingegen war ein regelmäßiges und bleibendes Gericht, unter dessen Joch der Spanier sich drei Jahrhunderte hindurch beugen mußte.

Der Einfluß der Inquisition auf die Literatur Spaniens für das nächste Jahrhundert ist nicht ein durchweg ungünstiger zu nennen. Zwar blieben unter ihrer Wirksamkeit einzelne Gebiete der Literatur völlig unangebaut; aber die diesen entzogenen Kräfte kamen anderen Zweigen zu Gute. Es versteht sich von selbst, daß die Glaubensgerichte aller Wissenschaft, deren erste Bedingung ja die Freiheit der Forschung ist, auf das feindseligste entgegentraten. So blieb in Spanien die Wissenschaft, deren Grenzen von der Inquisition bestimmt wurden, lange Zeit auf einem fast kindischen Standpunkt. Der feurige Geist der Nation konnte jedoch nicht in Unthätigkeit verharren; und da die Poesie dasjenige Gebiet geistigen Schaffens war, welches noch am ehesten Conflicte mit dem gefürchteten Tribunal vermeiden ließ, so rettete das Volk seine edelsten Kräfte in das Reich der Phantasie und rief in verschwenderischer Productionskraft eine Poesie ins Leben, blühend, duftend, überreich. In die Regierungszeit der drei Philippe, unter denen die Inquisition die meisten Opfer forderte, fällt die „goldene Zeit" der spanischen Comödie, und die poetische Schöpferkraft der Nation erreichte unter ihnen ihren Höhepunkt.

Doch können diese Dichtungen trotz allen Glanzes und aller Fülle es nicht verleugnen, daß sie in Unfreiheit erzeugt waren. Man vermißt in den Erzeugnissen jenes Zeitraumes einen starken und männlichen Geist. Die tiefe Religiosität, die von jeher die Grundlage aller spanischen Poesie gewesen ist, ward zur Andächtelei, die ritterliche Vaterlandsliebe zu eitler Ruhmredigkeit, die alte ehrwürdige Lehenstreue zu serviler Schmeichelei, und nur zu oft fühlt man es den Dichtern an, daß sie ihre Begeisterung an den Flammen der Scheiterhaufen entzündet haben. Doch dürfen wir nicht vergessen, daß neben diesen Zügen von düsterem Fanatismus auch Werke von so schöner und rührender Humanität aus jenem Zeitraum stammen, daß man nicht begreift, wie eine Nation so schreiben und denken konnte, die in Amerika einen Verheerungskrieg führte, so wild wie nur der Fanatismus ihn führt, in welchem die frommen Spanier voll inbrünstiger Andacht vor dem Kreuz derselben Schwerter beteten, an denen das unschuldige Blut von Hunderten und aber Hunderten klebte.

Einfluß Italiens auf Spanien. Juan Boscan.

Die Zeit des Glanzes der Literatur eines Volkes pflegt meist in engem Zusammenhange mit der politischen Machtstellung desselben zu stehen.

Nach der Eroberung von Granada hatten sich die Spanier, stark und kriegslustig, dem Auslande zugewandt, Eroberung zu Eroberung fügend; und jede Eroberung mehrte Spaniens Glanz und Macht. Karl V. hatte sich Neapel und Sicilien unterworfen; er hielt Nordafrika besetzt, und die Niederlande fielen ihm durch Erbschaft zu. Im Jahr 1519 ward er zum deutschen Kaiser erwählt, und wenige Jahre später wurden seine Besitzthümer durch Mexico und Peru vergrößert, die fort und fort ihre märchenhaften Schätze nach Spanien entsendeten, so daß man von Spanien mit Recht sagen konnte: „Das ist das Reich, in dem die Sonne nicht untergeht."

Wohl mochten die fortgesetzten kriegerischen Unternehmungen den Geist und die

Kräfte Spaniens allzu sehr in Anspruch nehmen; denn um das Jahr 1500 trat ein augenblicklicher Stillstand in der literarischen Production ein. Die steifen Formen der Lyrik entsprachen nicht mehr den höheren Anforderungen einer sich verfeinernden Bildung, und trotz der anerkennenswerthen Bestrebungen Isabella's, trotz des Wiederauflebens der klassischen Studien, des Zusammenwirkens verschiedener namhafter Gelehrter und einzelner kühner Werke, wie die Celestina, war die Fruchtbarkeit jener Periode im Ganzen eine schwache. Bei einem Volk von so großer geistiger Regsamkeit wie das spanische konnte jedoch ein solcher Stillstand nur von kurzer Dauer sein; und in der That sehen wir bald darauf eine Umgestaltung der poetischen Literatur Spaniens ins Leben treten, deren Ursprung wir in dem Einfluß Italiens auf Spanien zu suchen haben.

Die Eroberung von Neapel und Sicilien und die Kriege zwischen Karl V. und Franz I., welche einen jahrelangen Aufenthalt der spanischen Heere in der Lombardei bedingten, hatten in jeder Art die wechselseitigen Beziehungen zwischen Spanien und Italien gefördert. Spanische Dichter studirten in Italien, spanische Beamte wurden dort angestellt, und nach und nach hatte sich zwischen den beiden Nationen ein reger geistiger Verkehr hergestellt, in dem die überlegene italienische Bildung eine nachhaltige Wirkung auf den weniger gebildeten Geschmack des Spaniers ausübte.

Es war aber der Einfluß eines Einzelnen, des Italieners Navagero auf den spanischen Dichter Boscan, der dieser Einwirkung eine bestimmte Gestalt gab und die schon angedeutete Revolution in der spanischen Poesie bewerkstelligte.

Von den Lebensverhältnissen des Dichters Juan Boscan Almogaver haben sich nur ungenügende Nachrichten erhalten. Er wurde gegen Ende des funfzehnten Jahrhunderts in Barcelona geboren, wo seine Eltern einer reichen Patricierfamilie angehörten. Seinem Stande angemessen, erhielt er eine sorgfältige Erziehung, und nachdem er dem König Kriegsdienste geleistet und durch mannigfache Reisen seine Kenntnisse vervollständigt hatte, ward er mit Zuvorkommenheit an dem Hofe Karls V. aufgenommen und zum Erzieher des jungen, später so berüchtigten, Herzogs von Alba ernannt. Doch muß er dies Amt nicht lange verwaltet haben; denn wir finden ihn nach kurzer Zeit in Barcelona, wo er sich mit einer edlen Dame, Donna Ana Giron de Rebolledo, vermählte. Von dieser Zeit an scheint er in stiller Zurückgezogenheit sich nur seiner Familie, seinen Freunden und seinen poetischen Studien gewidmet zu haben, was er um so eher konnte, da er mit Glücksgütern reich ausgestattet, und sein milder und edler Charakter weder ehrgeizigen Wünschen noch den lärmenden Freuden zugeneigt war. Er starb im Jahre 1540 zu Barcelona.

Kurz vor seinem Tode hatte er seine Schriften geordnet, zum Druck vorbereitet, und bestimmt, daß sie zusammen mit den Gedichten seines Freundes Garcilaso de la Vega herausgegeben werden sollten — eine Bestimmung, die seine Witwe im Jahre 1543 zur Ausführung brachte. In der Folgezeit sind seine Werke noch häufig aufgelegt worden.

In Granada, wo Karl V. eine Zeit lang Hof hielt, traf Boscan mit dem Gesandten der Republik Venedig, Andrea Navagero, zusammen, einem Manne von feinem Geschmack und gelehrter Bildung. Der Spanier schloß mit dem Italiener ein inniges Freundschaftsbündniß, und Navagero war es, der Boscan zuerst auf den Unterschied zwischen den geschmacklosen Härten spanischer Lyrik und der Correctheit und reinen Schönheit italienischer Poesie hinwies; er war es, der zuerst in dem spanischen Dichter die Idee anregte, statt des bis dahin in der castilischen Poesie angewandten kurzen trochäischen Versmaßes die elfsilbigen Jamben der Italiener einzuführen. Boscan selbst bestätigt diese Thatsache in der an die Herzogin von Soma gerichteten Zueignung des zweiten Buches seiner Gedichte, mit folgenden Worten: „Als ich eines Tages in Granada mit Navagero war und mich mit ihm über schönwissenschaftliche Gegenstände unterhielt, und insbesondere über ihre mannigfachen Gestaltungen in verschiedenen Sprachen, fragte er mich, warum ich nicht im Castilischen

Sonette und die übrigen Versarten guter italienischer Schriftsteller versuche, wovon er nicht allein obenhin sprach, sondern mich aufmunterte, den Versuch zu machen. Wenige Tage darauf reiste ich nach Hause, und, sei es nun die Länge und Einsamkeit des Weges oder was sonst, ich fing an in meinem Geiste unter anderen Dingen auch zu erwägen, was Navagero mir gesagt hatte. So fing ich an, diese Art von Versen zu versuchen. Anfangs fand ich einige Schwierigkeiten; denn ihr Bau ist sehr künstlich, und in Manchem von dem unsrigen verschieden. Später aber kam es mir vor, vielleicht aus natürlicher Vorliebe für das, was wir hervorbringen, als ob es gelinge, und so ging ich allmälig mit zunehmendem Eifer vorwärts."

So wurde auf Veranlassung dieses flüchtigen Gesprächs Boscan der Reformator der lyrischen spanischen Poesie und der Schöpfer des spanischen Sonetts.*)

Boscan's erste Versuche im italienischen Stil gelangen über alle Erwartung; doch sind seine Erfolge nicht allein seiner Fähigkeit, italienische Muster nachzuahmen, und seiner dichterischen Begabung zuzuschreiben; der poetische Geist seines Zeitalters verlangte nach einer Reform der abgestandenen Formen der spanischen Poesie und ihres langweiligen Inhalts, und Boscan kam demnach einem Zeiterforderniß mit seinen Bestrebungen entgegen, in denen er außerdem von den namhaftesten Dichtern seiner Zeit wie Garcilaso de la Vega, Mendoza, Cetina u. s. w. unterstützt wurde. Seine Versuche mußten gelingen, weil er es verstand, die neue Form, die einen neuen Inhalt erheischte, mit einem idealeren Geist zu durchdringen, als der war, welcher der Phrasenhaftigkeit und den Witzeleien der alten Poesien innewohnte, indem er sie durch eine innige und wahre Empfindung und eine natürliche Würde beseelte.

Die neue Schule hatte indessen vielfache Schwierigkeiten zu überwinden und mancherlei Anfeindungen muthig entgegen zu treten. Letztere gingen hauptsächlich von dem Dichter Cristoval de Castillejo aus, welcher die neue Richtung mit jeder Waffe des Hohnes und des Spottes, die ihm zu Gebote stand, verfolgte. Er bezeichnete Boscan und seine Anhänger als Verräther des Vaterlandes, citirte sie vor den Richterstuhl der älteren spanischen Poeten, Juan de Mena und Jorge Manrique, in deren Namen er strenges Gericht über die Abtrünnigen hielt und das Schuldig über sie aussprach. Trotzdem fanden die Abtrünnigen den Beifall der Nation; denn Castillejo's Anhänger producirten nichts, was sich mit den süßen Weisen Garcilaso's und mit den melodischen Versen Acuña's und Cetina's hätte messen können.

Die hinterlassenen Werke Boscan's sind in vier Bücher getheilt. Das erste Buch enthält seine Jugendgedichte in altspanischen Formen, welche sich nur hin und wieder durch feine Wendungen und natürlich innige Bewegung von den gespreizten Dichtungen der Liederbücher unterscheiden. Das zweite und dritte Buch enthalten seine Poesien im italienischen Stil; drei und neunzig Sonette, neun Canzonen, eine Elegie, zwei Episteln in Terzinen, eine Bearbeitung des Epos „Hero und Leander" in reimlosen Versen, welches den griechischen Dichter Musäus zum Verfasser hat, und eine halb allegorische, halb erzählende Dichtung, die nach den achtzeiligen Strophen, in welchen sie geschrieben ist, den Titel: „Ottava rima" führt.

Alle diese Dichtungen sind mit mehr oder weniger Feinheit italienischen Mustern nachgebildet, bewahren jedoch einen hinreichenden Grad von spanischem Geist, der sie von dem Vorwurf bloßer Nachahmung freispricht. Es scheint uns daher ungerecht, wenn Quintana über Boscan urtheilt, daß er, zufrieden die italienischen Dichter eifrig zu studiren und in großer Ferne Petrarca zu folgen, sich gleichwohl erkühnte, die Juwelen dieses liebenswürdigen Genies auf seinem schlecht geordneten Kleide zu tragen. Ebenso

*) Zwar hatte der Marques von Santillana schon Sonette in spanischer Sprache gedichtet, ohne jedoch durch sein Beispiel Nachahmung zu erwecken.

wenig können wir uns mit dem allzu eifrigen Lobe des Ambrosio de Morales einverstanden erklären, der von Boscan sagt, daß er weder in der Feinheit des Gedankens noch in der Stärke und Geschmeidigkeit des Ausdrucks irgend einem italienischen Dichter nachstehe.

Boscan's Sprache erreicht nicht die harmonische Süße und den lebendigen Fluß der italienischen Dichtungen; seine Sonette und Canzonen weisen Härten in der Ausdrucksweise auf, grelle Töne, die mit dem zarten Wohllaut und den dämmerhaft lieblichen Weisen der Italiener nichts gemein haben. Wie bei fast allen spanischen Dichtern, so wird auch bei Boscan die Hingabe an eine poetische Empfindung durch das oft gewaltsame Herbeiziehen des Sentenziösen getrübt, und der moralisirende Verstand steht dem reinen Ausdruck der Leidenschaft feindlich entgegen.

Meisterhaft jedoch trifft Boscan, und darin dem Petrarca nichts nachgebend, den Ton zärtlicher Schwärmerei und sehnsüchtigen Verlangens.

Seiner Elegie, „Capitolo" genannt, fehlt es, neben manchen witzelnden und gelehrten Anspielungen und verliebtestem Wahnsinn in altem spanischem Geschmack, doch keineswegs an poetischen Bildern und Stellen von herzlicher und natürlicher Empfindung. Von seinen beiden, dem Horaz nachgeahmten Episteln ist die an seinen Freund Mendoza gerichtete bei weitem die beste. Höchst liebenswürdige Darstellungen des Landlebens wechseln darin mit geistreichen Reflexionen, aus denen ebenso weiser Sinn wie edle Denkart spricht.

In der zierlichen Bearbeitung des Gedichts „Hero und Leander" übertrifft die Sprache stellenweise die des Originals; und für einige Weitschweifigkeiten wird man reichlich durch anmuthige Erzählungen und durch die sanfte und einschmeichelnde Sprache entschädigt.

Die lieblichste von Boscan's Dichtungen ist ohne Frage das allegorische Gedicht: „Ottava rima", welches, ungeachtet vielfach nachweisbarer Entlehnungen aus italienischen Schriftstellern, doch den Hauptzügen nach sein eigenes Werk ist. Die phantasiereiche Einleitung führt uns in das Reich der Liebe, wo Venus und Amor thronen. Es erfolgt eine Berathung zwischen den Bewohnern des glücklichen Reiches, und Venus entsendet ihre Amoretten in alle Welt zur Wahrung und festeren Begründung ihrer Macht. Vorzugsweise scheint die Gesandtschaft es auf zwei Barceloner Damen abgesehen zu haben, welche sich für Gegnerinnen Amors ausgeben und bekehrt werden sollen. Diese allzu dürftige Erfindung empfängt aber erst Seele und Leben durch überaus reizvolle Beschreibungen, durch einen poetischen Duft, der um die spielend leichten Verse tändelt und die feinen sittlichen Vorstellungen durchdringt.

Das vierte Buch von Boscan's hinterlassenen Werken enthält die Dichtungen seines Freundes Garcilaso.

Von Boscan soll noch die Uebersetzung eines Trauerspiels des Euripides herrühren; doch ist dasselbe niemals im Druck erschienen. Dagegen fand eine Uebersetzung des „Höflings" (il Cortigiano) von dem Grafen Balthasar Castiglione eine überaus günstige Aufnahme in Spanien. Diese Uebersetzung ist das Muster einer für ihr Zeitalter ausgezeichneten Prosa, und Morales erklärt in seiner Abhandlung über die castilianische Sprache, „der Höfling rede nicht besser in Italien, wo er erzeugt wurde, als hier in Spanien, wo ihn Boscan so meisterhaft vorgeführt habe."

Trotz mancher Mängel in seinen Dichtungen und mancher Fehlgriffe Boscan's, unter denen die absolute Verachtung der spanischen Volkspoesie und das Vermeiden der Einführung volksthümlicher Stoffe in die italienischen Verse hervorzuheben sind, war Boscan seiner Zeit ein vortrefflicher Dichter — der erste, der einer poetischen Empfindung durch eine correcte Form einen bleibenden Werth zu verleihen wußte, und dessen Dichtungen eine klassische Vollendung anstrebten.

Die nachstehenden Uebersetzungen von Hoffmann sind in ihrer Art vortrefflich;

allein bei einem poetischen Werke, dessen Hauptvorzug in der Schönheit der Sprache besteht, wird es in den meisten Fällen einer Uebersetzung kaum annähernd gelingen, den Reiz des Originals wiederzugeben.

Das Reich der Liebe.

Im reichen, sonnenhellen Morgenlande,
Wo lind und lau des Himmels Lüfte wehn,
Da lebt ein Volk im sel'gen Friedensstande,
Deß' Sorgen einzig hin nach Liebe stehn.
Es leidet nie von andrer Schmerzen Brande,
Als denen, die hervor aus Liebe gehn.
Hier herrscht und hat geherrscht von Anbeginn
Die meergeborne Liebeskönigin.

Geschmückt ist sie mit Scepter hier und Krone,
Von hier aus ihre Spenden sie verleiht;
Und Ehr' und Achtung, wie in keiner Zone
Wird ihrer Macht und Satzung hier geweiht.
Naht ihr ein Klagender — er scheidet ohne
Beschwerd' und ohne Klage jederzeit.
Weil sie mit den Geliebten hier zusammen,
Freu'n Alle hier sich ihrer Liebesflammen.

Die Liebe zeigt sich hier in vollem Walten;
Es feiert seine Liebeszeit das Jahr;
Man tödtet oder stirbt durch Lieb'; ihr Schalten,
An jeder Spur entdecktet ihr es klar.
Mit Liebe wird getauscht und Markt gehalten;
Sie ist des Landes Seele ganz und gar.
Säh't ihr ein Blättchen sich am Baume regen,
In Liebe, sprächt ihr, weh' es euch entgegen.

Von Liebe geben Häuser selbst Beweise,
Und Liebe, dünkt euch, zeige hier der Stein;
Die Quellen rieseln hier so lind und leise,
Daß ihr, sie weinten, bildetet euch ein.
Zur Liebe laden euch die Flüss' im Gleise,
Und tönen lockend nur von Lieb' allein;
So sanft und schmeichelnd athmen hier die Winde,
Daß Liebesträumen Keiner widerstünde.

In einer Aue, räumig, grün und helle,
Hat der Palast der Fürstin seinen Stand.
Hinschlängelt dort ein frischer Strom die Welle,
Und Bäume schmücken seines Ufers Rand.
Ihr Laubdach schützt im Sommer diese Stelle,
Daß sie verletze keiner Sonne Brand.
Die Bäume prangen reich mit Blüthenflocken,
Aus denen süß die Nachtigallen locken.

Noch tausend andre Rieselbäche hüpfen,
Sanft schlängelnd sich, nach hierhin und nach dort;
Und wahre Labyrinthgeflechte knüpfen
Die sich durchkreuzenden an manchem Ort.
Die Blüthen, so den Bäumen hier entschlüpfen,
Trägt sanft die leichte Welle mit sich fort;
Und jede Blüthe, die darnieder sinket,
Scheint von der Liebe selbst herabgewinket.

Auch tausend grüne Lauben aus den Zweigen
Verschiedner Bäume die Natur dort flicht,
In denen Sitze von Krystall sich zeigen,
Geordnet einer an den andern dicht.
Da wandelt nun der Liebespaare Reigen;
Es wechseln Frag' und Antwort da; man spricht
Von seinen Wünschen zu einander offen,
Von seinem Glück, von Freuden, die zu hoffen.

Der Liebesgott, bewehrt mit seinen Waffen,
Hier seinen Uebermuth an Allen übt;
Und Kränkung, Tod und Eifersucht zu schaffen
Bald dem, bald Jenem, seine Laune liebt.
Zwei Schmieden hat er, ungleich ganz beschaffen,
Durch die der Welt er Tod und Leben giebt.
Dort hämmert Pfeile man, die Lieb' erwecken,
Hier andre, drinnen Haß und Abscheu stecken.

Recht in des Landes Mitt', auf freiem Grunde,
Des kleinen Gottes hohe Warte liegt;
Von wo herab, zur Früh- und Abendstunde,
Mit seinen Pfeilen er das Reich bekriegt.
Nie heilet die von ihm empfangne Wunde;
Zum Ziel, obwohl er blind, sein Pfeil stets fliegt,
Im Anfang sind die Wunden ohne Schmerzen.
Doch später, ach! wie brennen da die Herzen.

Die Macht der Liebe.

Wie so getäuscht, im Irrthum ihr gewesen,
Daß ihr der Liebe gar den Krieg gedroht!
Habt nie das weise Sprüchlein ihr gelesen:
„Ein Leben ohne Lieb' ist halber Tod?"
Geschaffen hat die Liebe jedes Wesen,
Jedwede Schönheit ward auf ihr Gebot;
Und aufzustellen hat es ihr gefallen
Euch als der Muster leuchtendste von Allen.

Weil von der Liebe somit ausgeflossen
All' eure Schönheit, hoch und wunderbar;
Von ihr die edlen Triebe sind gegossen
In euer Herz, die man dort wird gewahr:
Wie, sagt in aller Welt nur! hat verschlossen
Verblendung euer Auge ganz und gar,
Daß ihr für eure ärgste Feindin haltet
Die Liebe, die mit Recht als Kön'gin waltet?

Lieb' ist ein süßes, zärtliches Verlangen,
Das jedes rauhen Herzens Rinde hebt;
Ist aller Wesen Seele, die entsprangen,
Weil sie die Welt verjüngt und neu belebt;
Hervor ist Alles ja durch sie gegangen,
In ihr beginnt und in ihr Alles webt;
Von dieser Welt und jener ganz umschlingen
Den großen Bau der Liebe mächt'ge Schwingen.

Durch sie gewinnt man Glück allein und Ehre;
Durch sie nur hohe Einsicht man erwirbt;
Der Geist fühlt ohne sie solch' eine Leere,
Daß der Gedank' an seiner Armuth stirbt.
Wo blieben That und Sieg, wenn sie nicht wäre?
In Dumpfheit ohne sie der Geist verdirbt.
Vorzüge, Reiz' und Artigkeit — was bliebe
Von ihnen noch, nehmt ihr hinweg die Liebe?

Die Lieb' erhebet uns zu hohen Dingen,
Und ihre Huld sie dem Erhobnen schenkt;
Die Seel' umwebt sie mit so süßen Schlingen,
Daß sie an ihnen ganz dieselbe lenkt.

Wenn ihren Ruf die Liebe läßt erklingen,
An sie nur das entzückte Herz gedenkt;
Die Liebe herrschet über alles Leben
Nach dem Gesetz, das sie der Welt gegeben.

Luft, Erde, Meer, des Feuers Glut vor allen,
Was sichtbar ist und was zu schaun verwehrt,
Was ewig ruht, was muß dem Wechsel fallen,
Was fühlet und was des Gefühls entbehrt:
Dein Bitten, Liebe! lenkt es nach Gefallen,
Das ein Gebot, ein Zwang, den nichts erklärt.
Dein wahrer Thron und deine Veste stehen
In jenen ewigen und höchsten Höhen.

Und nicht regiert und lenkt die Liebe droben
Die Himmel nur zusammt der Sternenwelt,
Sie herrscht auch über andre, schönre Globen,
Die hoch am Firmamente hingestellt.
Sie läßt, gleich Funken, kreisen sie dort oben,
Hat sie mit Glanz, der nie verlischt, erhellt,
Mit Glanz, der von ihr selber stammt und rühret,
Und unvermerkt sie Jegliches so führet.

Die schwere, niedre Hülle, die umschließet
Und an die Erde fesselt unsern Geist,
So lind' und leis' auf ihren Wink zerfließet,
Daß steigen sie in hohem Flug uns heißt.
Des Kerkers Pfort' eröffnet und erschließet,
Den Eingang in den Himmel sie uns weist;
Und sind wir todt selbst und ins Grab gesenket.
Sie höhern Ruhm noch unsrem Namen schenket.

Uebersetzt von F. W. Hoffmann.

Garcilaso de la Vega.

Wahrscheinlich hätte sich die Einführung des italienischen Geschmacks in die spanische Kunstpoesie nicht so schnell der Anerkennung des Spaniers erfreut, wenn nicht Garcilaso



Garcilaso de la Vega.

de la Vega seinem Freund Boscan zur Seite gestanden hätte. Garcilaso, oder eigentlich Garcias Laso de la Vega wurde 1503 zu Toledo geboren und gehörte einem der

ältesten und edelsten Geschlechter Spaniens an. Schon im zwölften Jahrhundert hatten sich seine Vorfahren durch Tapferkeit in den Maurenkriegen hervorgethan. Einer alten poetischen Ueberlieferung zufolge, die Gil Perez de Hita in seiner Historia de las guerras civiles aufgezeichnet hat, soll sich Einer derselben den Zunamen de la Vega dadurch erworben haben, daß er in der Ebene oder Vega von Granada in edlem Zorn einen maurischen Ritter tödtete, der sich erfrecht hatte, an den Schweif seines Pferdes ein Banner mit der Inschrift: „Ave Maria“ zu befestigen, um es höhnend durch den Koth zu schleifen. Der Vater Garcilaso's war Commendator des Ordens von Santiago, Staatsrath Ferdinands des Katholischen und Gesandter am päpstlichen Hofe Leo's X. Seine Mutter, Donna Sancha Guzman, war eine Tochter des Perez de Guzman und Enkelin des Marques von Santillana. Der Vater starb jung, und Garcilaso, in dem sich schon früh die Liebe zur Dichtkunst regte, erhielt von seiner in jeder Beziehung ausgezeichneten Mutter seine erste Erziehung. Bald war es das Studium des Alterthums, das den schnell sich entwickelnden Genius Garcilaso's vorzugsweise anzog und beschäftigte. Kaum dem Knabenalter entwachsen und durch Schönheit, Geist und Liebenswürdigkeit gleich ausgezeichnet, trat er in die Leibwache Karls V., welche in ihren Reihen die Blüthe des castilischen Adels vereinigte. In dieser Zeit lernte er Boscan kennen, gewann seine Freundschaft und empfing von ihm die lebhaftesten Anregungen für seine literarischen Studien und seine eigenen Productionen.

Leider aber zwangen ihm die fortwährenden Kriege Karls V. ein unstätes und abenteuerliches Leben auf. Er begleitete Karl auf fast allen seinen Feldzügen und bewies überall eine so außergewöhnliche Tüchtigkeit, daß sich ihm die ganze Gunst des Monarchen zuwandte, der ihn zu seinem Ehrencavalier ernannte. Im Jahre 1526 vermählte er sich mit Donna Elena de Zunniga, einem Ehrenfräulein der verwitweten Königin Eleonora von Portugal, nachmaligen Königin von Frankreich. Es ward ihm kein langes Glück an der Seite seiner jungen Gemahlin gewährt; bald nach seiner Vermählung folgte er dem Kaiser Karl zu seiner Krönung nach Italien, und im Jahre 1529 focht er in dem Kriege gegen den Sultan Soliman mit. So hoch stand er jetzt in der Gunst des Kaisers, daß dieser ihn mit einer Gesandtschaft nach Paris betraute, deren Zweck die Begrüßung der Schwester des Monarchen war. Diese Reise war für die Bereicherung seiner literarischen Kenntnisse und die Ausbildung seines Geschmacks von unschätzbarem Werth für ihn. Kaum aus Paris zurückgekehrt, begleitete Garcilaso seinen Freund, den Herzog von Alba, nach Deutschland, an welche Reise sich für ihn die unangenehmsten Folgen knüpften. Einer seiner Vettern hatte mit einer Nichte des Herzogs von Albuquerque ein Liebesverhältniß, welches Letzterer auf das entschiedenste mißbilligte. Mit Hülfe unseres Dichters aber hatte sich der Vetter gegen den ausdrücklichen Willen des Kaisers mit der jungen Dame vermählt. Der Kaiser nahm diese Mitwirkung Garcilaso's sehr übel auf, ließ ihn bei seiner Rückreise in Tolosa verhaften und bis auf weitere Verfügung in Haft halten. Die Fürsprache des Herzogs von Alba bewirkte zwar seine Freilassung. Als er es jedoch 1531 wagte, in Regensburg vor dem Kaiser zu erscheinen, wurde er von diesem auf die einsame Donauinsel Schütt verbannt. Diesem Mißgeschick verdanken wir eine schöne Canzone voll schwermüthiger Klage. Seine Gefangenschaft dauerte indessen nicht viel über drei Monate, nach welcher Zeit er mit der Weisung entlassen wurde, entweder in einem Kloster noch einige Zeit über seinen Ungehorsam nachzudenken, oder als Verbannter in Neapel zu leben. Freudig wählte er das Letztere und wurde in Neapel mit Auszeichnung von dem Vicekönig Don Pedro de Toledo, Marques de Villafranca afgenommen — einem Manne, der von Liebe für Kunst und Wissen beseelt war und es sich angelegen sein ließ, Garcilaso in Neapel eine zweite Heimath zu schaffen. Hier in der herrlichen Stadt und inmitten der intelligentesten Männer seiner Zeit, regte der Genius des Dichters am kühnsten und freiesten seine Schwingen, und Neapel ward die Geburtsstätte der vorzüglichsten Werke Garcilaso's.

Der Vicekönig sandte ihn ab und zu mit bedeutenden Aufträgen an den Kaiser. Des Dichters liebenswürdige Feinheit bezwang allmälig den Unwillen des Monarchen, und im Jahre 1535 wurde es ihm gestattet, an dem Feldzug gegen Tunis Theil zu nehmen. Er trug aus diesem Kampfe außer dem Ruhm, einer der Tapfersten gewesen zu sein, gefährliche Wunden an Arm und Gesicht davon. Nach seiner Genesung hielt er sich einige Zeit abwechselnd in Neapel und Spanien auf, eifrig mit seinen poetischen Arbeiten beschäftigt.

Im Jahre 1536 brach der Krieg gegen Frankreich aus, und Karl drang in die Provence. Garcilaso wurde zum Befehlshaber von elf Compagnien Fußvolk ernannt. Der Feldzug war nicht glücklich. Als auf dem Rückzug von Marseille sich die aus funfzig französischen Bauern bestehende Besatzung des Thurmes Muy bei Frejus den spanischen Truppen widersetzte, gab der Kaiser Garcilaso den Befehl, den Thurm mit Gewalt zu nehmen. Unter einem Hagel von Steinen, den die Belagerten auf die Stürmenden schleuderten, drang Garcilaso an der Spitze seiner Regimenter tollkühn vorwärts, als ein Stein ihn tödtlich am Kopfe traf. Er sank zu Boden; man brachte ihn nach Nizza, wo er ein und zwanzig Tage nach der Verwundung im drei und dreißigsten Jahre seines Lebens, in der Blüthe seiner Kräfte den Geist aufgab. Im Jahre 1538 wurde sein Leichnam in der Gruft seiner Familie zu Toledo beigesetzt, nachdem er einige Jahre in der Kirche des heiligen Dominicus zu Nizza geruht hatte.

Die Trauer um den edlen Dahingeschiedenen war groß und allgemein. Der Kaiser weinte, und als Sühne für den Tod des Dichters mußte die ganze Besatzung des Thurmes über die Klinge springen. Garcilaso hinterließ eine Witwe, drei Söhne und eine Tochter. In seinem kurzen, unstäten und mühevollen Leben producirte er Werke, die ihn zum Stolz seiner Nation machten. Wie sein Freund Boscan, hatte auch er seine dichterische Thätigkeit mit Liedern in nationalen spanischen Formen begonnen. Boscan's Beispiel aber und die eigene Ueberzeugung führten ihn bald der neuen Schule zu, deren vorzüglichstes Mitglied er ward. Seine Dichtungen bestehen aus drei Eklogen und zwei Elegien, von denen die eine, an den Herzog von Alba gerichtete, allzu sehr ihr Vorbild, eine Dichtung Forastero's, verräth; die andere, schönere war Boscan zugeeignet und am Fuß des Aetna gedichtet. Ferner verfaßte er vier Canzonen, eine Epistel an Boscan, die schöne Ode an die Blume von Gnidos, sieben und dreißig Sonette und einige kleinere Gedichte.

Einen seltsamen Gegensatz zu dem Kriegshandwerk, welches Garcilaso mit so viel Lust und Liebe betrieb, bildet der Charakter seiner Poesien, welche von köstlichem Wohllaut beseelt sind und sich den sanftesten Empfindungen zuneigen. Bei Bildern des Landlebens, in denen arkadische Lieblichkeit mit süßer Wehmuth zusammenfließt, weilte vorzugsweise seine Phantasie. Garcilaso war ein Dichter von den herrlichsten Gaben. Mit einer schwärmerischen Einbildungskraft verband er zarte Empfänglichkeit und edle Gesinnung. Leider wurden diese Gaben durch einige hervorstechende Mängel beeinträchtigt. Fast noch feindlicher als Boscan verhielt er sich der spanischen Volkspoesie gegenüber, ihre Stoffe und ihre Formen gleich entschieden verschmähend; dagegen entstellte er seine Verse vielfach durch unzeitige Citate aus Horaz und Virgil, und die Nachahmung trat hin und wieder gar zu offenkundig auf.

Die Sonette Garcilaso's, bewunderungswürdig wegen der harmonischen Versification, sind vielleicht die vorzüglichsten, die Spanien hervorgebracht. Einige seiner kleinen Lieder sind gar weich und reizend; in den Canzonen hingegen können wir keine außergewöhnliche Leistung finden.

Am schönsten aber offenbart sich des Dichters Genius in seinen Hirtengedichten oder Eklogen, mit denen er seiner Nation eine mustergültige Dichtungsart bot, die weder zu seiner Zeit noch später jemals übertroffen worden ist. Zwar ist die Nachahmung der Virgil'schen Idyllen und vor Allem der „Arkadia" des Italieners Sanazaro unverkennbar;

doch läßt Garcilaso das letztgenannte Vorbild weit hinter sich. Die erste der drei Eklogen ist die vorzüglichere; sie enthält den Klagegesang zweier verliebter Hirten. Salicio beginnt seine Klage über die Untreue seiner Hirtin, und Nemoroso, dem seine Geliebte gestorben, setzt die schmerzliche Rede fort. Eine innige Liebesgluth, durch schwärmerische Treue geadelt, herrscht in dieser Dichtung. In die liebliche Natur leuchtet das melancholische Abendroth hinein; holde Echos antworten den Seufzern der Liebenden, ihre Thränen fließen mit dem Rieseln der Bäche zusammen, und Vögel, Blumen, Sterne, Quellen ergänzen im poetischen Widerschein der Klage. Der herbe Schmerz löst sich in diesen Formen von antiker Correctheit zu milder Wehmuth auf.

„Jede Zeile dieser vereinigten Trauergesänge," urtheilt Bouterweck, „muß durch die Innigkeit des schwärmerischen Gefühls, durch die gefälligste Bestimmtheit des Ausdrucks, und durch eine Harmonie der Versification, die nichts zu wünschen übrig läßt, jedes für elegische Schönheit empfängliche Gemüth hinreißen; und noch jetzt nennen die spanischen Literatoren fast einstimmig diese Ekloge eine der schönsten, die es giebt. Der vorangehende Trauergesang des Salicio scheint beinahe keine fortgesetzte Steigerung des Interesses übrig zu lassen. Die Leidenschaft erreicht hier ihre höchste Stufe, indem sie sich in die zärtlichste Aufopferung verliert. Aber der Gesang des Schäfers Nemoroso übertrifft den ersten noch an elegischer Stärke, eben deswegen, weil er noch sanfter ist. Gemälde der Erinnerungen, denen sich der Trauernde hingiebt, reihen sich auf das lieblichste aneinander. Die Beschreibung der Schönheit der Geliebten erhöht die Schönheit des Gedichts. Die Strophe, in welcher der Schäfer singt, wie er die Locke der Entschlafenen in einem weißen Tuche an seinem Busen trägt und sich nie von ihr trennt, und wie er einsam die Locke zuweilen vor sich ausbreitet, dann seine Thränen mit ihr trocknet, dann fast jedes dieser schönen Haare eins nach dem anderen mustert und zählt, hat weder in der alten noch in der neuen Literatur ein Vorbild."

Die zweite Ekloge ist in Erfindung und Ausführung dem Dichter mißglückt und macht durch die unmotivirte Vermischung der verschiedensten Versmaße einen unerquicklichen Eindruck. Die dritte Ekloge ist der ersten würdig.

Garcilaso wurde von seinen Zeitgenossen der Petrarch der castilischen Poesie genannt; Lope de Vega und Cervantes preisen ihn als den Fürsten der Dichter, seine Nation liebte und bewunderte ihn, und seine Sonette lebten im Munde des Volkes. Auch heut noch gilt seine Sprache fast durchgängig für rein und klassisch; und hätte er sich ganz seinem eigenen Genius überlassen, so wäre er wahrscheinlich jenen wenigen Auserwählten zuzurechnen, deren Stirnen alle Zeiten und Nationen mit immer frischen Lorbeeren schmücken. Es ist schon erwähnt, daß wir Boscan die Erhaltung der Schriften Garcilaso's zu verdanken haben. Im Jahre 1580 veranstaltete Hernando de Herrera eine gründliche Ausgabe derselben zu Sevilla, welche er mit weitläuftigen Anmerkungen versah. Eine noch correctere Ausgabe war schon im Jahre 1574 zu Salamanca von dem wegen seiner Gelehrsamkeit bewunderten Francisco Sanchez de las Brozas erschienen, und wurde in der Folge auch in Madrid und Neapel von Neuem aufgelegt. Für die beste Ausgabe des Dichters wird im Allgemeinen die des Ritters José Nicolas de Azara gehalten, welche derselbe im Jahre 1765 zu Madrid, mit einer Vorrede über die Geschichte der spanischen Poesie und eingehenden Erläuterungen versehen, veranstaltete. Wir lassen einige Proben seiner Dichtungen folgen.

Erste Ekloge.

Salicio. Nemoroso.*)

An Albano, d. i. Don Pedro de Toledo, Marques de Villafranca, Vicekönig von Neapel.

Ein Nachhall ihrer Klagen, will ich singen
Das süße Trauerlied, das, Hirten Beide,
Salicio jüngst und Nemoroso sangen;
Indeß an ihrem Munde, ganz der Weide
Vergessend, offnen Ohrs die Schafe hingen,
Den Tönen lauschend, die so süß erklangen.
Du, dem Verdienst' errangen
Den Ruhm durch alle Reiche,
Die Würde, sonder gleiche; —
Jetzt wohl im Cabinette wägst dem Staate
Preiswerthe Führung du mit weisem Rathe,
Alban! zur Gegenseite jetzt gewendet,
Im blanken Stahlornate
Scheinst du der Erd' ein hoher Mars gesendet.

Frei von den läst'gen Sorgen jetzt, den Mühen
Des Amtes, ziehst du wohl, dich zu ergötzen,
Hinaus zur Jagd, und über wald'ge Höhen,
Ein flinker Waidmann, brennst du nachzusetzen
Den scheuen Hirschen, die vergebens fliehen,
Errettung suchend vor des Todes Wehen.
Ja, wenn ich wiedersehen
Die Muſ' am Vaterherde,
Die jetzt verlorne, werde:
Sogleich dann siehe meinen Kiel erwählen
Die Tugenden an dir, die nicht zu zählen,
Wie deiner hohen Thaten reiche Menge,
Eh' mich's verzehrt, zu fehlen
An dir, vor Allen würdig der Gesänge.

Bis jene Zeit erschienen, die ich meine,
Wo den Tribut ich einst dir werde bringen,
Der deinem Rufe, deinem Ruhm gebühret; —
Pflicht ist es Jedem, der des Geistes Schwingen
Zu höherm Fluge regt, nicht mir alleine,
Daß Ruhmeswerthes er der Zeit entführet: —
Der Siegesbaum, der zieret
Und hält mit dichten Sprossen
Dein ruhmvoll Haupt umschlossen,
Er wehr' es nicht, daß sich die Epheurebe
In deinen Schatten pflanz', und mählig webe
Empor an deinen Lorbeern ihre Schlingen:
Nun, bis solch' Lied ich gebe,
Laß dir gefallen meiner Hirten Singen.

In Flammengluth enttaucht den Wogen, hatte
Die Sonne kaum der Berge Stirn beschienen,

*) Spanische Literatoren behaupten, daß in diesem Gedichte unter der schäferlichen Maske wirkliche Personen und Begebenheiten versteckt seien: unter dem Namen Salicio's (nach Herrera, Sanchez de las Brozas u. A.) die des Dichters selbst, unter dem Nemoroso's die seines Freundes Don Antonio de Fonseca, Gemahls der Donna Isabel Freire, einer geborenen Portugiesin, die in dieser und auch in der dritten Ekloge unter dem Namen Elise gefeiert wird. Cervantes (Don Quijote, Tom. II. Cap. 67) und Andere wollen dagegen unter Nemoroso den Dichter Boscan gemeint wissen.

Da nahm Salicio seine Lagerstelle
An einer hohen Buche Fuß im Grünen,
Wo klare Fluthen durch die frische Matte
Sich wanden hin mit tönendem Gefälle.
In das Geräusch der Welle,
Die rings das Thal erfrischte,
Jetzt, holden Einklangs, mischte
Der Hirt sein Klagelied, der Lipp' entflossen
So süß, so rührend, wie wenn er's ergossen
Vor ihr, der Fernen, die sein Herz so plagte;
Und wie, wenn ihm erschlossen
Ihr Ohr, wandt' er die Red' an sie und sagte:

Salicio.

Du, mehr als marmorhart bei meinen Klagen,
Und bei der Flammen Gluth, die Qual mir geben,
Von mehr als Eises Kälte, Galathée!
Ich sterbe hin und fürchte selbst das Leben,
Und muß mit Recht, da du mich fliehst, verzagen,
Weil ohne dich kein Erdenglück ich sehe.
Von dir verlassen, wehe!
Darf ich vor Niemand wagen
Den Blick emporzuschlagen,
Und vor mir selbst muß ich in Scham entbrennen.
Du willst dich Herrin nicht des Herzens nennen,
Das stets so treu, das keine Stund' im Tage
Von dir sich konnte trennen?
Strömt frei dahin, ihr Thränen bittrer Klage!

Die Sonne gießet ihres Lichtes Strahlen
Auf Berg und Thal hin, und dem Schlaf entringen
Sich Vögel, Thier' und Menschen. Das Gefieder
Erhebt sich in die Luft auf leichten Schwingen:
Nach Bergestriften oder grünen Thalen
Ziehn die zur Weide frei und sicher wieder;
Die, strahlt der Tag hernieder,
Weihn munter ihre Kräfte
Dem Amte, dem Geschäfte,
Das Neigung oder Noth sie wählen machte.
Ich Aermster immerdar in Thränen schmachte,
Ob nun der Welt ein junger Morgen tage,
Ob Dunkel sie umnachte.
Strömt frei dahin, ihr Thränen bittrer Klage!

Und du, bei der mein Name nun verschollen,
An der von Mitleid keine Spur zu finden,
Daß trüb um dich Salicio soll erbleichen,
Leichtsinnig giebst du zu verwehn den Winden
Die Lieb' und Treue, die du hättest sollen
In Ewigkeit nicht lassen von mir weichen?
O Gott! und nicht erreichen
— Du siehst von deiner Höhe,
Wie hin zum Todeswehe
Den trauten Freund der Falschen Meineid dränget —
Soll sie des Himmels Strafgericht? Empfänget
Der Liebende den Tod als Lohn: was, sage!
Wird Feinden dann verhänget?
Strömt frei dahin, ihr Thränen bittrer Klage!

Um dich nur war des dunkeln Waldes Stille,
Um dich die Einsamkeit des öden, rauhen
Und abgelegnen Berges mein Verlangen.
Das kühle Lüftchen war, das Grün der Auen,
Der Lilie Schnee, der Rose Purpurfülle,
Um dich mir lieb des Lenzes Jugendprangen.
Ach, wie mich Trug befangen!
O was für andre Triebe,

Welch' eine andre Liebe
Verbargst du, Falsche, tief im Herzensgrunde!
Zu deutlich ach! gab mir von Allem Kunde
Die Unglücks-Krähe, die mir Noth und Plage
Verhieß zu mancher Stunde.
Strömt frei dahin, ihr Thränen bittrer Klage!

Dein süßes Reden, welchem Ohr mag's tönen?
Dein klares Aug', auf wen hast du's gelenket?
Um wen hast du so schmachvoll mich verlassen?
Wem hast du die gebrochne Treu' geschenket?
Weß Nacken mögen itzo deine schönen
Schneeweißen Arme, Ketten gleich, umfassen?
Kein Herz vermag gelassen
Zu sehn, und wär's von Steine,
Den Epheu, den ich meine,
Von mir gerissen, fremde Wand erstreben,
Und meine Rebe fremden Ulm umweben,
Daß nicht in banger Wehmuth Schmerzen zage,
Bis ihm entweicht das Leben.
Strömt frei dahin, ihr Thränen bittrer Klage!

Grund ja zur Hoffnung aller Welt du schenktest,
Was möglich kaum und denkbar zu erlangen,
Und Feindliches in Eintracht zu verbinden,
Da, Falsche! du an Jenen dich gehangen,
Dich so voll Wankelmuthes von mir lenktest,
Daß Mund es stets dem Munde wird verkünden.
Jetzt wird gesellt sich finden
Dem Lamm, das ängstlich zaget,
Der Wolf, den Hunger naget;
Harmlose Vöglein werden ohne Grauen
Ihr Nestchen bei den argen Schlangen bauen;
Ist größrer Abstand zwischen dir, ich frage,
Und deiner Wahl zu schauen?
Strömt frei dahin, ihr Thränen bittrer Klage!

Die Steine legen ab bei meinem Weinen
Die Härte, gegen Mitgefühl sie tauschend;
Der Bäume Gipfel scheinen sich zu neigen;
Die Vögel, meinen tiefen Seufzern lauschend,
Zu Klagen ihre Stimmen all' vereinen,
Um singend meinen Tod mir anzuzeigen.
Das müde Wild, das beugen
Den Körper will zum Schlummer,
Verschmäht, um meinen Kummer
Zu hören, an der Ruhe sich zu pflegen.
Du ganz allein stehst feindlich mir entgegen;
Nicht eines Blickes würdigst du die Plage,
In der ich deinetwegen.
Strömt frei dahin, ihr Thränen bittrer Klage!

Kannst du gleich nicht hierher, um mich zu heilen,
So kannst du dir dies Thal, das du so liebtest,
Doch zu besuchen ohne Furcht gestatten.
Die Stätte meid' ich, wo du mich betrübtest
Durch Flucht. Komm, hindert dich, hier zu verweilen,
Dies Einz'ge nur! Sieh hier die reichen Matten,
Sieh hier den Busch voll Schatten,
Sieh hier die spiegelhelle,
Die vormals theure Welle,
Bei der um dich jetzt meine Thränen rinnen!
Empfange hier, ich weiche ja von hinnen,
Ihn, der mein ganzes Glück mir konnte stören!
Da er dies abgewinnen
Mir konnte, mag der Platz auch ihm gehören!

Hier hieß sein Klagelied Salicio schweigen,
Erseufzte in den weichsten, bangsten Tönen,
Und heiße Fluth schoß aus den Augen nieder.
Der Berg, um dieses Schmerzes bitterm Stöhnen
Den Antheil, den er nehme, zu bezeigen,
Hallt es mit seinem dumpfen Echo wieder.
Die Sängrin süßer Lieder,
Wie wenn sein Schmerz sie quälte
Und Mitleid sie beseelte,
Giebt süße Antwort seinen Thränenklagen.
Was nach ihm Nemoroso vorgetragen,
Ihr, Pieriden, möget es verkünden!
Nicht kann, nicht darf ich's wagen,
Die schwache Stimme fühl' ich mir entschwinden.

Nemoroso.

Ihr muntern, klaren und krystallnen Wogen!
Ihr Bäum', in ihrem Spiegel euch betrachtend!
Du grünes Thal, so reich an Schattenkühle!
Ihr Vöglein, hier in Liebesgrame schmachtend!
Du Epheu, der die Bäume rings umzogen,
Die grüne Krone wählend dir zum Ziele!
Mir waren, die ich fühle,
So fremd die bittern Schmerzen,
Daß vormals meinem Herzen
In eurer Einsamkeit nur Freude lachte,
Wo süße Träume mir der Schlummer brachte,
Mit den Gedanken ich Gespräche führte,
Wodurch in mir erwachte
Erinn'rung nur, die froh mein Herz berührte.

Ja, in demselben Thale hier, wo Kümmer
Jetzt meine Seel' erfüllt und bittre Trauer,
Hat Ruhe mich und Freud' und Lust erquicket.
O Glück, hinfällig, eitel, ohne Dauer!
Hier hab' ich oftmals ja, wenn ich vom Schlummer
Erwacht', Elisen neben mir erblicket!
O Schicksal, das so drücket!
O Faden, zart gesponnen,
Den vor der Zeit gewonnen
Zur Beute sich des Todes scharfes Eisen!
Als vielmal angemessner würde preisen
Dies Loos ich meines Lebens müden Tagen,
Das härter noch denn Eisen,
Weil es vermocht, dein Scheiden zu ertragen.

Wo sind sie jetzt, die hellen Augensterne,
Die nachgezogen, wo sie hin auch wenden
Sich mochten, meine Seele wie mit Banden?
Wo ist die zarte, weiße Hand, voll Spenden
Und voll der Siegeszeichen, die so gerne
Das Herz des Liebenden ihr zugestanden?
Wohin, wohin entschwanden
Die Locken, die verachtet,
Als mindern Schatz betrachtet
Das Gold? Wo ist die Brust, die liliengleiche?
Und wo die Säule, die das Dach, das reiche, *)
Mit anmuthvollem Stolze hat getragen?
Ach, Alles ruht — o unheilbare Wunde
Vom Schicksal mir geschlagen! —
Im kalten, öden, harten Erdengrunde.

---

*) Daß in dieser etwas kühnen Metapher unter dem reichen (im Original goldnen) Dache das mit blonden Locken geschmückte Haupt, unter der Säule der Hals zu verstehen sei, bedarf wohl kaum der Erwähnung. Blondes Haar gehört bei den Spaniern zum Ideal der Schönheit.

Wer hätt', Elise, mir gesagt, mein Leben!
Wenn Blumen pflückend, während sanft uns küßte
Der Zephyr, wir im Thal hier gingen Beide,
Daß ich zu weiter Trennung sehn einst müßte
Den trüben, finstern Tag herniederschweben,
Der bitter enden sollte meine Freude?
Zu ew'gem Thränenleide
Bin ich verdammt, zu trüber
Verlassenheit; so über
Mich häuft' des Himmels Hand das Schmerzenswehe.
Und, was das Härteste, gekettet sehe
Ich mich an dies verhaßte, läst'ge Leben;
Vereinsamt ich nun stehe,
Blind, ohne Licht, von Kerkernacht umgeben.

Seit du von uns geschieden, weidet nimmer
Die Herde mehr in Ueberfluß, noch spendet
Die Flur mit voller Hand dem Landmann Segen.
Kein Glück, das nicht verwandelt und gewendet
In Unglück sich. Unkraut erstickt immer
Den Weizen; schlechter Hafer keimt dagegen.
Die Au, sonst allerwegen
Mit Blumen hold sich schmückend,
Die mir, sie nur erblickend,
Gescheuchet tausend Sorgen schnell von hinnen:
Sie läßt von Nesseln jetzt sich überspinnen,
Von Dornen nur und Disteln starrt sie dichte,
Und Wachsthum noch gewinnen
Muß selbst durch meine Thränen dies Gezüchte.

So wie die Schatten wachsen, wenn im Scheiden
Die Sonn', und ist ihr letzter Strahl entschwebet,
Den Erdkreis nun die dunkle Nacht umhüllet,
Die Mutter jener Furcht, die uns durchbebet,
Und jener Schreckgestalt, darin sich kleiden
Die Dinge, so die Finsterniß verhüllet,
Bis daß die Sonn' enthüllet
Der Strahlen schön Gefunkel:
In solcher Nacht voll Dunkel
Bin, seit du schiedest, ich zurückgeblieben,
Von Furcht und Nachtgrau'n bang umhergetrieben,
Bis winken wird der Tod mir, daß ich gehe
Und wieder deines lieben
Verklärten Blickes Sonne strahlen sehe.

Auszug aus der Uebersetzung von F. W. Hoffmann.

Sonett.

O süße Pfänder, mir zur Qual erfunden,
Ja, süß und froh, als Gott es wollte gönnen!
Nicht kann von euch sich die Erinnrung trennen,
Mit der zu meinem Tod ihr seid verbunden.

Wem ahnte wohl, als in vergangen Stunden
Es höchste Wonne mir, euch mein zu nennen,
Daß euer Anblick jemals sollte können
So schmerzlich tief mein Innerstes verwunden?

Da ihr in Einer Stunde ganz zerstöret
Habt all mein Glück, mir nach und nach gespendet:
Auch dem zurückgebliebnen Schmerz nun wehret.

Sonst wähn' ich, daß ihr habt mir zugewendet
Solch' Glück allein, weil ihr zu sehn begehret,
Wie der Erinnrung Qual mein Leben endet.

So lang in eurem Angesichte blühen
Die Farben noch der Lilien und Rosen,
Und eures zücht'gen Auges Blick dem Tosen
Des Sturmes wehrt, die Wolken heißt entfliehen:

So lange jene Locken, die entliehen
Des Goldes Ader, noch, ein Spiel des losen
Und sanften Zephyrs, euch mit art'gem Kosen
Den schönen, schlanken, weißen Hals umziehen:

Brecht ja die süße Frucht euch eures frohen
Und heitern Lenzes, ehe, taub dem Flehen,
Die Zeit das schöne Haupt mit Reif beschütte!

Die Rose welkt, wenn kalte Lüfte wehen;
Der Jahre Flucht wird Allen Wandlung drohen,
Und nicht zu ändern die gewohnte Sitte.

Uebersetzt von F. W. Hoffmann.

Diego Hurtado de Mendoza.

Dem Garcilaso ebenbürtig zur Seite steht Diego Hurtado de Mendoza, der große Staatsmann, der bedeutende Dichter, der gründliche Gelehrte. Mendoza war ein echter Castilianer, stolz und feurig. Er hatte einen kühnen und kräftigen Charakter, einen klaren Kopf, einen unbeugsamen Sinn, und seine Handlungen zeugen von zäher Energie und unantastbarer Zuverlässigkeit.

Im Jahre 1503 zu Granada geboren, entstammte auch er einer der vornehmsten Familien des Königreiches und zählte den Marques von Santillana zu seinen Vorfahren. Sein Vater, ein tapferer Krieger unter Ferdinand dem Katholischen und Statthalter von Granada, war Diego Lopez de Mendoza, Graf von Tendilla und Marques von Mondejar; seine Mutter hieß Donna Francisca Pacheco. Da er von fünf Brüdern der jüngste war, so bestimmten ihn seine Eltern für den geistlichen Stand, und er erhielt eine diesem Beruf angemessene gelehrte Erziehung. Außer den klassischen alten Sprachen zogen ihn vorzugsweise das Hebräische und Arabische, Philosophie, Theologie und die Staatswissen-

schaften an. Er studirte in Salamanca, wo er als Jüngling den Schelmenroman „la vida de Lazarillo de Tormes“ (das Leben des Lazarillo de Tormes) verfaßte. Der kräftigen Sinnesart des Jünglings mußte wohl der geistliche Stand nicht zusagen; denn er nahm Kriegsdienste in der Armee des Kaisers, wohnte der Schlacht von Pavia bei und begleitete Karl nach Frankreich und Italien. Niemals aber drängte der Reiz des wechselvollen Kriegerlebens seine Liebe zu den Wissenschaften in den Hintergrund; im Gegentheil benutzte er eifrig die Muse der Winterquartiere von Bologna, Padua und Rom, um seine Studien fortzusetzen. Er hatte sich in den Besitz von werthvollen griechischen Manuscripten zu setzen gewußt und scheute weder Mühe noch Kosten, um diese Sammlung zu vermehren. Er trat mit griechischen Gelehrten in Verbindung, sandte Reisende nach Thessalien und dem Berge Athos, und da er sich dem Großsultan Soliman zu verpflichten gewußt hatte, erbat er sich von diesem als Gegenleistung eine Sendung griechischer Manuscripte. Nach einigen Schriftstellern soll diese Sendung in einer ganzen Schiffsladung bestanden haben, nach anderen jedoch nur in sechs Kisten mehr oder weniger seltener Schriften.

Karl V. konnte nicht umhin, die hervorragende Begabung Mendoza's zu bemerken. Im Jahre 1538 ernannte er ihn zum kaiserlichen Gesandten in Venedig. Sein Haus wurde hier der Sammelplatz der Dichter und Gelehrten, und im Verkehr mit den Besten seiner Zeit entwickelte sich seine Intelligenz zu vollster und schönster Blüthe. Später schickte ihn Karl mit ausgedehnten Vollmachten zu dem päpstlichen Concil nach Trident, wo er eine ebenso große Beredsamkeit als Klugheit entfaltete und die Interessen seines Monarchen auf das nachdrücklichste und mit günstigem Erfolge vertrat; zu gleicher Zeit bekleidete er das Amt eines Gouverneurs von Siena und verschiedener anderer toskanischer Städte. Siena war ein kleiner Freistaat, der durch Zwistigkeiten seiner Bürger hart bedroht war, die sich zuletzt hülfesuchend an Karl V. wandten. Mit eiserner Strenge verfuhr Mendoza gegen die Rebellen, und so unbeugsam war seine Härte und sein Stolz, daß er sich den leidenschaftlichen Haß der Italiener zuzog und sein Leben jeden Augenblick von Meuchelmördern bedroht sah.

Sechs Jahre herrschte der Dichter mit fast königlicher Gewalt in Italien, besiegte vollständig die französische Partei und ward vom Papst, der ihn zu gleicher Zeit fürchtete und bewunderte, zum Bannerherrn der römischen Kirche ernannt. Endlich aber wurden die Klagen über seine Grausamkeit in Siena so laut, daß Karl V., der, im Begriff ins Kloster zu gehen, Frieden mit der Welt suchte, ihn nach Spanien zurückrief.

Die Gunst des tyrannischen Philipp hat Mendoza nie erwerben können; doch blieb er auch unter dessen Regierung Staatsrath, bis ein seltsames Abenteuer ihm die völlige Ungnade des Monarchen zuzog. Mendoza hatte, selbst dem Greisenalter nahe, es nicht aufgegeben, sich um die Gunst der Frauen zu bemühen, die stets in seinem Leben eine bedeutende Rolle gespielt hatten. In Folge einer Liebesangelegenheit hatte er sich mit einem Cavalier des Hofes, den er für seinen Nebenbuhler hielt, verfeindet; und als er denselben eines Tages im Innern des Palastes traf, entspann sich ein Streit zwischen ihnen, der damit endete, daß der Cavalier den Degen zog. Mendoza schlug ihm die Waffe aus der Hand und soll, nach einigen Schriftstellern, seinen Gegner vom Balkon hinabgestürzt haben. Der in den Förmlichkeiten der Hofetiquette ganz aufgehende König fand durch diesen Vorfall die Würde seiner Majestät tief verletzt und glaubte sehr mild zu handeln, indem er Mendoza aus Madrid verbannte. Der Dichter wählte seine Vaterstadt Granada zu seinem Aufenthalt, und verfaßte daselbst noch mit vierundsechzig Jahren zärtliche Liebeslieder. Doch mag dieser Zeitvertreib wohl nur seine Mußestunden in Anspruch genommen haben; denn wir sehen ihn zu gleicher Zeit eifrig mit dem Sammeln arabischer Manuscripte und der Abfassung seiner Geschichte des Krieges von Granada (von 1568—1570) beschäftigt — eines vorzüglichen Werkes, das ihm den Namen des spanischen Sallust eintrug. Als der König

den Verbannungsbefehl zurücknahm, begab sich Mendoza unverzüglich nach Madrid, wo ihn aber schon nach wenigen Monaten, im April 1575, der Tod ereilte.

Seine Biographen schildern ihn als häßlich von Gesicht, schön von Gestalt und mit einem energischen und stolzen Charakter begabt. Er war niemals vermählt, hinterließ aber einen natürlichen Sohn, der blödsinnig war.

Der Ruhm Mendoza's, unter den spanischen Schriftstellern einer der Ersten zu sein, gründet sich mehr auf seine prosaischen, als auf seine poetischen Werke. Letztere bestehen in Sonetten, Canzonen und Episteln. Dem Geist und Charakter Mendoza's durchaus entsprechend, ist die Sprache in seinen Dichtungen kräftig und hart und jener reinen Anmuth entbehrend, wie wir sie in den Werken seiner Vorgänger bewundert haben. Dies gilt besonders von den Sonetten und Canzonen, deren schwerfällige Formen einen unbeseelten und kühlen Inhalt nicht gerade gefälliger machen.

Vorzüglich dagegen sind die Episteln Mendoza's. Die Vereinigung realistischer und idealer Tendenzen in denselben würde schon an und für sich auf das Wohlthuendste wirken, selbst wenn er es weniger gut verstanden hätte, die edle Form mit horazischem Geist zu durchdringen. Unter den Episteln sind diejenigen, welche einen didaktischen Inhalt haben, als die besten hervorzuheben. Der Geist der ernsten Betrachtung, der sie erfüllt, die kräftige Lebensphilosophie, die sittlichen und moralischen Grundsätze in denselben treten uns im edelsten Schmuck der Poesie entgegen. Der erste Theil der Epistel an Boscan, die wir weiter unten mittheilen, ist fast eine Uebersetzung der Epistel des Horaz an Numicius; im weiteren Verlauf der Dichtung aber, wo Mendoza die Freuden einer friedlichen Häuslichkeit ausmalt, erweist er sich ganz selbstständig. So kräftig, edel und gedankenreich ist diese Epistel, daß sich in ihr der Mangel an musikalischer Schönheit der Sprache kaum sichtbar macht. Wir theilen diese Epistel hier mit.

Epistel an Juan Boscan.

Erstaunen muß der Mensch ob keinem Dinge!
Dies scheinet mir, Boscan, die wahre Weise,
Wie man die Lebensruhe sich erringe.
Des Himmelslaufes abgemessne Kreise,
Der Sterne Heer, des Sonnenballs Bewegung,
Die Zeit, in ew'ger Flucht auf schnellem Gleise,
Sieht Mancher an mit kalter Ueberlegung;
Nicht malt die Furcht ihm falsche Visionen,
Noch fühlt er eine ungewohnte Regung.
Was dünkt dich von der Erd' und ihren Zonen?
Vom weiten Meer, das sich so gütig zeiget
Den Völkern, die in fernen Indien wohnen?
Was sagst von ihm du, der dem Zorn sich beuget
Des stolzen Höflings, sich emporzuschwingen,
Und des Privatmanns Spotte, wenn er steiget?
Vom muth'gen Jüngling, welcher zu vollbringen
Meint Alles, kühnen Wahns, und auszuspähen,
Dem du entsagtest als unzeit'gem Ringen?
Wie soll man nehmen, wie soll man verstehen
Die hohen Dinge, mit was für Geberden
Hinwiederum auf die geringern sehen?
Als bloße Pilger leben wir auf Erden;
Und ist uns gleich ein Räthsel jene Welt,
Denk' ich, daß wir doch für sie passen werden.
Wer ängstlich fürchtet, wer's mit Wünschen hält,
In gleicher Unruh sind sie: Beide schwanken,
Mit Beider Thun ist's übel noch bestellt.
An peinlichen Gefühlen Beide kranken,
Es staunen ob jedwedem Dinge Beide,
Die Furcht verwirret Beiden die Gedanken.
Ob jemand hoffe, zweifle, fürchte, leide,
Es läuft auf Eins hinaus; man muß sich schicken
Auf gleiche Weis' in Trübsal wie in Freude.

Da wir, Sennor Boscan, denn müssen ziehen
All' miteinander hin auf einem Wege,
So mag, wer kann, sich um das Leben mühen.
Wenn dir im Kopf ein scharfer Schmerz wird rege,
Oder dir sonst den Leib sucht zu bekriegen,
Dann halt' dich ein und denk' auf gute Pflege.
Was dir in diesem Streit wird helfen siegen,
Die Tugend ist's, die göttlich reine, hehre,
Die weiß in Zaum zu halten das Vergnügen.
Sie ziehet sicher hin durch menschenleere
Gebirge, scheut nicht gift'ger Pfeile Schnellen
Noch Feuer, das die Rüstung ihr zerstöre,
Zagt nicht, des Kampfs Gefahren sich zu stellen,
Scheut nicht des rauhen, langen Krieges Plagen,
Das tolle Meer nicht mit den wüth'gen Wellen,
Des Himmels Zorn nicht, den erhebt voll Zagen
Beim Donnergraus die Erd' an allen Enden,
Wenn Blitze schmetternd in sie niederschlagen.
Den guten und gerechten Mann verblenden
Nicht einer Kunstübung gewandt Erfassen,
Nicht Gold und Erz, geformt von Meisterhänden,
Nicht der Paläste hochgethürmte Massen,
Woran mehr Reichthum noch als Kunst verwendet,
Und ihre Angeln die Natur verlassen:
Nicht er, der reiche Gaben rings verschwendet,
Deß' Auge schon gebeut dem Weltenrunde,

Und der dem Glück nicht dankt, das ihn bespendet:
Nicht Schmeicheleien, nicht beredte Munde,
Nicht schnelles Sterben oder langes Leben,
Noch schwere Qualen in des Orcus Schlunde.
Mit seinem Loose, wie es Gott gegeben,
Sei gut, sei ziemlich es, lebt er zufrieden,
Zeigt immer Muth, niemals ein zaghaft Leben.
Er fügt sich in die Zeit, wie sie beschieden,
Und weil man Uebeln doch entrinnet nicht,
So neckt er die wohl, die drob unzufrieden.
Parteilos ist er, hält sich selbst Gericht,
Zeigt sicher überall sich, nie betroffen,
Erscheinet jung und alt in gleichem Licht.
Ist innen rein und außen, redet offen,
Wie ihm ums Herz, von seinem Thun und Handeln,
Kargt mit der Furcht und mehr noch mit dem Hoffen.
Wohl steht's in jeder Art mit seinem Wandeln:
Er strebt dahin mit eifrigem Betriebe,
Stets nach Vernunft, aus Vortheil nie, zu handeln.
Doch geht dies nicht so weit, daß er nicht bliebe
Voll Freundlichkeit im Umgang noch und füglich,
Noch zeigt der Welt er, daß er sie nicht liebe.
Er ordnet seine Handlungsweise klüglich,
Hofft nimmer, fürchtet nie, noch steht sein Ringen
Nach dem, was eitel ihm erscheint und trüglich.
Doch nie entzieht er ganz sich diesen Dingen,
Noch mag er sich so sehr der Strenge fügen,
Daß er die Mild' ihr sollt' als Opfer bringen.
Bisweilen läßt er wohl den Willen siegen,
Indem er Süßes zu dem Bittern menget,
Und zugesellt dem Ernste das Vergnügen.
Die möglichst kleinste Bürd' er auf sich hänget,
Sieht Keines Nachtheil, ist bedienstlich Allen,
Thut nichts, das, zu vertheidigen, ihn dränget.
Der Pfade richtigsten erkor zum Wallen,
Wer Alles, was er hat, vernünftig brauchet,
Um nichts sich grämet, noch den Muth läßt fallen.

O würd' ein solches Loos mir doch geboten,
Entfernt von den Verfolgungen der Macht,
Und säh' die Welt mich an als einen Todten!
Sie gäbe dann nicht auf mein Treiben Acht,
So wenig würde meiner sie gedenken,
Als wäre nie zum Dasein ich erwacht.
Mich würd' in des Vergessens Nacht versenken
Des Mittelstandes freundlich holdes Leben,
Und keinen Blick das Gaffervolk mir schenken.
Wie sel'ge Tage würd' ich dann verleben!
Befreit von der Regierung Last und Plagen
Und keinen eitlen Sorgen hingegeben,
Erglüht mein Feuer mir in Wintertagen
Fortwährend hell, und ländlich würde sein,
Doch gut und schmackhaft, was mir aufgetragen.
Nie fehlen würde mir der alte Wein,
Der ihrer Fesseln Füß' und Zung' entbände,
Gemischt mit Wasser, frisch und silberrein.
Und wenn das winterliche Jahr entschwände,
Würd' ich gemächlich meine Heerde hüten,
Auf daß sie fette, süße Milch mir spende.
Ich führte sie zur weiten Au' voll Blüthen,
Um Abends sie zur Hürde heimzuleiten,
Die Ruh' und Sicherheit ihr würde bieten.
Aus hohler Hand würd' ich zu andern Zeiten
Die rauhe Gerst' und goldnen Weizen streuen,
Den Stieren folgend, die bedächtig schreiten.
Gesetze würd' am Abend ich verleihen,
Wie besser sie kein großer König schriebe,
Den müden Pflügern, die am Heerd sich freuen.
Ich hörte sie verhandeln über Liebe,
Vernehmen würd' ich ihre schlichten Reden,
Ob Gunst beglück', ob sie Verschmähn betrübe.
Dem Singen, Scherzen, Urteln eines Jeden,
Dem Zürnen, Dräuen, Pochen hört' ich zu,
Der Eifersucht, den gegenseit'gen Fehden.
Mit Geronimo Augustin kämst du,
— Ihr Herzensfreunde! — daß vergönnt euch wär'
An ihrem Ziel von euren Wünschen Ruh,
Ermüdet von dem städtischen Verkehr,
Voll Leidenschaft und Unruh als Patron
Zu reden dieser, und zu richten der.
Es zög', erheiternd eure Herzen schon,
Mit Dural ein die Freudenlust, die echte,
Die volle Freiheit mit dem Monleon.
Beredet würde dort das Gut' und Schlechte,
Nach seiner Weise Jeglicher da spräche,
Es hörte, wer zu geben nichts vermöchte.
Dem üblen Redner man den Stab nicht bräche;
Ein anderer Cetina kommen müßte,
Bevor Lachkitzel uns Geduld'ge stäche.
O wenn — daß meine Seele doch es wüßte! —
Die mich verfolgt und jetzt sich mir entziehet
Und, mich zu plagen, fühlt ein solch Gelüste,
Von dieser Leidenschaft, die mich durchglühet,
Gerührt, doch sich, statt wilden Zorn zu hegen,
Zur Milde kehrte, die so sehr sie fliehet,
Wenn du doch, o Marfira, wärst zugegen!
Denn seufzen muß ich, wie geseufzt ich — wähle,
Zu kommen oder nicht! — stets deinetwegen.
Laß, der Gefangne fleht, so harte Seele
Nicht ferner in so schönem Busen weben!
Nicht deine edle Gegenwart uns fehle!
Um dich gefällt dies rauhe Dorf mir eben,
Um dich dünkt schön mich das Vergessensein,
Und ruhmlos in der Dunkelheit zu leben.
Du wirst dem heißen Sand der Wüstenei'n,
Du wirst dem eis'gen Schnee in Bergesklüften,
Ja der Zerrüttung Reiz für mich verleihn.
Erlab' dich an der Aue Balsamdüften,
Verhaucht von Blumen, frisch erblühten, schönen,
In ihrer Farbenpracht ein Schmuck der Triften!
Horch auf der Vöglein Lieder, die von jenen
Belaubten Büschen zu dem Ohre schallen,
In hellen jetzt und jetzt in tiefern Tönen!
Sieh diese klaren Fluten murmelnd wallen
In Rieselbächen, deren Lauf oft stören
Die bunten Kiesel, über die sie fallen!
Sieh diese Schatten, die der Sonne wehren
Mit grünen Zweigen, die sich dicht verschlingen,
Die Früchte schaue, die sie uns bescheeren!
Mir ist, Marfir', als wenn wir wirklich gingen
Und Alles sähen, nicht als ob sich weide
Die Phantasie nur an erträumten Dingen.
Sehn wirst, Boscan, du, die ich sehe — beide
Im Geist wir unsre Lieben ja erblicken —
Von dunklem Haar umlockt, in weißem Kleide,
Mit zarten Händchen wird sie für dich pflücken
Die seltnen Trauben und die süßen Früchte,
Womit der Herbst uns freundlich will beglücken.
Wie emsig, mit wie heiterem Gesichte
An's neue Amt sie geht! Wie reizend, siehe,
Und wie mit Lust sie dies Geschäft verrichte!

Wohl sahe Schönheit, die gleich dieser blühe,
Kein Schäfer je, wie auf des Liebchens Wangen,
Zur Milch gemischt, auch Rosenröth' erglühe.
Die grüne Myrthe hält ihr rings umfangen
Die heil'ge Stirne, durch die Blumen schlingen,
Ein herrlich Kunstwerk, sich die goldnen Spangen.
Darüber flattert hin und her, die Schwingen
Vom Weine naß, die Amorschaar, indessen
Die Pfeil' in ihren Köcherchen erklingen.
Mag, wer da will, auf's neu die Spuren messen
Der Großen, denen Reiche sich einst beugten,
Und deren Thaten jetzt vielleicht vergessen!
Nachjag' er dem, was Jene nicht erreichten!
Auf Goldeshaufen schlummernd übernachten
Mag er, den unabläss'ge Sorgen bleichten!
Ich will, Boscan, nach anderm Glück nicht trachten,
Wird mir des Mittelstandes Loos vergönnet;
Nicht Schätze sonst begehr' und kann ich achten.
Wenn, daß ich tapp' im Irrthum hier, erkennet
Dein Auge, heller sehend als ich sehe,
Sei mir das Beßre stracks von dir genennet;
Wo nicht, so zieh' des Weges, den ich gehe.

Uebersetzt von F. W. Hoffmann.

Mendoza, obgleich er durch seine Leistungen die italienische Richtung wesentlich förderte, gehörte nicht unbedingt der neuen Schule an. Vielleicht erkannte er, daß die Nachahmung einer anderen Nation nie zu der höchsten Vollendung der Kunst führt, zu der ein Volk vielmehr nur gelangt, wenn es aus seiner ursprünglichen Poesie schöpft. Er verfaßte Lieder in den kurzen trochäischen Versmaßen, in vierzeiligen und fünfzeiligen Strophen, welche letztere man Quintas oder Quintillas nannte. Diese Gedichte wurden in der Folge viel beliebter als seine italienischen Poesien, und in der That findet sich in einigen derselben eine reizende Verbindung von Gemüthstiefe und poetischer Kraft. Sein feines Kunstgefühl lehrte ihn die altmodischen Witzeleien auf ein erträgliches Maß zu beschränken und die dunkle Phrasenhaftigkeit ganz bei Seite zu lassen. Am wenigsten sind ihm die Liebeslieder gelungen; in seinen scherzhaften Poesien dagegen herrscht Muthwille und kecker Witz, der fast befremdet, wenn man erwägt, daß einer der ersten Staatsmänner ihr Urheber ist. Satirische Gedichte, die Mendoza verfaßte, sind durch die Inquisition dem Druck entzogen worden.

Die prosaischen Werke Mendoza's haben eine dauernde und allgemeine Wirkung in der Geschichte der Literatur hervorgebracht. Mit seinem „Lazarillo de Tormes" eröffnete er die Reihe einer großen Zahl von Schelmenromanen, die bald in Spanien äußerst beliebt wurden und sich von da über ganz Europa verbreiteten. Die Freude an Schelmenstreichen und lustigen Schurkereien ist ein eigenthümlicher Zug im spanischen Charakter. Der gewöhnliche plumpe Verbrecher ist, wie überall, so auch in Spanien tief verachtet; der Missethäter aber, welcher mit Kühnheit List vereinigt, der, wenn er in eine wohlverdiente üble Situation geräth, nicht darin umkommt, sondern sich mit ungetrübter Heiterkeit und frischer Geistesgegenwart zu helfen weiß, ist der Theilnahme jedes Spaniers sicher. Der Held des Schelmenromans darf stehlen, aber er muß es mit Grazie thun. Er darf betrügen, jedoch mit einem Aufwand von Geist. Er darf gottlos, frech und unverschämt sein, aber mit Muth im Herzen und Witz auf der Zunge, und niemals darf ihm ein Gefühl von Ehre ganz abhanden kommen. In jeder spanischen Stadt finden sich Exemplare dieser graziösen Spitzbuben, für die der Spanier ein besonders unübersetzbares Wort hat: „picaro" — eine Bezeichnung, die je nach dem Maß der Schurkerei verschiedene Gradationen zuläßt, wie „picarillo, picaron, picaronaso, picarote." Wollte man „picaro" ins Deutsche übersetzen, so würden kaum ein Dutzend Wörter ausreichen, um den Sinn dieses Ausdrucks zu erschöpfen. Der „picaro" ist ein Schalk, Bandit, Gauner, ein Schelm, Schuft, Schwindler, Spitzbube, Beutelschneider und Glücksritter, Alles in einer Person.

In diesen Romanen, sagt Karl Stahr in einem trefflichen Aufsatz über die Bettler- und Schelmenromane der Spanier, wird die Partei der Bettler und Schelme genommen, und zwar durchgreifend, sachlich, unumwunden. Die unverschämten Streiche derselben werden mit Vorliebe erzählt, und die Erzählung selbst durchzieht eine solche Munterkeit, es weht

uns daraus eine solche Frische entgegen, das Thun und Treiben der Schelme ist mit einer so vollen Berechtigung ausgestattet, ihr Leben und Leiden erweckt ein solches Mitgefühl, kurz die ganze Welt dieser Darstellung scheint, so wie sie ist, so absolut nothwendig, daß man sich veranlaßt fühlt zu wähnen, es müßten diese Bettler und Schelme eigentlich den Normalzustand der Gesellschaft bilden, und es sei im Grunde Schade, wenn sie von den anständigen Leuten in ihrem Leben und Treiben gehindert werden.

Die spanischen Dichter haben durch glücklich erfundene und ganz ausgestaltete Contraste, denen sie Fleisch und Blut geben und die sie mit der vollständigsten Persönlichkeit ausstatten, Wunderbares geleistet. An der Phantasterei in Cervantes' Don Quichote und der Philisterei Sancho's rollt das ganze spanische Leben ab, zeigt sich Bild auf Bild, während der eigentliche Erzählungsstoff selbst wieder eine Durchbildung des Komischen aufzeigt, vom unbefangenen Widerspruch des Naiven an bis zur Tiefe des erschütterndsten Humors. Dafür ist aber der Roman des Cervantes auch das Meisterwerk. Im Lazarillo de Tormes zeigen sich nun auch zwei Gegensätze, an deren Gegenüberstellung das Leben des Volkes gleichsam sich abrollt; es ist eine ähnliche Anlage des Ganzen; aber die Verhältnisse sind viel kleiner, die Entwickelung künstlerisch weit geringer. Gleichwohl ist es nicht ohne Interesse zu entdecken, wie sich die großartige Anlage des Don Quichote nicht bloß hier, sondern auch in anderen Erzeugnissen der Vorperiode spanischer Literatur schon vorgebildet, versucht, angedeutet findet, und es ist nicht ohne Nutzen, auf diesen Umstand diejenigen aufmerksam zu machen, welche in den großen vollendeten Meisterwerken der Literatur noch immer die Schöpfung aus Nichts sehen und die höchste Würdigung dieser Meisterwerke in die falsche Erhabenheit jener jüdischen Weltschöpfungsidee kleiden zu müssen glauben. Lazarillo setzt sich durch cynische Unverschämtheit über alle Hindernisse des Lebens hinweg, und seine natürliche, heitere, biegsame Frechheit bildet einen sehr ergötzlichen Contrast zu der unnatürlichen, feierlichen, stiernackigen Haltung der Castilianer. Er vertritt die Natur und die Wahrheit, freilich in cynisch rücksichtsloser Form; jene vertreten dagegen die Unnatur und Unwahrheit in den ausgebildeten aber hohlen Formen einer lügnerischen Convenienz. In diesem Gewimmel von Figuren, die sich auf der damaligen Lebensbühne der Spanier bewegen, unter diesen tausend Armseligkeiten und Jämmerlichkeiten, in dieser Mischung von Feierlichkeit, Faulheit, Prahlsucht, Verlogenheit und Renommisterei, von Geiz und speculirendem Fanatismus, bewegt sich diese biegsame, in allen Sätteln gerechte cynische Frechheit mit nie versiegender Heiterkeit, und wenn Lazarillo auch einmal fällt, so fällt er wie die Katze stets auf die Vorderfüße. Die plastische Kraft dieser Schilderungen ist gar nicht zu beschreiben, und zwei derselben, die von dem Mönch und die von dem Ablaßkrämer, waren so gewaltig, daß sie von der Kirche ausgemerzt und gerügt wurden, zum Beweis, wie gut sie verstanden worden waren und wie stark sie gewirkt hatten. Und als nun diese Romane überhaupt immer zahlreicher wurden, als die Lust an ihnen immer mehr zunahm, als die Darsteller endlich übertrieben, weil die Leser übertriebene Forderungen an die ganze Gattung stellten, so ward etwa hundert Jahre nach dem Erscheinen des Lazarillo 1663 auf einen Befehl der Inquisition eine scharfe Verfolgung gegen das ganze Genre angestellt. Ein Theil ward vernichtet, ein anderer überarbeitet, während der Lazarillo wegen der Berühmtheit seines Verfassers noch so durchschlüpfte, doch nicht ohne starke Verstümmelungen erfahren zu haben.

Wenn wir uns den Druck der Inquisition vergegenwärtigen, die jede freie Meinungsäußerung darniederhielt, so ist die Bedeutung der cynischen Reaction gegen den Zwang und die Unfreiheit in dem Schelmenroman leicht zu fassen. Wenn das Leben in Staat, Kirche, Gesellschaft und Sitte durch unnatürliche Bande eingeschnürt ist, so tritt in der That ein Zustand ein, in welchem es den Anschein hat, als wären nur noch die Bettler und die Schelme frei. Und frei ist dann ein Jeder, der sich ihnen zugesellt. Wenn ich aufhören will, mich in der Bahn der Sitte zu bewegen, wenn ich durch Arbeit in meinem Sinn

und Willen mich nicht mehr mitbetheiligen kann an der Erreichung vernünftiger Zwecke, wenn ich heraustreten will aus dem Gebiet der Interessen, welche das Leben lebenswerth machen und mich und die Meinen fördern, wenn ich, das letzte Brett der Rücksichten für Andere mit dem Fuße zurückstoßend, ein Bettler und ein Schelm werden will — nun denn! so bin ich in gewisser Hinsicht frei. Ich liege in der Sonne, und des Cynikers Diogenes Tonne wirft ihren Schatten über mich, und ich rufe dann allen mir in Staat und Gesellschaft widerwärtigen Existenzen zu: geht mir aus dem Wege! Wehe alsdann demjenigen, der sich mit mir einläßt, er wird rücksichtslos verhöhnt und entfernt sich schnell, um dem Hohngelächter der umstehenden Menge zu entfliehen. So verfahren die Schelme in diesen Romanen. An dieser ihrer heiteren Willensäußerung, an ihrer lustigen Frechheit und List, durch welche sie sich an der ihnen überall in den Weg tretenden Unnatur erfolgreich rächen, haben die Spanier jener Zeit ein ebenso großes Wohlgefallen gehabt, als die Deutschen an den Schelmereien des Till Eulenspiegel und an anderen Erzeugnissen jener Literatur, die auch bei uns die Schelmen- und die Grobiansliteratur heißt, letztere ein durchaus echt nationales Product. Denn auch hier schwingt die grobe Ungeschlachtheit des Volksverkehrs lustig die Geißel gegen eine geschraubte Convenienz, auch hier tritt Mutterwitz und gesunder Menschenverstand, sich hinter Dummheit und Grobheit versteckend, der pedantisch-geistlosen Schulgelehrsamkeit der Theologen und Philosophen siegreich entgegen.

Freilich haben die Bettler- und Schelmenromane in ihrer Reaction gegen Zwang und Unfreiheit das Maß überschritten und entsprechen insofern einer der wesentlichen Anforderungen, die man an ein Kunstwerk stellt, nicht. Dieses Maß konnten sie nicht innehalten, weil ein solches überhaupt nicht in dem Wesen der Reaction liegt. Mäßigung kann nach Niebuhr's schönem Ausdruck erst nach errungenem Siege eintreten, und diesen Sieg haben sie nicht errungen, aber ihn theilweise für eine ferne Zukunft ermöglicht und vorbereitet.

Der Held von Mendoza's Roman ist ein Betteljunge, in einer Mühle an dem Flusse Tormes bei Salamanca geboren. Seine Mutter, ein gemeines Weib, verschafft ihm die niedrigste und verachtetste aller Beschäftigungen, indem sie ihn zum Führer eines blinden Bettlers macht. In der Schule dieses widerwärtigen Alten übt sich der kleine Lazarillo in der Ausführung frecher Streiche und geht als Meister daraus hervor. Nachdem er sich für die empörenden Mißhandlungen des Bettlers an diesem gerächt, verläßt er ihn und dient der Reihe nach einem geizigen Bettelpriester, einem hochmüthigen aber blutarmen castilianischen Edelmann, einem Mönch, einem Ablaßkrämer, einem Caplan und einem Polizeibeamten; und das Werk endigt, eigentlich ohne Schluß, mit der Verheirathung Lazarillo's, die nicht unter allzu ehrbaren Umständen geschlossen wird. Einige von Karl Stahr übersetzte Stellen des Werkes mögen die Art der Darstellung Mendoza's veranschaulichen.

---

1) Aus der Schule: Geburt, Erziehung, erste Schicksale.

Lazarillo erzählt: „Ew. Gnaden mögen wissen, daß ich Lazaro de Tormes heiße. Mein Vater hieß Gonzalez und meine Mutter Antonia Perez. Beide waren in Tejares, einem Flecken nicht weit von Salamanca, ansässig. Ich ward an dem Ufer des Flusses Tormes geboren, und daher rührt, so viel ich weiß, mein Zuname. Mein Vater (Gott habe ihn selig!) führte da die Aufsicht über eine Wassermühle, die hart an dem Ufer des Stromes liegt. Hier ward meine Mutter von meiner Geburt überrascht, so daß ich beinahe im Strom zur Welt gekommen, und ein Kind der flüchtigen Welle geworden wäre. Als ich ein Junge von acht Jahren war, zog man meinen Vater zur Verantwortung wegen einiger etwas zu reichlicher Aderlässe, die er an den Säcken seiner Mahlkunden gemacht haben sollte. Man zog ihn ein, er gestand, und mußte sich die vom Gericht erkannte Strafe gefallen lassen. Ich hoffe, daß er jetzt in der Glorie sein wird, da er sich Freunde genug mit seinem ungerechten Mammon gemacht hat. Er machte darauf einen Zug gegen die Mauren mit und beschloß als treuer Schildknappe und Maulthierführer seines Herrn

sein Leben auf dem Felde der Ehre. Meine Mutter, die nun Witwe und ohne Anhalt in der Welt war, beschloß sich an gute Leute anzulehnen und zog darum in die Stadt. Hier miethete sie eine kleine Wohnung und ernährte sich dadurch, daß sie für einige Studenten einen Mittagstisch einrichtete und für die Stallknechte des Comthurs vom Magdalenenstift die Wäsche wusch. Da sie nun häufig in den Pferdeställen verkehrte, so lernte sie einen Morisken kennen, der ebenfalls im Stalldienst bei dem Comthur war. Der Mann kam nun etliche Male in unser Haus und ging des Morgens früh wieder weg. Zuweilen kam er auch am lichten Tage unter dem Vorwand Eier zu kaufen. Anfangs mißfiel mir sein Wesen, seine Gestalt und seine Farbe. Als ich aber sah, daß mit seinem Kommen und Gehen unser Tisch besser ward, ward ich ihm gut; denn er brachte Brot ins Haus, und Fleischreste, und Brennholz im Winter, daß wir uns wärmen konnten. Und als nun die Posada und die Conversation so andauerten,*) kam meine Mutter eines Tages mit einem allerliebsten kleinen Negerknaben nieder, den ich auf meinen Armen tanzen und springen ließ. Als der Kleine nun an mir und meiner Mutter die weiße, an meinem Stiefvater die schwarze Farbe gewahr ward, so fürchtete er sich vor ihm und flüchtete zu meiner Mutter und zu mir und hieß jenen cóco, die Vogelscheuche, und der Vater dafür gab ihm lachend Bastard (hideputa) zurück. So jung ich war, so prägte sich mir das ein, und ich dachte bei mir: wie viele Menschen fliehen in dieser Welt vor der Häßlichkeit der andern, weil sie sich selbst nicht sehen!

Nun wollte es das Geschick, daß der Umgang, den Zayd (so hieß mein Stiefvater) mit meiner Mutter pflog, zu den Ohren des Mayordomo kam. Man stellte sogleich eine Untersuchung an und fand, daß Zayd die Hälfte des für die Pferde bestimmten Häckerlings gestohlen hatte. Auch fehlten einige von den Kämmen und Striegeln, desgleichen von den Fries- und Schweißdecken der Thiere. Kurz, es fehlte allerlei. Denn wenn es nichts anderes gab, so löste Zayd den Pferden die Hufeisen ab, verkaufte sie als altes Eisen und unterhielt mit dem Erlös meine Mutter, mich und meinen kleinen Bruder. (Wir wollen uns nicht mehr wundern, daß ein Geistlicher die Armen und ein Ordensbruder sein Haus bestiehlt, der eine, um seinem Lieblingsbeichtkinde gefällig zu sein, der andere, um seinem Mitbruder aufzuhelfen, wenn einen armen Sklaven die Liebe dazu treiben konnte.) Mein armer Stiefvater wurde gepeitscht und mit siedendem Fett begossen, und meine Mutter bekam die Sentenz, das Haus des Comthurs bis zu ihrem Tode und ein Jahr darüber hinaus zu meiden, und den Zayd nicht in das ihrige aufzunehmen. Um den Strick nicht dem Kessel nachzuwerfen,**) gab meine Mutter jede Appellation auf, bediente die Leute, die damals in dem Hause Solana***) wohnten, als Magd, bis mein Bruder gehen gelernt hatte, und ich zu einem Jungen herangewachsen war, den man nach Wein und Lichtern und nach anderen Dingen ausschicken konnte.

Um diese Zeit kam ein Blinder in die Posada, und da es diesem schien, als könnte er mich zum Führer gebrauchen, so bat er sich meine Person von meiner Mutter aus. Diese empfahl mich ihm kräftig, und sagte, ich sei guter Leute Kind, mein Vater sei in einer Schlacht in Flandern gefallen, und sie lebe des Trostes, ich würde eben so brav werden wie mein Vater. Darauf bat sie den Blinden, mich gut zu behandeln, denn ich sei eine Waise. Das versprach der Alte und versicherte, er würde mich nicht wie seinen Diener, sondern wie seinen Sohn halten, und so trat ich den Dienst an. Nach einigen Tagen Aufenthalts in Salamanca fand er, daß wir hier schlechte Geschäfte machten, und so beschloß er, den Ort zu verlassen. Beim Abschied sah ich noch einmal meine Mutter. Wir weinten Beide, dann gab sie mir ihren Segen und sprach: Lieber Sohn, ich werde dich nicht wiedersehen; suche durch die Welt zu kommen, wie Gott dich führen wird. Ich habe dir eine Erziehung gegeben und einen Herrn verschafft, im weiteren hilf dir selbst. Hierauf ging ich zu meinem Herrn, der schon meiner wartend vor der Thüre stand.

So ging's denn zum Thor von Salamanca hinaus, und als wir auf der Strombrücke an die Stelle kamen, wo ein großes Steinbild, einen Stier vorstellend, ausgehauen ist, sagte mein Herr zu mir: Lazaro, tritt dicht herzu und lege dein Ohr daran, dann wirst du im Bauche des Stiers ein deutliches Brummen vernehmen. Ich that in meiner Einfalt, wie mir befohlen war, und als er abgenommen, daß ich den Kopf dicht an den Stein gelegt hatte, so reckte er den Arm aus und stieß mit einem vollen kräftigen Ruck zu, so daß ich glaubte, mein Kopf müßte wie von einem Hornstoß zersprungen sein. Dummkopf! sagte mein Herr, lerne vor allen Dingen, daß der Führer eines Blinden einen vollen Gran Witz mehr haben muß, als der Teufel selbst, und lachte herzlich über den Spaß.

Jetzt schien es mir, als erwachte ich plötzlich aus dem Schlafe der Einfalt, den ich so lange geschlafen, und sprach bei mir: Mein Herr hat Recht, ich muß mir die Augen klären und muß für mich denken und schaffen, denn ich stehe allein. Wir gingen darauf unseres Weges weiter, und unterwegs lehrte mich mein Herr die Diebessprache (jerigonza). Als er meine guten Fortschritte bemerkte, freute er sich und sprach: Ich kann dir weder Gold noch Silber geben, aber Lebens- und Weisheitsregeln die Fülle. Und das war auch wirklich der Fall; denn dieser Blinde hat meinen Blick für die Ueberwindung der Schwierigkeiten auf meiner Lebensbahn wesentlich geschärft.

---

*) Uneigentlich, und aus dem Wirthshausleben der damaligen Zeit zu verstehen.

**) Echar la soga tras el caldero, den Strick dem (verloren gegangenen) Wassereimer nachwerfen, d. i. Alles mit einem Male verloren geben.

***) Name der Posada.

Ich will nun recht eigentlich auf meinen Blinden kommen, und da müssen Ew. Gnaden wissen, daß, seitdem der liebe Gott die Welt erschaffen, er kein pfiffigeres und scharfsinnigeres Wesen hervorgebracht hat als ihn. In seinem Berufsgeschäfte war er ein Adler. Er wußte über hundert Gebete auswendig und drüber, und sagte sie in einem gesetzten, tiefen und so sonoren Tone her, daß die Kirche davon wiederhallte, auch verstand er es, ein demüthiges und frommes Gesicht zu machen, übertrieb darin niemals, hielt sich auch fern von schielender Verzuckung der Augen und von anderen unzweckmäßigen Gesten seiner Concurrenten. Außerdem war er im Besitz von tausend anderen Formen und Weisen, Geld zu verdienen. Er kannte eine Menge frommer Sprüche und Reden für den Zweck der verschiedensten Wirkungen, für Frauen, die keine Kinder bekamen, für Frauen, die in gesegneten Umständen waren, für Frauen in schlechter Ehe, die von ihren Männern geliebt sein wollten. Er prognosticirte, ob das zu erwartende Kind ein Junge oder ein Mädchen sein würde, und in Sachen der Medicin war er ein Galenus. Für's Zahnen waren seine Mittel einzig, desgleichen für Muttermäler, Ohnmachten und Migräne. Kurz, Niemand klagte ihm: an dem und dem Uebel leide ich, dem er nicht sofort verordnete: thut dies und das, kocht jenen Saft, grabt zu gewisser Stunde die und die Wurzel aus u. s. f. Damit lief alle Welt natürlich hinter ihm her, und die Weiber rissen sich um ihn und glaubten Alles, was er sagte. Mit diesen Künsten erarbeitete er sich große Vortheile und gewann mehr in einem Monat, als andere blinde Bettler in einem Jahre. Trotzdem nun, daß er soviel erwarb, gab es doch keinen geizigeren und filzigeren Knauser in der Welt, und wenn ich mir mit meiner Behendigkeit und gewissen Handgriffen nicht geholfen hätte, so hätte ich Hungers sterben müssen. So aber wußte ich seine Pfiffigkeit zu contreminiren, und das war mein Glück. Er hatte das Brot und die anderen Sachen in einem leinenen Brotsack, der an der Oeffnung durch einen eisernen Ring mit Vorlegeschloß und Schlüssel verschlossen wurde. Wenn er nun die Sachen hineinlegte und herausholte, so war er von einer Wachsamkeit und Rechnungsgabe, daß die ganze Welt nicht im Stande gewesen wäre, ihn um ein Krümchen zu bringen. Die Armseligkeit, die er mir daraus gab, war in zwei Bissen abgethan; aber während er das Vorlegeschloß zumachte, sorglos war und mich mit anderen Dingen beschäftigt wähnte, ließ ich vermittelst einer kleinen Naht am Beutel, die ich auftrennte und wieder zunähte, dem geizigen Beutel zur Ader, und zog nun die Sachen nicht nach der Zweibissentaxe, sondern geröstete Speckschnitten und lange Würste hervor. Alles, was ich nur irgend wegschnappen und wegpfeifen*) konnte, trug ich in halben Maravedi bei mir, und kaum hatte der mitleidige Geber für ein hergesagtes Gebet die Hand ausgestreckt, so schleuderte ich den ganzen Maravedo desselben in meinen Mund und ließ in demselben Augenblick den halben dem Blinden in die Hand gleiten, und dies mit einer so behenden und hurtigen Volte, daß mein Herr, so schnell er auch die Hand ausstreckte, dies einträgliche Wechselgeschäft nicht zu verhindern vermochte. Zwar merkte er es am Gefühl, daß es nur halbe Maravedistücke waren, und sagte verdrossen: Seitdem du bei mir bist, giebt man mir immer nur halbe Maravedi, während früher kein Mensch mich damit zu bezahlen pflegte: das Unglück muß an dir liegen. Er kürzte deshalb die Gebete um die Hälfte ab.

Wenn wir aßen, hatte er einen kleinen Krug mit Wein neben sich stehen. Diesen nahm ich denn zuerst wohl hurtig weg und gab ihm ein paar verstohlne Küsse und stellte ihn dann an seinen Ort; aber das half mir wenig. Denn er merkte an den Schlückchen das Fehlende und trennte sich nun, um seinen Wein zu hüten, niemals mehr von dem Kruge, sondern hielt ihn immer beim Deckel. Aber kein Magnetstein der Welt zog so an sich, wie ich es verstand mit einem großen Strohhalme, den ich in die Oeffnung des Kruges senkte, die Flüssigkeit herauf zu pumpen und herauf zu saugen, woran ich eine herzinnige Freude hatte. Mein listiger Verräther**) von Herr merkte es. Er änderte deshalb seine Disposition, nahm den Krug zwischen die Beine und deckte ihn oben mit der Hand zu. Da ich nun für den Wein geschaffen war, so starb ich bald darum, und da das Stückchen mit dem Strohhalm nichts mehr verschlug, so machte ich mit einem Pfriemen in den Boden des Kruges leise und geduldig ein ganz kleines Loch und klebte dasselbe mit einem Törtchen Wachs zu.

Zur Essenszeit nun stellte ich mich, als ob mir frostig zu Muthe wäre, und kroch zusammenschaudernd unter seine Beine und wärmte mich an dem ärmlichen Feuerchen, das wir anzünden konnten. Weil nun von demselben das dünne Wachstörtchen bald schmolz, so fing das Weinquellchen sachte an in meinen Mund zu rinnen, den ich so anlegte, daß auch kein Tröpfchen vorbeiging. Wenn nun mein Herr sich zum Trinken rüstete, so fand er nichts, wünschte Krug und Wein zum Teufel und wußte sich das Verschwinden des letzteren nicht zu erklären. Ihr werdet nicht sagen, Onkel, versetzte ich, daß ich ihn verschwinden lasse, da ihr den Krug nicht aus den Händen gebt. Da betastete und prüfte er das Gefäß von allen Seiten, bis er das Quellchen fand und auf den Possen kam. Aber er that als merkte er nichts, und als ich am folgenden Tage den Krug wieder rinnen ließ, an kein Unheil dachte, und wieder in meiner Stellung und das Gesicht dem Himmel zugekehrt, die Beine ausgestreckt mit halb geschlossenen Augen die süßen Tropfen in meinen

*) Gebildet von sisa. Unterschlagung einiges Geldes beim Einkauf von Lebensmitteln durch die Dienstboten. Daher sisar, sich Schwänzelpfennige machen.

**) traidor. Nach einer südländisch mittelalterlichen Bezeichnung heißt jeder so, der listig übervortheilt, heimlich Schaden anrichtet.

Mund rinnen ließ — da erkannte der Verräther, die Stunde der Rache sei gekommen, und mit beiden Händen den Krug ergreifend, stieß er mir das süße und bittere Gefäß mit voller Kraft nachdrängend ins Gesicht, so daß ich meinte, das ganze Weltgebäude sei auf mich herabgestürzt. Ich lag einige Zeit betäubt da, mein Gesicht war von den Splittern des Kruges zerrissen, ein paar Zähne waren eingestoßen, ohne die ich mich noch heute behelfen muß. Von diesem Augenblick an haßte ich den Blinden, obgleich er mich besser behandelte, meine Wunden heilte und sie mit Wein wusch, wobei er sagte: Lazaro, dasselbe, was dich krank gemacht, giebt dir jetzt die Gesundheit wieder, — nebst anderen Späßen, die nicht sehr nach meinem Geschmack waren. Meine Wunden heilten bald, die Striemen und blauen Flecken verschwanden; aber es fiel mir doch aufs Herz, daß mit noch ein paar ähnlichen Stößen dieser Art der grausame Blinde sich meiner einmal gründlich entledigen könnte, und daher beschloß ich nun, mich seiner zuerst zu entledigen; aber ich beeilte mich nicht, ich wollte die Sache ohne allen Schaden für mich und nach meines Herzens Lust abmachen.

Hätte ich auch meinen Frieden mit ihm machen und ihm die Geschichte mit dem Kruge verzeihen wollen, so ließ doch die schlechte Behandlung, die mir von ihm wieder zu Theil ward, keine Versöhnlichkeit aufkommen. Er schlug mich ohne allen Grund, und der Kopfnüsse und des Haarzausens war kein Ende. Und wenn ihn Jemand fragte, warum er mich so schlecht behandele, so erzählte er die Geschichte mit dem Kruge und sagte: Glaubt ihr, daß dieser Junge unschuldig ist, und daß der Teufel selbst ein solches Stück erfinden könnte? Dann bekreuzigten sich die Leute und sagten: Wer vermöchte in dem kleinen Bengel solche Grundschlechtigkeit zu erkennen! Sie lachten über das Kunststück und riefen: Haut ihn, haut ihn, Gott wird es euch lohnen. Je mehr er dies nun that, desto schlechtere Wege führte ich ihn, um ihm Ungemach und Schaden anzuthun. Lagen irgendwo Steine, so ging es dadurch; gab es Koth, so mußte er durch den tiefsten, und obgleich ich auch nicht trocken blieb, so befriedigte ich doch in etwas meine Rache. Dabei bearbeitete er aus Aerger meinen Hinterkopf mit seinem Stock, daß er ganz voll von Beulen und vom Zausen kahl ward. Und wenn ich auch schwur, daß ich ihn nicht mit Absicht die schlechten Wege führte, weil es keine besseren gäbe, so glaubte er mir nicht; dazu war der Verstand des Verräthers zu hell. Ich will davon ein artiges Beispiel erzählen.

Wir kamen nämlich bald darauf an einen Ort, der Almarox heißt, zu der Zeit, da man die Weinlese hielt. Ein Winzer gab ihm einen großen Zweig Weintrauben zum Almosen. Die Trauben waren sehr reif, und man konnte sie nicht mehr gut abbeeren und in den Sack stecken, da sie dann zu Most geworden wären. Da er nun nicht anders konnte, so wollte er mir auch einmal ein Banket bereiten zur Entschädigung für die vielen Püffe und Kniestöße, die er mir in diesen Tagen versetzt hatte. Lazaro, sagte er, wir wollen uns hier auf den steinernen Brunnenrand setzen und den Weintraubenzweig abessen, und du sollst dich daran zu gleichen Theilen betheiligen. Getheilt aber muß sein; darum machen wir die Sache so: ich lange das eine Mal zu und du das andere Mal; du versprichst mir aber, jedes Mal nicht mehr als eine Beere zu nehmen. So setzen wir das Ding fort, bis wir fertig sind, und auf diese Weise fällt jeder Betrug fort. Nachdem die Uebereinkunft getroffen, gingen wir los; aber schon beim zweiten Griff änderte der Verräther seinen Plan und pflückte zu zwei und zwei Beeren, da er erwog, daß ich natürlich dasselbe thun würde. Da er nun den Pact gebrochen hatte, so ging ich mit ihm nun auch nicht mehr al pari, sondern that noch mehr und nahm zu drei und drei und so viel ich nehmen konnte. Als der Zweig abgegessen war, hielt er den Stumpf ein Weilchen in der Hand, schüttelte den Kopf, und sprach: Lazaro, du hast mich betrogen. Ich schwöre zu Gott, du hast zu drei und drei gegessen. Nein! rief ich, ich habe nicht so gegessen; weshalb argwöhnt Ihr das? Da sprach er und traf in großer Weisheit das Richtige: Willst du wissen, woraus ich sehe, daß du zu drei und drei gegessen? Daraus, daß ich zu zwei und zwei aß und du dazu schwiegst.“ —

Ich übergehe die folgenden Mittheilungen, um zum Schlusse dieses Einleitungscapitels zu kommen. Nach vielen grausamen Mißhandlungen beschließt Lazarillo endlich, es zum Bruch kommen zu lassen. Er fühlt sich gewitzigt genug, sich nunmehr auf seine eigenen Füße zu stellen. Die Vorschulzeit ist zu Ende. Alle Weichheit der Seele ist abgethan, alles Gemüth in dem Knaben todtgeschlagen, und ausgerüstet mit hartgesottner Rücksichtslosigkeit und gewappnet mit Ausdauer, List und Verschlagenheit, um den Mühseligkeiten eines vielfach verkehrten Lebens zu begegnen, tritt der Held nun selbstständig die Wanderung durch das Leben an. Vorher beschließt er, sich an seinem Herrn zu rächen. Dieser Abschied und diese Rache lauten nun so:

„Es begab sich nun am andern Morgen, daß wir in der Stadt Escalona herumgingen, Almosen zu betteln, und zufällig hatte es die Nacht zuvor stark geregnet. Da nun den Tag darauf der Regen auch nicht nachließ, so ging der Blinde unter einem Pfeilergang betend auf und ab. Dort fanden wir Schutz vor dem Regen und bösen Wetter. Der Abend dunkelte herein, es war in den Straßen trüb und schmutzig, der Wind fuhr pfeifend durch die Arkaden, der Regen wollte nicht nachlassen. Da sprach er: Das ist hier eine verteufelte Nässe, und es wird je dunkler, je nässer. Wir wollen uns bei Zeiten nach der Posada begeben. Wir hatten, um dahin zu gelangen, einen Bach zu überschreiten, der von dem gefallenen Regen stark angeschwollen war. Da sprach ich zu ihm: Onkel, der Bach ist sehr breit geworden; aber ich sehe eine Stelle, an der wir bequem hinüber kommen können, ohne uns naß zu machen; denn an der Stelle ist er sehr schmal, und wenn wir einen Sprung thun, so kommen wir trockenen Fußes hinüber. Der Rath schien ihm gut, und er sprach: Du bist ein gescheidter Junge, und ich liebe dich darum. Führe mich gleich

hin zu der Stelle, wo der Bach sich verengt; denn jetzt ist es Winter, das Wasser fühlt sich schlecht an, und nasse Füße sind jetzt sehr verderblich. Als ich sah, daß mein Anschlag sich nach Wunsch gestaltete, führte ich ihn aus den Arkaden heraus, dann gingen wir ein Streckchen, und dann postirte ich ihn einem steinernen Pfeiler gegenüber, der auf dem Platze stand, auf welchen Pfeiler sich hier, wie an anderen Orten, die vorspringenden Theile der Wohngebäude stützten, und sprach: Onkel, hier ist die schmalste Stelle des Baches. Dabei rauschte der Regen noch immer hernieder, dicht wie eine Wand, und der Bettler ward naß. Und das unruhige Wesen, in das er gerieth, um bald aus dem Regen herauszukommen, und vorzüglich der Umstand, daß Gott ihm jetzt den Verstand etwas abseiten kommen ließ, war die Ursache, daß ich nun endlich Rache nehmen konnte. Ich stellte ihn daher gerade der Stirn des Pfeilers gegenüber, that dann meinen Sprung in aller Sicherheit und stellte mich hinter den steinernen Pfeiler, wie Jemand, der sich vor dem Hornstoß des Stiers deckt, und rief: sus! Nun springt mit voller Kraft, damit Ihr auch wirklich über das Wasser kommt. Kaum hatte ich diese Worte gesprochen, als sich der Elende wie ein Bock aufbäumte, des stärkeren Ansatzes wegen ein paar Schritte rückwärts nahm und dann mit dem Kopfe gegen den Pfeiler flog, der davon so erklang, als wenn eine große Kürbisflasche dagegen gestoßen würde, und mit klaffendem Schädel halb todt auf den Rücken fiel. Wie! rief ich, ihr habt so Manches in eurem Leben gerochen und den Pfeiler nicht? Jetzt riecht ihn! Ich überließ ihn darauf den Leuten, die sich schnell zusammenfanden, machte mich im scharfen Trott, auf die Behendigkeit meiner Füße bauend, zum Stadtthore hinaus und erreichte noch, ehe es dunkel ward, Torrejos. Ich erfuhr nicht, was aus meinem Herrn geworden, hatte auch kein Verlangen, es zu erfahren."

Soweit das Capitel der Vorschule. Es ist angemessen, demselben ein zweites, sehr bezeichnendes aus dem Leben folgen zu lassen.

2) Aus dem Leben: Lazaro im Dienste eines Cavaliers.*)

— — „Auf diese Weise sah ich mich genöthigt, Stärke aus meiner Schwäche zu entnehmen**), und kam mit Hülfe guter Leute nach der berühmten Stadt Toledo, wo mit Gottes Hülfe nach vierzehn Tagen meine Wunde zuheilte. So lange ich krank war, bekam ich immer hier und dort ein Almosen, aber als ich wieder gesund geworden, sagten mir Alle: Du bist ein Taugenichts, ein Tagedieb! Geh und tritt bei einem Herrn in Dienst! Ach, sprach ich bei mir, wo soll ich den finden, wenn ihn nicht der liebe Gott, da er die Welt schuf, eigens für mich bestellte?

Unter diesen Gedanken wanderte ich von Thür zu Thür, ohne mir wesentlich zu nützen (denn das Erbarmen ist längst zum Himmel entwichen), als mich Gott mit einem Edelmann zusammenführte, der auf der Straße einherging, in anständiger Kleidung, mit geordnetem Haar, Gang und Behaben durchaus in Ordnung. Er sah mich an und ich ihn, und er sprach: Bursch, suchst du einen Herrn? Ich antwortete: Ja, gnädiger Herr! Nun dann, erwiderte er, so tritt hinter mich. Gott hat dir die Gnade erwiesen, dich mit mir zusammen zu bringen; du hast heute irgend ein gutes Gebet gebetet. Ich folgte ihm und pries in meinem Herzen Gott, sowohl wegen dessen, was ich hörte, als auch weil er mir nach Kleidung und Benehmen der Mann zu sein schien, dessen ich bedurfte. Es war um die Morgenzeit, daß ich mit diesem dritten Herrn zusammentraf, und ich mußte ihn durch einen großen Theil der Stadt begleiten. Wir gingen über die Plätze, wo man Brot und andere Vorräthe verkauft. Da dachte und wünschte ich, er würde mir irgend etwas von dem, was hier verkauft wird, zu tragen geben; denn es war gerade Mittagsstunde, also die Zeit, da man sich mit dem Nöthigen zu versehen pflegt; aber er ging ziemlich hastigen Schrittes vor allen Sachen vorüber. Vielleicht sagt ihm hier nichts zu, dachte ich, wir werden unsere Einkäufe wohl in einem anderen Stadtviertel machen. So gingen wir denn weiter. Als die Glocke elf schlug, trat er in die große Kathedrale. Ich folgte ihm und sah, wie er andächtig Messe hörte und den weiteren Verrichtungen beiwohnte, bis Alles zu Ende war und die Leute die Kirche verließen. Wir traten dann auch hinaus und gingen eiligen Schritts eine Straße hinab. Ich war seelenvergnügt, zu bemerken, daß wir uns gar nicht damit abgegeben hatten, eine Mahlzeit zu schaffen, und erwog sofort, mein neuer Herr müsse ein Mann sein, der sich im Ganzen und Großen eingerichtet hätte; das Essen würde bei dem wohl zur rechten Zeit auf der Tafel stehen, und zwar ein solches, wie ich es wünschte, und wie ich es auch wirklich nöthig hatte. Darüber schlug es Eins; wir langten bei einem Hause an, vor dem mein Herr stillstand, und ich desgleichen. Er schlug das eine Ende seines Mantels über die linke Schulter, zog einen Schlüssel aus dem Aermel, öffnete die Thür, und wir traten ein. Der Eingang war dunkel und traurig und ganz angethan, um Furcht zu machen; aber im Innern befand sich ein kleiner Hof und einige anständige Zimmer. Als wir eingetreten, legte er den Mantel ab, und nachdem er mich befragt, ob ich reine Hände habe, schüttelten wir ihn und legten ihn zusammen. Es blies dann sehr sorg-

*) Escudero, fr. escuyer von scutarius ist eigentlich Schildträger, im Besonderen der Schild- und Wappenträger des Königs, dann überhaupt ein Edelmann.

**) Eine anmuthige, in Spanien beliebte Redeweise sacar fuerzas de flaqueza, Stärke aus seiner Schwäche nehmen, d. i. sich seine Schwäche nicht merken lassen.

fältig den Staub von einer in der Nähe stehenden steinernen Bank ab und legte ihn darauf. Danach setzte er sich auf das andere Ende derselben und fragte mich sehr ausführlich, woher ich wäre und wie ich in diese Stadt gekommen. Ich gab darüber Auskunft, und ausführlicher, als ich wünschte; denn es schien mir die Stunde mehr dazu geeignet, den Tisch anzurichten und die Suppe in den Napf zu gießen, als auf seine Fragen einzugehen. Indessen that ich ihm in Betreff meiner Person Genüge und half mir mit Lügen, so gut ich konnte. Ich erwähnte meine guten Seiten und verschwieg den Rest, auf welchen einzugehen ich innerhalb dieser vier Wände keine Neigung spürte. Als es damit vorbei war, blieb es eine Weile still, und hierin sah ich sofort ein böses Zeichen. Es war auch schon zwei Uhr, und ich verspürte bei ihm noch keinen Hauch zum Essen, so wenig als bei einem Todten. Dabei fiel es mir aufs Herz, daß er die Hausthür mit dem Schlüssel abgeschlossen, und daß man weder über uns noch unter uns im Hause Tritte eines lebenden Wesens vernahm. Alles, was ich sah, war Wände, Decke, Fußboden. Im Zimmer war kein Stuhl, kein Klotz, nicht Tisch noch Bank, nichts, gar nichts. Das Haus schien wie verhext.

Plötzlich fragte er: Bursch, hast du gespeist? Nein, Herr, entgegnete ich, auch war es kaum acht Uhr, da ich mit Ew. Gnaden zusammentraf. Ich habe, sagte er, in der Morgenstunde gefrühstückt, und wenn ich in dieser Zeit etwas zu mir nehme, so kann ich bis zur Nacht nichts mehr genießen. Du kannst daher nach Belieben ausgehen. Wir werden darauf zu Nacht essen. Als ich diese Worte vernommen, glaubte ich, ich müßte von Sinnen kommen, nicht so sehr aus Hunger, als aus der Einsicht in die ganze Größe meines Unglücks. Die Leiden, die ich erduldet, traten aufs Neue vor meine Seele und entlockten mir Thränen. Ich erinnerte mich dessen, was mir einfiel, als ich den Geistlichen zu verlassen gedachte, nämlich, daß so unglücklich und elend dieser auch wäre, ich vielleicht an einen noch schlechteren gerathen könnte. Kurz, ich beweinte das mühselige Leben, das hinter mir lag, sowie den Tod, der in Bälde meiner harrte; aber ich verhehlte meinen Zustand so gut ich konnte, und entgegnete: Sennor, ich bin ein junger Mensch und härme mich nicht viel ums Essen ab, Gott sei Dank! Ich kann mich unter Allen, die meines Gleichen, des gesittetsten Magens rühmen, und bin darum bis auf den heutigen Tag von allen Herren gelobt worden, denen ich gedient habe. Das ist eine Tugend, sprach er, und ich werde dich darum um so mehr lieben. Sich voll zu stopfen, ist die Art der Schweine, mit Maß zu essen, die Art gesitteter Menschen. Ich verstehe dich sehr wohl, dacht' ich bei mir; verwünscht sei der Segen und die Medicin, welche meine bisherigen Herrn in dem Hunger finden!

Ich setzte mich in eine Ecke des Thorwegs und zog aus dem Hemde einige Stücke Brot hervor, die von den früheren Almosen noch übrig waren. Er sah es und sprach zu mir: Komme her, Bursch, was ißt du? Ich ging zu ihm und zeigte ihm das Brot. Er nahm eins von den Stücken, das beste und größte, und sprach: Bei meinem Leben, wie schön das Brot aussieht! Und als ich dann erwiderte: Sennor, es ist auch schön, — da sprach er: Ja, auf Ehre, wo hast du es her? Ist es auch mit reinen Händen geknetet? Das weiß ich nicht, gab ich zur Antwort, aber mir ist sein Geschmack nicht zuwider. Wollte Gott, daß dem so wäre, sagte mein armer Wicht von Herr, führte es zum Munde und fing an, seinem Stücke so wilde Bissen zu versetzen, wie ich dem meinigen. Das ist ein überaus wohlschmeckendes Brod, sprach er, bei Gott! und da ich merkte, auf welchem Fuße er hinkte, so setzte ich mich in Eile; denn ich sah ihn in der Stimmung, daß, wenn er früher fertig ward als ich, er sich dann auch herablassen würde, mir bei dem übrigen zu helfen, und so wurden wir denn beinahe zu gleicher Zeit fertig. Er begann hierauf einige kleine Krümchen, die ihm vorn an der Brust sitzen geblieben, mit den Händen abzuschütteln, trat in ein an das Zimmer stoßendes Kämmerchen und holte einen alten Krug, dem die Tülle abgeschlagen, hervor, trank aus demselben und lud mich dann ein, Bescheid zu thun. Ich wollte Mäßigkeit zeigen und sagte: Ich trinke keinen Wein, Sennor. Es ist Wasser, versetzte er, davon kannst du immer trinken. Ich nahm darauf den Krug und trank ein wenig; denn der Durst machte mir niemals Qual. So ging es fort, bis die Nacht kam; das Gespräch drehte sich um seine Fragen, und ich antwortete, was ich für gut hielt. Dann führte er mich in die Kammer, aus der er den Krug geholt, und sprach: Mein Junge, bleibe hier und sieh, wie wir das Bett machen, damit du das für die Zukunft zu verrichten verstehst. Ich stellte mich an das eine und er sich an das andere Ende, und wir machten das traurige Bett zurecht, bei dem es nicht viel zu machen gab. Es war an einem Paar hölzernen Leisten ein Rohrgeflecht angebracht und darüber ein Zeugstoff ausgespannt, der, weil an ihm die Wäsche nicht fortgesetzt worden, einer Steppdecke nicht unähnlich sah, obschon er mit erheblich weniger Wolle als nöthig dazu dienen sollte. Dieses Zeug reckten wir nun hin und her, um es elastisch zu machen. Aber das wollte nicht gehen; denn aus dem Harten läßt sich schlecht Weiches machen. Diese verteufelte Matratze mußte etwas Verhextes in sich haben; denn wenn sie auf das Rohrgeflecht gelegt ward, so drückten sich alle Rohrstäbchen darin ab, genau dem Rückgrat eines mageren Schweines gleichend, und über diese hungrige Steppdecke lag ein Betttuch von demselben Caliber und von nicht zu ermittelnder Farbe.

Als das Bett gemacht und die Nacht angebrochen war, sprach er: Lazaro, es ist spät, von hier bis zum Markte ist ein starkes Ende Weges. Dazu treiben sich viele Diebe in dieser Stadt herum und reißen einem in der Dunkelheit den Mantel vom Leibe. Wir wollen uns daher heute behelfen, wie wir können; morgen, wenn der Tag kommt, wird Gott weiter helfen. Ich bin, weil ich allein wohne, mit Vorrath nicht versehen, vielmehr habe ich in diesen Tagen draußen gegessen; aber von jetzt an wollen wir es anders machen. Meinetwegen, erwiderte ich, mache der gnädige Herr keine Umstände; ich kann eine Nacht und, wenn es sein muß, auch noch länger ohne Essen

zubringen. Da wirst du, antwortete er, gesünder leben; denn nach meiner Bemerkung von heute giebt es kein besseres Mittel in der Welt, um sein Leben zu verlängern, als wenig essen. Wenn das der Weg ist, dachte ich bei mir, dann werde ich niemals sterben. Ich habe diese Regel nothgedrungen immer beobachten müssen, und sie wird zu meinem Mißgeschick wohl durchs ganze Leben für mich gültig bleiben.

Er legte sich darauf zu Bette. Als Kopfkissen dienten ihm Hosen und Wamms. Mich hieß er sich ihm zu Füßen legen, was ich auch that. Aber verflucht war der Schlaf, den ich schlief. Die Rohrstäbe und meine vorspringenden Knochen hörten die ganze Nacht nicht auf, sich zu reiben und zu zanken; denn ich hatte bei meinen Drangsalen, Nöthen und dem Hunger, den ich ausgestanden, kein Pfund Fleisch am Leibe, und da ich diesen Tag so gut wie nichts gegessen, so war ich tollwüthig vor Hunger, der mit dem Schlafe keine Freundschaft pflegen kann.

Am folgenden Morgen standen wir auf. Er begann sein Wamms, seine Hosen, Rock und Mantel zu schütteln und zu reinigen. Ich bediente ihn dabei sorgfältig, kleidete ihn zu seiner Zufriedenheit gemächlich an und brachte ihm Waschwasser. Er machte sein Haar zurecht, befestigte den Degen aus Wehrgehenk, und während er damit beschäftigt war, sprach er zu mir: Mein Junge, wenn du wüßtest, was das für ein Stück ist! Ich gebe es nicht hin für eine Mark Goldes. Von allen Degen, die Antonio gearbeitet, hat keiner eine so vortreffliche Stählung wie dieser. Darauf zog er ihn aus der Scheide, prüfte ihn mit den Fingern und sprach: Sieh her, ich mache mich anheischig, mit ihm ein Fleckchen Wolle zu durchschneiden. Und ich, sprach ich bei mir, thue dasselbe mit meinen Zähnen an einem Fünfpfundbrote.

Er steckte den Degen in die Scheide, gürtete sich ihn um, knüpfte eine Schnur dicker Rosenkranzkugeln an das Wehrgehenk und ging dann in gemessenem Schritt und stattlich gerader Körperhaltung, indem er mit dem Kopfe und dem Leibe adelige Bewegungen machte, das Mantelende über die Schulter, zuweilen auch über den Arm schlug und die rechte Hand in die Seite stemmte, zur Thür hinaus und sprach: Lazaro, sieh nach dem Hause, während ich Messe hören gehe, mache das Bett und fülle den Wasserkrug am Strom, der dort unten fließt, verschließe auch die Thür mit dem Schlüssel, daß man uns nichts stiehlt, und lege den Schlüssel unter die Thürangel, damit ich, wenn ich inzwischen nach Hause kommen sollte, gleich eintreten kann. Darauf schritt er die Straße hinab, mit so vornehmer Miene und Haltung, daß, wer ihn nicht kannte, ihn für einen nahen Verwandten des Grafen von Arcos gehalten haben würde, oder wenigstens für seinen Kammerherrn, der ihm das Kleid reichte. Gelobt sei der Herr, sprach ich, als ich allein war, er schickt die Krankheit und mit ihr das Heilmittel. Wer wird diesem meinem Herrn begegnen und, wenn er ihn in so selbstgenügender Haltung sieht, nicht denken, daß er gut zur Nacht gegessen, in einem guten Bett geschlafen und, obgleich es noch so früh am Tage ist, gut gefrühstückt hat. O, Herr, groß sind die Geheimnisse, die du wirken lässest und die sich der Kunde der Menschen entziehen! Wen würde diese stolze Haltung, dieser gute Rock und Mantel nicht täuschen? Wer würde wohl darauf fallen, daß dieser Ritter sich den gestrigen Tag mit einem Stück Bettelbrot begnügt hat, das sein Knecht Lazaro einen Tag und eine Nacht an seiner Brust getragen, wodurch sich ihm eben nicht viel Reinlichkeit mittheilen konnte? Wer wird denken, daß, als er sich heute Gesicht und Hände wusch, das Leinwandsfutter des Rocks die Stelle des Handtuchs vertreten mußte? O, Herr, wie viel solcher müßiger Herumläufer duldest du in deiner Welt, die um der Negerin Ehre *) willen dulden, was sie für die Ehre deines Namens nicht dulden würden!

Ich stand in der Thür und sah ihm unter diesen Betrachtungen nach, bis der Ritter die lange enge Straße hinabgegangen war. Dann ging ich ins Haus zurück, das ich in weniger Zeit durcheilte, als man braucht, ein credo herzusagen, ohne einen Gegenstand zu finden, bei dem ich mich hätte aufhalten mögen.

Ich machte das garstige und harte Bett, nahm den Krug und eilte damit an den Fluß. Da sehe ich in einem Garten meinen Herrn im eifrigen Gespräch mit zwei verschleierten Damen, dem Anschein nach der Classe angehörig, an der in dieser Stadt kein Mangel ist. Vielmehr leben ihrer viele in dem Stil, daß sie manchen schönen Frühlingsmorgen, ohne einen Pfennig in der Tasche, sich an dem frischen Ufer des Stroms ergehen, um sich auszukühlen und zu frühstücken, im festen Vertrauen, daß die wohlthätigen Geber sich nach der Sitte, die die Hidalgos dieser Stadt eingeführt haben, schon einfinden werden. Da stand er nun bei ihnen, der Ritter von der Muscatblüthe, und sagte ihnen mehr Süßigkeiten, als Ovidius gedichtet hat. Als sie nun merkten, daß er gehörig weich geworden, so trugen sie kein Bedenken, ihn gegen die übliche Bezahlung um ein Frühstück zu bitten. Da überfiel es ihn wie Fieberfrost; denn er fühlte sich ebenso kalt in der Börse als heiß im Magen. Er fing an, sich im Discurs zu verwirren und schwächliche Ausflüchte zu machen. Jene, die sehr gut unterrichtet waren, merkten seine Schwäche und ließen ihn in seiner Erbärmlichkeit stehen.

Inzwischen kaute ich einige Krautkohlabfälle, mit welchen ich mich nach Kräften zu entnüchtern trachtete, und als Neuling im Dienste ging ich, ohne von meinem Herrn gesehen zu werden, nach Hause und gedachte einen Theil desselben, der dessen sehr bedurfte, auszufegen, fand aber keinen Besen dazu. Nun fing ich an zu überlegen, was ich thun sollte, und es schien mir das

*) Die Cavaliersehre Honra hat im Original den sehr bezeichnenden Zusatz la negra, d. h. die häßliche, die widerliche. Neger waren die verachtetste Classe von Dienstboten.

Veste, bis zum Mittage auf meinen Herrn zu warten, ob er dann vielleicht käme und etwas zum Essen mitbrächte; aber diese Hoffnung war eitel. Als es zwei Uhr geschlagen hatte und er noch nicht kam, und der Hunger mich plagte, verschloß ich die Thür, legte den Schlüssel an die angewiesene Stelle und nahm mit leiser und schwacher Stimme mein altes Geschäft wieder vor. Ich legte die Hände kreuzweis über die Brust, und Gott vor Augen und seinen Namen auf der Zunge, bettelte ich um Brot vor den Thüren der Häuser, welche mir die größten schienen. Da ich nun das Geschäft mit der Muttermilch eingesogen, ich will sagen, es unter der Meisterleitung eines Blinden erlernt hatte, so ging ich aus der Lehre als ein trefflicher Schüler hervor, daß, obschon die Leute in dieser Stadt nicht sehr mildthätig waren, das Jahr auch nicht fruchtbar gewesen war, ich doch mit anhaltender Emsigkeit, noch ehe es Vier schlug, einen Vorrath von ebenso viel Pfunden Brot im Leibe angelegt hatte und außerdem noch zwei Pfund in den Aermeln und an der Brust trug. Jetzt nahm ich die Richtung nach Hause, und als ich an den Kuttelmarkt kam, sprach ich eine der dort sitzenden Frauen an, die mir ein Stück Kuhpfote*) und etliche gekochte Kuttelflecke gab.

Zu Hause angelangt, traf ich meinen gnädigen Herrn schon daheim. Der Mantel war schon zusammengefaltet und lag auf der Steinbank, er selbst ging im Hofraum auf und ab. Als ich eingetreten, näherte er sich mir, und ich dachte, er würde mich wegen zu langen Ausbleibens ausschelten; aber Gott fügte es besser. Er fragte mich, woher ich käme. Ich antwortete: Sennor, bis es zwei Uhr schlug, bin ich hier geblieben, und als ich sah, daß Ew. Gnaden nicht kamen, ging ich in die Stadt, empfahl mich der Milde guter Leute, und diese haben mir gegeben, was Ihr seht. Dabei zeigte ich ihm das Brot und die Kutteln, welche ich in ein Rockende geschlagen hatte. Er machte dazu ein heiteres Gesicht und sprach: Ich habe dich zum Essen erwartet; aber da ich sah, daß du nicht kamst, habe ich gegessen. Du hast dich übrigens in diesem Stück als ein braver Junge benommen. Besser um Gottes willen bitten, als stehlen, und so wolle mir Gott gnädig sein, wie ich dir in dieser Sache meinen vollen Beifall gebe. Nur das schärfe ich dir ein, daß Niemand erfahre, daß du bei mir lebst, weil das meine Ehre betrifft. Indessen denke ich wohl, daß es ein Geheimniß bleiben wird bei der geringen Bekanntschaft, die ich bei den Leuten in dieser Stadt habe. Ich hätte überhaupt hier niemals her kommen sollen. Darum, antwortete ich, mache sich der gnädige Herr nur keine Sorgen. Die Pest komme über den, der mich danach fragen, und über mich, wenn ich darüber Auskunft geben sollte. Nun dann! so iß dein Mittagsbrod, armes Thier, sprach er. Wenn Gott will, so werden wir bald aus allen Verlegenheiten sein, obschon ich dir sagen muß, daß, seitdem ich in dies Haus getreten, ich mich niemals wohl in demselben gefühlt habe. Es muß ein böser Grund und Boden sein; denn es giebt solche Unglückshäuser, die auf schlechten Füßen stehen, und die denen, so darin wohnen, Unglück mittheilen. Dies muß ganz sicher eins davon sein; aber ich verspreche dir, daß, wenn der Monat zu Ende, ich nicht darin bleibe, und wenn man es mir zu eigen gäbe.

Ich setzte mich an das Ende der Steinbank, und um nicht gefräßig zu erscheinen, erwähnte ich nichts von dem bereits genommenen Imbiß und fing an zu speisen und in das Brot und in die Kutteln zu beißen. Ich warf dabei einen verstohlenen Blick auf meinen unglücklichen Herrn, der seine Augen nicht von meinem Rocke abwandte, welcher diesmal die Stelle der Schüssel vertrat. So habe Gott mit mir einst Erbarmen, wie ich es mit ihm hatte; denn ich fühlte, was er fühlte; hatte ich doch manchen langen Tag als Hungerleider zugebracht, und brachte ihn noch zu. Ich überlegte, ob es mir wohl anstehen würde, ihn einzuladen. Aber da er mir gesagt, daß er gegessen, so fürchtete ich, er möchte die Einladung ausschlagen. Endlich aber wünschte ich doch, daß der arme Sünder sich seiner Noth mit dem Meinigen erwehrte und sich damit, wie er schon gestern gethan, entnüchterte. Ich hatte jetzt einen größeren Vorrath, das Fleisch war reichlicher, mein Hunger geringer. Da wollte Gott meinen Wunsch, und ich denke, auch den seinigen, erfüllen; denn wie ich zu essen begann, ging er immer auf und ab. Dann stellte er sich vor mich hin und sprach: Ich sage dir, Lazaro, du hast im Essen eine Grazie, wie ich sie in meinem Leben noch an Niemand bemerkt habe, ich sehe dich nichts handhaben, dem du nicht eine ganz eigene Appetitlichkeit verleihest, obschon die Sache sie an sich nicht hat. Das ist dein eigener Appetit, sprach ich bei mir, der dich den meinigen schön finden läßt. Mit alle dem schien es mir, als müßte ich ihm jetzt helfen, da er sich selbst half und mir den Weg dazu angab, und demnach versetzte ich: Der gute Apparat, Sennor, macht den guten Künstler. Dies Brot hier ist so wohlschmeckend und diese Kalbspfote so vortrefflich gekocht und gewürzt — wen möchte ihr Wohlgeschmack nicht einladen? Kalbspfote ist es? fragte er. Ja, Sennor, gab ich zur Antwort. Ich sage dir, erwiderte er, Kalbspfote ist der köstlichste Bissen der Welt, und es giebt keinen Fasan, der mir so schmeckte. Nun, so koste der gnädige Herr, sagte ich, und es wird sich zeigen, daß es dies ist. Dabei legte ich die andere Pfote und drei bis vier Stücke vom weißesten Brot in seine Hände; er setzte sich mir zur Seite, wie Jemand, der nun Ernst mit der Sache macht, und nagte jeden kleinen Knochen ausführlicher und eifriger ab, als es sein Windspiel gethan haben würde.

---

*) Uña de vaca. Kuhpfote, ein häufig vorkommendes Fleischgericht, nicht bloß für Bettler, dessen auch Cervantes erwähnt.

Mit einer Sauce von Knoblauch, Oel und Käse,*) sprach er, ist es ein köstliches Essen. Mit einer noch besseren, dachte ich bei mir, verzehrst du es jetzt. Bei Gott, sagte er, wie hat mir das geschmeckt, als ob ich heute noch keinen Bissen zu mir genommen! — So mögen lauter goldne Jahre meiner warten, wenn das wahr ist, dachte ich. Er forderte jetzt seinen Krug mit Wasser, und ich reichte ihn dar, so voll, wie ich ihn geholt hatte. Da nun an dem Wasser nichts fehlte, so war das ein sicheres Zeichen, daß mein Herr nicht übermäßig gegessen haben konnte. Wir tranken und legten uns, wie die vorige Nacht, zufrieden nieder, und so ging es acht bis zehn Tage fort: jeden Vormittag ging der arme Sünder mit gewichtig stolzem Schritt und gemessener Haltung, um Luft zu schöpfen, in den Straßen umher, während er an dem armen Lazaro seinen Wolfshund**) hatte.

Da gedachte ich wohl manches Mal meines Unsterns, daß ich dem früheren schlimmen Herrn davongelaufen und nun, bei meinem Wunsch, mich zu verbessern, auf einen gestoßen war, der mich nicht nur nicht unterhielt, sondern den ich noch zu unterhalten hatte. Trotz alledem mochte ich ihn gern, weil ich sah, daß er nichts hatte und nichts konnte. Ich hatte sogar mehr Mitleid als Uebelwollen gegen ihn, so daß ich manches Mal, um nur ausreichend Essen für ihn zu bringen, selbst Noth litt, und dazu bewog mich folgender Umstand. Eines Morgens hatte sich der Jammermann im Hemde nach dem Hausboden aufgemacht. Da durchwühlte ich inzwischen sein Wamms und seine Hosen, die er unter dem Kopfkissen ließ, und fand eine Börse aus glatt geschorenem Sammet, mit hundert Falten gearbeitet, aber keinen Dreier darin, auch kein Zeichen, daß seit langer Zeit etwas in derselben gelegen. Der, sprach ich, ist arm, und kein Mensch kann geben, was er nicht hat; aber der geizige Blinde und der nichtswürdige, schäbige Pfaffe, denen Gott reichlich gab, und die mich dennoch Hungers sterben ließen — diese zu hassen ist billig, mit dem anderen muß man Mitleid haben. Gott ist mein Zeuge, daß, wenn ich mit einem von seiner Tracht, von seinem Gang und Stolz zusammentreffe, ich noch heute Erbarmen mit ihm fühle, wenn ich denke, daß er leidet, was ich jenen leiden sah. Nur eins erregte mein Mißvergnügen: ich hätte ihn etwas weniger hochmüthig gewünscht und hätte es auch gut gefunden, wenn er im Hinblick auf seine drückende Noth seinen Muth (fantasia) ein wenig herabgestimmt hätte. Aber so es mir scheint, gilt bei ihnen der Grundsatz, daß das Barett stolz auf dem Kopfe sitzen muß, auch wenn sie keinen Tauschheller***) in der Tasche haben."

Eines Tages aber ist doch das Glück in Gestalt eines Achtkreuzerstücks in des vornehmen Bettelmanns Haus gekommen, und Lazarillo wird ausgeschickt die Vorbereitungen zu einem Schmaus zu treffen.

„Wie ich die Gassen hinaufwanderte, erzählt er, und meinen Einkäufen nachsann, und wie ich das Kreuzerstück am zweckmäßigsten ausbeuten könnte, auch Gott Lob und Dank sagte, daß er einmal meinem Junker so viel Geld bescheeret, gewahrte ich unversehens einen Leichnam, begleitet von vielem Volk und der Priesterschaft, der mir entgegen getragen wurde. Ich drückte mich an eine Wand, um Raum zu geben, bis sie vorbei wären, und sah neben der Bahre eine Frau, umringt von anderen Frauen, die ohne Zweifel des Verstorbenen Weib gewesen war, so groß schien ihre Trauer und ihr Herzeleid. Sie weinte, jammerte und sprach: O, mein liebster Herr und Gatte, wo trägt man dich hin? In ein trauriges und unglückseliges Haus, in ein ödes und finsteres Haus, in ein Haus, darinnen man nimmermehr weder isset noch trinket.

Als ich sie so reden hörte, war's mir, als sollte mich der Schlag rühren. O, ich Unglückseliger, dachte ich, diesen Todten trägt man in unser Haus, kehrte alsbald um, sprang mitten durch das Volk und lief so schnell ich konnte, die Gassen hinunter zu Haus, und sobald ich zur Thür hinein war, sperrte ich sie zu und rief meinen Junker um Hilfe und Rettung an. Ach Junker, sprach ich, helft mir die Thür wohl verwahren, denn man will uns einen Todten hereinbringen. Warum glaubst du das? fragte er mich. Eine Leiche ist mir begegnet, antwortete ich, und ich habe es gehört, daß ein Weib laut gerufen hat: O mein liebster Herr und Gatte, wo trägt man dich hin? In ein trauriges und unglückseliges Haus, in ein ödes und finsteres Haus, in ein Haus, darinnen man nimmermehr weder isset noch trinket. Deswegen, Junker, kann ich nicht anders glauben, denn daß sie den Tod in unser Haus tragen wollen."

Ein Hauptverdienst des Werkes liegt in der Kraft und Wahrheit, mit der Mendoza in einer reichen körnigen Sprache Bilder des spanischen Volkslebens entwirft; und die scharfe Satire, mit der er die Laster der verschiedenen Herren Lazarillo's darstellt und geißelt,

*) Almodrote — erinnert an das moretum der Römer, das alle Südländer lieben, und worüber Virgil in seinem lieblichen Idyll gleichen Namens Kunde giebt.

**) Cabeza de lobo, Wolfskopf. Der Ausdruck gehört der Zigeunersprache (jerigonza) an und bedeutet ein Handwerk, das abwechselnd aus Betteln und Stehlen besteht.

***) Cornado de trueco, eine der geringsten Kupfermünzen.

bildet seinen sittlichen Gehalt. Mögen mancherlei Bedenken gegen diese Literatur der Bettler-Romantik ihre volle Berechtigung haben: immerhin verdankt das Volk ihnen eine sittlichere Anregung als den idealen Ritterromanen, die in ihrer eleganten Süßlichkeit, mit ihren wollüstigen Scenen und metaphysischen Liebesgefühlen die Phantasie wohl erregen, Herz und Kopf aber leer lassen.

Ein Spanier, de Luna, hat später den „Lazarillo" überarbeitet und einen zweiten Theil hinzugefügt, an dessen Schluß Lazarillo als frommer Einsiedler seine begangenen Sünden abbüßt. Unter den zahllosen Nachahmungen des Lazarillo ist der bekannte Roman: „Gil Blas" hervorzuheben.

Ein höherer Geist als in diesem Schelmenroman waltet in dem historischen Werke Mendoza's, in seiner „Geschichte des Rebellionskrieges von Granada", welches dem Inhalt und der Form nach das erste spanische Geschichtswerk von classischem Werth ist. Niemand war geeigneter als Mendoza, die letzten Kämpfe der Moriskos zu erzählen. Sein Vater war Statthalter in Granada gewesen; einer seiner Neffen, der Marques von Mondejar, befehligte eine Zeit lang die spanischen Truppen gegen die Rebellen, und Mendoza selbst sah die Städte und die Felder, wo in den letzten Kämpfen das gequälte Volk unterlegen war. So gewann er eine Kenntniß der Verhältnisse und Personen, die eigener Anschauung fast gleich kam. Die Moriskos waren durch die systematische Verfolgung Philipps II. zur Verzweiflung getrieben, und die Grausamkeit von Philipps Verfahren läßt sich daran ermessen, daß Mendoza, der ein eifriger Katholik war und sich in seinen politischen Handlungen humanen Grundsätzen durchaus nicht zuneigte, die Partei der Unterdrückten nahm. Zwar durfte er, der Inquisition wegen, seine Sympathien nicht rückhaltslos äußern; doch fand er bei der Feinheit seiner Darstellung Mittel genug, ihr einen warmen und beredten Ausdruck zu verleihen.

Das eingehendste Studium des Alterthums spricht aus jeder Seite dieses Werkes, und die allzu exacte Nachahmung des Sallust und des Tacitus beeinträchtigt einigermaßen die Selbstständigkeit seiner Darstellung, deren natürliche Eleganz ab und zu in Künstelei ausartet. Trotzdem ist die Schilderung von durchgreifender Kraft, und die Strenge der Darstellung hindert nicht ihre Schönheit und ihren lebendigen Fluß.

In der Nähe von Malaga sollte um das Jahr 1500 eine starke Festung zerstört werden. Alonso de Aguilar übernahm die gefährliche Mission. Er ging mit seiner Heldenschaar dabei zu Grunde, und unbegraben bleichten ihre Gebeine auf dem Schlachtfelde. Siebzig Jahre später, als ein Verwandter Aguilar's, der Herzog von Arcos, in die Nähe des Schlachtfelds kam, besuchte er die traurige Stätte. Mendoza erzählt:

„Der Herzog verließ Casares, indem er vorrückend die Gebirgspässe untersuchte und sicherte — eine nöthige Vorsicht wegen der großen Ungewißheit des Erfolges bei allen Kriegszügen. Darauf begannen sie die Hügelkette zu ersteigen, wo, wie man sagte, die Leichname unbeerdigt geblieben waren, gleich betrübend und widerlich beim Anblick und beim Andenken. Denn es waren unter denen, welche nun an diese Stelle gelangten, Verwandte und Nachkommen der Erschlagenen, oder Männer, welche durch Ueberlieferung wußten, was hier Trauriges vorgefallen war. Zuerst kamen sie an die Stelle, wo die Vorhut wegen der Dunkelheit der Nacht mit ihrem Anführer Halt gemacht hatte, einer weiten Kluft zwischen dem Fuße des Berges und der maurischen Feste, wo ihnen jeder natürliche Schutz abging. Hier lagen Menschenschädel und die Knochen der Pferde in gemischten Haufen oder umhergestreut, wie sie gerade gefallen waren, vermengt mit Bruchstücken von Waffen, Zaumzeug und reichem Schmucke der Reiterei. Weiterhin fanden sie die Feste des Feindes fast dem Boden gleich geworden, und nur noch einige Ueberbleibsel zeigend. Als sie darauf weiter vorrückten, gedachten sie untereinander der Stellen, wo Offiziere, Anführer und gemeine Krieger zusammen umgekommen waren, sich erzählend, wie und wo die Ueberlebenden gerettet wurden, zu denen der Graf von Ureña und Pedro de Aguilar, der älteste Sohn des Don Alonso, gehörten, sprachen von dem Flecke, wohin sich dieser Letzte zurückgezogen und zwischen zwei Felsen vertheidigt hatte, von der ersten Wunde, welche ihm der Anführer der Mauren auf den Kopf versetzte, und von der zweiten in die Brust, durch welche er fiel; endlich von den Worten, die Beide, als sie zusammentrafen, gewechselt, der Eine: „Ich bin Don Alonso," und der Andere, indem er ihn niederstreckte: „Ihr seid Don Alonso, ich aber bin das Haupt der Benastepar;" und von den

Wunden, die Don Alonso ihm versetzte, welche nicht tödtlich waren, wie die von ihm empfangenen. Auch erinnerten sie sich, wie Freunde und Feinde gleichmäßig sein Schicksal beklagt hatten, und jetzt wurde an der nämlichen Stelle die nämliche Sorge der Krieger wieder erneut, eines Geschlechtes, das nur in Thränen dankbar zu sein pflegt. Der General befahl, einen Trauergottesdienst für die Gefallenen zu halten, und die anwesenden Krieger beteten, daß Jene in Frieden ruhen möchten, ungewiß, ob sie für ihre Landsleute oder für ihre Feinde zum Himmel flehten, welches Gefühl ihre Erbitterung und ihre Begierde steigerte, diejenigen ausfindig zu machen, an denen sie Rache nehmen könnten."

Voll beredter Kraft ist auch die Rede des Rebellenführers El Zaguer, mit der er die Morisken zur Empörung aufreizt.

„Dieser Verschwörer versammelte," erzählt Mendoza, „als er sah, daß die Größe der Unternehmung Schwankungen, Zaudern und die Gefahren von Zufälligkeiten und Meinungswechseln mit sich brachte, die bedeutendsten Männer im Hause des Zinzan im Albaycin, und redete sie an, indem er ihnen die Unterdrückung vor Augen führte, welche sie beständig von Beamten und von Bürgern erduldet hatten, bis sie, wie er sagte, nicht weniger Sklaven wurden, als wenn man sie gleich dazu gemacht hätte, da ihre Weiber, Kinder, Besitzungen und sie selbst in der Gewalt und Willkür ihrer Feinde sich befänden, ohne die Hoffnung, sich in Jahrhunderten aus solcher Dienstbarkeit zu retten. Wie sie ebenso vielen Tyrannen als Nachbarn untergeben seien, beständig neue Auflagen und neue Steuern tragend, beraubt des Zufluchtsorts an heilige Stätten, wohin sich diejenigen flüchteten, welche durch Zufall oder, wozu sie wohl berechtigt seien, aus Rache ein Verbrechen begangen haben, ausgeschlossen vom Schutze in jenen Kirchen, deren Gottesdienste wir unter schweren Strafen doch jetzt beiwohnen müssen, Priestern unterworfen, um sie zu bereichern, und dennoch wieder unwürdig erachtet der Gunst Gottes oder der Menschen, behandelt und betrachtet wie Mauren unter Christen, damit wir gering geschätzt werden, und wie Christen unter Mauren, damit man uns weder glaube noch uns tröste. Dann sagte er: Sie haben uns vom Leben und vom menschlichen Umgange ausgeschlossen; denn sie verbieten uns unsere Muttersprache zu reden, und wir verstehen nicht die ihrige. Auf welche Weise sollen wir daher mit Anderen verkehren oder fordern oder geben, was das Leben erheischt, abgeschnitten von der Unterhaltung mit Menschen, während uns versagt wird, was selbst den wilden Thieren nicht versagt ist? Vermag aber nicht dennoch, wer Castilisch spricht, immer noch beim Gesetze des Propheten zu beharren, und kann nicht der Maurisch Redende das Gesetz Jesu halten? Gewaltsam bringen sie unsere Kinder in ihre Klöster und in ihre Schulen, und lehren sie Künste, welche unsere Väter uns verboten haben zu lernen, damit nicht die Reinheit unseres Gesetzes verderbt, und dessen Wahrheit ein Gegenstand des Zweifels und Streites werde. Auch drohen sie, diese unsere Kinder aus den Armen ihrer Mütter und aus dem Schutze ihrer Väter zu reißen, und senden sie in fremde Lande, wo sie unsere Sitten vergessen und Feinde Derjenigen werden müssen, denen sie ihr Dasein verdanken. Sie befehlen uns, unsere Tracht zu ändern und Kleider zu tragen, wie die Castilier. Und dennoch kleiden sich die Christen untereinander, die Deutschen auf eine Weise, die Franzosen auf eine andere, und die Griechen auf eine dritte; ja, ihre Mönche und ihre Jungen und ihre Alten haben Alle verschiedene Trachten, jedes Volk, jedes Gewerbe, jeder Stand hat seinen eigenen besonderen Anzug, und dennoch sind alle Christen, während wir, wir Mauren, uns nicht als solche kleiden dürfen, als wenn unser Glaube in unseren Kleidern und nicht in unseren Herzen säße."

Dies ist gewiß malerisch, und so ist der größte Theil der ganzen Geschichte, sowohl durch ihren Gegenstand, als durch die Weise, in welcher diese behandelt wird. Auch fehlt es ihr nicht an Würde und Erhabenheit. Ihr Stil ist kühn und kurz, aber getreu der castilischen Sprache, und der Fluß der Gedanken ist tief und stark, den Leser leicht mit sich fortreißend. Nichts im alten Chronikenstile des früheren Zeitraumes läßt sich damit vergleichen, und nur Weniges aus der späteren Zeit kommt ihr an Männlichkeit, Kraft und Treue gleich.*)

Cristoval de Castillejo.

Boscan, Garcilaso und Mendoza waren es, welche die Einbürgerung des italienischen Stils in Spanien entschieden. Ihnen entgegen stand der schon erwähnte Cristoval de Castillejo, der leidenschaftliche Feind der Neuerung, welcher in dem Abfall von den kurzen

*) Vergl. Ticknor Bd. I. S. 410.

vierzeiligen Coplas den Untergang der spanischen Poesie voraussah, und der in Wort und Schrift die Anhänger der italienischen Schule energisch bekämpfte.

Castillejo war ums Jahr 1490 zu Ciudad Rodrigo geboren. 1518 trat er als Secretär in die Dienste des Infanten Ferdinand, nachmaligen deutschen Kaisers, den er nach Deutschland begleitete, wo er im Jahre 1556 starb, ohne sein Vaterland wiedergesehen zu haben. In der Klosterkirche zu Wienerisch-Neustadt liegt er begraben, und dort ist noch heut sein Grabstein zu sehen. Die Angabe fast aller Literarhistoriker, daß Castillejo im Jahre 1596 in hohem Alter als Cistercienser-Mönch in dem Kloster Val de Iglesias in der Nähe von Toledo gestorben sei, beruht auf einer Verwechselung mit einem Mönche gleichen Namens.

Castillejo's Dichtungen sind naturwüchsig und originell, und er bewegt sich in den einförmigen spanischen Versmaßen mit bewunderungswürdiger Leichtigkeit und Frische. In ihrer ursprünglichen Fassung sind seine Werke nicht auf uns gekommen; schlüpfrige Stellen und spöttische Ausfälle auf die Geistlichkeit veranlaßten die Inquisition zu einem Verbot derselben, und als dies Verbot durch ein Privilegium des königlichen Staatsraths vom 21. August 1573 mit Bewilligung der Inquisition aufgehoben wurde, erschienen diese Dichtungen theils verändert, theils unvollständig.

Castillejo's Werke sind in drei Bücher getheilt. Das erste derselben enthält Liebesgedichte, Episteln, Letras, Villancios und Glossen. Einige dieser Gedichte verbinden mit inniger Empfindung einen zarten und zierlichen Ausdruck; zu diesen gehören seine Liebeslieder an das deutsche Fräulein Anna von Schaumburg, spätere Gräfin Stahrenberg, die er Onna de Xomburg nennt, und das reizende Gedicht: „Lida und Amor".

Das zweite Buch enthält seine satirischen Gedichte, unter denen sich seine Coplas gegen diejenigen finden, welche die castilianischen Versmaße verlassen und den Italienern folgen (coplas contra los que dejan los metros Castellanos y siguen los Italianos); und ein gedankenreiches humoristisches Gespräch des Dichters mit seiner Feder.

Das dritte Buch bilden seine moralischen Dichtungen und seine geistlichen Poesien.

Er ist auch der Verfasser verschiedener Schauspiele, die aber verloren gegangen sind, mit Ausnahme einer Komödie, die sich handschriftlich in der Bibliothek des Escurial befindet, und deren einziges Verdienst in einer glatten Versification besteht.

Heitere Leichtigkeit, muthwilliger Scherz und Witz und kräftige Satire, in einer reinen und edlen Sprache vorgetragen, sind die Vorzüge seiner Schriften. Castillejo's poetischer Horizont, sagt Bouterweck, war sehr beschränkt. Der flüchtige Rhythmus der Redondilien war für ihn ausschließliche Schönheit des regelmäßigen Silbenbaues in seiner Muttersprache, weil er für eine stetigere Poesie überhaupt keinen Sinn hatte und in seinen glücklichsten Erfindungen auf ein anmuthiges Spiel des Witzes eingeschränkt war. Aber die Leichtigkeit seiner Manier in solchen Spielen des Witzes mußte ihm die Bewunderung eines Publicums erwerben, das von jeher wohl subtile Schnörkeleien seltsamer und sinnreich versteckter Gedanken ertrug und oft wunderschön fand, aber Schwerfälligkeit der Manier und besonders der Versification weniger, als jeden anderen Fehler, seinen Dichtern verzieh.

Einige Lieder Castillejo's sind so reizend, daß man kaum der Versuchung widerstehen kann, ihren Verfasser für einen Dichter vom ersten Range zu halten. Aber die meisten seiner Werke tragen, bei aller verführerischen Leichtigkeit des Ausdrucks, das Gepräge einer ästhetischen Beschränktheit, über die sich alle Dichter vom ersten Range erheben. Eine witzelnde Geschwätzigkeit muß, besonders in den längeren, sehr oft die Stelle des Witzes vertreten; und in den glatten Versen Castillejo's ergießt sich oft ganze Seiten hindurch nichts mehr, als eine spielende Prosa. Charakteristisch ist übrigens in allen Gedichten und poetischen Versuchen dieses witzigen Kopfs, den man zuweilen eher für einen Franzosen,

als für einen Spanier halten möchte, die vorwiegende Neigung zu scherzen, der er selbst da nicht widerstehen kann, wo er ernsthaft sein will.

Weit günstiger urtheilt Ludwig Lemcke von Castillejo. In einer Zeit der Nachahmung und Unselbstständigkeit ist Castillejo für ihn in seiner liebenswürdigen Originalität und entschieden ausgesprochenen Nationalität eine wahrhaft wohlthuende Erscheinung. Sein treffender Witz und sein feiner Sinn für das Komische machten ihn zu einem Meister im Scherz und Humor, thaten aber gleichwohl seinem tiefen Gefühle keinen Eintrag, wie die unnachahmliche Zartheit und Anmuth mehrerer seiner kleineren Gedichte beweist. Die Form handhabte er mit bewunderungswürdiger Leichtigkeit, und mit Recht sagt daher F. Wolf von ihm: durch sein eigenes Beispiel hat er die Anwendung der Nationalformen noch weit besser vertheidigt, als durch seine satirischen Ausfälle gegen die Neuerer.

Der Leser urtheile selbst nach den folgenden Proben.

Lida und Amor.

Durch den Blumengarten hüpfte
Lida, in der Schönheit Glanze;
Duft'ge, kaum der Knosp' entschlüpfte
Rosen, weiße Lilien knüpfte
Sie zu einem blüh'nden Kranze.
Als geschäftig so die Hand,
Unvermuthet Amorn fand,
Liegend sie dort in den Rosen,
Und sie fesselte den Losen
Schnell mit ihrem Blumenband.

Als der wilde Knabe findet,
— Nie von Fesseln mocht' er hören —
Daß ihn eine Kette bindet,
Daß gefangen er: da windet
Er sich trotzig, will sich wehren,
Sucht — vertrauend seinen Schwingen,
Die ihm Freiheit sollen bringen,
Weil er völlig ohne Waffen —
Sich der Kette zu entraffen,
Die ihn hält in ihren Schlingen.

Aber als sein Aug' er wendet
Auf den Busen, dessen Schimmer
Zart wie Milch, deß' Weiße blendet,
Der den Vorrang sicher spendet
Dem der schönen Mutter nimmer;
Als er Augen, Stirn und Wangen
Sieht in solchem Reize prangen,
Daß selbst Götter zu entzücken
Fähig sie, und zu berücken —
Gern da giebt er sich gefangen.

Und er wendet an Cythere
Eiligst mit den Worten sich:
„Mutter, Königin, o höre,
Einen neuen Amor köre
Nur ins künftige für dich!
Zürn' auch nicht und wolle klagen;
Denn, es offen dir zu sagen:
Wenn gebührt zu herrschen mir,
Ist das schönste Plätzchen hier,
Meinen Thronsitz aufzuschlagen.

Uebersetzt von Heßmann.

Dereinst, dereinst,
Gedanke mein,
Wirst ruhig sein.

Läßt Liebesglut
Dich still nicht werden:
In kühler Erden
Da schläfst du gut;
Dort ohne Liebe
Und ohne Pein
Wirst ruhig sein.

Was du im Leben
Nicht hast gefunden,
Wenn es entschwunden,
Wird dir's gegeben.
Dann ohne Wunden
Und ohne Pein
Wirst ruhig sein.

Uebersetzt von Geibel.

Hier hilft dir nichts,
Mußt sehen und sehnen,
Mußt gar vergehen
Vor Liebesthränen.

Ach Mutter, beim Rundtanz
War da ein Ritter;
Bei jeder Schwenkung
Mit Augen winkt' er.
Ich, weil ich gescheidt bin,
Blinzelt' ich wieder.

Ach Mutter, ein Knappe
War da beim Tanze;
Bei jeder Schwenkung
Zupft er am Arm mich.
Ich, weil ich gescheidt bin,
Achtet' es gar nicht.

Uebersetzt von Paul Heyse.

Auf die Krankheit seiner Geliebten.

Diese Krankheit, die entzündet
Fieberglut in Euer Gnaden,

Die an das Gemach euch bindet
Ich bin's, der sie mehr empfindet,
Den mit Kummer sie beladen.
Und mir brechen will das Herz
Vor Betrübniß, daß euch fehlet
Jede Freud' und jeder Scherz.
Euch bedrückt nur eigner Schmerz,
Mich der eur' und meine quälet.

Castillejo's reactionäre Bestrebungen gegen die Herrschaft des italienischen Stils wurden von verschiedenen Dichtern unterstützt, namentlich von Antonio de Villegas und Gregorio Silvestre, einem in Spanien ansässigen Portugiesen. Diese leisteten manches Anerkennenswerthe durch einen zierlichen Versbau, in dem oft eine naive und sinnig einfache Empfindung ihren Ausdruck fand. Sie erreichten jedoch Castillejo ebenso wenig, als es ihnen gelang, die bereits populär gewordenen italienischen Formen aus der Gunst der Nation zu verdrängen; im Gegentheil konnte Silvestre selbst sich der Einwirkung des herrschenden Geschmackes nicht entziehen, wovon seine letzten ziemlich werthlosen Machwerke Zeugniß geben.

Einer höheren Begabung als die genannten Dichter durften sich Acuña und Cetina, Anhänger der neuen Schule, rühmen. Hernando de Acuña, von portugiesischer Abkunft, wurde im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts zu Madrid geboren. Er war ein Freund des Garcilaso, zeichnete sich, wie dieser, im Felde aus und starb in hohem Alter zu Granada, etwa ums Jahr 1580. Das classische Alterthum war sein Lieblingsstudium, und als schönes Resultat desselben hinterließ er uns die Uebersetzung eines Theiles der Ovidschen Metamorphosen und anderer Dichtungen Ovids in Terzinen.

Seine Elegien und Sonette, graziös und elegant in der Form, von Empfindung durchglüht, lassen seine classischen Vorbilder erkennen. Sein berühmtestes Werk ist der „Caballero determinado“ (der entschlossene Ritter), eine Bearbeitung des „chevalier délibéré“ von Olivier de la Marche. Kaiser Karl V. hatte während einer langen Krankheit diese französische Dichtung in spanische Prosa übersetzt und ertheilte Acuña den Auftrag, die Prosa in Verse zu übertragen — eine Aufgabe, die derselbe mit ebenso viel feinem Geschmack als poetischem Verständniß löste. Er fügte manches Eigene und Originelle hinzu, und der reichen Schönheit der Sprache ist wohl der außerordentliche Erfolg zuzuschreiben, der den „Caballero determinado“ seiner Zeit zu einem der gelesensten Bücher Spaniens machte.

Nächst dieser Bearbeitung ist eine Dichtung des Acuña „von dem Streit über die Waffen des Achilles“ als ganz vortrefflich hervorzuheben.

Von Gutierre de Cetina wissen wir nicht viel mehr, als daß seine Geburtsstadt Sevilla war, daß er in der Armee Karls V. diente, sich darauf einige Jahre in Amerika aufhielt und im Jahr 1560 zu Madrid als Geistlicher starb.

Seine Dichtungen, in denen er die Weise des Anakreon nachahmt, werden von seinen Zeitgenossen als ungemein lieblich gerühmt, und in seinen Liebesliedern finden sich Stellen maßloser Schwärmerei. Diese Gedichte bestehen hauptsächlich aus Sonetten und Madrigalen, die noch handschriftlich vorhanden sein sollen; im Druck sind sie jedoch niemals erschienen. Einige derselben hat uns Sedano in seinem spanischen Parnaß erhalten, und andere finden sich in den Zusätzen, die Herrera seiner Ausgabe der Gedichte Garcilaso's beigefügt hat. Wir lassen einige Gedichte von Silvestre, Villegas und Cetina folgen.

Madrigale von Cetina.

Ihr Augen, klar und heiter,
Wenn Lob man eurem süßen Blicke spendet,
Was zürnet ihr, wenn ihr auf mich euch wendet?
Wenn Jeder, der euch siehet,
Je sanfter ihr, als schöner euch wird loben,
Warum muß ich nur euren Zorn erproben?
Ihr Augen, klar und heiter,
Blickt, wenn auch zürnend, blicket auf mich weiter!

Daß eure Hand bedecken
— Sie gab mir Tod — die schönen Augen wollte,
War bloße List, die sollte
Mir — wie euch dünkte — Doppelqual erwecken.
Allein mich hat mit Wonne
Mehr, als mit Schmerzen, diese List erfüllet,
Da, sehn wir ihn verhüllet,
Viel schöner ja der hohe Glanz der Sonne.
Weil eure Absicht ihr denn nicht erreichtet,
Der Augen Himmelsstrahl mir zu verhehlen,
Will ich auf euch nicht schmälen;
Denn schöner die verdeckten ihr da zeigtet.

Gregorio Silvestre.

Bald nun bin ich todt und stumm,
Bitte nur noch eins von dir:
Wenn dich einer fragt nach mir,
Daß du sagst: Ich bracht' ihn um.

Wirst du selbst dich schuldig sprechen,
Soll mein Dank dir nicht entgehen,
Denn es wird dein Eingestehen
Mich entschuldigen und rächen.
Rächen — denn ich weiß, darum
Flieht nun alle Welt von dir,
Und Entschuld'gung ist es mir,
Wenn du sagst: Ich bracht' ihn um.

Beide wird die Glorie zieren.
Sah man nach so kurzem Krieg
Je so räthselvollen Sieg,
Solch Gewinnen im Verlieren?
Mich verklärt mein Ritterthum,
Dich die arge That an mir.
Beide drum gewinnen wir,
Wenn du sagst: Ich bracht' ihn um.

p. H.

Antonio de Villegas.

Unter den Bäumen, unter den Bäumen
Ruht das Mädchen tief in Träumen.

Voll von liebendem Verlangen
Träumt sie von der Liebe golden,
Träumt sie sich zu ihrem Holden,
Träumet, doch nicht schlafbefangen.
Denn ein Mädchen voll Verlangen
Unter den Bäumen
Schlummert nicht bei Liebesträumen.

Ihre Brust wallt in die Höhe
Bei dem süßen Traumgesicht;
Sieht sie, was sie träumt, auch nicht,
Träumt sie doch, was gern sie sähe.
Ach, es ist ein schlimmes Wehe,
Unter den Bäumen
Nie zu sehen, was wir träumen!

Traum ist, Liebe, was du schickest,
Wenn du uns entziehst den Schlummer,
Da du uns für echten Kummer
Mit erlogner Lust erquickest.
Wenn du Tags im Durst erstickest,
Läßt du Nachts Gelage träumen
Unter den Bäumen.

E. G.

Der Schäferroman. Montemayor, Gil Polo.

Durch die Hirtenspiele Encina's und die Eklogen des Garcilaso war die Schäfer-Romantik bereits zu einem nationalen Element in Spanien geworden und bei dem Volke zu einer Beliebtheit gelangt, wie in keinem anderen Lande Europa's.

Die wundervolle Sprache in den Virgil'schen Idyllen und in den pastoralen Dichtungen Italiens, wie in der Arcadia des Sennazar, hat wohl zuerst bestimmend auf die spanischen Dichter gewirkt und ihren Geschmack und ihre Vorliebe für idyllische Vorstellungen und Empfindungen genährt.

Doch mehr noch war es die stille und engbegrenzte Naturwelt der Schäferpoesie, das dolce far niente des Hirtenlebens, in das nur Liebe und Gesang, Blumen und Quellen hineintönten und blühten, das der Phantasie des Spaniers reizend erscheinen mußte als Gegensatz zu dem wilden Kriegerleben, welches Jahrhunderte lang eine rauhe Wirklichkeit ihm aufzwang.

Es sind diese Schäferromane und Hirtengedichte auch als eine Reaction gegen die Ritterromane zu betrachten, welche mit ihren ausschweifenden und abenteuerlichen Erfindungen das Begehren einer zarteren Seelenstimmung nicht befriedigen konnten. Sie waren eine Reaction gegen die unglaublich strenge Etiquette der damaligen Zeit, gegen die lächerlichen Forderungen einer hohlen Convenienz, die jede freie Bewegung wie mit eisernen Banden gefesselt hielt. Erzählt man doch von einem spanischen König, daß er einmal fast verbrannt wäre, weil sein Sessel dem Kaminfeuer zu nahe stand und der dienstthuende Kammerherr nicht anwesend war, um den Sessel vom Kamin zu entfernen. Selbsthülfe wäre dabei im höchsten Grade unwürdig gewesen.

Der Trieb, eine Form zu finden, in der man ungehindert denken durfte, erzeugte den Schelmen- und den Schäferroman. Der Gedanke, den das immer offene Argusauge der Inquisition von den meisten Gebieten geistiger Bemühungen unter Todesstrafe fortbannte, schlich sich in das Bettlergewand und rettete sich unter Blumen und Gesang.

Trotz der grandiosen Langweiligkeit der meisten Schäferromane, bemerkt der geistvolle Karl Stahl, sind dort noch köstliche culturgeschichtliche Schätze zu heben; wenn man bedenkt, welchen Einfluß diese Bücher geübt haben, und wenn man aufmerksam zusieht, so gewinnen diese Schäferromane eine sehr ernste Bedeutung. Das sind keine künstlich nachgemachten Jodeleien, keine Sentimentalitäten, die einem müßigen, Tapisserie stickenden Weibe eine Thräne entlocken, ohne sie daran zu verhindern, ihrer Nätherin im nächsten Augenblick einen Groschen vom Tagelohn abzuziehen — das sind warme und wahre, vollkommen ernst gemeinte und dem Leben kühn entgegen gewandte Dichtungen. — Es ist merkwürdig, daß die Spanier in dieser Zeit auf diese Literaturform kamen. Wie ging das zu? Es giebt dafür wieder zwei Ursachen, wie so häufig: die eine wird von den Literaturbüchern berichtet, das ist die abstract literarische, die andere gehört dem Leben an und ist die geschichtliche. — Es ist richtig: die spanischen Dichter wurden durch den Ruhm der italienischen Vorbilder auf diese Bahn gelockt. Das herrliche Idyll des Theocritus und des Virgilius lud ebenfalls zur Nachahmung ein, wie es denn eine ausgemachte Sache ist, daß die romanischen Literaturen in stricter Nachahmung ihren Durchbruch durch die Antike gemacht haben. Aber das reicht doch nicht zur völligen Erklärung der Sache aus. Es ist doch sehr auffallend, daß zur Zeit Karls V. und Philipps II., zu der Zeit, da in Mitteleuropa die geistige Freiheit in der Reformation sich Bahn brach, wo ihre erschütternden Regungen in Frankreich, Italien und selbst in Spanien verspürt wurden, gerade diese harmlose Dichtungsgattung in der Literatur sich in bedeutenden umfangreichen Werken, wie Montemayor's Diana und Cervantes' Galatea ausbreitete. Es muß gefragt werden: wie kommt es, daß in der Literatur der Spanier neben den Schelmen- und Bettelromanen die Schäferromane einhergehen? Ist es nicht merkwürdig, daß in einer so bewegten Zeit, in der der eherne Schritt der Kriegsheere über die Länder Europas hinwegdröhnt, in der die an dem Licht der Freiheit entzündete Fackel ihren Brand über das Bestehende verbreitet und ihr Feuer weit hinaus durch die Nacht der Vorurtheile leuchten läßt, wo die Kronen und die Tiara sich verbinden, die Reformation zu ersticken — daß in einer solchen Zeit die Literatur, dieser Widerhall des wirklichen Lebens, den Ton der Schalmei und der Rohrflöte so laut hören läßt?

Die Antwort ist einfach: es war keine andere Form erlaubt und möglich. Das Idyll war, um es kurz zu sagen, einer der letzten Zufluchtsorte der Opposition, eine eigenthümliche Form der sich verhüllenden Idee. In diesem Sinne sind einige der Schäferromane lehrreich; nur muß man sich von dem Schäferwesen nicht irre machen lassen und von dem unausgesetzt tönenden pretentiösen Wortgeklingel nicht müde werden, sondern den Dingen auf den Grund gehen, und dann entdeckt man den eigentlichen Zweck. Es soll die weitläuftige Ausführung der idyllischen Seelen- und Empfindungsgemälde mit der mehr oder weniger offen hervortretenden Absicht der Dichter dazu dienen, dem eingezwängten und überbildeten, durch sein Gewühl und seine Noth ermüdenden Leben ein wahreres, ruhigeres, einfacheres und freieres Leben gegenüber zu stellen.

Der Portugiese Jorge de Montemayor dichtete den ersten spanischen Schäferroman. Geboren in der Nähe von Coimbra, in dem kleinen portugiesischen Städtchen Montemayor, verdankte er diesem seinen Namen. In seiner Jugend war er Sänger in der spanischen Hofcapelle und machte mit Philipp II., als derselbe noch Infant war, eine Reise durch Italien und die Niederlande. Später nahm er Kriegsdienste und kämpfte mit Auszeichnung. Bald aber verließ er, des Kriegsdienstes müde, die Armee und widmete sich

ganz den Musen, obgleich seine literarische Bildung nur eine sehr oberflächliche und unvollständige war. Von seinen späteren Schicksalen weiß die Nachwelt nichts. Im Jahr 1561 starb er, wie man glaubt, in Folge eines Zweikampfes zu Turin.

Die unglückliche Leidenschaft Montemayor's für eine junge Dame, die er nach der Rückkehr von seinen Reisen vermählt fand, soll seinen berühmten Schäferroman „Diana" hervorgerufen haben. In der That ruht auf ihm ein wehmüthiger Hauch zärtlichen Grams. Seine Geliebte nennt er Diana; er selbst tritt in dem Roman als Hirt Sireno auf, und im Verlauf der Erzählung werden verschiedene Begebenheiten aus dem Leben Montemayor's und seiner Freunde mitgetheilt. Am Schluß des unvollendeten, aus sieben Büchern bestehenden Werkes heilt die weise Fee Felicia den Hirten Sireno durch ein Zaubermittel von seinem Liebesschmerz.

Der Erfolg, welchen die „Diana" hatte, läßt sich nur mit der Aufnahme vergleichen, die dem Amadis zu Theil ward; wie dieser, wurde sie ins Endlose übersetzt und nachgeahmt, und dem Dichter ward die schmeichelhafte Auszeichnung zu Theil, daß die Königin von Portugal ihn an ihren Hof rief.

„Diana" ist der vorzüglichste der damaligen Schäferromane und derjenige, den man auch heut noch mit Antheil und Rührung lesen kann. Fehler des Buches sind eine Unklarheit der Anlage und ein Reichthum von Episoden, die überall hemmend den eigentlichen Lauf der Erzählung unterbrechen, woraus eine Verworrenheit entsteht, die durch eine willkürliche und seltsame Vermischung von Christenthum, mittelalterlicher Zauberei und mythologischen Vorgängen noch vermehrt wird.

Der Zauber dieses Werkes aber liegt in der Schilderung einer Gefühlswelt, in welcher in beredter Klage die schmerzlichste Zärtlichkeit und eine hingebende schwärmerische Treue in immer neuen und poetischen Bildern und in den Wendungen einer reichen und anmuthvollen Sprache unser tiefstes Herz bewegt.

In seinem „Essai sur la pastorale" sagt Herr von Florian über die Diana:

„Ce roman pêche par la conduite, par l'invraisemblance et la multiplicité des épisodes; il a de plus le défaut capital de commencer par l'infidélité non motivée de l'héroine, et d'employer la magie pour guérir le héros de sa passion. Le charme du style rachète tout cela. Chaque détail, chaque morceau de poésie porte un caractère de tendresse, de douceur, de sensibilité, qui attache le lecteur et lui fait verser des larmes, en lisant des histoires mal conçues, impossibles, qui ne tiennent jamais au fond du roman. La Diane est un de ces ouvrages, où le goût est souvent blessé, mais où le coeur jouit presque toujours. Il faut la lire et non la traduire, parceque la grace ne se traduit pas."

Und Rosenkranz urtheilt über dasselbe Buch: „Die Geschichte Diana's und Sireno's selbst ist wenig anziehend; die Mischung christlicher und heidnischer Mythologie ist zwar naiv, doch ohne tiefere Einheit; diese Nymphen und Faunen sind oft bloß leere Decorationen, ebenso die Räuber, die Schlösser, die Sammlungen von Bildsäulen römischer Kaiser, castilianischer Ritter und Frauen, die prächtigen Gärten, die weise Alles vermittelnde Dame Felicia; es sind dies Nachklänge aus den Amadisromanen. Aber die eingelegten Liebschaften des Beliso und der Arsilea, des Abindarraes, eines der Abencerragen von Granada, und der schönen Xarifa, der Portugiesen Danteo und Duarda, sind wunderschön in einer wahrhaft durchsichtigen Prosa erzählt und besonders sind die überall hervorspringenden Lieder sowohl in italienischer als in altcastilischer Form durch ihren seelenvollen Hauch, durch die Anmuth und Lieblichkeit ihrer Diction, durch das Abgeschlossene ihrer inneren Einheit der lebendige Geist des Ganzen. Die Geschichte der liebenden Paare ist hier, wie so oft, nur die felsige Grundlage, aus deren Klüften und Abfällen die heiteren Gesangesquellen mit dem munteren Spiel und reizenden Klang der krystallhellen Wogen hervorströmen."

Es ist schon erwähnt, daß Montemayor seine „Diana" unvollendet ließ. Zwei

Schriftsteller versuchten sie zu vollenden. Der Erste war Alonso Perez, ein Arzt zu Salamanca, der Andere Gaspar Gil Polo, der unter dem Titel „Diana enamorada“ (die liebende Diana) einen dritten Theil in fünf Büchern schrieb. Cervantes sagt im Don Quijote: „Das Werk des Montemayor soll von einigen Albernheiten gereinigt; das Werk des Doctors zu Salamanca verbrannt und das Werk des Gil Polo aufgehoben werden, als ob es von Apoll selbst wäre.“ Die Literarhistoriker sind mit dem Urtheil des Cervantes' nicht einverstanden; fast ohne Ausnahme geben sie dem Werk des Montemayor vor dem des Gil Polo den Vorzug.

Gil Polo gehörte einer Valencianer Patricierfamilie an. Er begann seine Studien in Valencia und setzte sie in Salamanca fort. In Valencia hatte er in späterer Zeit den Lehrstuhl der griechischen Sprache inne. Man kennt weder das Jahr seiner Geburt noch das seines Todes; doch wird vermuthet, daß er ein hohes Alter erreicht hat. Die „liebende Diana“ ist das bekannteste und berühmteste seiner Werke. Phantasie und Esprit würden wir vergebens in der Erfindung dieses Romans suchen. Nachdem Sireno von seiner Liebe geheilt ist, läßt der Dichter plötzlich in Diana's Brust die Leidenschaft für den früher Verschmähten erwachen, und nach manchen Stürmen verzweiflungsvoller Empfindung leitet Felicia's weise Hand die Liebenden endlich in den Hafen des ehelichen Glückes.

Die eingeflochtenen Gedichte aber verleihen dem Werk einen ganz besonderen Werth; denn sie sind strahlend von reizender Frische und graziöser Zartheit. Wir lassen hier, in den Uebersetzungen von Hoffmann und August Wilhelm von Schlegel, Stellen aus Montemayor's und Gil Polo's „Diana“ folgen, sowie ein von Herder übersetztes Schäferlied des Gil Polo.

Von den Gebirgen Leons stieg der von seiner Diana vergessene Sireno herab, mit dem die Liebe, das Glück und die Zeit also hart verfahren, daß er von dem kleinsten Leiden, welches in seinem unglücklichen Leben ihn betroffen, nichts geringeres als den Tod erwartete. Nicht mehr weinte der arme Hirt um den Schmerz, den die Trennung ihm verhieß, noch auch beunruhigte ihn die Besorgniß, vergessen zu werden: denn erfüllt sah er die Ahnungen seines Argwohns so sehr zu seinem Nachtheil, daß kein härterer Schlag des Schicksals ihn weiter bedrohen konnte.

Als nun der Hirt zu den grünen und fröhlichen Wiesen gelangte, die der volle Strom Ezla mit seinen Fluten bewässert: da trat das große Glück wieder vor seine Seele, welches er damals auf ihnen genossen, als er noch ganz so Herr seiner Freiheit war, wie er späterhin der unterthänig ward, die ihn ohne Ursache in die Nacht ihres Vergessens begraben. Er gedachte der glücklichen Zeit, da er auf diesen Wiesen, an diesen lieblichen Borden seine Heerde weidete, allein den Gewinn im Auge habend, der aus ihrer Führung ihm entsprang. In seinen Feierstunden hatte er seine Freude einzig an dem Wohlgeruch der goldenen Blumen, welche der Lenz als die fröhlichen Vorboten des Sommers über die ganze Natur ausstreut; auch nahm er wohl seine gar zierliche Laute zur Hand, die er in seiner Hirtentasche stets bei sich trug, oder auch eine Hirtenflöte, zu deren Ton er die süßen Verse dichtete, um derentwillen er von den Hirtinnen des ganzen Bezirks gerühmt ward. Nichts fragte der Hirt da nach den guten oder bösen Launen des Schicksals, nichts nach dem Unbestand und Wechsel der Zeiten. Kein Gedanke an das Treiben und Streben des ehrgeizigen Höflings, so wenig als an den Hochmuth und Eigendünkel der bloß durch die Stimme und das Urtheil ihrer Verehrer gefeierten Dame kam in seinen Sinn; ebensowenig bekümmerte ihn das stolze, geringschätzige Benehmen des aufgeblasenen Günstlings. Er war aufgewachsen auf der Flur, auf der Flur weidete er seine Heerde, und so beschränkten sich seine Wünsche denn auf die Flur, bis die leidige Liebe ihn um seine Freiheit brachte, wie sie es zu thun pflegt mit denen, die sich am freiesten dünken.

Jetzt kam der arme Sireno mit verweinten Augen, verändertem Gesicht, und seinem so an Leiden gewöhnten Herzen, daß er, hätte das Glück ihm eine Freude schenken wollen, ein anderes, neues Herz würde haben suchen müssen, um sie in sich aufzunehmen. Sein Gewand war von einem Tuche, das so rauh war wie sein Geschick. In der Hand trug er einen Schäferstab, vom linken Arme herab hing eine Hirtentasche. Er lehnte sich an den Stamm einer Buche, fing an seine Augen am schönen Borde hinschweifen zu lassen, bis daß er mit ihnen an die Stelle kam, wo er zuerst die Schönheit, den Reiz und das sittige Wesen der Schäferin Diana erblickte, in welcher die Natur die vielfach vertheilten Vollkommenheiten vereinigte. Was sein Herz empfand, das ermesse, wer jemals in trübe Erinnerung sich verlor. Nicht vermochte der unglückliche Hirt die Thränen zurückzuhalten, noch die Seufzer zu unterdrücken, welche seinem Herzen entschlüpften; und die Augen gen Himmel gerichtet, brach der Betrübte also in Worte aus:

Ach, mein Gedächtniß! Feind meiner Ruhe, würdest du nicht besser beschäftigt sein, wenn du mich die gegenwärtigen Leiden vergessen ließest, als daß du mir vergangene Freuden vor Augen stellest? Was sagst du mir, Gedächtniß? Daß ich meine Gebieterin Diana auf dieser Aue sah? Daß ich auf ihr zu fühlen anfing, was ich nie aufhören werde zu beweinen? Daß sie an dieser klaren, mit hohen und grünen Erlen eingefaßten Quelle unter tausend Thränen mir oftmals schwur, nichts im Leben, weder der Wille ihrer Eltern, noch die Ueberredung der Brüder und das dringende Bitten der Verwandten, solle sie in ihrem Entschlusse wankend machen? Und daß, wenn sie dies betheuerte, in ihren schönen Augen Thränen glänzten, gleich den orientalischen Perlen, die Zeugen dessen zu sein schienen, was sie im Herzen zurückbehielt; sie unter dem Bedrohen, mich für einen Mann von geringer Einsicht zu halten, mir befahl zu glauben, was sie so vielmal mir vorsprach? Doch halt ein wenig, Gedächtniß! nun, da du mir die Ursachen meines Unglücks vorgeführt — denn das waren sie, indem das Glück, dessen ich damals genoß, der Keim des Unglücks ward, das jetzt auf mir lastet — so vergiß auch nicht, zur Linderung dieses Leidens mir die Drangsale, die Unruhe, die Furcht, die Zweifel, die Eifersucht, den Argwohn, das Mißtrauen einzeln vor Augen zu stellen, die, selbst im günstigsten Verhältnisse, den wahrhaft Liebenden nicht verlassen. Ach, Gedächtniß, Gedächtniß! Störer meiner Ruhe! wie bestimmt kannst du mir erwidern, daß das größte in diesen Betrachtungen erwähnte Leiden ein sehr unbedeutendes ist im Vergleich mit der Freude, welche mir dafür zu Theil ward. Du, mein Gedächtniß, hast wohl Recht, und das Schlimmste ist, daß dies Recht so groß ist.

Und hiermit zog er aus seinem Busen ein Papier hervor, worin er einige Schnüre grüner Seide und Haare — und was für Haare! — eingeschlagen hatte, legte sie auf den grünen Rasen hin, zog unter vielen Thränen seine Laute hervor — nicht mehr so zierlich gehalten wie damals, als Diana ihn begünstigte — und stimmte folgendes Lied an:

Welchen Wechsel mußt' ich sehen,
Seit ich dich, o Locke, sah!
Und wie übel scheint mir da
Noch der Hoffnung Grün zu stehen!
Freudig durft' ich mir's bekennen
— War ich gleich von Furcht nicht frei —
Daß kein Hirt so würdig sei,
Dich, o Locke! sein zu nennen.

Ach, wie oft, o Locke! schielte
Sonst Diana hin nach mir,
Wenn getändelt ich mit dir,
Dich geküßt und mit dir spielte!
Und wie ihre Thränen flossen
— Ach, die falschen Thränen! — dort
Sprach im Scherz ich wohl ein Wort,
Das ihr Argwohn eingegossen!

Daß ich traute dem Versprechen,
Das in jenen Augen lag,
Die mein Herz durchbohrten: sag',
Goldne Locke! war's Verbrechen?
Sahst du nicht, wie sie mir dorten
Tausend Thränen weinte vor,
Bis ich einen Eid ihr schwor,
Glauben schenkt' ich ihren Worten?

Sah man bei so hohen Reizen
Jemals solchen Wankelmuth?
Und der reinsten Liebesgluth
Je das Glück so böslich geizen?
Ja, in ihrem Namen schämen,
Locke! mußt du dich vor mir,
Mich, den Treugebliebnen, hier
So verlassen wahrzunehmen.

Hier am Strom sie fand ich sitzen,
In den leichten Sand hinein
„Lieber todt, als untreu sein!"
Schreibend mit den Fingerspitzen.
Bittern Spott heißt das getrieben,
Amor! auf die Schwüre bau'n
Eines Weibes mußt' ich, trau'n
Worten, in den Sand geschrieben.

Uebersetzt von F. W. Hoffmann.

Abschied Sireno's und Dianens.

Unter auserlesenen Schatten
Eines grünen Bordes hin,
Wo ein sorgenfreier Sinn,
Wie es Zeit und Ort gestatten,
Fände mancher Lust Gewinn:
Trieb Sireno seine Heerde,
Ein betrübter Hirt, im Herzen
So gequält von wahren Schmerzen,
Wie nur Spiel ist die Beschwerde
Derer, die mit Liebe scherzen.

Dieser wollt' um Lieb' erbleichen,
Die er lang' Dianen schwur,
Einer Hirtin jener Flur,
Der an Schönheit mußte weichen
Alle menschliche Natur.
Was ein Wesen kann erhöhn,
War an ihr vollkommner Weise;
Denn ihr diente nicht zum Preise,
Klug zu heißen, als nicht schön,
Oder schön als minder weise.

Und er warb nicht ohne Huld;
Denn, gezwungen sie zu meiden,
Hätt' er wohl, gewohnt der Leiden,
Mehr ertragen in Geduld
Die Entfernung nach dem Scheiden.
Denn dem Herzen, ungeübet,
Leid zu dulden, oder Plagen,
Wo nicht Weisheit hemmt die Klagen,
Von der kleinsten Noth getrübet,
Will ihm aller Muth versagen.

Einen vollen Strom entlang,
Der den Namen Ezla führet,
Wo nach Klee die Heerde spüret,
Wandelte der Schäfer bang,
Von der Trennung tief gerühret.
Seine Schäferin zu sehen
Wartet' er voll Kummer schon,
Die, indeß die Stunden flohn,

Weidend ließ die Heerde gehen
In den Bergen von Leon.

Während sie noch außen bliebe,
Stand der traur'ge Hirt und sann,
Und der Tag erschien ihm dann,
Wo vom falschen Gott der Liebe
Er die erste Lust gewann.
Und er sprach, sich so nun sehend:
Was die Liebe mir gewähret,
War ein Gut, das sich verkehret,
Weil das Uebel, draus entstehend,
Doppelt mich hernach beschweret.

Da die Sonne schon sich wandte,
Konnt' ihr Feuer ihn nicht mühen;
Doch, was Liebe läßset glühen,
Und worin sein Herze brannte,
Mußte hell're Flammen sprühen.
Wie ihn seine Regung leitet,
Da sein Weh die Bäume theilen,
Und der Fluß sich will verweilen,
Von der Nachtigall begleitet,
Sagt er diese Liederzeilen:

Einen Abschied nennt das Scheiden,
Wer nicht kennt ein liebend Herz;
Doch ich nenn' es einen Schmerz,
Der nur endigt im Verscheiden.

Gebe Gott, ob es mir glücke,
Daß mein Leben sich erhält,
Bis ich da mich eingestellt,
Wo das Herz mir bleibt zurücke;
Denn gedenk' ich an das Scheiden,
So verzaget ganz mein Herz,
Daß von dem gewalt'gen Schmerz
Bald das Leben muß verscheiden.

Dieses ward von ihm gesungen,
Und die Saiten auch geschlagen,
So von aller Lust verdrungen,
Daß das Weinen oft verschlungen,
Was Sireno wollte sagen.
Und so stark war sein Verlangen,
Wenn der Ton, gehemmt vom Schmerz,
Stumm blieb bei der Saiten Erz.
Was die Lippen angefangen,
Das vollendete das Herz.

Als er den Gesang geendet,
Sah er schön Dianen kommen,
Daß die Wiesen, eingenommen,
Wo ihr Auge hin sich wendet,
In erneuten Farben glommen.
Ihr Gesicht wie eine Blume,
Und so traurig, daß im Streit
Bleiben muß, wer sie geweiht
Mehr zu einem Eigenthume,
Schönheit oder Traurigkeit.

Seufzend zu viel tausendmalen
Senkte sie die Augenlieder,
Und erhob sie trostlos wieder,
Als ob mit der Blicke Strahlen
Sie den Himmel zöge nieder.
Sagte dann mit bangerm Triebe,
Als es Worte offenbaren:
Muß das Glück so schlimm sich paaren,
O so magst du künftig, Liebe,
Deine Lust für dich bewahren!

Was die Ursach' ihrer Klagen,
Hielt sie nicht in sich verschlossen;
Ob sie Thränen da vergossen,
Möget ihr die Augen fragen,
Die Sireno's Brust durchschossen.
Wie die Lieb' ihr dient zum Preise,
Birgt sie nicht den theuren Hang.
Ob sie mit Beklemmung rang,
Mögt ihr fragen diese Weise,
Welche sie mit Thränen sang:

Grausam willst du, Lieb', allein
An der Gegenwart mich weiden,
Darum, daß der Trennung Leiden
Um so härter möge sein.

Du giebst Labung, du giebst Ruhe,
Nicht um Heil uns zu bereiten,
Nein, damit in manchen Zeiten
Man der Duldung ab sich thue.
Seht der Liebe Tücken ein!
An der Gegenwart mich weiden,
Daß ich Trennung müß' erleiden,
Ohne Zuflucht meiner Pein.

Als Diana hingekommen,
Wo ihr Liebster sich ihr zeigt,
Will sie reden, doch sie schweigt;
Auch dem Armen ist's benommen,
Da er sich zum Reden neigt.
Was zu sagen sie sich schicken,
Wollen ihre Augen zeigen,
Sagend, was sie noch verschweigen,
Mit den linden Liebesblicken
Ihnen zu Gesprächen eigen.

Unter eine blüh'nde Myrthe
Setzten sich die zwei Bedrückten,
Die einander so entrückten,
Daß ihr Sinn sich ganz verwirrte,
Wie sie sich die Hände drückten.
Denn die Lust, sich zu betrachten,
Und die Furcht, sich bald zu missen,
Hatte so sie hingerissen,
Daß sie nur vergeblich trachten
Und kein Wort zu sagen wissen.

Oft schon mußten sie sich finden,
Diesem grünen Borde nah,
Doch auf andre Weise da
Feierten sie solch Verbinden,
Als dies letzte Mal geschah.
Wundersames Thun der Herzen!
Zwei zu sehen, die sich lieben
Mit Gemüth und allen Trieben,
Und sich sehn mit größern Schmerzen,
Als wenn sie allein geblieben.

Der Entfernung harte Pflicht
Muß Sireno nahe glauben:
Die Geduld will sie ihm rauben,
Und zu reden wollen nicht
Seine Thränen ihm erlauben.
Er blickt auf die Hirtin her,
Seine Hirtin blickt auf ihn;
Und mit bitterm Schmerze schien
Er zu reden, doch nicht er,
Denn es redt der Schmerz für ihn.

Ach Diana! wer wohl dächte,
Wenn ich mich in Sorgen quäle,
Die ich nimmer meſſ' und zähle,
Daß die Stunde, die dich brächte,
Ruh' nicht ſchaffte meiner Seele?
Gab es jemals Tag' und Zeiten,
Wo mir, Herrin meiner Bruſt,
Irgend etwas war bewußt,
Was mir könnte Gram bereiten
Mehr, als deine Nähe Luſt?

Wer wohl dächte, wenn ſo lange
Deine Augen nach mir ſähen,
Daß noch könnte widerſtehen
Aller Gram vom härtſten Drange,
Welcher möcht' an mir ergehen?
Herrin, ſieh, ob mein Geſchicke
Einen guten Weg gegangen!
Tödtlich war mir das Verlangen
Ehedem nach deinem Blicke,
Tödtlich nun, ihn zu erlangen.

Und nicht aus geſchwächtem Lieben:
Feſter iſt auf keins zu bauen.
Nein, ich kam ſonſt, dich zu ſchauen;
Und, zum Abſchied hergetrieben,
Komm' ich nun zu dieſen Auen.
Heut' wollt' ich, dich nicht zu ſehen,
Hab' ich ſchon kein andres Leben,
Die beſiegte Seele geben,
Daß ich vor der Trennung Wehen
Nur ſo bald nicht dürfte beben.

Hirtin, wolle mir erlauben,
Daß ich ſag', in gleichem Grade
Fühlſt du Gram, den ich entlade;
Iſt es Wunder, daß zum Glauben
Deine Gegenwart mich lade?
Wenn, Diana, dem ſo iſt,
Sag, wie kann ich dich verlaſſen?
Oder du mich gehen laſſen?
Oder ich, ohn' alle Friſt,
Den Entſchluß zum Abſchied faſſen?

Ach, Geliebte! Himmel, ach!
Wie gar keinen Grund hab' ich,
Um zu klagen über dich!
Und du findeſt Grund hernach
Täglich, zu vergeſſen mich.
Du vertreibſt mich nicht von hinnen,
Dieſes ſag' ich grad' und ſchlicht,
Minder meiner Treue Pflicht,
Und, wenn ich mich will beſinnen,
Wer es thut, ich weiß es nicht.

Ganz in Thränen hingeſchwommen,
Oft von Seufzen unterbrochen,
Ward vom Schäfer dies geſprochen,
Was ihr eben habt vernommen,
Und wobei ihr Herz gebrochen.
Zu antworten ſtrebt ſie jetzt.
Tauſendmal will ſie beginnen,
Hält dann vor Betrübniß innen,
Und die Liebe muß zuletzt
Auf die Antwort für ſie ſinnen.

Mehr zu ſagen, als ich wollte,
O Sireno, kam die Stunde:
Denn verräth ſich ſchon die Wunde,
Möcht' ich, Schäfer, doch, und ſollte
Sie verſchweigen mit dem Munde.
Aber ach! ſo muß ich Arme
Nun erſt mein Geheimniß ſagen,
Da es nicht mehr hilft zu klagen,
Noch mich zu befrein vom Harme,
Noch die Reiſe zu vertagen.

Warum gehſt du ſo, mein Hirt?
Willſt mich ſo verlaſſen hier?
Wo die Zeit, des Ortes Zier,
Nur zur Mahnung dienen wird
An die Luſt der Liebe mir?
Was empfind' ich, wann die Schritte
In dies holde Thal mich leiten,
Wann ich ſag': in guten Zeiten
Saß ich hier nach unſrer Sitte,
Mein Sireno mir zur Seiten.

Denk', ob ich es traurig fände,
Dich nicht ſehn, und dieſe Auen
So geſchmückt von Bäumen ſchauen,
Deren Rinde deine Hände
Meinen Namen anvertrauen;
Und was ſchärfer könnte nagen,
Als den Ort, wo ich dich fand,
Sehn in ſo verlaſſnem Stand,
Wo du mir mit großem Zagen
Deine Pein zuerſt bekannt?

Wenn ſich dieſes harte Herz
Bis zu Thränen kann erweichen,
Wie erweicht ſich's nicht ingleichen,
Einzuſehn den wilden Scherz,
Den du treibſt, mir zu entweichen.
O mein Schäfer, nicht geweint!
Denn es hilft nicht, Thränen ſpenden;
Und der muß ſein Herz verblenden,
Der um Schmerz zu weinen ſcheint,
Und das Mittel hat in Händen.

Doch vergieb, Sireno, mir,
Kränkt' ich dich, ohn' es zu wiſſen.
Laß mich dein Geſpräch nicht miſſen!
In dem holden Thale hier
Bleib' ich ſonſt, mir ſelbſt entriſſen;
Auch zum Scherz kann mir's nicht taugen,
Fern von dir zu denken mich.
Geh nicht von mir! Willſt du? Sprich!
Laß nicht weinen dieſe Augen,
Womit ich geblickt auf dich.

Wieder ſprach der Hirt ihr zu:
Billig jeder Vorwurf ſchien,
Wenn ich ſelber wollte fliehn;
Doch mich bleiben heißeſt du,
Und mein Schickſal heißt mich ziehn.
Sehend deine holden Blicke
Fühl' ich, Herrin, ungezwungen
Dir zu folgen mich gedrungen,
Armer! der ich dem Geſchicke
Zu gehorchen bin gezwungen.

Ja, gezwungen iſt mein Scheiden,
Aber nicht durch meine Schuld.
Gern das Härtſte wollt' ich leiden,
Dich zu ſehn auf dieſen Weiden,
Wo mir ſchwindet alle Huld.
Nur mein Herr, der große Hirt,

Ist es, der mich heißet gehn,
Welchen bald ich möge sehn
Von der Liebe so verwirrt,
Wie ichs fühl' an mir geschehn.

Wollte Gott, es stünd' in meinen
Händen, um dir nachzugeben,
Meinen Abschied aufzuheben,
Wie du, Herrin, in den deinen
Meinen Tod hast und mein Leben.
Aber glaub', es ist vergebens,
Selber muß ich mir's verkünden,
Eine Hoffnung noch zu gründen,
Daß die Freuden meines Lebens
Je in meinen Händen stünden.

Meinem Hirt und Heerden zwar
Könnt' ich leichtlich thun Verzicht,
Suchen andrer Herren Pflicht;
Doch, nehm' ich das Ende wahr,
Ziemt es unsrer Liebe nicht.
Denn verlaß' ich diese Heerde,
Und nehm' eine andre an:
Sag', wie schaff' ich dann mir Bahn,
Ohne daß dir's Unheil werde,
Diesem grünen Bord zu nahn?

Hält mich dieses mächt'ge Feuer
Hier zurück, so wird's errathen,
Daß dir meine Wünsche nahten;
Meine Lust kauf' ich zu theuer,
Muß ich deinen Ruf verrathen.
Wenn man sagt, daß ich im Werben
Allzu glücklich bei dir bin,
Und verdammet dich darin:
O wie würd' es mich verderben?
Und wie brächt' es dir Gewinn?

Hierauf sprach die Schäferin,
Ganz von Schmerzen übermannt:
Mich zu lassen, Hirt, wie fand
Weise Gründe nur dein Sinn,
Die der Liebe unbekannt?
Uebles Zeichen muß ich's nennen:
Wer, so hört' ich immer sagen,
Gegenwärtig vorzutragen
Gründe weiß, um sich zu trennen,
Wird die Trennung leicht ertragen.

Ach, ich Arme! du gehst fort,
Und ich weiß nicht, was aus mir
Werden wird, noch was aus dir,
Noch ob du gedenkest dort,
Daß wir uns gesehen hier.
Noch auch weiß ich, ob vielleicht
Ich Betrug zum Lohn erfahre,
Da den Schmerz ich offenbare;
Doch, was mir zum Gram gereicht,
Halt' ich immer für das Wahre.

Was kann dir die Wehmuth taugen?
Schäfer, geh zu Schiffe! geh!
Flüchtig eile durch die See,
Wie ich der aus meinen Augen
Dich so leicht entkommen seh',
Mag dich Gott vor Stürmen schützen,
Mein Sireno, süßer Freund!
Und das Glück, nicht mehr dir feind,
Redlicher dich unterstützen,
Als du es mit mir gemeint.

Da mein Auge soll entbehren,
Was ihm Wonne konnte bringen,
Fühl' ich mich im Tode ringen,
Während mir die Thränen wehren
Meine Rede zu vollbringen.
Eh' sich diese Augen schließen,
Jüngling, will zu Gott ich flehen,
Daß sie einmal noch dich sehen.
Kannst du schon ihr Weh beschließen,
Wünschen sie dein Wohlergehen.

Meine Herrin, sprach er drauf,
Unglück kommt niemals allein:
Mag es noch so tödtlich sein,
Stets, begleitend seinen Lauf,
Stellt sich noch ein größres ein.
Deinen Anblick und mein Leben
Bald getrennt zu müssen meiden,
Ist kein solch unendlich Leiden,
Als dem Jammer hingegeben
Dich zu sehn bei unserm Scheiden.

Könnt' ich diese je vergessen,
Augen, wo ich schaute mich,
Sei von Gott vergessen ich;
Oder heg' ich sonst indessen
Andre Bilder, als nur dich.
Und wenn fremder Schönheit Blicke
Neigung je in mir erregen,
Einer frohen Stunde wegen,
Möge mir mein Mißgeschicke
Tausend Jahr der Qual auflegen.

Und vertausch' ich meine Treue
Jemals gegen neue Bande,
Dann alsbald vom höchsten Stande
Stürze mich des Glückes Reue
In Verzweifelung und Schande.
Mahne nicht ans Wiederkommen,
Liebe süße Herrin mein!
Allzu unwerth wär' ich dein,
Könnte mir das Leben frommen,
Ohne dir gesellt zu sein.

Mein Sireno, sprach sie wieder,
Wenn ich dich vergäß' einmal,
Werd' in diesem holden Thal,
Wo den Fuß ich setze nieder,
Grüner Rasen dürr und fahl.
Sollt' ich die Gedanken lenken
Je nach einer andern Seite,
Bitt' ich Gott, daß er bereite,
Wenn ich will die Schafe tränken,
Daß der Fluß mir trocken gleite.

Nimm von Haaren diese Flechte,
Die ich wand, weil mir geschienen,
Dir zum Zeichen könnt' es dienen,
Daß du nahmst Besitzes Rechte
Von dem Herzen und von ihnen.
Diesen Ring auch biet' ich dar,
Woran zwei verschlungne Hände
Zeigen: ob das Leben ende,
Daß vereinter Seelen Paar
Nie einander ab sich wende.

Dir zu lassen, sprach der Hirt,
Hab' ich, außer meinem Stabe,
Nur der werthen Laute Gabe,
Welche spielend, ich geirrt

Oft auf diesen Wiesen habe.
Tausend Lieder ließ ich dir,
Meine Hirtin, auf ihr tönen;
Pries den Ausbund alles Schönen,
Und wie ich sie fühlt' in mir,
Haucht' ich Lieb' in süßem Stöhnen.

Nun umarmten sie sich Beide;
Dieses war ihr erstes Mal,
Und ich denk', ihr letztes Mal,
Weil die Zeit die Liebes-Eide
Anders lenkt als eigne Wahl.
Fühlte tödtlich grimm'gen Schmerz
Schon Diana, so zu wissen
Ihren Jüngling sich entrissen,
So war doch seitdem ihr Herz
Auf die Heilung selbst beflissen.

August Wilhelm von Schlegel.

Aus der „liebenden Diana".

Wechselgesang der Hirtinnen Alcida und Diana.

Dieses und das zunächst folgende Gedicht — die beiden einzigen in dieser Art in der liebenden Diana — haben das durch Gil Polo in die spanische Poesie eingeführte provençalische Versmaß, dessen sich auch ein späterer Dichter — Vicente Espinel — in seinen Idyllen bedient hat.

Alcida.

Indeß die Sonne ihre Mittagsstrahlen
So glühend auf die Erde niedersendet,
Daß sich der Nymphen keusche Schaar gewendet
Zu Quellen hin und schattenreichen Thalen,
Und die Cicaden ihre Klagelieder
Anstimmen wieder:
Laß, Hirtin, klingen
So süß dein Singen,
Daß Wohlgefallen
An seinem Schallen
Der mächt'ge Himmel hab', und niederthaue
Der Labung Naß auf die versengte Aue.

Diana.

Indeß das Haupt von den Planeten allen*)
Inmitten zwischen West und Osten stehet,
Und auf den Landmann, der im Felde gehet,
Die schärfsten Pfeile läßt herniederfallen:
Beim süßen Murmeltone dieser hellen
Geschwätz'gen Wellen
Ein Liedchen singe,
Das Staunen bringe
Den trotz'gen Winden,
Vor Lustempfinden
Den rohen Ungestüm in Zaum sie halten,
Und sanften Hauches nur und kosend walten.

Alcida.

Ihr muntern, klaren und krystallnen Wellen,
Zum ew'gen Lenze hier das Jahr gestaltend,
Der Nelken und der Lilien Schmuck entfaltend
An euren Borden rings, den üppig hellen:
Wie mächt'ge Flammen Phöbus auch ergieße,
Stets, Bächlein, fließe!
Von keiner Heerde
Getrübet werde
Dir jemals deine
So schöne Reine,
Noch mög' ein armer Liebender so frischen
Bachwellen seine heißen Thränen mischen!

Diana.

Du grüne Blüthenau, wo von der milden
Natur all' ihre Farben sind verschwendet,
Als Schmuck dem Baum, der Blume sie gespendet,
Die hier das lieblichste Gemälde bilden:
Kein rauher Wind soll deinen grünen Zweigen
Sich feindlich zeigen:
Laß Blumen sprießen,
Grashalme schießen,
Und Kälte nimmer
Raub' ihren Schimmer,
Noch soll des Himmels Gluthenstrahl, der wilde,
Je nah'n so schönem, blühendem Gefilde.

Alcida.

Von stolzen Fürstenhöfen hier geschieden
Und ihren Stürmen, ihren Ränkespielen,
Sich unsre Herzen hochbeseligt fühlen
Bei heitrer Luft und ungestörtem Frieden.
Man lagert sich zu Zeiten auf die Matten
Am Strom im Schatten,
Wo Nachtigallen-
Gesäng' erschallen,
Wo Balsamdüfte
Durchwehn die Lüfte,
Und Berg und Thal und Busch und grüne Weide
In schönem Bunde laden stets zur Freude.

Diana.

Der leichten Zephyrlüfte sanftes Rauschen,
Wenn sie durch Blüthenzweige munter schwärmen,
Wer möcht' es wohl um jenes laute Lärmen
Volkreicher, großer Residenzen tauschen?
Denn ihrer Herrlichkeiten stolzer Schimmer
Ist eitler Flimmer;
Die Prunkgelage
Erzeugen Plage;
Titel und Ehren
Sind nur Chimären,
Und ganz das Gegentheil von dem verkünden
Die Lippen dort, was Herz und Seel' empfinden.

Alcida.

Hier stellt die Ehrsucht Schlingen nicht und Netze,
Nicht nach Ducaten hier die Habsucht schmachtet,
Hier buhlt das Volk um Aemter nicht, noch achtet
Es Fürstengunst und Ordensband für Schätze.
Nicht Falschheit oder niedre Leidenschaften
Im Herzen haften;
Einfalt und Güte
Wohnt im Gemüthe,
Das, feind dem Schlechten,
Treu hält am Rechten;
Der Eintracht und der Nüchternheit ergeben,
Führt hier das Volk ein heitres, frohes Leben.

Diana.

Der schlichte Schäferjüngling wird nicht eilen
Zur neuen Welt auf neu entdeckten Meeren;

*) Nach dem ptolemäischen, damals allein bekannten Weltsysteme drehte sich die Sonne als Planet um unsere Erde, die man sich als feststehend dachte.

Im fernen Indien werden nicht gehören
Ihm Tausende von Münzen und von Meilen.
Der Arme fühlt bei dem, was ihm beschieden,
Sich so zufrieden
Wie der Gebieter
Der reichsten Güter;
Und zieht zur Weide
Das Herz voll Freude,
Wie wer zur Bergtrift große Heerden sendet
Und tausend Morgen reichen Ackers wendet. *)

Idylle.

In dem glücklichen Gefilde,
Wo mit seiner klaren Flut
Guadalaviar, die milde
Au verlassend, an das wilde
Meer entrichtet den Tribut:
Schwärmte, wo die Wellen schlagen
An den Kieselstrand der See,
Wohlgemuth, mit Lustbehagen,
Ungerührt von Licio's Plagen,
Die sie schuf ihm, Galathé.

Muscheln suchte dort im Sande
Und gefärbte Steinchen sie;
In das Brausen, das am Strande
Tönte von der Flut Gebrande,
Mischend manche Melodie.
Lauschend auf den Schlag der Wellen,
Setzte sie ans Meer sich jetzt;
Floh bei ihrem Näherschwellen;
Doch zu spät oft, und die hellen
Füßchen wurden dann benetzt.

Licio, in so bittern Schmerzen,
Wie kein Buhle schmachtend hin,
Dachte nicht der Wund' im Herzen,
Als er sah dies Spiel und Scherzen
Seiner art'gen Schäferin.
Doch als er verglich sein Stöhnen
Mit der Lust, der sie jetzt froh:
In von Schmerz gebrochnen Tönen
Sprach da, hingewandt zur Schönen,
Der bedrängte Schäfer so:

Nicht, o holde Nymphe, spiele
Mit der grauenvollen See!
Wie dein Spiel dir auch gefiele,
Flieh, o flieh das Schaumgewühle,
Wie du mich fliehst, Galathé!
Laß dein Spiel, das mir so schwere
Qual bereitet, laß es ruhn!
Nicht mein Leiden noch vermehre!
Denn erblick' ich dich am Meere,
Weckt mir Eifersucht Neptun.

Grund genug mich zu betrüben
Hab' ich, glaube sicherlich!
Ist er kalt bisher geblieben,
Wird er sich in dich verlieben,
Wenn sein Auge fällt auf dich.
Ja gewiß! denn Amor weiß,
Seit mich seine Wunde quälet,
Daß mir, damit doppelt heiß
Meine Qual, von höherm Preis
Nur ein Mitbewerber fehlet.

Laß den öden Strand, wo leere
Wellen nur dein Zeitvertreib;
Daß nicht etwa dich verzehre
So ein Scheusal aus dem Meere
Mit beschupptem Schlangenleib.
Ach, den bösen Strand vermeide!
Sieh doch meine Noth und Pein!
Doppelqualen ich ja leide;
Eifersucht flößt deine Freude,
Sorge die Gefahr mir ein.

Seh' ich dich dem Meer gewogen,
Spricht die Eifersucht zu mir,
Daß Europa ward betrogen,
Die berühmte Nymph', am Wogen-
Strande von dem weißen Stier.
Und beständig läßt mit Grauen
Die gemeine Sorge mich
Hippolyt, den spröden, schauen,
Der am Meer, bedräut vom rauhen
Seegethüm, so trüb' erblich.

Doch du läßt nicht Furcht gewahren,
Ob dir Noth und Tod auch dräut;
Denn nicht scheut — ich seh' mit klaren
Augen es — sich vor Gefahren,
Wer den Liebesgott nicht scheut.
Aber hüte dich, o Schöne!
Denn Cupido rachsuchtsvoll,
Sieht er, daß man ihn verhöhne,
Trifft mit seinen Pfeilen jene
Erst Verschonten gern aus Groll.

Folge mir zum grünen Haine
Und zum kühlen Schattenort,
Reich an duft'gen Blumen! Scheine
Noch so heiß die Sonne, keine
Sommergluth belästigt dort.
Kann das Wasser dich ergetzen:
Ein so schöner Quell ist da,
Daß er hofft, nur in ihm netzen
Sollst du dich, um sich zu schätzen
Als den ersten fern und nah.

Hier auf diesen offnen Strecken
Wird kein Schleier oder Hut
So dein hold Gesicht verstecken,
Daß, da Schatten dich nicht decken,
Nicht dich bräunt die Sommergluth.
Kein Gesang ist hier zu finden
Nichts als dumpfer Lärm umher,
Den, von ungezähmten Winden
Aufgewühlt in seinen Gründen,
Hier erregt das Wellenmeer.

Und nach Stürmen hier zu wanken,
Giebt dem Aug' erst Lustgewinn,
Sieht man losgeriss'ne Planken
Von den Schiffen, die versanken,
Treiben nach dem Ufer hin.
Lenk' zum süßen Hain die Schritte,
Wo nicht kargte die Natur,
Und in heitrer Festesmitte,
Wie die Mittagsgluth auch stritte
Fröhlicher das Weilen nur.

*) Wenden: eigentlich den Acker zum zweiten Male pflügen; hier, des Reimes wegen, für pflügen überhaupt.

Fliehe von den wilden Meeren!
Komm, und Liederchen dann, sieh,
Singen wir, so süß zu hören,
Daß sie lindern und beschwören
Auch die herbste Qual und Müh.
Singt, wer in der Liebe Schlingen,
Gleich nur, was ihm quält die Brust:
Werd' ich in die Schäfer dringen,
Daß ihr Sang dir gebe Lust.

Dorten kannst in Wiesengründen
Und in den Gebüschen hin
Stündlich du an tausend Rinden
Hochberühmte Namen finden
Mancher Nymph' und Schäferin.
Doch vielleicht wird dich betrüben,
Daß dein Name pranget da;
Weil du weißt, daß ihn geschrieben,
Er, der ferne stets geblieben
Deinem Angedenken ja.

Und doch glaub' ich, wirst du sehen,
Wenn auch Zorn im Auge blitzt,
Vielmal lieber dort ihn stehen,
Als du siehst das Liebesflehen
Dessen, der ihn eingeritzt.
Wohl ist, Gegenlieb' entbehren,
Wenn man liebet, harte Pein;
Doch wie kann es dich beschweren,
Nymphe, da du kein Begehren
Fühlst, von mir geliebt zu sein?

Nach Gefallen magst du hassen
Deinen Schäfer, Galathé!
Wenn ich diesen Strand, die grassen
Meereswellen dich verlassen
Nur mit meinen Augen seh'.
Kann dich wohl am Meer ergetzen
Eine Lust so süß als die,
Sie im klaren Quell zu netzen,
Sie am Blumenduft zu letzen
Und der Sprosser Melodie?

Wollte Gott, du könntest lieben
Unser schönes Uferthal!
Daß, als ich es dir beschrieben,
Ich sein Lob nicht übertrieben,
Ueberzeug' dich selbst einmal.
Doch je mehr ich rühm' es hier,
Mach' ich sinken es im Preise;
Daß es so geliebt von mir,
Wäre schon ein Grund bei dir,
Es zu fliehn auf alle Weise.

Weiter wollte Licio reden,
Fertig war er lange nicht;
Doch es ward dem armen Blöden
Untersagt von seiner Spröden
Jetzt mit spöttischem Gesicht.
Neu beginnt ihr Spiel am Strande,
Wieder weint der Hirt in Schmerz;
Und so blieb's beim alten Stande;
Sie bleibt an des Meeres Rande,
Und es bleibt in Gram sein Herz.

F. W. H.

Die Echo.

An des Baches stillen Weiden
Sang Tiren mit nassem Blick,
Klagte Phyllis seine Leiden,
Seiner Liebe trübe Freuden,
Aber Phyllis sang zurück:
„Schäfer, ich versteh' dich nicht,
Schäfer, ach, ich glaub' es nicht.“

Liebe, sang er, nur die Liebe,
Keinen Lohn begehr' ich mehr,
Wenn mir auch dein Blick nicht bliebe —
Wenn dein Herz mich von sich triebe. —
Immer lieb' ich dich so sehr!
„Schäfer, ich versteh' dich nicht,
Schäfer, ach, ich glaub' es nicht.“

Ohne dich ist mir kein Leben,
Ohne dich das Leben Tod;
Und doch werd' ich hin es geben,
Sieben Mal dahin es geben,
Schäferin auf dein Gebot! —
„Schäfer, ich versteh' dich nicht,
Schäfer, ach, ich glaub' es nicht.“

Seh' ich dich nicht, welche Leiden!
Seh' ich dich, wie neue Pein!
Immer such' ich deine Weiden;
Und doch such' ich sie zu meiden,
Kann nicht nah, nicht fern dir sein.
„Schäfer, ich verstehe dich,
Schäfer, ach, ich liebe dich.“

Herder.

Saa de Miranda. Pedro de Padilla.

Mit Montemayor wetteifert in der pastoralen Dichtung sein Landsmann Saa de Miranda, welcher seine idyllischen Poesien zum größten Theil in castilianischer Sprache schrieb, der den Theokrit nachahmte und in der Ekloge Garcilaso mindestens gleichsteht, wenn er ihn nicht übertrifft. Er wurde 1495 geboren, studirte die Rechte und erweiterte seine Kenntnisse und Anschauungen durch Reisen in Spanien und Italien. Aus Liebe zur Dichtkunst wies er die glänzendsten Anerbietungen von der Hand und brachte seine späteren Lebensjahre auf einem Landgute zu, wo er am 15. März 1558 starb. Seine Hirtengedichte würden noch vollkommener sein, wenn nicht der unmotivirte Wechsel zwischen italieni-

schen Kunstformen und altspanischen Versmaßen in denselben unerquicklich wirkte; dennoch sind fast alle von einer naiven Kraft, sinnig und krystallhell, von immer süßer Einfalt, ohne des poetischen Schwunges zu entbehren, wie sein Gedicht auf den Fluß Mondego und die siebente seiner Eklogen. Keiner der anderen Idyllendichter scheint sich so in Feld und Wald hineingelebt zu haben wie Miranda; Keinem quellen die harmonischen Verse so natürlich und blumenfrisch aus der Seele wie ihm. Bouterweck sagt von ihm, daß es zu einer solchen Vereinigung der innigsten Naivetät mit der Grazie noch kein neuerer Dichter gebracht habe; in Zügen dieser Art sind die Eklogen dieses Portugiesen einzig. Wenn er die Spiele der Nymphen beschreibt, die seine vaterländischen Hirtenscenen idealisch beleben; oder wenn er das stürmische Erwachen der Leidenschaft durch den Reiz der Darstellung mildert und doch auf das natürlichste sie zeichnet; oder wenn er seine Nymphen redend einführt; oder wenn er elegische Trauer sich in stille Betrachtung verlieren läßt: dann weiß man nicht, ob man die zarte Wahrheit und die tief eindringende Innigkeit seiner Gedanken, oder die kunstlose Präcision und Leichtigkeit seines Ausdrucks mehr bewundern soll. In solchen Fällen opfert er auch die theokritische Popularität einer mehr romantisch-idealen Manier auf. Aber wenn er in anderen Eklogen seine Schäfer sich über ihre Beschäftigungen unterhalten oder sie ihren Aberglauben vortragen läßt: dann sieht man, wie er von der prosaischen Natur eines wirklichen Hirtenlebens, so wie er es in seinem Vaterlande beobachten konnte, ganz im Stile dieser Natur ausging, um sie nach und nach zur romantischen Idealität zu erheben. Dann war ihm aber auch oft die prosaische Wahrheit seiner Gemälde interessant genug, und er ließ es, um recht natürlich zu sein, bei ihr bewenden.

Neben Miranda verdient Pedro de Padilla genannt zu werden, ein Mann von umfassender Bildung. Sein Geburtsort war Linares. In späteren Lebensjahren trat er als Mönch in den Orden der Carmeliter zu Madrid, wo er sich durch vortreffliche Predigten auszeichnete. Sein Tod erfolgte im letzten Jahrzehend des sechszehnten Jahrhunderts.

Erfinderische Kraft ist in seinen Gedichten vorherrschend, deren Diction wahrhaft poetisch ist. Er dichtete auch eine Reihe von Romanzen, in denen er es wohl verstand, die Treuherzigkeit und naive Sinnigkeit der Volkspoesie zur Geltung zu bringen, wie folgendes Lied beweisen mag:

Hoch, hoch sind die Berge,
Und steil ist ihr Pfad;
Die Brunnen sprühn Wasser
Und rieseln ins Kraut.

O Mutter, o Mutter,
Schön Mütterlein du!
Dort, dort in die Berge
Mit den Gipfeln so stolz,
Da ging eines Morgens
Mein süßester Freund.
Wohl rief ich zurück ihn
Mit Zeichen und Wort,
Wohl winkt' ich mit allen
Fünf Fingern zurück —
Die Brunnen sprühn Wasser
Und rieseln ins Kraut.

Geibel.

Folgende Gedichte sind von Miranda:

Wann erscheint der Morgen,
Wann denn, wann denn, wann denn,
Der mein Leben löset
Aus diesen Banden!

Ihr Augen vom Leide,
So trübe, so trübe!
Saht nur Qual für Liebe,
Saht nicht Eine Freude;
Saht nur Wund' auf Wunde,
Schmerz auf Schmerz mir geben,
Und im langen Leben
Keine frohe Stunde.
Wenn es endlich doch,
Endlich doch geschähe,
Daß ich säh' die Stunde,
Wo ich nimmer sähe!

Hast einsam mich verlassen,
In dieser Oede,
Du schlimmer, schlimmer Galizier!

Ich folg', ich folge dir immer,
Weiß kaum, wohin ich gehe;
Wohl Antwort giebt mir die Höhe,
Doch du antwortest mir nimmer.
Jung, einsam und voll Wehe
Wein' ich mich blind vor Schmerzen —
Du kannst indessen scherzen.

In dieser fremden Oede
Umsonst mein Weinen und Sehnen!
„Galizier — und schnöde",
Wie konnt' ich's anders wähnen!

Ihr Augen voll von Thränen,
Du Busen, voll von Flammen,
Wann werdet ihr ruhn mitsammen!

Hernando de Herrera.

Nach einer anderen, künstlicheren Richtung hin ist der Dichter Hernando de Herrera als einer der wesentlichsten Förderer der spanischen Poesie des sechszehnten Jahrhunderts zu betrachten; er ist der erste spanische Odendichter und, wie Bouterweck meint, der erste classische Odendichter der neueren Literatur überhaupt. Herrera wurde 1534 zu Sevilla geboren, war Geistlicher und starb als solcher im Jahre 1597 im dreiundsechzigsten Jahre seines Lebens. Das ist so ziemlich Alles, was wir von den Lebensverhältnissen eines Dichters wissen, den seine Zeitgenossen den „Göttlichen" nannten — eine ruhmvolle Bezeichnung, die keinem anderen spanischen Dichter zu Theil ward. Herrera's Geist umfaßte das Wissenswürdige auf den verschiedensten Gebieten. Seine Kenntnisse in der Mathematik sollen ungewöhnlich gewesen sein; vorzugsweise aber war es das classische Alterthum, das er mit eindringendem Verständniß studirte. Es den Classikern gleich zu thun in der Pracht der Sprache und der Harmonie des Versbaues, war sein Ziel, und darin suchte er seinen Ruhm. Die Sprache der spanischen Dichtkunst aber, wie sie bis dahin üblich war, schien seinen hochfliegenden Bestrebungen unzulänglich; er machte demnach den Versuch, der Poesie eine neue, von der Prosa des gewöhnlichen Lebens möglichst abweichende Sprache zu schaffen; gewisse Worte und Ausdrücke merzte er aus, während er andere Worte und Wendungen, zum Theil nach lateinischem Sprachorganismus neubildete. Die Folge davon war eine Vornehmheit der Diction und eine Künstlichkeit der Sprachwendung, welche nur allzu sehr die mühsame Feile und die ängstliche Wahl des Ausdrucks verriethen, und welche auf die Quelle seiner Begeisterung, die Bewunderung der Alten, hinwiesen. Wir begegnen diesen Mängeln jedoch nicht durchweg in seinen Dichtungen. In vielen seiner Oden und Hymnen, deren er sechszehn im italienischen Canzonenstil schrieb, herrscht ein lyrisches Pathos, das mit echt castilianischer Würde und Feierlichkeit einherschreitet, herrscht eine wahre Begeisterung, in der des Dichters Gedanken und Worte einen erhabenen Flug nehmen und mit hinreißender Kraft wirken.

Unter diesen Oden sind diejenigen am berühmtesten, welche er zur Verherrlichung des Seesieges dichtete, den die spanische Flotte über die Türken bei Lepanto davontrug; nur seine elegische Ode: „an den Schlaf" mit ihrer wundervoll malerischen Sprache macht den Siegeshymnen Herrera's den Preis streitig. Von dieser Ode sagt Bouterweck, daß sie zu den Gedichten gehört, die einzig in ihrer Art geblieben sind. Die anmuthige Sprache, die malerische Darstellung, die zarte Haltung der Composition und die Ausführung aller Züge im Geiste des Themas bilden in dieser Ode oder Canzone ein lyrisches Ganzes, dem die Kritik aller Zeitalter huldigen muß.

Herrera's übrige Dichtungen, meistentheils Sonette und Elegien, sind minder beliebt als seine Oden und ermangeln des Schwunges und der tieferen Empfindung, die er vergeblich bestrebt ist durch allzu kühne Bilder und Wendungen zu ersetzen. Viele dieser Lieder sind Huldigungen, der Gräfin von Gilves dargebracht, einer Dame, der er mit schwärmerischer Leidenschaft ergeben war. Unter seinen hinterlassenen prosaischen Schriften, von denen ein Theil durch eine Feuersbrunst zerstört worden ist, sind die bedeutendsten „vida y

muerte de Tomas Moro“ (Leben und Tod des Thomas Moor) und „la relacion de la Guerra de Chipre“ (Darstellung des cyprischen Krieges). Die beste Ausgabe seiner Gedichte ist die, welche Ramon Fernandez im Jahre 1786 herausgab.

Luis Ponce de Leon.

Neben Herrera glänzt als Odendichter Luis Ponce de Leon, der vielleicht mit größerem Rechte den Beinamen des „Göttlichen“ verdiente als Herrera; denn die religiöse Ekstase und die fromme Inspiration in seinen Werken veranschaulichen recht eigentlich den Geist des Glaubens, in dem eine Hauptbedeutung der spanischen Poesie liegt. Ponce de



Luis Ponce de Leon.

Leon wurde im Jahre 1528 zu Granada geboren.*) Auch seine Familie zählte zu den vornehmsten des Landes. Doch schon in jungen Jahren wandte sich sein frommes Gemüth von dem Glanz weltlicher Erfolge ab, und in ahnungsvoller Begeisterung fand der Jüngling eine innere Befriedigung nur in frommen Meditationen, im Hinblick und in der Sehnsucht

*) Einige Literarhistoriker nennen Belmonte, in der Provinz La Mancha, als seinen Geburtsort.

nach dem Jenseits. Er hatte früh die Universität Salamanca bezogen, wo ihn vorzugsweise classische Studien beschäftigten, nach deren Beendigung er aus freier Wahl und innerstem Bedürfniß als Mönch in das Augustinerkloster zu Salamanca trat. Im Jahre 1544 legte er dort, sechszehn Jahre alt, sein Gelübde ab. Voll religiösen Eifers warf er sich auf das gründliche Studium der Theologie und bereicherte diese Wissenschaft mit Werken von außergewöhnlichem Werth. In seinem dreiunddreißigsten Jahre hatte er die Würde eines Doctors der Theologie erlangt, und bald darauf ward ihm, trotz der Concurrenz der namhaftesten Professoren, der Lehrstuhl des heiligen Thomas von Aquino übertragen, zu dem man in späterer Zeit auch noch das Lehramt der heiligen Schrift fügte.

Das Studium aber der großen römischen und griechischen Schriftsteller, der lebhafte und feurige Geist Leon's und die Tiefe seines Gemüths weckten und entwickelten in ihm die Liebe zur Poesie, die er mit so bewunderungswürdigem Talent übte, in deren Ausübung ihn aber ein hartes Mißgeschick traf. Neben den alten Classikern hatte ihn die hebräische Poesie lebhaft angezogen, und er übersetzte das hohe Lied Salomonis. Zu jener Zeit aber war die Uebersetzung irgend eines Abschnittes aus der Bibel ohne vorher eingeholte Erlaubniß der Inquisition streng verboten. Das wußte Leon wohl, und er theilte deßhalb die Uebersetzung nur einem seiner vertrauten Freunde; mit doch, mochte dieser nun eine Indiscretion an ihm begangen haben, oder hatte, wie man erzählt, sein Famulus heimlich eine Abschrift des Gedichts genommen, die dann die Veranlassung weiterer Verbreitung wurde; genug, die Uebersetzung gelangte in unberufene Hände, und da ein Mann, an Begabung, Charakter und Geist seine Zeitgenossen so weit überragend wie Leon, nothwendig Feinde haben mußte, so benutzten dieselben die ihnen gebotene Gelegenheit und denuncirten den frommen Augustiner bei der Inquisition. Diese Feinde, meist Dominicanermönche, begnügten sich aber nicht, ihn nur als ungehorsam zu denunciren, sie verdächtigten auch seine Rechtgläubigkeit, indem sie ihn der Hinneigung zum Lutherthum ziehen; und sie versuchten, ihn dadurch der Verachtung Preis zu geben, daß sie vorgaben, er stamme aus hebräischem Blut.

Leon wurde ins Gefängniß zu Valladolid geworfen. Fünf lange Jahre schmachtete er in einem elenden Kerker, ohne das Tageslicht zu erblicken und ohne menschliche Gesellschaft; doch, wie er selbst erzählt, kam in dieser Zeit eine Ruhe und Heiterkeit in seine Seele, wie er sie in keiner anderen Zeit seines Lebens empfunden hat. Er wurde in seiner Haft auf das härteste behandelt; man verweigerte ihm die nothwendigsten Dinge und inquirirte ihn bis zur völligen Erschöpfung. So verfuhr die Inquisition gegen einen Mann von unantastbarer Reinheit, von unbestrittener Rechtgläubigkeit, sobald nur der Schein des Verdachtes sich erhob, er könne auf religiösem Gebiet eine Forschung beabsichtigen; und fast trostlos ist die tiefe Demuth, mit der sich Leon dem heiligen Tribunal unterwirft, und die Freudigkeit, mit der er die Autorität desselben anerkennt.

Endlich, nach fünf Jahren, wurde das Urtheil gefällt. Einige der Richter hatten für die Anwendung der Folter gestimmt, Andere verlangten, daß er von all seinen Aemtern und Ehren entsetzt werde und einige seiner verdächtigen Lehrsätze widerrufe. Im höchsten Rath der Inquisition zu Madrid schien sich indessen noch ein Gefühl von Ehre und Scham zu regen; denn auf seinen Befehl erfolgte am 7. December 1576 die Freilassung Leon's. Er ward dem Kloster zurückgegeben und ehrenvoll in seine Aemter wieder eingesetzt; nur auf die Vernichtung seiner Uebersetzung des hohen Liedes hatte der Gerichtshof erkannt. Mit Jubel wurde er von den Studirenden begrüßt, und so groß war seine innere Ruhe, daß, als er nach fünf Jahren zum ersten Mal seinen Lehrstuhl wieder bestieg, er die Vorlesung mit den Worten eröffnete: „Wie wir bei unserer letzten Zusammenkunft bemerkt haben," und niemals entschlüpfte ihm eine bittere Anspielung auf seine traurige Vergangenheit. Bei immer steigendem Ansehen und Einfluß lebte und wirkte er noch vierzehn Jahre und starb 1591 als General-Vicar der Provinz Salamanca im vierundsechszigsten Jahre

seines Lebens. In der Augustiner-Klosterkirche zu Salamanca ruht er vor dem Altar unter einem Grabstein, den eine lateinische Inschrift ziert.

Im höheren Alter hatte er seine Dichtungen, die meist in der Jugendzeit entstanden waren, gesammelt, und vierzig Jahre nach seinem Tode wurden sie von Francisco Quevedo herausgegeben.

Auf bewunderungswürdige Weise wußte Leon die Lieblichkeit der Poesie mit dem heiligen Ernst religiöser Wahrheiten zu vereinigen; tiefe, seelenvolle Schwärmerei verband er mit einem erhabenen Sinn und großen Gedanken, die er stets durch den edelsten Ausdruck und die kühnsten und schwungvollsten Bilder veranschaulichte. Seine ideal-religiöse Gesinnung ist von einer reinen Begeisterung durchglüht und von einer blühenden Einbildungskraft getragen, und die classisch vollendete Form zeigt eine so malerische Schönheit der Darstellung, wie sie vor und nach ihm nur selten in der spanischen Poesie erreicht worden ist. Lope de Vega spricht sich über Leon folgendermaßen aus: „Wie trefflich erkanntest du die höchste Liebe, Augustiner Leon, göttlicher Bruder Luis! O süßes Gleichbild des Augustinus! Mit welcher Wahrheit gabst du uns den königlichen Propheten in castilianischen Versen, den du auf so ausgesuchte Weise übersetzt hast! Wie sehr verdankst du ihn dem grausamen Neide, der dir unsterbliche Lorbeeren verschaffte. Deine Prosa und Verse werden gleicher Weise das Andenken deines Namens auf die Nachwelt bringen. Und die „Namen des hohen Erlösers" werden den deinigen verewigen, damit die süße Feder deiner heroischen Hand den ungerechten Handel deiner Verfolgung vergessen mache. Du warst der erlauchte (augusta) Ruhm des Augustinus; du die Ehre der castilianischen Sprache, die durch Schrift einzuführen du dich bestrebtest, da du sie der römischen so nahe kommen sahst, daß sie mit ihr um den Rang streiten kann. Lebtest du in diesem Zeitalter, ein tapferer Löwe (Leon) würdest du zu ihrer Vertheidigung hervorgetreten sein."

Bouterweck urtheilt von Luis de Leon, daß kein anderer spanischer Dichter das innerste Gefühl seines Herzens mit so männlichem Verstande poetisirt hat wie er. Nur aus der religiösen Stille dieses in sich selbst verschlossenen Geistes läßt sich die Correctheit seines Stils erklären. Denn Luis de Leon ist, ohne Ausnahme, der correcteste aller spanischen Dichter; und doch war ihm die poetische Form seiner Gedanken immer nur Nebensache. Er machte Verse, nach seinem eigenen Ausdrucke, mehr auf Verlangen seines Gestirns, als absichtlich und mit Ueberlegung. Aber er war in seiner frühen Jugend vertraut mit der horazischen Odenpoesie geworden. Die correcte Form dieser Poesie hatte sich tief in sein Gemüth geprägt. Classische Simplicität und Würde des Ausdrucks schwebten seiner bildenden Phantasie immer als Muster vor. Aber er eignete sich die Form der horazischen Poesie mit viel zu innigem Naturgefühle an, als daß er jemals peinlicher Nachahmer hätte werden können. Er riß sich von dem gedehnten Canzonenstil los, aber bildete die Kürze der horazischen Strophen doch in romanischen Versmaßen mit Reimen nach. Kein neuerer Dichter hat ein richtigeres Gefühl für den wahren Geist der Nachahmung der Alten in der neueren Poesie gehabt, als Luis de Leon. Ob Horaz, ob Leon als Dichter im ganzen Sinne des Worts höher steht, ist schwer zu sagen, da jeder in seiner Art sich durch freie Nachahmung gebildet hatte, und keiner von beiden aus einer gewissen Sphäre der praktischen Reflexion hinaustrat. Horazens Oden sind weit kunstreicher und durch die feinsten Verhältnisse der Gedanken und Bilder anziehender, als die des Luis de Leon; aber diese sind dafür desto reicher an der unmittelbaren Poesie der reinsten Erhebung des Geistes in die moralische, religiöse Ideenwelt.

In diesen Oden stört kein rauher Zelotenton die Milde der Andacht, keine excentrische Metapher die Harmonie der Gedanken und des Ausdrucks, kein Uebellaut den gefälligen Rythmus. Die Darstellung der Vergänglichkeit aller irdischen Dinge gesellt sich zu heiteren Naturgemälden. Vorzüglich berühmt ist die Ode: „die heitere Nacht" (noche

serena). Die Sehnsucht nach himmlischer Weisheit drückt sich besonders in der Ode an Felipe Ruiz malerisch aus. Aber die höchste Begeisterung und die zarteste Schwärmerei, in der sich Luis de Leon von seinem Lehrer Horaz entfernt, lernt man am besten kennen aus der Ode: „das Leben im Himmel" (la vida del cielo). Einen heroischen Gedankenflug nimmt der Dichter in der Ode: „die Prophezeiung des Flußgottes Tajo."

Nicht minder glücklich als in seinen eigenen Erfindungen war Leon im Uebersetzen der Classiker. Seine Uebertragungen horazischer Oden, Virgilischer Eklogen, der ersten Ode des Pindar und verschiedener italienischer Schriftsteller gehören zu dem Vortrefflichsten, was Uebersetzungen zu leisten im Stande sind.

Auch seine Werke in Prosa sind seinen poetischen Arbeiten vollkommen ebenbürtig und sichern ihm einen der ersten Plätze unter den spanischen Prosaisten. Sittliche und religiöse Gegenstände, die er mit tiefem und gründlichem Verstand zu behandeln weiß, bilden das Thema dieser Schriften, deren Sprache das Gepräge seiner classischen Studien trägt. Sie ist stolz und grandios, voll tiefen Ernstes, der oft bis zu erhabener Größe emporsteigt. Fehlt es auch seiner Rede ab und zu an Weichheit, Eleganz und künstlicher Rhetorik, geben häufige Wiederholungen dem Stil hin und wieder einen schleppenden Charakter, so werden diese Mängel doch reichlich durch eine feurige Beredsamkeit ersetzt, durch eine markige Kraft des Ausdrucks, mit der er jeden Gedanken zu verkörpern weiß. Keiner scheint die Schönheit des castilianischen Idioms so begriffen zu haben wie Leon, so ganz eigenartig und neu, so reich und energisch ist seine Diction, so daß sein Stil zugleich ihn selber charakterisirt, ein Bild seines Wesens gibt und ihn unnachahmbar macht.

Die besten und anerkanntesten seiner prosaischen Schriften sind: „die vollkommene Hausfrau", welche im Jahre 1583 zu Salamanca veröffentlicht wurde, und „die Namen Christi", eine Darstellung der hohen Eigenschaften des Heilandes, deren innige Frömmigkeit und heilige Beredsamkeit wohl angethan waren, die Glaubenskraft seiner Leser zu läutern und zu befestigen. An einer Stelle dieser Schrift, wo der dem Herrn zukommende Name eines Friedensfürsten erläutert wird, heißt es:

Selbst wenn die Vernunft dies nicht bewiese, und wenn wir selbst auf keine andere Weise zu begreifen vermöchten, wie lieblich der Friede ist, so würde dennoch der schöne Anblick des Himmels über unseren Häuptern und jener Harmonie in allen seinen zahllosen Lichtern dieses hinreichend bezeugen. Denn, was ist es anders als Friede, ja ein vollkommenes Bild des Friedens, was wir jetzt dort erblicken, und das uns mit so inniger Freude erfüllt? Wenn der Friede, wie der heilige Augustin dies mit der Kürze der Wahrheit ausspricht, eine ruhige Ordnung oder die Aufrechthaltung wohlgeordneter Ruhe in Allem ist, was Ordnung begehrt, dann ist das, was wir jetzt erblicken, gewiß ein treues und wahres Bild derselben. Denn während jene Haufen von Sternen, in ihre verschiedenen Abtheilungen gebracht und vertheilt, glänzend strahlen, und während jeder von ihnen unverletzlich die ihm gegebene Stelle behauptet, ohne in die nächstbelegene zu dringen oder die Bewegungen eines anderen zu stören und die seinigen zu unterlassen; während keiner von ihnen das ewige und heilige Gesetz übertritt, welches Gott ihnen aufgelegt hat, und vielmehr alle zu einer Brüderschaft verbunden sind, worin einer dem anderen dient, und sie einander ihr Licht zusenden: zeigen sie gewißlich ihre gegenseitige Liebe, ja fast ihre wechselseitige Ehrerbietung, indem einer des anderen Glanz und Stärke zu friedlicher Einheit und Macht mäßigt, wodurch alle ihre verschiedenen Einflüsse, ohne Störungen, zu einer heiligen und mächtigen Harmonie verbunden werden, die allgemein und ewig ist. Man darf daher mit völliger Wahrheit behaupten, daß sie nicht nur sämmtlich ein schönes und vollkommenes Musterbild des Friedens darstellen, sondern daß sie auch in klarer und lieblicher Sternenschrift auseinandersetzen und verkünden, wie viel Herrliches der Friede in sich schließt, und an alle Orte, wohin seine Gewalt reicht, mit sich bringt. *)

Die hier folgenden Uebersetzungen der schönsten Oden des Herrera und Ponce de Leon sind von F. W. Hoffmann, C. B. Schlüter, W. Storck und Diepenbrock.

---

*) Siehe Ticknor Bd. I. S. 475.

Herrera.

Dankhymne an Gott
für den der christlichen Flotte verliehenen glorreichen Sieg über die türkische im Golf von Lepanto (8. October 1571).

Lobsingen lasset uns dem Herrn, dem Sieger
Des stolzen Thrakers in der Bucht des Meeres!
Du, Gott der Schlachten! Du bist Unterstützer,
Bist Ruhm uns und Beschützer:
Du brachst dem Pharao, dem wilden Krieger,
Die harte Stirn, die Stärke seines Heeres:
Verschlungen hat des Meeres Abgrund seine
Erles'nen Führer, und gleich einem Steine
Versanken sie; und schnell, wie Glut vernichtet
Den reifen Halm, hat sie dein Zorn gerichtet.

Der übermüthige Tyrann, dem Schwarme
Der Schiffe, die gerüstet er, vertrauend,
— Die Flug vom Nacken und der Hand erlangen
Der Unsern, die gefangen —
Gefällt hat er mit seinem starken Arme,
Auf seines Staates schnöden Vortheil schauend,
Die höchsten Cedern auf des Berges Gipfel,
Und jener Baum, der schlankeste von Wipfel,
Hineingetaucht in fremde Flut, beleidigt
Jetzt kühnlich unser Recht, das unvertheidigt.

Die durch sein freveles Wüthen eingeschreckten
Kleingläub'gen zitterten: die Stirne gegen
Dich, Herr Gott! hob er, und mit trotz'gem Blicke,
Die Brust voll stolzer Tücke,
Warf er, und die bewehrten Arme streckten
Sich aus, der Mächtige, das Haupt verwegen.
Die zwei Hesperien, umspült von Fluten,
Erfüllten ihm das Herz mit Zornesgluthen,
Weil sie, vertrauend dir, ihm widerstreben,
In deiner Lieb' und Treue Schutz sich geben.

Der Unverschämte sprach mit frechem Höhnen:
„Weiß man von meiner Väter hohen Siegen
Und meinem Zorne nichts in diesen Landen?
Oder sind sie bestanden,
Dem feigen Ungarvolk vereint, vor Jenen,
Und in Dalmatiens und Rhodus' Kriegen?
Wer konnte sie befrein? Wer schützend wahren
Vor unsrer Hand Oestreichs und Deutschlands Schaaren?
Wird nun ihr Gott, wird Rettung ihnen spenden
Er können jetzt vor meinen Siegerhänden?"

„Sein Rom, gebeugt in Demuth, angstdurchzittert,
Vertauscht die Lobgesänge gegen Thränen:
Es hofft mit seinen Unglückssöhnen allen,
Ob sie besiegt auch fallen.
Durch Zwietracht ist der Franken Reich erschüttert,
Und Todesqualen dräu'n in Spanien denen,
Die das Panier des Mondes heilig achten;
Und jene Völker, wild in Krieg und Schlachten,
Beschäftigt sind sie nur, sich zu vertheid'gen,
Und wenn auch nicht, wer dürfte mich beleid'gen?"

„Die mächt'gen Städte dienen mir und beugen
Den Nacken jetzt ins Joch zu eignen Wehen,
Und bieten, sich zu retten, mir die Hände.
Ihr Muth — er fand sein Ende,
Weil ihre Sterne trüb herniedersteigen:
Zum Tode hin jetzt ihre Tapfern gehen,
Die Sklaverei jetzt ihre Jungfraun drücket,
Ihr Ruhm den Scepter meines Reiches schmücket:
Vom Nil zum Phrat, zum Ister, der beeiset,
Ist mein, was sich der hohen Sonne weiset."

Herr, der nicht duldet, daß sich deiner Ehre
Anmaße, wer, in Hoffahrt und in Tücken
Versunken ganz, keck seiner Kraft vertraue:
Auf diesen Stolzen schaue,
Der, siegend, dir entheiligt die Altäre!
Laß nicht ihn so die Deinen unterdrücken,
Daß frech mit ihrem Leib das Wild er speise,
An ihrem Herzblut seinen Haß beweise!
In seinem Lästern schon sein Thun entdeckt sich:
„Wo ist ihr Gott? Warum hält er versteckt sich?"

Beim Ruhm, der ewig deinem Namen bleibet,
Bei deines Volkes Rache, der gerechten,
Bei diesem Jammern des bedrängten Schwarmes,
Erheb' die Kraft des Armes,
Herr! wider ihn, der Mensch zu sein sich sträubet
Und deiner Ehren sich jetzt will ermächten!
Und drei- und vierfach Züchtigung verhänge
Du über deinen Feind nach voller Strenge,
Und für den Frevel, den an dir begangen
Er hat, laß ihn den Todesstreich empfangen!

Sein Haupt erhob der Mächtige, der hasset
So giftig uns: den Tod uns zu bereiten,
Ruft er den Rath; und alle sind die Glieder
Des Divans uns zuwider.
„Auf! — hieß es — aus dem Wellenmeere lasset
Uns einen Blutsee machen, einen weiten!
Zu Grunde laßt dies Christenvolk uns richten,
Und seines Christus Namen mit vernichten,
Und wenn wir theilen uns in seine Schätze,
Sich unser Aug' an seinem Tod erletze!"

Aus Asien kamen, aus Aegyptens Landen,
Die Araber, die Afrer, die behenden,
Mit denen Gräcien übel sich verbündet.
Trotz hat das Herz entzündet
Der großen, unzählbaren Kriegerbanden;
Und keck verhießen sie, mit ihren Händen
Zu sengen unsre Grenzen, zu erlegen
Uns unsre Jugend mit dem tapfern Degen,
Die Kinder uns, die Jungfraun wegzufangen
Und zu beflecken ihren Glanz, ihr Prangen.

Des Meeres Busen sind besetzt von Jenen,
Und Still' und Furcht sich auf die Erde legen;
Es ruh'ten unsre tapfern Streitgenossen
Und schwiegen unentschlossen;
Bis daß der wilden Gluth der Saracenen
Der Herr, erwählend neuen Krieg, entgegen
Gestellt den jungen Oestreich,*) hoch von Muthe,
Mit Spaniens edlem, tapferm Kriegerblute.
Denn Gott will nicht, daß länger noch zur Strafe
Sein liebes Zion bleibe Babels Sklave.

Wie, wenn die Beut' er hat entdeckt, ein Leue,
So, lauernd, jene Gottverächter schauten.
Hin, Herr! auf die, so du in Schutz genommen,
Und die — das Herz beklommen
Von keiner Furcht, bewehrt mit Lieb und Treue —
Voll Himmelszuversicht auf dich vertrauten.

---

*) Don Juan de Austria, natürlicher Sohn Kaiser Karls V.

Zum Kampfe hast du ihre Hand erzogen,
Und ihren Arm, gleich dem gestählten Bogen,
Kraftvoll gespannt, beschwinget mit dem Schwerte
Zu ihrem Heil die Rechte, die bewehrte.

Unruh' erfaßt die Großen; die zum Fechten
So Muth'gen werden kleinlaut jetzt und wanken:
Und wie des Sturmes Wuth es mit dem Rade,
Der Aehre thut, gerade
So rafftest, Herr! du fort die Ungerechten,
Daß Tausend, fliehend, hin vor Einem sanken.
Wie Feuer, deren Flammen durch die dichten
Baumwipfel prasseln, Waldungen vernichten:
So hat dein Zorn und Sturmwind sie zerrüttet,
Und du hast ihr Gesicht mit Schmach beschüttet.

Des grimmen Drachens Kraft hast du gebrochen,
Ihm kürzend seines Leibes grause Schwingen
Und seine unbesiegten Schreckensarme,
Daß er in tiefem Harme,
Dort zischend, seiner Höhle zugekrochen,
Und mit den Vipern zagt, die ihn umringen.
Die starre Furcht beengt das Herz des Scheuen,
Dem banget vor den Thaten deines Leuen,
Der, von Hispanien kommend, also brüllte,
Daß er mit Angst und Grauen ihn erfüllte.

Erniedrigt haben heute sich gesehen
Des stolzen Mannes Aug' und seine Hoheit,
Und du allein, Herr! hast den Sieg genommen:
Denn dein Tag ist gekommen,
Herr du der Heere, die zum Kampfe gehen,
Ueber das stolze Haupt und seine Rohheit,
Ueber die Cedern schlank und breitgewipfelt,
Ueber die Berge, steil und hochgegipfelt,
Ueber die Thürm' und Mauern, die Galeeren
Von Tyrus, die den Deinigen so schweren.

Aegypten, Babylon, erfüllt von Schauer,
Wird von der Lanze Wucht, dem Feuer zagen,
Und Rauch wird steigen zu des Himmels Lichte;
Mit düsterm Angesichte,
Beraubt des Trostes, wird in öder Trauer
Dein Feind um seinen Schimpf mit Thränen klagen.
Und Gräcien! — einig mit Aegyptens Hoffen
Und seiner Kühnheit Ruhm — von Schmerz getroffen
Erscheinest du, gleich ihm, den Herrn nicht achtend,
Und nicht nach deiner Rettung eifrig trachtend?

Warum ziehst, Undankbares! du dir Töchter
Zur ekeln Buhlschaft mit dem Volk der Heiden,
Das zu entehren wünschet deinen Samen?
Wie, trocknen Auges, ahmen
Kannst nach das Leben du der Gottverächter,
Ihr sündhaft Thun, und jetzt mit ihnen leiden?
An deinem Tod wird Gottes Zorn sich kühlen.
Wirst du das scharfe Schwert im Nacken fühlen,
Das seine starke Hand gezückt, wer möchte,
Weh dir! aufhalten die erhobne Rechte?

Und du, erhabnes Tyrus, Meeresschrecken!
Dem hohen Ruhm die Schiffe zugewendet,
Daß du der Erde Grenzen staunen machtest,
Und, so den Krieg du brachtest,
Mit Furcht und Seufzern wolltest sie bedecken:
Wie hast du stolzes, herrisches geendet?
Wer kann, dein Haupt so schmählich zu behandeln?
Gott — deinen Ruhm in Weinen umzuwandeln
Und deine Tapfern, Edeln zu verderben —
Ließ in so vielen Todten hin dich sterben.

Weint, Meeresschiffe, daß hin mußte schwinden
So euer eitler Stolz und kühnes Denken!
Wen kann noch irgend Trauer um dich rühren,
Dich, treu den Mondpanieren,
Abtrünnig Asien! eingetaucht in Sünden?
Wer wird ein leises Mitleid dir noch schenken?
Wer für dich bitten? denn dein Zorn empöret
Den Herrn, dein Stolz ihn jetzo von dir kehret;
Und alte Frevel und dein Abfall stritten
Hart wider dich, um Rache zu erbitten.

Wer deine Arme wird gebrochen sehen,
Und sehn das Meer entblößt von deinen Fichten,
Die seiner Wellen Spiegel ihm zerschlagen —
Bei deinem Sturze fragen
Wird er, entsetzt ob deinem Untergehen:
„Wer konnte dies am Schrecklichen verrichten?"
Der Herr, der seine starke Hand ließ schauen
Für seines Fürsten gläubiges Vertrauen,
Zu seines heil'gen Namens Ruhm und Ehren,
Will seinem Spanien diesen Sieg gewähren.

Laut werde deine Größe, Herr, gepriesen!
Denn nach den Trübsals-Nöthen, die uns quälten,
Nun unsre Schuld durch Züchtigung gerochen,
Hast du dem Feind gebrochen
Des alten Stolzes Trotz, den er gewiesen.
Lob sei dir, Herr, von deinen Auserwählten!
Dein Nam', o unser Gott und Hort! erhöhet
Sei er, so weit das Zelt des Himmels gehet!
Und der Verräthernacken der Verdammten,
Er sterb' in Gluthen, feuerroth entflammten.

F. W. Hoffmann.

Ode

auf den Untergang des portugiesischen Heeres in der Schlacht bei Alcazarquivir (4. August 1578).

Der drei und zwanzigjährige, ritterliche König Don Sebastian, von Glaubenseifer entflammt, zog, in der Hoffnung, Portugals Ruhm und den christlichen Glauben dort auszubreiten, im Juni 1578 mit einem aus Portugiesen, Deutschen, Spaniern und Engländern zusammengesetzten Heere nach Afrika gegen den Scheriff von Fez und Marocco, Muley Moloch, der mit seinem Neffen Muley Mohammed der Erbfolge wegen in Streit war, dem letzteren zu Hilfe. Am 3. August standen beide Heere bei Alcazarquivir einander gegenüber, der Fluß Lugo trennte sie. Die Mauren zählten 100,000 Streiter und waren den Christen an Stärke um mehr als das sechsfache überlegen. Am 4. August, einem glühend heißen Tage, kam es zu einer Schlacht, welche für die Portugiesen den unglücklichsten Ausgang hatte. Mehr als 12,000 von ihnen wurden erschlagen, die übrigen fielen als Gefangene den Siegern in die Hände. Sebastian selbst ward getödtet, sein Leichnam war aber von Wunden so bis zur Unkenntlichkeit entstellt, daß sein Tod

nicht gehörig constatirt werden konnte, und dieser Umstand veranlaßte später, als Portugal die Beute Philipps II. geworden, einige Abenteurer mit mehr oder minder günstigem Erfolge die Rolle des Gefallenen spielen zu wollen.

Des Schmerzes Ausruf und der Klage Trauer
Und Zorn, die Seel' erfüllend statt des Bangens,
Ernst mögen die Erinn'rung sie beginnen
An jenes unglücksel'gen Tages Schauer,
Dem Lusitanien, bar des Ruhmesprangens
Und muthlos, läßt die Seufzerthräne rinnen:
Und Grausen, düstres Sinnen
Erwecke die betrübende Geschichte
Vom Atlas Afrika's, dem heißen Strande,
Bis wo das Meer von andrer Farben Lichte;
Und wo des rothbesäumten Ostens Lande
Und alle seine wilden Völker sehen,
Die unterjochten, Christi Banner wehen.

Weh' ihnen, die zu dir hinausgezogen,
Du unwirthbares Libyen, und trauten
Auf ihre Rosse, ihre Wagenzüge!
Und die, von Tapferkeit und Muth betrogen,
Zur ew'gen Lichthöh' nicht voll Hoffnung schauten,
Nein, schon geträumt in stolzer Selbstgenüge
Von ihrem sichern Siege;
Und, ohn' ihr Aug' empor zum Herrn zu schlagen,
In ihres Herzens freudigem Erkühnen
Gelüste nach der Beute nur getragen.
Da zog Israels Heiliger von ihnen
Die Hand, und in den Abgrund sind gefallen
Die Wagen, Rosse, sammt den Reitern allen.

Hernieder ist der grause Tag gestiegen,
Der Tag des Rachezornes und des Grimmes,
Der stürzt in Einsamkeit und Thränenfluten
Das Volk und Reich, entfremdet dem Vergnügen.
Der Himmel glänzte nicht: die Sonn' — ein schlimmes
Vorzeichen! — barg die hellen Strahlengluthen,
Und auf die Stolzgemuthen
Hat Gott geblitzt, zu zücht'gen ihre Schaaren,
Tod und Verderben, ihnen zum Entsetzen;
Und hat erhöht die edleren Barbaren,
Die, muthig-kühnen Herzens, nicht nach Schätzen
Des Goldes sehn, nein, mit den Rächerstahlen
Die Kränkung und des Irrthums Schuld bezahlen.

Hoch über deines Ruhmes, deines Muthes
Lichtglanz und Schönheit, Lusitanien, armes
Vom Glück verlaßnes! haben sie geschwungen
Das brennend heiße Schwert und, deines Blutes
Nicht satt, die Unbarmherz'gen, starken Armes,
Ganz in den Staub die Ehre dir gerungen.
Mit fester Stirn gedrungen
Und kühn heran, wild deiner Krieger Waffen
Und deine Tapferkeit dahin sie streckten.
Zum Blutsee ward der Sandgrund umgeschaffen,
Weithin die Ebne Leichenhügel deckten:
Es sank die Kraft, es sank der Muth in diesen,
Die haben Ohnmacht, feige Furcht gewiesen.

Sind dies etwa die weit vom Ruhm genannten,
Die heldenmüthigen und tapfern Krieger,
Die wild den Erdkreis in Verwirrung brachten?
Die mächtig große Reiche niederrannten?
Die über Asiens Völker wurden Sieger?
Zu Wüsten die vom Inder-Meer bewachten
Gebiet' im Kampfe machten,
Und stolze Städte warfen hin in Trümmer?
Wo blieb des Herzens muthiges Gewage?
Wie, sank solch eines Heldenglanzes Schimmer
Und starb er so an einem einz'gen Tage?
Und der Bestattung Ehre nicht empfingen,
Die fern vom Vaterland zum Tode gingen!

Vormals sie der geschlanken Ceder glichen,
Die auf dem hohen Libanon so prächtig
Bekleidet war mit Blättern und mit Zweigen;
Der alle andern hohen Bäume wichen,
Und die, genährt von Wasserquellen mächtig,
In immer größrer Pracht sich konnte zeigen,
Sich immermehr verzweigen.
Es nisteten im Schatten, den sie machte,
Die Vögel, die der weite Himmel nähret;
Das Wild in ihrem Laube Junge brachte;
Und Obdach hat sie vielem Volk gewähret.
Nie hat es irgend einen Baum von eben
So schönem Wuchs und solcher Höh' gegeben.

Doch auf den grünen Wipfel ward sie eitel,
Und hat in ihrem Dünkel sich gebrüstet,
In ihrem stolzen und verweg'nen Streben
Geachtet einzig ihren hohen Scheitel.
Darum gefällt hat sie der Herr entrüstet,
Ungläubigen und Fremden hingegeben,
Zerstört der Wurzel Leben:
Daß, als sie vom Gebirg herab, dem hohen,
Kahl, ohne Zweig und Blätter, auf die Matten
Gestürzt, erschreckt die Menschen von ihr flohen,
Die Schutz gesucht in ihrem mächt'gen Schatten;
Aus ihren Zweigen, als sie fiel darnieder,
Entwich das Wild sogar und das Gefieder.

Du grauses Lybien, wo auf dürrer Haide
Hinstarb, besiegt, das Reich der Lusitanen,
Und wo sein edler Ruhm sich mußte neigen:
Frohlocke nicht und jauchze nicht vor Freude!
Denn nur ein Sieg, unwerth daran zu mahnen,
Ward unverdienterweise deiner feigen
Und schwachen Hand zu eigen.
Denn so dereinst zur Rache sich die hehren
Hispanen aus gerechtem Schmerz entschließen,
Wirst sterbend du, durchbohrt von scharfen Speeren,
Die ihnen zugefügte Kränkung büßen,
Und Lugo zahlt mit Afrikanerblute
Entsetzt alsdann dem Weltmeer die Tribute.

F. W. Hoffmann.

Ode an den Schlaf.

Lieblicher Schlaf! der du mit trägem Säumen
Auf deinem lässigen Gefieder leise
Hinschwebst, die Stirn umkrönt vom Mohngewinde,
In leichten, stillen, weiten Himmelsräumen:
Komm zu des Occidentes letztem Kreise,
Und heil'gen Thaues Linde
Gieß auf die trüben Augen mir; ich schwinde
Dahin; von meiner grimmen Qual besieget,
Kann nirgend Ruh' ich sehen,
Und die Geduld dem Schmerzendruck erlieget.
Komm auf mein heißes Flehen,

Komm auf mein heißes Flehn, o du, der schönen,
Von Juno dir erkornen Nymphe Sehnen!

Göttlicher Schlaf! Ruhm der erschaffnen Wesen!
Du süßer Trost des Armen, der in Kummer!
Verliebter Schlaf, ihm nahe, deß Verlangen,
Von seiner Leiden Drucke zu genesen,
Und jeden Sinn zu senken tief in Schlummer!
Wie! soll den Tod empfangen,
Von dir entfernt, der treu dir angehangen?
Ist's Härte nicht, der einz'gen Brust vergessen,
Die ruhlos kämpft, nicht siehet
Die Wohlthat, die der Welt du zugemessen,
Sich deiner Macht entziehet?
Komm, holder Schlaf, komm Schlaf, itzt, du Beglücker,
Sei meiner Seele, sei ihr ein Erquicker!

Mir so Gequältem deine Macht bewähre!
Spreng, niederschwebend, aus des Thaues Kühle!
Verjag' das Frühroth, das im Ost erzeugte!
Sieh meine Trauer, meine heiße Zähre,
Und wie gewaltig diese Schmerzgefühle,
Und meine Stirn befeuchte,
Bevor in vollem Glanz die Sonne leuchte!
Komm, süßer Schlaf! auf schönem Fittich ziehe
Sanft rauschend jetzt hernieder!
Das unwillkommne Morgenroth entfliehe
Auf eiligem Gefieder!
Und was die Nacht unfreundlich mir versagte,
Verleihe mir das Licht, das eben tagte.

Von deinen Blumen einen Kranz dir geben
Will ich, o Schlaf! Auf meine ruhelosen
Gewimper deine süße Wirkung trage!
Laß sich die Luft mit Balsamhauch durchweben,
Umfächeln mich mit sanften Spieles Kosen,
Und jede Spur verjage
Mir, sanfter Schlaf, von dieser meiner Plage!
Komm, holder Schlaf! Komm Flüchtiger! O siehe,
Vom reichen Ostgefilde
Streut schon der junge Gott den Strahl der Frühe
Hernieder! Nah' in Milde,
O Schlaf! Dann wird gestillt mein Schmerz, dann gehe
Und ruh' im Arme deiner Pasithée.

F. W. Hoffmann.

Sonett.

Weil Finsterniß des Schleiers dunkle Hülle
Hin auf die Erde breitet, und die Sterne,
Die schönen, irren Wandler, aus der Ferne
Hernieder blicken auf die öde, stille:

Du Nacht, der meine Trauer ich enthülle,
Und die du trüben Seufzern lauschest gerne,
Vernimm mein Leiden, meine Klage lerne!
Den weiten Himmel du allein erfülle!

Nicht sei das Licht ein Zeuge des Geweines
Der armen Augen! denn nicht mag dem Tage
Ich so Bedrängter meine Schmerzen zeigen.

Lausch' du — dein Mantel hat die Farbe meines
Unseligen Geschickes — meiner Klage,
O heitre Nacht, in deinem kalten Schweigen!

Luis Ponce de Leon.

Weissagung des Tajo.

Am Tajo, lustumstricket,
Lag König Rodrich bei Kaba, der schönen,
Von keinem Aug' erblicket;
Der Flußgott taucht' aus jenen
Stromwellen auf und ließ die Stimm' ertönen:

Du fröhnst der Lust zur schlimmen
Stund', ungerechter Dränger! denn schon füllen
Schlachtruf und bittre Stimmen
Mein Ohr und schon das Brüllen
Des Mars, den Zorn und Kampfeswuth umhüllen.

Wie häufet Klag' auf Klage
Dein Spiel! die Schöne, welche sah gebären
Die Sonn' an bösem Tage,
Dem Gothen wird sie Zähren,
Dem Königsstab des Leides viel bescheeren.

Es ruhen Flammen, Schmerzen,
Krieg, Tod, Verwüstung, wildes Weh in allen
Gestalten, dir am Herzen,
Und mühevolles Wallen
Für dich und deine heimischen Vasallen:

Für jene, so da brechen
Das Fruchtfeld Constantina's, so da bauen
Ebrobenetzte Flächen,
Für Lusitaniens Auen,
Sansuensens und ganz Spaniens trübe Gauen.

Nach Cadix ruft des Grafen
Gekränkter Sinn (nicht Ehr' und Ruf zu wahren,
Den Frevel nur zu strafen)
Die Stärke der Barbaren,
Die, dir zu schaden, nimmer scheut Gefahren.

Horch! wie mit grausen Tönen
Zum Himmel schallet der Drommete Gellen
Und ruft Afrika's Söhnen,
Zur Fahne sich zu stellen,
Die schon im Winde wogt mit leichtem Schwellen.

Schon schwinget seine Lanze
Und stößt die Luft der Araber, der wilde,
Und ruft zum Waffentanze;
Es stehen Schild' an Schilde
Unzähl'ge Schaaren jach auf dem Gefilde.

Den Boden deckt Getümmel,
Von vollen Segeln übersä't verschwindet
Das Meer; es dringt zum Himmel
Geschrei, in Wuth entzündet;
In Staub gehüllt das Tageslicht erblindet.

Weh', auf die weiten Schiffe
Schon steigen sie in Eile, weh', es fallen
Schon unter kräft'gem Griffe
Die Ruder rings auf allen
Seiten ins Meer, und Schaumesfluten wallen.

Vom Steuer her macht schwellen
Die Segel Aeolus, und weite Pfade
Durch Hercul's enge Wellen
Eröffnet zum Gestade
Neptun mit ehr'nem Dreizack der Armade.

Unsel'ger, und noch weilst du
Im süßen Unglücksschooß? und nicht zum Streite
Gen jenes Unglück eilst du,

Das dich betraf? als Beute
Siehst du nicht Hercul's Bucht schon, die geweihte?

Enteile, laufe, fliege,
Durchstürme das Gebirg', die Ebn' erringe,
Im Spornen nicht erliege,
Und nimmermüde schwinge
Gleich Blitzesstrahlen deine grause Klinge.

Ach! wie viel Leid und Mühen
Droh'n, wie viel Schweißestropfen, heiß vergossen,
Den Kriegern, die da ziehen
Zu Fuß und stahlumschlossen
Ins Feld, den Mannen allen und den Rossen.

Und du, Betis, den fremden
Und heim'schen Blutes Tropfen dunkel färben,
Wie viele Panzerhemden
Bringst, Hehrer, du in Scherben
Zum Meer und Leiber Edler, die verderben!

Mavors, voll Wuth im Streite,
Verwirrt parteilos alle Heeresschaaren
Fünf Tag' auf jeder Seite;
Der sechst', ach! muß gewahren
Dich, Vaterland, im Joche der Barbaren.

W. Storck.

An Philipp Ruiz.

Wann wird es mir verliehen,
Frei dieser Haft zum Himmel aufzufliegen,
Philipp, und in der Sphäre,
Die dieser Erd' am fernsten,
Zu schau'n die Wahrheit rein und ohne Schleier?

Dort eins mit meinem Leben
Werd' ich verklärt in hellem Mittagslichte,
Geschieden und geeinet,
Was ist und war, erschauen,
Und seine wahre Ursach', die geheime.

Dann seh' ich, welcher Weise
Des Allerhöchsten Hand den Grund geleget,
So streng nach Loth und Wage,
Wo dauernd seine Stätte
Und fest besitzt der Elemente Schwerstes.

Ich seh' die ew'gen Säulen,
Worauf der Erde Vesten stehn gegründet;
Die Grenzen und die Zeichen,
Womit des Meeres Zürnen
Die Vorsicht, wie in Fesseln, hält gefangen.

Woher der Erde Beben,
Woher die tiefen Meere sich empören,
Woher zum Kampf sich hebet
Der Nord, und warum steigen
Des Meeres Fluten und sich ebbend senken.

Wo die Geburt der Quellen,
Was da versieht und was da nährt der Flüsse
Stets unversiegte Fluten,
Der starrenden von Froste
Grund werd' ich sehn und ebenso der heißen.

Die obern Wasserfluten
In hoher Luft, was sie erhält im Schweben,
Der Blitze Feuerschmiede,
Wo seines Schnees Schätze
Gott hat, so wie, woher der Donner nahet.

Sahst du nicht, wenn's geschiehet,
Daß sich der ganze Himmel trübt im Lenze,
Der Tag sich schwarz umdüstert,
Der Westwind rasend schnaubet,
Und eitler Sand gen Himmel wirbelnd wehet?

Und durch Gewölk beweget
Gott seinen Wagen leicht und hell erglänzend,
Schrecklich Gekrach erregend;
Ein flammend Feuer leuchtet,
Die Erde bebt, in Staub wirft sich die Menschheit.

Das Dach bedecken Güsse,
Und volle Ströme stürzen von den Hügeln;
Zerstört der Arbeit Segen,
Die Aecker überschwemmet,
Erblickt der Landmann schreckerfüllt und bange —

Und höher noch erhoben
Erblick' ich die Bewegungen des Himmels,
Die plötzlich hergesandten,
Die im gewohnten Gleise,
Und der Geschicke Gründ' und hehre Zeichen.

Was da die Sterne lenket,
Erblick' ich dort, und was mit Funken herrlich
Und wirksam sie entzündet;
Warum die beiden Bären
Für immer fürchten sich ins Meer zu tauchen.

Ich seh' das ew'ge Feuer,
Des Lebens Quell, des Lichtes, wo es weile,
Und warum es im Winter
So langsam kommt gegangen,
Was in der langen Nacht zurück es halte.

Seh'n werd' ich ohne Regung
Im allerhöchsten Sphärenkreis die Wohnung
Der Seligkeit und Wonne,
Aus Gold und Licht gebildet,
Bewohnt von Geistern, die kein Weh bekümmert.

C. Schlüter.

Himmelfahrt Mariä.

Du gehst zur Himmelsfreude,
O Herrin, ein und Jubelchöre singen;
Wer jetzt von deinem Kleide
Den Saum nur könnt' erringen,
Mit dir zum heil'gen Berg sich aufzuschwingen!

Die Engel, welche stunden
An deiner Wiege, geben das Geleite;
Vom Sternenkranz umwunden,
Wo gäb' es eine zweite
Kön'gin, die sich den Mond zum Schemel breite!

Zum Thal der Disteln wende,
O hehre Herrin, reich an Huld und Schöne,
Dein mildes Aug' und sende
Erhörung jeder Thräne,
Die seufzend weinen Eva's arme Söhne.

Wenn deiner Augen Helle
Die trüben Seelen schaut auf diesem Grunde,
Mit flügelgleicher Schnelle
Wirst du sie zieh'n zur Stunde,
Ein vollkommner Magnet, zum Sternenrunde.

W. Storck.

Die sternhelle Nacht.

An Don Oloarte.

Wann ich die Blicke sende
Zum Himmelsdom, besä't mit Sternenfunken;
Dann sie zur Erde wende,
Auf die jetzt Nacht gesunken,
Die Schlummer und Vergessenheit getrunken:

In meinem Busen wecken
Dann Lieb' und Schmerz ein brennendes Verlangen;
Mit heißer Flut bedecken
Die Augen meine Wangen;
Ich ruf', Oloarte! dann mit Wehmuthbangen:

O Thron der Größ' und Macht!
Des Lichts, der Schönheit Tempel! welch Geschick
Hält in des Kerkers Nacht,
Des niedern, hier zurück
Den Geist, bestimmt zu deinem hohen Glück?

Welch rasendes Verblenden
Ab von der Wahrheit unser Herz so kehret,
Daß deiner Götterspenden
Es ganz vergißt, bethöret
Nach Schatten hascht, Scheingüter nur begehret?

Der Mensch vergißt, sich wiegend
In Träumen, daß der Tod ihn stets umkreise;
Denn, wie der Himmel fliegend
Durcheilt die stillen Gleise,
Raubt er vom Leben Stund' auf Stund' ihm leise.

Ihr Sterblichen, erwachet!
Bedenket, dürfen hocherles'ne Seelen,
Wo Himmelswonne lachet,
An ihrem Heil so fehlen,
Daß sie dem Wahn, dem Trug zu leben wählen?

Ach, zu der ew'gen Sphäre
Des Himmels laßt die Blicke sich erheben!
Seht, wie nur Tand gewähre
Euch dieses arme Leben,
Das so der Furcht und Hoffnung hingegeben.

Ist nicht Atom die schwere
Und niedre Erde bloß, wenn ihr sie haltet
Ans Urbild, jenes hehre,
Wo in Verklärung waltet
Was war und ist, und einst sich noch gestaltet?

Betrachtet ihr, wie weise
Gefügt der ewigen Gestirne Reihen,
Seht ihre schönen Kreise,
Die Schritte, jene freien
Und richtigem Verhältniß doch so treuen:

Den Mond, wie er beweget
Sein Silberrad; das Licht dann folgt, das immer
Schlauheit und Listen heget;
Und, schön im Glanzesflimmer,
Dann naht der holden Liebesgöttin Schimmer;

Und wie den Schritt der wilde,
Der blut'ge Mars durch andre Pfade wendet;
Und Jupiter, der milde,
Der tausend Güter spendet,
Mit liebem Strahl dem Himmel Klarheit sendet;

Wie sich, als Letzter, drehet
Saturn, der Vater jener goldnen Zeiten;
Der Sterne Chor dann stehet
Zahllos nach allen Seiten,
Sein Licht und seine Schätze zu verbreiten:

Wer ist, der dies betrachtet,
Und fühlt der Erde Tand sich nicht verleidet?
Und seufzet nicht und schmachtet,
Wirft von sich, was umkleidet
Die Seel', und diese Herrlichkeit ihr neidet?

Die heitre Ruh' hier wohnet;
Hier hat der Friede sein Panier erhoben;
Die heil'ge Liebe thronet
Auf reichem Sitz hier oben,
In Seligkeit, von Glorien umwoben.

Hier zeiget ohne Grenzen
Die ew'ge Schönheit sich; das Auge siehet
Das reinste Licht erglänzen,
Vor dem die Nacht stets fliehet,
Ein ewig jugendlicher Lenz hier blühet.

O Fluren sel'ger Wonnen!
O Matten, wahrhaft lieblich und entzückend!
Ihr wasserreichen Bronnen!
O Gründe, so erquickend!
Ruhthäler, sich mit tausend Reizen schmückend!

F. W. Hoffmann.

Das Leben im Himmel.

Lichtraum von hehrer Wonne,
Au' sel'gen Friedens, die nicht Reif umhüllet,
Nicht senget glüh'nde Sonne,
Du Boden fruchterfüllet,
Dem ewig neuer Freudenglanz entquillet:

Um seine Schläfen beide
Den Kranz aus Purpurblüth' und Schnee gebreitet,
Auf dir zu süßer Weide
Der gute Hirte leitet
Die Heerd' ohn' Hirtenstab, die ihn begleitet.

Er geht, und die sorglosen
Schäflein ihm folgen, wo sie froh genießen
Von nimmer welken Rosen
Und Blumen, die stets sprießen,
Und, wann gekostet, reicher sich erschließen.

Bald führt er sie die Pfade
Zum Berg des höchsten Guts, bald an die reine
Quellflut zu frohem Bade
Und speist sie im Vereine,
Hirt Er und Weid' und sel'ges Glück, der Eine.

Und wann die Sonn' allmälig
Den höchsten Punkt erstieg auf ihrer Reise,
Ruht er im Schatten selig,
Um sich die Heerd' im Kreise,
Und labt den heil'gen Sinn mit süßer Weise.

Er rührt die helle Cither,
Und ew'ge Wonne strömet in die Seele,
Die sorglos, ob der Flitter
Des eitlen Golds ihr fehle,
Lieb'glühend strebt zum Gute sonder Fehle.

O Ton, o Stimme! stiege
Aus deiner Höhe doch zu meinen Ohren
Ein leiser Klang und trüge,
In sel'ge Luft verloren,
Zu dir die Seel', o Liebe! neugeboren.

Dann würde sie die Stätte
Sehn deiner Ruh', Geliebter, und entnommen
Dem Kerker und der Kette,
Worin sie weilt beklommen,
Zu deiner Heerde sonder Irren kommen.

W. Storck.

Das wunderbare Räthsel auf dem Altare.

Ist's Brot, was ich hier seh': wie kann es währen?
Wie wird es nicht vermindert durch's Genießen?
Ist's Gott: wie kann es den Geschmack des süßen,
Den Anblick wahren Brotes mir gewähren?

Ist's Brot: wie darf anbetend ich's verehren?
Ist's Gott: wie kann Ihn enger Raum umschließen?
Ist's Brot: wie sättigt mich so kleiner Bissen?
Ist's Gott: wie darf Ihn sein Geschöpf verzehren?

Ist's Brot: wie kann's von Sündendruck entlasten?
Ist's Gott: wie kann getheilt Er vor mir liegen?
Ist's Brot: wie füllt's die Seele so mit Wundern?

Ist's Gott: wie kann ich sehen Ihn und tasten?
Ist's Brot: wie ist's dem Himmel dann entstiegen?
Ist's Gott: wie sterb' ich dann nicht vor Verwundern?

v. Diepenbrock.

An die Einsamkeit.

Heil dir, o sichrer Hafen
Du meiner langen Irrfahrt! o ersehnet
Zu zweifelloser Heilung
Vergang'ner schwerer Leiden,
Ruhort voll Fröhlichkeit und süßer Labe!

O Halmendach, in welchem
Nie ihren Aufenthalt sich nahm die Sorge,
Die feindliche, noch birget
Sich Neid mit Freundes Blicken,
Meineid'ge Zunge nicht, noch Todeszeuge!

Gebirge, das zum Himmel
Du dich erhebst und dich des Friedens freuest,
Den nicht die Erde kennet,
Wo blinder Pöbel liebet
Zu sterben, brennend in lebend'gen Flammen!

Empfang' auf deinem Gipfel,
Empfange mich, der ich verfolget fliehe
Von der verirrten Menge,
Von der verlornen Mühsal,
Von unverdientem Leid und falschem Frieden.

Und wo die höchste Heit're
Der Luft, herberge mich, indeß ich heile
Den Schaden jenes Giftes,
Das sorglos ich getrunken,
Indessen die befleckte Brust ich läut're;

Indessen ich allmälig
Aus dem Gedächtniß tilg', was eingepräget
Dort ließ mein thöricht Leben
In seinem Wechselgange
Inmitten eitler Lust und herben Leides.

Auf dir, gleichsam entkleidet
Von dieses Körpers Hüll', und der gefaßten
Gewohnheit Knoten brechend,
Will ich mein Leben führen
In Freud', in Fried' und ungetrübtem Lichte.

Von dir auf's Meer tief unten
Will ich, voll Mitleids meine Augen senkend,
Auf die Bedrängniß schauen
Der unglücksel'gen Menge,
So dort hinfähret durch die salz'gen Fluten.

Der Eine, der schon freudig
Zum Hafen einlief, plötzlich angefallen
Von zorn'gem Windstoß, lenket,
Zur Höhe rückgeschleudert,
Kaum noch das Fahrzeug wehrlos und enttakelt;

Der Andre an verborgnem
Fels scheitert mit dem Schiff, das im Momente
Zerlechzt zum Schlund hinabschießt;
Den Andern hemmt Windstille;
Ein Andrer bleibt auf nied'rer Sandbank haften;

Noch Andern raubt den klaren
Tag und das Herz die düstre Wasserhose;
Hinopfern dem habsücht'gen
Neptun sie ihre Schätze;
Der Andr' entgeht dem grausen Tod durch Schwimmen.

Muth! beut die Brust entgegen!
Doch kann die Spitze bieten ein Armsel'ger,
Der nach des Schiffs Zertrümm'rung
Ein schwaches Brett ergreifend
Mit wilderzürnter Tief' in Kampf sich findet?

O nochmals und noch hundert
Mal glücklicher, ersehnter, sichrer Hafen!
Nicht fehle deine Ruh' mir,
Fehl' immer, was geliebet
Vom blinden Irrthum wird und heiß begehret.

C. B. Schlüter.

Epische Versuche. Die Araucana des Alonzo de Ercilla y Zunniga.

Nicht gleichen Schritt mit den lyrischen Productionen hielt die epische Poesie der Spanier, deren Gestaltungskraft auf diesem Gebiet sich in dem einen markigen und eigenthümlichen Heldengedicht vom Cid erschöpft zu haben schien; denn alle späteren epischen

Versuche fallen mehr oder weniger dürftig aus. Die Fülle der historischen Romanzen mag hier dem Bedürfniß der Nation, ihr Land und ihre Geschichte poetisch zu verherrlichen, genug gethan haben. Im sechszehnten Jahrhundert indessen reizte der unerhörte Kriegsruhm Karls V. und die Entdeckung von Amerika mit ihren abenteuerreichen Ereignissen das auf seinen Ruhm so stolze spanische Volk zu neuen epischen Versuchen. Dazu kam die Lust an der Nachahmung der vortrefflichen italienischen Epopöen. So entstanden eine große Anzahl sogenannter „Caroleen" und „Mexicaneen", deren Thema die Heldenthaten Karls und der Eroberer von Amerika bildeten. Die epische Muse aber, die nur der Vergangenheit gern und willig ihren Zauber zu leihen scheint, war diesen Sängern nicht hold; denn ihre Dichtungen bieten nicht viel mehr als chronologisch wohlgeordnete Geschichts- und Kriegsberichte, denen ein warmer Patriotismus kein poetisches Leben einzuhauchen vermochte. Das gilt auch von den besten dieser Epen, von dem Carlo famoso des Luis Capate, dem Carlo victorioso des Hieronimo de Urrea, der Carolea des Hieronimo Sempere und dem Pelayo des Alonso Lopez Pinciano. Letzterer war insofern glücklicher, als er mit richtigem Verständniß in „Pelayo", jenem alten kriegerischen und siegreichen Abkömmling der westgothischen Könige, einen trefflich geeigneten Helden für sein Epos wählte; seine Ausführung des Werkes entsprach jedoch durchaus nicht dem glücklich gewählten Stoff, und so verfielen alle Epopöen jener Zeit, mit Ausnahme einer einzigen, der Vergessenheit. Diese eine war die „Araucana" des Alonzo de Ercilla y Zuñiga, ein Gedicht, in das der Verfasser einen Theil seiner eigenen Lebensgeschichte verflochten hat. Ercilla war 1533 oder 1540 aus einer adligen biscayischen Familie in Madrid geboren. Als Page begleitete er den Infanten Philipp auf seinen Reisen durch einen Theil Europa's, und war in England zugegen, als derselbe sich mit der katholischen Maria vermählte. Das Kriegerleben scheint den abenteuerlustigen Jüngling mächtig angezogen zu haben; denn als die Nachricht von der Empörung der Araucaner im südlichen Chile in Spanien eintraf, nahm er, zweiundzwanzig Jahre alt, Kriegsdienste und schiffte sich unter dem Oberbefehl des Vicekönigs von Peru nach Amerika ein. Letzterer starb unterwegs, und an seine Stelle trat sein Sohn, der junge Don Garcia de Mendoza, ein Nachkomme des berühmten Mendoza. Arauca war ein kleiner Landstrich in Chile, dessen wilde und tapfere Bevölkerung ihre Freiheit in blutigen Kämpfen gegen die Spanier vertheidigte. In vielen Schlachten focht Ercilla mit ausgezeichneter Tapferkeit, trotzdem seine Gesundheit von den aufreibenden Strapazen in den amerikanischen Wildnissen erschüttert wurde. Ein unglücklicher Vorfall, der ihm fast das Leben kostete, endete unerwartet seine kriegerische Laufbahn. Bei Gelegenheit eines Turniers zur Feier der Thronbesteigung Philipps II. gerieth Ercilla mit einem Edelmann in einen Streit, der in einen Kampf ausartete, an dem die anwesenden Ritter Anstalt machten sich zu betheiligen, als die Verhaftung der beiden Unruhstifter erfolgte. Mendoza, der hinter diesem rein persönlichen Zwist ein politisches Motiv gesucht haben soll, verurtheilte Ercilla sowohl wie seinen Gegner ungehört zum Tode. Schon stand Ercilla auf den Stufen des Schaffots, als er seine Begnadigung erfuhr, die in lebenslänglicher Verbannung von Chile bestand. Er kehrte nach Spanien zurück, brachte mehrere Jahre auf Reisen zu, vermählte sich im Jahre 1570 mit einer Dame aus dem vornehmen Hause Santa-Cruz, und starb 1595, arm, vernachlässigt, in drückenden Verhältnissen zu Madrid. Philipp II., dem er während seines ganzen Lebens mit enthusiastischer Verehrung anhing, und dem er die beredtesten Huldigungen in seinem Epos, das er ihm zueignete, darbrachte, ignorirte sowohl den Dichter wie sein Werk vollständig — eine Ungerechtigkeit, die Ercilla auf das Bitterste empfand. Die einzige Anerkennung, die ihm von den Höfen zu Theil ward, bestand in der Ernennung zum Kammerherrn von Seiten des Kaisers Rudolph.

Wohl ist es begreiflich, daß ein Kampf mit dem barbarischen Volk der Araucaner in den romantischen Wildnissen Amerikas, reich an Abenteuern und Gefahren aller Art, die

Phantasie Ercilla's so ergreifen konnte, daß er beschloß, diesen Kampf zum Inhalt eines Heldengedichts zu machen. Meist schrieb er des Nachts, im Walde lagernd, nieder, was während des Tages geschehen war, oft seine Verse auf einzelne Streifchen Papier notirend, oder wenn diese nicht aufzutreiben waren, auf Lederstücke. So entstand ein Gedicht, das an historischer Treue nichts zu wünschen ließ, desto weniger aber den Anforderungen einer freien poetischen Schöpfung entsprach. Was von vornherein schon dem Interesse des Werkes schadete, war die Gerechtigkeit des Kampfes der Araucaner, der halbnackten Wilden, die mit den armseligsten Mitteln heldenmüthig ihre Freiheit vertheidigten und von den Spaniern oft mit empörender Grausamkeit gemißhandelt wurden.

Der erste Theil der Araucana, den Ercilla in Amerika schrieb, erhebt sich nicht über eine versificirte, chronikenartige Mittheilung selbst angeschauter Begebenheiten. In den zweiten und dritten Theil dagegen hat der Verfasser, die Monotonie seiner Arbeit fühlend, romantische Episoden eigener Erfindung eingewebt, wie die Beschreibung der Höhle des Zauberers Feton, die sentimentale Geschichte der Wilden Glaura und manche andere Ausschmückung im Sinn und Geist der Ritterromane. Ferner hat er andere Gesänge mit den Beschreibungen der Schlachten von Lepanto und St. Quentin ausgefüllt. Doch sind alle diese Episoden ohne jede Beziehung zu der eigentlichen Erzählung des Epos und stehen derselben unvermittelt und wunderlich, die Einheit der Dichtung störend, gegenüber. Die Darstellung ist im Ganzen trocken und kühl; denn die Phantasie breitet nicht ihren goldenen Duft über den kriegerischen und heroischen Sinn, über die Königstreue und Vaterlandsliebe, denen diese Dichtung entsprungen. Einzelne Züge der Araucana haben indessen ihre poetische Berechtigung. Dahin gehören die lebhafte Schilderung von Schlachten und von den Sitten des wilden Stammes, sowie die gelungene Charakteristik der Häuptlinge desselben. In einigen Reden, unter denen diejenige des Aeltesten der Caziken an die Araucaner hervorzuheben ist, herrscht Schwung und Kraft. Diese Rede hat Voltaire für die einzig gute Stelle des ganzen Werkes erklärt und sie über die Rede gestellt, welche Nestor am Anfang der Iliade an die Häupter der Griechen richtet. Schließlich verdient noch die Reinheit und Correctheit der Sprache Ercilla's anerkannt zu werden. Das Werk endigt mit den sanften Klagen des Dichters über sein trauriges Loos und den Vorsätzen frommer Resignation.

Von Diego Santiste von Osorio erschien eine trockene und langweilige Fortsetzung der Araucana, die in jeder Beziehung dem Werke des Ercilla nachsteht.

Fortsetzung des Drama's.

Eben so wenig wie das Epos reichten die Productionen der dramatischen Dichtkunst jenes Zeitraumes an den Glanz, den die spanische Lyrik bis über die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts hinaus entfaltete. Seit der Zeit Encina's und Gil de Vicente's bis gegen 1550 wurde kein Fortschritt im spanischen Drama ersichtlich; denn die Stücke des Torres Naharro verschwanden vor dem Bann der Inquisition. Nach wie vor wurden zur Feier kirchlicher Feste oder auch wohl anderer Festlichkeiten Autos (religiöse Schauspiele) in Kirchen, auf Straßen und Plätzen aufgeführt; doch auch diese erhoben sich in keiner Weise über das von Encina bereits auf diesem Gebiete Geleistete, nur ihre Inscenirung stattete man ab und zu mit größerer Pracht aus, als es zu den Zeiten Encina's üblich war, wie z. B. aus einer Geschichte Karls V. von Santoval hervorgeht, in der es heißt: „Am 5. Juni 1527 fanden zu Valladolid wegen der Taufe des Infanten Philipp verschiedene Feierlichkeiten statt. Von dem Hause des Don Juan de Mendoza, wo die Kaiserin wohnte, bis zum Hauptaltar der Kirche San Pablo wurde ein mit vielen Blumen und Rosen, Limonen,

Orangen und anderen Früchten geschmückter Laubengang errichtet. Dazwischen waren Triumphbögen und in jedem von ihnen viele Gerüste. Auf dem ersten stellte man ein Auto dar, auf dem zweiten, dritten und vierten andere Autos. Das fünfte befand sich an der Thür innerhalb des Hofes der Kirche; dieses war höher als die übrigen, und auf ihm stand ein Altar, nach Art eines Credenztisches, mit vielen Stufen; auf Letzteren waren reiche Bildwerke von vergoldetem Silber, einige auch von Gold, nebst anderen sehr werthvollen Stücken aufgestellt. Auf zwei Leuchtern staken zwei große Hörner von Einhörnern, die, wie alle die übrigen Sachen, dem Kaiser gehörten. Hier wurde die Taufe des heiligen Johannes des Täufers dargestellt."

Nicht minder groß als die Zahl der Autos war die der weltlichen Schauspiele, welche in diesem Zeitraum unter den Titeln: Comedia, representacion, tragedia, tragicomedia, farsa, u. s. w. auf der Bühne erschienen — Namen, von denen übrigens durchaus nicht ein jeder einzeln ein bestimmtes Genre von Stücken bezeichnete, sondern welche im Gegentheil auf das willkürlichste und beliebigste angewandt wurden. Die Urheber dieser Stücke suchten ihre mittelmäßigen oder völlig untergeordneten Talente nach drei verschiedenen Richtungen hin zur Geltung zu bringen. Kaum einer Berücksichtigung bedarf diejenige Partei, welche nach dem Muster der Celestina moralisirende Schauspiele verfaßte, die in der cynischen Darstellung des Lasters ihr Vorbild wohl übertrafen, in jeder anderen Beziehung aber weit hinter demselben zurückblieben. Glücklicherweise waren diese unlauteren Sittenspiegel schon ihrer übermäßigen Länge wegen von der Bühne ausgeschlossen. Die zweite Partei war die der Gelehrten, eine Vereinigung wissenschaftlich und ästhetisch hochgebildeter Männer, deren Absicht dahin ging, in Spanien ein Drama nach antikem Muster einzuführen. So lieferte Juan de Malara theils selbstständige Arbeiten in antikem Geschmack, theils Nachahmungen des Plautus. Francisco de Villalobes, Leibarzt des Königs, übersetzte den Amphitryo des Plautus in Versen, eine Tragödie, die auch von Perez de Oliva in Prosa bearbeitet wurde; von demselben Verfasser rührt eine Uebersetzung der Elektra des Sophokles her, die derselbe, durch wenig glückliche Zusätze vermehrt, unter dem Titel „der gerächte Agamemnon" herausgab. Simon de Abrol übersetzte, in Versen voll zierlicher Correctheit, einen Theil der Werke des Terenz. Noch viele Namen von Dichtern ähnlichen Strebens hat uns die Literaturgeschichte aufbewahrt; ihre Werke jedoch sind verschollen. Ob einige dieser Nachbildungen oder Uebersetzungen über die spanische Bühne gegangen sind, ist nicht festgestellt worden; daß sie aber niemals einen nachhaltigen Einfluß auf dieselbe geübt haben, unterliegt keinem Zweifel. An dem hohen Nationalgefühl der Spanier, welche auf der Bühne nur eine lebendige Spiegelung des Volkslebens sehen wollten, scheiterten alle Versuche der formgewandten Gelehrten, die das ihnen ungünstige Terrain einer anderen Partei überlassen mußten, welche sich der Sympathien der Nation besser zu versichern wußte. Diese dritte Partei erkannte wohl die Erfordernisse eines nationalen Dramas, aber es fehlte ihr jede Kraft für die künstlerische Gestaltung ihrer Pläne. Ihr Ziel war der Beifall der Menge, und diesen glaubten sie zu erreichen, indem sie sich zur Sprach- und Denkweise der niedrigen Volksklassen bequemten, und ihre vom Schmuck der Poesie entblößten Dramen mit schalen Späßen, argen Zweideutigkeiten und groben Unschicklichkeiten würzten. Kaum erhoben sich über die zahlreichen und armseligen Machwerke dieser Dichter Stücke wie die des Juan de Paris, des Jaume des Huete und Agostin Ortiz. Was war natürlicher, als daß bei solcher Beschaffenheit der dramatischen Productionen ein Dichter von nur mittelmäßigen Gaben Aufsehen erregen und Beifall ernten mußte? Ein solcher Dichter war Lope de Rueda, der, selbst aus dem Volke hervorgegangen, vortrefflich den Ton zu treffen wußte, der dem Volke behagte.

Lope de Rueda war aus Sevilla gebürtig, und seines Standes ein Goldschläger. Seine Neigung führte ihn zu einer umherziehenden Schauspielertruppe, zu deren Director

er sich in kurzer Zeit durch sein bewunderungswürdiges Darstellungstalent aufschwang. Die Zeit seines Wirkens rechnet man gewöhnlich von 1544—65. Vom Jubel des Volkes begleitet durchzog er mit seiner Truppe einen großen Theil Spaniens; Cervantes war als Knabe etliche Male unter seinen Zuschauern, und sehr ergötzlich ist die Schilderung, die derselbe aus seiner Erinnerung von dem geringen Apparat giebt, dessen Rueda zur Aufführung seiner Stücke bedurfte. „Alle Zurüstungen eines Schauspieldirectors zur Zeit Rueda's," erzählt er, „befanden sich in einem großen Sacke, und bestanden aus vier weißen Schäferjacken, die mit Leder besetzt, vergoldet und gepreßt waren, aus vier Bärten und mehreren Reihen falscher herabhängender Locken, endlich aus vier krummen Schäferstäben, alles dieses mehr oder weniger. Die Schauspiele waren Unterredungen wie die Eklogen zwischen zwei oder drei Schäfern und einer Schäferin, verlängert und ausgeschmückt mit zwei oder drei Zwischenspielen, in denen manchmal eine Negerin, manchmal ein Prahlhans, manchmal ein Narr oder Einfaltspinsel, und manchmal ein Biscayer auftrat. Alle diese vier Rollen und viele andere spielte Lope selbst mit einer Trefflichkeit und einem Geschick, wie man es sich nur irgend vorstellen kann. In jener Zeit gab es noch keine Maschinerien; keine Zweikämpfe zwischen Mohren und Christen, weder zu Fuß noch zu Pferde; man kannte noch keine Figur, welche durch ein Loch des Theaters aus dem Mittelpunkt der Erde hervorkam oder hervorzukommen schien, und noch viel weniger senkten sich Wolken mit Engeln oder Seligen vom Himmel herab. Die Bühne bestand aus vier Bänken, die ein Viereck bildeten, und über welche fünf bis sechs Bretter gelegt waren, und hierdurch ungefähr vier Hände breit höher waren als der Zuschauerraum, der Erdboden. Zur Bühne gehörte dann noch eine alte, mit zwei Stricken seitwärts gezogene wollene Decke, hinter welcher Musiker standen, welche Romanzen ohne Begleitung der Guitarre absangen."

Gleich bewundert als Schauspieler und als Dichter starb Rueda im Jahre 1565 zu Cordova, wo ihm zwischen den Chören der Kathedrale ein ehrenvolles Grabmal zu Theil ward.

Rueda's dramatische Werke lassen sich in drei Classen theilen, deren erste von seinen vier novellenartigen Comödien gebildet wird, die auf die Celestina als ihr Muster hinweisen und zum Theil nach italienischen Quellen gearbeitet sind; als die besten sind die „comedia de las Engaños" (die Comödie der Enttäuschungen) und „die Eufemia" zu bezeichnen. Die erstere, wahrscheinlich derselben italienischen Novelle entlehnt, nach der Shakspeare sein „Was ihr wollt" dichtete, hat die Tochter des römischen Bürgers Virginius zur Heldin. Sie wird von ihrem Verlobten Lauro, dem sie treu ergeben ist, verlassen, und ihr Vater schickt sie ins Kloster. Sie entflieht und tritt unerkannt und in männlicher Verkleidung in die Dienste ihres Geliebten, der einer anderen Dame, Namens Clavela, huldigt. Clavela verliebt sich in den schönen Diener, der zum Glück einen Bruder hat, der ihm zum Verwechseln ähnlich sieht; zur rechten Zeit erscheint dieser todtgeglaubte Bruder, vermählt sich mit Clavela, und Lauro kehrt zu seiner ersten Liebe zurück. In der Eufemia wird die Geschichte eines schönen und tugendreichen Fräuleins dargestellt, das ein valencianischer Prinz zur Gemahlin begehrt. Der Bote, der ihr den Heirathsantrag überbringen soll, besticht eine Dienerin der Eufemia, die ihm ein Maal an dem Körper der edeln Dame verräth. Auf Grund dieses Verraths bezüchtigt er bei seiner Rückkehr Eufemia der Unehrbarkeit, und der Prinz ist nahe daran ihren Bruder, der die Tugend der Schwester so hoch gepriesen hat, hinrichten zu lassen, als Eufemia selbst erscheint und den Verleumder entlarvt. Er wird zum Tod verurtheilt und Eufemia heirathet den Prinzen.

Die dritte Comödie, die Medora, ist fast nur eine ziemlich geschmacklose Ueberarbeitung der Engaños; und die vierte, die Armelina, eine Dichtung voll abenteuerlicher und widersinniger Erfindungen. Zur Lösung der novellenartigen Intrigue erscheint unter Anderem ein maurischer Zauberer, der mit einem grauenhaften Zauberspruch Medea aus der Unter-

welt heraufbeschwört, damit sie einem Vater den Aufenthalt seines verloren gegangenen Kindes anzeige. In einer anderen Scene wird ein Mädchen, das sich verzweifelnd ins Meer stürzen will, durch Neptun gerettet, der sie in sein unterseeisches Reich führt, sie aber später zur Vereinigung mit ihrem Geliebten der Erde zurückgiebt.

In diesen vier Comödien von ziemlich dürftiger Erfindung würden wir vergebens dichterischen Ausdruck, Phantasie und Tiefe der Empfindung suchen; ihre Verdienste bestehen einzig und allein in einer fließenden und eleganten Prosa und in einzelnen Scenen, die im losesten Zusammenhange mit der eigentlichen Fabel des Stückes, uns drollige oder derb komische Scenen aus dem niedrigen Volksleben vorführen, allerdings in meisterhafter Darstellung. Der enthusiastische Beifall aber, den sie fanden, läßt sich nur so erklären, daß die Virtuosität von Rueda's Schauspielkunst diesen kümmerlichen Kindern seines Geistes erst Phantasie und Seele verlieh.

Die zweite Classe von Rueda's dramatischen Arbeiten sind Schäferspiele (Coloquios pastorales), die sich von denen des Encina nur durch einen größeren Aufwand von Witz und Laune unterscheiden; die dritte Classe besteht aus den sogenannten Pasos, die bei weitem das Vorzüglichste sind, was uns Rueda hinterlassen hat. Diese Pasos sind burleske Scenen, dem niederen Volksleben entlehnt, welche den Zweck hatten, auf der Bühne die Pausen zwischen den größeren Stücken auszufüllen. In durchaus volksthümlicher Weise und in ganz realistischer und natürlicher Darstellung stattete Rueda diese glücklichen Nachahmungen des gemeinen Lebens mit lustiger Schalkhaftigkeit, mit schlagfertigem Witz und derbem Scherz aus. Wie alle Stücke des Rueda, sind sie in musterhafter Prosa geschrieben. „Durch diese Pasos," bemerkt Ferdinand Wolf, „wird hauptsächlich Lope de Rueda's Stellung in der Geschichte des spanischen Dramas bestimmt; durch diese naturtreuen Genrebilder, die als Zwischenspiele dienten, kann er als der eigentliche Begründer der Entremeses gelten, von denen die Pasos nur noch dem Namen nach unterschieden waren; durch diese kann er überhaupt als der Vormann in jener Richtung des spanischen Drama's gelten, die, von der drastischen Nachbildung des Komischen im Realen ausgehend, dieses bis zum parodischen Contraste mit dem Ideellen steigerte. Auch hat er gewisse Figuren, wie die des zanksüchtigen Alten, der gutmüthigen und geschwätzigen Negerin, der verschmitzten Zigeunerin und des Tölpels oder Einfaltspinsels, als stehende Rollen in das Schauspiel eingeführt, die, wenn sie auch nicht zur Stabilität der italienischen Masken gelangten, doch ihre Verzweigungen durch das spätere spanische Drama erkennen lassen." Die Werke Rueda's wurden nach seinem Tode von seinem Freunde Juan de Timoneda herausgegeben.

Ein eifriger Nachahmer des Rueda und, wie dieser, Schauspieler und Dichter zu gleicher Zeit war Alonso de la Vega; in einem seiner drei hinterlassenen Dramen behandelt er sogar, wenn auch mit viel geringerem Geschick als Rueda, denselben Stoff, den dieser in seinen „Enttäuschungen" bearbeitet hat. Ein edlerer Stil und ein poetischerer Geist waltet jedoch in seiner „duquesa de la Rosa", welche, wenn sie auch höheren künstlerischen Anforderungen noch kein Genüge leistet, doch durch Stellen voll poetischen Glanzes Alonso als Dichter kennzeichnet. Der Vorwurf des Stückes ist folgender: Die dänische Herzogin de la Rosa hat vor ihrer Vermählung mit dem Herzog ein Liebesverhältniß mit einem spanischen Prinzen gehabt und diesem als Zeichen ihrer Huld einen Ring geschenkt. Sie verfällt in eine schwere Krankheit und legt das Gelübde ab, im Fall der Genesung eine Wallfahrt nach St. Jago de Compostella zu unternehmen. Genesen, erfüllt sie das Gelübde. Auf ihrer Reise durch Spanien trifft sie mit dem spanischen Prinzen zusammen, der sie an ihre frühere Liebe mahnt, indem er ihr den Ring zeigt. Ihr Herz neigt sich dem Prinzen zu, doch bleibt sie fest in der Treue, die sie ihrem Gatten geschworen, und kehrt als sein reines Weib zu ihm zurück. Kurze Zeit darauf entbrennt ein vornehmer Cavalier des Hofes in heftiger Liebe zu ihr; sie weist ihn verächtlich zurück; er sinnt auf

Rache. Auf seinen Befehl muß sich einer seiner Untergebenen im Schlafgemach der Herzogin verstecken, und nachdem er des Herzogs Seele mit Mißtrauen gegen seine Gattin erfüllt hat, führt er ihn in ihr Zimmer. Der Herzog findet den Versteckten und stößt ihn augenblicklich nieder, seine unschuldige Gattin aber verurtheilt er zum Tode; sie muß sterben, wenn sich nicht innerhalb dreier Monate ein Ritter findet, im Kampf, durch Gottesurtheil, ihre Unschuld zu erhärten. Sie sendet Boten zu dem spanischen Prinzen. Dieser giebt eine ausweichende Antwort; heimlich aber kommt er sofort an den Hof des Herzogs und weiß sich in der Verkleidung eines Mönches Eingang zu dem Gefängniß der Herzogin zu verschaffen. Unerkannt von ihr empfängt er ihre Beichte, die ihn von ihrer Unschuld völlig überzeugt. Er fordert den Verleumder zum Kampf und schlägt ihn zu Boden. Schließlich stirbt unerwartet der Herzog, und es erfolgt die Vereinigung der Liebenden.

Weniger talentreich als Alonso, ahmte der Buchhändler Juan de Timoneda, der im letzten Jahrzehend des sechszehnten Jahrhunderts starb, seinem Freunde Rueda nach. Es scheint Timoneda an jeder gestaltenden Kraft gemangelt zu haben, denn er beschränkt sich fast in allen seinen Comödien darauf, mit mehr oder weniger Fleiß und Geschick Vorhandenes zu überarbeiten oder umzubilden. So ist seine Comödie „die Menecnes" eigentlich nichts weiter als eine Ueberarbeitung der Menächmen des Plautus. Seine Stücke sind jeder Poesie baar; entweder behandelt er seine Stoffe mit fadenscheiniger Trockenheit, oder er putzt sie mit hohlen Phantastereien und abenteuerlichem Zauberspuk in geschmacklosester Weise aus. Die besten seiner theatralischen Arbeiten sind die Pasos, denen es nicht an natürlicher Frische und lebendigem Dialog gebricht. Einige dieser Pasos nannte er Entremes — eine Bezeichnung, die von seiner Zeit an für Productionen dieser Art beibehalten wurde.

Aus der großen Zahl dramatischer Dichter jener Zeit ist ferner Geronimo Bermudez hervorzuheben, ein Galizier und gelehrter Dominicanermönch, der unter dem Namen Antonio de Silva zwei Dramen schrieb, welche er selbst die ersten Trauerspiele der spanischen Literatur nennt. Den antikisirenden Dichtern folgend — seine Dramen haben Chöre nach Art der Alten — unterschied er sich insofern vortheilhaft von diesen, als er zum Vorwurf seiner Tragödien einen durchaus nationalen Stoff wählte, den Tod nämlich und die Verherrlichung der unglücklichen Ines de Castro. Seine beiden Tragödien, von denen die zweite eine Fortsetzung der ersten ist, obgleich jede für sich ein abgeschlossenes Ganze bildet, sind von sehr ungleichem Werth. Die erste, welche Bermudez „la Nise lastimosa" (die bejammernswerthe Nise) nannte, ist, manche Geschmacklosigkeiten in der Ausführung abgerechnet, reich an poetischem Ausdruck, mit dem der Dichter in ergreifender Weise das beklagenswerthe Loos der schönen und schuldlosen Ines darzustellen weiß. Freilich muß hier bemerkt werden, daß das Stück des Bermudez nicht ganz Original ist. Einzelnheiten sowohl wie die Anordnung des Ganzen entlehnte er dem schönen Trauerspiel „Ines de Castro" des portugiesischen Dichters Ferreira. Der erste Act beginnt mit einem Monolog des Prinzen Don Pedro; er klagt über die Trennung von seiner geliebten Ines. Sein Secretär erscheint und versucht, ihn seiner Liebe abwendig zu machen, indem er in beredten Worten die Gefahren schildert, die dem Staat durch eine Verbindung der unebenbürtigen Ines mit dem Prinzen drohen. Ein schönes Lied über die Macht der Liebe, von einem Chor von Coimbranerinnen gesungen, schließt den ersten Act.

Der zweite Act spielt im Palast des Königs. Er hält über das Schicksal der Ines mit seinen Ministern Rath; sein Herz wendet sich der Milde zu, seine Minister aber überstimmen ihn, und der Tod der Ines wird beschlossen. In einem Monolog klagt darauf der König über den Druck, den die Last der Krone übt. Der Chor stimmt einen Gesang über den Unbestand menschlichen Glückes an.

Im dritten Act tritt Ines mit den Kindern, einer Dienerin und dem Chor auf. Unter Thränen und von ahnungsvoller Angst ergriffen, erzählt sie der Dienerin von einem

furchtbaren Traum, in dem drei Löwen sie zerrissen, und wie schwer ihre Seele sich vom Körper getrennt habe. Der Chor tritt hinzu, tröstet die Verzweifelnde, verkündigt ihr aber zu gleicher Zeit, daß ihr Untergang beschlossen sei.

Im vierten Act erscheint Ines mit den Kindern vor dem Thron des Königs. Sie ruft seine Gerechtigkeit, sein Mitleiden an. Herzzerreißend ist ihr Flehen, indem die Zärtlichkeit für ihre Kinder und ihren Gatten, und die Liebe zum Leben ihrer Rede eine so rührende Kraft und ein so schmerzliches Pathos verleihen, daß dieser Act nicht nur den Höhepunkt der Tragödie bildet, sondern auch zu dem Vorzüglichsten gehört, was die dramatische Literatur damals zu leisten im Stande war.

Der Schmerz beraubt Ines der Besinnung. Der König, von Mitleid bewegt, entfernt sich; er will von dem Mord nichts wissen, und legt die Entscheidung in die Hände der Minister. Das Todesurtheil wird vollzogen, und der Chor der Coimbranerinnen verkündet die entsetzliche That. Der fünfte Act wird von den langen und ziemlich kühlen Schmerzensergießungen des Prinzen über den Tod seiner Gemahlin ausgefüllt.

Ganz unwürdig schließt sich an dieses erste Stück das zweite Trauerspiel des Bermudez, „Nise laureada“ (die gekrönte Nise), dessen dürftige Handlung, die Krönung der todten Ines*) und die grausame Hinrichtung ihrer Mörder, deren Strafe mit empörender Rohheit geschildert wird, die Trockenheit und Geschmacklosigkeit der Ausführung um so greller hervortreten läßt.

Neben Bermudez huldigten noch manche andere Dichter dem antiken Geschmack, und der Kampf zwischen den verschiedenen Parteien wäre wohl noch eine Zeit lang fortgesetzt worden, wenn sich nicht die begabtesten Dichter unverhohlen für die Nationalpartei erklärt hätten. An der Spitze dieser, durch poetisches Talent hervorragenden Dichter stand Juan de la Cueva, der im Jahre 1550 zu Sevilla geboren wurde; weitere biographische Nachrichten über ihn finden sich nicht vor. Er versuchte sich mit Glück in den verschiedensten Dichtungsarten; er schrieb Romanzen, epische und lyrische Gedichte und einen Band Comödien, die im Jahre 1579 in Sevilla zur Aufführung gelangten. Auch verfaßte er eine spanische Poetik in Terzinen, unter dem Titel: „Ejemplar poetico“, in der er auseinandersetzt, daß die Dichtungsart der Alten gewiß vortrefflich sei, doch dem Geschmack des Zeitalters nicht mehr entspräche; er verfolge demnach mit Ueberlegung und Fleiß den Weg, den die fortschreitende Entwickelung vorschreibe; die geniale Kunst der Alten, meint er, könne man schwerlich erreichen, an Erfindung aber, Grazie, sinnreicher Disposition, kunstvollen Intriguen und spannenden Verwickelungen seien die neueren Dramatiker den Alten bei weitem voraus.

Fast sämmtliche Stücke des Cueva leiden an einem Ueberreichthum von Erfindungen, Ereignissen, von romantischen Episoden und abenteuerlichen Einfällen, die jede Einheit und Charakteristik zur Unmöglichkeit machen. Eine vollständige Planlosigkeit herrscht in diesen Stücken, wo sich das Unwahrscheinlichste und Heterogenste zu einem bunten und lebendigen Allerlei aneinander reiht; sie sind wie ein Labyrinth voll phantastischer Irrgänge, in dem wir bald nicht mehr aus noch ein wissen, wo unerwartet die Götter des Olymps neben Nymphen und allegorischen Gestalten vor uns auftauchen, wo Teufelsbeschwörungen, himmlische Erscheinungen, Mordthaten und Liebesscenen kaleidoskopartig in einem seltsamen und oft reizenden Spiel an uns vorüber ziehen, wechselnd und zusammenhangslos. Den bescheidensten Anforderungen des Drama's leisten diese Stücke in keiner Weise Genüge. Vortrefflich jedoch gelangen dem Cueva einzelne Scenen und Reden, in denen feuriger und pathetischer Ausdruck sich mit tiefer und energischer Empfindung vereinigt findet. Seine

*) Nach seiner Thronbesteigung ließ Don Pedro bekanntlich den Leichnam der Ines ausgraben, feierlich krönen, und darauf im königlichen Kloster von Alcobaça bestatten; zwei der Mörder — der dritte war entflohen — ließ er in grausamster Weise hinrichten.

Stoffe entlehnte er zum Theil der spanischen Sage und Geschichte, wie in seiner Comödie von Bernardo del Carpio und „den Kindern von Lara"; aus der römischen Geschichte benutzte er das Schicksal der Virginia und des Mucius Scävola zu seinen Stücken. Von den Comödien seiner eigenen Erfindung ist der „Verleumder" (El infamador) zu erwähnen, weil man in diesem das Vorbild des Burlador de Sevilla von Molina gesehen hat — einer Comödie, die später unter dem Namen „Don Juan" weltberühmt geworden ist. In dem „Verleumder" wird ein junges Mädchen, das die Liebe eines Wüstlings zurückweist, von diesem der ärgsten Verbrechen angeklagt; zum Tode verurtheilt, wird sie durch himmlische Einwirkung befreit, und der Verleumder erleidet statt ihrer den Tod.

Die Stücke des Cueva sind in verschiedenen Versmaßen geschrieben, doch so, daß die Redondilienform vorherrscht; und sowohl diesen Wechsel der Formen und Cueva's glänzende Darstellung, so wie das Vorwalten einer schrankenlosen Phantasie auf Kosten der planmäßig künstlerischen Anordnung finden wir bei den späteren spanischen Dramen wieder. Cueva betrat demnach zuerst den Weg, auf dem spätere Dichter, wenn auch in ungleich feinerer Ausführung, das spanische Nationaldrama seiner Vollendung entgegenführten.

Neben Cueva wirkten Rey de Artieda und Cristoval de Virues, Ersterer durch seine „Liebenden zu Teruel", ein Stück von hoher poetischer Schönheit, und Letzterer durch fünf seiner Tragödien, die am Ende des sechszehnten Jahrhunderts mit großem Beifall zur Aufführung gelangten. Cristoval de Virues focht in der Schlacht bei Lepanto mit, wurde zum Hauptmann ernannt und starb als solcher 1610. Seine Stücke, deren Stoffe er meist selbst erfand, tragen einen unbändigen und phantastischen Charakter. Es sind Tragödien des Schreckens und des Grauens, von einer maßlosen und wahrhaft blutdürstigen Einbildungskraft, die vor keiner Schranke des Schönheitssinnes und der künstlerischen Einsicht zurückbebt. Virues häuft Gräuel auf Gräuel, die Leidenschaften toben in seinen Stücken gleich entfesselten Dämonen, klirren mit Ketten, spielen mit Schädeln, treten die Sitte mit Füßen und sättigen sich an Blut und Verderben. Und doch ist Virues ein Dichter; denn plötzlich ist's oft, als leuchte Sonnenglanz über nächtlichen Spuk, als zerreiße ein lieblicher Mondstrahl einen Wirrwarr wilder Wolken, oder als übertönten süße Harfenklänge das Röcheln von Sterbenden; so schwungvoll wird des Dichters Ausdruck, in so harmonischer Schönheit fließt seine Rede. Solcher Lichtblicke und solcher erhabenen Klänge hat vor Allem sein letztes Trauerspiel „Elisa Dido" viele aufzuweisen. Der König Jarbos schwört den Untergang Karthago's herbeizuführen, wenn Dido ihm nicht ihre Hand reicht. Dido schwankt zwischen Vaterlandsliebe und der Treue für ihren verstorbenen Gatten Sichäus; die Erstere siegt, und sie verspricht dem Jarbos ihre Hand zu reichen, im entscheidenden Augenblick aber greift sie zum Dolch, um der verhaßten Ehe zu entgehen. Schack sagt von Virues: „Er wollte, wie er selbst sagt, das Beste des antiken Stils mit dem Besten des modernen verschmelzen; unglücklicherweise jedoch scheint er über Beides die irrigsten Begriffe gehabt zu haben. Seine Kenntniß des Trauerspiels der Alten ist offenbar, statt aus den ächten Quellen, aus den Mißgeburten des Seneca geschöpft; und welche verzerrten Gebilde aus der Nachahmung solcher Muster hervorgehen mußten, läßt sich errathen. Verworfene Charaktere, scheußliche Verbrechen, folternde Scenen und betäubende Declamation sollen hier das Tragische ausmachen; und zu der Wildheit, Grausamkeit und Barbarei gesellen sich dann noch die widersinnigsten und empörendsten Unschicklichkeiten. Um aber zugleich der „modernen Kunst" oder dem Begriff, den sich der Dichter davon gebildet hatte, Genüge zu thun, dürfen Liebesabenteuer, Intriguen, burleske Scenen, Maschinerie und Theaterspektakel nicht fehlen; und diese Mischung führt einen Wirrwarr, eine Ueberladung von Personal und Vorfällen herbei, welche einige dieser Stücke zu dem Wüstesten und Unverständigsten machen, was wohl je auf die spanische Bühne gekommen ist. Am verzerrtesten und in wahrhaft caricaturartiger Gestalt zeigt sich dies im „Attila furioso", einem mit Gräueln aller

Art überladenen Schreckensspiel, in welchem mehr als fünfzig Personen meist vor den Augen der Zuschauer und auf die gräßlichste Weise umkommen. Der Held ist ein aus aller menschlichen Natur hinausgerücktes Ungeheuer und könnte nur Widerwillen erregen, wenn er mit seinen bombastischen Phrasen nicht unwiderstehlich zum Lachen reizte. Den Capitain und die Mannschaft eines feindlichen Schiffes, das den Seinigen in die Hände gefallen ist, läßt er zur Ergötzung des Volks lebendig verbrennen; drei junge, ihm mißfällige Männer viertheilen; einen Gouverneur von Regensburg an der Spitze eines Thurms aufknüpfen; einem römischen Gesandten, der ihm nicht genug Ehrfurcht bezeugt, Nase und Ohren abschneiden; einen wilden König von Slavonien von wilden Thieren zerreißen u. s. w. Zwischen diesen Brutalitäten kreuzen sich Liebschaften in verwirrender Menge. Die Königin ist in Flaminia, eine in männliche Tracht verkleidete Maitresse des Attila, verliebt; der Feldherr Gerardo wieder in die Königin; Attila in eine Gefangene Namens Celia. Nächtliche Balconscenen, Verstecke, komische Situationen und gelegentlich Indecenzen bleiben nicht aus. Flaminia sinnt auf den Untergang der Königin, um sich dann mit Attila vermählen zu können; dieser, von ihr aufmerksam gemacht, überrascht die Gemahlin mit Gerardo, ermordet Beide und vermählt sich auf der Stelle mit Celia. Darauf wird ihm von der eifersüchtigen Flaminia ein Gift beigebracht, das ihn wahnsinnig macht. Er bringt in der Wuth seine neue Gattin um, tobt wie ein Cannibale, recitirt einen Monolog von 350 Zeilen voll gewaltiger Hyperbeln und riesenmäßigen Bombastes, erdrosselt die Flaminia und sinkt endlich todt zu Boden."

Die langsame Entwickelung des Dramas ist bei einem Rückblick auf die dramatischen Productionen der letzten fünfzig Jahre unverkennbar; denn alle die besprochenen Arbeiten haben noch wenig von dem Glanz des späteren Schauspiels, und dürfen nur als Vorarbeiten zum eigentlichen Nationaldrama betrachtet werden. Freilich war durch die äußeren Bühnenverhältnisse auch wenig genug gethan, um die Bemühungen der Dichter zu unterstützen und die Entwickelung des Schauspiels zu fördern. Zur Zeit Encina's und Vicente's wurden die Schauspiele nur vor einem eingeladenen Publicum in den Schlössern der Fürsten und Vornehmen aufgeführt. Lope de Rueda unternahm es zuerst mit einer engagirten Gesellschaft im Lande umherzuziehen, die, wo sie hinkam, ein leichtes Gerüst aufschlug, unter dem sie ihre Possenspiele meist nur zur Ergötzung der niedrigen Volksclassen aufführte. Etwas später fing man an, die Hofräume verschiedener Häuser für Theatervorstellungen zu benutzen; diese blieben natürlich ohne Bedachung, so daß die jedesmalige Aufführung von der Gunst des Wetters abhing. Die Bühne selbst bestand aus einem dürftigen Zelt; man spielte bei Tageslicht, erst nur an Sonn- und Festtagen, später aber, als die Neigung des Publicums für Theatervorstellungen wuchs, zwei Mal wöchentlich, und in der Carnevalszeit täglich. Erst um das Jahr 1580 wurden in Madrid zwei Hofräume in den Straßen Principe und Cruz bleibend für Theatervorstellungen eingerichtet, und auf diesen Stellen befinden sich auch heut noch die beiden größten Theater Madrids.

Einen ebenso ergötzlichen wie lehrreichen Beitrag über das Theaterwesen jener Zeit, namentlich was die umherziehenden Gesellschaften anbetrifft, liefert Augustin de Rojas, der selbst Schauspieler gewesen war, in seiner „unterhaltenden Reise", in der er die Erinnerungen und Erlebnisse seines Schauspielerlebens niederlegte. Er erzählt unter anderen:

„Solano und ich — einer jener wandernden Comödianten — wir verließen Valencia, und zwar, wegen eines uns dort zugestoßenen Unfalls, der Eine zu Fuß und ohne Mantel, der Andere gehend und im bloßen Wamms. Es war schon Abend, als wir, halb gerädert und Beide zusammen nur im Besitz von acht Hellern, in ein Dorf kamen. Wir gingen in eine Herberge, um Betten zu verlangen; aber man sagte uns, es seien keine zu haben, weil gerade Messe sei. Da ich sah, daß uns wenig Aussicht übrig blieb, welche zu bekommen, so verfiel ich auf eine List, und ging in ein anderes Wirthshaus, wo ich mich für einen indischen Kaufmann ausgab; die Wirthin fragte mich, ob wir Gepäck bei uns hätten,

und ich antwortete, wir reisten zu Wagen, wären aber zu Fuß vorausgegangen; inzwischen, bis zur Ankunft des Wagens mit unserem Gepäck, möchte sie uns zwei Betten zurichten und ein Nachtessen bereiten. Sie that es; ich aber ging unterdessen zum Alcalden des Dorfes und sagte ihm, es sei eine Schauspielertruppe angekommen; ob er ihr wohl erlauben wolle, auf der Durchreise in diesem Ort zu spielen. Er fragte mich, ob es ein geistliches Stück sei; ich antwortete: ja, und er gab mir die Erlaubniß. Ich eilte nach Hause und sagte Solano, er solle das Auto von Kain und Abel rasch einmal durchgehen und sich dann an einen Ort, den wir verabredeten, begeben, um die Casse zu führen; denn wir wollten heut noch eine Vorstellung geben. Dann machte ich mich auf, um ein Tamburin zu suchen, that einen Bart von Pelz um und posaunte unsere Comödie im ganzen Dorfe aus. Da viele Leute da waren, so fehlte es nicht an Zuspruch. Dies abgemacht, behielt ich das Tamburin, nahm den Bart ab, ging zur Wirthin und sagte zu ihr: Eben kommen meine Waaren; gebt mir den Schlüssel zu meinem Zimmer, damit ich sie verschließen kann. Sie fragt mich, was es für Waaren seien, und ich antworte: Specereien. Kaum habe ich den Schlüssel, so stürze ich auf das Zimmer, reiße die Linnen von den Betten, einen alten Teppich vom Fußboden, raffe noch zwei oder drei andere Lappen zusammen, werfe das Alles, in einen Pack zusammengerollt, zum Fenster hinaus, und stürze schnell wie der Blitz die Treppe hinunter. Im Hofe redet mich der Wirth an und sagt: Herr Indianer, eben sind Schauspieler angekommen, die eine Comödie aufführen wollen; haben Sie nicht Lust hinzugehen? Sie sollen sehr gut spielen. Ich antworte: ja, und eile in aller Hast hinaus, um die hinuntergeworfenen Gegenstände, mit denen wir das Stück spielen wollen, aufzuheben, ehe der Wirth Unrath merkt; aber wie viel ich auch suche, ich finde nichts. Nun wird mir wegen des Ausgangs bange; ich laufe in die Schenke, wo Solano schon die Eintrittsgelder der Zuschauer in Empfang nimmt; ich erzähle ihm, was vorgefallen, er läßt die fernere Einnahme in Stich, und wir machen uns mit dem Gelde auf und davon. Nun stellt euch vor, wie gefoppt die Leute im Dorfe zurückblieben, die Einen ohne Kaufleute und Betttücher, die Anderen um ihr Geld und um die Comödie geprellt.

„Diese Nacht marschirten wir nur wenig und auf Seitenwegen; am Morgen untersuchten wir unsere Börse und fanden drei und einen halben Realen darin, Alles in kleiner Münze. Ihr seht, wir waren nun zwar reich, aber voll Angst. Eine Meile weiter entdeckten wir eine Hütte, wo wir einkehrten und Wein aus einer Kürbisflasche, Milch aus einem Troge und Brot aus einem Quersack bekamen. Nach beendigtem Frühstück brachen wir auf und langten gegen Abend in einem anderen Orte an, wo wir gleich darauf sannen, einen Gewinnst zu machen. Ich holte uns Erlaubniß zum Spielen, trieb zwei Laken auf, rief die Ekloge auf der Straße aus, verschaffte mir eine Guitarre, wußte die Wirthin zu gewinnen, und sagte zu Solano, er solle sich an die Casse setzen. Als das Haus voll war, trat ich auf und sang die Romanze Afuera afuera, aparta aparta, blieb aber nach der ersten Strophe stecken, wobei mich die Zuschauer verblüfft ansahen. Dann sagte Solano eine Loa her und machte damit die Fehler der Musik wieder gut. Ich mumme mich in ein Laken und fange an, meine Rolle zu spielen; als aber Solano als Gott Vater auftritt, ein Licht in der Hand und in ein Lacken gehüllt, das in der Mitte ein großes Loch hat, und rings um den Bart herum mit Weintrestern beschmutzt ist, glaube ich vor Lachen vergehen zu müssen; das arme Publicum wußte nicht, was mit ihm vorgegangen sei. Da das vorüber war, erschien ich als Lustigmacher und führte mein Zwischenspiel auf. Nachher, in der Scene, wo ich als Kain den Brudermord begehen muß, habe ich das Messer vergessen; ich bin nicht faul, nehme mir den Bart vom Kinn und schneide damit dem armen Abel die Kehle ab; da werden die Zuschauer wild; man fängt an, uns zu schimpfen; ich bitte um Nachsicht für unsere Fehler, die übrige Truppe sei noch nicht angekommen; aber es will nichts fruchten. Zuletzt, als Alle in Aufruhr sind, kommt der Wirth herbei und sagt uns,

wir möchten uns aus dem Staube machen, sonst werde es Prügel auf uns regnen. Bei dieser köstlichen Botschaft nahmen wir Reißaus und setzten noch dieselbe Nacht mit mehr als fünf Realen, die wir eingenommen, unsere Reise fort. Nachdem wir dies Geld aufgezehrt und unsere wenigen Habseligkeiten verkauft hatten, langten wir nach unsäglich mühsamer Wanderung — auf der wir oft nichts zu essen bekamen als Pilze vom Felde, barfuß gingen, unter freiem Himmel schliefen, den Maulthiertreibern beim Aufladen oder Wasserholen halfen und einmal vier Tage lang von nichts als rohen Rüben lebten — eines Abends in einer Schenke an, wo uns vier Fuhrleute zwanzig Maravedis und eine Wurst gaben, damit wir ihnen eine Comödie aufführten. Unter solchen Mühsalen kamen wir an das Ziel unserer Reise (einen Ort in der Nähe von Saragossa), Solano im Wamms und ohne Rock, den er in einem Wirthshaus verpfändet hatte; ich ohne Hemd, in einer zerfetzten Jacke, schmutzigen leinenen Hosen und mit ganz durchlöchertem Strohhut. Da ich mich so zerlumpt sah, entschloß ich mich, bei einem Pastetenbäcker in Dienst zu gehen; Solano aber hatte keine Lust, irgend ein solches Auskunftsmittel zu ergreifen. So standen die Sachen, als wir ein Tamburin schlagen hörten; es war ein Knabe, der auf der Straße ausrief: Heute Abend wird die vortreffliche Comödie „die vertauschten Freunde" aufgeführt. Kaum hörte ich das, so ging mir ein neues Licht auf. Wir gingen auf den Knaben zu, und als dieser uns erkannte, ließ er das Tamburin fallen und fing an, vor Freude zu tanzen. Wir fragten ihn, ob er uns nicht mit etwas Geld aushelfen könne, und alsbald gab er uns Alles, was er in einem Knoten seines Hemdes gewickelt bei sich trug. Wir kauften Brot, Käse und ein Stück Stockfisch, und ließen uns, nachdem wir gegessen hatten, zum Director der Truppe bringen. Es war Martinazos; ich weiß nicht, ob er sich freute, uns in diesem Spitzbubenaufzug zu sehen; aber er umarmte uns, ließ sich unsere Leidensgeschichte erzählen, gab uns zu essen und sagte, wir möchten uns reinigen, damit seine Kleider nicht verdorben würden, denn er wolle uns unter seine Schauspielergesellschaft aufnehmen. Wirklich spielten wir schon denselben Abend mit, und am folgenden Tage wurde ein Contract mit uns abgeschlossen, wonach jeder von uns drei Viertelrealen für jede Vorstellung erhielt. Zugleich bekam ich eine Rolle aus einer Comödie von der Auferweckung des Lazarus zum Einstudiren, und Solano sollte darin den Heiligen spielen. Jedesmal, wenn dies Stück aufgeführt wurde, zog der Director im Ankleidezimmer sein Kleid aus und lieh es dem Solano, wobei er immer sagte: Hüte dich, mir kein Ungeziefer hinein zu bringen. Sobald die Vorstellung vorüber war, mußte dann der arme Lazarus sich eben dort entkleiden und seine alten Lumpen wieder anziehen. Ich bekam Strümpfe, Schuhe, einen Hut mit vielen Federn und einen weiten seidenen Rock, unter dem ich meine inzwischen gewaschenen leinenen Hosen trug, und machte in dieser schmucken Tracht eine ganz stattliche Figur. Dies lustige Leben, wobei wir wenig zu essen bekamen, aber viel marschiren und die Theatergarderobe auf dem Rücken schleppen mußten, dauerte etwas über vier Wochen. Während wir so von Ort zu Ort zogen, sagte uns der Director eines Tages, als es viel geregnet hatte, es sei nur noch eine kleine Stunde bis ins Nachtquartier, wir möchten doch zu Zweien seine Frau tragen; er und zwei Andere wollten die Garderobe allein übernehmen, und das Tamburin und übrige Geräth könne der Knabe schleppen. Was war da zu thun? Der Frau gefiel der Vorschlag sehr, und wir mußten uns bequemen, unsere Hände zum Tragsessel für sie herzugeben. Dergestalt als Packesel dienend, kamen wir mehr todt als lebendig, ganz beschmutzt und mit wunden Füßen ins Nachtquartier. Der Director kam gleich um Erlaubniß zum Spielen ein, und wir mußten nach allen unseren Strapatzen noch den Lazarus aufführen. Mein Freund und ich zogen unsere geliehenen Kleider an; als aber die Auferstehungsscene kam, und der Director, welcher den Christus spielte, wiederholt zu Lazarus sagte: Steh auf, Lazarus! Surge! surge! so erwartete man vergebens, daß Lazarus auferstehen werde. Man ging ans Grabmal, indem man glaubte, er sei eingeschlafen, fand aber, daß er schon geistig und körperlich auferstanden

war, ohne eine Spur von seinen Kleidern zurückzulassen. Die Zuschauer und der Director geriethen in starres Erstaunen und hielten das Verschwinden des Heiligen für ein Wunder; ich aber, der wohl merkte, was es damit für eine Bewandtniß habe, und daß Solano durchgegangen sei, machte mich flugs auf, ihn einzuholen, und schlug, so wie ich ging und stand, den Weg nach Saragossa ein, ohne jedoch eine Spur von Solano aufzufinden. Auch der Director hat gewiß nie wieder etwas von seinen Kleidern gesehen, noch die Zuhörerschaft etwas vom Lazarus, den sie ohne Zweifel gen Himmel gefahren glaubten."

Uebersetzt von Schack.

Die spanische Prosa des sechszehnten Jahrhunderts.

Die Entwicklung der spanischen Prosa blieb im sechszehnten Jahrhundert hinter den poetischen Fortschritten desselben Zeitraumes nicht zurück. Durch das immer allgemeiner werdende Studium des Alterthums gewann die Prosa an Klarheit, Kraft und Eleganz, und der engere Verkehr der Spanier mit fremden Nationen war für den Reichthum und den zunehmenden Umfang der castilianischen Sprache von günstigstem Erfolge gewesen. Bis in das sechszehnte Jahrhundert hinein hatte man indessen das spanische Idiom für die Darstellung philosophischer Gedanken und Betrachtungen nicht geeignet erachtet, und die Gelehrten handelten dergleichen Themata vorzugsweise in lateinischer und italienischer Sprache ab. Dem Schriftsteller Fernan Perez de Oliva gebührt das Lob, zuerst gegen ein, die spanische Sprache so ungerecht treffendes Vorurtheil durch Wort und That angekämpft zu haben. Er vertheidigte sie glänzend und erfolgreich durch seine eigenen Schriften, die in reinem Castilianisch abgefaßt waren. Perez de Oliva wurde 1492 zu Cordoba geboren. Als zwölfjähriger Knabe bezog er die Universität Salamanca und studirte dann abwechselnd in Alcala, Paris und Rom, sich durch frühzeitige Gelehrsamkeit auszeichnend. In letzterer Stadt lebte er unter dem Schutz eines am Hofe Leo X. einflußreichen Oheims; die Aufmerksamkeit und die Gunst des Pabstes hatte sich ihm dergestalt zugewendet, daß ihm dieser nach dem Tode des Oheims dessen Stellung übertrug. Die Liebe aber zu den Wissenschaften erfüllte Oliva so ausschließend, daß er bald sein Amt niederlegte und nach Paris ging, wo gelehrte Studien und Vorlesungen ihn fesselten. Im Jahre 1524 kehrte er nach Spanien zurück, erhielt den Lehrstuhl der Philosophie zu Salamanca, und einige Zeit darauf wurde er zum Rector der Universität ernannt. Der Kaiser hatte ihn zum Lehrer des Infanten Philipp bestimmt; er starb jedoch, bevor er sein Amt antreten konnte, schon im Jahre 1534 als einer der größten und bewundertsten Gelehrten Spaniens.

Unter seinen zahlreichen Schriften gehören die Uebersetzungen verschiedener griechischer und römischer Dichter, deren schon erwähnt wurde, zu den unbedeutendsten. Das bekannteste und anerkannteste aber seiner Werke ist sein „Dialogo de la dignidad del hombre" (Gespräch über die Würde des Menschen), eine Abhandlung, die durch ihren gediegenen Inhalt und ihre classische Sprache zu den besten spanischen Werken didaktischer Prosa gehört. Das Gespräch besteht aus einer Unterhaltung zwischen zwei Freunden, die ihre Gedanken über die Natur des Menschen und den Werth des menschlichen Daseins austauschen. Der Eine hebt die Schattenseiten der menschlichen Natur hervor, der Andere die Lichtseiten. Ein dritter Freund soll zwischen den Streitenden entscheiden; er begnügt sich aber damit, beiden Theilen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, und die Abhandlung bleibt ohne eigentlichen Schluß. Sie ist von einem würdigen Ernst und einem eifrigen Streben nach Wahrheit durchdrungen; sie bekundet einen denkenden Kopf, ein kräftiges Gemüth und einen originellen Geist. Die Sprache ist correct und von einem reinen Fluß und veranschaulicht, wie der Verfasser es erstrebte, die ausreichende Kraft und Schönheit der castilianischen Sprache für den Stil,

den ernste Betrachtungen erfordern. Francisco Cervantes de Salazar schrieb eine Fortsetzung des Dialogs, welche, wenn sie auch im Ganzen dem Werke des Oliva nachsteht, doch manches trefflich Gedachte enthält und stellenweis sogar sein Vorbild an Beredsamkeit übertrifft.

Dem Beispiel des Oliva in der Benutzung der spanischen Sprache für didaktische Werke folgte eine große Anzahl von Schriftstellern, über die eingehend zu berichten der Raum uns nicht erlaubt. Erwähnen wollen wir noch des Antonio de Guevara, welcher in hohem Grade die Gunst Kaiser Karls besessen zu haben scheint, denn wir sehen ihn als seinen Begleiter einen Theil Europa's durchreisen und durch ihn zum Bischof von Guadix und Mondonedo ernannt. Guevara starb 1545.

Sein Hauptwerk ist „die Uhr des Fürsten, oder Marc Aurel", eine Art didaktischer Roman, welcher in einer nicht allzu glücklichen Vermischung von Dichtung und Wahrheit das Leben Marc Aurels schildert, in dem der Verfasser den Fürsten einen Spiegel der Weisheit und Tugend vorzuhalten meint; trotzdem das Buch weder in gedanklicher noch in formeller Hinsicht eine hervorragende Bedeutung beanspruchen darf, gefiel es doch seiner Zeit außerordentlich.

Außer diesem didaktischen Werk gab Guevara eine umfangreiche Briefsammlung heraus, die zum größeren Theil erdichtete Briefe enthält, von denen einige an Personen des Alterthums gerichtet sind. Sie wurden von seinen Zeitgenossen dermaßen bewundert, daß man sie „goldene Briefe" nannte; die Nachwelt jedoch hat sie vergessen, wie ihr trivialer und trockener Inhalt, der sich in einer zwar sorgfältig gefeilten, aber steifen und geschraubt vornehmen Sprache dürftig genug ausnimmt, es verdient.

Ungleich höhere künstlerische Bedeutung hat eine Briefsammlung, die Antonio Perez herausgab, derselbe Perez, der in der politischen Geschichte Spaniens eine so zweideutige und hervorragende Rolle spielte, deren hier natürlich nur flüchtig gedacht werden kann. Eine einflußreiche Stellung, die sein Vater am Hofe Karls V. inne hatte, machte dem Sohne die Hofkreise zugänglich: Bald nachdem er mit Auszeichnung seine Studien beendet hatte, trat er in den Dienst Philipps, dessen Gunst und Vertrauen sich der geschmeidige und liebenswürdige Antonio vollständig zu erwerben wußte. Er ward Staatssecretair, und von Philipp zum Mordwerkzeug gegen Escovedo ausersehn, den Vertrauten Johanns von Oesterreich, dessen wachsende Macht und Beliebtheit den König mit Mißtrauen erfüllten. Der Mord ward vollführt, und sei es nun, daß nach vollbrachter That Philipp in Perez den Mitschuldigen haßte, oder daß ihn, wie Andere meinen, Eifersucht gegen Perez wegen eines Verhältnisses, das dieser mit der Prinzessin Eboli unterhielt, erfüllte: genug, der Günstling fiel in Ungnade, und schließlich ließ es Philipp zu, daß er auf die Anklage der Familie des Ermordeten zu Madrid verhaftet wurde. Er schmachtete zwölf Jahre im Gefängniß und wurde der Tortur unterworfen, unter deren Qualen er den Mord gestand. Endlich entfloh er mit Hülfe seiner Gemahlin nach Aragonien, der Provinz, aus welcher seine Familie stammte und deren Privilegien ihn vor der Verfolgung Philipps schützten. Doch dachte dieser nicht daran, sein Opfer so bald fahren zu lassen; um der lächerlichsten Gründe willen ward Perez der Ketzerei beschuldigt und der Inquisition übergeben. Doch in diesem Verfahren sahen die Aragonier einen Eingriff in ihre Rechte; es entstand eine förmliche Empörung, und Perez wurde mit Gewalt aus dem Kerker befreit. Philipp benutzte diesen Gewaltstreich der Aragonier, um sie mit Krieg zu überziehen und die Provinz für immer ihrer Privilegien zu berauben. Perez entfloh nach Bearn, wo ihm Katharina, die Schwester Heinrichs IV., Schutz gewährte. Später lebte er abwechselnd in England und Frankreich, von den Höfen unterstützt, oft mit wahrhaft fürstlichem Glanz und im Verkehr mit den bedeutendsten Menschen seiner Zeit, bis er endlich, fast vergessen, in Dürftigkeit und Allen zur Last, im Jahre 1611 zu Paris starb. Seine Gattin und seine schuldlosen

Kinder hatte Philipp ins Gefängniß werfen lassen und erst nach Perez' Tode erlangten sie die Freiheit wieder.

Zuerst gab Perez unter dem Namen Rafael Peregrino Denkwürdigkeiten aus seinem Leben heraus, die natürlicherweise das Interesse seiner Zeitgenossen in hohem Grade erregen mußten, welche jedoch als Quellen für die politischen und socialen Zustände jener Zeit wenig brauchbares Material darbieten; denn seine Mittheilungen sind zum größeren Theil unzuverlässig und parteiisch.

Von classischem Werthe dagegen sind seine Briefe, welche er erst nach seiner Flucht aus Spanien schrieb. Viele von ihnen sind an seine Familie gerichtet, andere an Freunde und hervorragende Staatsmänner seiner Zeit; zum Theil behandeln sie rein persönliche oder ganz unbedeutende Angelegenheiten, zum größeren Theil jedoch erörtern sie mit ebenso viel Scharfsinn als feiner Beobachtung und Menschenkenntniß Vorgänge des öffentlichen Lebens und politische Fragen. Es herrscht ein echt castilianischer Geist in diesen Briefen, die von Geist und Originalität sprühen; die Sprache darin ist von einer zierlichen Glätte, die sich selbst in den vertraulichsten Briefen an seine Frau oder Kinder nicht verleugnet, die mitunter ans Ceremonielle streift und niemals der chevaleresken Würde und einer anmuthigen Grandezza entbehrt.

Auch der Geschichtschreibung des sechszehnten Jahrhunderts fehlte es nicht an tüchtigen Schriftstellern. Neben Mendoza, dessen vortreffliches Werk von dem Kriege von Granada wir bereits besprochen haben, wirkte Geronimo Zurita. Derselbe wurde 1512 zu Saragossa geboren, studirte in Alcala und gelangte durch den Einfluß seines Vaters, der Leibarzt Ferdinands des Katholischen gewesen war, zu vornehmen Protectionen. Von den Ständen Aragons wurde er einstimmig zum Geschichtschreiber ihrer Provinz erwählt, und von dieser Zeit an widmete er einen Theil seines Lebens der mühevollen Musterung aller Archive und alten Chroniken, die ihm zur Verfügung gestellt wurden und die ihm für den Zweck einer vollständigen und genauen Geschichte Aragoniens dienlich schienen; als Resultat dieser kritischen und umsichtigen Forschungen erschienen in dem Zeitraum von 1565—80 seine Jahrbücher der aragonischen Geschichte (Anales de la Corona de Aragon), welche sich durch eine gewissenhafte Prüfung des vorhandenen Materials, durch Scharfblick und selbstständige Anschauungen weit über die Chronikenliteratur erhoben, die bis dahin die Stelle der Geschichtschreibung vertrat. Sein Werk beginnt mit der Invasion der Araber in Spanien und reicht bis ans Ende der Regierung Ferdinands des Katholischen; doch sind es nicht nur die Thatsachen der Geschichte Aragoniens, die er erzählt, es sind auch die Regierungsverhältnisse der Provinz, die er in das Bereich seiner Besprechung zieht; und daß er so unverhohlen für die Freisinnigkeit derselben Partei ergreift, zeugt von einem muthvollen Geist. Ueberhaupt nimmt er stellenweis einen so kräftigen Anlauf zu selbstständigem Denken, daß es wohl nur auf Rechnung der traurigen politischen Verhältnisse Spaniens zu setzen ist, welche vermittelst der Inquisition jede freie Forschung hinderten, wenn im Ganzen die Geschichte Zurita's keine große Anziehungskraft übte.

Wie Zurita für Aragonien, so war sein Zeitgenosse Ambrosio de Morales für Castilien als Chronist angestellt. Er lebte von 1513—1591, war Professor an der Universität Alcala und setzte die, von Florian de Ocampo begonnene Geschichte des Königreichs Castilien fort. Die trockene Darstellung des Ocampo, die kaum mehr als die frühere Chronikenliteratur bietet, reichte bis zu den punischen Kriegen. Von dieser Zeit an führt Morales die Geschichte etwa bis ums Jahr 1000 fort, mit mehr Umsicht und Kritik als Ocampo, ohne daß jedoch seinem Werk ein besonderer rhetorischer oder pragmatischer Werth beizumessen wäre. Eine ungleich höhere Stufe als die genannten Historiker nimmt Juan de Mariana ein, dessen allgemeine Geschichte Spaniens als ein classisches Werk der spanischen Literatur betrachtet werden kann. Mariana wurde 1537 in Talavera geboren.

Nachdem er in Alcala seine Studien beendigt hatte, wurde er, siebzehn Jahr alt, in den Jesuitenorden aufgenommen. Seine Vorgesetzten erkannten bald die außergewöhnliche Begabung des jungen Mannes, beriefen ihn 1561 an das Jesuitencollegium zu Rom, und versetzten ihn von dort nach Sicilien und später nach Paris, wo seine Vorlesungen über Thomas von Aquino einen ungewöhnlichen Beifall fanden. Im Jahre 1574 kehrte er aus Gesundheitsrücksichten nach Spanien zurück und trat in das Ordenshaus von Toledo, wo er, hauptsächlich mit literarischen Arbeiten beschäftigt, bis ans Ende seines Lebens blieb. Indessen verlief sein Leben nicht in Ruhe und Frieden. Günstige Urtheile, die Mariana



Juan de Mariana.

über einige den Jesuiten mißliebige Bücher abgab, zogen ihm den Unwillen seiner Vorgesetzten zu, der sich bald bis zur Verfolgungssucht steigern sollte. Er gab eine lateinische Schrift heraus „De regno et regis institutione", in der er an einer Stelle mit Hinweisung auf ganz besondere Verhältnisse den Königsmord als erlaubt darstellte. Die Schrift wurde in Spanien ungehindert und ohne Aufsehen zu erregen gedruckt, in Frankreich dagegen rief sie einen wahren Sturm von Unwillen hervor; an einigen Stellen wollte man eine Rechtfertigung des gegen Heinrich III. vollführten Mordes finden, und als einige Zeit später Ravaillac Heinrich IV. erstach, verbreitete sich die Meinung, Mariana's Buch habe dem Mörder die Berechtigung zu seiner blutigen That vorgespiegelt. Das Buch wurde von Henkershand verbrannt, und da Mariana Jesuit war, legte man dem ganzen Orden zur Last, was ein

Einzelner verschuldet. Die Jesuiten warteten nur auf eine Gelegenheit, ihren Haß gegen ein Mitglied ihres Ordens, das sie so arg compromittirte, thätlich zu beweisen, und als Mariana einige lateinische Abhandlungen herausgab, welche, wenn auch noch so geringfügigen, Anlaß zur Verfolgung boten, denuncirten sie ihn bei der Inquisition. Er wurde trotz seiner drei und siebzig Jahre verhaftet, und hatte von Glück zu sagen, daß er mit einer leichten Strafe davonkam. Den Haß der Jesuiten mag es nicht wenig geschärft haben, als sie unter seinen Manuscripten eine Schrift fanden: „die Gebrechen der Gesellschaft Jesu", welche höchst unerfreuliche Enthüllungen über den Orden zu Tage förderte. Weder die Gefangenschaft noch die Gebrechen des Alters konnten dem starken Geist Mariana's etwas anhaben, der bis zum letzten Augenblick thätig blieb. Sein Hauptwerk war die Geschichte Spaniens, welche er zuerst lateinisch schrieb; doch noch vor ihrer Vollendung in lateinischer Sprache übersetzte er sie ins Castilianische, indem er sie zu gleicher Zeit sorgfältig überarbeitete und erweiterte. Seine Geschichte beginnt mit den ersten Nachrichten, die über Spanien aufzutreiben waren, und geht bis zur Thronbesteigung Karls V.; den späteren Ausgaben von Mariana's Werk wurde noch eine Fortsetzung von M. Miniana beigefügt, welche bis zum Jahre 1621 reicht.

Für die älteste Geschichte Spaniens, die Mariana aus authentischen Quellen nicht mittheilen konnte, benutzte er, ohne allzu strenge Kritik, die Arbeiten seiner tüchtigen Vorgänger, die alten Sagen und Chroniken, je nachdem sie ihm glaubwürdig schienen. Die Sprache handhabt er mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit; sein lebendiger Geist weiß die Erzählungen zu eindrucksvollen Gemälden voll anziehender Schönheit zu gestalten; seine natürliche und präcise Rede entbehrt weder der würdevollen Haltung noch der rhetorischen Kraft, und seine Charakterzeichnung ist von drastischer Anschaulichkeit; der Inquisition zum Trotz weiß er die Sprache der Freimüthigkeit zu führen und seine muthige Gesinnung ist wahrhaft überraschend in jener Zeit des finsteren Despotismus. Ludwig Lemcke sagt über Mariana: „Hätte er aller der Vortheile genossen, welche in unserer Zeit die vervollkommnete Kunst der historischen Kunst und die Fülle der Einzelforschungen dem Geschichtschreiber gewähren, so wäre seine Geschichte Spaniens vielleicht das schönste historische Werk aller Völker und Zeiten geworden. Denn an edler, würdevoller, lebendiger, stets dem Gegenstande angemessener Darstellung kommen ihm wenige Geschichtschreiber alter und neuer Zeit gleich. Dies, so wie die Tiefe seiner Betrachtungen, die Feinheit seiner Bemerkungen, die treffende Charakteristik, die klare, fließende und reine Sprache machen sein Werk zu einem der schönsten Denkmäler der spanischen Literatur."

In ihrer höchsten Vollendung zeigte sich indessen die castilianische Sprache erst in dem größten und tiefsinnigsten Schriftsteller Spaniens, in Cervantes, in dem alle Richtungen seiner Zeit einen Widerhall fanden, und der seine Zeit und den Geist seines Volkes überragte.

Cervantes.*)

Das edle Geschlecht der Cervantes hatte sich schon Jahrhunderte vor der Geburt ihres großen Sprossen durch außergewöhnliche Leistungen hervorgethan. Bei der Erstürmung von Sevilla unter Ferdinand dem Heiligen, bei den Eroberungs- und Kriegszügen in der neuen Welt erwarben Glieder der Familie Cervantes durch ihren Heldenmuth die Gunst castilianischer Herrscher. Einer der Vorfahren des Dichters hatte sich mit einem Edelfräulein aus dem Hause Saavedra vermählt, und von dieser Zeit an fügten einige



Cervantes.

Zweige der Familie Cervantes den Namen Saavedra dem ihrigen zu. Rodrigo de Cervantes vermählte sich im Jahre 1540 mit Donna Leonor de Cortinas, einer vornehmen und tugendhaften Dame, und aus dieser Ehe gingen vier Kinder hervor, Andrea, Luisa, Rodrigo und Miguel. Letzterer war der jüngere Sohn und im Jahre 1547 zu Alcala de Henares, wie es neuerdings authentisch festgestellt worden ist, geboren. Es sind demnach die Ansprüche verschiedener anderer Städte, welche sich um den Vorzug stritten, seine Vaterstadt gewesen zu sein, unbegründet. Wahrscheinlich hat Cervantes seine erste Erziehung in seiner Vaterstadt erhalten und dort auch seine Studien begonnen, was um so eher anzunehmen ist, da in Alcala damals durch den Zusammenfluß namhafter Schriftsteller und Gelehrten ein reges geistiges Leben herrschte; zuverlässige Nachrichten liegen indessen darüber nicht vor. Cervantes selbst erzählt, daß er von seiner frühesten Jugend an eine leidenschaftliche Neigung für die Poesie empfunden habe und einen Wissenstrieb, der so groß

*) Wir folgen in der Lebensbeschreibung des Cervantes im Wesentlichen dem, von vielen Literarhistorikern benutzten, Navarrete, welcher sich in seiner vortrefflichen und ausführlichen Biographie nicht nur auf das von der spanischen Akademie sorgfältig angesammelte Material stützte, sondern dem auch ganz neue bis dahin unbekannte Documente zur Verfügung standen.

war, daß er zerrissene und beschriebene Stückchen Papier, welche er auf der Straße fand, aufhob und im Gehen las.

Mit dieser Wißbegierde verband er einen entschiedenen Hang für das Theater. Noch ein Knabe, besuchte er die Vorstellungen des Lope de Rueda, und prägte die fließenden Verse, die er dort hörte und welche er weder verstehen noch würdigen konnte, seinem Gedächtniß fest ein.

Grammatik und humanistische Studien trieb er zuerst mit dem berühmten Gelehrten Juan Lopez de Zoyos. Als dieser den Auftrag erhielt, für die am 24. October 1568 stattfindende Todtenfeier der plötzlich verstorbenen Königin Elisabeth von Valois eine Dichtung einzusenden, forderte er seine Schüler auf, an dieser Arbeit Theil zu nehmen; und unter diesen Schülern erwähnt er vor Allen seinen theuren und geliebten Cervantes und rühmt die zierliche Sprache und die sinnigen Gedanken der Elegie, welche derselbe für diese Gelegenheit dichtete. Cervantes studirte zwei Jahre in Salamanca. Hier muß er mit feinem Geist das Leben und Treiben der Stadt und der Studirenden beobachtet haben; denn die Schilderungen, die er uns davon in seinen Novellen: „el Licenciado Vidriera“, in der „eingebildeten Tante“ und im zweiten Theil des Don Quijote giebt, sind überaus lebhaft und anschaulich. Der Beifall, den seine ersten Versuche fanden, so wie seine häufigen Theaterbesuche mögen ihn bald zu umfangreicheren Productionen angeregt haben; denn er schrieb damals schon die „Filena“, eine Art dramatisches Hirtengedicht; er dichtete Sonette und Romanzen, welche, wenngleich noch weit entfernt von dem Werth seiner späteren Schriften, doch bedeutend genug waren, um die Aufmerksamkeit auf ihn zu lenken.

Zum Leichenbegängniß der Königin war der Cardinal Julio Aquaviva als Gesandter des Pabstes nach Madrid gekommen; auch Cervantes befand sich zufällig in Madrid. Man hat nicht erfahren, auf welche Weise die beiden Männer sich kennen lernten; sicher ist aber, daß der Cardinal ein lebhaftes Interesse an dem Jüngling nahm und ihn vermochte, in seine Dienste zu treten — eine Stellung, die nach damaligen Anschauungen durchaus nichts Erniedrigendes für einen jungen Edelmann hatte. Cervantes durchreiste mit dem Cardinal einen Theil Spaniens und begleitete ihn nach Italien. Er reiste mit offenen Augen und empfänglichem Herzen; alles Fremde und Neue reizte seine Wißbegierde, und er hat als Resultat dieser Reisen einen Schatz von feinen Beobachtungen und vortrefflichen Schilderungen in verschiedenen seiner Werke niedergelegt. Die Stellung im Dienst des Cardinals scheint Cervantes indessen nur kurze Zeit gefesselt zu haben; denn wir finden ihn bald darauf als Soldat unter den spanischen Truppen in Italien, in einem Beruf, dem er sich mit ganzer Seele hingab und für den er leidenschaftlich eingenommen war. Die Waffen, sagte er, obgleich sie einen Jeden zieren, stehen vor allen denen wohl an, die aus edlem Blut entsprossen. Der Sultan Selim II. hatte 1570 eine Flotte gegen Cypern ausgerüstet, um sich der unvertheidigten Insel zu bemächtigen. Der Pabst sandte den Venezianern einige Galeeren unter dem Oberbefehl des Herzogs Antonio Colonna zu Hülfe; unter diesem Feldherrn begann Cervantes seine kriegerische Laufbahn. Dieser erfolglose Feldzug war nur ein Vorspiel gewesen zu dem Feldzug des Jahres 1571. Am Tage der Schlacht von Lepanto lag Cervantes fieberkrank im Bette. Der Capitain und seine Gefährten suchten ihn zu überreden, während der Schlacht in der Cajüte zu bleiben; Cervantes aber, von Kampfbegeisterung erfüllt, antwortete ihnen, daß es viel besser wäre, für Gott und seinen König zu sterben, als auf Kosten der Ehre gesund zu werden, und er forderte den Capitain auf, ihm einen möglichst gefährlichen Posten anzuvertrauen. Der Capitain willfahrte seinem Verlangen, und Cervantes focht mit Löwenmuth. Seine Galeere tödtete allein fünfhundert Türken, enterte ein feindliches Schiff und eroberte die königlich ägyptische Fahne. Drei Verwundungen empfing Cervantes in dieser Schlacht, zwei in die Brust, und eine in die linke Hand, in Folge dessen er für immer den Gebrauch derselben verlor; doch war er

zeitlebens stolz auf diese Verstümmelung als ein Zeugniß seiner Tapferkeit und als eine Erinnerung an einen der glorreichsten Siege der Christenheit. Mehr, rief er aus, gilt ein Soldat todt im Felde als frei auf der Flucht! Seine gefährlichen Wunden peinigten ihn; aber er hatte die Genugthuung, daß, als Johann von Oesterreich am Tage nach der Schlacht die verwundeten Soldaten besuchte, ihnen Trost und Muth einsprechend, er ihn besonders auszeichnete, und den Befehl gab, sein Gehalt um drei Thaler monatlich zu erhöhen. Johann ging nach Messina, wo die Verwundeten ins Hospital gebracht und durch seine wahrhaft väterliche Fürsorge so sorgfältig verpflegt wurden, daß der größere Theil von ihnen an dem Siegesfest, welches bald darauf in prächtiger Weise in Messina begangen ward, Theil nehmen konnte. Nach seiner Wiederherstellung nahm Cervantes den Kriegsdienst wieder auf. Er nahm Theil an dem Sturm auf Navarin, der erfolglos blieb, und im folgenden Jahre an der Seeschlacht bei Goletta; von seinen Erlebnissen während dieser Kriegsjahre sind keine Nachrichten auf die Nachwelt gekommen.

Im Jahre 1575 forderte Cervantes seinen Abschied, erschöpft von seinen Wunden, voll Sehnsucht nach seinem Vaterlande, vielleicht auch mißmüthig über die geringe Anerkennung, die seine ausgezeichneten Dienste ihm eintrugen. Johann von Oesterreich ertheilte ihm einen ehrenvollen Abschied, indem er ihm Empfehlungsbriefe an den König mitgab, die seines Lobes voll waren. Ebenso warm empfahl ihn der Vicekönig von Sicilien, Herzog von Sesa. So schiffte sich Cervantes, von wohlberechtigten, stolzen Hoffnungen erfüllt, mit seinem Bruder Rodrigo und vielen anderen Kriegsgefährten auf der Galeere el Sol nach Spanien ein. Am 26. September 1575 traf die Galeere mit einem, von dem Arnauten Mami, einem albanesischen Renegaten, befehligten Kaperschiff zusammen. Es entbrannte ein Kampf, in dem die Spanier sich mit verzweiflungsvollem Muthe wehrten; schließlich aber unterlagen sie der Uebermacht und wurden im Triumph als Gefangene nach Afrika geführt. Cervantes fiel als Beute dem Dali Mami selber zu. Da dieser die Empfehlungsbriefe Johanns und des Herzogs von Sesa bei ihm fand, glaubte er mit einem der vornehmsten spanischen Cavaliere zu thun zu haben, und ein außergewöhnlich hohes Lösegeld von ihm erpressen zu können; deshalb wurde er scharf bewacht, mit Ketten belastet und, um ihn zu der schleunigen Herbeischaffung des Lösegeldes zu drängen, von dem Renegaten mit empörender Härte behandelt. Von dem ersten Augenblick seiner Gefangenschaft an hatte Cervantes nur einen Gedanken: die Freiheit, die er für sich und seine Gefährten um jeden Preis, selbst um den Preis des Lebens erlangen wollte. Er machte einen Mauren ausfindig, dem er vertrauen zu können glaubte und der ihm zum Führer auf dem Landwege nach Oran dienen sollte; denn dahin gedachte er mit seinen Freunden zu entfliehen. Viele Unglückliche hatten vor ihm schon diesen Weg zur Rettung gewählt, aber nur Wenige mit Erfolg. Cervantes und seine Freunde begaben sich auf die gefahrvolle Flucht; aber schon am ersten Tage ließ der feige Maure sie im Stich, und sie sahen sich gezwungen nach Algier zurückzukehren und sich von Neuem der harten Behandlung ihrer Herren zu unterwerfen, unter welcher Cervantes, der noch schwerer mit Ketten und Eisen belastet wurde als zuvor, mehr als alle Uebrigen zu leiden hatte. In seinem Drama: „el Trato de Argel“ geschieht seiner grausamen Behandlung und seiner Fluchtversuche vielfach Erwähnung. Ein Mitgefangener des Cervantes, der sich loskaufte, unterrichtete, als er nach Spanien zurückgekehrt war, den Vater des Cervantes von der jammervollen Lage seiner Söhne. Es bedurfte nur dieser Mittheilung, um den zärtlichen Vater zu den äußersten Anstrengungen zu vermögen; er opferte, ohne zu zögern, sein ganzes Vermögen und sandte eine nicht unbeträchtliche Summe nach Algier. Cervantes begann mit dem Dali Mami um den Betrag des Lösegeldes für sich und seinen Bruder zu unterhandeln. Die Habgier des Renegaten aber war unersättlich, und da er überdies eine so hohe Meinung von der Stellung des Cervantes hatte, war an eine Verständigung nicht zu denken, und dieser hatte von Glück

zu sagen, daß das vorhandene Geld zur Befreiung Rodrigo's ausreichte, welcher im Jahre 1577 nach Spanien zurückkehrte. Vorher aber hatte er von Miguel die Weisung erhalten, die Ausrüstung eines Schiffes an der Küste von Valencia, Mallorca oder Ibija zu betreiben und dasselbe zu einer bestimmten Zeit, an einem verabredeten Ort nach der afrikanischen Küste zu dirigiren. Einer der Gefangenen, ein vornehmer Spanier, hatte ihm zu diesem Zweck Empfehlungsbriefe an einflußreiche Cavaliere mitgegeben. Vermittelst des Schiffes gedachte Cervantes seine Flucht aus Algier zu bewerkstelligen. Er hatte den Plan zu dieser Flucht so wohl erwogen und mit einer Umsicht und Kühnheit entworfen, die der Kraft seines Charakters und seinem erfinderischen Geiste ein glänzendes Zeugniß ausstellte.

Drei Meilen von Algier, in der unmittelbarsten Nähe des Meeres lag ein Garten, der dem Alcaiden Hassan, einem griechischen Renegaten, gehörte; dem Gärtner desselben, einem Navarreser Namens Juan, lag die Bestellung des Gartens ob. In dem verborgensten Theil des Gartens befand sich ein Keller, wohin auf Anordnung des Cervantes seit Ende Februar 1577 eine Anzahl von Christen, welche an der Flucht Theil nehmen sollten, flüchtete, so daß, als Rodrigo Spanien verließ, bereits vierzehn oder fünfzehn Gefangene dort verborgen waren.

Ohne daß sich ein Verdacht gegen ihn erhob, wußte Cervantes diese unterirdische Republik zu regieren und die für ihre Sicherheit nöthigen Maßregeln zu treffen. Den Gärtner hatte man durch das Versprechen der Freiheit gewonnen, und die Herbeischaffung der Lebensmittel übernahm ein junger Gefangener, welcher allerdings schon einmal zum Islam übergetreten war, später aber reuig in den Schooß der katholischen Kirche zurückkehrte. Er war unter dem Namen Dorador (Vergolder) bekannt. Nur Nachts wagten sich die Flüchtlinge zitternd aus dem Keller ins Freie. Als der Tag der Ankunft des Schiffes nahte und Cervantes alle Gefangenen beisammen glaubte, entfloh er seinem Herrn und gelangte am 20. September in den Keller.

Indessen war ohne Verzug in Valencia eine Fregatte ausgerüstet worden, welche unter der Führung eines tapferen Kriegers im September unter Segel ging und am 28. September vor Algier anlangte. Bei Tage hielt sie sich, aus Furcht, entdeckt zu werden, fern von der Küste; in der Nacht aber näherte sie sich so viel als möglich dem Garten und suchte sich den Gefangenen bemerkbar zu machen. Unglücklicherweise befanden sich einige Mauren am Ufer oder in einer Fischerbarke, welche nicht sobald die christliche Fregatte erkannt hatten, als sie einen gewaltigen Lärm erhoben, so daß das Schiff sich eilig zurückzog. Ein zweiter Landungsversuch fiel noch unglücklicher aus; denn die Fregatte gerieth dabei den Mauren in die Hände.

Unterdessen ertrugen Cervantes und seine Gefährten mit Ergebung alle die Entbehrungen, welche der wochenlange Aufenthalt in dem feuchten dumpfen Keller ihnen auferlegte. Die süße Hoffnung der nahen Freiheit hielt sie aufrecht; denn für die Freiheit, sagte Cervantes, sowohl wie für die Ehre, soll und muß man sein Leben wagen; Gefangenschaft ist das größte Uebel, das den Menschen treffen kann. Bald sollte den Unglücklichen jede Hoffnung geraubt werden. Der Vergolder, auf dessen Zuverlässigkeit der ganze Erfolg des Unternehmens beruhte, war ein gemeiner Heuchler, ein Schurke, der, geringfügigen Lohnes willen, sich entschloß, noch einmal seine Religion zu wechseln. Er begab sich am letzten September zum Dey Hassan Aga, ihm seinen Entschluß kund zu thun, indem er ihm zu gleicher Zeit das Geheimniß der Gefangenen im Keller verrieth. Der Dey, nicht minder habgierig als der Renegat Mami, war hocherfreut über eine Mittheilung, welche ihm die Gefangenen als sein Eigenthum in die Hände lieferte; denn nach algerischen Gesetzen fielen die auf der Flucht ergriffenen Christen dem Dey als Sklaven zu. Sofort wurde unter der Führung des Verräthers eine Abtheilung Soldaten nach dem Keller commandirt. Unvermuthet fielen sie über die Flüchtlinge her; aber selbst diese entsetzliche Ueber-

raschung konnte dem hochherzigen Cervantes die Geistesgegenwart nicht rauben. Laut bekannte er sich für den allein Schuldigen und betheuerte, die Uebrigen nur durch List und Ueberredung zur Flucht veranlaßt zu haben. Man meldete dem Dey seine Aussage. Dieser befahl die Gefangenen in sein Bagno zu werfen mit Ausnahme des Cervantes, den er selber sprechen wollte. Er wurde ihm vorgeführt; der Dey unterwarf ihn einem wiederholten und scharfen Verhör und unter Androhung des Todes und der furchtbarsten Qualen ward er gemahnt seine Mitschuldigen zu nennen. Es lag nämlich dem Dey daran, den Pater Jorge Olivar, Sklavenauslöser für Aragonien, dessen Reichthum ihn reizte, unter den Schuldigen zu finden. Als aber der edle Cervantes sowohl gegen schmeichlerische Anerbietungen wie gegen Drohungen unempfindlich blieb, ward er entlassen und, in Ketten geschmiedet, in einen der scheußlichsten Kerker Algiers geworfen. Der Verräther ging einige Jahre später in schmählicher Weise unter, der arme Gärtner aber ward von seinem Herrn eigenhändig aufgehängt. Nur die Habgier des Dey's, die noch größer war als seine Grausamkeit, bewahrte Cervantes und seine Gefährten vor einem gleichen Schicksal. Hassan war bösartig wie eine Ausgeburt der Hölle, und die Geschichte erwähnt nur mit Schaudern seiner Thaten. Als Cervantes von der Lage der zweitausend Gefangenen Hassan's spricht, erzählt er: „Obgleich Hunger und Entbehrungen aller Art uns fast immer peinigten, so war doch nichts so entsetzlich als der Anblick der unerhörten Grausamkeiten, die der Dey an den Christen verübte. Es verging kein Tag, ohne daß Einer gespießt, gehängt oder ihm wenigstens die Ohren abgeschnitten wurden, oft, ohne daß sie sich das Geringste hatten zu Schulden kommen lassen, so daß selbst die Türken zugaben, er thäte es nur aus Haß und Mordlust."

Keine Widerwärtigkeit vermochte die glühende Sehnsucht nach Freiheit in Cervantes' Brust zu ersticken. Er fand Gelegenheit einen Mohren zu gewinnen, welchen er mit Briefen an den General und andere einflußreiche Personen von Oran abschickte. Er bat, daß man ihm einige zuverlässige Personen senden möge, mit deren Hülfe er in Begleitung dreier Cavaliere, die mit ihm in demselben Bagno gefangen saßen, zu entfliehen gedachte. An den Thoren von Oran ward der Bote ergriffen, seiner Briefe beraubt und nach Algier zurückgebracht. Der Dey befahl ihn zu spießen, während dem Cervantes, dessen Unterschrift man an den Briefen erkannt hatte, zweitausend Stockprügel zuerkannt wurden. Zu seinem Glück stand der Dey, vielleicht auf Grund vornehmer Verwendung, von der Ausführung des Urtheils ab, was um so auffallender ist, da er in derselben Zeit drei vornehme Spanier, welche auf der Flucht nach Oran ergriffen worden waren, in seiner Gegenwart mit Stöcken todt schlagen ließ.

Auch die Gefahr eines elenden und schimpflichen Todes beugte Cervantes' Geist und Thatkraft nicht. Es befand sich im September 1579 in Algier ein spanischer Renegat aus Granada, von dem Cervantes wußte, daß es sein Wunsch sei in den Schooß der christlichen Kirche zurückzutreten. Er prüfte seinen Charakter, beobachtete sein Verhalten und als er ihn zuverlässig befunden hatte, bewog er ihn unter dem Beistand von zwei Valencianer Kaufleuten, ein Schiff zu kaufen, um es für eine von ihm vorbereitete Flucht, an der sechzig andere Gefangene Theil nehmen sollten, bereit zu halten. Schon war der Augenblick der Abfahrt nahe, als einer der sechzig Gefangenen zum Verräther ward. Ein Streit oder auch nur Neid auf Cervantes mögen diesen Schurken, der ein Mönch war und Juan Blanco de Paz hieß, zu dem Verrath getrieben haben, für den er eine sehr jämmerliche Belohnung vom Dey empfing. Diesem schien es angemessen sich unwissend zu stellen, um die Flüchtlinge auf der That zu ertappen und sich dadurch sowohl eine vollständigere Rache als ihren unbestrittenen Besitz zu sichern.

Indessen kam der Verrath heraus, und Schrecken verbreitete sich unter den Gefangenen. Einer der valencianischen Kaufleute besonders war dergestalt von Sorge für sein Leben und sein Gut erfüllt, daß er Cervantes flehentlich bat, sich auf einem bereit liegenden

Schiffe, das ihm gehörte, nach Spanien einzuschiffen; denn er hielt es für unmöglich, daß dieser unter den Qualen, die man ihm anthun würde, seine Mitschuldigen verschweigen könne. Cervantes aber wies es stolz zurück, einer Gefahr zu entfliehen, in der seine Gefährten zurückblieben. Er nahm nicht nur das Anerbieten nicht an, sondern versuchte auch in großherzigster Weise den Kaufmann zu beruhigen, indem er ihm betheuerte, daß selbst der Tod ihn nicht bewegen würde, seine Mitschuldigen zu nennen. Er war entflohen und hielt sich im Hause eines Freundes verborgen; als jedoch einige Tage darauf Hassan ihn öffentlich suchen ließ, allen denen mit Todesstrafe drohend, die ihm Obdach gewähren würden, stellte er sich, aus Besorgniß, seinen Freund zu gefährden, freiwillig dem Dey. Ein Renegat aus Murcia, der Freundschaft für ihn gefaßt hatte, zu gleicher Zeit aber ein Vertrauter und Günstling Hassan's war, begleitete ihn. Auf jede Weise versuchte der Dey, ihm ein Geständniß abzupressen; man legte ihm einen Strick um den Hals und ließ ihm die Hände auf dem Rücken zusammenbinden, als sollte er erhängt werden. Keinen Augenblick verlor Cervantes seine Heiterkeit und Ruhe; er gestand nichts, und durch die Feinheit und den Geist seiner Antworten wußte er den Zorn des Dey's dermaßen zu entwaffnen, daß ihn keine andere Strafe als ein verschärftes Gefängniß traf. Da alle seine Fluchtversuche mißlangen, so entwarf er jetzt einen Befreiungsplan, welcher an Kühnheit und großartiger Combination alle früheren weit hinter sich ließ. Er organisirte unter den 25,000 Gefangenen in Algier eine Verschwörung mit der Absicht, sich der Stadt zu bemächtigen und sie für seinen Herrn und König Philipp zu erobern; und so wohl getroffen waren seine Maßregeln, daß der abenteuerliche Plan vielleicht gelungen wäre, wenn sich nicht Verräther unter den Verschworenen gefunden hätten.

Die Großartigkeit von Cervantes' Charakter zwangen selbst dem Dey Bewunderung ab, und seine Verwegenheit erfüllte ihn so mit Furcht, daß er einmal äußerte, nur wenn er den verstümmelten Spanier wohl bewacht wisse, wäre er seiner Stadt, seiner Reichthümer und seiner Schiffe sicher. Uebrigens erkannte Cervantes selbst die Milde und Mäßigung an, mit welcher der gegen alle übrigen Gefangenen erbarmungslos grausame Dey ihn behandelte.

Während Cervantes alle Mittel persönlichen Muthes für seine Befreiung aufbot, versuchten seine Verwandten mit unermüdlichem Eifer, dieselbe auf dem Wege des Loskaufs zu bewirken. Lange vergebens. Der alte Vater war vor Gram darüber gestorben. Die Mutter wandte sich, unter der Fürsprache des Herzogs von Sesa und vieler vornehmer Cavaliere, welche Augenzeugen von Cervantes' glänzenden Waffenthaten gewesen waren, an den König; doch waren die Mittel, die dieser gewährte, nur geringfügig. Als endlich der Pater Juan Gil sich dennoch nach Algier einschiffte, um wegen des Loskaufs der Gefangenen zu unterhandeln, gaben die Mutter und Schwester Cervantes' ihm noch dreihundert Ducaten mit, die sie trotz ihrer Armuth aufgebracht hatten. Als der Unterhändler in Algier eintraf, war Hassan, den der Sultan zurückberufen hatte, eben im Begriff, nach Constantinopel abzureisen. Er forderte tausend Piaster Lösegeld für Cervantes; in Fall der Nichtgewährung drohte er, denselben mit nach Constantinopel zu schleppen. Endlich gelang es der Ueberredung des Paters, ihn zur Herabsetzung seiner Forderung zu bewegen; man einigte sich auf fünfhundert Piaster. Was dem guten Pater an dieser Summe fehlte, wußte er mit großem Eifer durch Sammlungen aufzutreiben. Am 19. September 1580 erlangte Cervantes seine Freiheit wieder, und Ende des Jahres kehrte er nach Spanien zurück, wie er selbst sagt, des größten Glückes sich erfreuend, das einem Menschen auf Erden zu Theil werden kann, nämlich des Glückes, nach langer Gefangenschaft frei und gesund in sein Vaterland zurückzukehren.

Der Verräther Juan Blanco de Paz hatte indessen, die Anklage des Cervantes in Spanien fürchtend, ruchlose Verleumdungen gegen ihn ersonnen und verbreitet. Cervantes

trug auf eine strenge Untersuchung seines Verhaltens während der Gefangenschaft an. Man willfahrte ihm, und es stellte sich heraus, daß sein Benehmen nicht nur jederzeit tadellos gewesen war, sondern daß er sich die Liebe und Bewunderung aller seiner Mitgefangenen durch Handlungen des Heldenmuths und der Selbstverleugnung erworben hatte.

Nach seiner Rückkehr zwang ihn die Armuth seiner Familie, von Neuem Kriegsdienste zu nehmen, und er begab sich zu den spanischen Regimentern nach Portugal, wo auch sein Bruder Rodrigo schon seit längerer Zeit stand. In den Jahren von 1581—83 nahm er an mehreren Expeditionen Theil. Ausführlichere Berichte über die Erlebnisse dieser Jahre sind nicht auf uns gekommen; doch scheint man ihn in Portugal wohl aufgenommen und gewürdigt zu haben, denn er läßt keine Gelegenheit vorübergehen, des Landes und seiner Bewohner rühmend zu erwähnen. Er pries ihre Höflichkeit, Liebenswürdigkeit und ihr freimüthiges Wesen; über die Schönheit der Frauen weiß er viel Anerkennendes zu sagen, und ihre Sprache findet er wohlklingend und lieblich.

Nachdem der Feldzug in Portugal beendigt war, nahm Cervantes seinen Abschied und widmete sich freudig den Musen, die ihm zugleich seinen Lebensunterhalt sichern mußten. Im Jahre 1583 beendigte er einen Schäferroman im Geschmack der damaligen Zeit, die „Galathea", das erste seiner Werke, welches veröffentlicht wurde. Bald darauf, am 12. December 1584, vermählte er sich mit Donna Catalina de Palacios Salazar, einem Fräulein aus edlem Hause aus dem Ort Esquivias, wohin er sich nach der Hochzeit mit seiner jungen Gattin zurückzog. Esquivias lag in der Nähe von Madrid, wodurch ihm der Verkehr mit ausgezeichneten Schriftstellern in der Hauptstadt erleichtert wurde. Damals begann Cervantes sich der dramatischen Poesie zuzuwenden, wozu ihn theils angeborene Neigung, theils die Hoffnung, sich eine ergiebigere Erwerbsquelle zu eröffnen, trieb; denn seine äußere Lage verschlimmerte sich immer mehr, und bald vergrößerten zwei Schwestern und eine natürliche Tochter seinen Haushalt. Seiner, dem Staate geleisteten Dienste ward nicht weiter gedacht; verstümmelt und mehr als vierzig Jahre alt, fand er nicht so leicht eine Anstellung, die ihn standesgemäß ernähren konnte. Endlich trug man ihm das untergeordnete Amt eines Proviantcommissars für die indische Flotte an, und als solcher mußte er seinen Wohnsitz in Sevilla nehmen. Das Amt ging später ein, und er erhielt als Ersatz dafür die Stelle eines Steuereinnehmers für einige Städte des Königreichs Granada, eine Stellung, die in einem grellen Widerspruch zu seinen Neigungen und seinem Wesen stand, und die er mit nicht geringem Widerwillen verwaltet haben mag. Ein Rechenfehler, den sich ein ihm beigesellter Beamter hatte zu Schulden kommen lassen, wurde ihm zur Last gelegt und als Veruntreuung gedeutet; er wurde verhaftet und erst nach einer langen und verdrießlichen Untersuchung stellte sich seine völlige Unschuld heraus. Von da an scheint er sich eine Zeit lang seinen Lebensunterhalt als Geschäftsführer von Privatpersonen verdient zu haben, ohne jedoch seine literarische Thätigkeit ganz zu vernachlässigen. Vom Ende des Jahres 1598 bis 1593 fehlen fast alle Nachrichten über sein Leben und seine fortschreitende Entwickelung. In diese Zeit fällt eine Reise nach der Provinz la Mancha, wo ein unangenehmer Zufall ihn einige Zeit in dem Städtchen Argamacilla zurückhielt. Wie Einige meinen, war es ein, durch die Einforderung rückständiger Steuern von einem Geistlichen, herbeigeführter Streit; Andere dagegen behaupten, daß Cervantes nach Argamacilla geschickt worden sei, um Vorkehrungen für den Bau eines Pulvermagazins zu treffen, von dem die Einwohner fürchteten, daß es ihnen das für die Bebauung ihrer Felder nöthige Wasser entziehen würde. Was auch die Veranlassung gewesen sein mag, die Thatsache steht fest, daß eine förmliche Empörung gegen den Dichter ausbrach und er verhaftet wurde, und heut noch zeigt man zu Argamacilla das Gebäude, „Haus des Medrano" genannt, wo Cervantes gefangen saß. Er muß übel daran gewesen sein in diesem Gefängniß; denn er schrieb: „Schlimme Tage und abscheuliche Nächte quälen mich in diesem Gefängniß oder

vielmehr in dieser Höhle." Es ist fast außer Zweifel, daß er hier den ersten Theil seines Don Quijote entwarf und zum Theil ausführte, und in dem Umstand, daß er die Mancha zur Heimath seines Helden machte, sah man eine Rache, die er an den ungastlichen Bewohnern der Provinz nahm.

1605 wurde der erste Theil des Don Quijote veröffentlicht. Ob der Roman gleich bei seinem Erscheinen den außerordentlichen Beifall fand, der ihm in der Folge zu Theil ward, läßt sich jetzt nicht mehr feststellen. Man hat behauptet, daß sich Cervantes im Anfang eines Kunstgriffs bediente, um die Neugierde des Publikums zu reizen, indem er unter dem Titel: „die Fangfrage" (el buscapié) eine anonyme Flugschrift erscheinen ließ, welche darauf hinwies, daß der Don Quijote keine Erdichtung sei, sondern Caricaturen der vornehmsten Cavaliere des Hofes enthalte. Doch fehlt dieser Annahme jede Bestätigung, und der Umstand, daß schon im ersten Jahr der Veröffentlichung vier neue Auflagen nothwendig wurden, spricht eher für die augenblicklich durchgreifende Wirkung des Romans.

Mit dem wachsenden Ruhm des Dichters verbesserte sich indessen seine äußere Lage nicht; und Neid und Bosheit, welche von allen Seiten ihre giftigen Pfeile auf ihn richteten, trugen nicht wenig dazu bei, sein Leben zu verbittern.

Als Philipp III. einst auf einem Balcon seines Palastes zu Madrid stand und seinen Blick über die Gegend schweifen ließ, bemerkte er an den Ufern des Manzanares einen Studenten, welcher eifrig in einem Buche las. Ab und zu unterbrach derselbe seine Lectüre, indem er leuchtenden Blickes aufschaute, lachte und Zeichen einer ungewöhnlich freudigen Aufregung von sich gab. Der König, welcher auf Alles achtete, errieth sofort den Grund von des Studenten seltsamen Wesen. „Entweder ist der Mensch toll," rief er aus, „oder er liest den Don Quijote." Voll Eifer, ihrem Herrn zu dienen, liefen die Höflinge an das Ufer, befragten den Studenten, und es fand sich in der That, daß er den Don Quijote las. Doch von allen denen, die den König umgaben, als man ihm die Nachricht brachte, gedachte Keiner des Dichters, Keiner gedachte seiner Verdienste, seiner Armuth, seiner Verlassenheit, und ungenützt ließ Neid und kleinliche Gesinnung die Gelegenheit vorübergehen, die den Verdiensten des größten spanischen Dichters eine würdige äußere Anerkennung hätte zuwenden können.

Während Cervantes von seinen Landsleuten Vernachlässigungen und Kränkungen aller Art erfuhr, wurde er von den Ausländern wie ein Wunder angestaunt; ihn sehen, ihn sprechen zu dürfen, wurde für ein unschätzbares Glück erachtet. Einige französische Edelleute von der Gesandtschaft baten einmal den Erzbischof von Toledo, sie dem großen Cervantes vorzustellen und bei dieser Gelegenheit fragten sie nach seinem Alter, seinem Beruf und seinen übrigen Lebensverhältnissen. Als sie hörten, daß er Soldat und Edelmann, arm und alt sei, rief der eine der Cavaliere aus: „Wie kommt es, daß ein solcher Mann nicht aus öffentlichen Mitteln glänzend erhalten wird?" — „Wenn die Dürftigkeit ihn zwingt zu schreiben," fiel ihm der andere Franzose ins Wort, „so möge Gott nicht wollen, daß er jemals zu Reichthum gelange; denn so lange er selber arm ist, macht er die ganze übrige Welt reich durch seine Werke."

Im Jahre 1606 zog der Hof von Valladolid, wo er eine Zeit lang residirt hatte, nach Madrid, und ungefähr um dieselbe Zeit schlug auch Cervantes seinen Wohnsitz dort auf. 1613 gab er seine „Novelas ejemplares" (lehrreiche Novellen) heraus, und bald darauf erschienen seine Reise zum Parnaß und ein Band Comödien und Entremeses. Für Letztere trieb er nur mit großer Mühe einen Verleger auf; denn der Buchhändler meinte, seine Prosa sei zwar recht gut, an seinen Versen aber wäre nicht viel. Und in der That haben diese Comödien niemals einen Erfolg auf der Bühne gehabt. Dem armen Dichter waren noch schmerzlichere Erfahrungen vorbehalten als diese Mißerfolge. Unter dem Namen Avellaneda gab ein Unbekannter, dessen wahren Namen man niemals erfahren hat, einen

zweiten Theil des Don Quijote heraus, in dem er einige Ideen des Cervantes mit Geist und Geschick zu benutzen verstand, im Ganzen aber war das Buch nichts als ein schändliches Pasquill gegen Cervantes, in welchem dessen Armuth verspottet, seine militärischen Verdienste und sein ganzes Leben in schmählicher und gemeiner Weise in den Staub gezogen wurde. In tiefster Seele fühlte sich der unglückliche Dichter durch die boshafte Tücke des feigen Anonymus verletzt. Seine Vertheidigung war glänzend; sie bestand in der Veröffentlichung seines eigenen zweiten Theils, dessen Meisterschaft Freund und Feind mit Bewunderung erfüllte. Mit edler Mäßigung weist er darin die Angriffe seines Feindes zurück, und jedes Wort, das er zu seiner Vertheidigung sagt, ist ein Zeugniß, daß er seinem Gegner ebenso sehr an Charakter wie an Geist überlegen war.

Er widmete den zweiten Theil seines Romans seinem Gönner und Freunde, dem Grafen von Lemos, welchem er bis zu seinem Tode in rührender Dankbarkeit ergeben blieb. Der Unterstützung dieses edlen Grafen und der des Erzbischofs von Toledo war es zu danken, daß Cervantes, einer der größten Dichter aller Nationen, in seinem Alter wenigstens vor dem äußersten Mangel geschützt blieb.

Trotz seiner zunehmenden Kränklichkeit arbeitete er bis zum letzten Tage seines Lebens an einer Fortsetzung der „Galathea" und mehreren anderen Werken, von denen er jedoch nur eins, den Roman „Persiles und Sigismunda" beendigte. Er selbst hielt diesen Roman für das vollkommenste seiner Werke; die Nachwelt aber hat anders geurtheilt. Sein Gesundheitszustand wurde von Tag zu Tag bedenklicher. Er hoffte Linderung von einer Luftveränderung und begab sich nach Esquivias; die gewünschte Besserung aber trat nicht ein, und er kehrte nach Madrid zurück, um in seinem Hause zu sterben. Er schrieb noch die wehmüthig heitere Vorrede zu seinem letzten Roman, in welcher er eines unbedeutenden Vorfalls erwähnt, der unser Interesse erregt, weil er die einzige Nachricht enthält, die über des Dichters letzte Krankheit vorhanden ist. Er erzählt: „Als ich nebst zwei anderen Freunden von dem berühmten Orte Esquivias zurückkam, bemerkte ich Jemand, der mit großer Eile hinter uns hergeritten kam, und, wie es schien, den Wunsch hatte uns einzuholen; auch äußerte er denselben, indem er uns zurief, wir möchten nicht so schnell reiten. Wir warteten, und auf einem Esel kam ein grauer Student heran: denn er war ganz in Grau gekleidet; er trug Stiefeletten, Rundschuhe, einen Degen mit dem Ortband, und einen geglätteten wallonischen Kragen mit gleich herunterhangenden Schleifen; dieser waren jedoch nicht mehr als zwei, deshalb warf sich ihm auch zuweilen der Kragen ganz auf eine Seite, worauf er ihn immer mit großer Mühe und Sorgfalt wieder zurecht legte. Er beklagte sich über unsere Eile. Einer meiner Begleiter antwortete ihm: daran ist der Gaul des Herrn Miguel de Cervantes Schuld, welcher einen gar starken Schritt geht. Kaum hatte der Student den Namen Cervantes gehört, als er sich von seinem Thier herunterwarf, daß hierhin das Sattelkissen, dorthin der Mantelsack flog (denn in solchem Aufzuge reiste er), auf mich zustürzte, mich bei der linken Hand ergriff und ausrief: Ja, ja, dies ist der halb Gesunde, der ganz Berühmte, der Schriftsteller voll Geist und Kraft, mit einem Wort, der Liebling der Musen! — Ich, da ich in so wenigen Worten so viel Lobsprüche auf mich hörte, hielt mich durch die Höflichkeit verbunden, mich dankbar dafür zu beweisen. Indem ich ihn also umarmte (wobei ich ihm den Kragen gänzlich verschob) sagte ich: dies ist ein Irrthum, in den viele freundschaftlich Verblendete gefallen sind; ich bin Cervantes, mein Herr, aber weder der Liebling der Musen, noch irgend etwas von dem, was Ihr zum Scherze von mir gesagt habt. Geht, besteigt Euren Esel wieder, und laßt uns in freundschaftlicher Unterhaltung unseren Weg gemeinsam zurücklegen. Der höfliche Student that, wie ich gesagt hatte. Wir hielten unsere Pferde etwas schärfer im Zügel, und setzten in langsamen Schritt unseren Weg fort, auf welchem man sich von meiner Krankheit unterhielt. Der ehrliche Student sprach mir sogleich alle Hoffnung ab, indem er sagte: Eure Krankheit

ist Wassersucht, und sie würde nicht durch alles Wasser des Oceans geheilt werden, wenn es auch süß und trinkbar gemacht werden könnte; seid lieber im Trinken mäßig, Herr Cervantes, und esset desto reichlicher, so werdet Ihr ohne Medizin gesund werden. Das haben mir schon Viele gerathen, antwortete ich; doch es scheint fast, als wäre ich blos zum Trinken geboren, denn ich kann es nicht lassen nach Herzenslust zu trinken. Mein Leben naht seinem Ende; nach der Langsamkeit meiner Pulsschläge zu schließen, wird spätestens künftigen Sonntag die Stunde kommen, wo sie völlig stocken werden. Ihr habt mich, mein Herr, zu keiner günstigen Zeit kennen gelernt, denn schon bleibt mir nicht Lebensfrist genug übrig, um mich für die Freundschaft dankbar zu erweisen, die Ihr mir gezeigt habt."

Nachdem Cervantes die letzte Oelung empfangen hatte, schrieb er fast sterbend den launigen Brief an den Herzog von Lemos und verschied am 23. April 1619 im neunundsechzigsten Jahre seines Lebens. Er ward still im Kloster der Trinitariernonnen bestattet, und kein Denkstein, keine Inschrift schmückt den Ort, wo der größte spanische Dichter ruht. Siebzehn Jahr später bezogen die Nonnen ein anderes Kloster und führten die Asche der in ihrem früheren Kloster Bestatteten mit sich fort, so daß heutigen Tages Niemand weiß, wo Cervantes begraben liegt. Zwei Bildnisse des Dichters, von berühmten Malern angefertigt, sind verloren gegangen; nur von dem einen hat sich eine Copie erhalten. In dem Prolog zu seinen Novellen portraitirt er sich selber, indem er sagt, man solle unter sein Bild schreiben: „Der Mann, den ihr da vor euch seht mit dem Adlergesicht, mit kastanienbraunem Haar, mit der glatten und freien Stirn und den lebhaften Augen, mit der krummen aber nicht häßlichen Nase, mit dem Silberbart, der vor kaum zwanzig Jahren noch golden war, mit dem großen Knebel- und dem starken Bart, mit dem kleinen Munde, dessen Zähne schlecht geordnet sind und von denen er überhaupt nur sechs besitzt; der von mittlerer Größe ist, von lebhafter Gesichtsfarbe, eher hell als dunkel, der etwas gebückt geht und nicht besonders leicht zu Fuß ist — das ist der Verfasser der Galathea, des Don Quijote" u. s. w. So hell der Genius des Cervantes strahlt, sein Charakter war seines Geistes würdig. Er war heldenmüthig im Kriege, voll Großmuth und bezaubernder Herzensgüte im bürgerlichen Verkehr. Kein Schatten von Intoleranz oder Aberglauben trübte seine kindliche Frömmigkeit, und seine begeisterte Vaterlandsliebe war frei von eitler Ruhmredigkeit. Er hatte ein dankbares Gemüth, ohne sich jemals zur Schmeichelei zu erniedrigen, und war verschwenderisch in Lobeserhebungen, so daß oft die Unparteilichkeit seines Urtheils darunter litt. Niemals lieh er seinen Genius dem Dienste niederer Interessen, und sein Leben und seine Werke waren dem Wohl seiner Mitmenschen geweiht. Navarrete schließt die Biographie des Cervantes mit den Worten: „So war das Leben und Wirken des Miguel de Cervantes, jenes erleuchteten Spaniers, welcher, nachdem er im Kriegsdienst seines Vaterlandes mit Eifer und Heldenmuth sein Blut vergossen hatte, nachdem er Spanien im Frieden mit ebenso weisen als entzückenden Werken beglückt hatte, und nachdem er seinen Mitmenschen ein erhabenes Beispiel von Tugenden in seinem Privatleben hinterlassen hatte, mit jener heiteren Ruhe sein Leben beschloß, welche Religion und christliche Philosophie einflößen; gleich der Sonne, welche, nachdem sie das Universum befruchtet und beglückt hat, sich majestätisch dem Untergang zuneigt und größer erscheint, indem sie ihren herrlichen Lauf beschließt. Wenn kleinliche Leidenschaften eine kurze Zeit die Verehrung einschränkten, welche dem erhabenen Verdienst des Cervantes gebührten, so waren das nur leichte Nebel, die Neid und Unwissenheit um ihn woben und die mit ihren Urhebern verschwanden. Die unbestechliche und unparteiische Nachwelt hat auf Flügeln des Ruhms den Namen Cervantes zu einer Höhe emporgetragen, wo er als einer jener Auserwählten strahlt, welche von Zeit zu Zeit der Himmel den Sterblichen gönnt, um sie in ihrer Noth und ihrem Elend aufzurichten. Er ist einer Derer, die berufen sind, bestimmend auf die Entwickelung und den Fortschritt der Menschheit zu wirken, und die Welt zu erleuchten."

Unter allen Werken des Cervantes ist der Don Quijote das vollkommenste. Der vollendete Stil und die kunstreiche Darstellung des Romans sind nur unwesentliche Vorzüge im Vergleich zu dem an Erfindung und Geist überreichen Inhalt, welchen eine wundervolle Vereinigung von tiefem Ernst, übermüthiger Laune, von beißendem Spott und lieblicher Poesie unnachahmlich macht. Farbenprächtige Gemälde spanischen Lebens und spanischen Charakters voll unvergleichlicher Wahrheit und Kraft leicht hingeworfen, machen den Roman zu einem Nationalwerk — zu einem Epos könnte man fast sagen — wie kaum eine andere Nation eins aufzuweisen hat. Don Quijote, der Held des Romans, ist ein Edelmann aus der Mancha, von tapferem, großmüthigem und sanftem Charakter, der durch die anhaltende Lectüre der Ritterbücher um seinen Verstand gekommen ist und den Entschluß faßt, gleich den Rittern in seinen Romanen auf Abenteuer auszuziehen zur Vertheidigung der Unschuld und des Rechts. Aus altem Waffenschmuck und neuem Geräth stoppelt er sich die seltsamste Rüstung zusammen und wählt zu seinem Knappen einen seiner Nachbarn, Sancho Pansa, einen gefräßigen, eigennützigen, mutterwitzigen Bauern, der seiner gespenstigen Gestalt als nüchterne Wirklichkeit gegenübersteht. Trotz seiner Trivialität aber bewahrt er doch noch so viel Phantasterei, um an die ihm von Don Quijote versprochene Grafschaft zu glauben, welche ihn auf alle Züge mitlockt; der Eigennutz ist aber nicht consequent in dem armen Sancho Pansa; er bewahrt vielmehr seinem Herrn die Hundetreue des wahren Unterthanen, der es natürlich findet, daß ein so vornehmer Herr auch ein Stück Narrheit habe, und der es sich jedesmal von Don Quijote wieder ausreden läßt, so oft er von demselben etwa einen festen Gehalt oder Aehnliches verlangt. Die wahre Gemeinheit dem edlen Don Quijote gegenüber ist nicht in Sancho Pansa dargestellt, sondern in den vornehmen Leuten, dem Herzog, der Herzogin u. s. w., welche die beiden Hauptgestalten so grausam mißhandeln.

In seiner poetischen Exaltation sieht Don Quijote in jedem unbedeutenden Ergebniß ein außerordentliches Abenteuer. Dorfschenken scheinen ihm Castelle, Dirnen hält er für Prinzessinnen, Windmühlen für Riesen, und die Folge davon sind eine Reihe theils komischer, theils tragischer Unfälle. Wer die Dinge sieht, wie er sie sehen will, ist im Grunde unwiderleglich; und darin beruht auch Don Quijote's Stärke. Er glaubt an sich und seine Idee, moralisch steht er somit über seinen Widersachern.

Wohl zu merken ist, daß Don Quijote anfänglich allein auszieht. Erst zu seinem zweiten Auszuge auf Abenteuer nimmt er den Sancho Pansa mit. Nun erweitert sich der Plan durch den Gegensatz. Don Quijote ist nicht mehr ein einfacher Narr, der eine entschwundene Zeit mit der Phantasie reproduciren will, sondern ein forcirter Idealist, dem der triviale Menschenverstand gegenübersteht. Der große Gegensatz, der durch alle Poesie hindurch geht, der Kampf des Ideals mit der Realität, die Contrastirung von Phantasie und Verstand bilden nun den Hintergrund für die possenhaften Erlebnisse des epigonischen Romantikers und seines materialistischen Begleiters. Je weiter der Roman vorschreitet, desto mehr nimmt Cervantes selber Partei für seinen Helden, und dichtet ihm so viel Züge zarter Empfindung, reiner Begeisterung für alles Gute und Schöne, und großmüthiger Tapferkeit an, daß uns seine Narrheit zuletzt wie ein rührend erhabenes Unglück erscheint. So wird allmälig Don Quijote verklärt, bis er schließlich fast wie ein Heiliger stirbt. Cervantes selber sagt, daß er bei seinem Roman den Zweck im Auge gehabt habe, der weiteren Verbreitung und Beliebtheit der Ritterbücher ein Ziel zu setzen. Wohl mag beim Beginn des Werkes ihm der Gedanke, eine Reform des Geschmacks zu bewirken und die Mißgestalten unter den glänzenden Harnischen der erdichteten Ritter zu zeigen, vorgeschwebt haben. Das aber ist das Wesen des Genies, daß seine Schöpfung sich selbstständig entfaltet, auf den Autor selbst zurückwirkt, indem es ihn über den untergeordneten Zweck, der an eine bestimmte Zeit und einen bestimmten Raum gebunden ist, emporhebt und ihn treibt, etwas allgemein

Menschliches und für alle Zeiten Gültiges darzustellen. So gelangte diese einfache Satire, fast nur als Parodie angelegt, zu einer welthistorischen Bedeutung. Cervantes steht am Scheidepunkt des Mittelalters und weist in die neue Zeit hinüber. Während, wie bereits erwähnt worden ist, für ganz Europa eine Zeit der geistigen Befreiung angebrochen war, hatten weltlicher und geistlicher Despotismus die Aufklärung von Spanien fern gehalten; und es war, als hätte sich der Geist des reformatorischen Zeitalters, der in Spanien keine Stätte fand, in den Geist des einen Spaniers, des Cervantes, hineingerettet. Sein Genius nahm einen kühnen Aufschwung, die Literatur seines Landes zu der Höhe zu erheben, welche ihr bei ebenmäßiger Entwickelung zugekommen wäre; darum stand er einsam unter seinen Zeitgenossen, und in dieser einsamen Größe hat er selber etwas von Don Quijote. Wie sein Held stand er außer seiner Zeit, unverstanden, ungewürdigt, nur mit dem Unterschied, daß Don Quijote sein Ideal in der Vergangenheit sucht, während das des Cervantes in der Zukunft lag; daß Jener hinter seiner Zeit zurückgeblieben war, während Dieser ihr vorauseilte.

Die Satire des Cervantes löst nicht nur den idealen Ritterspuk auf; die zersetzende Ironie seines reformatorischen Geistes trifft auch mit Geißelhieben die abgelebte Romantik, nicht nur seiner Zeit, sondern aller Zeiten; sie erklärt den Krieg jeder subjectiven Gefühlsschwärmerei, welche sich dem frisch und kräftig schaffenden Geist der lebendigen Wirklichkeit gegenüberstellt; sie bekämpft die idealistische Verirrung, welche eine Vergangenheit, sei sie noch so groß und poetisch, in die Gegenwart hineindrängen will, weil dabei die edelsten Kräfte zu Grunde gehen müssen und der höchste Idealismus zur Narrheit wird.

Was vorzugsweise beim Lesen des Don Quijote die Seele ergreift und entzückt, ist die schöne, ideale Humanität des Verfassers, die Freiheit der Gesinnung, die durchgreifende Kraft des Urtheils und der Anschauungen, und die Grazie und Lieblichkeit, die sich über das Ganze ausbreitet und fast auf jeder Seite des Buches zu Tage tritt. Seine Satire und Ironie machen einen durchaus wohlthuenden Eindruck und verletzen niemals; denn er handhabt sie mit Feinheit und liebenswürdiger Milde. Seine moralischen Raisonnements langweilen nicht; denn er trägt sie in einer bezaubernden Form, mit humoristischer Anmuth vor. Cervantes selbst findet seine Erzählung so klar und einfach, daß er von ihr sagte: „Die Kinder nehmen sie in die Hände, die jungen Leute lesen sie, die Männer verstehen sie, und die Alten würdigen sie."

Bouterweck charakterisirt den Don Quijote vortrefflich, indem er sagt: „Es ist schon oft gesagt, wenngleich noch lange nicht genug erwogen, und auch nicht immer bestimmt ausgedrückt worden, daß der edle Ritter von la Mancha der unsterbliche Repräsentant aller Phantasten ist, die, wie er, mit dem herrlichsten Enthusiasmus zu Narren werden, weil ihr sonst gesunder Verstand den Reizen einer Selbsttäuschung nicht widerstehen kann, in der sie sich als erhabnere Wesen fühlen. Nur ein lange geübter Menschenbeobachter von kerngesundem Verstande und einem Blick des Genies, vor dem sich eine der interessantesten Tiefen des menschlichen Gemüths neu aufthat, konnte die erste Idee eines solchen Romans, ohne alle Vorbereitung durch schulgerechte Psychologie, mit energischer Bestimmtheit fassen; nur ein eben so dichterischer als witziger Kopf konnte sie mit einem so poetischen Interesse in dieser Manier ausführen, und nur ein Schriftsteller, dem eine der schönsten Sprachen mit ihrem ganzen Luxus zu Gebote stand, konnte einem solchen Werke die classische Vollendung des Ausdrucks geben, die das letzte Siegel der Vortrefflichkeit des Ganzen ist. Die Originalität der Idee des Don Quijote ist nicht nur historisch erwiesen, weil kein ähnlicher Roman vorher geschrieben worden, sondern auch psychologisch ist gewiß, daß ein erfinderischer Kopf, der nur fortfährt zu erfinden, wo ein anderer aufgehört hat, nicht mit der Kühnheit, wie Cervantes, das heterogen Scheinende in der Ausführung zusammenmischen wird, um eben dadurch die ganze Fülle der Idee zu erschöpfen, von der er begeistert wurde. Aber man

kann auch von diesem Roman keine verkehrtere Vorstellung haben, als wenn man ihn für ein spaßhaftes Buch hält, dessen Verfasser die Absicht gehabt habe, die leidenschaftliche Lectüre der alten Ritterromane lächerlich zu machen. Ohne allen Zweifel hatte Cervantes unter anderen Absichten auch diese, weil es unter den Ritterromanen, an denen sich das spanische Publikum nicht müde lesen konnte, nur wenig erträgliche und nur ein paar vortreffliche gab. Aber man wird ihm doch hoffentlich nicht den ungereimten Einfall zutrauen, den nachtheiligen Einfluß, den die Lectüre der schlechten Ritterromane auf die Cultur des spanischen Publikums hatte, durch die individuelle Narrheit eines Phantasten beweisen zu wollen, der bei einer anderen Sinnesart ebensogut über dem Studium des Plato oder Aristoteles als über der Lectüre der Ritterromane den Kopf verloren haben konnte. Der ästhetische Werth und der ästhetische Reichthum der Idee eines heroischen Phantasten, der das Ritterthum wieder herstellen will, ist als der Keim der Begeisterung anzusehen, aus der das ganze Werk erwuchs."

Wollen wir auch von den Mängeln des Buches sprechen, so ließe sich eine gewisse Willkürlichkeit und Zerfahrenheit der Form angreifen, eine Planlosigkeit des Ganzen, welche mitunter so aller Regeln der Aesthetik spottet, daß man auf den ersten Blick sieht, diese Form ist zufällig entstanden. Oft finden sich thatsächliche Widersprüche, als ob der Autor das Vorangegangene selbst vergessen hätte, zum Beispiel, daß Sancho Pansa in einem Capitel auf einem Maulthier reitet, das er im vorigen verloren hat. Einmal erzählt er Begebenheiten, die sich an einem Abend sollen zugetragen haben, und im nächsten Capitel wird davon gesprochen, als hätten sie zwei volle Tage gewährt. Ein ander Mal greift er sogar seinen Gegner Avellaneda eines Irrthums wegen an, den er selber begangen hat.

Gewöhnlich muß bei solchen Zufällen und Unachtsamkeiten der angebliche arabische Chronist herhalten, über den Cervantes seine Glossen anstellt, so daß der Autor einen Doppelgänger von sich selber einführt, weniger um es sich vielleicht bequem zu machen, als um sich durch Reflexionen über den Stoff erheben zu dürfen. Der chronologischen und geographischen Irrthümer und Fehler sind so viele und unbegreifliche, daß man nur annehmen kann, der Verfasser habe sie in einer tollen Laune oder in spöttischem Muthwillen absichtlich angebracht. Im zweiten Theil überstürzt sich mitunter die Satire und ironisirt sich selber, namentlich da, wo Don Quijote bei neu auftretenden Gestalten als durch den Roman selbst bekannt gilt, wo die falsche Fortsetzung persifflirt wird und der wirkliche Don Quijote zuweilen den falschen kritisirt. Wie groß auch die Fehler des Don Quijote sein mögen, er ist und bleibt der erste classische Roman der christlichen Nationen, und niemals ist in irgend einem Lande einem Buche die Liebe des Volkes in solchem Maße zu Theil geworden wie dem Don Quijote.

Das Epigonenhafte in Don Quijote's Romantik, welches wir auch als reactionär bezeichnen könnten, entspricht dem eigentlichen Wesen derselben und trug dazu bei, daß der Held und sein Schildknappe zu typischen Figuren und sprüchwörtlichen Reminiscenzen wurden, welche die civilisirte Welt in ihrem Sprachschatze kaum noch entbehren könnte. Wir lassen einige Capitel des herrlichen Romans in der Tieck'schen Uebersetzung folgen.

Erstes Buch.

Zweites Capitel.

(Handelt von dem ersten Aufbruch des scharfsinnigen Don Quijote aus seinem Besitzthum.)

Da er diese Vorkehrungen getroffen, mochte er es nicht länger aufschieben, seinen Vorsatz ins Werk zu richten, denn ihn drängte der Nachtheil, der nach seiner Meinung der Welt durch seine Verzögerung erwüchse; ihn rief das Unrecht, das er vertilgen, die Ungebühr, die er einrichten, die Beschwer, die er aufheben, Mißbräuche, die er bessern, und Verschuldungen, die er vergelten müsse. Ohne also irgend Jemandem seinen Vorsatz mitzutheilen, und ohne daß ihn einer bemerkte, rüstete er sich eines Morgens vor dem Tage — der einer der heißesten im Julius — mit allen Waffenstücken, bestieg er den Rozinante, setzte den übelgemachten Helm auf, faßte den Schild und ergriff die Lanze, und zog durch eine kleine Thür des Hinterhofes aufs Feld hinaus, sehr zufrieden und vergnügt, daß sein guter Vorsatz einen so leichten Anfang gewann. Kaum aber sah er sich auf dem Felde, als ihn ein furchtbarer Gedanke mit solcher Gewalt befiel, daß er beinah sein angefangenes Unternehmen gänzlich aufgegeben hätte. Es kam ihm nämlich ins Gedächtniß, daß er noch kein geschlagner Ritter sei, und daß er also nach den Gesetzen der Ritterschaft mit keinem Ritter einen Waffenkampf weder halten könne, noch dürfe, daß er ferner als neuer Ritter weiße Waffen führen müsse, ohne Sinnbild auf dem Schilde, bis seine Tugend ihm eins gewinne. Diese Vorstellungen erschütterten seinen Vorsatz heftiglich, aber seine Thorheit, mächtiger als jeder andere Grund, gab ihm ein, daß er sich vom Ersten, auf den er träfe, zum Ritter wolle schlagen lassen, in Nachahmung vieler Andern, die ebenso verfahren, wie er in den Büchern gelesen, die ihn in diesen Zustand versetzt hatten. Was die Weiße der Waffen beträfe, so gedachte er sie, wenn er Zeit und Muße fände, so hell zu schleifen, daß sie dem gefallnen Schnee an Weiße überträfen. Hiermit beruhigte er sich und setzte seinen Weg fort, ohne einen anderen zu suchen, als den sein Pferd eingeschlagen, denn er meinte, daß dies die Kunst sei, Abenteuer zu beginnen.

Indem nun unser nagelneuer Abenteurer fortritt, sprach er zu sich selber also: Es leidet keinen Zweifel, daß in künftigen Zeiten, wenn die wahrhafte Geschichte meiner Thaten an das Licht kommt, der Weise, der sie schreibt, gewiß nicht ermangelt, von meinem ersten so frühen Auszuge also anzuheben: Der feuerrothe Apollo hatte kaum über das Angesicht der großen, weitstreckigen Erde die güldenen Fäden seines schönen Hauptthaares verbreitet; kaum hatten die kleinen buntgemalten Vögelein mit ihren Harfenzungen die rosige Aurora mit süßer, honiglieblicher Harmonie begrüßt, die das Bett des eifersüchtigen Gemahls verließ und durch die Thore und Balcone des Manchanischen Horizonts sich den Sterblichen zeigte, als der berühmte Ritter Don Quijote von la Mancha die müßigen Federn verließ, sein berühmtes Roß Rozinante bestieg und begann, über das alte und wohlbekannte Feld Martiel zu reiten. Er ritt jetzt in der That durch diese Gegend, und fuhr weiter fort: O beglückte Zeit, beglücktes Menschenalter! Indem meine preisvollen Thaten ans Licht treten werden, die verdienen, daß man sie in Erz gießt, in Marmor haut und auf Tafeln zum Gedächtniß der künftigen Zeiten malt! O du weiser Zauberer, wer du auch sein magst, dem es aufbehalten ist, die Chronik dieser Wundergeschichte zu stellen, o vergiß, ich flehe dich, den wackeren Rozinante nicht, meinen unzertrennlichen Gefährten auf jedem Wege und in jeglicher Bahn. — Darauf sprach er, als wäre er in der That verliebt gewesen: O Prinzessin Dulcinea! Herrin dieses gefangenen Herzens! Wie gar so schwere Trübsal habt Ihr mir auferlegt, mich verbannend und härtiglich mir sogar Kummer verschaffend, daß Ihr mir anbefehlt, nicht vor Eurer Schönheit mich zu zeigen: wohl gefalle Euch, Herrin, das Euch unterworfene Herz in Erinnerung zu fassen, das so Großes um Eurer Liebe Willen leidet.

An diese Ausrufungen fügte er noch anderen Unsinn, Alles, wie er in seinen Büchern gefunden hatte, indem er sich bemühte, ihre Sprache, soviel es ihm möglich war, nachzuahmen. Auf diese Weise zog er langsam fort, und die Sonne schien so eilig und brennend hernieder, daß dies hinreichend gewesen wäre, ihm die Sinne zu verrücken, wenn er welche gehabt hätte. Er zog den ganzen Tag fort, ohne daß er auf etwas stieß, das der Erzählung würdig war, worüber er fast verzweifelte, denn er wünschte nur Gelegenheit, um sogleich an irgend wem die Tapferkeit seines starken Armes erproben zu können.

Es sind Autoren der Meinung, daß das erste Abenteuer, das ihm begegnete, das am Passe Lapice gewesen. Andere führen dasjenige mit den Windmühlen auf, aber Alles, was ich hierin habe erforschen können, und was in den Jahrbüchern von la Mancha geschrieben steht, ist, daß er den ganzen Tag fortzog, und daß am Abend sein Roß und er vor Hunger beinah gestorben waren.

Er schaute nach allen Seiten um, ob er nicht ein Castell erspähen könne, oder eine Schäferhütte, um sich zu erquicken und seiner großen Noth abzuhelfen. Endlich erblickte er unfern dem Wege, auf dem er ritt, eine Schenke, die ihm wie ein Stern entgegen schien, der ihn mindestens in den Thorweg, wenn auch nicht in das hohe Burgthor seiner Erlösung führte. Er eilte dorthin und erreichte sie mit Anbruch des Abends. Unter der Thür standen von ungefähr zwei junge Mädchen, von jenen, die man die g u t w i l l i g e n nennt, die mit einigen Maulthiertreibern, welche in dieser Schenke ihr Nachtlager hielten, nach Sevilla gingen. Wie nun unserem Abenteurer Alles, was er dachte, sah oder sich einbildete, so erschien und sich zutrug, wie er es gelesen hatte,

so kam es ihm sogleich, als er die Schenke sah, vor, dies sei ein Castell, mit seinen vier Thürmen, mit Gesimsen von glänzendem Silber, mit Zubehör der Zugbrücke und des Burggrabens nebst allen übrigen Dingen, mit denen dergleichen Castelle geschildert werden. Er näherte sich der Schenke, die ihm ein Castell schien, und da er nur wenig entfernt war, zog er dem Rozinante den Zügel an, in der Erwartung, daß ein Zwerg auf den Zinnen erscheinen würde, um mit einer Trompete das Zeichen zu geben, daß sich ein Ritter dem Castell nahe. Da er aber sah, daß man damit zögerte, Rozinante auch begierig war, sich dem Stalle zu nahen, so nahte er sich der Thür der Schenke und sah dort die beiden liederlichen Mädchen stehen, die ihm zwei schöne Fräulein oder zwei anmuthige Damen schienen, die sich vor dem Thore des Schlosses in der Frische ergingen. Es traf sich indeß, daß ein Schweinehirt, der von dem Stoppelfelde eine Heerde Schweine — die ohne Gnade diesen Namen führen, — versammeln wollte, und also in ein Horn stieß, auf dessen Schall sie alle zusammen kamen. Sogleich stellte sich Don Quijote das vor, was er wünschte, daß nämlich ein Zwerg das Zeichen seiner Ankunft gegeben habe. Mit großer Zufriedenheit also näherte er sich der Schenke und den Damen, die, da sie einen Mann, auf diese Art gewaffnet, mit Schild und Lanze auf sich zukommen sahen, aus Furcht in die Schenke hineinlaufen wollten. Don Quijote aber, der ihre Furcht aus ihrem Entfliehen schloß, erhub sein Visir aus Pappe, zeigte sein mageres und bestäubtes Gesicht und sagte mit zierlicher Weise und sanfter Stimme diese Worte: Fliehen Eure Gnaden nicht und fürchten dieselben keinen Unglimpf, denn es gebeut der Orden der Ritterschaft, dem ich diene, keinen Raub und keine Gewaltthätigkeit an irgend Jemandem zu verüben, geschweige denn an so hohen Jungfrauen, als welche Euer Anstand verkündigt.

Die Mädchen sahen ihn an und suchten sein Gesicht mit den Augen, welches das schlechte Visir verdeckte, aber da sie sich Jungfern nennen hörten — etwas, das ihrem Gewerbe so fern lag, — konnten sie das Lachen nicht zurückhalten, sondern sie lachten so laut, daß sich Don Quijote entrüstete und sprach: Es geziemt Bescheidenheit den Schönen wohl und große Thorheit ist es überdies mit schlechter Ursach zu lachen; doch sage ich dies nicht, daß es Euch anzüglich sei, noch daß Ihr üblen Willens werdet, denn der meinige ist nur so fern wollend, Euch dienstbar zu sein. Diese Sprache verstanden die Damen nicht, und das üble Aussehen unseres Ritters vermehrte ihr Gelächter, so wie seinen Zorn; dieser wäre noch viel weiter gediehen, wenn der Schenkwirth nicht hinzugekommen wäre, ein Mann, der, wie er sehr fett, auch überaus friedliebend war; als dieser diese Gestalt scheußlich gerüstet mit so unziemlichen Waffen, als der Zaum des Pferdes, die Lanze, der Schild und der kleine Harnisch war, erblickte, so fehlte wenig, daß er nicht das Vorbild von Fröhlichkeit der beiden Mädchen nachgeahmt hätte. Da er aber doch diese umbollwerkte Figur fürchtete, so entschloß er sich höflich zu reden und sprach also: Wenn Eure Gnaden, Herr Ritter, Ruhe suchen, so finden Sie außer einem Bette — denn wir haben keins in der Schenke — alles Uebrige in großem Ueberflusse. Als Don Quijote die Unterwürfigkeit des Commandanten der Festung sah — denn dafür hielt er den Schenkwirth und die Schenke, — antwortete er: Für mich, Herr Castellan, ist alles Ding genug, denn all mein Schmuck sind nur die Waffen, und mein Ausruhen ist das Streiten. — — Der Wirth dachte, da er sich Castellan nennen hörte, jener hielte ihn für einen Gauner, die man in der Schelmensprache frische Castilianer nennt; er war aber ein Andalusier, von denen auf dem Strande San Lucar, ein Schelm wie Cacus, und ein Spottvogel wie ein Student oder Page; er antwortete daher: So werden also Euer Gnaden Betten harte Steine und Euer Schlaf ein beständiges Wachen sein, und wenn es sich so befindet, so dürft Ihr nur kecklich absteigen, denn Ihr trefft in diesem Hause Gelegenheit und Anstalt, ein ganzes Jahr nicht zu schlafen, geschweige denn eine Nacht. Indem er dies sagte, hielt er Don Quijote den Steigbügel, der mit vieler Mühe und Beschwer abstieg, wie ein Mann, der noch den ganzen Tag nüchtern geblieben war. Er sagte sogleich dem Wirthe, daß er für sein Pferd große Sorgfalt tragen möge, denn es sei das schönste Thier auf der ganzen Welt, das Brot äße. Der Wirth beschaute es, aber es schien ihm nicht so trefflich, als es Don Quijote beschrieb, ja nicht einmal auf die Hälfte so gut. Er führte es in den Stall und kam dann zurück, um zu sehen, was sein Gast befähle, den indeß die Jungfrauen entwaffneten, mit denen er sich wieder versöhnt hatte. Sie lösten den Brust- und Rückenharnisch ab, konnten es aber mit aller Arbeit nicht dahin bringen, die Halsberge frei zu machen und den nachgeahmten Helm abzunehmen, der mit grünen Bändern unter dem Halse festgebunden war, und von denen sie die Knoten ohne Schnitt nicht aufzulösen vermochten. Darein wollte er aber keineswegs willigen, er blieb also den ganzen Abend in seinem Helme und stellte die anmuthigste, seltsamste Figur dar, die man sich nur einbilden kann. Er meinte, daß diejenigen, die ihn entwaffneten, vornehme Damen und Gebieterinnen aus einem Schlosse wären, und sagte daher mit vielem Anstande:

Niemals ward ein edler Bote
So bedient von Damen süß,
Als der edle Don Quijote,
Als er seine Heimath ließ.
Zarte Mädchen pflegten ihn,
Prinzessin'n seine Rösselin,

oder Rozinante, denn dies, meine Gebieterinnen, ist der Name meines Pferdes, und ich heiße Don Quijote von la Mancha. Ich sollte mich nicht zu erkennen geben, bis meine Thathandlungen in Eurem Dienste mich kenntlich machten, aber diese alte Romanze von Lanzarote, die sich auf meinen gegenwärtigen Zustand schickt, hat mich bewogen, meinen Namen vor der Zeit zu nennen: aber es

wird die Zeit kommen, wann Eure Hoheit mir gebieten und ich gehorchen soll, und wann die Tapferkeit meines Armes den Willen Euch dienstbar zu sein beurkunden wird. Die Mädchen, die solcher rhetorischen Figuren ungewohnt waren, antworteten nicht darauf, sondern fragten ihn nur, ob er nicht etwas zu essen begehre. Jetzt etwas zu speisen, wäre gut, antwortete Don Quijote; denn, so viel ich einsehe, bedarf ich dessen ungemein. Es war gerade Freitag, und in der ganzen Schenke nichts als etwas Stockfisch, den die Leute in dieser Gegend Föhr nannten. Man fragte ihn also, ob er vielleicht beliebe, Föhrchen zu speisen, denn man könne ihm keinen anderen Fisch zu essen reichen. Don Quijote, der an Forellen dachte, antwortete: Wenn es viel Forellchen sind, so können sie eine Forelle vorstellen, denn es läuft auf eins hinaus, ob mir Jemand acht Realen einzeln giebt, oder ein einziges Stück von Achten; und um so besser, da es zutreffen kann, daß es sich mit diesen Forellchen verhält, wie mit dem jungen Kalbe, welches dem Rinde vorzuziehen, so wie auch das Zicklein zarter ist als der Bock; aber es sei, was es wolle, so erscheine es sogleich, denn die Beschwer und Waffenlast können nur durch Erquickung des Innern ertragen werden. — Sie setzten also den Tisch, der Frische wegen, vor die Thür der Schenke, und der Wirth führte ein Stück des schlecht geweichten und übelgekochten Stockfisches auf, nebst einem Brot, schwarz und schmutzig, wie seine Waffen. Es war ungemein lächerlich ihn essen zu sehen, denn da ihn der Helm und das Visir hinderten, konnte er mit den Händen nichts zum Munde führen, wenn es ihm nicht ein Anderer gab und hineinsteckte. Eine der Damen bediente ihn auf diese Weise. Ihm aber zu trinken zu reichen, war unmöglich, und wäre unmöglich geblieben, wenn der Schenkwirth nicht ein Rohr ausgehöhlt, ihm das eine Ende in den Mund gesteckt und durch das andere den Wein eingegossen hätte. Dies Alles trug er geduldig, um nicht die Bänder seines Helmes zerschneiden zu müssen.

Indem die Sachen so standen, geschah es, daß ein Schweinschneider in die Nähe der Schenke kam, und indem er sich näherte, vier- oder fünfmal auf seiner Pfeife blies. Dies bestätigte Don Quijote völlig darin, daß er sich in einem berühmten Castell befinde, daß man ihn mit Musik bediene, der Stockfisch Forelle sei, das Brot feine Semmel, die Dirnen Damen, und der Schenkwirth Castellan des Castells; und somit hielt er den Anfang seines Auszuges für glücklich genug. Was ihn nur quälte, war, daß er noch nicht zum Ritter geschlagen sei, und er sich mithin nicht gesetzmäßig in ein Abenteuer einlassen dürfe, ohne den Orden der Ritterschaft empfangen zu haben.

Drittes Buch.

Siebentes Capitel.

(Erzählt das hohe Abenteuer und die preisliche Eroberung von Mambrin's Helm, nebst anderen Dingen, die unserem unüberwindlichen Ritter zustießen.)

Indeß fing es an, ein wenig zu regnen, und Sancho schlug vor, in die Walkmühle einzukehren; aber Don Quijote hatte wegen des vorgefallenen Spaßes einen solchen Abscheu gegen sie gefaßt, daß er durchaus nicht einkehren wollte, sondern er schlug einen Weg rechts ein, und so geriethen sie auf eine andere Straße, als auf welcher sie erst gereist waren. Es währte nicht lange, so erblickte Don Quijote einen Menschen, der beritten war und auf dem Kopfe ein Ding trug, das wie Gold glänzte. Kaum hatte er ihn bemerkt, als er sich auch schon gegen Sancho kehrte und sagte: Ich bin der Meinung, Sancho, daß es kein Sprüchwort gebe, welches nicht eine Wahrheit enthalte, denn alle sind Sentenzen, die aus der Erfahrung, der Mutter aller Wissenschaften, geschöpft sind, so auch jenes, welches heißt: Schließet sich dir eine Thür zu, thut sich die andere auf. Wenn nämlich das Glück heut Nacht die Thür vor uns zuschloß, uns das Gesuchte nicht finden ließ, und uns mit Walkmühlen täuschte, so schließt es uns zur Vergeltung jetzt ein schöneres und unbezweifeltes Abenteuer auf, wobei es nur meine Schuld sein dürfte, wenn ich es nicht bestände, denn jetzt kann ich es nicht auf meine Unkenntniß der Walken oder auf die Finsterniß der Nacht schieben. Dieses wird gesagt, weil, falls ich nicht irre, uns dort Einer entgegen kömmt, der auf seinem Kopfe den Helm Mambrin's trägt, wegen dessen ich den Schwur gethan, wie dir wissend ist.

Bedenkt, gnädiger Herr, was Ihr sagt, und seht, was Ihr thut, sagte Sancho, daß es ja nicht wieder Walken sind, die uns am Ende noch recht walken und alle Sinne zusammenklopfen möchten.

Du Satan statt Mensch! versetzte Don Quijote, was haben denn Helm und Walken mit einander gemein?

Das weiß ich nicht, antwortete Sancho, aber wahrhaftig, dürfte ich nur so wie sonst reden, so würde ich schon solche Sachen sagen, daß Ihr einsehen müßtet, Ihr irrtet Euch in Eurer Behauptung.

Wie kann ich mich in meiner Behauptung irren, nichtswürdiger Zweifler? versetzte Don

Quijote; sprich, siehst Du denn nicht jenen Ritter, der uns auf dem Apfelschimmel entgegenkömmt und auf dem Kopfe einen goldenen Helm trägt?

Alles, was ich sehen und unterscheiden kann, antwortete Sancho, ist nichts als ein Mensch, der auf einem grauen Esel, so wie meiner ist, reitet und auf dem Kopfe ein Ding hat, das blitzert.

Und dieses ist eben der Helm Mambrin's, sagte Don Quijote, geh' irgendwo bei Seite und laß mich allein mit ihm, so sollst Du sehen, wie ich, ohne ein Wort zu sprechen, zur Ersparung der Zeit, dieses Abenteuer beendigen will und mir den Helm verschaffen, den ich mir so herzlich gewünscht habe.

Das bei Seite gehen will ich mir gesagt sein lassen, versetzte Sancho; aber, gebe Gott nur, sage ich noch einmal, daß wir, wenn wir nach Woll gehen, nicht in die Walke gerathen.

Ich habe Dir schon gesagt, Mensch, Du sollst niemals, ja nicht in Gedanken einmal der Walken erwähnen, so rief Don Quijote, oder ich gelobe — — — ich will nicht mehr sagen, aber ich möchte Dir die Seele zusammenwalken.

Sancho schwieg still, weil er fürchtete, sein Herr möchte das Gelübde vollführen, welches er ihm so kräftig in den Bart geworfen hatte. Mit dem Helme, dem Pferde und dem Ritter aber, welche Don Quijote sah, verhielt es sich also: In jener Gegend waren nämlich zwei Dörfer, von denen das eine so klein war, daß es weder Apotheke noch Barbier hatte, das andere benachbarte aber war damit versorgt, und daher bediente der Barbier des größeren Dorfes zugleich das kleinere, in welchem ein Kranker gerade einen Aderlaß nöthig hatte und ein Anderer wollte sich den Bart scheeren lassen, weshalb der Barbier eben kam und ein Bartbecken von Messing mit sich führte, und da es das Schicksal um die Zeit gerade regnen ließ, und er seinen Hut, der wohl neu sein mochte, nicht gern verderben lassen wollte, setzte er das Becken auf den Kopf, welches, da es geschliffen war, eine halbe Meile weit schimmerte. Er ritt in der That, wie Sancho gesagt hatte, auf einem grauen Esel, und dies zusammen war dem Don Quijote der Apfelschimmel, der Ritter und der goldne Helm, denn es war ihm ein Leichtes, alle Dinge, die er sah, nach seiner verrückten Ritterschaft und seinen irrenden Gedanken einzurichten. Als er nun bemerkte, daß der arme Ritter ihm nahe genug war, legte er, ohne sich in weitere Reden einzulassen, den Spieß in vollstem Trabe des Rozinante ein, mit dem Vorsatze, jenen durch und durch zu rennen; als er ihm nahe genug gekommen, schrie er ihm zu, ohne seinen wüthenden Lauf anzuhalten: Vertheidige Dich, nichtswürdiges Geschöpf, oder überliefere freiwillig, was mir nach allem Rechte zukömmt!

Der Barbier, der, ohne an ihn zu denken oder ihn zu fürchten, dieses Gespenst auf sich anrennen sah, fand kein besseres Mittel, den Lanzenstoß von sich abzuhalten, als sich vom Esel herabfallen zu lassen. Und kaum hatte er die Erde berührt, als er sich leichter wie die Gemse wieder erhob, und mit so großer Behendigkeit über das Feld rannte, daß ihn der Wind selbst nicht eingeholt hätte. Das Bartbecken ließ er auf der Erde liegen, womit sich Don Quijote zufrieden stellte und sagte, daß der Heide verständig genug gewesen, und daß er dem Castor trefflich nachgeahmt habe, der sich auch, wenn ihn die Jäger verfolgen, das mit den Zähnen abbeiße, weshalb sie Jagd auf ihn machen, wie ihn der Instinct seiner Natur lehre. Er befahl dem Sancho den Helm aufzuheben, der ihn in die Hände nahm und sagte: Mein Seel! Ein köstliches Bartbecken, unter Brüdern ist es seinen Thaler werth; zugleich gab er es seinem Herrn, der es sich straks auf den Kopf setzte und es rund herum drehte, um die untere Oeffnung zu finden; wie er es aber nicht antraf, sagte er: Jener Heide, der nach seinem Maße diesen berühmten Helm zuerst schmieden ließ, muß in der That ein gewaltiges Haupt gehabt haben, und was noch schlimmer ist, so fehlt die eine Hälfte.

Als Sancho das Bartbecken einen Helm nennen hörte, konnte er das Lachen nicht unterdrücken, aber da ihm der Zorn seines Herrn wieder in die Gedanken kam, brach er in der Mitte ab. Worüber lachst Du, Sancho? fragte Don Quijote.

Ich lache nur, gab er zur Antwort, wenn ich mir den gewaltigen Kopf denke, den der Heide muß gehabt haben, dem die Sturmhaube gehörte, die für mich einem Barbierbecken so ähnlich sieht, wie ein Ei dem anderen.

Weißt Du, was ich mir einbilde, Sancho? Dieses weltberühmte Rüststück, dieser verzauberte Helm, muß durch einen ganz außerordentlichen Zufall in die Hände eines solchen gerathen sein, der seine Herrlichkeit nicht zu schätzen verstand, und so in seiner Unwissenheit, da er sah, daß er das feinste Gold sei, die eine Hälfte abbrach, um sich damit zu bereichern, und somit die andere Hälfte zu einem Dinge machte, das, wie du bemerkest, einem Barbierbecken gleich sieht. Scheine dieser Helm aber, was er wolle, für mich, der ich ihn kenne, ist diese Verwandlung ohne Bedeutung, überdies will ich ihn im ersten Orte, wo sich ein Schmied befindet, fertig machen, und zwar so, daß ihn jener Helm nicht übertrifft, ja ihm nicht einmal gleich kömmt, den der Gott der Schmiede für den Gott der Schlachten arbeitete. Unterdessen aber will ich ihn tragen, so gut ich kann, denn etwas ist besser als nichts, und wenigstens wird er doch hinreichend sein, mich gegen einen Steinregen zu schützen.

Vielleicht, sagte Sancho, wenn die Steine nicht etwa aus Schleudern geworfen werden, so wie man sie im Kampfe der beiden Armeen warf, als sie Euch die Backenzähne ausstießen und die Oelflasche zerbrachen, in der sich der gebenedeite Balsam befand, der mich fast die Eingeweide ausbrechen ließ.

Es kümmert mich nicht sonderlich, diesen verloren zu haben, denn Du weißt, Sancho, sagte Don Quijote, daß ich das Recept davon im Gedächtnisse habe.

Auch ich hab's im Gedächtnisse, antwortete Sancho, aber wenn ich ihn in meinem Leben mache oder gar koste, so sei die Stunde meine letzte: um so mehr, da ich mich nicht in Dinge einlassen werde, wo ich ihn nöthig hätte, denn ich will mich schon mit allen meinen fünf Sinnen in Acht nehmen, niemals verwundet zu werden und auch keinen Anderen zu verwunden. Ob ich noch einmal geprellt werden möchte, davon will ich nichts sagen, denn solchen Unglücksfällen läßt sich nicht gut vorbeugen, und wenn sie eintreffen, so kann man nichts weiter thun, als die Schultern einziehen, den Athem anhalten, die Augen zudrücken, und sich dann in Gottes Namen gehen lassen, wohin es das Schicksal und das Betttuch meint.

Du bist ein schlechter Christ, Sancho, sagte Don Quijote bei diesen Worten, denn Du vergissest niemals eine Beleidigung, die Dir einmal widerfahren ist: edlen und großmüthigen Seelen aber ist es anständiger, auf dergleichen Kindereien keineswegs Rücksicht zu nehmen. Auf welchem Beine bist Du lahm? Welche Rippe hast Du zerbrochen? Wo den Kopf zerschlagen? Daß Du diesen Spaß gar nicht wieder vergessen kannst! Denn beim Lichte diesen Vorfall besehen, war er nur Spaß und Zeitvertreib, und hätte ich ihn anders genommen, so wär' ich schon längst umgekehrt, und hätte, um Dich zu rächen, mehr Unheil angerichtet, als die Griechen wegen der geraubten Helena stifteten, die, wenn zu dieser Zeit, oder Dulcinea zu jener Frist gelebt hätte, überzeugt sein dürfte, nicht den großen Ruf der Schönheit erlangt zu haben, den sie davon getragen hat.

Bei diesen Worten schickte er einen tiefgeholten Seufzer in die Luft, und Sancho antwortete: So mag's für Spaß gelten, da aus der Rache kein Ernst werden wollte; ich weiß aber doch auch, was Ernst oder Spaß ist, und ich weiß auch, daß der Spaß mir niemals aus dem Gedächtnisse kommen wird, wie er sich auch auf ewig meinem Rücken eingeprägt hat. Wir wollen aber von etwas Anderem reden, und nun sagt mir doch, gnädiger Herr, was machen wir mit dem Apfelschimmel, der mir wie ein grauer Esel aussieht, den der arme Kerl uns hier überlassen hat. den Ihr überwunden habt? Denn nach der Art, wie er sich auf die Beine machte und in Gottes Welt hineinlief, läßt sich wohl schließen, daß er nicht Lust hat jemals umzukehren, und bei meinem Barte, der Graue ist wacker.

Es war niemals meine Gewohnheit, sagte Don Quijote, die zu berauben, die ich überwinde; auch ist es keine Rittersitte, die Pferde den Ueberwundenen zu nehmen und sie unberitten zu lassen, wenn es sich nicht etwa fügt, daß der Sieger im Kampfe sein eignes Roß verlor, dann ist es ihm allerdings vergönnt, das des Besiegten zu nehmen, als einen Preis, der ihm nach dem Kriegsrechte zusteht. Also, Sancho, laß dieses Roß oder diesen Esel, oder wofür Du es halten magst, denn so wie uns sein Herr in der Entfernung sehen wird, kehrt er ohne Zweifel zu ihm zurück.

Gott weiß, wie gern ich ihn mitnehmen möchte, sagte Sancho, oder wenigstens gegen meinen austauschen, der mir nicht so wacker scheint! Wie sind doch die Gesetze der Ritterschaft so genau, daß man nicht einen Esel gegen den anderen austauschen darf: ich möchte aber doch wissen, ob ich nicht zum allerwenigsten das Sattelzeug austauschen dürfte.

Hierin bin ich nicht sonderlich sicher, sagte Don Quijote, im Zweifelsfalle aber, bis ich besser unterrichtet bin, entscheide ich so, daß Du es austauschen magst, wenn Du dessen nämlich im äußersten Grade bedürftig bist.

So zum äußersten bedürftig, antwortete Sancho, daß ich es für meine eigne Person nicht nöthiger hätte. Mit dieser Erlaubniß gestärkt, nahm er sogleich die Veränderung der Uniformen vor und wandte seinem Esel, als dem Erstgeborenen, die ganze Erbschaft nebst allen Legaten zu. Nachdem dieses geschehen war, frühstückten sie mit den, was ihnen noch vom Schlachtfelde und dem geplünderten Küchenesel übrig geblieben war, und tranken von dem Wasser des Stromes, der die Walkmühlen trieb, ohne den Kopf nach diesen hinzudrehen; so heftig war der Haß, den sie, wegen ihrer Furcht, gegen die Mühlen gefaßt hatten. Nachdem sie Zorn und Schwermuth vergessen hatten, stiegen sie wieder auf, und ohne einen bestimmten Weg einzuschlagen — weil es irrenden Rittern gut ansteht, sich keinen festen Weg vorzusetzen, — zogen sie die Straße, die Rozinante erwählte; dieser Wahl folgte sein Herr und auch der Esel, der immer nachging, wohin sein Freund und trefflicher Gesellschafter ihn führte. Sie geriethen dessenungeachtet auf die große Straße und zogen ihr auf gut Glück nach, ohne sich eine Absicht vorzusetzen.

Indem sie so fortzogen, sagte Sancho zu seinem Herrn: Gnädiger Herr, wollt Ihr mir nicht die Erlaubniß geben, ein wenig mit Euch zu schwatzen? denn seit mir das harte Gebot, still zu schweigen, auferlegt ist, sind mir wohl an vier Dinge im Magen verdorben, und jetzt habe ich eins auf der Zungenspitze, was ich nicht gern möchte umkommen lassen.

So sprich es aus, sagte Don Quijote, und befleißige Dich der Kürze, denn das Weitläuftige macht nie Vergnügen.

Ich sage also, gnädiger Herr, sprach Sancho, daß ich seit etlichen Tagen meine Betrachtungen darüber angestellt habe, wie Ihr ohne Nutzen und Erquickung Abenteuer sucht, hier in den Wüsten auf den Kreuzwegen, denn wenn Ihr auch die allergefährlichsten übersteht, so sieht und weiß das kein Mensch, und Alles bleibt im ewigen Stillschweigen vergraben, zum Nachtheil Eurer Absicht und Eurer Verdienste. Es scheint mir also — mit Eurer Erlaubniß — besser, daß wir irgend einem Kaiser oder einem anderen großen Herrn dienen sollten, der irgend Krieg führt, in seinem Dienste könnt Ihr dann Eure tapfere Gesinnung, Eure gewaltige Macht und Euren trefflichen Verstand an den Tag legen. Sieht nun der Herr, dem wir dienen, dies Alles, so muß er uns ja eine Belohnung geben, jedem nach seinem Werthe, dann würden auch gewiß Eure großen Thaten zum ewigen Andenken aufgeschrieben, meine Thaten will ich nicht erwähnen, denn die bleiben

natürlich in den Schranken des Stallmeisterthums, aber das kann ich behaupten, daß, wenn es bei der Ritterschaft Gebrauch wäre, die Thaten der Stallmeister aufzuzeichnen, meine Verrichtungen gewiß auch schwarz auf weiß erscheinen würden.

Nicht übel sprichst Du, Sancho, antwortete Don Quijote: bevor man aber zu jenem Ziele gelange, ist es von Nöthen, durch die Welt zu ziehen, gleichsam zur Beglaubigung, um Abenteuer aufzusuchen, damit, wenn welche beendigt sind, ein so lauter Ruhm ihn bekränze, daß, wenn sich nun ein solcher Ritter an den Hof eines großen Monarchen verfügt, er schon durch seine Thaten gekannt ist, so daß, wenn ihn die Knaben nur durch die Thore der Stadt einziehen sehen, ihm alle folgen, ihn mit Geschrei umgeben und ausrufen: Dieses ist der Ritter von der Sonne oder von der Schlange, oder von irgend einem anderen Sinnbilde, unter welchem er denkwürdige Thaten vollbracht hat. Dieser ist es, werden sie sagen, der im einzelnen Zweikampfe den Riesen Brocabruno von der gewaltigen Kraft überwand; er löste den mächtigen Zauber, in welchem der große Mameluk von Persien fast seit neun Jahrhunderten schmachtete. Also werden von Mund zu Mund seine Thaten gepriesen, und über dem Geschrei der Knaben und des übrigen Volkes tritt der König des Reichs an die Fenster seines herrlichen Palastes: so wie er den Ritter gewahrt, erkennt er ihn an der Rüstung oder an dem Sinnbilde des Schildes, und ruft erfreut: Auf! alle meine Ritter, so viele sich deren nur am Hofe befinden, ihr sollt die Blume der Ritterschaft, die sich dort naht, in Empfang nehmen. Alle stürzen diesem Gebote zufolge hinaus, er selbst begiebt sich bis auf die Mitte der Treppe, umarmt ihn inbrünstig und bewillkommt ihn, küßt ihn auf den Mund, und führt ihn an der Hand in das Gemach Ihrer Majestät der Königin; hier findet der Ritter die Infantin, seine Tochter, eine Jungfrau, so schön und von solcher Trefflichkeit, wie man sie gewiß nicht auf einem großen Theile der Welt finden wird. Es begiebt sich sogleich im ersten Augenblicke, daß sie die Augen auf den Ritter wirft, er wirft die Augen auf sie, und jeder erscheint dem anderen mehr eine Gottheit als ein menschliches Wesen, und ohne zu wissen, was oder wie es geschieht, fühlen sich Beide in dem hinterlistigen Liebesnetze gefangen und verstrickt, worüber ihre Herzen in großen Sorgen stehen, weil sie nicht wissen, was sie reden, oder wie sie ihre Gefühle und ihre Pein entdecken sollen. Von dort führen sie ihn ohne Zweifel in ein anderes Quartier des Palastes, das reich geschmückt ist, wo er die Rüstung abthut, und sie ihn mit einem kostbaren Scharlachmantel bedecken; schien er in der Rüstung trefflich, so erscheint er im Hauskleide noch anmuthiger. Der Abend kömmt, und er speist mit dem Könige, der Königin und der Infantin, wobei er niemals die Augen von ihr wendet und sie verstohlen beschaut, ohne daß es die Umstehenden merken: sie thut das Nämliche mit der nämlichen Vorsicht, denn wie ich schon einmal gesagt, sie ist eine sehr verständige Jungfrau. Sowie die Tafel aufgehoben ist, kömmt alsbald durch die Thür des Saales ein häßlicher und kleiner Zwerg mit einer schönen Dame, die sich zwischen zwei Riesen befindet und ein solches Abenteuer mit sich bringt, welches ein uralter Weiser eingerichtet hat, daß der, der es vollführt, für den allertrefflichsten Ritter von der Welt gehalten werden muß. Sogleich giebt der König Befehl, daß sich Alle, die zugegen sind, in dem Abenteuer versuchen sollen, keiner aber bezwingt und beendigt es, als der fremde Ritter, wodurch er seinen Ruhm um ein Großes vermehrt, zum großen Vergnügen der Infantin, die sich glücklich und selig preist, ihr Herz einem so glorreichen Manne zugewandt zu haben. Das Hauptsächlichste aber ist, daß dieser König oder Fürst, oder was er nun sein mag, in einen gefährlichen Krieg mit einem anderen, eben so mächtigen verwickelt ist, der fremde Ritter bittet ihn hierauf — nachdem er sich zuvor einige Tage am Hofe aufgehalten, — um die Erlaubniß, ihm in diesem Kriege Dienste zu leisten: mit Freuden giebt sie der König und der Ritter küßt ihm für die ertheilte Gnade mit vieler Artigkeit die Hand. In derselben Nacht nimmt er von seiner Gebieterin, der Infantin, Abschied, die er im Garten hinter einem Gitterfenster spricht, denn ihr Schlafzimmer stößt auf den Garten: hier hat er sie auch schon oftmals gesprochen, denn eine Jungfrau, die das völlige Vertrauen der Infantin besitzt, ist Vermittlerin und Mitwisserin. Er seufzt, sie sinkt ohnmächtig nieder, das Mägdlein bringt Wasser, sehr in Sorgen, daß der Tag anbrechen möchte, der zum Nachtheil ihrer Gebieterin Alles entdecken würde; endlich kömmt die Infantin wieder zu sich, durch das Gitter reicht sie ihre schneeweißen Hände dem Ritter, der sie tausend und tausendmal küßt und sie in seinen Thränen badet. Von Beiden wird endlich die Weise beschlossen, wie sie sich ihr Glück oder Unglück mittheilen wollen, es fleht die Prinzessin, daß er so schnell als möglich zurückkommen möge; er verspricht es mit vielen Schwüren; wieder küßt er ihr hierauf die Hände und nimmt mit solchen Gefühlen Abschied, daß sie ihm fast das Leben rauben. Er begiebt sich hierauf in sein Gemach, wirft sich auf sein Lager, aber der Schmerz der Abreise läßt ihn nicht schlafen. Früh mit der Morgenröthe geht er, um sich vom Könige, der Königin und der Infantin zu beurlauben, er erfährt, daß die gnädige Infantin sich übel befinde und keinen Besuch annehmen könne; der Ritter merkt, wie dies Schmerz über seine Abreise ist, das Herz schlägt ihm, und es fehlt wenig, so läßt er seine Empfindungen laut werden. Die Jungfrau, die die Vermittlerin ist, bemerkt Alles, sie geht, um es ihrer Gebieterin zu sagen, die sie mit Thränen empfängt und ihr klagt, wie ihre allergrößte Sorge sei, zu erfahren, wer der Ritter sei und ob er von königlichem Geschlecht abstamme oder nicht. Die Jungfrau tröstet sie, wie er unmöglich so große Artigkeit, Anstand und Tapferkeit besitzen könne, wenn er nicht von königlichem Geschlechte sei; mit diesem Troste beruhigt sie sich, sie giebt sich zufrieden, um ihren Eltern keinen Argwohn zu erregen, und nach Verlauf von zwei Tagen zeigt sie sich öffentlich. Schon ist der Ritter abgereist, er streitet im Kriege, er überwindet den Feind des Königs, er erobert viele Städte, er triumphirt in vielen Schlachten. Er kehrt an den Hof zurück,

am gewöhnlichen Platze sieht er seine Dame, sie fassen den Entschluß, daß er sie von ihrem Vater zum Lohne seiner Dienste zur Gemahlin begehren soll. Der König verweigert sie ihm, weil er nicht weiß, wer er ist. Aber dennoch, sei's nun, daß er sie entführt, oder auf welche Weise es sonst geschehen mag, genug, die Infantin wird seine Gemahlin, und der Vater selbst preist sich deshalb glücklich, denn es findet sich, daß der Ritter der Sohn eines mächtigen Königs, ich weiß nicht, von welchem Königreiche ist, denn es mag wohl in der Landkarte gar nicht verzeichnet sein. Der Vater stirbt, die Infantin erbt den Thron, und wie man die Hand umdreht, ist der Ritter König. Nun steht es in seiner Gewalt, seinen Stallmeister und alle diejenigen zu belohnen, die ihm beigestanden haben, sich emporzuschwingen. Er verheirathet seinen Stallmeister mit einer Dame der Infantin, wahrscheinlich derselben, die die Mitwisserin seiner Liebe war, sie ist die Tochter eines sehr vornehmen Herzogs.

So verlange ich's, und ohne Winkelzüge, sagte Sancho, hieran halte ich mich, denn buchstäblich wird es Euer Gnaden so begegnen, genannt der Ritter von der traurigen Gestalt.

Du darfst nicht zweifeln, Sancho, versetzte Don Quijote, denn auf dieselbe Weise und auf die nämliche Art, wie ich Dir eben erzählt habe, haben sich alle irrenden Ritter so hoch emporgeschwungen, Könige und Kaiser zu werden; jetzt muß ich nur darauf mein Augenmerk richten, wo ich einen christlichen oder heidnischen König antreffe, der Krieg führt und eine schöne Tochter hat; aber es wird uns noch Zeit übrig bleiben, darauf zu denken, denn wie gesagt, vorher muß ich einen herrlichen Ruhm erlangen, der bis an den Hof erschalle. Mir fehlt aber noch ein anderes Ding, denn gesetzt, ich finde einen König mit Krieg und einer schönen Tochter, und daß ich unglaublichen Ruhm im ganzen Universum erhalten habe, so weiß ich nicht, wie es sich ausweisen soll, daß ich von königlichem Geschlechte abstamme, oder wie ich wenigstens ein Nebenverwandter eines Kaisers sein kann. Denn der König wird mir niemals seine Tochter zur Gemahlin geben wollen, wenn nicht nebenher auch dieses berichtigt ist, mögen gleich meine Thaten noch größeren Ruhm verdienen; so werde ich dieses Mangels halber den Lohn meines tapferen Armes verlieren. Ich bin freilich wohl ein Edelmann aus einem bekannten Geschlechte, ich besitze ein Eigenthum, und werde vom Gesetz und der Obrigkeit vom Bürgerstande unterschieden; es mag wohl sein, daß der Weise, der meine Geschichte niederschreibt, meine Verwandtschaft und Abkunft dermaßen auseinandersetzt, daß erweislich wird, wie ich fünfter oder sechster Urenkel eines Königs bin: denn Du mußt wissen, Sancho, wie es zwei Arten von Geschlechtern in der Welt giebt; einige, die ihre Herkunft von Fürsten und Monarchen ableiten, die aber die Zeit nach und nach vernichtet hat, so, daß sie wie die Pyramiden in einem Punkt endigten; andere entspringen aus niedrigem Geschlechte und steigen nach und nach, bis sie vornehme Leute werden. Der Unterschied zwischen Beiden liegt also darin, daß jene waren, was sie nicht mehr sind, und diese sind, was sie nicht waren, und zu diesen mag ich gehören, weil es sich enthüllen wird, daß mein Ursprung groß und berühmt ist, wobei sich dann auch der König, mein künftiger Schwiegervater, zufrieden stellen muß. Will er aber durchaus nicht, so wird mich die Infantin auf solche Weise lieben, daß sie ihrem Vater zum Trotze, wenn sie auch bestimmt wüßte, ich sei der Sohn eines Tagelöhners, mich zum Herrn und Gemahl annehmen wird; wo nicht, ei, so tritt dann die Entführung ein, und ich bringe sie dahin, wohin es mir gefällt, bis Zeit oder Tod den Zorn ihrer Eltern endlich vertilgen.

Hier trifft auch das sehr gut ein, sagte Sancho, was manche Schelme sagen: Bitte das nicht im Guten, was Du Dir mit Gewalt nehmen kannst; man könnte auch noch besser sagen: Aus dem Staube sich gemacht, ist immer besser, als Vorbitten von braven Leuten; ich sage nur, weil, wenn der Herr König, Euer Schwiegervater, sich nicht zum Ziele legen und Euch die gnädige Infantin übergeben will, so thut Ihr freilich am besten, sie zu entführen und wegzubringen. Das Unglück ist nur, daß, bis wieder Frieden gemacht ist und Ihr im Königreiche ruhig sitzet, der arme Stallmeister unterdeß die Zähne stochert und nach seiner Belohnung ausschaut: wenn nicht etwa die Jungfrau, die Vermittlerin, die seine Gemahlin werden soll, mit der Infantin wegläuft, und er sein Unglück mit ihr theilt, bis es der Himmel anders bescheert; denn ich glaube, sein Herr ist doch im Stande, sie ihm gleich zur rechtmäßigen Frau zu geben.

Niemand kann ihm solches verweigern, sagte Don Quijote.

Da es also ist, antwortete Sancho, so bleibt nichts weiter zu thun, als daß wir uns Gott empfehlen und das Glück dann gehen lassen, wohin es uns führen will.

Gott wird es fügen, antwortete Don Quijote, wie ich es wünsche, und Du, Sancho, es brauchst, und gemein bleibe der, der sich für gemein hält.

Das weiß Gott, sagte Sancho, daß ich ein alter Christ bin, und mehr braucht's nicht, um Graf zu sein.

Ueberflüssig genug ist es, sagte Don Quijote, und wärst Du es nicht, so wäre auch dieses ohne Bedeutung, denn wenn ich König bin, so kann ich Dir den Adel ertheilen, ohne daß Du ihn kaufst oder durch Verdienste erwirbst, weil, wenn ich Dich zum Grafen mache, siehe, so bist Du ja Ritter, und sie mögen sich dann stellen wie sie wollen, so müssen sie Dich dann durchaus Excellenz nennen.

Frisch zu, ich werde mich schon in Hauterdiät setzen, sagte Sancho.

Auctorität und nicht Hauterdiät mußt Du sagen, erwiderte sein Herr.

Auch gut, antwortete Sancho Pansa, ich sage nur, daß ich mich schon drein schicken will, denn mein Seel, ich war nur einmal Hochzeitbitter, und es stand mir so gut, daß Alle sagten, ich könnte wohl gar einen Küster vorstellen. Wie wird's aber vollends werden, wenn sie mir den

Herzogsmantel um die Schulter hängen, oder ich ganz voll Gold und Perlen sitze wie ein fremder Graf! Gewiß kommen sie hundert Meilen her, um mich nur zu sehen.

Du wirst gut aussehen, sagte Don Quijote, doch wirst Du Dir den Bart müssen dünner scheeren lassen, denn so dick, häßlich und unordentlich Dein Bart ist, mußt Du ihn wenigstens einen Tag um den anderen unter das Messer bringen, sonst weiß doch Jeder schon auf einen Steinwurf, wer Du bist.

Was gilt's, sagte Sancho, ich nehme mir lieber einen Barbier, und lasse ihn bei mir im Hause wohnen, und wenn's nöthig thut, muß er mir aller Wege nachfolgen, wie der Bereiter eines Großen!

Aber wie weißt Du, fragte Don Quijote, daß die Großen ihren Bereiter hinter sich führen?

Ich will es sagen, antwortete Sancho; ich war vor etlichen Jahren einmal vier Wochen lang in Madrid, da sah ich einen sehr kleinen Herrn vorbeireiten, von dem die Leute sagten, er wäre sehr groß, ein Mann folgte ihm auf allen seinen Schritten und Tritten zu Pferde nach, so daß er mir wie sein Schwanz vorkam; ich fragte die Leute, warum der Mann nicht neben dem anderen ritte, sondern nur immer hinter ihm herzöge, da antworteten sie, daß er sein Bereiter wäre und daß es die Großen in der Art hätten, sie so hinter sich zu führen; das weiß ich seitdem so gut, daß ich es niemals wieder vergessen habe.

In der That hast Du Recht, sagte Don Quijote, und auf die Weise kannst Du Deinen Barbier mit Dir führen, denn die Gebräuche entstehen nicht auf einmal und werden nicht alle zu einer Zeit erfunden, und so kannst Du vielleicht der erste Graf sein, der seinen Barbier hinter sich führt; und überdies ist den Bart in Ordnung halten ein wichtigeres Geschäft, als ein Pferd satteln.

Das mit dem Barbier laßt nur meine Sorge sein, sagte Sancho, Ihr braucht nur darauf zu denken, wie Ihr König werdet und mich zum Grafen macht.

Achtes Buch.

Sechstes Capitel.

Don Quijote hat beschlossen, in die Höhle von Montesinos zu steigen, von der Wunderdinge berichtet werden. Er ist in Begleitung des Sancho und eines Studenten an den Eingang der Höhle geritten, hat das mitgebrachte Seil über seinem Waffenrock befestigt, und im Begriff sich in die Tiefe hinabzulassen, spricht er:

Wir haben nicht vorsichtig gehandelt, daß wir uns nicht mit einem Glöckchen versehen haben, welches man neben mir an diesem Seile festmachen konnte, durch dessen Ton man vernommen hätte, daß ich ganz unten und am Leben sei; da es aber jetzt nicht mehr möglich ist, so übergebe ich mich der Hand Gottes, die mich führen soll. Zugleich kniete er nieder, und betete mit leiser Stimme zum Himmel, indem er Gott um seinen Beistand bat, wie um einen glücklichen Ausgang dieses dem Anschein nach unerhörten und gefährlichen Abenteuers. Hierauf sprach er mit lauter Stimme: O Du Gebieterin meiner Handlungen und Gedanken, leuchtende und unvergleichliche Dulcinea von Toboso! ist es möglich, daß die flehentlichen Bitten dieses Deines glücklichen Liebhabers Dein Gehör erreichen, so flehe ich bei Deiner nie erhörten Schönheit, daß Du ihn hören mögest, denn ich flehe Dich nur an, daß Du mir Deine Hülfe und Deinen Beistand nicht entziehen mögest, die ich jetzt nöthig brauche. Ich gehe mich zu stürzen, zu tauchen und zu versenken in diesen Abgrund, den ich hier vor mir sehe, blos damit die Welt erfahre, daß, wenn Du mich begünstigst, es keine Unmöglichkeit gebe, die ich nicht unternehme und beendige. Als er dies gesagt hatte, näherte er sich dem Eingange, und da er sah, daß es keine Möglichkeit sei, sich anders als mit der Kraft des Armes und mit dem Degen der Oeffnung zu nähern, ergriff er sein Schwert und hieb und schnitt damit in die Gebüsche, die vor dem Schlunde der Höhle standen; bei welchem Geräusch und Lärmen ein unzähliger Schwarm der größten Raben und Dohlen so gedrängt und so pfeilschnell herausflogen, daß sie den Don Quijote auf den Boden warfen. Und wäre er eben so sehr ein abergläubischer als ein katholischer Christ gewesen, so hätte er dieses für eine üble Vorbedeutung genommen und es unterlassen, in einen solchen Ort sich zu verschließen.

Er stand endlich wieder auf, und da er sah, daß keine Raben oder anderen Nachtvögel mehr herausflogen, wie Fledermäuse, die sich auch unter den Raben befunden hatten, so gab er dem Vetter und Sancho das Seil, und diese ließen ihn auf den Grund der furchtbaren Höhle hinunter. Als er hineinstieg, gab ihm Sancho seinen Segen, machte tausend Kreuze über ihn und sagte: Gott geleite Dich, und die Jungfrau Maria, und die ganze Dreieinigkeit, Du Blume, Ausbund und Blüthe aller irrenden Ritter! Da gehst Du nun hin, Du Starrsinn der Welt, Du stählernes Herz, Du eherner Arm! Gott führe Dich zurück und bringe Dich wieder frei, ge-

sund und ohne Schaden an das Licht dieses Lebens, welches Du verlässest, um Dich in die Finsterniß zu begraben, die Du aufsuchst!

Fast die nämlichen Wünsche und Gebete gab ihm der Vetter mit. Don Quijote rief immer, sie sollten mehr und mehr Seil hinterlassen, und sie ließen es nach und nach herunter; und als das Rufen, welches aus dem Schlunde der Höhle heraufgedrungen war, aufgehört hatte, hatten sie auch schon alle hundert Ellen von dem Seile hinuntergelassen. Sie waren der Meinung, daß sie Don Quijote wieder heraufziehen wollten, weil sie ihn nicht tiefer versenken konnten; doch warteten sie wohl eine halbe Stunde, nach welchem Zeitraume sie anfingen das Seil mit der größten Leichtigkeit heraufzuziehen, weil sie gar kein Gewicht daran spürten, woraus sie schließen mußten, daß Don Quijote drinnen geblieben sei; und da Sancho dies glaubte, weinte er bitterlich, und zog in der größten Hast, um die Wahrheit zu erfahren. Da sie aber etwas mehr als achtzig Ellen heraufgezogen hatten, fühlten sie wieder eine Last, worüber sie sehr froh wurden. Endlich, nachdem noch zehn Ellen übrig waren, konnten sie Don Quijote bestimmt unterscheiden, worüber Sancho aufschrie und sagte: Seid mir wieder willkommen, mein gnädiger Herr, denn wir dachten, man hätte Euch unten behalten, um die Art fortzupflanzen. Don Quijote antwortete nichts, und als sie ihn ganz herauszogen, sahen sie, daß er die Augen geschlossen habe, und fest eingeschlafen sei. Sie legten ihn auf die Erde und banden ihn los, aber er wachte von alle dem nicht auf. Sie wandten ihn aber so lange hin und her, schüttelten und rupften ihn, daß er endlich nach geraumer Zeit wieder zu sich kam, sich dehnte, als wenn er aus einem schweren und tiefen Traume erwachte, sich wie erschreckt von der einen und der anderen Seite umschaute, und sagte: Gott möge es Euch, meine Freunde, verzeihen, daß Ihr mir das anmuthigste und schönste Leben und Gesicht entziehet, welches ein Mensch nur jemals geführt oder gesehen hat. Wahrlich, jetzt sehe ich ein, daß alle Vergnügungen dieser Welt wie Schatten und Traum verfliegen, oder wie die Blume des Feldes verwelken! O unglücklicher Montesinos! O schwer verwundeter Durandarte! O elende Belerma! O weinender Guadiana, und Ihr übrigen trostlosen Töchter der Ruidera, die Ihr mit Euren Gewässern zeigt, wie reichliche Thränen Eure schönen Augen vergossen haben! — —

Mit der größten Aufmerksamkeit hörten der Vetter und Sancho auf diese Worte Don Quijote's, die er wie von einem schrecklichen Schmerze gepeinigt aus der tiefsten Brust aussprach. Sie baten ihn, seine Meinung deutlich zu machen, und ihnen zu sagen, was er in jener Hölle gesehen habe.

Hölle nennt Ihr es? sagte Don Quijote; nennt es nicht also, denn es verdient den Namen nicht, wie Ihr sogleich sehen werdet.

Er verlangte etwas zu essen, weil er einen ganz außerordentlichen Hunger habe. Sie deckten den Teppich des Vetters auf das grüne Gras und holten den Inhalt ihrer Schnappsäcke hervor, worauf sich alle drei sehr friedlich und gesellig niedersetzten, und zu gleicher Zeit ihr Vesper- und Abendbrot verzehrten. Als der Teppich abgehoben war, sprach Don Quijote von la Mancha: Bleibt sitzen, und nun, meine Kinder, hört mir alle aufmerksam zu!

Sechstes Capitel.

(Von den wunderwürdigen Sachen, welche der ausnehmende Don Quijote erzählte, die er in der tiefen Höhle des Montesinos gesehen hatte, die aber so unmöglich und erstaunlich sind, daß man dieses Abenteuer lieber für unecht halten kann.)

Es war die vierte Stunde nach Mittag; die Sonne war mit Wolken bedeckt, und warf ein gedämpftes Licht und keine heißen Strahlen auf Don Quijote, so daß er ohne Hitze und Beschwerlichkeit seinen beiden erlauchten Zuhörern das erzählen konnte, was er in der Höhle des Montesinos gesehen hatte, indem er auf folgende Weise begann:

Ungefähr nach funfzehn oder siebzehn Klaftern in der Tiefe dieses unterirdischen Gewölbes ist zur rechten Hand eine Höhlung, so geräumig, daß ein großer Wagen mit zwei Maulthieren Platz darin haben könnte. Ein schimmerndes Licht fällt durch einige Spalten und Löcher hinein, die von der Oberfläche der Erde aus der Ferne diese Höhle erleuchten müssen. Diesen ausgehöhlten Raum wurde ich gewahr, als ich mich müde und verdrießlich befand, mich so am Seile hängen zu sehen, und so in jene tiefe Finsterniß hinabzufahren, ohne einen gewissen und bestimmten Weg vor mir zu haben; daher entschloß ich mich, in diese Höhlung hineinzugehen, und dort ein wenig auszuruhen. Ich rief, daß Ihr nicht mehr vom Seile herunterlassen sollt, bis ich es Euch sagen würde, aber Ihr müßt mich nicht gehört haben. Ich sammelte das Seil, welches Ihr immer noch hinunterließet, legte es in einen Ring oder Hügel zusammen und setzte mich gedankenvoll darauf, indem ich erwog, wie ich es anfangen sollte, mich in den tiefen Abgrund hinunter zu lassen, da Keiner zugegen sei, der mich festhielte. Indem ich noch so nachdachte und berathschlagte, befiel mich plötzlich und ohne daß ich es hindern konnte, ein sehr tiefer Schlaf: ebenso schnell erwachte ich wieder, ohne daß ich wußte, wie mir geschah, und befand mich plötzlich mitten auf der schönsten, lieblichsten und anmuthigsten Wiese, welche die Natur nur immer hervorbringen, oder die begeisterte Phantasie sich vorstellen kann. Ich putzte und rieb mir die Augen, und sah nun, daß ich nicht

schliefe, sondern wirklich und in der That wachend sei. Dennoch befühlte ich meinen Kopf und meine Brust, um mich völlig zu überzeugen, ob ich es denn auch selber sei, der sich dort befand, oder nur ein nichtiges, nachgeäfftes Gespenst; aber Gefühl, Berührung und die Ueberlegungen, die ich bei mir selber anstellte, überzeugten mich bald völlig, daß ich derselbe sei, der ich zur gegenwärtigen Stunde bin. Plötzlich zeigte sich meinen Blicken ein königlicher und prächtiger Palast oder Burgschloß, dessen Mauern und Wände durchsichtig und von glänzendem und hellem Krystall auferbaut waren. Es thaten sich zwei große Thüren auf, aus denen ein ehrwürdiger Greis trat und auf mich zuging; er war mit einem langen, violettfarbenen Mantel bekleidet, den er auf den Boden nachschleppte. Um die Schultern und Brust trug er einen kürzeren Doctormantel von grünem Atlas. Auf dem Kopfe hatte er ein schwarzes, mailändisches Barett, und ein schneeweißer Bart hing ihm bis auf den Gürtel. Er hatte keine Waffen an sich, sondern in der Hand einen Rosenkranz, an welchem die Ave's größer als Nüsse und die Paternoster wie Straußeneier waren. Der Anstand, der Gang, der Ernst und die höchst ansehnliche Gegenwart, dies Alles zusammen und jedes für sich, erregten mein Erstaunen und meine Verwunderung. Er kam auf mich zu, und das erste, was er that, war, mich dicht in seine Arme zu schließen, worauf er sagte: Schon seit sehr langer Zeit, tapferer Ritter Don Quijote von la Mancha, warten wir in dieser bezauberten Einsamkeit darauf, Dich zu erblicken, damit Du der Welt Nachricht gebest, was in der tiefen Höhle verschlossen und verborgen liegt, in welche Du eingedrungen bist, und die man die Höhle des Montesinos nennt: eine That, welche aufbewahrt, von Deinem unüberwindlichen Herzen und Deiner großdenkenden Seele unternommen zu werden. Komm mit mir, durchlauchtiger Mann; denn ich will Dir die Wunder zeigen, welche diese durchsichtige Burg enthält, in welcher ich beständiger Commandant und Gouverneur bin. Denn ich bin jener nämliche Montesinos, von welchem die Höhle ihren Namen führt.

Kaum sagte er mir, daß er Montesinos sei, als ich ihn fragte, ob Alles wahr sei, was man sich in der Oberwelt von ihm erzähle? Daß er nämlich seinem großen Freunde Durandarte mit einem kleinen Dolche das Herz aus der Brust genommen und es der Dame Belerma gebracht, wie Jener ihm bei seinem Sterben anbefohlen habe.

Er antwortete mir, daß Alles Wahrheit sei, ausgenommen das mit dem Dolche; denn es sei weder ein großer noch ein kleiner Dolch gewesen, sondern ein geschärftes Stilet, spitzer als ein Pfriem.

So muß wohl, sagte Sancho hierauf, dieses Stilet vom Ramon de Hoces, dem Sevillaner, gewesen sein?

Das weiß ich nicht, fuhr Don Quijote fort; doch kann es nicht von diesem Waffenschmiede gewesen sein, denn Ramon de Hoces hat zu unseren Zeiten gelebt, die Schlacht bei Roncesvalles aber, wo sich diese Begebenheiten zutrugen, ist schon seit vielen Jahren geschehen. Auch ist dieser Umstand von keiner Wichtigkeit, und stört und ändert nichts in der Wahrheit und im Zusammenhange der Geschichte.

So ist es auch, antwortete der Vetter; fahrt fort, Herr Don Quijote, denn ich höre Euch mit dem größten Vergnügen von der Welt zu.

Ich erzähle mit nicht geringerem Vergnügen, antwortete Don Quijote. Ich fahre daher fort, daß mich der ehrwürdige Montesinos in den krystallenen Palast führte, wo ich mich in einen Saal begab, der äußerst kühl und ganz von Alabaster war. Hier befand sich ein marmornes Grabmal, mit der größten Kunst gearbeitet, auf welchem ein Ritter nach seiner ganzen Länge ausgestreckt lag, und zwar nicht aus Erz, Marmor oder Jaspis gebildet, wie sie wohl auf anderen Grabmälern zu sein pflegen, sondern er bestand aus wirklichem Fleische und wirklichen Knochen. Seine rechte Hand — die, wie es mir scheint, etwas haarig und sehnicht ist, ein Zeichen von großer Stärke, — hatte er auf die Seite des Herzens gelegt, und bevor ich den Montesinos noch etwas gefragt hatte, da er mein Erstaunen sah, indem ich das Grabmal betrachtete, sagte er zu mir: Dieser ist mein Freund Durandarte, die Blume und der Spiegel der verliebten und tapferen Ritter seines Zeitalters. Er befindet sich bezaubert hier, so wie ich selbst und viele andere Männer und Frauen, durch Merlin, jenen französischen Zauberer, von dem man sagt, daß er ein Sohn des Teufels sei: was ich aber glaube, ist nicht, daß er ein Sohn des Teufels ist, sondern daß er noch etwas mehr weiß, als der Teufel. Wie? oder warum er uns bezaubert hat? weiß keiner zu sagen; es wird sich aber enthüllen, wenn es an der Zeit ist, und ich glaube, dieses ist nicht mehr fern. Worüber ich mich aber verwundern muß, ist, daß ich es so gewiß weiß, wie daß es jetzt Tag ist, daß Durandarte sein Leben in meinen Armen beschloß, und daß ich ihm, als er todt war, sein Herz mit meinen eigenen Händen ausnahm, welches zwei ganzer Pfunde wog; und nach den Naturkündigern ist dem mehr Muth verliehen, der ein großes Herz, als der ein kleines besitzt.

Da nun dies Alles wahr, und dieser Ritter wirklich gestorben ist, wie kann er sich doch jetzt beklagen, und von Zeit zu Zeit seufzen, als wenn er noch lebte?

Indem dieses gesprochen wurde, erhob der elende Durandarte seine Stimme laut und sagte:

O, mein Vetter Montesinos,
was ich Euch zuletzt gebeten,
wann ich todter Leichnam würde,
und entwichen mir die Seele,
daß Ihr da mein Herz hinbrächtet,
wo Belerma gegenwärtig,

es aus meinem Busen nehmend,
sei's mit Dolch, sei's mit dem Degen.

Als dieses der ehrwürdige Montesinos hörte, ließ er sich vor dem klagenden Ritter auf die Knie nieder und sagte mit Thränen in den Augen: Ich habe schon das gethan, Herr Durandarte, mein allerliebster Vetter, was Ihr mir an jenem bittern Tage unseres Unglücks befohlen habt. Ich nahm Euch das Herz so gut ich konnte, ohne auch nur den kleinsten Theil davon in der Brust zu lassen. Ich trocknete es mit einem gestickten Tuche, und reiste in der größten Eile damit nach Frankreich, nachdem ich Euch zuvor in den Schooß der Erde unter Vergießung so häufiger Thränen gelegt hatte, daß sie hinreichend waren, mir die Hände ganz von dem Blute rein zu waschen, welches sie befleckt hatte, weil sie in Eurem Leibe gewesen waren. Zum größeren Wahrzeichen noch, mein allerliebster Vetter, streute ich, als ich von Roncesvalles kam, im ersten Dorfe etwas Salz auf Euer Herz, damit es nicht übelriechend würde, und vor die Dame Belerma, wenn nicht frisch, doch wenigstens trocken, gelangte, welche nebst Euch und mir, und Eurem Stallmeister Guadiana, und der Dueña Ruidera, nebst ihren sieben Töchtern und zwei Nichten, wie viele andere von Euren Bekannten und Freunden, der Zauberer Merlin seit langer Zeit, nämlich seit mehr als fünfhundert Jahren, hier bezaubert hält. In dieser ganzen Zeit ist keiner von uns gestorben; nur fehlt hier Ruidera mit ihren Töchtern und Nichten, welche immer weinten, und die der Zauberer Merlin vielleicht aus Mitleiden in eben so viele Lagunen verwandelte, die man jetzt in der Welt der Lebendigen und in der Provinz la Mancha die Lagunen der Ruidera nennt. Die sieben gehören den Königen von Spanien zu; die zwei Nichten aber den Rittern eines heiligen Ordens, welcher der Orden des heiligen Johannes heißt. Guadiana, Euer Stallmeister, der auch über Euer Unglück jammerte, wurde in einen Fluß verwandelt, der ebenfalls seinen Namen führt; als er aber zur Oberfläche der Erde gelangte und die Sonne der Oberwelt erblickte, wurde er so betrübt, weil er merkte, daß er sich von Euch entfernte, daß er sich in die Eingeweide der Erde hinab versenkte. Da es ihm aber nicht möglich ist, den natürlichen Lauf seines Stromes zu verlassen, so kömmt er von Zeit zu Zeit wieder hervor und zeigt sich der Sonne und den Menschen, die ihn erblicken. Im Fortlaufen nähren sein Wasser die obengenannten Lagunen, mit welchen und anderen Fluthen geschwängert, er prächtig und groß Portugal betritt. Dennoch aber zeigt er allenthalben seine Traurigkeit und Melancholie, und giebt sich nicht die Mühe, in seinen Wassern wohlschmeckende und geschätzte Fische hervorzubringen, sondern kleine und hartfleischige, sehr verschieden von denen des goldführenden Tajo. Und was ich Euch jetzt sage, o werther Vetter, habe ich Euch schon oftmals gesagt: da Ihr mir aber keine Antwort gebt, muß ich mir einbilden, daß Ihr mir keinen Glauben beimeßt, oder mich nicht hört, worüber ich einen solchen Kummer empfinde, daß es Gott geklagt sei. Eine Neuigkeit will ich Euch noch hinterbringen, die, wenn sie Euren Schmerz auch nicht lindert, ihn doch auf keine Weise vermehren wird. Wißt demnach, daß sich hier in Eurer Gegenwart — und macht die Augen auf, so werdet Ihr es sehen, — jener große Ritter befindet, von welchem der weise Merlin so mancherlei prophezeit hat, jener Don Quijote von la Mancha nämlich, der von Neuem und mit besserem Nutzen als in den verflossenen Zeitaltern, in der gegenwärtigen Zeit die vergessene irrende Ritterschaft wieder erweckt hat, durch dessen Hülfe und Beistand wir auch wohl Alle entzaubert werden mögen; denn für große Männer sind große Thaten aufbewahrt.

Und wenn es auch nicht so ist, antwortete der betrübte Durandarte mit einer schwachen und kranken Stimme, und wenn es auch nicht so ist, lieber Vetter, je nun, so passen wir und lassen von Neuem mischen. Hiermit kehrte er sich auf die Seite und verharrte in seinem gewöhnlichen Stillschweigen, ohne ein Wort weiter zu sprechen.

Indessen ließ sich ein lautes Heulen und Klagen vernehmen, von tiefen Seufzern und einem herzbrechenden Schluchzen begleitet. Ich schaute mich um und sah durch die krystallenen Wände, daß durch einen anderen Saal eine Prozession von zwei Reihen der schönsten Jungfrauen zog, alle in Schwarz gekleidet, mit weißen Turbanen auf dem Kopfe, nach türkischer Art. Hinter der Prozession ging eine vornehme Dame, wofür man sie an ihrem ernsten Gange erkannte, auch in Schwarz gekleidet, mit so langen und großen weißen Schleiern, daß sie die Erde küßten; ihr Turban war zweimal so groß, als der größte unter den übrigen. Sie hatte zusammengewachsene Augenbrauen, ihre Nase war platt gedrückt, der Mund groß, aber die Lippen roth, die Zähne, die sie zuweilen sehen ließ, standen einzeln und waren schlecht gewachsen, aber so weiß, wie die geschälten Mandeln. In der Hand hatte sie ein Tuch, und in diesem, so viel man sehen konnte, ein dürres und eingeschrumpftes Herz. Montesinos sagte mir, daß alle aus dieser Prozession Diener des Durandarte und der Belerma wären, die sich mit ihren beiden Gebietern bezaubert hier befänden; die letzte aber, die in ihren Händen das Tuch mit dem Herzen habe, sei die Dame Belerma, die wöchentlich viermal mit ihren Jungfrauen diese Prozession anstellte, wobei sie sängen, oder, richtiger zu reden, die Todtengesänge über den Leichnam und das unglückliche Herz seines Vetters ächzten. Und wenn sie mir etwas häßlich vorkomme, oder nicht so schön, wie der Ruf sie beschriebe, so komme das von den schlimmen Nächten und noch schlimmeren Tagen, die sie in dieser Bezauberung zubringt, wie ich an ihren aufgelaufenen Augenlidern und ihrer verdorbenen Farbe sehen könne. Diese bleiche Farbe und rothen Augen rührten durchaus nicht von dem monatlichen Uebel her, welches bei den Weibern gewöhnlich ist, denn dieses sei schon seit Monaten und Jahren von ihr entfernt geblieben; sondern von der Qual, die ihr Herz empfindet über das, welches sie immerdar in den Händen hat; dieses erneuert ihrem Gedächtnisse unaufhörlich den Verlust ihres

unglückseligen Geliebten. Denn wenn dies nicht wäre, so würde ihr an Schönheit, Anmuth und Reiz kaum die große Dulcinea von Toboso gleich kommen, die in diesen Gegenden, ja in der ganzen Welt so berühmt ist.

Gemach, gemach, sagte ich hierauf, mein Herr Don Montesinos. Erzählt Eure Historie, wie sich's gehört; denn Ihr wißt, jede Vergleichung ist verhaßt, und darum muß man nicht die eine Person mit der anderen vergleichen. Die unvergleichliche Dulcinea von Toboso ist, wer sie ist, und die Donna Belerma ist auch, wer sie ist oder gewesen ist, und dabei habe es sein Bewenden.

Worauf er mir antwortete: Herr Don Quijote, Ihr mögt mir verzeihen; denn ich gestehe, daß ich gefehlt und nicht richtig gesprochen habe, indem ich sagte, daß die Dame Dulcinea kaum der Dame Belerma gleich kommen würde. Denn es hätte mir genug sein müssen, ich weiß nicht aus welchen Ahnungen? zu errathen, daß Ihr ihr Ritter seid, um mir lieber die Zunge abzubeißen, als sie mit etwas anderem als dem Himmel zu vergleichen.

Mit dieser Genugthuung, die mir der große Montesinos gab, beruhigte sich mein Herz, welches es hatte anhören müssen, daß man meine Dame mit der Belerma in Vergleichung gestellt.

Und doch verwundere ich mich, sagte Sancho, daß Ihr Euch nicht über den alten Kerl hergemacht habt, und ihm alle Knochen im Leibe entzwei getreten und alle Haare aus dem Barte gerissen habt, ohne ein einziges darin zu lassen.

Nein, Freund Sancho, antwortete Don Quijote, es war mir nicht wohlanständig, dieses zu thun; denn wir sind Alle verpflichtet, Greise in Ehren zu halten, wenn sie auch keine Ritter sind, dann aber vorzüglich, wenn sie es sind, und sich obenein in Bezauberung befinden. Auch geschah es, daß keine Beleidigung weiter zwischen uns in unseren vielfältigen Fragen und Antworten vorfiel.

Der Vetter sagte hierauf: Ich weiß nicht, Herr Don Quijote, wie Ihr in so weniger Zeit, als Ihr unten gewesen, so viele Dinge habt sehen, und so Vieles sprechen und antworten können.

Wie lange ist es denn, daß ich hinuntergestiegen bin? fragte Don Quijote.

Etwas über eine Stunde, antwortete Sancho.

Dieses kann nicht sein, versetzte Don Quijote; denn es wurde dorten Nacht und wieder Morgen, worauf es wieder Nacht und wieder Morgen wurde, und so dreimal, so daß ich nach meiner Rechnung drei Tage in diesen entfernten und unseren Blicken verborgenen Gegenden zugebracht habe.

Mein Herr muß wohl die Wahrheit sprechen, sagte Sancho; denn da alle Dinge, die ihm begegnet sind, durch Bezauberung zugehen, so muß wohl das, was hier wie eine Stunde ist, dorten wie drei Tage und drei Nächte sein.

So wird es sein, antwortete Don Quijote.

Und habt Ihr in dieser Zeit gegessen, gnädiger Herr? fragte der Vetter.

Nicht einen Bissen habe ich zu mir genommen, antwortete Don Quijote, auch habe ich keinen Hunger empfunden, ja keinen Gedanken daran gehabt.

Und essen die Bezauberten? fragte der Vetter.

Sie essen nicht, antwortete Don Quijote, auch fehlen ihnen die größeren Excremente, obgleich man der Meinung ist, daß ihnen Nägel, Bart und Haare wachsen.

Schlafen denn aber vielleicht die Bezauberten? fragte der Vetter.

Wahrlich nicht, antwortete Don Quijote, wenigstens in den drei Tagen, die ich unter ihnen zugebracht habe, hat keiner ein Auge zugemacht, ich aber ebenso wenig.

Hier paßt das Sprüchwort gut, sagte Sancho, sage mir, mit wem Du umgehst, und ich will Dir sagen, wer Du bist.

Geht nur mit nüchternen und wachen Bezauberten um, so müßt Ihr es natürlich auch mitmachen, nicht zu essen und zu schlafen, so lange Ihr unter ihnen seid. Aber vergebt mir, gnädiger Herr, wenn ich Euch sage, daß, wenn ich von Allem, was Ihr jetzt erzählt habt, ein Wort glaube, mich Gott, bald hätt' ich gesagt, der Teufel holen soll.

Warum denn nicht? sagte der Vetter; sollte denn der Herr Don Quijote lügen, und wenn er das auch wollte, wo hat er die Zeit gehabt, einen solchen Haufen von Lügen zu ersinnen und zusammenzusetzen?

Ich glaube nicht, daß mein Herr lügt, antwortete Sancho.

Wenn nicht, was glaubst Du dann? fragte Don Quijote.

Ich glaube, antwortete Sancho, daß der Merlin oder die Zauberer, die all' das Wesen da unten, was Ihr gesehen und worunter Ihr gewesen, bezaubert haben, daß die Euch in die Phrenesie oder in die Gedanken das Zeug gebracht haben, was Ihr uns erzählt habt, oder noch erzählen werdet.

Das könnte Alles sein, Sancho, versetzte Don Quijote; aber dem ist nicht so, denn das, was ich erzählt, habe ich mit meinen eigenen Augen gesehen und mit meinen eigenen Händen gefühlt. Was wirst Du aber erst sagen, wenn ich Dir jetzt erzählen werde, wie mir unter unzähligen anderen Dingen und Wundern, die mir Montesinos zeigte — die ich Dir bei Gelegenheit und zu seiner Zeit im Verlaufe unserer Reise mittheilen werde, denn Alles findet nicht jetzt seinen Platz, — er mir auch drei Bäuerinnen zeigte, die auf den angenehmen Gefilden hüpften und sprangen wie die Ziegen; und kaum hatte ich sie erblickt, als ich erkannte, daß die eine die unvergleichliche Dulcinea von Toboso sei, die anderen beiden aber waren jene Bäuerinnen, die sie begleiteten, und mit denen wir vor Toboso sprachen. Ich fragte den Montesinos, ob er sie kenne. Er antwortete: nein; er bilde sich aber ein, daß es einige vornehme bezauberte Damen sein müßten,

die sich erst seit wenigen Tagen auf diesen Wiesen gezeigt hätten, und daß ich mich darüber nicht wundern möchte: denn es befänden sich viele andere bezauberte Damen, sowohl aus der vergangenen als der gegenwärtigen Zeit, in verschiedenen und seltsamen Gestalten dort, unter denen er die Königin Ginebra und ihre Dueña Quintannona kenne, die dem Lanzarote den Wein eingeschenkt, als er aus der Bretagne kam.

Als Sancho Pansa seinen Herrn so reden hörte, glaubte er den Verstand zu verlieren, denn da er die Wahrheit von der erdichteten Bezauberung der Dulcinea wußte, von der er der Zauberer gewesen und der Vertreter eines so gültigen Zeugnisses war, so sah er nun ganz unbezweifelt ein, daß sein Herr ohne Verstand und durch und durch ein Narr sei. Daher sagte er: In einer unglücklichen Zeit, und in einer betrübten Stunde, und an einem elenden Tage seid Ihr da hinuntergestiegen, o mein theurer Patron, in die andere Welt hinein, und zu Eurem Schaden seid Ihr auf den Herrn Montesinos gestoßen, der uns Euch so zugerichtet wieder geschickt hat. Ihr befandet Euch hier oben gut, waret bei vollem Verstande, so wie ihn Gott Euch gegeben hatte, Ihr spracht Sentenzen und gabt auf jedem Schritte trefflichen Rath, und jetzt erzählt Ihr uns die allergrößten Unsinnigkeiten, die man sich nur ausdenken kann.

Da ich Dich kenne, Sancho, antwortete Don Quijote, so gebe ich nicht viel auf Deine Reden.

Ich ebenso wenig auf die Euren, versetzte Sancho, ja wenn Ihr mich schlagt, wenn Ihr mich umbringt für das, was ich gesagt habe, oder was ich noch zu sagen denke, wenn Ihr nicht Eure Reden ändert und verbessert. Aber sagt mir nur jetzt, da wir noch im Frieden sind, wie oder woran erkanntet Ihr denn die Dame, unsere Gebieterin? Und wenn Ihr sie gesprochen habt, was sagte sie, oder was antwortete sie?

Ich erkannte sie, antwortete Don Quijote, daran, daß sie dieselben Kleider anhatte, die sie damals trug, als Du sie mir zeigtest. Ich redete sie an, aber sie gab mir keine Antwort, sondern sie wandte sich um und entfloh mit solcher Hast, daß kein Pfeil sie eingeholt hätte. Ich wollte ihr folgen und hätte es gethan, wenn mir Montesinos nicht gerathen hätte, mich nicht damit zu ermüden, denn es sei vergeblich, da überdies die Stunde herannahe, in welcher ich aus dem Abgrunde wieder heraufsteigen müsse. Er sagte mir auch, daß er mir im Verlaufe der Zeit Nachrichten geben wolle, wie Belerma und Durandarte, nebst allen übrigen, die sich dort befänden, entzaubert werden könnten; was mich aber am meisten von Allem, was ich dort sah und bemerkte, verdroß, war, daß, indem ich dieses noch mit Montesinos sprach, zu meiner Seite, ohne daß ich wußte, wo sie hergekommen, eine der Gefährtinnen der unglücklichen Dulcinea plötzlich stand, und, die Augen voll Thränen, mit verwirrter und leiser Stimme zu mir sagte: Meine Gebieterin, Dulcinea von Toboso, küßt Euer Gnaden die Hand, und bittet demüthig, daß Ihr ihr die Gnade erzeigt, ihr sagen zu lassen, wie es Euch ergeht; und da sie sich in großer Noth befindet, so bittet sie zugleich Euer Gnaden so unterthänig, so dringend sie nur kann, daß Ihr von der Güte sein mögt, ihr doch auf diesen neuen baumwollenen Unterrock sechs Realen zu leihen, oder so viel Euer Gnaden sonst vermag; denn sie giebt ihr Wort, das Geld in Kurzem wieder zu bezahlen.

Ich war über dieses Ansuchen in Erstaunen und Verwunderung, so daß ich mich zum Herrn Montesinos wandte und fragte: Ist es möglich, Herr Montesinos, daß die vornehmen Bezauberten Noth leiden?

Worauf er mir antwortete: Glaubt mir nur, mein Herr Don Quijote von la Mancha, daß das, was man Geldnoth nennt, jetzt allenthalben herrscht, sich allenthalben verbreitet, und alle Stände erreicht, so daß auch sogar die Bezauberten nicht verschont werden, und da die Dame Dulcinea herschickt, und Euch um die sechs Realen bitten läßt, das Pfand, wie es scheint, auch gut ist, so könnt Ihr sie wohl geben, denn sie muß ihrer gewiß bis auf das Aeußerste bedürfen.

Pfand werde ich nicht annehmen, antwortete ich ihm, ebenso wenig werde ich ihr aber geben, was sie verlangt, denn ich habe nur vier Realen bei mir. Diese gab ich ihr — es sind die Nämlichen, Sancho, die Du mir neulich gabst, um davon Almosen unter die Armen auszutheilen, die uns begegneten, — und sagte zu ihr: Sagt, liebe Freundin, Eurer Gebieterin, daß mich ihre Leiden in der innersten Seele schmerzen, und daß ich ein Fugger sein möchte, um ihr zu helfen, und daß ich ihr zu wissen thue, daß meine Wohlfahrt von mir entfernt bleibt, so lange ich ihres angenehmen Anblicks und ihres holdseligen Gesprächs entbehren muß, und daß ich auf das Allertheuerste bitten lasse, daß sie Ihro Gnaden zeigen und mittheilen mögen, ihrem gefangenen Knechte und umgetriebenen Ritter. Sagt Ihr auch, daß sie es hören wird, wenn sie es am wenigsten denkt, wie ich einen Eid und ein Gelübde gethan habe, nach Art jenes, welches der Marques von Mantua that, seinen Vetter Balduin zu rächen, als er ihn sterbend in der Mitte des Gebirges fand, nämlich nicht auf einem Tischtuche zu essen, nebst anderen Anhängseln, die er hinzufügte, bis er ihn gerächt habe. So will ich es auch machen, und nicht ruhen, sondern alle sieben Theile der Welt mit noch mehr Genauigkeit durchziehen, als es der Infant Don Pedro von Portugal that, bis sie entzaubert ist.

Dies und noch mehr ist Euer Gnaden meiner Gebieterin schuldig, antwortete mir das Mädchen; und, indem sie die vier Realen nahm, statt mir eine Verbeugung zu machen, that sie einen Sprung, daß sie sich zwei Ellen hoch in die Luft erhob.

O heiliger Gott! rief hierauf Sancho mit lauter Stimme aus, ist es möglich, daß dergleichen in der Welt giebt, und daß Zauberer und Bezauberungen solche Kraft haben, daß sie den herrlichen Verstand meines Herrn in solche unbarmherzige Narrheit verwandeln können? O gnä-

diger Herr, gnädiger Herr, um Gotteswillen bedenkt doch Euer Heil, und kehrt um Eurer Ehre willen wieder um; glaubt doch diese Albernheiten nicht, die Euch das ganze Gehirn eingenommen und verrückt haben!

Weil Du mich liebst, Sancho, sprichst Du auf diese Weise, sagte Don Quijote; und da Du wenig in den Dingen dieser Welt erfahren bist, so hältst Du auch alle Dinge, die etwas schwierig sind, gleich für unmöglich. Aber die Zeit wird sich finden, wie ich schon einmal gesagt habe, und ich will Dir Sachen mittheilen, die ich unten gesehen habe, die Dich das wohl werden glauben machen, was ich eben erzählt habe, dessen Wahrhaftigkeit keinen Widerstreit oder keine Einwendung zuläßt.

Wie der Don Quijote ein classisches Muster für den komischen Roman geworden ist, so beabsichtigte Cervantes in „Persiles und Sigismunda“ einen mustergültigen ernsten Roman zu dichten. Er selbst sagt von diesem letzten seiner Werke: „Es wird entweder das schlechteste oder das beste sein, welches in unserer Sprache geschrieben ist, was nämlich die unterhaltenden Bücher betrifft; und es gereut mich fast, daß ich das schlechteste gesagt habe, denn nach dem Urtheile meiner Freunde wird es die möglich höchste Vollendung erreichen.“ Das Urtheil der Nachwelt hat es seinen schwächsten Productionen zugesellt. Er erzählt in diesem Roman, welcher nach einem griechischen Vorbilde gedichtet ist, die Leidensgeschichte des Persiles, Sohnes des Königs von Island, und der Sigismunda, Tochter des Königs von Friesland, welche in keuscher Liebe für einander glühen und unter dem Namen Periander und Auristela, indem sie sich für Geschwister ausgeben, in einer langen Pilgerfahrt durch Portugal, Spanien und Italien ziehen. Nach unendlichen Drangsalen, Schiffbrüchen, Trennungen, Entführungen, Unglücksfällen und Abenteuern aller Art gelangen sie endlich nach Rom, wo der Segen der Kirche die Liebenden vereinigt. Ueberaus reizvolle Schilderungen und liebliche Erzählungen finden sich auch in diesem Werk des Cervantes; das phantastische Gewirr jedoch von Abenteuern, Bildern und Gestalten, welches wild und bunt auf uns eindrängt, bringt einen peinlichen und unbehaglichen Eindruck hervor, den selbst die Vollendung des Stils und die Reinheit und Frömmigkeit der Gedanken und Empfindungen, welche diesen Roman verklären, nicht zu beseitigen im Stande ist. Erwägen wir aber, daß es ein achtundsechszigjähriger Greis war, dem ein solcher Reichthum der Phantasie, eine so verschwenderische Erfindungskraft zu Gebote stand, so erfüllt uns auch dieses schwächste Werk des Cervantes mit Staunen und Bewunderung.

Noch mehr als in seinem Roman hatte es sich Cervantes in seinen lehrreichen Novellen zur Pflicht gemacht, den sittlichen Lebensmächten zu huldigen, ganz im Gegensatz zu den ausschweifenden italienischen Novellisten derselben Zeit. Er selbst sagt von diesen Erzählungen: „Die verliebten Reden, die in einigen dieser Novellen vorkommen, sind der Vernunft, der Sittlichkeit und der Religion so wenig entgegen, daß sie weder dem einfältigsten noch dem klügsten Leser einen unreinen Gedanken einflößen werden. Ich habe ihnen den Namen „lehrreiche Novellen“ beigelegt, und wenn du Leser darauf achtest, so wirst du finden, daß nicht eine darunter ist, welche nicht eine gute Lehre oder ein gutes Beispiel enthält. Wenn ich wüßte, daß das Lesen dieser Erzählungen bei irgend Jemand einen ungeziemenden Wunsch erregen könnte, ich ließe mir die Hand lieber abhauen, mit der ich sie schrieb, als daß ich sie zu Tage förderte. Ich bin in einem Alter, wo man mit der Zukunft keinen Scherz treibt.“

Je nach dem wechselnden Inhalt der Erzählungen und nach der Natur der Begebenheiten, die er erzählt, ist auch die Ausführung derselben durchaus verschieden und ungleich. Der Dichter zeichnet seine Charaktere mit einer reizenden Mannichfaltigkeit, welche beweist, daß er nicht nur die Sitten und das Leben der niederen Volksklassen studirt hat, sondern daß er mit gleicher Feinheit und Virtuosität auch Gemälde aus den höheren Lebenskreisen

zu entwerfen weiß. In einigen dieser Novellen waltet eine ausgelassene Laune vor, während sich in anderen eine Gemüthstiefe offenbart, die uns innig bewegt, eine einfache Poesie, welche die Erzählung mit milder Heiterkeit durchdringt, wie in dem „Zigeunermädchen", in „Cornelia Bentivoglio", in der „Stimme der Natur" u. s. w. Einzelne Novellen tragen einen phantastisch-humoristischen Charakter wie die betrügliche Heirath mit dem ihr beigefügten Gespräch der Hunde Scipio und Berganza; in dem „gläsernen Licentiaten" kommt die in Spanien so beliebte Witzelei und grüblerische Spitzfindigkeit zur Geltung. In allen seinen Novellen aber stellt Cervantes ausnahmslos dem Leben abgelauschte Situationen in bewunderungswürdiger Natürlichkeit mit sinnreicher Anmuth dar. Im Ausdruck der Empfindung, für die ihm feurige Beredsamkeit, Energie und Zärtlichkeit zu Gebote steht, in den Gesprächen, in denen Geist und Scharfsinn herrscht, und in der Eleganz und lieblichen Grazie des Stils, überall bemüht er sich, den Reichthum und die Pracht der castilianischen Sprache zu entfalten. — Einige seiner Novellen, wie der gläserne Licentiat, sind fast anekdotenhaft gehalten. Der Held dieser Erzählung ist ein außergewöhnlich begabter junger Mann, welcher vermittelst eines schädlichen Liebestrankes närrisch geworden ist, sich in seiner Tollheit einbildet von Glas zu sein, und daher vor jeder Berührung mit einem anderen Gegenstande zurückschaudert. Diese fixe Idee abgerechnet, hat indessen der Verstand des Licentiaten seine frühere Schärfe bewahrt, und das ganze Interesse der Novelle beruht auf den witzigen und treffenden Antworten, die er der ihn stets umdrängenden und fragenden Volksmenge giebt — Antworten, welche oft eine haarscharfe Kritik der damals in Politik und Gesellschaft eingerissenen Mißstände enthalten. Navarrete erwähnt, daß einige Schriftsteller das Urbild des gläsernen Licentiaten in dem deutschen Gelehrten Caspar von Barth haben sehen wollen, der sich damals längere Zeit in Spanien aufhielt, die „Celestina" und die „liebende Diana" ins Lateinische übersetzte, und durch seinen fanatischen Eifer für Studien aller Art, so wie durch seine unermeßliche Gelehrsamkeit großes Aufsehen erregte, und der, wie der Licentiat des Cervantes, eine Zeitlang seines Verstandes beraubt gewesen sein soll, indem er sich einbildete von Glas zu sein.

Ebenso wie die Aussprüche des Licentiaten sind die Reflexionen in dem erwähnten Gespräche der beiden Hunde Scipio und Berganza voll Kraft und Wahrheit und voll beißenden Spottes, der sich vorzugsweise gegen den in allen Schichten der damaligen Gesellschaft herrschenden Aberglauben richtet. Die Zigeunerin ist die Geschichte der Preciosa, jener lieblichen Gestalt, mit der wir durch Webers schöne Oper hinlänglich vertraut sind.*) Die Novelle Rinconete und Cortadilla ist ein Schelmenroman im Miniaturstil, und wirkt dadurch besonders charakteristisch, daß sich die Helden desselben, Diebe und Räuber, der fast gleichzeitigen Ausübung arger Verbrechen und frommer gottesdienstlicher Handlungen befleißigen. Sie gehen in die Messe, opfern einen Theil ihres schlecht erworbenen Einkommens religiösen Zwecken, und ihre Weiber zünden vor Heiligenbildern Kerzen an.

Alle diese Novellen sind der Beobachtung und der geistvollen Auffassung spanischen Volkslebens entsprungen und tragen einen so wesentlich nationalen Charakter, daß sie außerhalb Spaniens niemals so gewürdigt werden konnten wie von der eigenen Nation. Wenn

---

*) Folgendes allerliebstes Sprüchlein gegen Kopfweh findet sich in dieser Novelle:

Köpfchen, Köpfchen, nicht gewimmert,
Halt dich wacker, halt dich munter,
Stütz' zwei gute Säulchen unter,
Heilsam aus Geduld gezimmert!
Hoffnung schimmert,
Wie sich's auch verschlimmert
Und dich kümmert.

Mußt mit Grämen
Dir nur nichts zu Herzen nehmen,
Ja kein Märchen,
Daß zu Berg dir stehn die Härchen;
Da sei Gott davor
Und der Riese Christophor!

P. Heyse.

diese Erzählungen unseren heutigen Anforderungen mitunter oberflächlich und äußerlich erscheinen, so liegt der Grund davon in den sittlichen Begriffen jener Zeit, denen namentlich die Spanier unterthan waren, bei denen Ehre, Unschuld und jede Tugend nur auf äußerlichen Thatsachen und nicht auf der Denk- und Empfindungsweise des Menschen beruhte.

Cervantes' Erzählungen waren die ersten spanischen Novellen, wie er selbst behauptet, indem er sagt: „Ich bin der Erste, der in spanischer Sprache Novellen geschrieben hat, denn alle Novellen, die sich bis jetzt gedruckt in Spanien vorfinden, sind aus fremden Sprachen übersetzt worden; diese aber gehören mir und sind weder nachgeahmt noch gestohlen; sie wurden von meinem Geist erzeugt, von meiner Feder geboren und im Arm der Presse wachsen sie." Leider gestattet uns der Raum nur eine der kürzesten Erzählungen des Cervantes hier wiederzugeben; sie folgt in der Uebersetzung von Soltau.

Die Stimme der Natur.

An einem schwülen Sommerabend kam ein alter Edelmann in Toledo vom Spaziergange am Ufer des Flusses zurück, mit seiner Gemahlin, einem kleinen Söhnchen, einer Tochter von ungefähr fünfzehn Jahren, und einem Dienstmädchen. Der Himmel war heiter, die Zeit ungefähr eilf Uhr Abends, der Weg einsam; und sie gingen mit langsamen Schritten, um nicht den Zoll der Ermüdung für das Vergnügen zu bezahlen, das man auf den Auen am Ufer des schönen Stromes genießt. Im Vertrauen auf die strenge Polizei, die in Toledo herrscht, und auf die Gutmüthigkeit und Sittlichkeit der Einwohner, wandelte der gute Edelmann mit seiner stillen Familie sorglos daher, und ahnte nichts von einem unangenehmen Zufall. Wie uns aber Unglücksfälle gemeiniglich unvermuthet überraschen, so begegnete ihnen unverhofft ein Vorfall, der ihre Ruhe störte, und worüber sie viele Jahre seufzen mußten.

In derselben Stadt befand sich ein junger Cavalier von zwei und zwanzig Jahren, den seine großen Reichthümer, seine vornehme Abkunft, sein verderbter Geschmack, übermäßige Freiheit, und der Umgang mit leichtfertigen Gesellschaftern, zu manchen ausschweifenden Handlungen verleiteten, die seinem Stande keine Ehre machten, und ihm den Beinamen eines Wüstlings zuwege brachten. Dieser Cavalier, den wir aus Schonung nicht nennen, sondern ihm den Namen Rodolfo beilegen wollen, kam, nebst vier seiner Spießgesellen, lauter jungen, rüstigen, unbändigen Leuten, vom Hügel herab, den der Alte eben hinan wandelte. Die kleine Heerde argloser Lämmer begegnete den raubgierigen Wölfen. Mit unverschämter Geberde und mit vermummten Gesichtern stierten Rodolfo und seine Gefährten die Frauenzimmer an. Der alte Herr ward stutzig, und verwies ihnen mit glimpflichen Worten ihre Ungezogenheit. Sie erwiderten mit Grobheit und Hohnlachen, und gingen vorüber, ohne etwas weiter zu unternehmen. Allein Leocadiens Schönheit (so hieß die Tochter des Edelmanns) hatte einen so tiefen Eindruck auf Rodolfo gemacht, daß sie seine Begierde plötzlich entzündete, und ihn zu dem Entschlusse bewog, sie, trotz aller Gefahr, die daraus entstehen könnte, zu besitzen, und daß er auf der Stelle seinen Gefährten seine Absicht entdeckte. Reiche Verschwender finden immer Helfershelfer, die ihre Ausschweifungen billigen und unterstützen, und die Gesellschafter des Rodolfo waren auf den ersten Wink bereit, ihm zu Gefallen umzukehren und Leocadien zu entführen. Mit einem Worte, die Entstehung, Mittheilung, Billigung und Ausführung seines bösen Vorhabens waren fast das Werk eines Augenblicks. Sie verhüllten ihre Gesichter mit ihren Taschentüchern, zogen ihre Degen, kehrten um, und holten mit wenigen Schritten diejenigen wieder ein, welche kaum Zeit gehabt hatten, Gott für die Errettung aus ihren frevelhaften Händen zu danken. Rodolfo bemächtigte sich Leocadiens, und schleppte sie in seinen Armen fort. Sie hatte nicht die Kraft, sich zu vertheidigen, und ihr Schrecken raubte ihr nicht nur das Vermögen, um Hülfe zu rufen, sondern auch alle Besinnung. Ohnmächtig und betäubt, ward sie weder gewahr, wer sie entführte, noch wohin man sie schleppte. Ihr Vater schrie; die Mutter jammerte; ihr kleiner Bruder weinte; das Mädchen rang die Hände; allein ihr Geschrei und Winseln fand kein Gehör; Niemand war da, sich ihrer Thränen zu erbarmen; die Einsamkeit des Ortes und die öde Stille der Nacht verbargen die Schandthat, und die Frevler hatten kein Gefühl für Bitten und Thränen. Frohlockend zogen sie ab, und ließen den Greis und die Seinigen kummervoll zurück. Rodolfo erreichte ungehindert seine Wohnung, und Leocadiens Eltern kehrten verwaist, bekümmert und trostlos nach Hause. Mit Leocadien war ihnen das Licht ihrer Augen entschwunden, und einsam war ihnen ihre Hütte geworden, ohne ihre Tochter, in der sie sonst ihre höchste Wonne fanden. Sie wußten nicht, ob sie den Vorgang den Gerichten anzeigen sollten; denn sie fürchteten sich, ihre eigene Schande kund zu machen. Als armen Edelleuten fehlte es ihnen an mächtigen Gönnern, und überdies wußten sie nicht, wen sie anders anklagen sollten, als ihr unbeschreibliches Unglück.

Unterdessen hatte der verschmitzte Rodolfo Leocadien schon in sein Haus und in sein eigenes Zimmer gebracht. Obgleich er merkte, daß sie ohnmächtig in seinen Armen lag, hatte er ihr doch

die Augen verbunden, damit sie nicht gewahr würde, durch welche Straßen er sie schleppte, und in welches Haus und Zimmer er sie brachte. Da er in dem Hause seiner Eltern eine abgesonderte Wohnung, und die Schlüssel zu seinen Zimmern hatte (eine Nachlässigkeit, welche Eltern vermeiden sollten, die ihre Kinder an eine ordentliche und eingezogene Lebensweise gewöhnen wollen), so hatte er Leocadia schon ihrer Jungfräulichkeit beraubt, ehe sie sich aus ihrer Ohnmacht erholte. Blind an den Augen des Verstandes raubte Rodolfo Leocadien in der Finsterniß das kostbarste Kleinod, und da die Laster der Sinnlichkeit gemeiniglich mit der Stillung der Begierden ihr Ziel erreichen, so wünschte Rodolfo nichts angelegentlicher, als Leocadien sogleich wieder zu entfernen, und er kam auf den Gedanken, sie in ihrem ohnmächtigen Zustande wieder auf die Straße zu bringen. Er war schon im Begriff, seinen Vorsatz auszuführen, als er merkte, daß sie wieder zu sich kam.

„Wo bin ich? (seufzte sie) ich Unglückliche! Woher kommt diese Dunkelheit? Welche Finsterniß umgiebt mich? Bin ich noch in dem Nimbus meiner Unschuld, oder schon in der Hölle des Verbrechens? Himmel, wer berührt mich? Ich, auf einem Bette? O, ich Elende! Hörst Du mich nicht, geliebte Mutter? Hörst Du nicht meine Stimme, mein Vater? Ach, ich Verlassene! Mich hört weder Vater noch Mutter, und die Hand meiner Feinde hat mich umfangen. Wie glücklich wäre ich, wenn diese Finsterniß fortdauerte, und meine Augen das Licht dieser Welt nie wieder erblickten! Wenn dieser Ort — er sei, welcher er wolle — meine Schande auf ewig begrübe. Denn verborgene Schande ist besser, als gekränkte Ehre, die den Menschen verdächtig gemacht wird. Aber jetzt besinne ich mich, — o, daß ich nie wieder zu dieser Besinnung gekommen wäre! — Vor wenigen Minuten befand ich mich noch in der Gesellschaft meiner Eltern. Man raubte mich mit Gewalt. Ach, ich sehe, ich fühle, daß es besser für mich ist, wenn Menschen mich nie wieder erblickten! Wer Du auch sein magst, der sich hier mit mir befindet (sie ergriff beide Hände des Rodolfo), wenn Dein Herz irgend einer Bitte Statt finden läßt, so flehe ich zu Dir, raube mir auch das Leben, da Du mir meine Ehre geraubt hast. Tödte mich diesen Augenblick; denn diejenige darf nicht leben, die ihre Ehre verloren hat. Bedenke, daß die Grausamkeit, womit Du mich beleidigt hast, durch Barmherzigkeit gemildert wird, wenn Du mich umbringst, und zeige Dich wohlthätig in dem Augenblicke, da Du grausam gegen mich handelst."

Rodolfo war voll Verwirrung über Leocadiens Rede, und als ein unerfahrner Jüngling wußte er nicht, was er thun, oder was er antworten sollte. Leocadia wunderte sich über sein Stillschweigen, und wußte nicht, ob sie mit einem Schatten oder Gespenst in Gesellschaft wäre. Weil sie jedoch einen menschlichen Körper fühlte, und sich der Gewalt erinnerte, mit welcher man sie ihren Eltern entrissen hatte, konnte sie an der Wirklichkeit des ihr wiederfahrenen Unglücks nicht zweifeln. Sie knüpfte deswegen die Rede wieder an, die ihr Schluchzen und ihre Seufzer unterbrochen hatten. „Frevelhafter Jüngling! (sprach sie) Wie kindisch und unerfahren zeigest Du Dich in Deinen Handlungen." Ich verzeihe Dir die Beleidigung, die Du mir zugefügt hast, und ich verlange von Dir nichts weiter, als daß Du mir zusagest und schwörest, das Verbrechen, das Du unter dem Deckmantel der Finsterniß begangen hast, auch durch ewige Verschwiegenheit vor der Welt zu bedecken. Die Vergeltung ist klein, die ich für eine so schwere Vergehung verlange; aber für mich ist sie die größeste, die ich von Dir zu fordern weiß, und die Du mir gewähren kannst. Bedenke, daß ich nie Dein Angesicht gesehen habe, und daß ich es auch nie zu sehen wünsche. Denn obgleich die Erinnerung der Beleidigung mir stets gegenwärtig bleiben wird, so wünsche ich nicht, mich meines Beleidigers zu erinnern, und das Bild desjenigen in meinem Gedächtniß zu tragen, der mich unglücklich gemacht hat. Der Himmel allein soll meine Klagen hören, und nie soll die Welt etwas davon vernehmen, welche die Dinge nicht nach ihrem wahren Verlauf beurtheilt, sondern so, wie sie selbst sie sich vorstellt. Ich weiß nicht, wie mir alle die wichtigen Wahrheiten, die ich Dir ans Herz lege, in den Mund kommen, da nur lange Erfahrung und eine Reihe von Jahren sie lehren können, und da ich noch nicht siebzehn zähle. Fast scheint es mir, daß der Schmerz die Betrübten durch einerlei Wirkung bald stumm macht, und bald ihnen die Zunge löset. Bald übertreiben sie die Schilderung ihres Unglücks, um es anschaulich zu machen; bald verschweigen sie es, weil sie aller Hülfe entsagen. Auf welche Weise ich rede oder schweige, so hoffe ich Dich zu bewegen, mir zu glauben, und mir zu helfen; denn Du müßtest unvernünftig sein, wenn Du mir nicht glaubtest, und wenn Du mir nicht hülfest, so wären alle Mittel der Linderung für mich verloren. Ich will nicht verzweifeln, weil es Dir so wenig kostet, mir diese Erleichterung in meinem Unglück zu verschaffen. Mache Dir nur keine Hoffnung, daß die Zeit meinen gerechten Zorn gegen Dich besänftigen werde; und suche noch weniger, das Maß Deiner Beleidigung zu häufen. Deine Begierden sind durch den Genuß befriedigt. Bilde Dir ein, Du habest mich zufälligerweise und ohne überlegten Vorsatz beleidigt. Ich werde suchen, mich zu überreden, daß ich entweder nie, oder nur zum Unglück geboren bin. Laß mich hinaus auf die Straße, oder bringe mich nur bis an die Hauptkirche, so will ich hernach wohl den Weg nach meinem Hause finden. Schwöre mir aber zugleich, mir nicht zu folgen, und weder nach meinem Namen, noch nach dem Namen meiner Eltern zu forschen. Wären diese so reich, als sie von gutem Adel sind, so hätten sie an mir dies Unglück nicht erlebt. Antworte mir, und wenn Du fürchtest, ich möchte Dich an Deiner Stimme erkennen, so wisse, daß ich außer meinem Vater und meinem Beichtvater mit keiner Mannsperson in meinem Leben gesprochen habe; und nur wenige habe ich in solcher Nähe reden gehört, daß ich ihre Stimme unterscheiden könnte."

Rodolfo erwiderte auf die vernünftige Rede der unglücklichen Leocadia nur durch neue

Versuche, seinen Genuß und ihre Demüthigung zu wiederholen. Allein sie vertheidigte sich mit Händen und Füßen, stärker, als man von ihrem zarten Alter vermuthen konnte.

„Niederträchtiger Verräther! (sprach sie) Du magst sein wer Du willst, so mußt Du wissen, daß Du die Gewalt, die Du mir gethan, an einer leblosen Bildsäule verübt hast, deren Besiegung Dir zum Schimpf und zur Schande gereicht. Aber jetzt kannst Du Deinen Zweck nicht erreichen, oder Du mußt mich erst morden. In meiner Ohnmacht hast Du mich zertreten und vernichtet; aber wachend, und meiner Sinne mächtig, kannst Du mich eher umbringen, als überwinden. Wenn ich jetzt wachend mich Deinen schändlichen Lüsten Preis gäbe, so könntest Du Dir einbilden, meine Ohnmacht wäre verstellt gewesen, wie Du die Bosheit hattest, mich ins Verderben zu stürzen.“

Kurz, Leocadia leistete so beherzten Widerstand, daß Rodolfo's Begierden mit der vergeblichen Erschöpfung seiner Kräfte zugleich verschwanden. Und da der Frevel, den er an Leocadien verübt hatte, die Folge einer vorübergehenden Leidenschaft gewesen war, welche nicht vermögend ist, eine wahre und dauerhafte Liebe zu erzeugen, so mußte diese Leidenschaft bei ihm, wo nicht in Reue übergehen, doch nur ein schwaches Bestreben, sein Verbrechen zu erneuern, übrig lassen. Ermüdet und stillschweigend ging er hinaus, und verschloß Leocadien in seinem Zimmer, und ging, seine Kameraden aufzusuchen, um sich mit ihnen zu berathschlagen. Wie Leocadia fand, daß sie allein und eingesperrt war, stand sie auf, und tappte in dem ganzen Zimmer an allen Wänden umher, um eine Thüre, oder wenigstens ein Fenster zu suchen, aus welchem sie entspringen könnte. Die Thüre fand sie verschlossen; allein die Fensterladen ließen sich öffnen, und bei dem hereinfallenden Mondlichte ward sie gewahr, daß das Zimmer mit Damast behangen, und daß das Bett vergoldet und so reich verziert war, daß es eher einem Fürsten, als einem bloßen Edelmann zu gehören schien. Sie merkte sich jeden Tisch und Stuhl und die Lage der Thüre, und sie ward auch einige Gemälde gewahr, deren Gegenstände sie jedoch nicht deutlich unterscheiden konnte. Das Fenster war groß, aber mit einem starken Gitter versehen, und ging in einen Garten, der mit einer hohen Mauer umgeben war, so daß ihre Absicht zu entfliehen allenthalben unüberwindliche Hindernisse fand. Alles, was sie um sich sah, die Größe und die kostbare Verzierung des Zimmers überzeugte sie von dem nicht geringen Reichthum und vornehmen Stande des Besitzers. Nahe beim Fenster stand auf einem Schreibtische ein kleines Crucifix von gediegnem Silber. Dieses steckte Leocadia zu sich, aber weder aus Andacht, noch aus Gierigkeit, sondern ihre Klugheit gab ihr Hoffnung, einen anderen Endzweck damit zu erreichen. Hierauf that sie das Fenster wieder zu, setzte sich auf das Bett, und erwartete den Ausgang ihres unglücklich angefangenen Abenteuers.

Kaum war eine halbe Stunde vergangen, so hörte sie, daß man die Thür wieder öffnete, und daß sich Jemand näherte, der ohne ein Wort zu reden ihr die Augen verband, sie beim Arm aus dem Zimmer führte, und die Thüre hinter sich verschloß. Es war Rodolfo selbst. Er war zwar in der Absicht ausgegangen, seine Kameraden aufzusuchen; hatte sich aber wieder bedacht, und sie nicht zu Zeugen von demjenigen machen wollen, was zwischen ihm und Leocadien vorgefallen war. Vielmehr nahm er sich vor, ihnen zu sagen, Leocadiens Thränen und seine Reue über sein ungebührliches Betragen hätten ihn bewogen, sie auf dem halben Wege wieder gehen zu lassen. Er eilte deswegen zurück, um Leocadien, ihrer Bitte gemäß, nach der Hauptkirche zu führen, ehe der anbrechende Tag ihn hinderte, sie aus dem Hause zu schaffen; denn er hatte weder Lust, seine Kräfte von Neuem gegen sie zu versuchen, noch sich der Gefahr auszusetzen, von ihr erkannt zu werden, wenn er sie bis an den anderen Abend in seinem Zimmer behalten müßte. Er führte sie bis an den Platz del Ayuntamiento, wo er in einem gebrochenen spanisch-portugiesischen Dialekt zu ihr sagte, sie könnte sicher nach Hause gehen, und es würde ihr Niemand nachfolgen.

Ehe Leocadia sich noch die Binde von den Augen lösen konnte, hatte Rodolfo sich schon entfernt, und war nicht mehr zu sehen. Wie sie sich allein befand, und den Ort erkannte, wo man sie gelassen hatte, sah sie allenthalben umher, und obgleich sie keinen Menschen gewahr wurde, stand sie doch, aus Furcht man möchte ihr nachspüren, auf dem kurzen Wege nach ihrer Eltern Hause jeden Augenblick still und sah sich um, und um diejenigen, die ihr etwa nachgehen möchten, irre zu führen, ging sie in eine offen stehende Thür in der Nachbarschaft ihrer Eltern, ehe sie sich in ihr eigenes Haus begab.

Hier fand sie ihre erstaunten Eltern noch in vollen Kleidern; denn Schrecken und Schmerz hatten sie noch an keine Ruhe denken lassen. Mit offenen Armen eilten sie ihr entgegen, und empfingen sie mit Thränen in den Augen. Zitternd und wehmüthig bat sie ihre Eltern, mit ihr auf die Seite zu gehen, und entdeckte ihnen die ganze unglückliche Begebenheit, die sich mit ihr zugetragen hatte, mit allen ihren Umständen. Sie sagte ihnen, daß sie den Entführer und Räuber ihrer Ehre nicht kenne. Sie beschrieb ihnen den Schauplatz, wo das Trauerspiel ihres Unglücks war aufgeführt worden; das Fenster, den Garten, das Gitter, den Schreibtisch, das Bett und die Tapeten, und endlich zeigte sie ihnen auch das Crucifix, welches sie mitgenommen hatte. Bei dem Anblick des heiligen Bildes erneuerten sich ihre Thränen und Verwünschungen, und sie flehte es an um Rache und wunderthätige Strafgerichte über ihren Beleidiger. Sie sagte, obwohl sie selbst nicht wünschte, ihn zu kennen, so überließe sie es doch der Klugheit der Eltern, ob sie es versuchen wollten ihn vermittelst dieses Bildes ausfindig zu machen. Man könnte auf allen Kanzeln in der Stadt ankündigen lassen, daß der Eigenthümer des Bildes es von demjenigen Geistlichen, den man dazu erwählte, wieder erhalten könne. Auf diese Weise wäre es vielleicht möglich, die Wohnung und die Person ihres Beleidigers auszuforschen.

„Du hättest Recht, meine Tochter (antwortete der Vater), wenn die leidige Bosheit Deinem vernünftigen Plan nicht gar zu leicht entgegenwirken könnte. Du kannst wohl denken, daß man schon in diesem Augenblicke dies Bild in dem Zimmer vermissen wird, und daß der Eigenthümer ohne Zweifel die Person, die bei ihm gewesen ist, für die Entwenderin hält. Wenn er nun hört, daß es sich in den Händen eines Geistlichen befindet, so erfährt er vielleicht eher, wer es diesem anvertraut hat, als wir denjenigen entdecken, dem es zugehört; denn er kann ja das Bild einem anderen hinlänglich bezeichnen, um es durch ihn abfordern zu lassen. Dann liefen wir Gefahr, eher beschämt, als benachrichtigt zu werden; obgleich wir uns auch desselben Mittels bedienen, und dem Geistlichen das Bild durch die dritte Hand zustellen lassen könnten. Du thust am besten, mein Kind, es zu behalten, und Dich ihm zu empfehlen. Da es Zeuge Deines Unglücks gewesen ist, so erweckt es Dir vielleicht einen Richter, der sich Deiner Sache annimmt. Bedenke, meine Tochter, daß eine Unze öffentlicher Unehre schwerer drückt, als ein Centner heimlicher Schande. Und da Du mit Gottes Hülfe in den Augen der Welt ehrlich leben kannst, so quäle Dich nicht mit dem Vorwurfe, Dich in Deinen eigenen Augen für geschändet zu halten. Nur das Laster macht wirkliche Schande, so wie nur die Tugend wahre Ehre gewährt. Man kann sich nur durch Gedanken, Worte und Handlungen gegen Gott versündigen. Da Du Dich nun weder in Deinen Reden, noch in Deinen Werken und Gedanken gegen ihn vergangen hast, so betrachte ich Dich als schuldlos. Ich wenigstens werde Dich immer dafür halten, und Dich nie anders, als mit den Augen eines zärtlichliebenden Vaters betrachten."

Mit solchen Vernunftgründen tröstete Leocadien ihr würdiger Vater. Ihre Mutter drückte sie an ihr Herz, und versuchte gleichfalls, ihr Trost zuzureden. Sie seufzte und weinte von neuem, und entschloß sich, ihr Haupt (wie man zu sagen pflegt) zu verhüllen, und unter den Augen ihrer Eltern in Kleidung und Sitten die eingezogenste Lebensart zu führen.

Wie Rodolfo in der Zwischenzeit nach Hause kam, und das Crucifix vermißte, errieth er leicht, wer es ihm entwandt hatte. Allein als ein reicher junger Mann machte er sich nichts daraus, und seine Eltern fragten auch nicht darnach, wie er einige Tage nachher eine Reise nach Italien antrat, und einer Castellanin seiner Mutter das Verzeichniß alles Hausgeräths überlieferte, das er in seinem Zimmer zurückließ. Rodolfo hatte nämlich schon lange den Wunsch geäußert, Italien zu besuchen; und sein Vater, welcher dort gewesen war, hatte ihn dazu ermuntert, und ihm gesagt, einem jungen Cavalier zieme es nicht, sich blos in seinem Vaterlande zu zeigen, sondern er müsse sich auch in der Fremde versuchen. Rodolfo entschloß sich demnach, seines Vaters Rath zu folgen, und dieser versah ihn mit Creditbriefen auf Barcelona, Genua, Rom und Neapel. Er begab sich ohne Verzug mit zwei seiner Kameraden auf die Reise, voll Begierde nach allen schönen Dingen, deren Ueberfluß ihm einige spanische Offiziere an den italienischen Quartieren gerühmt hatten. Mit großem Wohlbehagen hörte er das: Eccovi i buoni pollastri é piccioni, il presciuto e le salsiccie, und andere dergleichen Wörter, die dem spanischen Soldaten noch immer in den Ohren klingen, wenn er aus jenen Gegenden zurückkommt, und in den elenden Wirthshäusern und Herbergen in Spanien Hunger und Kummer leidet. Kurz, er reiste davon, und dachte so wenig an das, was zwischen ihm und Leocadien vorgefallen war, als wenn es nie geschehen wäre.

Leocadia lebte indessen im Hause ihrer Eltern in der äußersten Eingezogenheit, ohne sich von irgend einem Menschen sehen zu lassen, weil sie fürchtete, man möchte ihre Schmach in ihrem Gesichte lesen. Allein nach einigen Monaten sah sie sich gezwungen, dasjenige aus Noth zu thun, was im Anfange aus freier Wahl geschehen war. Sie mußte in der Stille und im Verborgenen leben, weil sie sich schwanger fühlte — ein Umstand, welcher ihr neue Seufzer, neue Thränen und neues Wehklagen auspreßte, und worüber die liebreichsten Reden ihrer vernünftigen Mutter sie nicht trösten konnten. Die Zeit verging indessen, und die Stunde ihrer Niederkunft erschien. Alles ward dabei so geheim gehalten, daß ihre Mutter sie nicht einmal einer Hebeamme anvertraute, sondern dies Geschäft selbst auf sich nahm. Sie ward von einem wunderschönen Knaben entbunden, welchen man eben so heimlich, als er geboren war, nach einem Dorfe brachte, wo er bis ins vierte Jahr auferzogen ward. Am Ende desselben nahmen ihn seine Großeltern unter dem Titel eines Neffen in ihr Haus, wo er zwar nicht im Ueberfluß, aber tugendhaft erzogen ward. Der Knabe, welchem man nach seinem Großvater den Namen Luis gegeben hatte, war schön von Angesicht, sanft von Gemüthsart, hell von Kopf, und verrieth in allen seinen jugendlichen Handlungen Merkmale, daß er von einem adeligen Vater erzeugt war. Seine Schönheit, sein Verstand und seine Manieren machten ihn seinen Großeltern so lieb, daß sie das Unglück ihrer Tochter zuletzt für ein Glück hielten, indem es ihnen diesen Enkel verschafft hatte. Wenn er auf der Straße ging, so überströmte man ihn mit Liebkosungen. Der eine lobte seine Schönheit; der andere pries die Mutter glücklich, die ihn geboren; und wieder ein anderer den Vater, der ihn gezeugt hätte, und dann hörte man Lobreden auf diejenigen, die ihm eine so feine Erziehung gäben. Unter diesen beständigen Lobsprüchen von Bekannten und Unbekannten hatte Luis kaum das siebente Jahr erreicht, als er schon fertig Latein und Spanisch lesen, und eine deutliche zierliche Hand schreiben konnte. Seine Großeltern, die ihm keine Reichthümer hinterlassen konnten, suchten ihn wenigstens weise und tugendhaft zu machen; und wahrlich Weisheit und Tugend sind Schätze, die kein Räuber entwenden und kein Unglück zerstören kann.

Einst sandte ihn sein Großvater mit einer Botschaft zu einer Verwandten, und es traf sich, daß er über einen Platz gehen mußte, wo einige Cavaliere ihre Pferde tummelten. Seine Neugierde reizte ihn, zuzusehen, und indem er, um einen bequemeren Platz zu suchen, quer über

die Rennbahn lief, gerieth er unglücklicher Weise unter die Füße eines Pferdes, dessen Reiter nicht im Stande war, es plötzlich im schnellen Lauf aufzuhalten. Der Knabe ward übergeritten, und blieb, am Kopfe verwundet, wie todt liegen. Ein alter Cavalier, der dem Rennen zusah, sprang den Augenblick mit bewunderungswürdiger Geschwindigkeit vom Pferde, und riß den Knaben einem anderen aus den Armen, der ihn schon von der Erde aufgehoben hatte. Unbeschadet seiner grauen Haare und seiner hohen Würde, trug er das Kind auf seinen Händen mit langsamen Schritten nach seinem Hause, indeß er seinen Bedienten befahl, eiligst einen Wundarzt zu rufen, um den Knaben zu verbinden. Es begleiteten ihn viele andere Cavaliere, die das Unglück eines so liebenswürdigen Kindes beklagten; denn es verlautete bald, daß der übergerittene Knabe der Neffe des alten Edelmanns wäre, der ihn unter diesem Titel erzog. Allmählig verbreitete sich die Nachricht weiter, bis sie zu den Ohren seiner Großeltern und seiner unbekannten Mutter gelangte. Kaum erfuhren diese die Umstände des traurigen Vorfalles, als sie wie wahnsinnig aus dem Hause stürzten, um ihren Liebling aufzusuchen. Da der Cavalier, der ihn aufgenommen hatte, sehr vornehm und allgemein bekannt war, so erfuhren sie leicht seine Wohnung von denen, die ihnen begegneten, und fanden, wie sie dahin kamen, das Kind schon unter den Händen des Wundarztes. Der Herr des Hauses und seine Gemahlin baten diejenigen, welche sie für die Eltern des Kindes hielten, nicht zu weinen und zu wehklagen, weil doch dem Knaben damit nicht geholfen würde. Der Wundarzt, ein sehr geschickter Mann, sagte, nachdem er ihn auf das Sorgfältigste verbunden hatte, die Wunde sei nicht so gefährlich, als sie beim ersten Anblick ihm selbst geschienen habe. Mitten unter dem Verbinden kam Luis erst wieder zur Besinnung, und freute sich, seine Pflegeeltern zu sehen. Sie fragten ihn mit Thränen, wie er sich befände. „Gut (sprach der Kleine), nur daß mich der Kopf und die Glieder sehr schmerzen."

Der Wundarzt bat, man möchte nicht viel mit ihm reden, sondern ihn ruhen lassen. Der Großvater dankte dem Herrn des Hauses für die große Zärtlichkeit, womit er sich seines Neffen angenommen habe. Dieser gab ihm zur Antwort: er verdiene keinen Dank von ihm. Denn beim ersten Anblick des verwundeten Knaben habe er geglaubt, die Züge eines sehr geliebten Sohnes in seinem Gesichte zu entdecken; er habe sich deswegen nicht enthalten können, ihn in die Arme und in sein Haus zu nehmen, wo er ihn bis zur völligen Genesung mit aller nöthigen und möglichen Sorgfalt werde verpflegen lassen. Eben dieses bestätigte auch seine Gemahlin, eine sehr edle Dame, mit noch liebreicheren Ausdrücken. Die Großeltern waren gerührt, so viele großmüthige Menschenliebe bei Beiden zu finden; allein weit höher stieg die Verwunderung der Mutter. Denn sobald die Versicherung des Wundarztes ihre Lebensgeister ein wenig beruhigt hatte, betrachtete sie mit Aufmerksamkeit das Zimmer, in welchem sich das Kind befand, und ward an vielen untrüglichen Kennzeichen gewahr, daß es dasselbe Zimmer war, in welchem ihre Ehre zu Grunde gerichtet, und der erste Grund zu ihrem Unglück gelegt ward. Die Tapeten waren zwar verändert; allein sie erkannte noch vollkommen die Lage und Einrichtung des Zimmers, und das Fenster, dessen Laden wegen des verwundeten Kindes geschlossen waren; und sie erkundigte sich, ob das Fenster nicht in einen Garten ginge, welches bejaht ward. Doch das untrüglichste Kennzeichen von allen war das Bett, in welchem der Knabe lag; denn es war eben dasselbe, welches sie als das Grab ihrer Ehre betrachtete. Auch der Schreibtisch stand an seiner vorigen Stelle, und beim Weggehen fand sie noch zum Ueberfluß ihre Vermuthung durch die Zahl der Stufen bestätigt, die nach der Straße führten; welche sie mit Aufmerksamkeit gezählt hatte, wie man sie mit verbundenen Augen hinunterführte, und sie nun aufs neue überzählte und richtig fand, wie sie ihr Kind verließ, um sich nach Hause zu begeben. Alle diese zusammentreffenden Umstände, welche ihre Vermuthung zur Gewißheit machten, erzählte sie ganz genau ihrer Mutter. Diese erkundigte sich mit Fleiß, ob der Cavalier, in dessen Hause ihr Enkel war, einen Sohn gehabt habe, oder noch habe; und sie erfuhr, sein Sohn (derselbe, den wir Rodolfo genannt haben) sei jetzt in Italien, und sei gerade seit sieben Jahren (so alt war eben ihr Enkel) abwesend. Sie gab ihrem Gemahl von diesem allem Nachricht, und sie Beide, nebst ihrer Tochter, beschlossen, mit Geduld abzuwarten, was der Himmel über den Knaben verfügen würde. Dieser war nach vierzehn Tagen bereits außer Gefahr, und nach einem Monat verließ er das Bett. Während dieser Zeit besuchten ihn oft seine Mutter und Großmutter, und der Herr des Hauses und seine Gemahlin verpflegten ihn wie ihr eigenes Kind. Donna Estefania (so hieß die Dame des Hauses) pflegte oft zu Leocadien zu sagen, sie fände eine so außerordentliche Aehnlichkeit zwischen dem Knaben und ihrem Sohne, der jetzt in Italien wäre, daß sie jedesmal, wenn sie ihn anblickte, ihren eigenen Sohn vor sich zu sehen glaubte. Durch diese Aeußerungen aufgemuntert, nahm Leocadia einst Gelegenheit, indem sie sich mit ihr allein befand, sich ihr auf Anrathen ihrer Eltern ungefähr in folgenden Worten zu entdecken:

„An jenem Tage, gnädige Frau! an welchem meine Eltern die traurige Nachricht hörten, daß ihr Neffe so gefährlich beschädigt wäre, glaubten sie, der Himmel hätte sie verstoßen, und die ganze Welt wäre über ihnen zusammengestürzt. Sie meinten, das Licht ihrer Augen wäre verlöscht, und der Stab ihres Alters zerbrochen; indem ihnen ein Neffe entrissen würde, den sie mit ungleich größerer Zärtlichkeit liebten, als die meisten Eltern ihre Kinder. Allein man pflegt zu sagen: Gott, der die Wunden schlägt, sendet auch die Mittel, sie zu heilen; und so fand auch dies Kind seine gütigen Erretter in diesem Hause, und ich selbst habe hier Gegenstände angetroffen, die mich an eine Begebenheit erinnern, welche mir mein Lebelang unvergeßlich bleiben wird. Ich bin von edler Abkunft; denn meine Eltern und Voreltern sind adelig geboren, und obwohl unsere Familie nicht reich ist, so hat sie doch immer an allen Orten ihre Würde mit Ehren behauptet."

Donna Estefania erstaunte über Leocadiens Anrede, und sie wußte nicht, ob sie ihren Augen trauen sollte, die ein so junges Geschöpf vor sich sahen, welches zugleich so vielen Verstand verrieth; denn sie schätzte sie höchstens zwanzig Jahre alt. Sie hörte ihrer Rede bis zum Ende, ohne sie mit einem einzigen Worte zu unterbrechen, aufmerksam zu, und erfuhr von ihr das unverantwortliche Betragen ihres Sohnes; den Ehrenraub, den er an ihr begangen hatte; die Art und Weise ihrer gewaltsamen Entführung; wie er ihr die Augen verbunden, und sie in sein Zimmer geschleppt, und bei welchen Kennzeichen sie den Ort ihrer Mißhandlung wieder erkannt habe. Zum Beweise zog sie zuletzt das Crucifix hervor, welches sie mitgenommen hatte. „Du, mein Herr und Heiland! (sprach sie) warest Zeuge der an mir verübten Gewalt. Sei Du auch der Richter, der mir die Genugthuung zuerkennt, welche mir gebührt. Von diesem Schreibtische nahm ich Dich mit, um Dir ohne Unterlaß mein erlittenes Unrecht zu klagen; nicht um Dich deswegen um Rache zu bitten (denn die begehre ich nicht); sondern nur, um von Dir Trost und Geduld in meinem Unglück zu erflehen. Dieses Kind, gnädige Frau! an welchem Ihr den großen Umfang Eurer Menschenliebe bewiesen habt, ist Euer wirklicher Enkel. Der Himmel fügte es so, daß er zu Schaden kommen mußte, damit Ihr ihn in Euer Haus aufnehmet, und damit ich in demselben (wie ich wage zu hoffen), wo nicht Errettung aus meinem Unglück, doch wenigstens Mittel finde, die es mir erleichtern."

Indem Leocadia dieses sprach, sank sie mit dem Crucifix in die Arme an Donna Estefania's Busen. Diese, als ein edles Weib — deren Herzen das Mitleid und Zartgefühl so natürlich ist, wie den Männern die Hartherzigkeit — drückte ihre Lippen auf die Wange der ohnmächtigen Leocadia, und benetzte ihr Angesicht mit so vielen zärtlichen Thränen, daß kein anderes Wasser nöthig war, sie damit zu besprengen, um sie wieder zu sich selbst zu bringen. In diesem Zustande wurden sie Beide plötzlich von Estefaniens Gatten überrascht, der den kleinen Luis an der Hand herein führte. Wie er seine Gemahlin in Thränen und Leocadien ohnmächtig vor sich sah, fragte er dringend nach der Ursache ihres Kummers. Der Kleine umarmte seine Mutter als seine Muhme, und seine Großmutter als seine Pflegerin, und fragte ebenfalls, warum sie weinten.

„Ich habe Dir wichtige Dinge zu entdecken, lieber Gemahl (sprach Donna Estefania), deren kurzer Inbegriff dieser ist, daß Du hier eine Tochter, und dort einen Enkel vor Dir siehst. Von dieser Wahrheit hat mich dies liebe Mädchen überzeugt, und die Bestätigung kannst Du in den Gesichtszügen des Knaben lesen, in welchem wir Beide schon oft das Ebenbild unseres Sohnes fanden."

„Erkläre mir Dein Räthsel deutlicher, wenn ich Dich verstehen soll," sprach Estefania's Gemahl.

In der Zwischenzeit erholte sich Leocadia, die das Crucifix noch immer in den Händen hielt, und in einer Flut von Thränen schwamm. Dieses Alles vermehrte die Verwunderung des alten Herrn, bis ihm seine Gemahlin Alles umständlich erzählte, was sie von Leocadien erfahren hatte; und der Himmel fügte es, daß er Allem so völligen Glauben beimaß, als wenn es von tausend wahrhaften lebendigen Zeugen bekräftigt würde. Er tröstete und umarmte Leocadien, küßte seinen Enkel, und fertigte noch an demselben Tage einen Eilboten an seinen Sohn nach Neapel ab, um ihn eiligst nach Hause zu berufen, weil seine Eltern ihm eine Gemahlin ausersehen hätten, die ebenso ausbündig schön als in jeder anderen Rücksicht würdig wäre. Leocadien und ihr Kind ließen sie von Stund' an nicht mehr von sich, und ihre Eltern dankten Gott für das Glück ihrer Tochter.

Der Courier kam in Italien an, und Rodolfo, voll Begierde, ein so reizendes Weib zu besitzen, als ihm sein Vater ankündigte, machte sich am zweiten Tage reisefertig, und bediente sich der Gelegenheit, die ihm ein eben nach Spanien abgehendes Geschwader von vier Galeeren darbot, um sich mit seinen Gefährten, die ihn allenthalben begleitet hatten, einzuschiffen. Nach einer glücklichen Reise von zwölf Tagen landeten sie in Barcelona, und sieben Tage nachher kam er mit Postpferden in Toledo an, und betrat das Haus seines Vaters, geschmückt mit allen männlichen Reizen einer blühenden Jugend und Gesundheit. Seine Eltern freuten sich, ihren Sohn gesund und glücklich wiederzusehen. Selbst Leocadia blieb nicht unbewegt, indem sie ihn (unbemerkt von ihm) erblickte; denn es gehörte zu Donna Estefania's Plan, daß er sie noch nicht gewahr werden sollte.

Es war schon gegen Abend, wie Rodolfo ankam, und während der Zubereitung des Abendessens rief Donna Estefania die beiden Kameraden ihres Sohnes auf die Seite, weil sie nicht zweifelte, daß sie eben dieselben wären, von denen Leocadia gesagt hatte, sie hätten nebst einem dritten Gefährten ihren Sohn an jenem Abend begleitet, da man sie entführte. Sie bat sie inständig, ihr aufrichtig zu sagen, ob sie sich erinnerten, daß ihr Sohn vor so viel Jahren, an einem solchen Abend ein Frauenzimmer entführt habe; denn die Ehre und Ruhe ihrer Familie hinge davon ab, daß sie den wahren Verlauf dieser Sache erführe. Sie wußte sie so angelegentlich zu bitten und ihnen solche Versicherungen zu geben, daß sie nicht das Geringste zu befürchten hätten, wenn sie ihr die Wahrheit entdeckten, daß sie sich entschlossen, zu gestehen, es sei wahr, daß sie an einem Sommerabend nebst noch einem dritten Freunde ihren Sohn begleitet, und daß sie an dem von ihr bezeichneten Abend ihm ein junges Frauenzimmer hätten entführen helfen. Indeß Rodolfo mit ihr davon gegangen wäre, hätten sie ihre Familie abgehalten, welche um Hülfe gerufen und sich bestrebt hätte, ihr beizustehen. Am folgenden Tage habe ihnen Rodolfo gesagt, er hätte sie nach ihrem Hause begleitet; und weiter wüßten sie von dieser Sache keine Nachricht zu geben.

Das Bekenntniß dieser Beiden löste vollends alle Zweifel, die sie noch hätte haben können; und Donna Estefania nahm sich demnach vor, ihren Plan vollends auszuführen. Einige Minuten vor der Abendmahlzeit ging sie mit Rodolfo in ein besonderes Zimmer, und sagte, indem sie ihm

ein Bildniß überreichte: „Um Dir einen vergnügten Abend zu machen, mein Sohn, will ich Dir zuvörderst Deine künftige Gemahlin zeigen. Hier ist ihr treues Bildniß. Ich kann Dir aber zugleich sagen, was ihr an äußerlichen Reizen fehlt, das ersetzen ihre großen Tugenden. Sie ist adlig geboren, ist verständig, und mehr als mittelmäßig reich. Da Dein Vater und ich sie für Dich gewählt haben, so kannst Du versichert sein, daß sie Deiner würdig ist."

Rodolfo betrachtete das Gemälde mit Verwunderung. „Die Maler (sprach er) pflegen gemeiniglich das Bild der Person, welche sie schildern, zu verschönern. Wenn das mit diesem Bilde gleichfalls geschehen ist, so muß das Original ein wahres Urbild der Häßlichkeit sein. Wahrlich, liebe Mutter, es ist wohl die Pflicht der Kinder, ihren Eltern in Allem, was sie ihnen befehlen, zu gehorchen. Allein es ist auch ebenso billig, daß Eltern ihre Kinder nicht gegen ihre Neigung verheirathen, und da die Heirath ein Band ist, welches nur der Tod trennen soll, so müßte dies Band auch aus gleichartigem Stoff gewebt sein. Tugend, Adel, Verstand und Glücksgüter sind Dinge, die für einen verständigen Mann an einem Eheweibe zwar sehr wünschenswerth sind; aber daß das Auge des Ehemanns sich an der Häßlichkeit weiden könnte, das scheint mir unmöglich. Ich bin noch jung; allein ich glaube, daß keusche Freuden mit dem Sacrament der Ehe sehr verträglich sind, und daß es vielmehr da, wo sie fehlen, mit der ehelichen Glückseligkeit hinkt, und ihr zweiter Endzweck verfehlt wird. Denn ich sage noch einmal, die beständige Gegenwart eines häßlichen Gesichts, im Hause, am Tisch und im Bette, kann meiner Meinung nach unmöglich Vergnügen verursachen. Ich bitte Euch, liebste Mutter, um Alles in der Welt, gebt mir ein Weib, das mir das Leben angenehm, und nicht überdrüssig macht; damit wir Beide, ohne rechts oder links abzuweichen, an unserm Joche den geraden Weg durch das Leben ziehen können, den uns der Himmel vorgezeichnet hat. Wenn diese Dame so edel, verständig und reich ist, wie Ihr sagt, so wird sich wohl ein Mann für sie finden, der anders denkt als ich. Adel des Geschlechts fehlt mir nicht, Dank dem Himmel und meinen Vorfahren, die mir denselben zum Erbtheil hinterließen. Was den Verstand betrifft, so bin ich zufrieden mit einem Weibe, das nur nicht ganz dumm ist; denn allzu scharf macht schartig, und gar zu große Einfalt hingegen verursacht Ueberdruß. Reichthum suche ich auch nicht; denn die Glückgüter meiner Eltern sichern mich vor der Sorge, zu verarmen. Ich wünsche nur Liebenswürdigkeit, und ein schönes, angenehmes Weib soll mir, ohne andere Morgengabe, als Keuschheit und gute Sitten, lieb sein. Wenn ich nur diese bei meiner künftigen Gattin finde, so will ich Gott mit Freuden danken, und meinen Eltern ein frohes Alter zu verschaffen suchen."

Rodolfo's Mutter hörte die Rede ihres Sohnes mit Wohlgefallen, weil sie den Schluß daraus zog, daß ihr Anschlag ihr vollkommen gelingen würde. Sie versprach ihm, dafür zu sorgen, daß er eine Gemahlin nach seinem Geschmack bekommen sollte, und bat ihn, sich keine Sorge zu machen, weil man die Unterhandlungen ohne Schwierigkeit wieder abbrechen könnte, die mit jener Dame wegen seiner Verheirathung gepflogen wären. Rodolfo dankte ihr, und weil es Zeit zum Abendessen war, gingen sie zu Tische. Wie Rodolfo's Eltern nebst ihm und seinen beiden Kameraden sich schon gesetzt hatten, sagte seine Mutter: „Himmel, wie kann ich meine Gäste so vergessen! Geschwind geht hin (sprach sie zu einem Bedienten) zu Donna Leocadien, und bittet sie, ihre gar zu große Sittsamkeit zu überwinden, und uns mit ihrer Gegenwart bei Tische zu beehren; sie fände hier Niemand, als gute Freunde und Diener."

Dies Alles hatte sie schon mit Leocadien verabredet. Diese zögerte demnach nicht lange, zu kommen, und wie sie hereintrat, überraschte sie die Gesellschaft mit dem Anblick von Allem, was Natur und Kunst Schönes vorstellen können. Weil es Winter war, trug sie ein Kleid von schwarzem Sammet, reich mit Gold und Perlen gestickt. Zum Kopfputz dienten ihr ihre goldenen Locken, geschmackvoll durchflochten mit Edelsteinen, deren Glanz die Augen blendete. Sanft und lebhaft war ihr Wesen und ihr Anstand. Ihr kleiner Knabe kam an ihrer Hand, und vor ihr her gingen zwei Kammermädchen mit Wachskerzen auf silbernen Leuchtern. Jedermann stand auf und bezeugte ihr seine Ehrerbietung, wie einem göttlichen Wesen, welches sie mit seiner wundervollen Erscheinung überraschte; und Allen, die sie anblickten, fesselten Verwunderung und Erstaunen die Zunge. Leocadia grüßte die Gesellschaft mit einnehmender Anmuth und Grazie, und Donna Estefania nahm sie bei der Hand und setzte sie neben sich, ihrem Sohne gegenüber. Der Knabe nahm Platz neben seinem Großvater.

Rodolfo musterte nun in der Nähe Leocadiens unaussprechliche Reize und dachte: „Wenn doch die Braut, die meine Mutter mir zugedacht hat, nur halb so schön wäre, so hielte ich mich für den glücklichsten Menschen der Welt. Himmel, welche Schönheit! Ist es nicht ein Engel in Menschengestalt, den ich vor mir sehe?"

Indeß Leocadiens liebenswürdiges Bild sich allmählig seiner ganzen Seele eindrückte, empfand sie selbst nicht minder (so selten auch ihre züchtigen Blicke den seinigen begegneten) sich zu ihm hingezogen. Doch wenn sie sich wieder an dasjenige erinnerte, was zwischen ihr und ihm vorgefallen war, so wankte ihr Vertrauen auf das Versprechen seiner Mutter, daß er ihr Gemahl werden sollte. Sie dachte sich auf dem Scheidewege zwischen dem höchsten Glück und dem tiefsten Elende, und der Gedanke an die nahe Entscheidung ihres Glücks oder Unglücks beklemmte ihr Herz so gewaltig, daß sie plötzlich blaß und ohnmächtig Donna Estefanien in die Arme sank. Diese umfing sie mit Bestürzung. Alle sprangen erschrocken vom Tisch auf und eilten ihr zu Hülfe. Am meisten war Rodolfo bewegt, so daß er einigemal stolperte und fiel, indem er zu ihr eilte. Vergeblich löste man ihre Schnürbrust, und sprengte ihr Wasser ins Gesicht. Ihr emporgestiegener

Busen und die gänzliche Stockung ihres Pulsschlages schienen ihren gewissen Tod anzuzeigen, und schon fingen die Diener und Mägde des Hauses unvorsichtig an, sie mit Geschrei als todt zu bejammern. Diese bittere Wehklage erreichte das Ohr ihrer Eltern, welche Donna Estefania zu einem froheren Endzweck in einem anderen Zimmer verborgen hatte, und welche jetzt (uneingedenk ihrer Abrede) nebst dem Pfarrer des Kirchspiels, der bei ihnen war, in den Saal stürzten. Der gute Pater hatte nichts Angelegentlicheres, als Leocadien einen Augenblick zur Besinnung kommen zu sehen, um ihre Beichte zu hören, und sie zu absolviren. Statt einer Ohnmächtigen fand er zwei; denn Rodolfo lag ebenfalls in Ohnmacht, mit dem Gesichte an Leocadiens Brust; denn seine Mutter hatte ihm nicht gewehrt, sich ihr, als seiner bestimmten Gemahlin, zu nähern. Wie sie ihn aber ebenfalls ohne Besinnung sah, war sie selbst in Gefahr, die ihrige zu verlieren; und es wäre gewiß geschehen, wenn sich nicht Rodolfo bald erholt hätte. Er schämte sich, daß man ihn über einer solchen Schwachheit beträte; allein seine Mutter, die gleichsam seine Gedanken errieth, sagte: „Schäme Dich nicht der Heftigkeit Deiner Bewegung, mein Sohn. Du würdest vielmehr Ursache haben, zu erröthen, wenn Du weniger Empfindung verriethest, so bald Du dasjenige vernimmst, was ich Dir jetzt nicht länger verschweigen darf, obwohl ich Dir die Entdeckung bei einer angenehmeren Gelegenheit zu machen hoffte. Wisse, mein lieber Sohn, dieser Engel, der hier ohnmächtig in meinen Armen liegt, ist Deine wirkliche Gemahlin. Ich nenne sie Deine wirkliche Gemahlin; denn sie ist es, die Dein Vater und ich Dir ausersehen haben, und nicht jene, deren Bild Du gesehen hast."

Wie Rodolfo dies hörte, hielt er sich durch den Titel eines Gemahls für berechtigt, seiner Zärtlichkeit keine Grenzen zu setzen, und sich nicht an die gewöhnlichen Regeln der Schicklichkeit zu binden, welche der Ort und die Zeit zu erfordern schienen. Er umarmte Leocadien, und drückte seine Lippen auf die ihrigen, als wenn er den Augenblick abwartete, ihre entfliehende Seele in die seinige aufzunehmen. Wie die Thränen am häufigsten flossen; wie die Stimme der Wehklage sich am lautesten erhob; wie Leocadiens Eltern vor Schmerz ihr graues Haar ausrauften, und wie ihr kleiner Sohn den Himmel mit seinem Jammergeschrei bestürmte, — erwachte sie endlich aus ihrer Ohnmacht, und verbreitete wieder in dem Busen aller Umstehenden die Freude, die von ihnen gewichen war. Sie fand sich in Rodolfo's Armen, und suchte mit züchtigem Sträuben sich ihnen zu entwinden. „Nein, (sprach er) das muß nicht sein, meine Geliebte! Strebe nicht, Dich der Umarmung desjenigen zu entziehen, der Dich mit ganzer Seele umfaßt."

Leocadia war nunmehr wieder völlig zur Besinnung gekommen, und Donna Estefania hielt es für überflüssig, die Auflösung des Knotens noch weiter in die Länge zu ziehen. Sie bat vielmehr den Pfarrer, ihren Sohn auf der Stelle mit Leocadien zu vermählen, welches er auch that; denn in jenen Zeiten war die Einstimmung beider Theile dazu hinreichend, und man band sich noch nicht an die übrigen guten und heiligen Formen, welche heutigen Tages gebräuchlich sind, so daß die Vermählung durch keine Hindernisse oder Aufschub verzögert ward.

Wir müssen es einer geschickteren Feder, oder einer beredteren Zunge überlassen, die allgemeine Freude derjenigen zu beschreiben, welche dabei zugegen waren; die Zärtlichkeit, mit welcher Leocadiens Eltern ihren Schwiegersohn umarmten; die Innigkeit, mit welcher sie dem Himmel und Rodolfo's Eltern dankten; die Ergießungen der Neuvermählten; die Verwunderung der Freunde des Rodolfo über ein eben so frohes, als unerwartetes Hochzeitfest am Tage ihrer Ankunft, die erst dann aufs höchste stieg, wie Donna Estefania in Gegenwart aller erzählte, daß Leocadia dasselbe Frauenzimmer wäre, welches sie und ihr Sohn entführt hätten. Rodolfo selbst erstaunte nicht weniger, und um sich noch mehr von der Wahrheit zu überzeugen, bat er Leocadien ihm einige Umstände zu erzählen, die ihm eine Wahrheit noch einleuchtender machten, an welcher er ohnehin nicht zweifelte, da seine Eltern sie gewiß schon sorgfältig erforscht hätten.

Sie antwortete: „Wie ich mich ehemals aus einer anderen Ohnmacht erholte, befand ich mich entehrt in Deinen Armen, mein Gemahl! Da ich aber aus der heutigen erwacht bin, um in denselben Armen meine Ehre wieder zu finden, so halte ich jene Ohnmacht für ein Glück. Genügt es Dir noch nicht an diesem Zeichen, so mag Dir ein Crucifix dazu dienen, welches Dir Niemand anders entwandt haben konnte, als ich; wenn Du es am folgenden Tage vermißt hast, und wenn es dasselbe ist. welches jetzt Deine Mutter besitzt. Jetzt erkenne ich Dich gern für den Herrn und Gebieter über mein Herz, und Du wirst es sein, mein Geliebter, so lange uns Gott das Leben fristet."

Rodolfo umarmte sie von Neuem, und neue Segnungen und Glückwünsche entströmten dem Munde jedes Anwesenden. Man setzte sich zum Abendessen, und die bestellte Tafelmusik erhöhte den Genuß der fröhlichen Gesellschaft. Rodolfo erkannte mit Vaterfreude sein Ebenbild in den Zügen seines Sohnes. Freudenthränen tröpfelten über die Wangen der vier ehrwürdigen Großeltern. Im ganzen Hause blieb kein Winkel, wo sich nicht Wonne und Vergnügen verbreitete. So schnell die Nacht auf ihren Rabenflügeln herbeiflog, so meinte doch Rodolfo, sie schliche auf Krücken heran, und verzögerte den seligen Augenblick, der sein liebenswürdiges Weib seiner Umarmung überliefern sollte. Doch kein Weg ist so lang, daß er nicht ein Ende nähme, und so kam auch endlich die ersehnte Stunde, die sein Glück vollkommen machte. Jedermann begab sich zur Ruhe, und bald lag das ganze Haus in tiefer Stille begraben.

Aber nicht also diese Begebenheit. Die vielen Kinder und Enkel des noch lebenden glücklichen Paares werden sie noch lange in frischem Andenken erhalten; damit man die Schicksale des

Himmels erkenne, und die Macht der Stimme der Natur, die dem würdigen, edlen und frommen Großvater des kleinen Luis aus dem Staube zurief, und ihm seinen Enkel in die Arme lieferte.

Die Galathea, welche Cervantes in jugendlichem Alter schrieb, ist eine Dichtung in pastoralem Genre nach dem Vorbild des Montemayor und Gil Polo; vielleicht ist sie als erster Angriff des Verfassers gegen die Ritterromane zu betrachten; denn er stellt hier augenscheinlich das einfache Hirtenleben mit seiner intensiven Gefühlswelt dem hohlen Prunk des Ritterthums entgegen. Nach der Behauptung gleichzeitiger Schriftsteller war die Galathea keine erdichtete Gestalt, sondern er verherrlichte unter diesem Namen seine spätere Gemahlin Catalina, der er in dem Roman als Hirt Elicio eine sinnige und schwärmerische Huldigung darbringt. Auch verschiedene Dichter seiner Zeit, die er oft mit unverdientem Lob überhäuft, sowie seine Freunde, läßt er unter der schäferlichen Maske erscheinen.

Trotz des Geistes und der verschwenderischen Phantasie, mit der Cervantes seine Galathea ausgestattet hat, theilt sie doch all die Mängel, welche diesen ganzen Zweig der Literatur für unseren modernen Geschmack ungenießbar machen; zwar bewundern wir die Natürlichkeit und rhetorische Schönheit der Schilderungen in der Galathea, das reizende Spiel der mannichfaltigsten Empfindungen, die Angemessenheit und Feinheit vieler Situationen und die blühende Sprache; wir lächeln aber auch über die zierlichen Hirten, die wie Gelehrte und Pilosophen reden, und wir gähnen über die endlosen und ermüdenden Episoden, welche die Haupthandlung überwuchern und jedes Interesse an den Hauptfiguren unmöglich machen. Eine große Zahl von Gedichten sind in die Erzählung verwoben, theils unbedeutenden Inhalts, theils von poetischem Werth. Zwei der Gedichte in der Uebersetzung von Schlegel mögen hier eine Stelle finden:

Weg mit dem Feur', dem Pfeil, dem Frost, der Schlinge
 Amors, der brennt, trifft, kältet und verstricket;
 Nicht solcher Flamme mein Gemüth sich schicket,
 Nicht solche Bande lähmen ihm die Schwinge.
 Er zehr', erleg', erstarre, feßle, zwinge
 Den Willen, der auf seine Winke blicket,
 Nur, daß Pfeil, Schnee und Netz, was er auch schicket,
 Den mein'gen nicht mit seiner Glut durchdringe.
 Mein keuscher Vorsatz soll sein Feuer schwächen,
 Den Knoten soll Stärk' oder Kunst zerreißen,
 Mein heißer Eifer soll den Schnee zerstreuen,
 Des Pfeiles Spitze mein Gedanke brechen:
 So werd' ich den Gefahren mich entreißen,
 Und Amors Brand, Pfeil, Schling' und Frost nicht scheuen.

Wer ließe wohl, wo seine Heerden grasen,
 Die frischen Kräuter und die frischen Quellen?
 Wer mit behendem Jagdgeschoß zu fällen
 Den borst'gen Eber oder leichten Hasen?

Wer wird nicht gern den süßen Lockton blasen,
 Den unerfahrnen Vögeln nachzustellen?
 Wer miede, wenn des Mittags Gluten schwellen,
 Die Ruh' im Walde wohl auf weichem Rasen?

Um nachzugehen dem Brand, der Qual, dem Bangen,
 Der Eifersucht, den peinigenden Nesseln
 Der falschen Lieb' in ihrem wüsten Treiben?

Die Flur, die ist und war stets mein Verlangen,
Rosen sind und Jasminen meine Fesseln,
Frei kam ich auf die Welt, frei will ich bleiben.

Eine der späteren Arbeiten des Cervantes, die „Reise zum Parnaß“ ist eine kritisch allegorische Satire gegen die große Anzahl unberufener Dichter, welche zu seiner Zeit den Tempel der Musen entweihten und sich vergebens bemühten, durch verkünstelte und überschwängliche Schreibart ihre kleinlichen Empfindeleien zu großen Leidenschaften zu stempeln — ein Bemühen, welches die Würde und Schönheit der castilianischen Sprache ernstlich gefährdete. Seine Kritik war streng, denn ein edler ästhetischer Zorn entflammte ihn, aber die Milde seines Charakters nahm ihr den verletzenden Stachel. Nur beschränkte Engherzigkeit konnte es dem großen Dichter verargen, wenn er in stolzem und gerechtem Selbstgefühl sich selber einen Ehrenplatz auf dem Parnaß anwies; erkannte er doch neben sich alles wahrhaft Tüchtige und Große mit neidloser Bewunderung an. In einem Gespräch mit Apollo hebt er den trostlosen Gegensatz zwischen seinen militärischen und literarischen Verdiensten und der Armuth und Verlassenheit seines Alters hervor, und ein erklärlicher Unmuth über die geringe Anerkennung seiner idealen Bestrebungen und Leistungen giebt seinen Worten eine bittere Färbung. Im Allgemeinen trägt seine „Reise zum Parnaß“ mehr den Charakter einer geistvollen und scharfsinnigen kritischen Schrift als den einer lieblichen und ergötzlichen Dichtung. Bouterweck urtheilt über dieses Werk: „Die wahre Poesie nach seinem Gefühle poetisch zu charakterisiren; seinen Enthusiasmus für diese Poesie noch in seinen alten Tagen laut ertönen zu lassen; und diesen Spiegel der Ueberzeugung den dichtenden Versificanten und Phantasten vorzuhalten; das war ihm wesentliche Bedingung der Form, die er seiner Satire geben wollte.. Versteckter Spott, offener Scherz, und flammender Enthusiasmus für das Schöne sind die kühn verschmolzenen Elemente dieses herrlichen Werks. Zu dem Schönsten, was Cervantes in Versen geschrieben, gehört seine Beschreibung der Göttin Poesie, die er im Reiche des Apoll in ihrer Glorie erblickt; und zu den Stellen, die mit dem Burleskesten im Don Quijote wetteifern, gehört die Beschreibung eines Sturmes, durch welchen Neptun umsonst die Poetaster in den Abgrund des Meeres zu stürzen sucht. Sie werden alle von der Venus in Flaschen-Kürbisse und in Schläuche verwandelt und können nun nicht untergehen.“

Cervantes schrieb noch eine kurze Fortsetzung der „Reise“, welche eine Hinweisung auf seine Comödien enthält, die er im Begriff war durch den Druck zu veröffentlichen, weil die Schauspieler sie nicht spielen wollten. Wie in den besprochenen Dichtungsarten, so suchte Cervantes auch im Drama sein Ideal einer neuen lebensvollen Poesie zu verwirklichen. Schon als Knabe hatte er mit Entzücken den Vorstellungen des Lope de Rueda gelauscht, obgleich das Schauspiel sich damals noch in der Kindheit befand; natürliche Neigung zum Drama, Ehrgeiz, der auf der Bühne am leichtesten auf Befriedigung hoffen durfte, und seine Dürftigkeit, welche ihm dramatische Thätigkeit als ergiebige Erwerbsquelle zeigte, wiesen ihn vorzugsweise auf diesen Zweig der Literatur hin. Cervantes hatte sich in zwei ganz verschiedenen Abschnitten seines Lebens dem Schauspiel zugewendet. Bald nach seiner Rückkehr aus Algier schrieb er im Zeitraum weniger Jahre, nach seiner eigenen Aussage, zwanzig bis dreißig Stücke, welche zum großen Theil mit günstigstem Erfolge aufgeführt wurden; trotzdem er selber großen Werth auf diese Arbeiten legte, hat er nicht dafür Sorge getragen, der Nachwelt mehr als ihre Titel zu hinterlassen. Mit Ausnahme zweier Stücke, welche im vorigen Jahrhundert als Handschrift aufgefunden wurden und im Jahre 1784 zum ersten Mal im Druck erschienen, sind sie sämmtlich verloren gegangen. In jenem Zeitraum hatte Lope de Vega seinen glänzenden Siegeslauf noch nicht begonnen,

keine der sich kreuzenden Richtungen war auf der Bühne zur unumschränkten Herrschaft gelangt, und Cervantes durfte ungehindert in kühner Selbstständigkeit seine Kräfte der Entwickelung des Dramas weihen. Um so mehr ist daher die Lücke zu beklagen, welche durch den Verlust des größten Theils seiner Comödien sich in der Geschichte des spanischen Dramas vorfindet. Die beiden aus diesem Zeitraum seines Lebens vorhandenen Stücke sind: „El trato de Argel“ (das Leben in Algier) und „La Numancia.“

Das „Leben in Algier,“ wahrscheinlich das erste Schauspiel, das Cervantes überhaupt geschrieben hat, und von dem man vermuthet, daß es bereits in der Gefangenschaft begonnen wurde, entspricht keineswegs den Anforderungen eines Dramas, und erregt ein mehr biographisches als künstlerisches Interesse; denn der Dichter selber tritt darin unter dem Namen Saavedra auf und giebt Zeugniß von den Leiden, die er und seine Unglücksgefährten in der Gefangenschaft erduldet. Seine Klage ist rührend, der Jammer erschütternd und seine Beredsamkeit, ihn zu schildern, hinreißend. Ein tieferer Zusammenhang zwischen den einzelnen, oft charakter- und lebensvollen Scenen und Situationen findet nicht statt. Augenscheinlich hat Cervantes bei der Abfassung des Stückes den ebenso praktischen wie edlen Zweck im Auge gehabt, das spanische Volk für die Befreiung der noch in algerischer Gefangenschaft schmachtenden Christen zu begeistern.

Weit entfernt von der poetischen Dürftigkeit des Lebens in Algier ist sein zweites, wahrscheinlich mehrere Jahre später verfaßtes Drama „Numancia.“ Diese Tragödie ist ein nationales Werk wie es wenige giebt; begeisterte Vaterlandsliebe erzeugte sie, und ein poetischer Genius hat sie gestaltet. In ihr tritt der Gegensatz des Cervantes zur romantischen Schule des Lope de Vega scharf hervor. Fern von jeder Gefühlsschwärmerei, sind es die höchsten und edelsten Interessen der Menschheit, für die der Dichter sein Volk entflammen will, indem er die Thaten seiner Vorfahren verherrlicht. Die Anlage des Ganzen ist voll großartiger Kühnheit, und die Opferfreudigkeit und den todbringenden Heroismus eines ganzen Volkes, welches ein gemeinsames Grab unter den Trümmern der Stadt der Gefangenschaft vorzieht, stellt er mit erschütterndem Pathos dar. Grauenhafte Auftritte und einzelne allzu blutige Scenen sind nicht im Stande den Eindruck zu schwächen, den der erhabene Geist des Ganzen hervorbringt. Schlegel urtheilt über die Numancia: „Diese Tragödie steht ganz auf der Höhe des tragischen Kothurns und ist durch die bewußtlose und ungesuchte Annäherung an die antike Größe und Reinheit eine merkwürdige Erscheinung in der Geschichte der neueren Poesie. Die Idee des Schicksals herrscht durchaus darin; die zwischen den Aufzügen auftretenden allegorischen Figuren leisten auf einem anderen Wege ungefähr, was der Chor in den griechischen Tragödien: sie lenken die Betrachtung und versöhnen das Gefühl. Eine große That des Heldenmuths wird vollbracht, das äußerste Leiden standhaft erduldet; aber es ist die That und das Leiden eines ganzen Volkes, dessen einzelne Mitglieder fast nur als Beispiele auftreten, während die römischen Helden als Werkzeuge des Verhängnisses erscheinen. Es ist darin, möchte ich sagen, ein spartanisches Pathos: alles Einzelne geht unter in dem Gefühle für das Vaterland, und durch Beziehung auf den neueren Heldenruhm seines Volkes hat der Dichter die alte Geschichte mit der nächsten Gegenwart verknüpft.“

Der Inhalt der Numancia ist folgender: Der römische Feldherr Scipio, vor den Mauern der spanischen Veste Numancia lagernd, läßt, bekümmert über die wachsende Weichlichkeit und Genußsucht seiner Krieger, dieselben zusammenrufen und macht ihnen in langer eindringlicher Rede die Schande begreiflich, den Widerstand des kleinen Numantinerheeres in einer langen Belagerung nicht gebrochen zu haben; der Römer Wangen färben sich mit Schamröthe, und sie leisten einen Eid, durch Muth und Tapferkeit ihre Schuld zu sühnen. Gesandte von Numancia treten auf, um Friedensverhandlungen anzuknüpfen, werden aber von Scipio rauh zurückgewiesen, der den Entschluß faßt die Festung auszuhungern. Darauf erscheint Spanien als allegorische Gestalt, beklagt in schmerzlicher und poetischer Rede ihr Schicksal, und ruft folgendermaßen den Fluß Duero um Schutz und Hülfe an:

Du holder Duero, deß gewundne Bogen
Den Busen vielfach labend mir befeuchten,
So mögst du immer seh'n in deinen Wogen
Goldkörner, wie sie Tajo herführt, leuchten,
So mögen stets, von Wies' und Wald erzogen,
Die schlanken Nymphen, die sonst bald verscheuchten,
Sich mild zu deinen klaren Wassern neigen,
Und ohne Geiz dir manche Gunst erzeigen,
Wie jetzt dein Ohr du neigst zu meinen Klagen,
Vielleicht erscheinst auch, um sie selbst zu hören;
Wollst deinem Spiel für Augenblick' entsagen,
Laß nichts, ich flehe, dich zu helfen stören!
Magst du die Flut nicht immer höher tragen,
Und rächend so der Römer Werk zerstören,
So seh' ich jeden Ausweg zugeschlossen
Für's Heil der numantinischen Genossen.

Der Duero erscheint mit drei anderen Flußgöttern, welche die Nebenflüsse darstellen; er verkündigt Numancias unvermeidlichen Fall, zu gleicher Zeit aber die künftige Größe Spaniens.

Der zweite Act führt uns mitten in die Schrecken der Belagerung. Eine Rathsversammlung der vornehmsten Numantiner findet statt; sie beschließen eine Gesandtschaft ins römische Lager zu senden, um Scipio aufzufordern den Krieg durch einen Zweikampf zwischen den tapfersten Numantinern und Römern zur Entscheidung zu bringen. Um sich die Götter geneigt zu machen, wollen sie ihnen Opfer darbringen. Die Priester erscheinen, doch das Feuer will sich nicht entzünden, und als der Opferwidder getödtet werden soll, öffnet sich der Erdboden, ein Dämon steigt empor, reißt den Widder in die Tiefe und streut das Opfergeräth umher; Entsetzen bemächtigt sich des Volkes ob der unheilverkündenden Zeichen. Später erscheint der Zauberer Marquinus und erweckt durch grauenhafte Zaubersprüche einen Leichnam, der ihm die Zukunft Numancias voraussagen soll; widerwillig kehrt der Todte ins Leben zurück, und mit Schmerzen trennt sich noch einmal die Seele vom Körper. Hier ist diese Scene, von der Rosenkranz sagt, daß sie ganz antik gedacht sei:

(Marquinus tritt auf, in einem schwarzen, weiten Gewande von Seide und schwarzem fliegenden Haar, die Füße blos; im Gürtel trägt er, so daß sie zu sehen sind, drei Fläschlein voll Wasser, das eine mit Schwarz, das andere mit Gelb gefärbt, das dritte klar. In der einen Hand führt er eine schwarze Lanze, in der anderen ein Buch; Milvius kommt mit ihm.)

Marquinus.
Wo, Milvius, finden wir den armen Knaben?

Milvius.
Hier diese Gruft hält seinen Leib umschlossen.

Marquinus.
Verfehl' den Ort nicht, wo du ihn begraben.

Milvius.
Mit diesem Stein bezeichnet und verschlossen
Ließ ich des zarten Jünglings Todtenlager,
Das von viel zarten Thränen ward begossen.

Marquinus.
Woran starb er?

Milvius.
An Kost, zu schlecht und mager,
Die Hungerspest litt nicht, daß er gesunde,
Die graß der Unterwelt entstieg und hager.

Marquinus.
Du kannst versichern denn, daß keine Wunde
Den Faden seiner Lebensluft zerstöret,
Kein Krebs beeilt ihm hat die letzte Stunde?
Dies frag' ich dich, weil's zum Erfolg gehöret
Von meiner Kunst, daß ich als unverletzte
Die Leiche find', an keinem Glied verstöret.

Milvius.
Drei Stunden sind's, da gab ich ihm die letzte
Ruhstatt, senkt' ihn hinab des Grabes Stufen,
Und Hunger war's, der ihn hieher versetzte.

Marquinus.
So steht es gut, und meinem Werke schufen
Günst'ge Gelegenheit die Himmelszeichen,
Um aus dem dunkeln Land heraufzurufen
Die grimmen Geister, stark zu bösen Streichen.
Leih aufmerksames Ohr für meine Lieder,
Furchtbarer Pluto, dem in dunkeln Klausen,
Wo schuld'ge Seelen drückt die Strafe nieder,
Das Loos bestimmt zu herrschen und zu hausen,
Schaff', sei es deiner Lust auch ganz zuwider,
Daß sich mein Wunsch erfüll', und in der grausen
Noth, drin ich dich berufe, harr' nicht länger,
Nicht reize herber mich dir zum Bedränger.
Ich will, du sollst dem Leib in diesem Grunde
Die Seele, die ihn sonst belebt, erstatten,
Obgleich sie Charon im jenseit'gen Bunde
Schon halt' am traur'gen Ufer schwarzer Schatten,
Ja, ob in Cerberus dreifachem Schlunde
Versteckt sie sei im peinlichen Ermatten,
Sie steig' herauf zu dieser Erde Schimmer,
Doch bald rückkehrend eurer Nacht für immer.
Und weil herauf sie muß, laß sie aufsteigen
Vom Schluß des harten Krieges unterrichtet,
Nichts darf sie mir verdecken, nichts verschweigen,
Verwirrung sei und Zweifel mir vernichtet,
Wahrheit muß der Unseel'gen Spruch mir zeigen,
Von jeglicher Zweideutigkeit gesichtet,
Und offenbar. Auf, schick' sie! Welch Verweilen,
Soll ich noch ernstre Mahnung dir ertheilen?
Treulose, wälzt den Stein ihr nicht zurücke?
Sagt, falsche Diener, was noch fern euch halte.
Wie? Zeigtet ihr nicht schon in manchem Stücke,
Daß ich mit euch nach meinem Willen schalte?
Sucht ihr euch Schmerz mit eures Zögerns Tücke?

Und wollt ihr, daß ich Augenblicks gestalte
Zu voller Kraft die mächtige Beschwörung,
Erweichend eures wilden Sinns Bethörung?
Nun dann, schmählich Gesindel, reich an Lügen,
Bereite dich zu schrecklicher Empfindung;
Du weißt, daß meine starken Worte gnügen,
Dir zu verdoppeln Wuth und Schmerzenswindung.
Sag' arger Mann der Frau, die auf Vergnügen
Sechs Monden ausgeht in des Jahres Rundung,
Und fern von dir umzieht, dir Hörner zeigend,
Was bleibst du noch für mein Begehren schweigend?
Dies Eisen, welches Tropfen Thau's verklären,
Die nicht zum Grund gelangt im Mond des Maien,
Verwunde diesen Stein, um zu erklären,
Wie große Kräft' an dieses Werk sich reihen.

(Er netzt das Eisen der Lanze mit dem Wasser aus der klaren Flasche, und stößt alsbald damit auf den Boden, worauf man unten Raketen abbrennt, oder mit dem Gefäße voll Steine Lärmen macht.)

Nun scheint's, Gesindel, müßt ihr schon erklären,
In grausen Aengsten lieg' nur, arger Reihen!
Was soll der Lärm? Ha, ihr vom Fluch umschlungen!
Doch endlich kommt ihr, kommt ihr gleich gezwungen!
Heb diesen Stein empor, Volk der Untreuen,
Zeig mir den Leib, der drunter liegt befangen.
Wie nun? Ihr weilt? Ihr durftet euch verstreuen?
Nicht kann mein Wink Gehorsam gleich erlangen?
Ihr achtet nicht, Ungläub'ge, auf mein Dräuen?
Harrt nicht, bis streng'res Dräu'n euch macht erbangen;
Dies Wasser, stygisch finstrer Flut entnommen,
Soll euerm Zaudern zur Belohnung kommen.
Du Well', aus schicksalsdunkler Flut zur Stunde
Der Nacht geschöpft in schwarzen Finsternissen,
Bei allen Kräften, dein im stäten Bunde,
Durch keine andre Kraft jemals zerrissen,
Ruf' ich die Schaar, die teuflisch frech sich funde,
Und wer der Schlangen Urbild schlau beflissen
Annahm, ihn ruf' ich, heisch' ich, und verlange,
Daß er im Flug, mir dienend, hergelange.

(Er besprengt mit dem Wasser die Grabstätte, welche sich öffnet.)

O unbeglückter Jüngling, komm nach oben,
Nochmals der Sonne heitres Licht zu schauen;
Laß jenes Land, in dessen düsterm Toben
Auf keinen frohen Tag man kann vertrauen.
Durch dich, du kannst es, sei mir Kund' erhoben
Von Allem, was du sahst in Abgrunds Grauen.
Das, mein' ich, sag', drum her dein Geist gebannt ist,
Und mehr, wenn's für uns taugt und dir bekannt ist.

(Der Leichnam kommt hervor, mit einem entfärbten Larven-Antlitz wie das eines Todten; er hebt sich nach und nach hervor, und ganz herausgekommen, fällt er kraftlos auf den Boden, ohne Hand noch Fuß bis zur bestimmten Zeit zu regen.)

Was soll das? Kein Erwidern? Kein Beleben?
Ward'st du zum zweiten Mal des Sterbens inne?
So ruf ich dich mit deinem Schmerz ins Leben,
Bald hältst du dir das Sprechen zum Gewinne.
Du bist der Unsern; wollst nicht widerstreben,
Antworte mir. Bedenk' im eignen Sinne:
Wenn du noch schweigst, werd' ich zu deinem Schaden
Gleich ihres Band's die starre Zung' entladen.

(Er besprengt den Leichnam mit dem gelben Wasser und geißelt ihn darauf mit einer Geißel.)

Hilft dies noch nicht, ihr übelwoll'nde Geister?
So wartet auf besprochnen Wassers Wellen;
Die machen meines Willens so mich Meister,
Als euern Untreu und Verdammniß schwellen.
Und sei auch dieser Leichnam Staub, doch leist' er
Mir Dienst vor dieser Geißel harten Fällen,
Gewinne neuen Hauch, zwar bald verflüchtigt,
Von ihrer grausen Strenge schwer gezüchtigt.

(Der Leichnam bewegt sich und zuckt.)

Rebell'sche Seele, wende dich zur Wohnung,
Vor wen'gen Stunden erst von dir geschieden.

Der Leichnam.

Halt' inn' mit deiner Wuth, gönn' mir Verschonung,
Marquinus! Sei zufrieden, Feind, zufrieden,
Und nicht vermehre meines Jammers Wunden.
Du trügst dich, wenn du glaubst, daß ich mich freue,
Rückkehrend in dies peinerfüllte Leben,
Dies kurze, traur'ge, das ich jetzt erneue,
Und das mir schon in Eile will entschweben;
Ehr weckst du Schmerz mir, den ich billig scheue,
Weil nochmals nun des Todes hartes Streben
Mir Seel und Leib wird im Triumph zermalmen,
Und so mein Feind erwirbt zwiefache Palmen,
Der nebst den Andern von der finstern Bande,
Die deinem Ruf gezwungen sich verpflichten,
Schon seit ich sprach, in Grimm' erwartend stande,
Daß ich, Marquinus, schließe die Geschichten
Vom thränenvollen End', vom argen Stande
Numancias, so ich sicher kann berichten.
Sie wird vergehn von derer eignen Händen,
Die sich als ihre Nächsten zu ihr wenden.
Nicht werden Römer Siegesfahnen schwenken
Ueber Numancias Kraft; sie nicht wird siegend
Die Feinde durch Triumph und Glorie kränken.
Bei Freund und Feind, gleich brav im Streite liegend,
Glaub' nicht, daß je an Frieden sei zu denken,
Wuth flammt in beider Gegner Busen kriegend.
Befreundet wird ein Dolch Numancia fällen,
Zugleich unsterblich Leben ihr gesellen.

(Er stürzt sich in die Grabstätte und spricht.)

Und ruhe nun, Marquinus; nicht mehr leiden
Die Mächte, daß ich dir noch fürd'res sage.
Glaubst du, die Wahrheit woll' ich dir verkleiden,
So bringt der Ausgang wohl mein Wort zu Tage.

Marquinus.

O traur'ge Zeichen! Zeichen voller Leiden!

Freund, muß es sein, daß dies mein Volk ertrage,
So mag, um nicht zu seh'n so böse Stunde,
Mein Leben end'gen hier im Grabesschlunde.
(Er stürzt sich in die Grabstätte.)

Die Gräuel der Belagerung werden immer lebendiger geschildert; der Hunger geht wie ein Würgeengel durch die Stadt; die Römer haben den Zweikampf zurückgewiesen, und die Numantiner kaum 4000 an der Zahl beschließen sich den 100,000 Römern im freien Felde gegenüberzustellen, und ihr Leben kämpfend zu endigen. Da nahen ihre Weiber, die Kinder auf den Armen tragend:

Die Erste.

O, unsre theure Herrn, wenn in den Leiden,
Durch die bis heut Numancia ward bestritten,
Die härter waren, als des Lebens Scheiden,
Wenn auch im Glück, nun abwärts längst geschritten,
Wir uns als eure Weiber stets betragen,
Ihr euch als Gatten nach des Ehbunds Sitten;
Warum denn wollt ihr in den finstern Tagen,
Die uns der Zorn des Himmels jetzo sendet,
Uns jener Liebe Zeichen so versagen?
Wir wissen's wohl, ob ihr's auch nicht geständet,
Ihr wollt euch in die röm'schen Waffen stürzen,
Weil ihre Wuth so schlimmen Fall nicht spendet,
Als Hungersqualen, die eu'r Leben kürzen,
Und deren hagre Arm' uns so umschlingen,
Daß wohl nicht mehr ihr Band ist loszuschürzen.
Dem Kampfe wollt ihr euch zum Opfer bringen,
Und uns indessen schutzlos hinterlassen,
In der Unehr' und in des Todes Schlingen.
Laßt doch von euern Schwertern uns erblassen
Vorher, weil wir so bessres Loos erwerben,
Als wenn uns schändet feindliches Umfassen.
Für mich beschloß ich fest, darnach zu werben,
So lang noch irgend Kraft mir sei geblieben,
Da, wo mein Gatte stirbt, auch mit zu sterben;
Und so thu's Jede, die der Wunsch getrieben,
Zu zeigen, daß mit nichten Todes Dräuen
Die rechte Liebe hindern kann, zu lieben
In Lust und Noth, im Jammern und Erfreuen.

Eine Andere.

Männer, was wollt ihr beginnen?
Kann durch trübe Phantasien
Euch noch stets die Meinung ziehen,
Uns verlassend zu entrinnen?
Wollt ihr in des Römers Händen
Für des Römers stolzes Hassen
Numantin'sche Jungfraun lassen,
Um das Unheil zu vollenden?
Was mit euern freien Kindern?
Soll'n sich die als Sklaven bücken?
Wollt sie lieber selbst ersticken,
Eignen Arms ihr Elend mindern.
Vielfach Unheil muß geschehen,
Wenn allein die Heerden gehen,
Fern der Hund ist und der Hirt.
Treibt hinaus euch Zorn und Noth,
Laßt den Ausfall uns begleiten,
Denn zu fall'n an eurer Seiten,
Macht zum Leben uns den Tod.
Ihr beeilt dem Tod die Schritte,
Als ob nicht schon Hunger strebe
Zu verkürzen das Gewebe,
Mit unausgesetztem Schnitte.

Einige Andere.

Kinder, armer Mütter Früchte,
Zögert ihr? Wollt ihr nicht sprechen?
Wollt nicht flehn mit Thränenbächen,
Daß der Vater nicht sich flüchte?
Gnügt's doch, daß mit Hungers Plagen
Ihr in letzten Schmerzen ringt,
Ohne daß man erst euch zwingt,
Röm'sche Härte zu ertragen.
Sagt, daß frei sie euch erzeugten,
Sagt, daß frei ihr seid geboren,
Daß die Mütter, jetzt verloren!
Euch mit freier Milch auch säugten.
Sagt: weil das Geschick mit herben
Schlägen uns will widerstreben,
Helfe wer uns gab das Leben
Jetzt uns ebenso zum Sterben.
Mauern, dieses Ortes Wehr,
Wenn ihr könnt, so sprecht, so ruft
Tausendfältig durch die Luft:
Freiheit, Numantinerheer!
Aufgerichtet einst in linder
Eintracht, flehen Häuser, Hallen
Um Erbarmen zu euch Allen,
Flehen Weiber euch und Kinder.
Helden, seid nicht taub für Schmerzen,
Diamantner Härte Diener,
Sondern zeigt als Numantiner
Treu von Lieb' erfüllte Herzen.
Denn nicht, ob ihr brecht die Mauer,
Mögt ihr euch der Noth entladen,
Eh'r erwächst dadurch der Schaden
Zu so größrer Noth und Trauer.

Lira.

Meinem schwachen Geist im herben
Sinnen scheint's, ein solch Bestreben
Sei für unsre Feinde Leben,
Für Numancia sei es Sterben.
Euer rühmliches Gefecht
Wird der Römer Spötterei,
Denn was thun der Tausend Drei
Gegen Achzigtausend? Sprecht!
Wär' die Mauer auch gebrochen,
Baar an jeglicher Vertheid'gung,
Würdet ihr doch mit Beleid'gung
Wohl erschlagen, schlecht gerochen.
Laßt dem Schicksal denn die Lenkung,
Jetzt in Himmels Zornentflammung:
Uns zum Schirm, uns zur Verdammung,
Uns zum Heil, uns zur Versenkung.

Theogenes.

Die Quellen, die dem feuchten Aug' entsprangen,
Laßt trocknen, und gewährt uns das Vertrauen,
Daß wir so lebhaft fühlen euer Bangen,
Als hohe Lieb' es heischt, ihr zarten Frauen!
Ob wachse nun der Schmerz, ob wir's erlangen
Zu unserm Glück vermindert ihn zu schauen:
Wir woll'n nicht todt, nicht lebend euch verlassen,
Vielmehr euch dienend leben und erblassen.
Hinaus zum Graben ging zwar unser Trachten,
Mehr um zu sterben dort, als zu entwischen;
Wir wollten noch im Tod uns lebend achten,
Mit Rach' im Sterben unser Herz erfrischen,
Doch weil ihr schon erfuhrt, was wir erdachten,
Und jenes hieße Muth mit Tollheit mischen,

So haltet, Frau'n und Kinder, ihr so theuern
Uns von heut' an noch inn'ger für die Euern.
Das schafft nur, daß den feindlichen Soldaten
Nicht Ruhm, nicht Glorie wird aus unsern Mauern,
Daß sie vielmehr als Zeugen unsrer Thaten
Verew'gen unsern Fall und ihn bedauern.
Wollt All' ihr euch nach meinem Sinn berathen,
Soll eu'r Andenken manch Jahrtausend dauern,
Nichts, mein' ich, bleib' in Tempeln, Häusern, Speichern,
Dran sich der Feind vermöchte zu bereichern.
In Mitten unsres Marktes lodr' ein Feuer,
In dessen heiße, ungezähmte Flammen
Jedweder Vorrath, reicher, alter, neuer,
Und armer sei geschleudert allzusammen,
Und dies gelt' als ein heitres Spiel euch theuer,
Wenn eure Herzen erst ich werd' entflammen
Mit der ruhmvollen That, hernach begonnen
Wenn ganz in Asch' eu'r Reichthum ist verronnen.

Eine zarte Liebesgeschichte zwischen Lira und dem Numantiner Morander zieht sich durch das Drama. Wie Lira mit den übrigen Frauen sich entfernen will, hält Morander sie am Arm zurück mit den Worten:

Morander.

Willst du mir so schnell entschweben?
Lira, gönne mir das Gut,
Dessen Leuchten kund mir thut
Selbst im Tod ein freud'ges Leben.
Laß es meinen Blick erwerben,
Deine Schönheit noch zu schauen,
Weil doch meines Unheils Grauen
Sich ergötzt, mich zu verderben.
Süße Lira, die du tönest
Stets durch meine Phantasien
Mit so linden Harmonien,
Daß du Pein zu Lust verschönest!
Schweigst du? Wohin zieht dein Denken,
Licht, das meinen Sinn getroffen?

Lira.

Ich bedenke, wie mein Hoffen
Und das dein' ins Grab sich senken.
Und nicht braucht's, ihm Tod zu geben,
Daß der Feind die Stadt umthürme;
Früher als des Krieges Stürme
Endet sich gewiß mein Leben.

Morander.

Süßes Gut, was soll das heißen?

Lira.

Daß vor Hungers stäter Plage
Nun der Faden meiner Tage
Bald muß überwunden reißen.
Welch ein Brautbett wartet dein,
Wenn die Braut so schwebt in Jammer,
Daß ich denk', in Todes Kammer,
Eh' die Stund' ausläuft, zu sein.
Gestern lag mein Bruder todt,
In des Hungers Weh verdorben,
Auch die Mutter ist gestorben,
Endend vor der Hungersnoth.
Und wenn mir des Hungers Stärke
Noch nicht ganz das Leben zwingt,
Ist's nur, weil noch Jugend ringt,
Ob sie gegen ihn sich stärke.
Doch da ich in vielen Tagen
Nicht vermocht, mich zu vertheid'gen,
Muß wohl endlich sein Beleid'gen
Meine schwache Kraft zerschlagen.

Morander.

Trockne, Lira, deine Augen,
Laß die kummervollen meinen
In zwei reichen Strömen weinen,
Stoff aus deinen Leiden saugen.
Und ob auch vor Hungers Nagen
Du beinahe jetzt verdirbst,
Glaub', daß du nicht Hungers stirbst,
Während mir noch Pulse schlagen.
Ueber'n Graben spring' ich hin,
Ueberklimm' die starke Mauer,
Dringe durch des Todes Schauer,
Sie zu fernen deinem Sinn;
Dann die Speise des Quiriten,
Sonder Furcht vor Tod und Wunde,
Reiß' ich ihm aus seinem Munde,
Sie dem Deinen darzubieten.
Bahn soll meine Rechte hauen
Deinem Leben, meinem Sterben;
Schlimm'rer Tod ist's und Verderben,
Herrin, also dich zu schauen.
Speise von des Grabens Rand,
Zu der Römer Schmach und Harme
Hol' ich dir, wenn meine Arme
Sind, wie ich sie sonst gekannt.

Lira.

Liebend ist dein Wort erklungen,
Doch ich meide solche Gaben;
Nimmer kann die Labung laben,
Die du mit Gefahr errungen.
Was du siegend auch begönnest,
Hilft mir nicht auf lange mehr,
Ob du dorten zwar viel ehr
Dich verlörst, als mich gewönnest.
Du genieße Stärk' und Kraft
Die die Jugend dir erheben,
Denk', daß unsrer Stadt dein Leben
Mehr als meines Vortheil schafft.
Du kannst wohl sie noch beschützen
Gegen Feindes drohnde Werke,
Doch was soll die wen'ge Stärke
Dieser armen Jungfrau nützen?
Drum, o meiner Liebe Mann,
Laß von solcherlei Gedanken;
Nicht mag dem ich Nahrung danken,
Was dein blut'ger Schweiß gewann.
Und verspät'st du auch den Lauf
Meines Tod's um ein'ge Tage:
Dieses Hungers stäte Plage
Zehrt doch endlich All' uns auf.

Morander.

Lira, du versuchst vergebens,
Diesen Weg mir zu verkümmern;
Dahin will ich, dahin schimmern
Alle Sterne meines Lebens.
Bet' indeß, ob uns bedauern
Noch die Götter, und mich senden
Mit der Beute, die beenden
Kann dein Elend und mein Trauern.

Lira.

O Morander, süße Minne,
Gehe nicht! Mich dünkt, ich schaue,
Wie dein Blut im rothen Thaue
Von des Feindes Stahle rinne,

Wage diese Fahrt doch nimmer,
O Morander, theures Leben.
Droht der Hinweg nothumgeben,
Ist der Rückweg noch viel schlimmer.
Ihm den kecken Muth zu binden,
Seid als Zeugen eingeladen,
Götter, daß ich allwärts Schaden,
Nirgends denke Heil zu finden.
Aber wenn du solchem Streite,
Holder Freund, nicht willst entsagen,
Laß dir dies Umarmen sagen,
Daß mein Geist dich stets begleite.

In Begleitung seines Busenfreundes Leoncius begiebt sich Morander auf den gefahrvollen Weg. Unterdessen ist in Numancia ein Scheiterhaufen angezündet worden und das Volk strömt herbei seine Habe zu opfern.

Hier (sagt ein Numantiner) wird die Perl' aus ros'gem Ost herschwimmend,
Und Gold, in vieler Vasen Pracht zu loben,
Rubin und Diamant, hochherrlich glimmend,
Und Purpur, schön mit Stickerei durchwoben,
In jene Glut, so furchtbarlich ergrimmend,
Hineingestürzt, geopfert ihrem Toben;
Denn All' das wär' den Römern solche Beute,
Die ihre Hände füllt', ihr Herz erfreute.

(Eine Mutter naht sich mit ihrem Kinde dem Scheiterhaufen.)

Die Mutter.

O du Pein, darin ich lebe!
O du grausenbringend Ende!

Der Knabe.

Mutter, ob wohl wer sich fände,
Der uns Brot für dies hier gäbe?

Mutter.

Brot nicht, Kind, noch irgend Dinge,
Die der Speise ähnlich sehn.

Knabe.

Also muß ich denn vergehn
In des wüth'gen Hungers Schlinge?
Künftig laß ich gern dich ruhn,
Mutter; nur ein Bißlein Brot.

Mutter.

Kind, was giebst du mir für Noth!

Knabe.

Mutter, sag, willst du's nicht thun?

Mutter.

Gern, doch wo find' ich es auf?
Wohin soll ich danach laufen?

Knabe.

Kannst ja, Mutter, wohl es kaufen,
Sonsten schließ' ich selbst den Kauf;
Denn in solcher großen Noth,
Wo mir wer entgegen träte,
Gäb' ich gleich ihm dies Geräthe
Für ein einz'ges Bröcklein Brot.

Mutter.

Warum saugst du, armes Wesen,
Fühlst du nicht, daß mir zum Leide
Du von schlaffen Busens Weide
Statt der Milch nur Blut kannst lesen?
Reiß dies Fleisch nur ohn' Erbarmen,
Um dir Sätt'gung zu erjagen:
Schon unmöglich, dich zu tragen,
Wird's den schwachen, müden Armen!
Liebe Kinder meiner Seelen,
Womit halt' ich noch euch hin
Wenn zu eures Mahl's Gewinn
Mir's am eignen Fleisch muß fehlen?
O du Hunger, graus Verderben,
Wie beendest du mein Leben!
O du Krieg, dein einzig Streben
Ist mein trauriges Ersterben!

Knabe.

Mutter, mich wird's gleich verzehren;
Komm, zu unserm Ziele eilend,
Weil wir, unterwegens weilend,
Wohl den Hunger noch vermehren.

Mutter.

Kind, das Ziel ist nah gemessen,
Wo wir schleudern allzusammen
Mitten in lebend'ge Flammen
Alle Lasten, die dich pressen.

Morander und Leoncius haben sich unterdessen mit Löwenmuth in die feindlichen Reihen gestürzt; sie rauben mitten aus dem Lager das Brot; Leoncius wird von den Schwertern der Römer durchbohrt, und Morander erreicht, das blutige Brot tragend, und schwer verwundet, Numancia.

Morander.

Kommst du nicht, Leoncius? Sprich,
Süßer Freund, was dies bedeute?
Kehrst du heim nicht mir zur Seite,
Wie denn komm' ich ohne dich?
Freund, hör'! Mußtest du erblassen?
Freund, hör'! Mußtest du erkalten?
Hast dich treu zu mir gehalten,
Und ich war's, der dich verlassen?
Machen wirklich schon bekannt
Deine ganz zerfetzten, bleichen
Glieder mit wahrhaften Zeichen,
Wie dies Brot im Preise stand?
Wie nur, daß von jener Wunde,
Die vom Leib den Geist dir trennte,
Nicht im selbigen Momente
Mir das Leben auch entschwunde?
Nicht erlaubt' es das Geschick,
Daß ich dorten bliebe todt,
Um zu wehren mir die Noth,
Und zu mehren dir das Glück;
Denn du konnt'st die Palm' entwenden,
Wo's der Freundschaft galt zu huld'gen,
Und bei dir mich zu entschuld'gen,
Werd' ich bald die Seele senden;
Und das schnell; der Wunde Noth
Mahnt und zieht, daß ich erbleiche,
Während meiner Braut ich reiche
Dieses also bittre Brot.
Brot, gewonnen du von Feinden!
Aber nein, du nicht gewonnen,
Du erkauft mit Blut, entronnen
Zweien unbeglückten Freunden!

Lira (tritt auf).

Was doch schauen meine Blicke?

Morander.

Was sie bald nicht fürder schaun,
Weil mein Leid im starken Graun
Eilt, daß es ins Grab mich schicke.
Lira, sieh Erfüllung geben
Meinem Wort und treuen Werben,
Daß du nimmer solltest sterben,

Während ich noch blieb' am Leben.
Unser Schicksal künd' ich hier,
Wie du's wahrhaft bald erfährst:
Dir, mehr Speis' als du begehrst,
Und des Lebens Mangel mir.

Lira.

Holder Freund, was muß ich hören?

Morander.

Daß du mögst den Hunger stillen,
Während schon des Schicksals Willen
Eilt, mein Leben zu zerstören.
Doch weil meines Blutes Rinnen
Diesem Brote ward zur Mischung,
Wirst du, süßes Lieb, Erfrischung
Trüb' und bitter nur gewinnen.
Sieh' das Brot hier, das umgeben
War von achtzigtausend Feinden;
Jedem kostet's von zwei Freunden
Ein ihm meist geliebtes Leben:
Und zu richten, ob mein Lieben
Wohlverdient um deines werbe,
Herrin, wiss', daß jetzt ich sterbe,
Und mein Freund schon todt geblieben;
Wenn für guten Will'n mich Treuen
Du mit süßen Hulden liebst,
Glaub', daß du mir Speise giebst,
Dran sich Herz und Seele freuen.
War, ob Glück uns schmeichl', ob quäle,
Stets dein Dienst mein treu Verlangen,
O, so wollst den Leib empfangen,
Wie du längst empfingst die Seele.

(Er fällt todt nieder, und Lira nimmt ihn in ihren Schooß.)

Lira.

Mein Morander? Holder Treuer?
Sag', wie dir so plötzlich wird?
Wie verlöschend abwärts irrt
Dein gewohntes edles Feuer?
Doch, weh mir! bestimmt zu Klagen!
Schon ist mir der Gatt' erblichen!
Traurigster der fürchterlichen
Fäll' in diesen Unglückstagen!
Einen Ausfall that dein Streben,
O mein Gatt', und zu erwerben,
Daß ich bliebe frei vom Sterben,
Nahmst du mir dabei das Leben.
O du Brot, vom Blut geröthet,
Das um mich der Wund' entrann,
Nicht für Brot seh' ich dich an,
Nein für Gift, das feindlich tödtet;
Nicht zu rettenden Genüssen
Nah' ich dich dem Munde, Brot!
Sondern nur, das theure Roth,
So dich überströmt, zu küssen.

(Hier tritt ein Knabe auf, ohnmächtig redend, Lira's Bruder.)

Knabe.

Lira, Schwester, schon ist hin
Unser Vater; Mutter liegt
So, daß sie jetzt, jetzt versiegt,
Wie auch ich im Sterben bin.
Hunger schafft ihr Todeszucken.
Schwester, hast dir Brot genommen?
O nun, Brot, wie spät gekommen,
Nicht ein Bißlein kann ich schlucken.
Hunger schnürt in festen Schlingen
Mir den Schlund auf solche Weise,
Daß, wär' Wasser diese Speise,
Doch nichts könnt' hinunter dringen.
Schwester, nimm, dir will ich's geben
Denn, zu mehren meine Noth,
Seh' ich Ueberfluß an Brot
Während mir vergeht das Leben.

(Fällt todt nieder.)

Lira.

Holder Bruder, schon erkaltet?
Athem, Leben fehlt dem Munde.
Heil noch ist des Unheils Wunde,
Die nicht vielfach sich gestaltet!
Glück, damit dein seltnes Hassen
Mich mit Doppelleid bedrücke,
Darfst im selben Augenblicke
Mich verwaist und Wittwe lassen?
Römerzug, vom Grimm durchtobter,
Wie doch feindlich deine Klingen
Mit zwei Todten mich umringen:
Bruder der, und der Verlobter!
Welchem soll in diesen Schmerzen
Ich die mehrsten Blicke geben,
Wenn Jedweder war im Leben
Theures Kleinod meinem Herzen?
Süßer Gatte, theurer Bruder!
Gleichen will ich euch im Lieben,
Bald euch beiden nachgetrieben,
Wo auch hinführt Charons Ruder;
In der Art auch, wie man stirbt,
Mach' ich mich den beiden gleich,
Weil mir so des Eisens Streich,
Als der Hunger Tod erwirbt.
Eh'r soll meine Brust erlaben
Dieser Dolch, als dieses Brot,
Denn wer lebt in solcher Noth,
Hofft vom Sterben heitre Gaben.
Zögr' ich vor des Strahles Drohn?
Hemmt dich, Arm, des Todes Schatte?
Holder Bruder, süßer Gatte,
Wartet mein, ich komme schon!

In einer der folgenden Scenen treten Bellona, die Krankheit und die Hungersnoth als allegorische Gestalten auf, bekümmert über das Schicksal Numancias. Krankheit sagt unter Anderem:

Gleich einem scharfen Speer drängt Wuth und Hassen,
Drängt auch ungünst'ger Sterne streng Beneiden
Schon die Verzweifelnden zu solchen Nöthen,
Daß Hunger nicht, nicht Schmerz sie braucht zu tödten.
Wahnsinn und Wuth, die nie vom Krieg sich schieden,
Sie hausen in der Numantiner Muthe,
Die, wie den Römerkampf sie nie vermieden,
Nun Alle dürsten nach dem eignen Blute.
Mord, Flamme, Zorn gilt ihnen jetzt als Frieden,
Dem Tod nachstreben sie als bestem Gute,
Und um Triumph den Römern zu entwenden,
Erschlagen sie sich All' mit eignen Händen.

Hungersnoth.

Wendet die Augen, nach der Stadt zu blicken,
Seht die gethürmten Giebel schon in Flammen,
Vernehmt die Seufzer, die zum Himmel schicken

Viel tausend traur'ge Herzen allzusammen,
Das Rufen hört, so Thränen fast ersticken,
Von schönen Frauen, die schon in den Flammen
Die zarten Glieder sehn auf Asche betten,
Wo Vater, Freund, und Lieb und Flehn
nicht retten.
So wie die unverwahrten Schafe pflegen,
Wenn sie den Anfall grimmer Wölfe scheuen,
Zersprengt zu fliehn, auf den, auf jenen Wegen,
Um sich schuldlosen Lebens noch zu freuen,
So sieht man hier sich Fraun und Kinder regen
Bang flüchtend vor der Schwerter Todesdräuen,
Ziehn sie, o hart Geschick! von Gass' in Gasse,
Vergebens hoffend, daß sie Mord verlasse.
Die Brust der Neuvermählten muß bethauen
Mit Tropfen Bluts des Gatten scharfes Eisen;
Der Mutter, — o Begegniß, nie zu schauen! —
Muß sich der Sohn erbarmungslos beweisen;
Ob eignem Sohn, voll Mitleid und voll Grauen
Läßt hoch der Vater hart die Klinge kreisen,
Zerbricht den Leib, den er doch selbst erzeugte,
Und steht als der Geehrte und Gebeugte.
Nicht Markt noch Winkel giebt's, nicht Straß'
und Schwelle,
Wo Leichen nicht sich lagern, Wunden rinnen;
Es tödtet Stahl, Glut brennt in heißer Welle,
Und Urtheilssprüch' erhebt ein grimm Beginnen.
Bald seht ihr's, daß der Ebne sich geselle
Die kühnst' und die erhabenste der Zinnen,
Daß Häuser und die höchsten Tempelhallen,
In Asch' und Staub verzehrt zusammenfallen.

In der folgenden Scene erscheint Theogenes, der Hervorragendste im Rath der Numantiner, mit zwei kleinen Söhnen, einer Tochter und seiner Frau.

Theogenes.

Wenn nicht zurück mich hält die Vaterliebe,
An euch des Sinnes Furie zu vollführen,
So denkt, ihr Kinder, wie gewalt'ge Triebe
Den Eifer meines tapfern Strebens schüren;
Furchtbar wohl ist des Schmerzens wild Getriebe,
Wo man gewaltsam nach dem Tod muß spüren,
Furchtbarer mir, weil richtende Gewalten
Zu euerm grausen Henker mich gestalten.
Nicht laß' ich, Herzenskinder, euch zurücke
Als Sklaven, nicht soll Römermacht gewinnen
Triumph und Palm' ob euch und euerm Glücke,
Wie kühn sie mag auf Unterjochung sinnen;
Der Himmel hat uns günstig eine Brücke,
Durch die zu sichrer Freiheit wir entrinnen,
Ermahnend angezeigt und dargeboten,
Und die führt einzig in das Land der Todten.
Nicht du, o süße Gattin meiner Tage,
Sollst fürchten, daß ein Römer sich zu wenden
Nach deiner Brust und holden Reizen wage,
Mit eiteln Augen und mit frechen Händen;
Mein Schwert, errettend dich von solcher Plage,
Wird Jener Wünsch' in eitles Nichts beenden;
Sie soll'n, wie keck ihr Geiz auch nach uns hasche,
Triumph nur halten ob Numancias Asche.
Ich bin's Geliebte, der zuerst es schätzte
Für besser, daß in Tod wir allsammt wandelten,
Als daß unleidlich Heischen uns verletzte,
Und wir in röm'sche Sklaven uns verwandelten.
Und nicht schreit' ich zum Sterben als der letzte,
Nicht mein Geschlecht.

Mutter.

Wär's möglich, daß wir handelten
Auf mild're Weise, Herr, um uns zu schützen,
Wie würd', o Himmel! Freude mich durchblitzen.
Doch wird, ich seh's, uns dies nicht zugelassen,
Schon rauscht mir nah heran des Todes
Schwinge;
Du nur sollst unsres Falls Trophä'n erfassen,
Fern bleib' uns die treulose Römerklinge.
Doch weil's Erblassen gilt, möcht' ich erblassen
In Artemis geweihtem Tempelringe;
Dorthin, o guter Herr, führ' uns mitsammen,
Und gieb uns dann dem Schwert, dem Strang,
den Flammen.

Knabe.

Was weinst du, Mutter? Wohin geht die Reise?
Wart', denn zum Gehn ist mir die Kraft
verdorben;
Viel besser, Mutter, wär's, du gäbst mir Speise,
Denn schon bin ich vor Hunger fast erstorben.

Mutter.

Komm, holdes Kind, ich trag dich auf den Armen;
Da giebt dir Tod für Speise mein Erbarmen.

(Nachdem Theogenes Weib und Kinder getödtet hat, kommt er mit zwei bloßen und blutigen Schwertern zurück.)

Theogenes.

O Blut, aus meinem eignen Selbst geflossen,
Denn in den Kindern warst du, mir entstammend,
Du Glück, das unsern Fall bei dir beschlossen,
Ihr Himmel, frommer Milde Ruf verdammend,
Zeigt mir in solches bittern Grauns Verderben
Irgend ein ehrenvoll und nahes Sterben!
Ihr tapfern Numantiner müßt nun denken,
Ich sei von jenen treulosen Quiriten;
Kommt, rächt an dieser Brust eu'r hartes
Kränken,
Wollt eurem Schwert und Arm dies Blut
hier bieten.
(Er schleudert das eine Schwert aus der Hand.)
Eins dieser Schwerter, es im Kampf zu
schwenken,
Beut euch mein heißer Zorn, mein tolles
Wüthen,
Weil, wer im tapfern Kampf sein Ende findet,
Nicht also hart des Todes Grimm empfindet.
Und wer den Andern von des Lebens Schwelle
Ausstößt, der werf', als güt'ger Freundschaft
Zeichen,
Den traur'gen Leichnam in der Flammen Helle,
Den letzten frommen Dienst ihm so zu reichen.
Heran! Was zögert ihr? Heran zur Stelle!
Treibt mir das Leben aus mit Opferstreichen,
Und alle Huld, mir sonst bewahrt, dem Freunde,
Verkehrt nun in die Wuth ergrimmter Feinde.

Zwei Knaben fliehen vor den sie verfolgenden Numantinern; der eine, Viriatus, rettet sich in einen Thurm.

Die weithin leuchtenden Flammen und das Todesschweigen in Numancia ist den Römern aufgefallen, und Scipio schickt Cajus Marius auf Kundschaft aus; der erklimmt erst die Mauer, springt dann in die Stadt und kommt mit folgender Botschaft zurück:

Cajus Marius.

Vergebens, Feldherr weitberühmt und weise,
Hat unsre Kraft die Arbeit hier begonnen,
Vergebens zogst du fleißig diese Kreise.
Denn schon in Wind und Rauch ist uns zerronnen
Der herrlichen Victorie sichres Hoffen,
Geschöpft aus deiner stäten Klugheit Bronnen.
Der Trauermähr', dem Ende, so betroffen
Numancias edle Stadt, unüberwunden,
Sei noch das Ohr der fernsten Nachwelt offen.
Sie haben Sieg aus ihrem Fall gefunden,
Dir aus den Händen den Triumph gerungen,
Im Tode zu standhaftem Muth verbunden.
Wonach wir hingestrebt, es ist mißlungen,
Denn Jene haben mit des Ehrsinns Waffen
Des röm'schen Heeres ganze Macht bezwungen;
Das Volk, im heftigen Zusammenraffen
Brach, längst gequält, durch trüben Daseins Enge,
Der langen Rechnung traur'gen Schluß zu schaffen.
Blutroth quillt durch Numancias Breit' und Länge,
Ein See, darin sich tausend Leichen betten,
Gerichtet durch des eignen Sinnes Strenge.
Aus schweren und vergleichungslosen Ketten
Der Sklaverei vermocht' ein schnelles Wagen,
Des Bangens frei, sie allesammt zu retten.
Man sieht in Mitten ihres Marktes ragen
Ein heißes Feuer, furchtbarlich verzehrend,
Was sie an Leib und Gut ihm zugetragen;
Und näher es schauen kam ich, während
Theogenes, ein tapfrer Numantiner,
Das Ende seines Lebens heiß begehrend,
Verwünschend böse Stern', als Schicksals Diener,
Sich mitten stürzt' in das ergrimmte Feuer,
In der Verzweiflung Ungestüm noch kühner;
Und stürzend rief er aus: Ruhm! Du Erneuer
Des Lebens, hierher deine Zung' und Augen;
Erkauft hat solcher Tod sein Lied sich theuer.

Ein andrer römischer Krieger kommt Scipio zu melden, daß noch ein einz'ger Mensch, ein Knabe, sich im Thurm verberge; voll Freude naht sich der Römer dem Thurm.

Viriatus vom Thurm.

Woher, ihr Römer? Und wozu eu'r Kommen?
Strebt ihr vielleicht, Numancia zu gewinnen?
Das wird nun leicht und ebnen Schritt's genommen;
Doch ruf ich euch hinab von diesen Zinnen,
Daß ich der Stadt schirmlose Schlüssel halte,
Ob welcher Todes-Schaur Triumph beginnen.

(Die Römer suchen durch Schmeichelworte den Knaben vom Thurm zu locken.)

Viriatus.

Die ganze Wuth von all den tapfern Todten
Aus diesem Volk, in Asche nun verloren,
Ihr Meider aller Pakt' und Friedensboten,
Ihr Trotz, der vor Ergebung schloß die Ohren,
Und all' das offne Zürnen, drin sie drohten,
Hat meine Brust zum Sitze sich erkoren;
Numancia erbt' auf mich ihr ganz Erkühnen;
Wie hofft ihr denn, der Schmach mich zu versühnen?
Unglücklich Volk, Land, das so mild mich säugte,
Nicht fürchte, ahne nicht, daß je ich wanke,
Zu thun, was thun muß der von dir erzeugte,
Nicht, daß vor Dräu'n ich und Verheißung schwanke.
Ob Erd' und Luft mir fehlt, Schicksal mich beugte,
Ob mich zu fah'n sei aller Welt Gedanke:
Unmöglich ist's, daß ich nicht deinen Hulden
Mit Lust abtrage die verdienten Schulden.
Erst rief mich zum Versteck hier das Erbangen
Vor nahem und so grausenvollem Sterben;
Nun treibt's mich vor im dreistern Unterfangen,
Im Wunsch, mit dir das gleiche Loos zu erben.
Für niedre Furcht, doch mir bereits vergangen,
Will tapfern Thun's Entschuld'gung ich erwerben,
Und meiner zart unschuld'gen Jahre Fehle
Bessr' ich, dem Tod hingebend kühn die Seele.
O rühmliche Mitbürger, schenkt mir Glauben!
Nicht ich will euch den edlen Plan verkümmern,
Nicht soll'n durch mich treulose Feinde rauben
Triumph ob uns, als nur aus Asch' und Trümmern;
Nicht ich will ihrem Will'n den Sieg erlauben,
Mag auch ihr Schwert mir droh'nd entgegen schimmern,
Mag sichern Hafen mir ihr Wort verheißen,
Wo Leben lockt und tausend Freuden gleißen.
Ihr Römer halt! Laßt euern Stolz sich neigen,
Klimmt nicht umsonst empor zu diesen Zinnen,
Denn wär' auch größre Macht euch noch zu eigen,
Doch sag' ich euch, ihr sollt mich nicht gewinnen.
Zeit ist es nun, euch mein Gemüth zu zeigen;
Und ob die Liebe kam aus treuen Sinnen,
Die ich gehegt zu theurer Väter Hallen,
Bezeug' es mir im Augenblick dies Fallen.

(Hier stürzt er sich vom Thurm.)

Scipio.

O That voll Ruhm's und sonder Gleich begonnen,
Werth, alter Krieger Herzen zu entsprießen!
Nicht nur Numancia hat hier Preis gewonnen,
Der Glorie wird ganz Spanien mitgenießen;
Vor deiner Tugend lebenskräft'gem Bronnen
Muß mein Gewinnst in nicht'gen Tod zerfließen;
Dich hob dein Fall, und half dir Ehr' erlangen,
Mir stürzt' er in den Staub mein Siegesprangen.
Wär noch Numancia frisch, in alten Grenzen,
Mich sollt' es freu'n, um Leben dir zu schaffen!
Denn dir gelang's, dich mit dem Preis zu kränzen
Aus diesem langen, seltnen Streit der Waffen.
So freu' denn, Knabe, freu' dich an dem Glänzen
Der Glorie, so die Himmel dir erschaffen,
Weil im Herabsturz du hast überwunden
Den, welcher steigend tiefern Fall gefunden.

(Man bläst eine Trompete und Fama tritt auf.)

Fama.

Fleuch du von Land zu Land, mein klar Verkünden,
In deinen lieblichsten und reinsten Tönen,
Daß heißerglüh'nd die Seelen sich entzünden,
Mit ew'gem Lob so hohe That zu krönen.
Hebt, Römer, euern Blick! In diesen Gründen
Begrabt den Letzten aus Numancias Söhnen,
Der, noch so jung, vermocht hat, umzustürzen,
Was den Triumph mit Ruhm euch konnte würzen.

Denn Fama, ich, zum Heroldsamt erkoren,
Will sorgen stets, so lang die Himmel kreisen
In der erhabensten Lichtsphären Thoren
Und niedrem Erdreich Hülf' und Schutz erweisen,
Wahrhaft zu künden aller Völker Ohren,
Mit treuem Sinn und fittigschnellen Reisen
Numancias Ruhm, dem nichts von Süd bis Norden,
Von Bactria bis Thule gleich geworden.
Solch unerhörte That gilt für ein Zeichen
Der Tugend, die in fern zukünft'gen Jahren
Die Söhn' aus diesen tapfern Spanierreichen
Als solcher Väter Erben offenbaren.
Nicht daß die Zeiten schnell vorüberfahren,
Darf hindern mich, Numancias Werth zu loben
An Arm und Geist, bewährt in harten Proben:
Mir glänzt Numancia reich an allen Dingen,
Die billig tönen von der Dichter Leiern,
Die irgend nur darbieten Stoff dem Singen,
Um es für manch Jahrhundert zu befeuern:
Die unbesiegte Kraft, das edle Ringen,
Verdienend, sie in Red' und Lied zu feiern! —
Doch weil zu reich sie mir den Sinn umfließen,
So laßt die Kunde glücklich uns beschließen.

In seiner zweiten dramatischen Periode gab Cervantes acht Comödien und acht Entremeses heraus, welche in der Wahl und Ausführung des Stoffes sich der zur Herrschaft gelangten Manier des Lope de Vega anschlossen — eine Thatsache, die um so auffallender ist, da Cervantes früher mit ebenso großer Energie wie Bitterkeit die von Lope und seinen Anhängern eingeschlagene Richtung bekämpfte. Am entschiedensten spricht er sein Urtheil über die Comödie seiner Zeit im achtundvierzigsten Capitel des Don Quijote aus, wo der Pfarrer in der Unterredung mit dem Canonicus unter Anderem Folgendes sagt:

„Die Comödie soll nach des Tullius Meinung ein Spiegel des menschlichen Lebens sein, ein Musterbild der Sitten, eine Darstellung der Wahrheit: diejenigen aber, die jetzt vorgestellt werden, sind ein Spiegel der Tollheit, ein Musterbild der Narrheit und eine Darstellung der Wollust; denn welchen größeren Unsinn kann es doch in diesen Dingen, wovon wir sprechen, geben, als wenn ein Kind in Windeln in der ersten Scene auf die Bühne kommt, und dieses in der zweiten schon ein bärtiger Mann geworden ist? Was ist unsinniger als ein tapferer Greis, ein feiger Jüngling, ein rhetorischer Lakai, ein rathgebender Page, ein König als Sänftenträger und eine Prinzessin als Küchenmagd? Was soll man von jener Art sagen, mit welcher die Zeiten beobachtet werden, in denen es denkbar ist, daß die dargestellten Begebenheiten vorfallen konnten, so daß ich eine Comödie gesehen habe, in der der erste Tag in Europa anfing, der zweite in Asien und der dritte in Afrika beschloß. Wenn die Nachahmung ein Haupterforderniß der Comödie ist, wie ist es möglich, daß sich ein kaum mittelmäßiger Verstand damit zufrieden stellen kann, daß erdichtet wird, eine Begebenheit gehe zu den Zeiten des Königs Pipin und Karl des Großen vor, und in dem nämlichen Stücke als Hauptperson der Kaiser Heraclius erscheint, der mit dem Kreuze in Jerusalem einzieht und das heilige Grab wie Gottfried von Bouillon erobert, da doch ein unendlicher Zwischenraum zwischen diesen Zeitaltern ist. Das Schlimmste aber ist, daß es Unwissende giebt, die dies für die Vollkommenheit ausgeben, und daß das Andere etwas Unmögliches fordern heiße. Ja, sie unterstehen sich sogar, in weltlichen Comödien Wunder zu thun, ohne alle Rücksicht und Vernunft, blos weil sie glauben, daß sich an dem und dem Orte ein Wunderwerk oder eine Erscheinung, wie sie es nennen, gut ausnehmen würde, damit sich unverständige Menschen darüber freuen, und der Comödie zulaufen. Alles dies geschieht zum Nachtheil der Wahrheit, zum Verderben der Geschichte, ja zur Schande der spanischen schönen Geister; denn die Fremden, die die Gesetze der Comödie sehr genau beobachten, halten uns für barbarisch und unwissend, wenn sie die abgeschmackten Schauspiele sehen, die bei uns geschrieben werden. Die Poeten, die sie schreiben, sind nicht Schuld daran, denn einige von ihnen wissen recht gut, worin sie irren; da aber die Comödien eine verkäufliche Waare geworden sind, so sagen sie, und das mit Recht, daß die Schauspieler sie nicht kaufen, wenn sie nicht von der Art sind, und darum richtet sich der Poet nach dem Schauspieler und macht die Comödie so, wie der sie haben will, der sie bezahlt. Daß dieses die Wahrheit sei, sieht man aus außerordentlich vielen Comödien, die eines unserer glücklichsten Genies (Lope de Vega) geschrieben hat, und die so geschmückt, so zierlich sind, die Verse so wohlklingend, die Reden so gut, die Sentenzen so tiefsinnig und kurz, die so voll Beredsamkeit und in einem so erhabenen Stile gedichtet sind, daß die Welt von seinem Ruhme durchdrungen ist; da er sich aber nach dem Geschmack der Schauspieler richtet, haben nicht alle, so wie einige darunter, die Vollkommenheit erreicht, die sie erfordern."

Daß die Gefühlsromantik und phantastische Abenteuerlichkeit der modernen Richtung dem klaren sittlichen Streben und der idealen Anschauungsweise des Cervantes nicht zusagen konnte, ist wohl erklärlich. Offenbar hatte er mit vielen seiner Ausstellungen Recht, doch ist eine gewisse Oberflächlichkeit in der Begründung seiner Kritik unverkennbar; sein Urtheil ist insofern ungerecht, als er die Mängel und Ueberschreitungen derjenigen, welche durch

ungeschickte Nachahmungen das Nationaldrama herabwürdigten und die poetischen Gemälde der Meister zu Caricaturen verzerrten, allen Schauspieldichtern seiner Zeit zur Last legte; es ist ungerecht, weil er über die Fehler, von denen auch die Meister nicht frei waren, die großen Vorzüge des Nationaldramas, seine durchaus volksthümliche Grundlage und die hohe, ihm innewohnende poetische Kraft, übersah. Sein Urtheil ist auch nicht ganz unparteiisch; denn er lobt oft über die Gebühr einzelne Schriftsteller, welche in keiner Weise die von ihm getadelten Dichter überragen. Seine Kritik blieb erfolglos; das Nationaldrama hatte zu tiefe Wurzeln im Herzen des Volkes geschlagen, als daß selbst eine so gewichtige Stimme wie die des Cervantes es erschüttern konnte.

Unbegreiflicherweise wendet sich nun Cervantes selber in seinen späteren Dramen der von ihm so hart getadelten Richtung zu. Ob ihn seine Dürftigkeit, der Einfall, seine Kräfte auch auf diesem Gebiet zu prüfen, Ehrgeiz oder der Wunsch, den Gegensatz zwischen sich und seiner Nation auszugleichen, dazu trieb, ist heut schwer zu bestimmen. Jedenfalls aber ist die Behauptung des Blas Nasarre, die er in der Vorrede zu einer neuen, von ihm veranstalteten Ausgabe des Don Quijote ausspricht und zu begründen sucht, daß die Comödien des Cervantes als eine Satire auf die Nationaldramen anzusehen wären, völlig widersinnig; denn es findet sich in diesen acht Comödien nicht eine einzige Scene, welche zu einer solchen Annahme berechtigte; im Gegentheil zeigt die ganze Haltung derselben, daß sie durchaus ernst gemeint sind.

Diese späteren Dramen des Cervantes sind als verfehlt zu bezeichnen. Es liegt in diesem Urtheil nur der Vorwurf für den Dichter, daß er, seine kühne Selbstständigkeit aufgebend, sich zur Nachahmung bequemte. Nothwendigerweise mußte der rationellen Richtung seines Geistes, der Universalität seiner Weltanschauung die Darstellung der modernen, wenn auch ganz volksthümlichen Romantik widerstreben. An Intriguen, Zaubereien, Abirrungen der Phantasie, abenteuerlicher Wahl des Stoffes und Flüchtigkeit der Composition überbot er zuweilen Lope, an Glanz der poetischen Darstellung aber blieb er weit hinter ihm zurück. Selbstverständlich finden sich auch in diesen Stücken poetische Einzelheiten, die des großen Dichters würdig sind; vorzugsweise wußte er die komischen Scenen mit humoristischer Laune und graziösem Muthwillen auszustatten, wie dies in der Comödie Pedro de Urdemales der Fall ist, deren Held, Pedro, sich durch arge Schelmenstreiche als ein ächter „picaro" erweist. So reitet er einmal auf einem Esel vor das Haus eines alten geizigen Weibes, deren einzige Tugend in dem Mitleid besteht, das sie für die im Fegefeuer schmachtenden Seelen ihrer Verwandten empfindet. Er hat die Tracht eines Eremiten gewählt und lockt die Alte durch lautes Beten vor die Thür; darauf erzählt er ihr, daß noch immer die Seelen von Hunderten ihrer Vorfahren im Fegefeuer die Qualen der Hölle litten, und schließlich präsentirt er sich ihr selber als eine jener elenden Fegefeuer-Seelen; er giebt vor, ein Abgesandter der Zurückgebliebenen zu sein; er erfleht ein Almosen, um für die Erlösung jener Seelen durch die heilige Messe zu wirken, und weiß so ergreifend die Schmerzen der Fegefeuer-Seelen zu schildern, daß die geizige Alte ihm mehrere Säcke Geldes für ihre Losbetung aushändigt.*)

*) Derselbe Pedro spricht sich über die Erfordernisse eines guten Schauspielers folgendermaßen aus: „Ein Schauspieler muß vor allen Dingen ein starkes Gedächtniß haben, dann eine behende Zunge, und drittens muß seine äußere Erscheinung eine gefällige sein. Eine schöne Figur ist ihm unerläßlich, wenn er Liebhaber spielen will; seine Haltung darf nicht affectirt, seine Recitation nicht übertrieben sein. Er muß mit Ungezwungenheit und doch mit Sorgfalt spielen, muß als Greis ernst, als Jüngling lebhaft, als Verliebter leidenschaftlich, als Eifersüchtiger wüthend sein. Er muß in solcher Art und mit solcher Kunst darstellen, daß er sich ganz und gar in die dargestellte Person verwandelt. Er muß mit gewandter Zunge den Versen ihr Recht widerfahren lassen, und die todte Fabel zum Leben erwecken; er muß dem lachenden Gesichte plötzlich Thränen entlocken und dann wieder bewirken können, daß man vom Weinen zum Lachen übergeht; endlich

Von der seltsamsten Composition ist der glückliche Taugenichts (El rufian dichoso). Der Held ist ein bekehrter Sünder, welcher seinen neugewonnenen Tugenden dadurch die Krone aufsetzt, daß er die Sünden eines sterbenden zu spät bereuenden Mädchens, welches einen gottlosen Lebenswandel geführt hat, auf sich nimmt, und ihr dafür seine guten Werke überläßt, die sie der Seligkeit theilhaftig machen sollen. In Folge dieser großmüthigen That muß er von neuem ein Leben schwerer Buße beginnen und stirbt endlich in Mexiko als Heiliger. Es wimmelt in diesen Stücken von phantastischen Gebilden und allegorischen Gestalten, die menschliche Tugenden und Laster darstellen. Engel und Teufel greifen beliebig in die Handlung ein.

Die acht Zwischenspiele des Cervantes theilen die Mängel dieser Comödien nicht, sondern verdienen in Gegentheil ein uneingeschränktes Lob. Die beiden beliebtesten sind: „die Höhle von Salamanca," ein derber Spaß auf Kosten eines Ehemanns, und das vielfach nachgeahmte „wunderbare Schauspiel" (el retablo de los maravillas), welches wir in einer Uebersetzung von Bertuch hier wiedergeben.

Der Puppenspieler Chanfalla und seine Frau Chirinos sind eben in einem kleinen Städtchen angekommen. In den zwei ersten Auftritten unterreden sie sich über einen Schelmenstreich, den sie vorhaben, um den Leuten des Orts ohne Mühe ihr Geld aus der Tasche zu locken.

Dritter Auftritt.

Bürgermeister. Benito Repollo, Rathsherr. Juan Castrado, Stadtrichter. Pedro Capacho, Stadtschreiber. Chanfalla. Chirinos.

Chanfalla.

Unterthänigster Diener! Unterthänigster Knecht, gnädige und gestrenge Herren! Wer von Ew. Gnaden ist denn der Herr Bürgermeister dieser Stadt?

Bürgermeister.

Das bin ich. Was wollt ihr denn, mein Freund?

Chanfalla.

Ach, um Verzeihung! Wenn ich nur ein Paar Quentchen Verstand im Schädel gehabt hätte, so hätte ich doch sehen müssen, daß diese peripatetische und hochansehnliche Person Niemand anders sein könne, als der hochweise und gnädige Herr Bürgermeister dieser ehrsamen Stadt Algarrovillas; dem Gott langes Leben gebe!

Chirinos.

Und auch der gnädigen Frau, und den jungen Herrchen, wenn der Herr Bürgermeister welche haben.

Capacho.

Nein, der Herr Bürgermeister ist nicht verheirathet.

Chirinos.

Nu, schad't nichts; wenn Ew. Gnaden einmal noch heirathen, so ist's für die Zukunft.

Bürgermeister.

Ganz wohl; aber was wollt ihr, lieber Ehrenmann?

Chirinos.

Vergelt's der liebe Gott Ew. Gnaden, daß Sie uns so viel Ehre erweisen. Aber 's ist immer so in der Welt; die Eiche giebt Eicheln, der Birnbaum Birnen, und wer selber Ehre hat, giebt auch andern welche, wie man zu sagen pflegt.

Repollo.

Eine Ciceronianzische Sentenz mit Haut und Haar!

Capacho.

Ciceronianische, wollte der Herr College wohl sagen.

---

wird es sein Probirstein sein, ob sich der Ausdruck, den er selbst annimmt, auf den Gesichtern aller Zuschauer zeigt; ist das der Fall, so darf der Schauspieler vortrefflich genannt werden." (Siehe v. Schack, Bd. I. S. 358.)

Repollo.

Ich will immer sagen was recht ist; aber zum Unglück treff' ich's nur nicht immer. — Kurzum, guter Mann, was wollt ihr?

Chanfalla.

Gestrenge Herren, ich bin Montiel mit dem wunderthätigen Puppenspiele. Da haben mich nun am Hofe die Herren von der Hospital-Brüderschaft rufen lassen, weil kein Theaterprincipal da ist, und eben deswegen die Hospitäler an Einkünften nothleiden. Drum soll ich kommen und das wieder gut machen.

Bürgermeister.

Warum heißt ihr denn euer Puppenspiel wunderthätig?

Chanfalla.

Wegen der gewaltigen und vielen Wunderdinge, die dabei vorkommen und man darin sieht. Der weise Tontonelo, der Werkmeister davon, hat es mit solchen Parallaxen, Rhomben, Gestirnen, Constellationen, Punkten, Charakteren und Observationen fabricirt, daß es jedem, der noch ein Stückchen Judenfleisch an sich hat, und nicht ganz Alt-Christe,*) oder aus keinem reinen und keuschen Ehebette erzeugt ist, versagt ist. Kurz keiner, der noch einen von beiden Makeln an sich hat, sieht einen Strich von all' den unerhörten und ungesehenen Wunderdingen in meinem Puppenspiele.

Repollo.

Ei, ei, seht' mal; 's giebt doch alle Tage wieder was Neues in der Welt. Nun, und wie hieß denn der weise Tontonelo,**) der das Puppenspiel machte?

Chirinos.

Tontonelo hieß er, und war aus der Stadt Tontonela gebürtig. Ach, lieber Herr, es war gar ein kluger Mann; und er hatte, wie die Sage geht, einen Bart bis hinunter auf die Knie.

Repollo.

Ja, ja, 's sind meistens kluge Leute, die Leute mit den langen Bärten.

Bürgermeister.

Wenn's mit seiner Genehmigung geschähe, Herr Gevatter Stadtrichter, so wollt' ich, daß heut' Abend die Verlobung seiner Tochter, der Jungfer Teresa Castrada, wäre. 'S ist meine Pathe, und da dächt' ich, sollt' uns Herr Montiel da, dem Feste zu Ehren, sein Puppenspiel in seinem Hause sehen lassen.

Castrado.

Zu dienen! Seiner Gestrengen, der Herr Bürgermeister weiß, daß ich mich in Allem seiner Meinung und weisem Gutachten conformire, wenn auch noch manche Bedenklichkeit bei der Sache wäre.

Chirinos.

Die erste Bedenklichkeit bei der Sache ist; wenn uns die Herren unsere Mühe nicht vorausbezahlten, da wär's so gut, als wenn ich mein Spiel auf öffentlichem Markte wiese; und die gnädigen Herren haben doch auch eine Seele und ein Gewissen im Leibe? Das wäre mir gelegen, daß heut' Abend alle Leute aus dem Orte in Sr. Gestrengen des Herrn Juan Castrado Haus zusammenkämen und das Maul aufsperrten; und morgen, wenn wir unser Spiel in der Stadt wollten sehen lassen, wäre keine arme Seele da, die es sehen wollte. Nein, meine gestrenge Herren, so soll's nicht gehen! Ante omnia, bezahlt uns, was recht und billig ist; und dann sollt ihr schauen.

Repollo.

Hör sie 'mal, Frau Principalin, ich weiß nicht, was sie da schwatzt. Hier bezahlt euch weder eine Antonia noch ein Antonio, sondern mein Herr College da, der Herr Stadtrichter Juan Castrado. Der wird sie schon ehrlich und redlich bezahlen; und wenn der's nicht thut, so zahlen wir euch aus der Rathskämmerei. Nu ja, sie muß uns und unsere Stadt fein kennen! Nein, meine gute Frau, hier zu Lande warten wir nicht drauf, bis eine heilige Antonia oder wer sonst für uns bezahlt; das glaube sie nur.

Capacho.

O weh, o weh, Herr College Repollo! Er schießt gewaltig weit daneben! Die gute Frau da hat ja gar nicht dran gedacht, daß eine Antonia für uns bezahlen sollte. Sie sagte nur, voraus und vor allen andern Dingen müßten sie bezahlt werden; das heißt ante omnia.

Repollo.

Wißt ihr was, Herr Stadtschreiber Capacho, laßt die Leute mit mir reden, wie sich's gehört und gebührt, und da werd' ich sie auch schon recht verstehen. Ihr seid ein belesener und beschriebener Mann und mögt wohl eher solch fremdes Rothwälsch verstehen; aber ich nicht.

Castrado.

Wenn ich dem Herrn nun ein halb Dutzend Ducaten vorausbezahle, und überdies noch keinen Menschen aus der Stadt in mein Haus lasse, ist er damit zufrieden?

---

*) Von nicht ganz alter christlicher, sondern mohrischer oder jüdischer Herkunft zu sein, ist bekanntlich ein Vorwurf, den in Spanien auch nicht einmal ein Sackträger leiden kann.

**) Cervantes spielt hier mit dem Worte Tontonelo, das offenbar aus Tonto, Dummkopf, Einfaltspinsel gemacht ist. Im letzteren Sinne nimmt's hier der weise Repollo.

Chanfalla.
Vollkommen; und ich verlasse mich ganz auf Ew. Gestrengen Wort und Vorsorge.
Castrado.
Nun so kommt mit. Das Geld sollt ihr gleich baar haben; und da werdet ihr auch sehen, was für hübscher Platz in meinem Hause zu dem Puppenspiele ist.
Chanfalla.
Ganz wohl! aber ich bitte nochmals, gestrenge Herren, daß Sie nicht irgend für Spaß halten, was ich von den Eigenschaften der Leute, die mein Puppenspiel sehen wollen, sagte. Es ist gewiß die lautere, reine Wahrheit.
Repollo.
Schon gut, das nehm' ich auf mich. Ich für meinen Part weiß, ich kann sicher mitgehen; denn mein seliger Vater war ein gar ehrsamer Rathsherr; und meine ganze Familie hat wenigstens vier Finger hoch Alt-Christenfett auf den Rippen. Nun sag' einmal Einer, als ob ich so ein Puppenspiel nicht soll sehen können!
Capacho.
Nu, nu, Herr College, mit Gottes Hülfe, denk' ich, wollen wir's Alle sehen.
Castrado.
Allerdings; wir sind hier auch nicht hinterm Zaune jung geworden.
Bürgermeister.
Wie ich sehe, so sind wir Alle dazu geschickt, meine Herren; und wir werden's Alle sehen; der Herr College, der Herr Stadtrichter und der Herr Stadtschreiber.
Castrado.
Nur fort, nur fort, Herr Principal, und Hand an's Werk! Ich heiße Juan Castrado, und mein Vater hieß Anton Castrado und meine Mutter Juana Macha. Mehr sag' ich nicht zum Beweise, daß ich vor euer Puppenspiel grade hintreten und ihm ins Gesicht gucken kann.
Chanfalla.
Nun, das gebe Gott! (Castrado und Chanfalla ab.)

Vierter Auftritt.

Bürgermeister. Repollo. Chirinos.

Bürgermeister.
Hör' sie 'mal, Frau Principalin, was giebt's denn jetzt so von berühmten Poeten, und sonderlich so von komischen bei Hofe? und welche sind denn am meisten Mode darunter? Sie muß wissen, ich bin auch ein Poet, und mache meinen Vers und meine Comödie mit weg, so gut als irgend Einer. Zwei und zwanzig Comödien habe ich fertig liegen; alle nagelneu und die sich gewaschen haben. Jetzt warte ich nur auf eine Gelegenheit; und da will ich an den Hof gehen, und ein halb Dutzend Theaterprincipale damit reich machen.
Chirinos.
Was die Poeten betrifft, weiß ich selbst nicht, was ich auf Ew. Gestrengen gnädige Frage antworten soll; denn es giebt ihrer jetzt so viele, daß sie fast die Sonne verdunkeln; und alle denken, sie sind berühmt. Die meisten und gebräuchlichsten darunter sind die komischen. Drum ist ihre Menge auch ohne Zahl. Aber, um Verzeihung, gnädiger Herr, daß ich mich unterstehe, und nach Ew. Gestrengen Namen frage.
Bürgermeister.
Den will ich ihr wohl sagen. Ich heiße Licentiat Gomezillos.
Chirinos.
Ei um's Himmels willen, sind Ew. Gestrengen der Herr Licentiate Gomezillos, der das berühmte Liedchen gemacht hat: Der Teufel wurde einstmals krank :,: :,: :,:?
Bürgermeister.
Das sind böse Zungen, die mir das andichten wollen. Ich habe an dem Liede so wenig Theil als der türkische Kaiser. Eins, das ich gemacht habe, und das ich gar nicht leugne, ist das von der Sevillischen Sündfluth. Die Poeten mögen einander noch so sehr bestehlen, ich habe dies Handwerk aber mein Tage nicht getrieben. Ich mache, mit Gottes Hülfe, meine Verse selbst, und mag stehlen wer will.

Fünfter Auftritt.

Chanfalla. Die Vorigen.

Chanfalla.
Die Herren belieben mit zu kommen. Es ist Alles fertig, und wir dürfen nur anfangen.
Chirinos (zu Chanfalla).
Ist das Geld schon eingestrichen?

Chanfalla.

Wohl; und auch schon heilig verwahrt.

Chirinos.

Muß dir noch Eins sagen, Chanfalla: der Bürgermeister ist ein Poet.

Chanfalla.

Poet? Tausend Sackerlot! Nun ist er unser; das kannst du glauben. Leute von dem Schlage sind meist geckigtes, gutherziges und leichtgläubiges Volk, das keine Tücken unter der Haut hat.

Repollo.

Nun macht fort, Herr Principal, macht fort! Das Maul läuft mir schon voll Wasser nach euren Wunderdingen. (Alle ab.)

Zweiter Act.

(Saal mit einem Vorhange.)

Erster Auftritt.

Juana Castrada, des Stadtrichters Tochter. Teresa Repollo, des Rathsherrn Tochter.

Juana.

Setz' dich daher, Teresa; da haben wir's Puppenspiel grade vor uns und können's besser sehen. Aber daß du dich ums Himmelswillen nicht verschnappst, Terese! Du weißt, was das verfluchte Ding für eine Art hat; und ich wüßte meines Unglücks kein Ende, wenn du dir ein Bißchen Unrath merken ließest.

Teresa.

Dafür sei ganz ruhig, Juana. Ich bin deine Muhme; mehr sag' ich nicht. Ich will so gewiß selig werden, als ich das ganze Puppenspiel mit allen seinen Figuren sehen will. Stern Sackerlot! Ich glaube, meine Mutter kratzte mir die Augen aus dem Kopfe, wenn ich mir so etwas entfahren ließe. Nein, nein, da bin ich dir gut dafür.

Juana.

St.! St.! Muhme! Die Leute kommen schon.

Zweiter Auftritt.

Bürgermeister. Repollo. Castrado. Capacho. Chanfalla. Chirinos. Rabelin, bucklichter Musikant. Juana. Teresa. Antonio und mehr Leute aus dem Volke.

Chanfalla.

Belieben sich Alle zu setzen. Das Puppenspiel muß hinter den Vorhang da, und meine Frau auch. Der Musikant bleibt hier vorne stehen.

Repollo.

Ein Musikant ist die Schildkröte da? Steckt ihn immer mit hinter den Vorhang, und ich will ihn gern nicht hören, wenn ich ihn nur nicht mehr sehen muß.

Chanfalla.

Ew. Gestrengen haben wahrlich nicht Ursach, über meinen Musikus so ungehalten zu sein; er ist bei alle dem doch ein sehr guter Alt-Christe, und ein Junker von gutem Adel.

Bürgermeister.

Solche Eigenschaften sind auch einem guten Musikus sehr nöthig.

Repollo.

Ei, Junker mag er wohl sein; aber daß er ein guter Musikant ist, das glaub' ich mein Tage nicht.

Rabelin.

So ein Schuft verdient auch, daß ein ehrlicher Kerl vor ihm spielt.

Repollo.

Ho ho, wir haben, will's Gott, wohl noch andere Musikanten hier spielen gehört, als so einen —

Bürgermeister.

Still! Mein Bescheid in der Sache ist, der Streit zwischen dem Herrn Collegen und Herrn Rabelin werde hier abgebrochen; denn es gäbe einen Proceß ohne Ende; und Herr Montiel soll nun anfangen.

Repollo.

Für ein so großes Puppenspiel hat der Herr Principal auch verdammt wenig Sachen und Geräthe bei sich!

Juana.

Ach! es muß wohl Alles durch Wunder dabei zugehen.

Chanfalla.

Aufgemerkt, meine Herren, ich fange nun an.

(Chanfalla tritt vor den Vorhang in der Stellung eines Betenden.)

O du, wer du auch seist, der dies Puppenspiel mit solcher Wunderkunst formirte und fabrizirte, daß es nun den Ruhm des Wunderthums hat; ich beschwöre dich und gebiete dir durch die darin liegende Kraft, daß du sogleich und augenblicklich allen ehrsamen hier Anwesenden etwas von deinen wundersamen Wundern sehen lässest, damit sie daran Wohlgefallen haben und ohne Scandal sich daran freuen. (Herumgewandt.) Ha ha, ich sehe, du hast meine Bitte gewährt; denn das erscheint schon der starke Simson, wie er die Säulen des Tempels in beiden Armen hat, sie umreißen und sich an seinen Feinden rächen will. Halt, halt, du tapferer Held! Halt ein um Gottes willen! Du wirst ja nicht so grausam sein, und die ganze so edle Versammlung hier unter dem Schutte begraben und zu Brei quetschen wollen?

Repollo.

Halt' ein! Tausend Schwerenoth noch einmal, halt' ein! Das wäre schön; wir wären hergekommen uns lustig zu machen, und sollten da zu Dreck gequetscht werden? Nein, hol mich Alle — Herr Simson, halt' er ein! ohne Spaß; jetzt sag' ich's ihm noch in der Güte!

Capacho.

Sieht er ihn denn, Herr College Castrado?

Castrado.

I warum sollt' ich ihn denn nicht sehen? müßte ja wahrlich gar keine Augen im Kopfe haben.

Capacho.

'S ist doch wunderbar; da seh' ich nun den Simson so klar und deutlich vor mir, wie meinen Großvater. I muß doch wohl ein rechter, echter Alt-Christe sein!

Chirinos.

Sieh dich vor, Mann, sieh dich vor; da kömmt der nämliche Ochse, der neulich den Lastträger in Salamanca umgebracht hat. Wirf dich nieder! Wirf dich nieder! Gott steh' dir bei!

Chanfalla.

Werfen sich Alle nieder! Werfen sich nieder! — Hu! hu! Utscho ho! Utscho ho! Utscho ho!

(Alle laufen durcheinander und fallen übereinander her.)

Repollo.

Der verfluchte Ochse hat den Teufel im Leibe, so setzt er mir zu. Wenn ich mich nicht grade hinstrecke, da führt er mich noch in der Luft davon.

Castrado.

Ei, Herr Montiel, laßt solche Figuren weg, die uns so beunruhigen. 'S ist mir nicht um mich, sondern nur um der Mädchen willen. Die armen Dinger da haben keinen Tropfen Bluts mehr im Gesicht, so sind sie vor dem wilden Ochsen erschrocken.

Juana.

Ach was will er sagen, Vater? Ich glaube, in ganzen drei Tagen erhol' ich mich nicht von dem Schrecken. Das Luder hatte mich ja schon auf den Hörnern, die so spitzig waren wie eine Pfrieme.

Castrado.

Du wärst ja auch nicht meine Tochter, wenn du ihn nicht gesehen hättest.

Bürgermeister (für sich).

Sonderbar, daß ich nicht sehe, was doch Alle sehen! Aber sagen muß ich doch am Ende, ich hab's auch gesehen; nur um das Bischen lumpiger Ehre willen.

Chirinos.

Die Heerde Mäuse, die da kommt, stammt in gerader Linie von den Mäusen in der Arche Noäh ab. Sehen die Herren, da giebt's weiße, scheckige, sprickligе und himmelblaue; aber Mäuse sind's am Ende doch alle.

Juana.

Jesus, Mäuse! Ach, halt' mich, oder ich springe zum Fenster da 'naus. Ahi! Ahi! Mäuse! Terese, nimm den Rock zusammen, daß sie dich nicht beißen! Sieh' doch 'mal zu, ob's ihrer viel sind? Ach, daß Gott! 's sind, meiner Six, über hunderttausend Schock.

Teresa.

O weh! Ai! da laufen sie nur so an mir herauf! Jesus! da hat mich so eine verfluchte Maus schon beim Knie! Ai! Ai! zu Hülfe! zu Hülfe!

Repollo.

Gut, daß ich knappe Hosen anhabe! Da kann mir gewiß keine hinein; sie sei so klein als sie will.

Chanfalla.

Dies Wasser, welches da so mächtig aus den Wolken herabströmt, ist die Quelle und Ursprung des Jordanflusses. Alle Weiber, denen es das Gesicht benetzt, werden davon so schön wie die Engel: aber den Männern macht es die Bärte fuchs-zunder-roth.

Juana.

Hörst du, Terese? Halt geschwinde das Gesicht in die Höhe! du siehst, was es gilt. Ach

Ah! das ist ein herrlicher gebenedeiter Regen! Vater hüll' er sich ja recht ein, daß er nicht naß wird.

Castrado.

Schon gut, liebes Kind! Wir sind Alle verwahrt.

Repollo.

Sackerlot! Sackerlot! Da läuft mir's Wasser grade den Buckel hinunter, bis in die Hosen.

Capacho (für sich).

Ich bin so trocken wie eine Binse.

Bürgermeister (für sich).

Was Teufel ist aber das? Ich fühle keinen einzigen Tropfen, und Alles um mich her will ersaufen. Am Ende soll ich wohl gar noch der einzige Bastard unter so vielen Ehrlichgebornen sein?

Repollo.

Thut mir den Musikanten da weg, oder ich gehe, mein Seel! auf der Stelle fort, ohne eine Figur weiter mit anzusehen. Halt' dich der Teufel für einen Musikanten, und ich nicht.

Rabelin.

Aber was hat der gestrenge Herr nur mit mir vor? Ich spiele doch, wie mich's der liebe Gott gelehrt hat.

Repollo.

Wie dich's der liebe Gott gelehrt hat? Ungeziefer! Schier dich den Augenblick fort hinter'n Vorhang, oder ich schmeiße dir, bei Gott! die Bank da an den Kopf.

Capacho.

Ha, das Jordans-Wasser ist kalt! Und ob ich mich gleich noch so gut zugedeckt habe, ist mir doch was davon an den Knebelbart gekommen. Ich wollte wetten, er ist schon so roth wie Gold davon?

Repollo.

Ach noch zehnmal ärger, Herr Stadtrichter.

Chirinos.

Belieben Acht zu geben! Da kommen ein Paar Dutzend reißende Löwen und wilde Honig-Bären. Nehme sich Jedermann in Acht; denn ob's gleich nur Phantome von Löwen und Bären sind, so werden sie doch ein wenig Spectakel und Unfug machen. Aber da wird auch ein starker Hercules mit bloßem Degen erscheinen, und seine Kraft sehen lassen.

Castrado.

Kreuz Mohren Pest! Herr, will er uns das Haus wieder voll Löwen und Bären machen?

Repollo.

Laß er uns lieber seinen Tontonelo Nachtigallen und Lerchen herschicken; das wäre gescheidter als Löwen und Bären. Nein, Herr Principal, das sag' ich ihm hiermit grade in den Bart: laß' er entweder hübschere und lieblichere Figuren erscheinen, oder hör' er den Augenblick auf, und pack' er sich mit seinem Spiele zu unserer Stadt hinaus.

Juana.

O, nicht doch, Herr Rathsherr! Laß er doch nur die Bären und Löwen 'raus kommen. Ich denke, sie werden uns noch manchen Spaß machen.

Castrado.

Mädchen, Mädchen, wie du nun bist! Vorhin schriest du Zeter Mordio über ein Paar Mäuse, und jetzt willst du Löwen und Bären.

Juana.

I nu Vater, 's ist nur um des Neuen willen; das gefällt uns doch immer.

Chirinos.

Belieben Acht zu geben! Diese Jungfrau, die da so zierlich und schmuck erscheint, ist genannt Herodias. Ist eine so große und kunstreiche Tänzerin, daß sie weiland dem heiligen Täufer Johannes das Haupt herunter tanzte. Ist Jemand da, der mit ihr tanzen kann, so werden die Herren Wunder sehen.

Repollo.

Mein' Seel', ein feines, schmuckes, allerliebstes Ding! Der Teufel, wie sich die kleine Dirne schwenkt und dreht, wie ein Dörlchen! Vetter 'Tonio, Vetter 'Tonio, du weißt ja so gut mit den Castagnetten umzuspringen; tanz 'mal mit ihr. Das wird eine Lust und Herrlichkeit sein!

Antonio.

Immerhin, Vetter, wenn ihr's so haben wollt. Laßt nur aufstreichen.

(Es wird eine Sarabande gespielt.)

Capacho.

Sennor Tonio, Sennor Tonio, tanzt doch den Großvater, wenn euch die Sarabande und Schakonne zu alt ist.

Repollo.

Ah ja, lustig, lustig! Halt dich tapfer, Vetter, mit der kleinen Judendirne! — Sackerlot aber, wenn das Weib eine Jüdin ist, wie kann sie denn uns und alle die Wunder da sehen?

Chanfalla.

Keine Regel ohne Ausnahme in der Welt, Herr Stadtrichter.

(Man hört in der Ferne eine Trompete.)

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Ein Quartiermeister.

Quartiermeister.

Wer ist hier der Herr Bürgermeister?

Bürgermeister.

Das bin ich; zu dienen! Was beliebt der Herr?

Quartiermeister.

Ich habe auf 30 Mann Einquartierung anzusagen. Der Herr Bürgermeister beliebe die Quartierzettel unverzüglich machen zu lassen; denn es wird keine halbe Stunde dauern, so sind sie da. Ich höre den Trompeter schon blasen. (Ab.)

Repollo.

Ich wollte wetten, der weise Tontonelo schickt sie auch.

Chanfalla.

Mit nichten; es ist eine Schwadron Reiter, die zwei Meilen von hier in Quartier liegt.

Repollo.

Was? Ich kenne nun schon den Tontonelo, und weiß, daß er, und ihr, und euer Musikante die größten Erzschurken von der Welt seid. Und den Augenblick laßt euren Tontonelo meinerseits wissen, er soll sich nicht unterstehen und die Reiter zu uns herschicken, oder ich will ihm ein paar hundert Hiebe durch den Büttel auf den Buckel zählen lassen, daß es eine Art haben soll.

Chanfalla.

Ich sage aber, Herr Stadtrichter, Tontonelo schickt sie ja nicht.

Repollo.

Ich sage aber, Herr Schurke, Tontonelo schickt sie, so gut wie er die anderen Ungeziefer hierhergeschickt hat, die ich gesehen habe.

Capacho.

Wir Alle haben sie gesehen, Herr College.

Repollo.

Nu, nu, ich leugne es ja auch nicht, Herr College. — Hör' auf mit deinem Gekratze, du Musikanten-Unflath, oder ich schlage dir den Schädel ein.

(Der Quartiermeister kommt zurück.)

Quartiermeister.

Nu, ihr Herren, was wird's? Sind die Quartiere noch nicht besorgt? Die Bursche halten schon alle vorn auf dem Platze.

Repollo.

Ist der verfluchte Tontonelo mit seinem Geschmeiße also doch noch angekommen? Nu, ich schwör's euch bei dem und jenem, Herr Spitzbuben-Principal, daß ihr mir dafür büßen sollt.

Chanfalla.

Meine Herren, sie sind Alle meine Zeugen, daß mir der Herr Stadtrichter Injurien an den Hals wirft.

Chirinos.

Und sie werden's uns auch bezeugen, daß der Herr Stadtrichter Sr. Majestät des Königs Befehl für des weisen Tontonelo Befehl ausgiebt.

Repollo.

Ich wollte, daß ihr mit eurem Tontonelo beim Teufel wäret.

Bürgermeister.

Beinahe glaube ich aber doch, daß es mit der Einquartierung an dem, und kein Spaß ist.

Quartiermeister.

Spaß? Ist der Herr Bürgermeister nicht gescheidt?

Castrado.

'S könnte drum wohl nicht so gar just darmit sein, wie mit allen den Wunderdingen, die wir da eben gesehen haben. Ei um's Himmels willen, Herr Martiel, seid doch so gut, und laßt 'mal die Herodias wieder herauskommen; damit der Herr da doch sieht, was er in seinem ganzen Leben nicht gesehen hat. Vielleicht bestechen wir ihn auch damit, daß er mit seinen Reitern weiter marschirt.

Chanfalla.

Recht gern! Sehen sie, meine Herren, da kömmt wieder die Tänzerin Herodias, und winkt ihrem Tänzer, daß er ihr wieder helfen soll.

Antonio.

Ei dazu soll sie mich, mein Seel! auch nicht faul finden.

Repollo.

Recht so! Recht so, Vetter! Tanze sie nieder. So recht! Immer fein hoch geschwenkt! Mein Seel, die Donnerdirne ist doch das pure Quecksilber. Ah sa! lustig! Heisasa! Hopsasa!

Quartiermeister.

Sind die Leute toll? Was zum Henker schwatzt ihr da von einem Mädchen, das tanzen soll; und von einem Tontonelo?

Capacho.

Ei, sieht denn der Herr Quartiermeister die Tänzerin Herodias nicht?

Quartiermeister.

Was Teufel von Tänzerin soll ich denn sehen?

Capacho.

Aha! — Basta! Ex illis est.

Bürgermeister.

Ja, ja, ex illis est! Ex illis est!

Castrado.

Ja, ja, Herr Quartiermeister, er ist ex illis, er ist ex illis.

Quartiermeister.

Ei so schlag Kreuz-Mohren-Pulver hunderttausend Mal drein! Bei Gott im Himmel, wenn ich meinen Flederwisch da (Hand am Säbel) rauskriege, ich hack' euch in Kochstücken, und schmeiß' Alle zum Fenster hinaus.

Capacho.

Basta! Basta! Ex illis est.

Repollo.

Genug, er ist ein Exellos, weil er nichts sieht.

Quartiermeister.

Verdammtes Lumpenpack, wenn ihr mir mit euren verfluchten Exillis noch einmal kommt, ich schlage euch alle Knochen im Leibe zu Brei.

Repollo.

Oho, ein Ketzer und Bastard hat mein Tage keine Courage im Leibe; und drum können wir's auch ganz laut und sicher sagen: er ist ein Exellos; er ist ein Exellos.

Quartiermeister.

Ihr Hunde, wartet! Euch soll auch das heilige —

(Zieht den Säbel und fuchtelt Alle herum. Viele fallen über einander her; Repollo tritt den Rabelin mit Füßen, und Chirinos reißt den Vorhang herunter.)

Chirinos.

Der Teufel mit dem Trompeter und den Reitern! Sie kommen nicht anders wie gerufen.

Chanfalla.

Der Ausgang ist so herrlich und außerordentlich als möglich. Die Wunderkraft unseres Puppenspiels bleibt vollkommen in Ehren. Morgen wollen wir's im Dorfe sehen lassen, und jetzt Victoria in dieser Schlacht rufen. Victoria! Es lebe Chirinos und der große Chanfalla!

Die Brüder Leonardo de Argensola.

Der Dichter, dem Cervantes in dem erwähnten Capitel des Don Quijote ein so ungemessenes Lob zollt, war Lupercio Leonardo de Argensola. Lupercio und sein Bruder Bartolomé, welche man die spanischen Horaze genannt, nehmen einen hervorragenden Platz in der castilianischen Literatur ein, wenn auch der Ruhm des Ersteren nicht durch seine Schauspiele begründet ist. Die Familie Leonardo de Argensola war zur Zeit Ferdinands und Isabellens von Ravenna nach Spanien übergesiedelt, wo Lupercio, der ältere von den beiden Brüdern, im Jahre 1565 zu Barbastro in Aragonien geboren wurde. Er studirte in Huesca und Saragossa, und begleitete nach beendigten Studien den Herzog von Villahermosa als Secretair nach Madrid. Bald darauf trat er als Geheimschreiber in die Dienste Maria's von Oesterreich, der Wittwe des Kaisers Maximilian, deren Bruder, der Erzherzog Albert von Oesterreich, Erzbischof von Toledo, ihm den Ehrentitel eines Kammerherrn verlieh. Später ernannte ihn Philipp III. mit Zustimmung der aragonischen Stände zum Historiographen ihrer Provinz mit dem Auftrag, die Annalen des Zurita fortzusetzen. Er hatte aber kaum die Vorarbeiten zu diesem Werk begonnen, als ein Ruf des Vicekönigs von Neapel, Grafen von Lemos, ihn nach Italien lockte, wo er das Amt eines Staatssecretairs bekleidete und sich, sowohl seiner staatsmännischen, wie seiner poetischen Begabung wegen, eines wohlverdienten Ansehens erfreute. Leider starb er bereits im März 1613. Die Mitglieder der Academie der Müßigen (degli oziosi), welche er zur Förderung der Wissenschaft gestiftet hatte, trugen ihn mit feierlichem Gepränge zur Erde. Kurz vor seinem Tode verbrannte er, vermuthlich in einer hypochondrischen Laune, seine sämmtlichen Dich-

tungen, so daß sich nur diejenigen erhalten haben, welche sich damals bereits handschriftlich in den Händen seiner Freunde befanden.

Der Lebenslauf seines ein Jahr jüngeren Bruders ist dem seinigen auffallend ähnlich. Bartolomé wurde gemeinsam mit Lupercio erzogen, doch widmete er sich dem geistlichen Stande. Nachdem er schon eine Zeitlang ein geistliches Amt bekleidet hatte, ernannte ihn Maria von Oesterreich zu ihrem Caplan. Nach ihrem Tode lebte er abwechselnd in Salamanca, Valladolid und Saragossa, überall mit literarischen Arbeiten beschäftigt. 1609 gab er seine elegant und lebendig geschriebene Geschichte der Eroberung der molukkischen Inseln heraus, und ein Jahr später folgte er dem Ruf des Grafen von Lemos nach Italien, wo er sich wie sein Bruder durch seine hohe Begabung auszeichnete, und wo sein anmuthiges Talent für die Aufführung improvisirter Schauspiele ihm mannichfache Lobeserhebungen eintrug. Als der Papst Paul V. ihm ein Canonicat in Saragossa verlieh, kehrte er im Jahre 1616 nach Spanien zurück und übernahm das früher von seinem Bruder niedergelegte Amt eines Historiographen von Aragonien. Seine Fortsetzung der Annalen des Zurita umfaßt jedoch nur die vier ersten Regierungsjahre Karls V. 1631 starb er im fünfundsechzigsten Jahre seines Lebens zu Saragossa.

Lupercio schrieb, zwanzig Jahre alt, als Versuch einer Nachbildung des antiken Drama's, seine drei Trauerspiele, „Filis“, „Isabella“ und „Alexandra“; sie wurden alle drei mit großem Beifall aufgeführt. Die „Filis“ ist verloren gegangen, die beiden anderen dagegen sind im vorigen Jahrhundert handschriftlich aufgefunden und im Jahre 1772 im Parnaso español des Sedano abgedruckt worden.

Die „Isabella“ ist ein chaotisches Machwerk voll sinnverwirrender Schrecken. Nicht minder grauenhaft, nur etwas kunstreicher geordnet, ist der Inhalt der „Alexandra“. Alexandra, eine lasterhafte ägyptische Prinzessin, hat sich mit dem Feldherrn Acoreo vermählt, nachdem dieser den rechtmäßigen König Ptolomäus umgebracht, und sich des Throns bemächtigt hat. Acoreo ermordet einen Geliebten seiner Gemahlin, zeigt ihr den Leichnam, zwingt sie, ihre Hände in sein Blut zu tauchen und darauf Gift zu nehmen. In ihrer Verzweiflung beißt Alexandra sich die Zunge ab und speit sie dem verabscheuten Gemahl ins Gesicht.

Unterdessen hat ein Jüngling, Namens Ordonante, zu Gunsten eines noch lebenden Sohnes des ermordeten Königs eine Empörung im Lande erregt. Acoreo flüchtet in einen festen Thurm. Der Geist des Ptolomäus erscheint, ihm seinen Sturz und Tod voraussagend. Er ermordet mehrere Kinder, welche ihm früher als Geiseln anvertraut wurden, und schleudert die Köpfe der Ermordeten den Eltern vor die Füße. Von Entsetzen ergriffen, tödtet ihn einer seiner Ritter. Zuletzt erscheint Sila, die Tochter des Tyrannen, auf dem Thurm; Ordonante liebt sie, Sila weiß es und fleht ihn an, zu ihr emporzusteigen; kaum aber erscheint er auf dem Thurm, so stößt sie ihm einen Dolch ins Herz und stürzt sich selber hinab. Ein von der Tragödie gesprochener Epilog schließt das Stück. Trotz dieser wüsten Erfindung ohne Zügel und Schranke erhebt sich in einzelnen Scenen der Ausdruck der Leidenschaft zu dichterischer Beredsamkeit; doch kann die ächte Poesie dieser Stellen vor all' den Gräueln nicht zur Erscheinung und Wirkung kommen, und es ist im Allgemeinen doch nur die classische Reinheit und Präcision der Schreibart, deren bildender Einfluß auf die castilianische Sprache allerdings nicht gering anzuschlagen ist, welche diese Dramen von den rohen Spectakelstücken ihrer und früherer Zeiten unterscheidet.

Der Ruhm der Brüder Argensola beruht auf ihren lyrischen Dichtungen, die aus Satiren, Episteln, Sonetten, Oden und Canzonen bestehen, und welche nach ihrem Tode von dem Sohn des Lupercio herausgegeben wurden.

Die Aehnlichkeit der Erziehung, äußerer Schicksale und der natürlichen Begabung beider Brüder hatte eine solche Uebereinstimmung ihrer poetischen Arbeiten zur Folge, daß sie auf den ersten Blick wie aus einem und demselben Geist hervorgegangen erscheinen, und

erst eine gründliche Prüfung muß den Werken des älteren Bruders mehr Kraft und Eigenthümlichkeit, denen des jüngeren eine noch vollendetere Eleganz der Form und eine höhere satirische Begabung zuerkennen. Beider Vorbild war Horaz. Sie waren ihm ebenbürtig, was die vollendete Schönheit der Diction anbetrifft; in der That erregte ihre Sprache das Entzücken ihrer Zeitgenossen dergestalt, daß Lope de Vega sagen durfte: „Sie scheinen aus Aragonien nach Castilien gekommen zu sein, um die Castilianer sprechen zu lehren.“ An Kraft, Kühnheit und erhabener Empfindung haben sie jedoch ihr Vorbild nicht annähernd erreicht. Was ihnen an Leidenschaft, Phantasie und Schwärmerei gebrach, suchten sie durch verständnißvollen Geist, einen poetisch feinen Geschmack und sinnreiche Combinationen zu ersetzen, und niemals entstellten sie ihre unübertrefflichen Verse durch Künsteleien, durch gezierte oder schwülstige Ausdrucksweise. Unter den Episteln Lupercio's sind die didaktischen vorzugsweise durch Gedankentiefe und Formvollendung ausgezeichnet. Bartolomé, dem ein langer Lebenslauf eine noch sorgfältigere Ausbildung seiner Kräfte ermöglichte, hat eine bei weitem größere Anzahl von Dichtungen hinterlassen als sein Bruder. Unter seinen Poesien finden sich auch geistliche Canzonen, voll malerischen Ausdrucks und geläuterten Strebens. In seinen Satiren waltet neben beißendem Spott ein sanfter und humaner Sinn, und seine geistreichen Episteln, die frei von Sarkasmen sind, drücken eine ernste Würde aus.

Fast alle Literarhistoriker haben übereinstimmend das Lob der Argensola's verkündet; nur Quintana, ein namhafter spanischer Schriftsteller der neueren Zeit, spricht sich folgendermaßen tadelnd über die beiden Brüder aus: „Ohne mit den begeisterten Anhängern der Argensola's streiten zu wollen, oder nach der Verminderung der gerechten Würdigung, welche ihnen zukommt, zu trachten, muß ich dennoch bekennen, daß mir ihr Ruhm größer als ihr Verdienst erscheint. Viel verdankt ihnen vermöge der Correctheit und Sorgfalt, mit der sie schrieben, die spanische Sprache, wenig dagegen die Poesie; und ich glaube, daß sie verdienstvoller sind durch die Fehler, die sie vermeiden, als durch die Tugenden, welche sie besitzen. Das lyrische Genre handhaben sie mit Gewandtheit und sinnreichem Verständniß, im Allgemeinen aber entbehren sie der Begeisterung, der Größe, der Phantasie. In den Liebesliedern stehen ihnen weder Grazie noch Zärtlichkeit zu Gebot, welche die erotische Poesie doch erfordert, und wenn man das eine oder das andere Sonett von Lupercio ausnimmt, so haben sie auf diesem Gebiete nichts geleistet, was verdiente erwähnt zu werden, und sich dem Gedächtniß der Liebenden einzuprägen. Ihr verständiger Charakter, die Natur ihres Geistes, mehr fein und klug als blühend und umfassend, der graziöse Humor, den sie mitunter zu entfalten wissen, wies sie mehr auf die Satire und die moralisirende Dichtung hin, Gebiete, auf denen sie in der That wohlverdiente Lorbeeren errungen haben. Diese Dichtungen enthalten köstliche Einfälle, von Beweglichkeit und Tiefe des Geistes zeugend, von jener sinnreichen Feinheit der Gedanken und jener Leichtigkeit und Präcision des Ausdrucks, welche bei ihnen fast sprüchwörtlich geworden ist. Man hat sie mit Horaz verglichen; aber wie weit stehen sie hinter ihm zurück! Die Lebendigkeit, der Schwung, die Mannichfaltigkeit, die Gedrängtheit, das Ueberströmen der Empfindung, fast Alles, was uns an ihrem Muster entzückt, fehlt ihnen, und wenn ihnen ihre Zeitgenossen dennoch den Namen der spanischen Horaze verliehen, so beweist das entweder die außerordentliche Nachsicht derselben, oder ihren Mangel an Geschmack. Horaz würde sie gelehrt haben, sich kürzer zu fassen, er würde sie gelehrt haben ihre satirischen Angriffe, den Pfeilen vergleichbar, zu befiedern, um im Fluge den Gegner kraftvoll und sicher zu treffen und zu verwunden. Oft erfüllt der gleichmäßig verdrießliche Ton in ihren Dichtungen den Leser mit Unmuth; denn ebenso wenig wie der Zorn gegen das Laster im Stande ist ihr Gemüth zu erregen, vermag Freundschaft oder Bewunderung ihnen Beifall und wahres Mitgefühl zu entlocken.“ Bouterweck findet in den Werken der Argensola's nicht Originalität, nicht

Fülle des Genies im ganzen Sinne des Worts, aber poetisches Gefühl ohne Schwärmerei, einen männlich emporstrebenden Geist, ein sehr glückliches Darstellungstalent, einen treffenden Witz, eine classische Würde des Stils und eine seltene Solidität des Geschmacks. Er nennt sie nächst Luis de Leon die correctesten Dichter in der spanischen Literatur. Die folgenden Sonette sind von Melchior Diepenbrock und Hoffmann übersetzt:

Schreckbild des Todes, mir die Brust mit Schauer
Erfüllend, weiche, bösen Traum's Geblende!
Du zeigst vom Lebenspfaden mir das Ende,
Raubst mir den einz'gen Trost in meiner Trauer.

Geh, such' eines Tyrannen feste Mauer,
Sein goldnes Dach und seine Jaspiswände!
Ins schmale Bett zum reichen Filz behende
Schlüpf', weck', in Angstschweiß zitternd, ihn, du Rauher!

Der seh' im Volkstumulte mit Entsetzen
Die Eisenthore wüthend aufgebrochen,
Den Dolch versteckt beim Sclaven, der bestochen.

Der sehe, welchen Raub an seinen Schätzen
Ein Dietrich oder Einbruch frech verübe;
Und ihre sichern Glorien laß der Liebe!

Nicht fürcht' ich die Gefahr auf wildem Meere,
Noch die verhaßte Knechtschaft eines Scythen;
Gewohnheit wird der Kette Schmerz begüten,
Und kann dem Ruder mindern seine Schwere.

Auch fürcht' ich nicht dem unzählbaren Heere
Von Pfeilen diese Brust als Ziel zu bieten;
Des Rohres Blitz, den halb im Rauch verglühten,
Zu schaun, des Blei's gewärtig, das sich näh're.

Thor, wen der Tod als höchstes Uebel schrecket!
Nicht fürchten, nein, als Retter von Beschwerde
Wird ihn erwählen, wer in Leid begraben.

Des Schweigens Nacht allein mir Furcht erwecket;
Ein Nichtsein dünkt mich das Vergessenwerden;
Kein Uebel gleicht dem, nicht gelebt zu haben.

Sag mir, Allvater, der du ein gerechter,
Warum es deine Vorsehung erlaube,
Daß, während Unschuld liegt im Kerkerstaube,
Den hohen Fürstenthron besteig' ein Schlechter?

Wer leiht dem Arme Kraft, daß — ihr Verächter —
Deinen Geboten er die Geltung raube?
Und daß, an ihnen haltend, frommer Glaube
Zu Füßen seufzt dem freveln Sieg-Erfechter?

Triumphes Palmen sehn von frechen Händen
Wir schwingen; nicht beim rohen Festgelage
Kann, ob dem Sieg, der Tugend Schmerz sich hehlen.

So sprach ich, als sich lächelnd zu mir wenden
Ich einen Engel hörte mit der Frage:
„Thor! ist die Erde Heimathland der Seelen?"

Sonett auf den Charfreitag.

Der Schöpfer stirbt, und alle Creaturen
Entbieten ihm des Mitleids heil'ge Pfande:
Die Sonn' erlischt; in schwarze Sterbgewande
Gehüllt stehn trauernd Berg' und Hain' und Fluren.

Der Tod sogar zeigt Mitgefühles Spuren:
Des Lebens Schrei dringt zu der Gräber Rande,
Weckt Heil'ge auf; sie gehn umher im Lande,
Des Gottesmords wahrhaftige Auguren.

Wenn nichts ist, das um seinen Herrn nicht weine,
Der Erde Felsenherz selbst springt in Stücken,
Des Tempels Vorhang reißt — und ob es scheine,

Die Welt woll' ihren Angeln sich entrücken —
Kann ich, der es verschuldet, ich alleine
Mit trocknem Aug' auf dieses Schauspiel blicken?

Lope de Vega.

Lope de Vega folgte im Drama dem Cervantes nach und verdrängte diesen völlig durch den Glanz und die Fruchtbarkeit seiner Production. Mit Lope de Vega verschwindet das Schauspiel in seiner älteren Gestalt, und mit ihm gelangt die von Cueva, Virues, Artiedes und Anderen angebahnte Richtung des romantischen Nationalschauspiels zu einer Herrschaft, in welcher es sich fast zwei Jahrhunderte lang auf der spanischen Bühne erhalten hat. Die hereinbrechende „goldene Zeit" der dramatischen Literatur Spaniens fällt nicht zusammen mit seiner höchsten politischen Macht; doch konnte das durch die frühere Größe des Vaterlandes gehobene Selbstbewußtsein der Nation so bald nicht schwinden; und wenn auch schon unter Philipp II. die Sonne Spaniens ihrem Untergange sich zuneigte, so verklärte wohl noch ein Jahrhundert lang ein leuchtendes Abendroth das Land und die Geschichte Spaniens. Je weniger der Heldengeist des Volkes sich nach außen bethätigen konnte, je mehr suchte er in poetischen Schöpfungen den früheren Glanz zu reproduciren. Ohne fremde Vorbilder

und fremde Einwirkungen wurzelten die Dichtungen jener Zeit ganz im volksthümlichen Leben der Nation, und es waren immer nur nationale Stoffe, welche die jugendliche Schaffenslust mit Vorliebe ergriff. Die phantastischen Erfindungen der Ritterromane, der Inhalt der zahllosen Romanzen, die herrlichen Sagen der Vorzeit und ihre eigene Geschichte, das waren die Stoffe, welche die Dichter dem Volke zum poetischen Bewußtsein brachten.

Die Vorgänger des Lope hatten die Grundtypen für das nationale Drama aufgestellt, und obgleich er als Schöpfer desselben gepriesen wird, hat er doch nur das, was er vorfand, kühn und gewaltig ausgebaut. Trotz der vernachlässigten Einheit von Zeit und Ort, trotz der Regellosigkeit und üppigen Entartung seiner Arbeiten tragen sie den Stempel des Genies, und der unvergängliche Geist der Poesie offenbart sich in ihnen.



Lope Felix de Vega Carpio.

Ueber das Leben Lope de Vega's, des „Phönix von Spanien", des „Wunders der Natur" (monstruo de naturalezza), wie Cervantes ihn nennt, liegen wenig ausführliche und zuverlässige Nachrichten vor. Was wir von ihm wissen, beschränkt sich auf die verworrene und ungenaue Biographie seines Freundes Perez de Montalvan und auf die Mittheilungen, welche er selbst in verschiedenen seiner Schriften, namentlich in dem Roman „Dorothea" uns über sein Leben macht. Lope Felix de Vega Carpio ward am 25. November des Jahres 1562 zu Madrid geboren. Sein Vater, gleich ihm Dichter, war ein unbegüterter Landedelmann, der ein kleines Gut in dem reizenden Thal von Carriedo in Altcastilien bewirthschaftete. Die Leidenschaft zu einer jungen Dame trieb ihn

mehrere Jahre nach seiner Vermählung aus der Heimath. Francisca Fernandez, seine verlassene und muthige Gattin, reiste ihm nach; sie trafen in Madrid zusammen, wo eine Versöhnung erfolgte. Einige Zeit darauf ward Lope geboren, der sich selbst ein Kind der Eifersucht nennt. Montalvan erzählt von seiner Kindheit Wunderdinge; kaum fünfjährig soll er schon Latein verstanden und Verse gemacht haben, die er, so lange er selber nicht schreiben konnte, größeren Kindern für Ueberlassung seines Frühstücks und seiner Spielsachen, in die Feder dictirte. Er selbst sagt von sich: „Mein Genius lehrte mich von der Wiege an Verse machen und schon in meinem elften und zwölften Jahre schrieb ich Komödien von vier Acten und vier Bogen.“ In der Schule zu Madrid zeichnete er sich in jeder Weise aus. Auf ritterliche Künste verstand er sich vortrefflich; er sang und tanzte zum Entzücken. Ein muthwilliger Knabenstreich, den Montalvan von ihm erzählt, beweist die Lebhaftigkeit und Unbändigkeit seines Geistes. Von Abenteuer- und Wanderlust getrieben, entfloh er einst mit einem Freunde aus Madrid. Nach einigen Wandertagen waren, wie vorauszusehen, die Geldmittel der jungen Abenteurer erschöpft. Todmüde, und dem Verhungern nahe, gelangten dieselben nach Segovia, wo sie versuchten, bei einem Goldschmied ihr letztes Goldstück zu wechseln und eine werthvolle Kette zu versetzen. Man schöpfte Verdacht, hielt sie für Diebe, und sie wurden eingesperrt. Indessen war der Corregidor ein verständiger Mann, der sich bald überzeugte, daß ihr einziges Verbrechen ihre jugendliche Unbesonnenheit war, und der sie mittelst eines Gerichtsdieners nach Madrid zurückbringen ließ.

Lope verlor noch als Kind seine Eltern, und seine Dürftigkeit zwang ihn zu früher Dienstbarkeit. Mit Rührung und Dankbarkeit erwähnt er stets seines Aufenthalts bei Geronimo Manrique, Bischof von Avila, dem zu Ehren er mehrere Eklogen und das Schäferspiel „Jacinto“ verfaßte — Jugendarbeiten, die einen nicht gewöhnlichen Geist verriethen. Die Unterstützung des Bischofs ermöglichte ihm auch die Fortsetzung seiner Studien. Er bezog zuerst die Universität Salamanca, dann Alcala, wo ihn Philosophie, Theologie und die geheimen Wissenschaften, welche seiner feurigen Einbildungskraft eine erwünschte Nahrung boten, vorzugsweise fesselten; und überall erregte sowohl seine poetische Begabung wie seine schnelle Fassungskraft Bewunderung.

Als er die Universität verlassen hatte und im Begriff war, sich dem geistlichen Stande zu widmen, ward er, wie er selbst erzählt, erst siebzehn Jahr alt, von einer Liebesleidenschaft ergriffen, deren Geschichte er, den Hauptzügen nach, in seinem Roman „Dorothea“ der Nachwelt hinterlassen hat. In schwärmerischer Neigung hing er einem jungen Mädchen Namens Marfisa an, welches von ihren Verwandten gezwungen wurde, einem alten wohlhabenden Manne ihre Hand zu reichen. Trotzdem Lope und Marfisa beim Abschied bitterlich weinten und sich ewige Treue schworen, verliebte er sich kurze Zeit nachher auf das leidenschaftlichste in eine schöne und leichtfertige Frau, Namens Dorothea. Seine Leidenschaft ward erwidert, und die Liebenden erfreuten sich einige Jahre ihrer gegenseitigen Zärtlichkeit — ein Glück, welches indessen durch die Ränke eines eifersüchtigen Nebenbuhlers vielfache Störungen erfuhr, der sogar mehr als einmal das Leben Lope's ernstlich bedrohte. Ein Streit, wahrscheinlich durch Eifersucht herbeigeführt, trennte plötzlich die Liebenden. Lope verließ Madrid, und irrte ruhelos einige Zeit in Spanien umher. Die Sehnsucht trieb ihn bald nach Madrid zurück; er sah Dorothea wieder, eine Versöhnung erfolgte, und er scheute eine Zeitlang keine List und kein kühnes Wagniß, um sich heimlich und ungestört ihres Beisammenseins zu erfreuen. Grundlos aber und ihm selber unerklärlich wich diese Leidenschaft plötzlich aus seinem Herzen, und als er seine Jugendgeliebte Marfisa wiedersah und die Liebe zu ihr von neuem erwachte, zerriß er völlig die Bande, welche ihn an Dorothea knüpften, trotz ihres Schmerzes, ihrer Wuth, ihrer Verzweiflung. Wie sein Verhältniß zu Marfisa sich gestaltete, darüber macht uns Lope keine Mittheilungen; wir erfahren nur, daß sie bald darauf zu einer zweiten Heirath schritt.

Lope ward jetzt von der Lust zum Kriegshandwerk ergriffen und wir sehen ihn an der Expedition gegen die Azoren Theil nehmen, in der die Spanier bei der Insel Tercera einen so glänzenden Sieg erfochten. Nach beendigtem Feldzug tritt er in die Dienste des Herzogs von Alba, eines Enkels des berühmten Feldherrn, der ihn stets mit liebevoller Auszeichnung behandelte, und dem er seinen Schäferroman „Arcadia“ dedicirte.

Die Erlebnisse der nächstfolgenden Zeit sind in keiner Weise aufgeklärt worden. Widerwärtige Schicksale, bei denen, wie es scheint, die leidenschaftliche und eifersüchtige Dorothea die Hand im Spiele hatte, führten Lope ins Gefängniß, aus dem er mit einem Freunde Claudio Conde, der freiwillig seine Gefangenschaft getheilt hatte, nach Valencia entfloh. Hier wurde Conde abermals verhaftet, später aber von Lope befreit. Von Valencia gingen die Freunde nun vereint nach Lissabon, und nahmen Kriegsdienste auf der unüberwindlichen Flotte, welche sich unter dem Herzog Medina Sidonia zu ihrer großen Expedition gegen England rüstete. Unverhofft traf er auf dem Schiff mit seinem älteren Bruder zusammen. Der herzlichen Freude des Wiedersehens sollte bald die schmerzlichste Trennung folgen; denn bei einem Seetreffen starb, von feindlichen Kugeln durchbohrt, der Bruder in Lope's Armen.

Aller Wahrscheinlichkeit nach schrieb der Dichter unter den Schrecknissen und Stürmen dieser Fahrt sein schönes Gedicht: „la Hermosura de Angelica“ (die Schönheit Angelica's). Nachdem er wohlbehalten, aber tief bekümmert über das Unglück seines Vaterlandes nach Madrid zurückgekehrt war, vermählte er sich mit Isabel de Urbina, mütterlicherseits einer Verwandten des Cervantes, einer durch Tugend, Schönheit und Geist gleich ausgezeichneten Frau. Nicht lange nach seiner Vermählung gerieth er einst mit einem jungen Raufbold, der sich hämische Bemerkungen gegen ihn erlaubt hatte, in Streit. Seine Rache war ein Spottgedicht; es folgte ein Duell, Lope verwundete seinen Gegner gefährlich und mußte fliehen. Zum zweiten Mal wählte er zu seinem Aufenthalt Valencia, das durch den Zusammenfluß von Schriftstellern und Künstlern und durch sein aufblühendes Theater seinem strebenden Geist eine mächtige Anregung bot. Hier trat er in Verkehr mit Gaspar de Aguila; hier knüpfte sich ein inniges Freundschaftsband zwischen ihm und Guillen de Castro. Sieben Jahre dauerte die Verbannung, welche seine Gattin mit ihm getheilt hatte. Kaum hatte er den heimathlichen Boden wieder begrüßt, so starb Isabel. Schmerzlich emfand er ihren Verlust, und in vielen seiner Dichtungen hat er sie unter dem Namen Belisa verherrlicht.

Er nahm jetzt wieder Secretairdienste, zuerst beim Marques von Malpica und später beim Grafen von Lemos, der Lope und Cervantes gleichmäßig bewunderte. Einige Jahre nach dem Tode Isabel's vermählte er sich zum zweiten Male mit Donna Juana de Gurdia, die seiner ersten Gemahlin an Tugend und Schönheit ebenbürtig war. Von diesem Zeitpunkt an lebte er ganz selbstständig, nur dichterischen Arbeiten und seiner Familie sich widmend. 1599 wurde er durch die Geburt eines Sohnes erfreut, und es folgten nun einige Jahre stillen, heiteren Glückes, deren er selbst noch in seinem höchsten Alter mit wehmüthig inniger Rührung gedenkt. In einer Epistel an einen seiner Freunde schildert er das Glück dieser Jahre folgendermaßen: „Jeden Morgen sah ich das keusche Antlitz meiner süßen Gattin neben mir erwachen; und dann brachte mir die Amme den kleinen Carlos, der, Rosen und Lilien im Antlitz, mir irgend einen kindischen Scherz erzählte. Bei dieser Sonne und diesem Morgenroth kleidete ich mich an. Der Knabe hüpfte um mich her, so wie ein Lamm im Morgenschein die Weide durchhüpft; und jeder kindische Einfall, den seine kleine Zunge kaum auszusprechen wußte, schien uns ein weiser Spruch und ward mit Küssen von uns belohnt. Und zufrieden, solche Morgen zu sehen nach so vielen dunklen Nächten, beweinte ich meine früheren eitlen Hoffnungen. Von da ging ich in mein Zimmer, um zu schreiben, bis man mich zum Essen rief; ich aber sagte dann oft ärgerlich, sie sollten

mich nicht stören — so groß war der Hang zur Arbeit; doch wenn dann mein Carlos kam, um mich zu holen, und meinen Augen Licht, meiner Brust Umarmungen gab, und mich an der Hand fortzog, so konnte ich nicht widerstehen, und setzte mich zur Seite seiner Mutter an den Tisch. Ohne glänzende Dienerschaar, die hierhin und dorthin die Gerichte trägt, ohne die Tafel des Ueberflusses, mit crystallenen Schalen und goldenen Schüsseln besetzt, spendete uns die Armuth so viel wir bedurften; denn die Natur hat an Wenigem genug." *)

In diesen glücklichen Jahren seiner Ehe gab er sein religiöses Epos „Isidor" heraus, nachdem bereits früher seine „Dragontea" (Drachenlied) im Druck erschienen war. Der Inhalt des Drachenliedes ist die Schmähung und Verhöhnung des englischen Admirals Franz Drake, der als Drache und Ungeheuer geschildert wird, und über dessen kläglichen Tod in Amerika Lope, im Einklang mit seiner Nation, unendlichen Jubel erhebt. Wild und geschmacklos ist diese Dichtung, wie der Geist, der sie ihm eingab, unedel, rachsüchtig und fanatisch war. Dieselbe ging ziemlich eindruckslos vorüber; desto größer aber war der Beifall, den sein „Heiliger Isidro" fand, eine ziemlich trockene, in leichten, harmonischen Versen, vorgetragene Geschichte. Sie erzählt das Leben des heiligen Isidor, des Schutzpatrons von Madrid, zubenannt der Ackermann — eines Mannes, der so fromm war, daß, wie die Sage erzählt, die Engel vom Himmel stiegen, um sein Feld zu bestellen, welches er vor allzu heißer Andacht vernachlässigt hatte.

Im Jahre 1602 folgten dem „Isidro" im Druck die schon früher geschriebenen Dichtungen „die Schönheit der Angelica" und die „Arcadia" und einige Zeit darauf „der Pilger in seinem Vaterlande".

„Angelica" ist ein romantisches Epos in Octaven, das der Dichter selber eine Fortsetzung des rasenden Roland nennt. Er überläßt sich in den zwanzig Gesängen dieser Dichtung ganz den Eingebungen seiner jugendlich stürmischen Phantasie, die in betäubender Weise Abenteuer, Kämpfe und Gestalten zusammenhäuft und dadurch jede poetische Wirkung unmöglich macht; doch muß dieses Epos, nach der Zahl seiner Auflagen zu urtheilen, dem Geschmack seiner Zeit sehr entsprochen haben.

„Arcadia" ist ein Schäferroman in Prosa mit vielfach eingeflochtenen Versen. Der Herzog von Alba, dem der Roman zugeeignet war, wird darin als Held unter dem Namen Amphriso eingeführt, während im Hintergrund der Dichter selbst als Hirt Belardo seiner Clelia zärtliche Huldigungen darbringt. Die „Arcadia" ist offenbar eine Nachahmung der „Galathea" des Cervantes und der „Arcadia" des Sennazar, mit welcher sie an Schönheit des Ausdrucks wetteifert. Doch sind die einzelnen reizenden Schilderungen, die lebendigen Erzählungen und hübschen Gleichnisse des Romans nur Oasen in der langweiligen Oede anspruchsvoller Gemeinplätze, langer geschraubter Reden, gezierter Wortspiele, künstlicher Antithesen und gelehrter Erörterungen. Die Sprache der „Arcadia" dagegen ist durchgängig rein und fließend.

„Der Pilger in seinem Vaterlande" enthält die abenteuerlichen Schicksale zweier Liebenden, welche, obgleich von ihren Eltern für einander bestimmt, eines Mißverständnisses wegen die Flucht ergriffen haben und erst nach unendlichen Leiden zur Vereinigung gelangen. In diesen Roman sind nicht nur zahlreiche kleinere Episoden verwebt, Gedichte, Erzählungen, Hymnen, sondern auch ganze Schauspiele weltlichen und geistlichen Inhalts. Die Geschichte ist schön und poetisch erzählt und gehört zu den interessanteren Arbeiten Lope's.

Das Familienglück Lope's war von kurzer Dauer. Der Tod entriß ihm seinen Carlos im siebenten Lebensjahr. In einer herrlichen Ode spricht er mit tiefer Wehmuth und frommer Ergebung seinen Schmerz über den Tod des geliebten Kindes aus; unter Anderem sagt er: „Diese süße Frucht meines Daseins biete ich Dir, o ewiger Vater, unter Deinem

*) Siehe v. Schack. Bd. II. S. 171.

Segen demüthig vor Deinem Altar an; denn wenn von allen Opfern ein reines und demüthiges Herz das beste ist, so darf ich Dir wohl dies mein Herz, meinen Carlos, bieten. Ich liebte Dich, o Herr, seit Du mein Auge dem Lichte Deiner Erkenntniß öffnetest; da kam mein Carlos auf die Erde, und war wie eine Wolke, die mich hinderte, nach Deiner himmlischen Sonne zu schauen; und so trieb jetzt der Hauch Deiner göttlichen Hülfe mein Lebensschiff durch das Meer meiner Thränen in den Hafen des ewigen Heils; und es war gut, daß mir der entrissen ward, der mich hinderte, Dich ganz zu lieben, und daß ich Dir dies zarte Lamm zum Opfer bringen mußte. — Und du, glückseliger Knabe, der du in den sieben Jahren deines Lebens keinen Ungehorsam gegen deinen Vater geübt hast, erheitere meine trüben Augen, da du nun im Reich des Lichtes wohnest. Von der ersten Wiege bis zum letzten Bett hast du uns keine kummervolle Stunde gemacht; dein Tod ist der erste Schmerz, den du uns giebst. Wenn ich dich so heilig und so weise sah, erkannte ich in den jungen Jahren schon das Alter, das dich an die Schwelle des Grabes führte, und dachte: so endigt der Greis, wie kann das Kind so beginnen? — Wie oft, mein süßer Knabe, fing ich dir schöne Vögel ein, verschieden an Gesang und Farben; wie oft pflanzte ich dir grüne Zweige in dein Gärtchen, und Blumen, in denen ich dein Ebenbild sah; du aber, mein Carlos, warst kaum in der reinen Luft der Morgenröthe thaubenetzt emporgeblüht, als schon die weiße Lilie welk und erstarrt zu Boden sank, um in den Himmel verpflanzt zu werden. O mit wie göttlich schönen Vögelein kannst du nun spielen, die mit bunten Flügeln durch die himmlischen Auen des ewigen Gartens flattern!"*)

Juana gebar ihm einen zweiten Sohn, den sein Biograph Montalvan nicht erwähnt.**)

Außer diesem Sohn erzog er eine natürliche Tochter, Marcela, an der er mit großer Zärtlichkeit hing und von deren Geistes- und Herzensgaben er stets mit Bewunderung sprach. Marcela nahm im fünfzehnten Lebensjahr den Schleier und trat in das Kloster der Carmeliter-Barfüßerinnen. Schmerzlich traf ihr Gelübde das Herz des Vaters; als frommer katholischer Christ aber sah er freudig in der Tochter Entschließung den Weg zu ihrem Heil.

Bei der Geburt eines dritten Kindes, einer Tochter, die er Feliciana nannte, starb auch Juana, seine zweite Gattin, und ließ ihn tiefgebeugt von so wiederholten Schicksalsschlägen zurück. Mit Inbrunst wendete er sich nun der Religion, als seiner einzigen Trösterin zu und beschloß, sich gänzlich dem geistlichen Stande zu widmen. Zu Toledo empfing er die Weihe und trat in die Brüderschaft des heiligen Franciscus. Dies geschah zwischen dem vierzigsten und fünfzigsten Jahre seines Lebens, und von diesem Zeitpunkt an datirt die glänzendste Epoche seiner schriftstellerischen Laufbahn. So streng, eifrig und freudig er seine religiösen Pflichten auch immer erfüllte, so hinderten ihn diese doch keineswegs, seine Mußestunden mit dem Abfassen weltlicher Dichtungen auszufüllen. Aus diesem Zeitraum seines Lebens rührt der größere Theil seiner Schauspiele her, auf deren Titelblatt sich nicht selten die von ihm bekleideten geistlichen Würden mit Gewissenhaftigkeit verzeichnet finden, während ihr Inhalt in kecker Derbheit die Schranke des Sittlichen und Schicklichen mißachtet.

Lope's Dichterruhm stieg von Stufe zu Stufe und ging weit über die Grenzen Spaniens hinaus. Bald ward sein Name der Inbegriff des Höchsten und Herrlichsten in der Poesie; „es de Lope" (es ist von Lope) war eine Bezeichnung, die hinreichte, um eine Dichtung als vortrefflich zu charakterisiren. Das Publicum verlangte nur Lope'sche Stücke zu sehen, und Schauspieler und Directoren betrachteten sich als seine Vasallen. Bei ihm

*) Siehe von Schack. Bd. II. S. 172.

**) Einige Literatoren nehmen an, daß dieser zweite Sohn ein natürliches Kind, und Sohn der Maria de Luxan, der Mutter seiner Tochter Marcela, war.

trat der seltene Fall ein, daß ein Dichter bei Lebzeiten die höchste Staffel des Ruhms erstieg und die Früchte seiner Saaten erntete. Fürsten und Könige blieben grüßend stehen, wenn er vorüberging; die Kinder drängten sich um ihn, das Volk zog ihm auf der Straße nach wie einem Heiligen — mit einem Wort, die ganze Nation vergötterte ihn.

Wie er aber ohne Maß bewundert ward, so wurde er auch von literarischen Coterien und einzelnen Individuen ohne Maß getadelt. Mittelmäßige und kleine Geister legten den Maßstab ihrer nüchternen Verständigkeit an seine Werke und fanden sie regellos und ungeheuer. Freilich verachtete er oft mehr als statthaft jeden Zwang, selbst denjenigen, welche die Gesetze der Schönheit vorschreiben, und in göttlichem Uebermuth floß sein Mund von der Poesie über, die unaufhörlich aus seiner Seele quoll. Vorzugsweise waren es die Anhänger der antiken Schule, welche ihm seine Verachtung aller Regeln und Schranken nicht verziehen. Als eine Art von Antwort auf ihre wiederholten Angriffe ist sein Werk: „Die neue Kunst Komödien zu schreiben,“ anzusehen — eine Arbeit, die übrigens eine sehr geringe kritische Einsicht verräth. Er erkennt darin bereitwillig die Berechtigung der antiken dramatischen Form mit der vielbesprochenen nothwendigen Einheit der Zeit, des Orts und der Handlung an, findet aber, daß sich diese vortrefflichen Theorien in der dramatischen Praxis nicht durchführen lassen, und bekennt mit naiver Aufrichtigkeit, daß er sich dem schlechten, aus Gewohnheit entsprungenen, Geschmack des Publicums anbequemt habe, weil dies der einzige Weg sei, um Lob und Ruhm zu ernten, und weil das Publicum ein Recht habe die Stücke, die es ja bezahle, nach seinem Geschmack zu fordern. Im weiteren Verlauf des Werkes setzt er dann auseinander, wie nun die Komödien beschaffen sein müssen, um die Gunst des Publicums zu erlangen.

Somit verkannte er vollkommen die poetische Berechtigung seiner eigenen Productionen und glaubte nur dem schlechten Geschmack des Publicums zu fröhnen, während er, von der nationalen Strömung getragen und von seinem Genius getrieben, Werke voll sprudelnder Jugendlust und herzerfrischender Poesie schuf, Werke voll nie versiegender Productionskraft, wie sie schwerlich das sorgfältigste Studium, und die künstlichste Nachahmung der Alten hervorgebracht hätte.

Einer der mächtigsten Gegner Lope's, der Lyriker Gongora, griff ihn in seinen Schriften mit feindseliger Schärfe an. Gongora war der Begründer einer neuen, gekünstelten und schwülstigen Schreibart, „estilo culto“ oder auch nach ihrem Urheber Gongorismus genannt — eine Schreibart, deren Geschmacklosigkeit dem Lope einen willkommenen Stoff für die Uebung seines Witzes bot. Der Streit wurde in giftigen Sonetten ausgefochten. In einem derselben, das von Lope herrührt, heißt es: „Verstandst du, Fabio, was ich eben sagte?“ — „Gewiß, warum sollt' ich es nicht verstehen?“ — „Fabio, du lügst; denn ich, der ich es sprach, versteh' es selber nicht.“ Lope war aber unparteiisch genug, um auf der anderen Seite den großen Dichtergaben Gongora's Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Es erfolgte schließlich eine Versöhnung der beiden Dichter, welche Lope einige Zeit darauf durch die Dedication eines seiner Dramen an Gongora besiegelte.

Einige Literarhistoriker, z. B. Huerta, behaupten, daß auch zwischen Cervantes und Lope ein feindliches Verhältniß obgewaltet habe, während im Gegentheil Navarrete von einer aufrichtigen Freundschaft zwischen Beiden spricht. Vor einer gewissenhaften und unparteiischen Prüfung hält keine dieser beiden Annahmen Stand. Der Contrast in den Lebensstellungen der beiden Dichter und ihre völlig entgegengesetzte Richtung macht eine gewisse Kälte in ihrer gegenseitigen Anerkennung wohl erklärlich. Triumphirte doch wenigstens äußerlich, Lope, der Romantiker, über Cervantes, der sich vergeblich bemühte, die Literatur von dem romantischen Unkraut zu reinigen. Uebrigens artete diese Kälte ihrer gegenseitigen Beziehungen niemals in offene Feindseligkeit aus. Lope erwähnt, allerdings etwas kühl und zurückhaltend, aber doch rühmend des Cervantes an vier oder fünf Stellen

seiner Schriften, und vierzehn Jahre nach dessen Tode hält er ihm in seinem „Lorbeer des Apoll" eine lange Lobrede, deren trockener und gezwungener Ton allerdings unverkennbar ist.

Viel wärmer anerkennend verhält sich Cervantes dem Lope gegenüber. Nennt er ihn doch einmal „den erhabenen Dichter, dessen Verse und Prosa Niemand übertrifft und Niemand erreicht;" an anderen Stellen freilich klingt sein Lob eingeschränkter und vorsichtiger, und man fühlt, daß er mit seinen Sympathien nicht auf Lope's Seite war.

Die tadelnden Stimmen gegen Lope verhallten im Beifall der Nation, die alle Pfeile, die für ihn bestimmt waren, auffing und sie, schärfer zugespitzt, auf ihre Absender zurückschleuderte. Ein Geistlicher, der eine Schmähschrift gegen Lope verfaßt hatte, konnte in Spanien keinen Verleger dafür finden und mußte sie im Auslande drucken lassen. Sie rief einen Sturm von Entrüstung und eine Flut von Vertheidigungsschriften hervor, die an Leidenschaftlichkeit und Zorn, sowie an Vergötterung ihres Dichters mit einander wetteiferten. Lope rächte sich durch ein Bild, das er als Titelblatt vor eines seiner Werke zeichnen ließ, und welches einen Käfer darstellte, der auf einer Blume, die er zerstören will, stirbt. Es trug die Unterschrift:

„Kecken Muths in den Garten brach ein der stinkende Käfer,
Aber er starb von dem Hauch duftender Rosen besiegt."

Neue Lorbeeren fügte Lope zu den alten, als er bei einem Feste, das zu Ehren des heiligen Isidor gefeiert wurde, und bei dem öffentliche poetische Wettkämpfe statt fanden, die Hauptpreise gewann, und der Liebling des Volkes zugleich der Held des Tages wurde.

Im Jahre 1609 erschien sein „erobertes Jerusalem" — sein zweites romantisches Epos, in dem er mit Tasso zu wetteifern dachte, den er jedoch nur in einzelnen herrlichen Episoden voll poetischen Glanzes und in der durchgängig harmonischen Diction des Gedichtes erreichte. Neben Richard Löwenherz ist Alfons VIII. von Castilien der Held des Epos, welchen er, ganz im Widerspruch mit der Geschichte, einen Kreuzzug nach Jerusalem führen läßt. Weitschweifigkeit der Anlage, der schleppende, unbelebte Gang der Handlung und die etwas verwilderte Manier Lope's machen diese Dichtung zu einer ermüdenden Lectüre.

1612 gab er einen religiösen Schäferroman: „die Hirten von Bethlehem" (los pastores de Belen) heraus, welcher die Geschichte der heiligen Familie von der Geburt Maria's bis zu ihrer Flucht nach Aegypten enthält. Neben manchen ungehörigen Episoden, die dem heiligen Inhalt des Ganzen nicht entsprechen, finden sich in diesem Roman einzelne kleinere Gedichte, die unnachahmlich schön, und feierlich und lieblich zugleich sind. Wir theilen hier ein Wiegenlied der Mutter Maria für ihr, in einem Palmenhain, schlummerndes Kindlein mit, in dessen süßer Zartheit und himmlischer Innigkeit ein unwiderstehlicher Zauber ruht.

Die ihr dort wallet
Unter den Palmen,
Heilige Engel!
Sehet, es schlummert
Lieblich mein Kind.
Haltet die Zweige,
Sänftigt den Wind!

Palmen von Bethlehem,
Welche mit Brausen
Zürnende Winde
Wirbelnd durchsausen,
Schweiget, o schweiget,
Es schlummert mein Kind;
Laß von den Zweigen,
Zürnender Wind!

Müde vom Weinen
Hier auf der Erde,
Schlummert der Kleine;
Daß ihm im Schlummer
Ruhe doch werde,
Schweige, o schweige,
Sausender Wind!
Stille, ihr Zweige,
Es schlummert mein Kind.

Grimmige Kälte
Droht ihn zu wecken,
Ach, und mir fehlen
Schützende Decken.
Heilige Engel,
Die ihr dort flieget,

Kommet und wärmet,
Kommet und wieget
Mein göttliches Kind!

Haltet die Zweige,
Sänftigt den Wind!

Uebersetzt von Melchior Diepenbrock.

Der junge Sohn des Lope hatte sich mit großer Vorliebe der Dichtkunst zugewendet, und nur die dringende Mahnung des Vaters hielt ihn ab sich derselben ganz zu widmen. Lope sagte ihm unter Anderem: „Ich habe, wie dir bekannt ist, ein ärmliches Häuschen, schlechten Tisch und schlechtes Bett, und ein Gärtchen, dessen Blumen eben genügen, meine Sorgen zu zerstreuen und mir allerhand neue Ideen einzuflößen. Ich habe neunhundert Stücke geschrieben, zwölf Bücher über allerhand in Prosa und Versen, und so viele Werke noch im Pult, daß noch viel mehr zu drucken bleibt, als bereits gedruckt ist. Mit dem Allen habe ich mir Feinde erworben, Censoren, Nachstellung, Neid, Tadel und Sorgen: die kostbarste Zeit ging verloren, und es nahte die non intellecta senectus, wie Petronius sagt, ohne daß ich dir mehr als diesen nutzlosen Rath hinterlassen kann." Aus diesen Klagen läßt sich auf eine gewisse Dürftigkeit seiner Vermögensverhältnisse schließen, was auffallend genug ist, da sein Einkommen für die damalige Zeit glänzend genannt werden kann. Seine geistlichen Aemter trugen ihm ungefähr 1500 Ducaten ein, eine Summe, die durch den Erlös seiner Schriften und die reichen Geschenke der Fürsten und Könige einen nicht unbeträchtlichen Zuwachs erhielt.

Der junge Lope nahm sich die Vorstellungen seines Vaters zu Herzen, gab die Dichtkunst auf, und trat unter dem Herzog von Santa Cruz in den Kriegsdienst. Bei einem Schiffbruch aber kam der arme Jüngling ums Leben.

Im Jahre 1630 vermählte sich Lope's Tochter Feliciana mit Don Luis de Usategui, und es wurde nun immer einsamer um den alternden Dichter. Treu jedoch bis an sein Ende hielten seine Freunde Montalvan und Claudio Conde zu ihm. Seine zunehmende tiefe Religiosität zog ihn immer mehr von weltlichen Dingen ab, ohne jedoch seine Productionskraft zu beeinträchtigen, welche unter dem Einfluß der Jahre nicht gelitten hatte. Er schrieb in dieser Zeit klösterlicher Abgeschiedenheit eine unendlich große Zahl von Werken, für deren Besprechung der uns zugemessene Raum nicht ausreicht: Dichtungen geistlichen und weltlichen Inhalts, Novellen, unter denen einige vortreffliche sich befinden, Romanzen, Sonette, Episteln und scherzhafte Poesien. Im Jahre 1627 widmete er dem Papst Urban VIII. sein Epos: „la Corona tragica," welches die Verherrlichung der als Märtyrerin gepriesenen Maria Stuart und die Schmähung der englischen Elisabeth zum Inhalt hat — ein Werk, das durch den fanatischen Haß gegen alles Protestantische bemerkenswerth ist. Der Papst dankte ihm in einem eigenhändigen Schreiben und ernannte ihn zum Doctor der Theologie und Ritter des Johanniterordens. Die letzten Werke, die Lope selbst herausgab, waren sein dramatischer Roman „Dorothea" und einige burleske Dichtungen, die er jedoch nicht unter seinem eigenen Namen, sondern unter dem Namen Tomé de Burguillos erscheinen ließ. Die „Dorothea" nennt Lope sein Lieblingswerk. Der Hauch jugendlicher Empfindung ruht auf ihr, und die reine künstlerisch abgerundete Prosa, in der uns der Dichter Begebnisse seines eigenen Lebens erzählt, machen den Roman anziehend und werthvoll. Unter seinen burlesken Dichtungen ist die „Gatomachia" oder der „Katzenkrieg" als das vorzüglichste hervorzuheben. Dieses komische Epos besteht aus sechs „Wäldern" oder Gesängen und stellt mit liebenswürdigem Muthwillen und spöttischem Humor den Kampf zweier Kater um die Liebe einer Katze dar. Es gehört zu den schönsten Gedichten dieses Genre's in der spanischen Literatur und war seiner Zeit eine Lieblingslecture des Volkes. Als Probe dieser bei den Spaniern so beliebten Dichtungsart lassen wir das erste Wäldchen hier folgen.

Die Gatomachia, oder: Der Katzenkrieg.

Erstes Wäldchen.

Ich, der ich in vergangnen Zeiten
Die Wälder und die Wiesen sang,
Bekränzt von hohen Bäumen und
Bedeckt mit Heerden und mit Blumen;
Die Waffen und Gesetze,
Der Könige und Reiche Schutz;
Ich singe nun, zur minder ernsten Leyer,
Der Liebe Zorn und Sprödigkeit,
Die Leiden und die Freuden.
Doch nicht vergessen ist
Das kriegerische Taromtatara,
Vermischt mit hellem Pfeifenton.

Ihr Musen des Castal'schen Chors,
Gewährt dem Liede eure Gunst;
Denn mit dem Genius, von euch verliehen,
Sing' ich den Krieg, die Lieb' und Abenteuer
Von zweien Katzenhelden hochberühmt.

Don Lope, wenn auf dem Parnaß
Dich der Pirate Hollands wandeln läßt,
Die Katze unsers Silbers, die
Die fremden Meere allenthalb durchstreift,
Laß deinen tapfern Stahl,
Womit beim Angriff du der erste bist,
Ein wenig ruhen, und dein Ohr
Vernehme den berühmten Katzenstreit.
Ganz Indien bis nach der Wallachei
Durchlaufe deines Namens Ruhm,
Der durch ganz Spanien sich schon ergießt;
Da du der Mohren Pforte sahst
Von Tunis und Biserta,
Als ein gepanzert Kind, in Form des Liebesgotts.
Nicht immer folge dem erzürnten Mars,
Geübt in Waffen von der Wiege an,
Mit Diamant gepanzert, und
Mit stolzem Federbusch gekrönt;
Denn manchmal stärkt die Ruhe
Den Muth zu neuer Tapferkeit;
Und selbst dem Kriegesgotte nimmt im Frieden Venus,
Mit alabastern Händen, Schild und Helm.

Auf hohem Giebel eines Dachs,
An frischer Luft sich kühlend, saß
Die schöne Zapaquilda,
Und leckte Kopf und Schwanz,
Und runzelte die Stirn, so heilig,
Als wär' sie eine Klosterkatze.
Ihr eigner Gedanke diente ihr
Zum Spiegel, ob ihr gleich
Ein Scherbenstück die spött'sche Elster brachte,
Die keine Haube, keine Krause ließ,
Die sie auf diesem Dache nicht versteckte,
Das nah' dem Gange eines Licentiaten lag.
Nachdem sie nun gewaschen, und
Von reingeleckten Pfoten war,
Geputzt mit ihrem Zobelpelze,
Begann sie ein Sonet im Alt
Mit so viel Grazie und Anmuth, als
Der Sänger Thraciens kaum sang;
Daß jeder, der sie hörte, gleich
Es für ein Katzen-Solo hielt;
Mit solchen Trillern und Cadenzen, daß
Die Ratten sich dem Teufel drob ergaben.
Der Frühling trat bereits hervor
Auf dem Balkon, von Lilien und Rosen,
Und Flora, mit den goldnen Schuhen,
Lustwandelte schon an der Flüsse Ufern;
Und Blumentöpfe von Fayence
Bereitete der Sommer zu;
Als Marramaquiz, von Geschlecht
Ein Römer-Kater, von Maulero, seinem Schildknapp,
Der aus la Mancha stammte,
Gewisse Nachricht überkam:
Die schöne Zapaquilda sonne sich,
Gleich einer Purpurrose, die hervor
Aus Blättern ihres grünen Bettes steigt,
Ein blühender Rubin, der blendend flammt:
Sie säng', sagt' er, ihr süßes Lied,
Noch süßer als Juan de Mena,
Und mache um sich her die Lüfte selbst verliebt.
Aufmerksam horchte Marramaquiz
(Denn schon von weitem macht der Ruf verliebt)
Auf seines Pagen lockenden Bericht;
Der außer ihrem wunderschönen Pelz,
Der neusten Modetracht von Schneider-Schöpfung
Auch ihre holde Grazie
Und jungfräuliche Sittsamkeit erhob.

Der Held begehrt ein Roß; sogleich ward ihm
Ein Affe vorgeführt, geschmückt nach Landesart,
Gefangen einst in einem Kriege, den
Die Affen und die Katzen führten.
Halbstiefelchen zwei Finger breit geschlitzt,
Legt' er mit Mühe an; anstatt
Des Degens trug er einen silbern Löffel.
Der Mantel war couleur à la Françoise,
Von einem alten Strumpf, so glatt,
So glänzend und so schmuck,
Daß er, es wäre keine Schmeichelei,
Drin höher schier als ein Adonis stutzte.
Zum Hute diente ihm
Der goldenen Citrone halbe Schale,
Mit einem roth und grün und braunen Federbusch
Von einem Papageyen, der
Von seinen Klauen starb, als eines Tags
Er: Wer da? rief, und dacht', der König käm';
Und Marramaquiz war's, der jagen ging,
Und Mittel fand, das Gitter durchzubrechen.
Zwei Hälften eines Handschuhs band er sich
Statt eines Gürtels um; und die Manschette
Von einem Kinde war die Krause.

Ein Kater war's von zierlicher Person,
Und minder nicht galant, als wie verliebt,
Von weißem Knebelbart und offenem Gesicht,
Von muntern Augen, deren Aepfel gleich
Smaragden, doch bescheiden, blitzten.
Und so erschien zu Roß, auf seinem Affen,
Der Paladin Orlando, welcher kam
Angelica die Schöne zu besuchen.
Das Fräulein von bescheidner Schüchternheit
Erblickt den Kater nicht sobald, als sie
Ihr Antlitz wohl in Falten legt, und gleich
In eine ernste Dame sich verwandelt;
Sie putzt des Schnäuzchen Rand gar fein
Und leckt ihn rein, wie einen Butterweck.

Aus Furcht vor einer Schelmerei
Bedeckt sie mit dem Schwanze die geheimen
Reize;
Die Augen niederschlagend hüllte sie
Statt Schleiers ihr Gesicht in eine Fratze; denn
Ein tugendhaftes Mädchen muß,
Je schöner es, soviel bescheidner sein.

Mit leichten Füßen spornte Marramaquiz
Sein Tetuanisch Roß,
Und viermal tummelt er's im Kreise,
Auch zeigt er mit so mancher Artigkeit
Und andern Schwenkungen, wie groß
Die Macht von seinen Trieben sei.
Er naht sich dann gar zierlich und galant
Mit seinem Hütchen in der Hand,
Dem Gegenstande seiner Liebe.
Sie gab, gefärbt mit schamhafter Röthe,
Ihm eine Locke ihres Haars. —
Indeß nun Beide zärtlich marramiezten,
Und mit verliebten Seufzern, sehnsuchtsvoll,
Die schmelzenden Gefühle wiedertönten;
Da kam von einem Ochsenauge, das
Ein nahes Dach von einem Priester zierte,
Ein Kieselstein von einer Armbrust her
Geschleudert, schneller als ein Blitz,
Und traf den Affen jämmerlich
An's Ohr, das purpurfarb von innen,
Und rauh von außen war.
Er warf die Bürde ab, und wild entrann
Er über alle Dächer weg,
Und aufzuhalten seine Wuth,
Mit der er floh, war Niemand möglich.
So wie, wenn an dem schönsten Sommertag
Ein plötzlich Wetter sich zusammenthürmt,
Und Hagel aus der Wolken Schooß
Und Blitz und Donner auf die Fluren speit,
Die Heerd' erschrocken sich verläuft,
Und in der Hecke Dornen-Labyrinthen
Die weiß und schwarze Wolle läßt;
Zu den beblümten Wiesen auch
Nicht eh'r zurückekehrt, als bis
Die Sonn' im grünen Bogen
Die Felder wieder bunt und fröhlich macht;
So liefen auch die Katzen ganz bestürzt
Durch Gänge, Thüren und Altane,
Mit tragischem Geheul;
Der Affe hielt sein Ohr betrübt
Und seinen wunden Schädel in der Hand;
Und feucht mit Blut gesalbet war sein Haar,
Als wie mit Ambra feine Handschuh.

Indeß dies Alles sich begab,
Der Kater nur an die Geliebte dachte
Und seine bittern Liebesklagen,
(Denn keine Seele ist so frostig und vereist,
Die von der Liebe nicht geschmolzen würd')
Und sie mit Pfuh und Uh
Und mit verstelltem Zorn sich wehrte; kam
Beflügelt jenes Ungeheuer
Des Himmels und der Erde, das
Bedeckt mit Zungen und
Mit Augen, bald ein abgelebter Greis
Mit Brillen, bald ein Luchs mit scharfem Blick,
Von allen ungesehen, das Gebiet
In den drei Elementen hat.
Mit dem Gerücht von Zapaquilden's Schönheit
Durchlief es beide Hemisphären schnell,
Auch bei der Wahrheit selbst noch lügenhaft,
Und trug es hin, da wo Neptun,
Der allgemeine Schöpfer jedes Quells,
Die Erd' und jedes Vorgebirge netzt,
Zur Krone Südens vom Bootes an,
Und von der kalten bis zur heißen Zone.
So laut verkündigte es Fama, die
Des Guten wie des Bösen Herold ist;
Daß jeder Kater nun in Ost und West,
Der nur ihr Bildniß sah, sich machte auf,
Gereizt zu kommen durch die Hoffnung
Des Minnesolds, den treue Lieb' erhält.
Die einen, die zu Land mit Post ankamen,
Die trugen, leichter fortzukommen,
Nur Federn, Binde, Koller, Schuh;
Die aber fern an Meeresküsten wohnten,
Soviel vermag der Liebe süßer Reiz!
Die kamen an in Trögen und in Mulden,
Und doch nicht weniger
Bis an den Schwanz mit Reichthum angefüllt.
Und andere aus Staat und Pracht,
Sich mit Galanterie zu zeigen,
Durchsegelten in Koffern und in Laden
Die blauen Fluten Amphitritens.
Ja einer, welcher sich maskirt,
Um sich incognito zu halten, kam
Sogar in einem Futterale
Von einem Nachttopf an.

In viel Jahrhunderten ward nicht gesehen
Ein so berühmtes Katerheer,
Die um die schöne Zapaquilda warben.
Kaum gab es einen Schornstein oder Dach,
Wo kein verliebter Kater war,
Der oft vom Kieselstein getroffen fiel;
Und keine Ratte war, die sich
Aus ihrem Nest gewagt,
Und Käse und Papier durchbohret hätte,
So stark ihr Hunger auch
Und die Gewohnheit war;
Kein Dichter klagte in der ganzen Welt,
Die Verse würden ihm gefressen;
Kein Sperling hüpft' hervor,
Und keine grüne Eidex schlich aus ihrem Loch.
Doch war der Schaden, der
Von einem solchen Katzenheer entsprang,
Nicht minder groß; denn weder Wurst
Noch Braten war, noch ein gefüllter Magen,
Noch eine Seite Speck im Rauch,
Vor ihnen sicher, trotz der Schwierigkeit,
Die sie dabei zu übersteigen hatten.

Nun kam auch unter der erlauchten Schaar
Ein weitberühmter, tapfrer, edler Kater,
Von spitzer Schnauze, platter Nase,
Von Brust und Beinen weiß, von Lenden schwarz,
Der Mizisuf genannt; und allenthalben
Durch Tapferkeit und Galanterie
Als ein Zapinarcissus und ein Gatimars
Berühmt. Sobald er nur die schöne Katze sah,
Die glänzender als helles Silber war;
War augenblicks er so von Liebe trunken, daß
Er Nacht und Tag
Mit Pagen und Livreebedienten
Spazierte auf dem Dache, wo sie war.

Der dienet niemals schlecht, wer liebt!
Es glückte ihm; denn gleich beim ersten Blicke,
O undankbare Katze! wollte sie
Dem Mizisuf-Narcissen wohl;
Und machte dem Marramaquiz Verdruß
Und Eifersucht. Die Ursach weiß ich nicht,
Warum sie ihre Augen warf auf Mizisuf,
Und plötzlich ändernd jenem alle
Die alte Gunst und Hoffnung nahm.
Wie viel vermag ein fremder Kater nicht;
Zumal wenn er galant ist und beredt,
Von sammtnem Fell und krausem Bart!
Zu mächtig ist der Neuheit Reiz!
Und kann man wohl den prüden Katzen trauen?
Wer hätte Zapaquilda, die so grausam war
Und unerbittlich, so veränderlich
Geglaubt, daß sie den artigen
Marramaquiz um einen Kater tauschte,
Der ihr willkommner war, weil er
Gestohlnen Speck und Würste ihr gebracht?
Wie unbeständig ist die Liebe und das Glück!
O! wer kann einem Weibe trauen?
Und wer sagt Weib, und nennt nicht Unbestand?

Marramaquiz, dem Eifersucht
Den Schlaf geraubt, erkrankte
Vor Kummer und Verdruß;
Weil nichts im Stande war, ihn zu erfreun.
Doch endlich kam Merlin, sein Arzt,
Ein Kater, dessen graue Wissenschaft
Und Kunsterfahrenheit bei Allen hochberühmt,
Und ordnete ihm einen Aderlaß;
Zum Ueberfluß besuchte
Ihn seine Dame noch, obgleich sein Schlafgemach
Hoch unter'm Dach war, wohin die Kutsche nicht
Des steilen, engen Weges kommen konnte;
Sie stieg deswegen aus und ging zu ihm
Geführt von ihrem Escudero.

Nach erstem ernstem Blicke, und nachdem
Ihr erster Zorn vorüber war,
Besprachen sie sich nur durch Miauen und durch Mienzen.
Doch ihn zu stärken auf den Aderlaß
Bracht' ihre Jungfer Bufalia
Ihm eine Gänselatsche und zwei Austern mit.
Er klagt in seiner Mienzensprache schüchtern;
Verschämt und jüngferlich antwortet sie;
Und beider Klagen, übersetzt, bedeuten
So viel:
„Warum, o schöne Zapaquilda!
Verläßt du mich so ungerecht?
Ist Mizisuf wohl weiser, tapferer?
Von leichtern Füßen, besserm Schwanz?
Und weißt du nicht, daß ich von Allen, die
Sich dünken schön zu sein, auch wirklich schön
Von Kleidern und von Hauben sind,
Dich, Undankbare, dich allein gewählt?
Ist das der Dank, daß mich die Morgenröthe
Im starren Winter sah von Dach zu Dache klettern
Und dir hofiren adelich
In Degen, Schild und ganzer Ritter-Rüstung,
Mit Reif und Eis bedeckt, mehr als
Ein spanischer Soldate, der
In Flandern mit Geschoß und Pulverflasche zieht?
Gab ich dir weder Stoffe, noch Damast,
So war's, weil du kein Galakleid
Trägst über deinem schönen Zobelfell,
Und weder deine Schönheit schänden, noch
Verbergen willst die Reize, die
Natur dir gab; was aber Leckerbissen
Betrifft, wer hat mit größ'rer Müh
Und Kühnheit wohl die Fisch' und Vögel
In Küchen weggehascht, als ich? Und bracht' ich nicht
Dir bald Pasteten und bald Würste?
O! schrecklich Mißgeschick!
Auch bin ich nicht so häßlich; denn
Noch gestern sah ich mich
In einem Wassereimer, den ein Junge
Aus unserm Brunnen zog, mein Haus
Zu sprengen; dies Gesicht
Verachtet Zapaquilda, rief ich aus?
O Jammer! Wuth! Verrätherische Liebe!"

Nicht schlaffer welkt bei Phöbus heißem Brande
Die Sonnenblume hin, und tiefer beugt
Sie ihren Nacken nicht; das zarte Kind,
Wenn es sich matt geweint, liegt auch
An seiner Mutter Brust betrübter nicht,
Als halb entseelt der Liebende hier lag.
O Götter, welch' ein süßes Ding ist Liebe,
Und Eifersucht, wie bitter bist du nicht!
Da sie ihn seinen Geist in Seufzern nun
Aushauchen sah, und wie er so pyramisirte;
Ward ihr sehr bang, sein Schmerz
Möcht' eine Ader oder Fieber sprengen,
Da nahm sie ihren Fliegenwedel gleich
Und schwang ihn über sein Gesicht;
Und kam er schnell zu sich, denn diese Gunst allein
Befreite ihn vom bittern Tode.
Mit honigsüßer Schmeichelei beginnt sie nun:
„Wenn deine Liebe dir erschweret,
Was du mir angelobt: so ist es deine Schuld,
Wenn du so ungerecht Beleidigungen dir
Und Martern selbst erdenkst;
Denn wenn auch Mizisuf mich wirklich liebt,
Und Allen sagt, daß er vor Liebe sterbe,
So bleib' ich dir doch stets als deine Braut getreu."
Die schöne Zapaquilda schwieg,
Versiegelnd sittsam die zwei schönen Rosen;
Denn Fräulein reden selten viel,
Die nicht wie Wittwen und wie Frauen
Geübet in der Liebe sind.

Schon nahte sich die Nacht;
Und ihre Kutschenräder, die besetzt
Mit Sternen und mit Diamanten blitzten,
Ertönten schon von nahen Bergen her.
Die Vögel schwiegen,
Und öde waren Wald und Flur;
Als des verliebten Kranken Pagen
Die Fackeln in das hohe Dachgemach,
Der Kutsche vorzuleuchten, brachten.
Es schieden drauf die Liebenden,
Und machten, ohne Complimente,
Zum Scheiden Sie, zum Bleiben Er
Mit ihren Schwänzen ihre Reverenze.

In seinen zwei oder drei letzten Lebensjahren hat Lope, nach Montalvan, aus Gewissensscrupeln das Komödienschreiben aufgegeben. Der Biograph erzählt, daß er zu Anfang des Jahres 1635 von zwei schweren Prüfungen heimgesucht wurde, von denen eine hinreichend gewesen wäre, den kräftigsten Sinn zu beugen. Welcher Art aber diese Prüfungen gewesen seien, theilt der verschwiegene Montalvan nicht mit. Von diesem Zeitpunkt an bemächtigte sich Lope's eine unbesiegbare Schwermuth. Im August des Jahres ward sein Zustand bedenklicher, und Ahnungen und Wünsche eines nahen Todes erfüllten seine Seele. Am siebzehnten August schrieb er ein Sonett auf den Tod eines portugiesischen Edelmanns und ein anderes Gedicht, das er „el siglo de oro" (das goldene Zeitalter) nannte. Am Freitag, den achtzehnten August erwachte er krank, wie man glaubte, in Folge einer allzu grausamen Selbstgeißelung; dennoch stand er auf, las die Messe und bewässerte sein kleines Gärtchen wie gewöhnlich. Am Abend ging er zu einer Disputation; sein Unwohlsein nahm aber dergestalt zu, daß man ihn nach Hause führen mußte. Die Krankheit nahm einen tödtlichen Verlauf. Sonntag Abend empfing er die Sterbesacramente, segnete seine Tochter Feliciana und nahm Abschied von seinen Freunden, ihnen ernste und heilige Worte ans Herz legend. Seinem liebsten Freund und Schüler Montalvan sagte er, daß der wahre Ruhm einzig und allein in der Tugend bestehe, und daß er mit Freuden seinen ganzen Ruhm dahingäbe, um ein einziges gutes Werk mehr gethan zu haben. In brünstigen Gebeten brachte er eine unruhige Nacht zu, und der Morgen fand ihn mit dem Tode ringend. Noch lauschte er den Tröstungen des Geistlichen, drückte seine Lippen auf ein Crucifix, und mit dem Ausruf: „Jesus Maria!" verschied er sanft. Er war dreiundsiebzig Jahr alt geworden.

Sein Leichenbegängniß wurde von seinem Freund und Testamentsvollstrecker, dem Herzog von Sessa, mit wahrhaft königlicher Pracht begangen. Die Geistlichkeit folgte der Bahre, und das Volk, das sich hinzudrängte, bildete einen endlosen und unübersehbaren Trauerzug; Marcela, die Tochter Lope's, hatte den Herzog um die Gunst gebeten, das Leichenbegängniß an ihrem Kloster vorüberziehen zu lassen; dieser willfahrte ihrem Wunsch, und der Zug rastete einen Augenblick vor dem Kloster der Carmeliterinnen. Die Beisetzung erfolgte darauf in der St. Sebastianskirche, und als der Sarg in die Gruft sank, tönte Klagen und Weinen durch die Hallen der Kirche. Niemals ist ein Dichter mit feierlicherem Gepränge zur letzten Ruhestätte geleitet worden als Lope. Es ward in Madrid ein neuntägiger Trauergottesdienst angeordnet, bei dem die königliche Capelle spielte und die Bischöfe im Ornat erschienen. Zu der Todtenfeier im Haupttheater hatte man besondere Stücke schreiben lassen, und unendlich ist die Zahl der Nachrufe, Oden und Elegien, welche auf seinen Tod gedichtet wurden. Die besseren dieser Dichtungen hat Montalvan unter dem Titel: „Fama posthuma à la vida y muerte del doctor Fray Lope Felix de Vega Carpio y elogios panegiricos à la immortalidad de su nombre" herausgegeben.

Lope's Zeitgenossen schildern den Dichter als einen schönen Mann von einschmeichelndem Wesen und unwiderstehlicher Anmuth. Er war hager von Gestalt, hatte eine starke, etwas gebogene Nase, ein ausdrucksvolles Auge und einen schwarzen dichten Bart. Ritterlicher Sinn war ein hervorstechender Zug in seinem Charakter, ebenso Wohlthätigkeit und ein mildes, theilnehmendes Gemüth, dessen Zärtlichkeit sich in seinem Familienleben auf das liebenswürdigste entfaltete. Kein Bekümmerter ging ungetröstet von seiner Schwelle, und den Nothleidenden war er jederzeit hülfreich. Erzählt man doch, daß er einst einem armen Mönch auf der Straße seinen eigenen Hut gab und entblößten Hauptes weiter ging. Sein fanatischer Ketzerhaß dagegen ist ein dunkler Flecken in seinem Charakter und läßt sich nur zum Theil entschuldigen, wenn man sich den scharf ausgeprägten Katholicismus des damaligen spanischen Volkes und die religiöse Schwärmerei vergegenwärtigt, welche das ganze nationale Leben Spaniens durchdrang. Als Familiar (Genosse) der Inquisition soll er

einmal die selbstständige Leitung eines Auto da fe bei der Verbrennung eines halb wahnsinnigen Mönchs übernommen haben.

Wie verschiedenartig und bedeutend Lope's lyrische und prosaische Werke auch sein mögen, seinen Ruhm und seine Unsterblichkeit verdankt er allein seinen dramatischen Productionen. Vortrefflich charakterisirt Ferdinand Wolf seine Stellung zur dramatischen Literatur Spaniens, indem er sagt: „Mit Lope de Vega beginnt unbezweifelt die eigentliche Blüthenperiode des spanischen Nationaldramas, und in dieser Periode gruppiren sich die übrigen Dichter um ihn und Calderon als die vollendetsten Repräsentanten der beiden charakteristisch verschiedenen Entwickelungsstadien dieser „goldenen Zeit" der spanischen Bühne. In Lope de Vega und seinen Nachfolgern erscheint sie uns als eine herrliche, üppig wuchernde Naturanlage, keimend, sprossend und blüthentreibend aus dem reichen vaterländischen Boden der Volkspoesie und producirend in der Ueberfülle der eigenthümlichen Schaffungskraft; aber es ist Alles noch mehr naturwüchsig, oft bunt und kraus durcheinander, in einer zwar reizenden aber wenig haushälterischen Planlosigkeit, mit einem an Vergeudung grenzenden Aufwand und einer Erschöpfung drohenden Hast der Productionskraft, blühend und duftend, summend und schwirrend, aber auch oft betäubend und ermattend wie der üppige und heiße Frühling der südlichen Sonne; kurz, eine von dem ordnenden Verstand noch nicht gezügelte übermächtige Erfindungskraft ist der Charakter dieses Stadiums der spanischen Bühne, dessen Schöpfer und intensivster Ausdruck Lope de Vega ist."

Lope ist der größte Polygraph unter den Schriftstellern aller Zeiten und aller Nationen, und seine weltberühmte beispiellose Fruchtbarkeit wird allein durch die wunderbare improvisatorische Leichtigkeit seiner Verse begreiflich, welche er, ihrer Glätte und harmonischen Schönheit unbeschadet, schnell wie die schlichteste Prosa niederschrieb, ohne zu verbessern und auszustreichen, und ohne nach Bild oder Reim zu suchen. Seine lyrischen und prosaischen Werke nehmen an fünfzig Bände ein; und mit Ausschluß einiger kleinerer Arbeiten dichtete er 1800 weltliche und 400 geistliche Komödien. Viele derselben, mit verwickelter Intrigue und in den verschiedensten und schwierigsten Versmaßen, vollendete er an einem einzigen Tage; nach seiner eigenen Aussage kommen auf jeden Tag seines Lebens fünf Bogen Manuscript. Er arbeitete also schneller als irgend ein Copist abzuschreiben im Stande wäre. Um alle seine Werke nur zu lesen, würde fast ein ganzes Menschenleben erforderlich sein. Durch den Druck sind von seinen Dramen nicht viel über 300 aufbewahrt worden. Seine übrigen Werke erschienen unter dem Titel: „Zerstreute Werke" (Obras sueltas) im Jahre 1776 zu Madrid.

Ihrem wesentlichen Inhalt nach kann man die große Zahl seiner Schauspiele in weltliche und geistliche (divinas y humanas) theilen. Zu den ersten gehören auch die Vor- und Zwischenspiele (Loas, Entremeses, Lainetes u. s. w.). Die weltlichen Komödien sind entweder „Mantel- und Degenstücke" (Comedias de capa y espada) oder Helden-Schauspiele (Comedias heroicas). Die Mantel- und Degenstücke, so benannt nach den darin auftretenden Personen vornehmen Standes, welche in damaliger Zeit mit Mantel und Degen einherzugehen pflegten, entlehnen ihre Stoffe dem gewöhnlichen Leben und der Gegenwart, deren Sitten sie schildern, im Gegensatz zu den Helden-Schauspielen, deren Vorwürfe entweder unmittelbar der Geschichte entnommen sind oder doch an historische Personen oder Ereignisse anknüpfen. In den Dramen der letzteren Kategorie dürfen auch Könige eine Rolle spielen. Später ging aus den Mantel- und Degenstücken noch eine untergeordnete Gattung, die „Comedias de figuron" hervor, in denen die Thaten irgend eines Glücksritters oder einer Abenteurerin dargestellt werden.

Begreiflicherweise läßt sich die Trennung dieser verschiedenen Gattungen nicht überall streng durchführen; dieselben gehen oft unmerklich in einander über: neben dem Ritter tritt der Bauer auf, und in den Mantel- und Degenstücken intriguiren Könige mit den Edelleuten

um die Wette. Wie es im Wesen der romantischen Poesie begründet ist, findet nicht selten in einem und demselben Stück eine Verschmelzung der heterogensten Elemente statt; neben hohem Pathos und süßer Lyrik machen derbe Scherze und zweideutige Späße sich geltend. Es ist ein Verdienst des Lope, den sogenannten „Gracioso" in das spanische Drama eingeführt zu haben — eine geistreiche und originelle Art von Spaßmacher, welcher durch den Contrast seiner niederen und praktischen Denkungsart mit der idealen Gesinnung des Helden die Erhabenheit dieses Letzteren steigert, zu gleicher Zeit aber sein Pathos ironisirt.

Die geistlichen Komödien stellen entweder, den Mysterien des Mittelalters sich anschließend, Geschichten der Heiligen dar, oder sie dienen, als „Autos sacramentales", meist im Gewande der Allegorie, zur Verherrlichung sacramentlicher Handlungen und zur Feier des Frohnleichnamsfestes.

Wie in den alten Romanzen, so waren in den Dramen der Lope'schen und Calderon'schen Zeit Liebe, Glaube und Ehre das bewegende Princip: namentlich tritt die Liebe, als Galanterie aufgefaßt, überall in den Vordergrund, und Liebe, Glaube und Ehre gewinnen Gestalt und bethätigen sich in der Intrigue. Die romantische Intrigue, mit einem unerschöpflichen Reichthum an Erfindung, mit den sinnreichsten Verwickelungen, in denen tausend Fäden sich kunstvoll ineinander schlingen, bildet den Mittelpunkt der Lope'schen Dramen. Alles, was das spanische Leben Interessantes bot, nahm Lope in seine Stücke auf, und mit genialer Kraft wußte er selbst um das Alltäglichste den Schimmer der Poesie zu weben. In seinen Komödien fand das Volk eine treue, virtuose und doch dichterische Abspiegelung seiner Gegenwart und seiner Vergangenheit. Die Helden in Lope's Stücken sind fanatische Spanier, Spanier durch und durch; in ihnen finden das absolute Königthum und die blutige Aufrechterhaltung der conventionellen Ehre ihre Verherrlichung. Nächtliche Balconscenen ziehen in diesen Komödien mit ihrem romantischen Zauber an uns vorüber; in ihnen ergeht die Liebe als holde Schwärmerei sich in lieblichen Reden oder schwelgt in südlich glühender Liebeslust, welche nicht selten bis zur Ausschweifung entartet. Stets hat die Liebe die Eifersucht im Gefolge, und hinter der Eifersucht lauert der Mord. Neben mittelalterlicher Rohheit, die jeden Augenblick die Hand am Schwerte hat, um die kleinste vermeintliche Beleidigung mit Blut abzuwaschen, finden die feinsten Klügeleien über allgemeine Begriffe und die subtilsten Verstandesberechnungen Raum. Von Allem, selbst von den unbedeutendsten und gleichgültigsten Ereignissen wurde Lope poetisch angeregt, fast als wäre es eine Naturnothwendigkeit für ihn, zu dichten — einer Harfe im Winde vergleichbar, der unwillkürlich jeder Lufthauch bezaubernde Töne entlockt.

In seinen Poesien herrscht die anmuthigste Natürlichkeit und geistvolle Leichtigkeit, verbunden mit nie versiegendem Witz und feurig sprudelnder Lebenslust. Im Erfassen der menschlichen Natur hat er eine solche Meisterschaft, daß die von ihm dargestellten Gestalten wie lebendig aus dem Rahmen seiner Dichtung schauen. Im Ausdruck der Leidenschaft ist er unerschöpflich an üppigen Bildern und zierlichen Vergleichen. Bald flutet der Strom seiner Beredsamkeit kühn und prächtig dahin, bald sind es reizende zum Herzen dringende lyrische Klänge, die unsere Seele gefangen nehmen; und dazwischen sprühen Witzfunken wie prasselndes Feuerwerk. F. v. Schack sagt über Lope de Vega in einem vortrefflichen und begeisterten Abschnitt seiner dramatischen Literatur Spaniens, der fast eine Apologie des Dichters genannt werden kann, unter Anderem Folgendes: „Lope hatte die Natur nicht allein jene vollkommenste Harmonie aller Seelenkräfte verliehen, aus welcher die Kunst als schönste Blüthe des Menschengeistes hervorgeht, er war nicht allein mit allen den Gaben ausgerüstet, die dem großen lyrischen und epischen Dichter eben so nothwendig sind wie dem dramatischen, mit Fülle und Beweglichkeit des Geistes, mit tiefer Anschauung der Natur und des Lebens, mit Gluth und Erregbarkeit der Empfindung, mit Schwung der Phantasie und des Gedankens; sondern er besaß zugleich im höchsten Grade alle Eigen-

schaften, welche vorzüglich zum Dramatiker befähigen, die tiefste Kenntniß der Menschen und ihrer Charaktere, den schärfsten Sinn für Erfassung der Leidenschaften, ihrer Ursachen und Wirkungen und, im Verein mit einer unerschöpflichen Phantasie und Erfindungsgabe, die feinste Verstandesreflexion und jenen ruhig überschauenden Blick, der zur Anordnung und Führung eines dramatischen Planes nöthig ist. In Lope's dramatischer Kunst vereinigte sich die durchsichtige Klarheit und heitere Darstellung des Epos mit dem ergreifenden, die Herzen rührenden und bewältigenden Erguß der Lyrik; Beides aber trat, in plastisch abgerundeten Gestalten verkörpert, in lebendiger, nie stockender Handlung auf die Bühne. Dieser hochbevorzugte Geist scheint die schwierigste von allen Formen der Dichtkunst, nach deren Besitz ganze Nationen und Zeitalter vergebens gerungen haben, ohne Anstrengung und gleichsam spielend aus sich geboren zu haben. So abgeschlossen, wohl gefügt und wie aus einer inneren Nothwendigkeit hervorgegangen erscheinen seine zahllosen Gebilde, daß man glauben sollte, nicht der Dichter habe sie hervorgebracht, sondern die Natur durch ihn.

Sein Versbau ist von wunderbarer Harmonie, Leichtigkeit und Eleganz; sein Stil (abgesehen von einzelnen Flecken) eben so natürlich und dem Gegenstande angemessen als edel, kunstvoll und gewaltig. Er hat alle Modulationen, die im Gebiet des Sprachvermögens liegen, in seiner Gewalt, und weiß eben so den innigen, zum Herzen sprechenden Ton der unmittelbaren Empfindung zu treffen, als die Erzählungen und ausmalenden Schilderungen in ein prachtvolles Gewand zu kleiden, den beflügelten Witz auf dem Wellenspiel der Rede zu schaukeln und dem hinströmenden Erguß der Leidenschaft Worte zu leihen. Er weiß die allerfamiliärsten Bilder und Ausdrücke zu gebrauchen, ohne deshalb ins Prosaische und Triviale zu verfallen, und die alleraußerordentlichsten, ohne die Präcision zu verletzen, oder ans Bombastische zu streifen. Mit welcher Leichtigkeit und Klarheit gleiten seine Romanzen dahin, wie sanft bewegte, bis auf den Grund durchsichtige Bäche; aber wie brausend ergießen sie sich auch in den erregteren Momenten, gleich dem Bergstrom, der über Felsenklippen rollt! Wie lebhaft und beweglich, mit welcher Grazie und Anmuth leihen sich seine Redondillen und Decimen bald zu Rede und Gegenrede, bald zu Klagen der Liebe, bald zu Spielen des Scherzes und der Laune her! Welcher melodische Zauber in seinen Liras und Silvas! Und wie majestätisch treten seine Octaven, Canzonen und übrigen italienischen Maße auf! Wie sehr muß man erst über den Reichthum der Einbildungskraft erstaunen, mit dem Lope alle seine Komödien ausgestattet hat! Wie die Natur selbst, die ihre Gaben nicht zu sparen braucht und sich sorglos ihrer unerschöpflichen Fülle entledigt, hat er den Ueberfluß seiner Phantasiegebilde überall mit vollen Händen ausgestreut, als ob er so unversiegbar wäre, wie der ihrige. Es scheint, er sei unumschränkter Gebieter in dem wunderbaren Lande der Einbildung gewesen und habe alle verborgenen Schätze dieser Zauberwelt gehoben.

Und nun, die unsägliche Anmuth und Lieblichkeit, die über seine Schöpfungen hingebreitet ist; die Frische und Naivetät, die ihnen einen unwiderstehlichen Reiz leiht; die hinreißende Sympathie mit der Natur; die überströmende Fülle der Poesie, die selbst den unbedeutendsten Gegenstand mit Farben und Blüthen zu schmücken weiß! Die magische Kraft, überall den Zauberkreis der Dichtung zu erschließen! Die kecke, sprudelnde Jovialität neben dem gewichtigsten und eindringlichsten Ernst! Die Klarheit und Bestimmtheit, mit der sich Natur und Leben in scharfen Umrissen in diesen Gedichten spiegeln, so daß wir ein treues Abbild der Welt, des ganzen Seins und Treibens der Menschheit vor uns sehen, nur daß die Kunst die rauhen, eckigen Seiten der Wirklichkeit abschleift und ihre harten Massen in plastischer Rundung hinstellt!"

Nachdem wir die herrlichen und großen Gaben Lope's gerühmt, können wir nicht umhin, auch seiner Mängel zu gedenken. Vergebens suchen wir in seinen Stücken eine psychologische und feine Entwickelung der Leidenschaften, wie etwa bei Shakspeare, oder das

Bestreben, die Idee einer sittlichen Weltordnung zu veranschaulichen oder zu verklären. Die Seelenstimmungen sind nur skizzirt, und die feinere Motivirung der Handlungen bleibt aus. Es ist immer nur die glänzende Oberfläche des Lebens und seiner Erscheinungen, welche der Dichter, allerdings in üppiger Pracht des Ausdrucks, uns zeigt; selten nur steigt er in die Tiefen des Gemüths oder erhebt sich zu heroischem Gedankenflug. Die Massenhaftigkeit seiner Productionen mußte nothwendigerweise eine gewisse Einförmigkeit in den Motiven und Charakteren zur Folge haben, und die Lösung der unaufhörlich sich kreuzenden Intriguen wird am Schluß oft in gewaltsamer und unbefriedigender Weise herbeigeführt. Lope's Komödien gleichen schönen Gemälden, deren incorrecte Zeichnung und deren mitunter nicht zu verkennenden Mangel an geistigem Ausdruck in den Gestalten eine wunderbar magische Beleuchtung poetisch verhüllt.

Die Vorwürfe seiner Comedias heroicas umfassen fast alle Vorgänge der spanischen Geschichte von den ältesten Zeiten bis zu den Zeiten des Dichters selber. In denjenigen Dramen, welche die alte Geschichte Spaniens zum Gegenstand haben, ist ein Streben nach einfacher Hoheit und markig großartiger Darstellung unverkennbar. Mit kindlichen Gebeten und Reden voll lieblich frischer Naivetät wechseln das Schmettern der Trompeten und die Ausbrüche rauher Tapferkeit der erzgepanzerten Ritter; neben inniger Demuth steht rohe Gewaltthätigkeit; und das Außerordentlichste geschieht als etwas ganz Einfaches, Selbstverständliches. Alle Situationen aber sind mit ächt poetischem und historischem Geist durchgeführt.

Eben so vortrefflich weiß Lope in den Stücken, deren Vorwürfe späteren Zeitaltern entlehnt sind, der verfeinerten Bildung derselben durch eine blühendere Sprache und reichere Diction Rechnung zu tragen. Bei dem uns zugemessenen Raum ist es nicht möglich, die unendlich große Zahl seiner Komödien eingehend zu besprechen, wir müssen uns mit dem Versuch, durch eine Analyse der hervorragendsten seiner Stücke den Leser mit seinen dramatischen Arbeiten, wenn auch ungenügend und unvollständig, bekannt zu machen, begnügen.

Ein Schauspiel, Ereignissen der ältesten spanischen Geschichte entnommen, ist „König Wamba". Einer alten spanischen Sage zu Folge war Wamba ein einfacher Bauer, welcher durch die Einwirkung übernatürlicher Mächte auf den Thron gelangte.

Das Stück beginnt mit einer Rede des Gothenkönigs Recisund, in der er seine Vasallen zum unermüdlichen Kampf gegen die Ketzer anfeuert. Nachdem der König sich mit seinem Gefolge entfernt hat, bleibt Ervicio, ein Prätendent der spanischen Krone, allein; seine Aussicht auf die einstige Herrschaft ist gering, und er macht seinem Unmuth darüber in bitteren Worten Luft. In der folgenden Scene tritt der Bauer Wamba mit seinem Weibe Sancha auf; sie sind im Begriff sich zu einer Alcaldenwahl nach dem nächsten Dorf zu begeben. Der Charakter ihrer Unterhaltung ist Herzlichkeit und Naivetät; doch athmet Wamba's Rede einen höheren Sinn und geistige Begabung. König Recisund stirbt. Eine Königswahl findet statt; endlose Streitigkeiten unter den Prätendenten führen indeß zu keinem Resultat, und es wird beschlossen, dem Papst das Schiedsrichteramt zu übertragen. Gesandte machen sich auf den Weg nach Rom. Die nächste Scene zeigt uns Wamba, mitten im Walde, im Begriff, die Axt an einen Baum zu legen. Da fällt aus den Zweigen eine Blumenkrone auf sein Haupt, dann eine zweite, und plötzlich sieht er eine ausgestreckte Hand, die ihm eine goldene Krone reicht. Er wendet sich ab. „Ich will" — sagt er — „meine Augen von dem Glanze wenden; denn das scheint mir das Beste, daß man Sonnen und Kronen nur aus der Ferne betrachte." Wamba wird zum Alcaden gewählt. Darauf hält er ein neugeborenes Kind über die Taufe, und — o Wunder! — das Kind stammelt die Worte: „Wamba, der König."

Unterdessen sind die Gesandten zu Rom erschienen; sie tragen dem Papst ihr Anliegen vor, und derselbe zieht sich zu einsamem Gebet zurück, den Himmel um Erleuchtung anrufend. Ein Engel erscheint und verkündet ihm den Willen des Herrn. Aus seinem

Zimmer heraustretend theilt der Papst den Gesandten mit, daß der Herr alle ihre Prätendenten verworfen habe; sie mögen nach Spanien zurückkehren und im ganzen Lande nach einem Manne Namens Wamba suchen, den sie daran erkennen würden, daß er mit einem rothen und einem weißen Stier ackere. Diesen habe Gott zu ihrem König berufen.

Als der zweite Act beginnt, haben die Gesandten Spaniens bereits ein volles Jahr vergebens nach Wamba gesucht; endlich erblicken sie auf freiem Felde einen Landmann, der einen rothen und einen weißen Stier im Joche hat. Er trägt einen Haselstock in der Hand, und in einem Selbstgespräch preist er, voll heiterer Genügsamkeit, sein schönes friedliches Leben. Sancha tritt aus der Thür und ruft seinen Namen. Jetzt bleibt den Gesandten kein Zweifel mehr; sie knieen vor Wamba nieder und begrüßen ihn als ihren König. Erst glaubt Wamba, daß man seiner spotte; doch als plötzlich seinem Haselstock Blüthen und Blätter entsprossen, erkennt er den Willen Gottes und unterwirft sich ihm demuthsvoll. Als König zieht er in Toledo ein. Ein verrätherischer Spanier, Namens Paulus, hat die Mauren nach Spanien geführt. König Wamba stellt sich an die Spitze seines Heeres, erkämpft einen glänzenden Sieg und nimmt Paulus nebst dem Mohrenfürsten gefangen. Voll königlicher Großmuth aber schenkt er ihnen die Freiheit, läßt sich durch die erheuchelte Reue des Paulus täuschen und ernennt ihn zum Feldherrn. Wamba regiert mit Milde und Verstand und beglückt Spanien mit segensreichen Gesetzen und Institutionen. Paulus wird abermals zum Verräther und läßt sich, von einigen treulosen Feldherrn unterstützt, zum König ausrufen. Ein neuer Feldzug Wamba's, neuer Sieg und abermalige Gefangennehmung des Paulus.

Ervicio hat die Kunde erhalten, daß ein Maure ihm die spanische Krone prophezeit habe. Der Maure wird herbeigerufen; er wiederholt seine Aussage, und seine Prophezeiung erstreckt sich auch über die folgende Geschichtsepoche Spaniens. Ervicio befiehlt, daß der Maure die Prophezeiung auf Leinwand malen solle. Derselbe gehorcht, und als Ervicio das Gemälde in Händen hat, läßt er es in einer unterirdischen Höhle in einem eisernen Behältniß verschließen. Zugleich mit dem Gemälde hat ihm der Maure Kräuter überreicht, mit denen er Wamba zu vergiften beabsichtigt. Wamba tritt ein, die Krone auf dem Haupt; er schickt Ervicio fort, und es folgt ein Monolog, in dem er, voll rührender Frömmigkeit von allen irdischen Dingen sich lossagend, seine Seele ganz dem Ewigen zuwendet. Wamba entschlummert; im Traum erscheint ihm ein Engel, der ihm seinen nahen Tod und das unheilvolle Schicksal verkündet, das Spanien erwartet, und ihm befiehlt, Ervicio zu seinem Nachfolger einzusetzen. Erwachend verlangt Wamba nach einem Trunk Wasser. Ervicio reicht ihm das Gift, nach dessen Genuß er sogleich die verderbliche Wirkung desselben empfindet. „Du hast mich ermordet, Ervicio" — ruft er aus — „und ich that dir nichts!" Er nimmt Abschied von seiner Gattin, erklärt Ervicio zu seinem Erben und stirbt. „Im Schmerz zerspringt meine Brust!" — klagt Sancha und sinkt zusammen.

Einen geschichtlichen Stoff späterer Zeiten, in dem wir Spanien schon als eine Beute wüster Hofintriguen sehen, behandelt die Komödie: „El principe despeñado" (der hinabgestürzte Fürst). Nach dem Tode des Königs Garcias von Navarra zerfiel der Hof in zwei Parteien. Die eine derselben, an deren Spitze Don Martin Guevara stand, wollte den Bruder des Verstorbenen, Sancho, auf den Thron erheben, während die andere unter der Leitung von Martins Bruder, Don Ramon Guevara, für die Rechte des noch ungeborenen Kindes der verwitweten Königin Elvira stritt. Ramon unterlag mit seiner Partei, und nachdem er in bitteren Worten dem Bruder seine Verrätherei vorgeworfen, verließ er den Hof und das Land. Sancho wird gekrönt und belohnt Martin und dessen Anhänger in königlicher Weise. Während Sancho die Huldigungen empfängt, dringt Elvira in den Krönungssaal und verlangt furchtlos die Anerkennung der Rechte ihres Kindes. Sancho antwortet ihr ausweichend, behandelt sie jedoch mit scheinbarer Milde. In einem Monolog

klagt Elvira über die Bitterkeit ihres Geschicks; die Hoffnung aber auf den Beistand Gottes hält sie aufrecht. Ein ihr ergebener Diener macht ihr die Mittheilung, daß Sancho mit dem Plan umgehe, sie zu tödten. Auf den Rath des Dieners entflieht sie. Es folgen jetzt einige ländliche Liebesscenen, deren Held der Landmann Danteo ist. Derselbe trifft in einer wilden Gebirgsgegend die weinende und verzweifelnde Elvira. Die Stunde ihrer Niederkunft ist nahe. Er führt sie nach einem nahen Schloß, dem Wohnsitze Blanca's, der Gemahlin des Don Martin. Blanca ist im Gespräch mit einigen Landleuten begriffen, als Danteo vor ihr erscheint, welcher in seinen Mantel gehüllt das neugeborene Kind Elvira's bringt und um Aufnahme für die leidende Mutter bittet. Elvira aber ist, als sie den Namen Blanca's vernommen, in wilder Flucht davon geeilt.

König Sancho jagt in dem Wald, der Blanca's Schloß umgiebt. Ein Taufzug kommt ihm entgegen; es ist Donna Blanca mit ihrem Gefolge und dem neugeborenen Prinzen, dessen hohe Abkunft sie nicht ahnt. Kaum hat der König Blanca erblickt, so fühlt er sich von einer heftigen Leidenschaft für sie ergriffen und bietet sich zum Pathen des Kindes an, welches den Namen des Königs und die Weissagung erhält, daß es einst die Krone tragen werde. In Sancho's Seele kämpft die wachsende Leidenschaft mit seiner Dankbarkeit gegen Don Martin. Die Leidenschaft siegt; er ernennt Martin zum Oberbefehlshaber der Truppen und drängt ihn zur Abreise. Kaum ist er fort, so besticht er einen Sclaven, ihm bei Nacht Blanca's Schlafgemach zu öffnen. Es geschieht. Blanca, von dem Geräusch der Nahenden erweckt, tritt im Nachtkleid aus der Thür; in edlem Zorn weist sie den König zurück, indem sie ihm die freche Undankbarkeit seiner Handlungsweise vorwirft. Vergebens. Sancho bleibt unbewegt; er ist entschlossen, um jeden Preis zu siegen. „Laß mich erst Tarquinius sein" — ruft er aus — „so magst du nachher die Lucretia spielen!" Der Vorhang fällt.

Don Martin kehrt aus dem Felde zurück; er findet sein Haus wüst und öde; Treppen und Zimmer sind mit schwarzem Tuch ausgeschlagen; überall lautlose, unheilverkündende Stille. Der Schrecken raubt ihm den Muth, nach der Ursache zu fragen. Endlich erscheint in tiefer Trauer Donna Blanca; zögernd und scheu, mit tiefstem Schmerz verkündet sie ihre Schmach. Martin schwört ihr blutige Rache. Sie reißt ihrem Gatten den Dolch aus der Scheide, sie will sich tödten; doch sinkt sie vor der That ohnmächtig zusammen. Der König hat indessen seine ehrlose That bereut und zittert vor den Folgen derselben. Es folgt eine Unterredung zwischen ihm und Don Martin, dessen scharfe zweideutige Antworten seine Besorgniß steigern. Martin erfährt, daß der König die Abhaltung einer Jagd im Walde von Penafiel beabsichtige, und er beschließt, diese Gelegenheit für seine Rachepläne zu benutzen.

Die Scene ist im Walde. Ramon, in Thierfelle gehüllt, eilt über die Bühne, von Martin, der ihn für ein wildes Thier hält, mit geschwungenem Jagdspeer verfolgt. Schließlich erkennen sich die Brüder. Martin erzählt den Verrath des Königs, Ramon berichtet von der Rettung der Königin und ihres Kindes. Sie verabreden, daß Ramon den König auf einen hohen Felsen locken soll, von wo Martin ihn hinabstürzen will. Die That wird vollführt. Man findet den blutigen Leichnam; er wird auf Blanca's Bett niedergelegt, und beide Brüder erkennen im Angesicht des Todten Blanca's Unschuld an. Das Gefolge des Königs wird in dem Wahn erhalten, ein unvorsichtiger Sturz habe dem König das Leben gekostet. Am Schluß erscheint Elvira mit dem Kinde, und die Brüder, Vasallen und Ritter huldigen Beiden.

Ein anderes Stück „Die Jüdin von Toledo" behandelt ebenfalls die unheilvolle Leidenschaft eines Königs. Zur Zeit Alfonso's VIII., der als elfjähriger Knabe den Thron bestiegen hatte, war das Land von Parteikämpfen zerrissen. Der erste Act giebt uns ein klares und anschauliches Bild der kämpfenden Parteien; Alfonso hat einen Sieg über seine

Gegner errungen. Im zweiten Act tritt er nach seinem glänzenden Einzug in Toledo mit seiner jungen Gemahlin, Leonora von England, und einem zahlreichen Gefolge auf. In dem Gespräch Alfonso's mit Leonora zeigt sich herzliche Neigung. In der folgenden Scene erscheint die Jüdin Rahel mit ihrer Schwester Sibilla; sie hat den König beim Einzug gesehen und fühlt sich zärtlich zu ihm hingezogen, auch glaubt sie, seine Aufmerksamkeit erregt zu haben. Sie nimmt ein Bad im Flusse Tajo. Ein Zufall führt den König im Gespräch mit seinem Günstling Garceran vorüber. Er erblickt die Badende, und ihre Schönheit erfüllt ihn mit leidenschaftlicher Liebe. Er sendet Garceran zu ihr, sie um eine Unterredung zu bitten. Der Günstling macht ihm eindringliche Vorstellungen, indem er ihm die Selbstbeherrschung als der Könige höchste Tugend preist. Umsonst. Er muß die Jüdin in Alfonso's Palast führen. Leonora, die ihren Gemahl liebt, ist wegen seiner langen Abwesenheit besorgt. Sie schreibt an ihn, und während sie das, was sie schreibt, auch spricht, tritt der König ein; er hört ihre Worte und sucht sie durch zärtliche Versicherungen zu beruhigen. Indessen wächst seine Leidenschaft für die schöne Jüdin, und er vernachlässigt die wichtigsten Staatsangelegenheiten. Als man ihn auffordert, eine Musterung über sein Heer zu halten, befiehlt er, die Soldaten auseinandergehen zu lassen. Garceran, der ihn an seine Pflichten erinnert, schickt er unwillig fort und eilt zu einer Zusammenkunft mit Rahel. Traurige Klänge tönen ihm vor ihrer Thür entgegen, und eine überirdische Erscheinung wehrt ihm den Eingang. „König Alfons, König Alfons, laß dich warnen und büße nicht freventlich die Gnade des Königs ein, der dich zum König machte!“ Dennoch geht er hinein.

Unterdessen hat die Königin die vornehmsten Ritter des Landes zu sich beschieden. Als sie versammelt sind, läßt sie die Thüren schließen und erscheint, schwarz gekleidet, ihr Söhnchen Enrique auf dem Arm, vor ihnen. Sie schildert ihren Schmerz und die Leidenschaft des Königs für Rahel, welche sowohl dem heiligen katholischen Glauben wie dem Staatswohl Gefahr bringe, und fordert den Tod der Jüdin. „Und wenn ihr“ — so schließt sie ihre Rede — „weder Hände, noch Kraft, noch Blut, noch Ehre habt, so wandre ich mit meinem Kind nach England, bei meinem Bruder Richard Schutz zu suchen!“ Die Ritter stimmen ihr zu, und Rahels Ermordung wird beschlossen. Der König und Rahel mit ihrer Schwester angeln am Ufer des Flusses; sie kommen überein, Alles was Rahel angelt, solle dem König gehören, und was der König angelt, solle Rahels sein. Alfonso zieht den Kopf eines todten Kindes aus dem Wasser, Rahel dagegen einen Oelzweig. In düsterer Stimmung über den unglückweissagenden Fang kehren sie zurück. Rahel wird von ihrem Gärtner gewarnt; allein zu spät: die Mörder erscheinen und stoßen sie sammt ihrer Schwester nieder. Garceran unterrichtet den König von dem schrecklichen Ereigniß. Der Schmerz desselben ist leidenschaftlich und rachsüchtig. Er ruft aus:

„O süße Rahel, — hold wie Himmelsklarheit!
Rahel, Geduld, Geduld! Ich folg' dir bald!
Mir ist, als hörst du mich und wartest meiner.
Glaub' nur, daß ich für deinen grausen Tod
Auf blut'ge Rache sinn'! Geduld, Geduld!
Sie sollen Alle, Alle schmählich sterben!
Komm, güt'ger Wahnsinn, und verhülle mir
mein Leid!
Hilf mir, o Herr! Ich weiß, ich muß verderben;
Denn immer tiefer fühl' ich mich getroffen.
Mir ist, als ob ich meine Rahel sähe,
Mit offner Brust im Tode mich noch rufend!
Ach, zürne nicht, ich that dir nichts zu Leide!
Sie sollen Alle, Alle schmählich sterben!
Zuerst verderbe Blasco, Illan sterbe
So grausen Tod's, daß Spanien sich entsetze!
Beltran de Rojas komm' im Feuer um!
Hab' nur Geduld, holdsel'ger, süßer Geist,
In hehren Himmelsglanz gekleidet!
Von dieser Erde, die dein Blut befleckte,
Zieh' mich zu dir; denn wo du weilst,
Ist überall für mich der Himmel!
Welch lichter Schein! Rahel bist du's? Ich
komme!“ —

Ein Engel erscheint unter wundersamer Musik und droht ihm mit dem Zorne Gottes, wenn er bei seinen Racheplänen verharre. Alfonso sinkt zusammen und betet; darauf verlangt er nach einem wunderthätigen Muttergottesbilde geführt zu werden. Leonora

ist ihrem Gemahl gefolgt. Ehe sie mit ihm spricht, will sie mit Gott sprechen; sie tritt in die schwach beleuchtete Capelle der Mutter Gottes. Kaum hat sie ihr Gebet begonnen, so erscheint der König. Sie erkennen sich nicht; bald aber verrathen ihre halblaut gesprochenen Gebete sie einander. Der König bekennt reuig seine Schuld, und Leonora verzeiht ihm. Alle kehren nach Toledo zurück, und glänzende Feste feiern die Versöhnung des königlichen Paares.

„El castigo sin venganza“ (die Strafe ohne Rache) ist eine düstere Tragödie, welcher dieselbe traurige Begebenheit zu Grunde liegt, die Byron in seiner „Parisina“ dargestellt hat. Es ist ein Drama voll unheimlicher Spannung und gewaltiger Leidenschaft, dessen Sprache von wunderbarer Schönheit, und dessen Charaktere auf das sorgfältigste ausgeführt sind.

Louis, Herzog von Ferrara, ist ein kluger, einsichtsvoller Herrscher, der seine Mußestunden mit leichtfertigen Galanterien auszufüllen pflegt. Er hat einen natürlichen Sohn, Federico, den er zärtlich liebt, und der sein Nachfolger im Reich werden soll. Dessenungeachtet giebt er dem Drängen seiner Räthe nach und willigt in eine ihm vorgeschlagene Verbindung mit Cassandra, einer Tochter des Herzogs von Mantua. Federico, erbittert über die bevorstehende Vermählung seines Vaters, muß dennoch auf den Befehl desselben die Braut an der Grenze empfangen. Er trifft mit ihr zusammen und rettet sie, ohne sie zu kennen, vom Tode, indem er den scheu gewordenen Pferden vor ihrem Wagen, die im Begriff sind, in einen Abgrund zu stürzen, in die Zügel fällt. Der Anblick ihrer Schönheit verwandelt seinen Haß in zärtliche Neigung. Die Heirath wird vollzogen. Bald aber vernachlässigt der Herzog seine junge Gemahlin und setzt seine ausschweifende Lebensart fort, wodurch die keimende Neigung Cassandra's für ihren Stiefsohn bestärkt und befestigt wird. Ein Krieg ruft den Herzog außer Landes; er weist das Anerbieten Federico's, ihn zu begleiten, zurück. Sich selbst überlassen, sehen die Beiden ihre Neigung, trotzdem sie dieselbe mit aller Kraft zu bekämpfen suchen, zu einer glühenden Leidenschaft heranwachsen, welche sie schließlich zum Verbrechen führt. Der Herzog kehrt zurück mit dem edlen Vorsatz, ein neues und besseres Leben zu beginnen. Er schöpft Argwohn, und bald liefert ihm die Unvorsichtigkeit der Liebenden Beweise für ihre Schuld und seine Schmach. Er sperrt Cassandra, nachdem er ihr den Mund verstopft und sie verhüllt hat, in sein Cabinet; dann läßt er Federico rufen und befiehlt ihm, einen Verräther, der nach seinem Leben getrachtet habe, und den er verhüllt in seinem Cabinet finden würde, zu tödten. Federico gehorcht; wie er mit blutigen Händen aus dem Gemach heraustritt, ruft der Herzog ihm zu: „Du hast deine Stiefmutter ermordet!“ — und die Wachen hauen ihn nieder.

Von großartig historischem Geist durchdrungen ist die Komödie: „El cerco de Santa Fe“ (die Belagerung von Granada, Santa Fe). Des Dichters Intention war die Verherrlichung seines Vaterlandes und Vaterlandsliebe und brennender Glaubenseifer sind die idealen Triebfedern aller Heldenthaten, die in dem Drama vollbracht werden. Scenen aus dem letzten glorreichen Kampf um Granada bilden den Inhalt des Stückes. In den ersten derselben wird die Kraft und Entschlossenheit der Königin Isabella und die Kampfbegeisterung des christlichen Heeres lebendig geschildert. Der Mohr Tarfe tritt mit seiner Geliebten Alifa und seinem Freunde Celimo auf. Alifa erzählt von der bewunderungswürdigen Kühnheit dreier christlicher Ritter, des Grafen von Cabra, des Gonzalo von Cordova und des Martin Fernandez. Tarfe verspricht, der Geliebten die Häupter der drei Ritter zu bringen. Alifa ist einverstanden damit; denn sie liebt Celimo und wünscht Tarfe's Entfernung. Tarfe kehrt aber unverrichteter Sache zurück, froh, mit dem Leben davon gekommen zu sein, und findet am Thor von Granada eine mit Dolchen befestigte Herausforderung. Wüthend über diese Verwegenheit und über die Vorwürfe Alifa's, die ihn der Feigheit beschuldigt, schwört er, eine Schleife Alifa's an dem Zelt der Königin Isabella befestigen zu wollen. Seine Geliebte

aber soll Zeugin seiner Heldenthat sein; und er veranlaßt sie, sich unter die wasserholenden Mädchen zu mischen, welche unter Celimo's Schutz vor die Thore der Stadt gehen. Der Graf von Cabra hat Isabella versprochen, ihr Alifa als Gefangene auszuliefern; er trifft auf die wasserholenden Mädchen und nimmt sie gefangen, ohne zu ahnen, daß Alifa sich in ihrer Mitte befindet. Tarfe heftet wirklich ihre Schleife an das Zelt der Königin. Unter allen christlichen Rittern ist Fernando del Pulgar am heftigsten über des Mauren Frechheit entrüstet; er beschließt, zur Vergeltung das Ave Maria an der maurischen Moschee in Granada zu befestigen, und führt nächtlicher Weile das tollkühne Wagniß aus. Die Mauren staunen, Tarfe wüthet und sinnt auf Rache. Im dritten Act treten Isabella und Ferdinand auf und lassen sich von dem jungen Garcilaso die Heldenthaten der letzten Tage erzählen. Der Graf Cabra kommt herbei und bringt Isabella die gefangene Alifa, während Martin Fernandez der Königin einen Korb voll Feigen überreicht, welche er auf ihren Wunsch von einem unmittelbar an der feindlichen Mauer stehenden Feigenbaum gepflückt hat. Da wird gemeldet, daß Tarfe gegen das Lager heransprenge, das Ave Maria, an den Schweif seines Pferdes gebunden, im Staube nachschleifend. Zorn und Schrecken erfüllt die Christen ob der ruchlosen That. Tarfe fordert die Ritter zum Kampfe heraus. Der König selbst will sich mit ihm messen; Garcilaso aber, den die Entweihung des Heiligthums auf das schmerzlichste berührt hat, bittet um die Gunst des Zweikampfs mit Tarfe. Dieselbe wird gewährt; Garcilaso rüstet sich auf der Bühne und wendet sich darauf in andächtigem Gebet an die Jungfrau Maria. Spanien und der Ruhm treten als allegorische Gestalten auf, des Königs und Garcilaso's Namen preisend. Der Kampf findet statt; Garcilaso siegt, kniend löst er das Ave Maria vom Schweif des Pferdes und wird königlich belohnt.

Ein anderes Stück: „Las cuentas del gran capitan“ (Die Erzählungen des großen Capitäns) dient zur Verherrlichung des Gonzalvo von Cordova, des gefeiertsten Helden des Krieges vor Granada, den seine Nation den „gran capitan“ (großen Capitän) nannte. F. von Schack hat eine vortreffliche Scene dieses Stückes übersetzt. Der König läßt von Gonzalvo einige ihm anvertraute Gelder zurückfordern. Gonzalvo macht seine Gegenforderung. Man sieht den Schatzmeister des Königs an einem Tische mit Schreibgeräth sitzen; Gonzalvo und sein Begleiter, der tapfere Garcia de Parodes, treten auf.

Schatzmeister.

Hier sind die Rechnungen; belieben Ew. Excellenz sich zu setzen!

Garcia.

Und das soll ich ruhig mit ansehen? Ihm, der seine Thaten mit flammenden Zügen in die Jahrbücher der Geschichte eingetragen hat, wagt man solch Geschreibsel vorzulegen? Ihm macht man Rechnungen, ohne seine Heldenkraft mitzuzählen, vor der die Welt erzittert, und die dem spanischen Scepter drei Königreiche unterworfen hat?

Schatzmeister.

Man fordert von Ew. Excellenz sechstausend Thaler Gold zurück, welche ihr in Valladolid übergeben wurden, zehntausend, die man ihr in Madrid, und zwanzigtausend, die man ihr in Toledo anvertraute; ferner achttausend, welche ihr nach Neapel gesandt worden sind ....

Gonzalvo.

Lassen wir diese kleinen Posten, Herr Schatzmeister, und nennt mir die ganze Summe!

Schatzmeister.

Wohl denn, wenn Ihr die wissen wollt, so hört: es sind in Allem zweihundert und sechszigtausend Thaler.

Gonzalvo.

Nicht mehr? Ei, für so wenig, glaub' ich, läßt sich kein Königreich in der ganzen Welt erobern!

Garcia.

Ich schwör's bei allen Teufeln, daß wir Geld und Lebensunterhalt mit unseren Fäusten dem Feinde haben abnehmen müssen.

Gonzalvo.

Nun aber habe ich dem Könige auch eine Rechnung zu machen. Schreibt! Nota über die Summen, die ich bei meinen Eroberungen gebraucht habe, ungerechnet das Blut, den Schlaf und die grauen Haare, die sie mich gekostet. Erstens: für Spione hundert und sechszigtausend Ducaten.

Schatzmeister.

Heiliger Gott!

Gonzalvo.

Das erschreckt Euch? Es scheint, daß Ihr im Kriege noch Neuling seid. Weiter: vierzigtausend Ducaten für Messen.

Schatzmeister.

Weshalb dafür?

Gonzalvo.

Weil es ohne Gott kein Glück im Kriege giebt.

Schatzmeister.

Wenn es so fortgeht, werdet Ihr uns bald einholen.

Gonzalvo.

Da der König vor so vielen Schulden flieht, so will ich ihn schon einholen. Weiter: achtzigtausend Ducaten für Pulver.

Schatzmeister.

Wir thun besser, die Rechnung zu schließen.

Garcia.

Sie haben Recht, denn sie fürchten sich vor dem Feuer.

Gonzalvo.

Hört ferner! Zwanzigtausend fünfhundert und dreiundsechzig Ducaten und vier und einen halben Realen für Briefporto und für Couriere, die jeden Tag unzählige Papiere nach Spanien zu bringen hatten.

Schatzmeister.

Jesus!

Garcia.

Bei Gott! und Ihr vergeßt noch mehr als zwölftausend, die nach Granada und anderen Orten geschickt worden sind. Dazu war das Wetter so schlecht, daß mehr Posten zu Grunde gingen, als Eure Rechnungen Siegel haben.

Gonzalvo.

Aber nun schreibt: für die Küster, welche zur Feier der Siege, die Gott mir schenkte, die Glocken läuteten, sechstausend Ducaten und sechsunddreißig Realen.

Garcia.

Ja, denn die Siege waren unzählig, und das Geläute hörte niemals auf.

Gonzalvo.

Ferner: für arme Soldaten, Pflege und Fortschaffung der Kranken dreißigtausend vierhundert und sechsundvierzig Thaler.

Schatzmeister.

Ew. Excellenz thun nicht allein dem Könige Genüge, sondern ich fürchte auch, daß er mit Allem, was er besitzt, sie nicht bezahlen können wird. Ich bitte, brechen wir die Rechnung ab; ich will mit Sr. Majestät reden. —

Unter den „Comedias de capa y espada“ heben wir eins der graziösesten spanischen Lustspiele „El mayor imposible“ (das Unmöglichste von Allen) hervor, das durch anmuthig poetische Eleganz und schelmische Feinheit im höchsten Grade anziehend wirkt.

Die Königin Antonia von Neapel weilt, von einem zahlreichen Gefolge umgeben, am Meeresstrand und sucht durch muntere Geistesspiele, durch Musik und Scherz die Kraft eines bösartigen Fiebers, das sie quält, zu brechen. Unter ihren Cavalieren macht vor Allen Lisardo sich durch edle Gaben bemerklich. Abwechselnd werden Räthsel, Sonette und Liebeslieder recitirt, und als Don Roberto ein Gedicht auf die Schönheit seiner Geliebten mit den Worten schließt:

„Und nie kann das Loos mir fallen,
Nicht zu glühn in Liebespein,
So wie dir, nicht schön zu sein,
Das Unmöglichste von Allen!“

erhebt sich ein Streit darüber, was das Unmöglichste von Allen sei. Nachdem die Cavaliere mehr oder weniger geistreich ihre Meinungen darüber abgegeben haben, spricht die Königin: „Soll ich's versuchen, das Unmöglichste zu nennen, sag' ich dies: ein Weib zu hüten.“ Alle stimmen ihr zu, nur Roberto widerspricht; der Wortwechsel wird lebhaft, ja heftig. Roberto hat eine sehr schöne Schwester, Diana; indem er diese rühmt, sagt er:

„Ich wollt's hindern, daß der Beste,
Daß der Schlauste sich ihr nahe;
Ob man ihrer Tugend Veste
Auch bestürmt mit goldnen Pfeilen,

Mit Gewalt und list'gen Ränken;
Den Vermittler feinster Kniffe
Wüßt' ich siegreich abzulenken,
Trotz den Briefchen, Liebesseufzern,
Lustpartien und Geschenken.
Königin.
Wenn ein Weib in Wahrheit liebt,
Kann ich's nicht als möglich denken,
Sie zu hüten.
Lisardo.
's ist unmöglich,
Wie uns schon die Alten lehren;
Denn des Argus Augen konnten
Sich des Schlafes nicht erwehren,
Da der Stab Merkurs sie rührte.
Roberto.
Das sind Alteweibermähren,
Passend für den Winterabend,
Um der Langweil' zu entgehen.
Hätte Zeus so viele Argus,
Als da Stern' am Himmel stehen,
Mehr Merkure, als da Federn
In des Pfauen Schweife wehen,
Sollte doch kein Weib mich täuschen,
Wenn sie auch an Geist sich mäße
Mit Semiramis der Großen.
Lisardo.
Wahrlich, wenn dein Aug' besäße
Eines Luchses Blick, und wenn du
Wärst ein Leu, der Wüste Schrecken,
Dessen Auge selbst im Schlummer
Nie die Augenlider decken;
Ließest du Balcon und Fenster
So verschließen und verhängen,
Daß der Sonne Feuerblicke
Nie in dein Gemach sich drängen:
Doch betrög' dich selbst das Weib,
Das die Dummheit selber wäre.
Roberto.
Mich, Lisardo?
Lisardo.
Dich.
Roberto.
O schweige!
Aller Männer Ruhm und Ehre
Schändest du mit solchen Worten.
Lisardo.
Nicht die rechten Männer schändet,
Was ich sprach; denn Alle wissen:
Von des Himmels Hand gesendet
Ward das gute Weib dem Manne;
Und was Gottes Hand vollendet,
Was so göttlich, kann nicht schlecht sein.
Roberto.
Ich will nicht hierüber rechten;
Kurz, ein Weib ist leicht zu hüten.
Lisardo.
Nein, sag' ich und will's verfechten.
Königin (bei Seite zu Lisardo).
Hör', Lisard: weil dieser Thor mich
Aergert, mußt du mir versprechen,
Seine Schwester zu erobern;
Sollt' es auch, um mich zu rächen,
Meine beiden Reiche kosten!
Lisardo (bei Seite).
Ohne daß von dem Befehle
Mir was ahnte, trug ich schon
Den Entschluß in meiner Seele.

Die Königin bricht mit ihrem Gefolge auf, Lisardo bleibt zurück. Ramon, sein kluger und witziger Diener, tritt zu ihm, und aus Lisardo's Gespräch mit dem Diener geht hervor, daß nicht nur der Befehl der Königin, sondern auch sein Herz ihn zu Diana zieht. Er fordert Ramon auf, ihm zu einer Zusammenkunft für die nächste Nacht mit ihr behülflich zu sein.

Roberto ist ängstlich und verstimmt nach Hause gekommen und beräth mit seinem ehemaligen Hofmeister Fulgencio, dem er die strengste Wachsamkeit zur Pflicht macht, die Mittel, Diana zu schützen. Diana tritt zu Fulgencio; er warnt sie vor Lisardo. Diana aber, die Jenen schon gesehen hat, verräth unwillkürlich ihre Neigung für ihn. Schließlich erzählt Fulgencio ihr das Vorgefallene und ermahnt sie, der Fürstin zu zeigen, daß der Sieg über ihre Tugend das Unmöglichste von Allen sei. In dem folgenden Monolog spricht Diana offen ihre Neigung für Lisardo aus und zeigt ihre Entschlossenheit, die Pläne ihres Bruders zu kreuzen und ihn für seine Anmaßung zu strafen. Lisardo's Diener, Ramon, erscheint unter der Maske eines flandrischen Juwelenhändlers in Diana's Haus. Während er vor ihr und der Zofe Celia seine Kostbarkeiten ausbreitet, stellt er sich plötzlich, als ob er ein kleines Bild verstecke. Diana bemerkt es und verlangt das Bild zu sehen; es ist Lisardo's Portrait. Zögernd überreicht er ihr das Bild und benutzt die Gelegenheit, die Vorzüge des Originals zu preisen; zugleich erzählt er von der Liebe seines Herrn für eine schöne Dame. Diana will den Namen der Dame wissen.

Ramon (wie verlegen und zögernd).
Kennt Ihr denn ...? Diana heißt sie, ...
Wunderschön! ... Vergebt, ich wage,
Selbst vor Euch sie hoch zu preisen,
Ohne daß zu viel ich sage.
Den Kronfeldherrn Spaniens zählet
Sie zu ihren Anverwandten;
Und ihr Bruder ist am Hofe
Kammerherr.

Diana.
Ja wohl! wir kannten
Uns von Kindheit. Auch ist Niemand,
Den sie so vertraut behandle;
Niemals geht sie durch die Straßen,
Ohne daß ich mit ihr wandle.
Ramon.
Gebt das Bild mir. Die Juwelen
Könnt Ihr prüfen nach Gefallen;
Gern vertrau' ich sie Euch an.
Diana.
Nicht doch; von den Steinen allen
Will ich nicht das Kleinste kaufen.
Nur das Bildniß möcht' ich haben,
Wenn Ihr mir's vertraut. Dem Fräulein,
Dessen Geist und hohe Gaben
Ihr so rühmt, will ich es zeigen;
Und gewiß bring' ich's zu Stande,
Daß sie Gegenlieb' ihm schenket.
Ramon.
Gern ließ' ich es Euch zum Pfande;
Doch da er's vermissen könnte,
Ist vor seinem Zorn mir bange;
Und ich kann's nicht geben, wenn ich
Nicht ein Pfand dafür empfange.
Diana.
Diese Kette?
Ramon.
Denkt nicht, daß ich
Gold als Preis dafür erwarte;
's ist ja nur ein Kartenblättchen!
Zwar hat oft schon eine Karte,
Wenn es glückt, des Spielers Wagniß
Mit dem reichsten Lohn bezahlet.
Diana.
Und geb' ich Euch auch 'ne Karte?
Ramon.
Steht dies Antlitz drauf gemalet,
Kommt das Pfand dem meinen gleich.
Diana (giebt ihm ihr Bildniß).
Nehmt denn! laßt es nicht aus Händen.
Ramon.
Und wann komm' ich wieder?
Diana.
Morgen;
Doch in andrer Tracht.
Ramon.
Verstanden.
Gott zum Gruß! Jetzt bin ich sicher,
Hier werd' ich nicht hintergangen,
Da ich für ein Menschenbildniß
Eines Engels Bild empfangen.

Der zweite Act führt uns Lisardo im Gespräch mit der Königin vor; er stattet ihr Bericht über das Vorgefallene ab und händigt ihr das Bildniß Dianens ein. Unterdessen hat Roberto das Bildniß bei seiner Schwester gefunden. „Wehe mir!" — ruft er aus —

Doch wenn Robert sich verspricht,
Daß er leicht im offnen Kriege
Eines Weibes Witz besiege,
Wahnsinn! das vollbringt er nicht.
Eh' mag er dem Sand am Meere
Seiner Körner Zahl benennen;
Wie viel Sterne droben brennen,
Eher sagen jener Sphäre;
Und der Zweige Zahl dem Stamme,
Und dem Zweig' der Blätter Zahl,
Und der Lieb', wie heiß die Qual,
Und dem Feu'r, wie hell die Flammen:
Eh' er tilgt aus dem Gemüthe,
Was der Wunsch des ganzen Lebens.
Alles Hüten ist vergebens,
Wenn ich mich nicht selber hüte.

Diana giebt vor, Celia habe das Bild auf der Straße gefunden. Während Roberto noch zornig mit ihr redet, hört er plötzlich das verlorene Bild unter Verheißung eines beträchtlichen Finderlohns, öffentlich auf der Straße ausrufen, und läßt sich wirklich durch diese von Diana ersonnene List täuschen. Der Diener des Kronfeldherrn von Aragonien, auf dessen Verwandtschaft Roberto stolz ist, wird angemeldet; er bringt ein Geschenk desselben, sechs edle Rosse, mit herrlichen Decken behangen, und einen Brief, der den Diener, als mit der Zucht und Pflege der Rosse wohl vertraut, empfiehlt. Der Diener ist der verkappte Ramon, die Rosse hat die Königin geliefert. Wie Ramon vorausgesehen, behält Roberto ihn in seinem Dienst. Ramon bittet um die Erlaubniß, Diana ein in einem Kästchen bestehendes Geschenk des Kronfeldherrn überreichen zu dürfen; das Kästchen enthält einen Brief Lisardo's. Diana zweifelt einen Augenblick an dem Ernst seiner Liebe, Celia aber weiß sie durch kluge Worte zu beruhigen. Ramon hat indessen einen Plan für die nächtliche Zusammenkunft der Liebenden entworfen; während Roberto nach dem Abendessen sich mit Spiel oder Musik unterhält, soll Diana mit Lisardo sprechen, den sie als Standbild hinter den Myrthengebüschen, die eines Brunnens Marmorwände einschließen, finden wird. Als Lastträger, mit seinem Koffer bepackt, will Ramon ihn ins Haus führen; da man aber den Lastträger sogleich wieder fortschicken würde, so sollen unter einem Mantel Zwei sich ins Haus begeben, und im entscheidenden Augenblick will Ramon das Licht, mit dem man leuchten wird, auslöschen. Es geschieht so. Roberto kommt mit seinem

Freund Feniso; er klagt über das schwere Amt, seine Schwester zu hüten. Feniso bittet ihn um die Hand derselben; er schlägt freudig ein, und als Diana erscheint, theilt er ihr seinen Entschluß mit, sie mit Feniso zu vermählen. Sie antwortet spöttisch. Nach dem Abendessen treten sie in den Garten; Lisardo befindet sich, einige Schritte von ihnen entfernt, als Standbild am Springbrunnen. Sänger, von Diana bestellt, beginnen ihren Gesang:

Sänger (singend).
Mutter, lieb Frau Mutter,
Hüter stellst du mir?
Hüt' ich mich nicht selber,
Hilft kein Hüten dir.

Roberto.
Unsinn!

Diana.
Recht hat das Gedicht.

Roberto.
So! warum?

Diana.
Man muß die Frauen
Ihrer Tugend anvertrauen;
Beßren Hüter giebt es nicht.

Roberto.
Steht's nicht in des Mannes Macht,
Sie zu hüten?

Diana.
's kann gelingen;
Doch wer kann ihr Herz bezwingen,
Wenn sie erst sich selbst bewacht?

Roberto (spottend).
Doch ein Mann, hab' ich vernommen,
Freit ein Mädchen, das ihn liebt;
Und so viel sie Müh' sich giebt,
Kann sie doch zum Ziel nicht kommen.

Diana (ebenso).
Und ein Weib, hab' ich vernommen,
Kost mit ihrem Freund bei Nacht
Vor dem Narrn, der sie bewacht.

Roberto.
Ei, das ist mir hochwillkommen;
Dir, Feniso, gilt dies Wort.

Feniso.
Mir?

Roberto.
Ja wohl.

Feniso.
O Glück und Wonnen!

Diana.
Sagt ihm: „Nein!“ o holde Bronnen;
„Ja!“ ruft in die Büsche dort.

Feniso.
Rausche, Quelle, Welle singe,
Welch ein Heil mir widerfährt!

Diana.
Bronnen, die mit reinem Thaue
Meines Freundes Antlitz baden,
Habt ihr ihn hierher geladen,
Daß er meine Treue schaue?
Sagt, ich bleib' ihm fest verbunden!

Feniso.
Saget ihr, des Gartens Bäume,
Daß ich meiner kühnsten Träume
Höchste Ziele hier gefunden.
Gleich Medor von Lust verzehrt,
Schrieb' ich gern, was ich empfinde,
All' mein Glück in eure Rinde,
Wäre solcher Gunst sie werth.

Nachdem Alle den Garten verlassen haben, spricht —

Diana.
Marmorbogen, Porphyrsäulen,
Die den Bronnen hier umfangen,
Und wie eines Demants Fassung
Den Krystall des Quells umfassen,
Ruft den Freund, gebt ihn heraus!

Lisardo (tritt heraus).
Warum Steine reden lassen?
Laß die Seele reden, die dein
Wort beglückt; laß sie dir sagen:
Wer da sprach, aus Trotz nur wolle
Ich dein Herz in Bande schlagen,
Lügt! Mich hält mit ächter Liebe
Deiner Schönheit Macht gefangen.
Du mein Kleinod — nicht ein Kleinod
Nur zur Schau und eitlem Prangen —
Bist die schönste, liebste, süß'ste
Aller irdischen Gestalten,
Bist ein Wunder der Natur,
Die mit zauberischem Walten
Einen Engel dir als Seel' in
Den krystallnen Körper bannte.

Diana verbirgt Lisardo in einem Gang hinter ihrem Schlafgemach. Sie verspottet ihren Bruder, indem sie sagt: Wer auf den unausführbaren Vorsatz beharrt, ein Weib wider ihren Willen zu hüten, der schreibe über seine Thür: „Allhier wohnt der Narr der Narren!“

Sieben Tage bleibt Lisardo in seinem Versteck; da entdeckt ihn eine Sclavin, und da er heimlich nicht entschlüpfen kann, verhüllt er sein Gesicht, und, zwei gespannte Pistolen in der Hand, bricht er sich gewaltsam Bahn durch die Wachen. Roberto ist außer sich; er wüthet gegen Fulgencio, gegen sich selber. Vergebens stellt Fulgencio ihm vor, daß ein Stier und ein Drache bei dem goldnen Vließ zur Wache standen, und dieses doch gestohlen ward; daß Acrisius versuchte, Danaë in Haft zu legen, und doch der goldene Regen Eingang fand; daß ein Weib in Demantketten oder im tiefsten Kerker, wenn sie liebt, bald frei sein wird, um an des Liebsten Brust zu ruhen.

Eine lange Klage voll Schmerz und Zorn schließt Roberto mit den Worten:

Bewacht hab' ich die Ehre,
Ein Haus, zu welchem tausend Schlüssel passen;
Daß sie kein Hauch versehre,
Hab' ich nicht Luft noch Licht hereingelassen;
Und trotz der Müh' und Plage,
Schlüpft aus ein Mann am hellen Tage.

Nur wer sich selbst betrüget,
Kann sagen, daß sich Weiber hüten lassen.
Die Eifersucht, sie lüget!
Die Augen lügen, wenn sie spähn und passen.
Die Ehre lügt! und Lüge
Ist's, daß ein Weib ins Männerjoch sich füge.

Als Diana hereintritt, zieht er sein Schwert, um sie niederzustoßen. Fulgencio verhindert ihn daran, und Diana erklärt sich bereit, in ein Kloster zu gehen. Roberto entfernt sich, um die Vorbereitungen zu ihrer Abreise zu treffen. Eine Flucht wird verabredet. Diana soll mit Celia aus dem Hause zu entkommen versuchen; auf der Straße wartet Lisardo ihrer. Um ihre Flucht zu erleichtern, stellt sich Ramon, als ob er plötzlich in heftige Krämpfe verfiele; und während die erschreckten Diener um ihn beschäftigt sind, gehen die Mädchen unbeachtet aus dem Hause. Es ist Nacht. Lisardo wartet und ruft:

O holde Nacht, die du den Schleier gerne
Der Liebe und des Traumes Phantasien,
Auch diebischen Gelüsten gern geliehen,
Sei hold mir, da ich nun zu stehlen lerne!

Wenn du geliebt hast, — in des Aethers Ferne
Kann ja ein Gott selbst nicht der Lieb' entfliehen! —
So laß nun volle Dunkelheit umziehen
Des Himmels Späheraugen, jene Sterne.

Mußt du auch, Mond, Diana's Glanz beneiden,
Doch laß sie strahlend jetzt der Nacht entschweben;
Du hast geliebt, und kennst der Liebe Leiden.

Dann werden Perlen auf den Blumen leben;
Dann wird die Nacht in Sonnenglanz sich kleiden;
Mein Schmerz wird Seligkeit, mein Traum wird Leben!"

Er erkennt Diana, die mit Celia aus der Thür tritt, und preist das Schicksal und den Witz seines Dieners; Diana aber antwortet ihm mit dem weiblich schönen Worte: „Nein, kein Witz, kein Schicksal giebt uns den Sieg; nur dieses Eine: daß mein Herz erwählt das deine; daß ein Weib es ist, das liebt."

Als sie im Begriff sind davon zu eilen, tritt ihnen Roberto mit Feniso in den Weg. Der mißtrauische Roberto, der Lisardo erkannt hat, bittet denselben, ihn zum Begleiter seiner Damen anzunehmen. Lisardo nimmt das Anerbieten scheinbar mit dem größten Dank an und giebt die Mädchen für Gattinnen aus, die der eifersüchtigen Wuth ihrer Ehemänner entflohen seien; so führt Roberto Diana selber in Lisardo's Haus. Die letzten Scenen spielen am Hof der Königin. Während Antonia ihren Verlobten, den Prinzen von Aragon, empfängt, stürzt Roberto, der den Betrug entdeckt hat, wüthend herein, schwere Anklage gegen Lisardo erhebend. Der Schluß ergiebt sich von selbst; es stellt sich heraus, daß Lisardo seine schöne Beute der Königin zugeführt hat. Jetzt wirbt er bei dieser um Diana's Hand; sie wird ihm gewährt, und Roberto, der reuig die Unmöglichkeit zugesteht, ein Weib zu hüten, versöhnt sich mit ihm. Ramon freit Celia, und in Glück und Eintracht schließt das Stück.*)

Im „Perro del hortelano" (Gärtnerhund) schildert Lope mit virtuoser Feinheit die Tiefen weiblicher Eitelkeit und weiblicher Leidenschaft. Theodor, der Secretair der Gräfin Diana Belflor, hat eine leichte Liebschaft mit Marcela, Dianens Zofe, angeknüpft. Ein Zufall unterrichtet Dianen von diesem Verhältniß; der Anblick von Marcela's Glück erregt zuerst ihren Neid, dann die Sehnsucht nach Liebe und endlich eine Leidenschaft für ihren Secretair. Der Kampf in Dianens Brust zwischen Eifersucht und Verachtung, Hochmuth und Liebe, Verstand und Leidenschaft bildet das Interesse der Handlung. Von großer Lebendigkeit sind gleich die ersten Scenen, die wir hier wiedergeben.

*) Die angeführten Stellen dieses so wie des folgenden Stückes sind von Ludwig Braunfels übersetzt.

Erster Auftritt.

(Saal im Palast Belflor.)

Theodor.

Rasch, hier hinaus!

Tristan (Diener Theodor's).

Das war ein Mißgeschick!

Theodor.

Hat sie uns denn erkannt?

Tristan.

Wie kann ich's wissen?
Ich glaube, ja.

(Beide eilig ab.)

Zweiter Auftritt.

Diana.

Halt ein! enteile nicht! So höre doch! —
Schändlich! Ist kein Diener da? Ist Keiner hier? — War es ein Mann, den ich erblickte? War's ein Traum, der mich betrog?
He! schläft denn Alles?

Dritter Auftritt.

Diana. Fabio (Diener).

Fabio.

Gräfin?

Diana.

Eile, geh!
Sieh, wer der Mann ist, der von hier entfloh.

Fabio.

Von hier?

Diana.

Geh! gieb mir Antwort mit den Füßen.

Fabio.

Ich eil' ihm nach. (Ab.)

Vierter Auftritt.

Diana.

So wohlbehütet ist
Mein Haus, daß Männer nächtlich darin streifen,
Und ich beinah im eigenen Gemach
Sie finden muß!

Fünfter Auftritt.

Diana. Fabio.

Fabio.

Ich hab' ihn noch ertappt.

Diana.

Wo ist er?

Fabio.

Fort! ich konnt' ihn nicht erkennen.

Diana.

Wie?!

Fabio.

Nach der Lampe warf er seinen Hut,
Und löschte sie, sprang dann hinab die Stufen,
Zog seinen Degen und verschwand.

Diana.

O Feigling!

Fabio.

Was sollt' ich thun?

Diana.

Er fragt! — Ihm nach, ihn tödten.

Fabio.

Ich fand ihn nicht, doch fand ich seinen Hut.

Diana.

Sein Hut, er war geschmückt mit reichen Federn.
Zeig her.

Fabio.

Der ist so prachtvoll nicht.

Diana.

Der ist's?
Wo ist der goldne Schmuck, und wo die Federn?

Fabio.

Beim Werfen nach der Lampe trafen sie
Vielleicht ins Licht, und sind wie Spreu verbannt.
Als Ikarus der Sonne kam zu nah,
Brannt' er die Federn an, und fiel ins Meer;
So ist's gewesen. Sonne war die Lampe,
Und Ikarus der Hut: das Licht verbrannt' ihm
Die Federn; und ich fand ihn auf der Treppe.

Diana.

Nie leg' ich mich zur Ruh', bis ich erfahren,
Was hier geschehn. Ruf meine Zofen her.

Fabio.

Da sind sie schon. (Ab.)

Sechster Auftritt.

Diana. Anarda. Marcela. Dorothea.

Diana.

Anarda, tritt hieher.
Wer ist der Mann, der eben floh von hier?

Anarda.

Ein Mann?

Diana.

Aus diesem Saal. Wer zeigt' ihm hier
Den Eingang? sprich!

Anarda.

Der Gräfin Belflor Diener
Verrathen ihre Herrin nicht.

Diana.

Ist's wahr?
Dann ist der Mann um einer Zofe willen
Gekommen.

Anarda.

Daß Ihr mir nicht zürnet, muß
Ich ohne Rücksicht Euch die Wahrheit sagen;
Ob es die Freundschaft auch verletze, die
Mich an Marcela bindet. Sie, ich weiß es,
Liebt einen Mann, der liebend um sie wirbt;
Doch nie erfuhr ich, wen.

Diana.

Schamlosigkeit!
Wie eines unvermählten Weibes Ruf
Gut steht in Euren Händen!

Anarda.

Gnädigste,
Hört mich! Die Schuld ist minder, als Ihr denkt.
Der Mann ist ja nicht fremd in Eurem Haus,
Und braucht zum Stelldichein sein Leben nicht
Zu wagen.

Diana.

Einer meiner Diener ist's?

Anarda.

Ja, Gnädige.

Diana.

Wer ist es?

Anarda.

Theodor.

Diana.

Mein Secretair?

Anarda.

Ich weiß nichts weiter, als
Daß sie sich öfter sprachen.

Diana.
Tritt bei Seite. Ich bin beruhigt,
Daß es um meinetwillen nicht geschah.
Marcela!

Marcela.
Gräfin!

Diana.
Höre.

Marcela.
Ihr befehlt?
— Mit Zittern nah' ich ihr. —

Diana.
Bist du's, der ich
Vertraue meine Ehr' und all' mein Denken?!

Marcela.
Was hat man Böses Euch von mir gesagt,
Da Ihr doch meine Treue kennt?

Diana.
Du, treu?

Marcela.
Worin hab' ich mich gegen Euch vergangen?

Diana.
Ist's kein Vergehn, wenn in mein Haus, in mein
Gemach ein Mann sich schleicht, um dich zu sprechen?

Marcela.
Kann ich dafür, daß Theodor so albern,
Mir überall, wo er mich treffen kann,
Zwei Dutzend Liebesworte nachzuwerfen.

Diana.
Zwei Dutzend? ei, ein wohlgesegnet Jahr,
Wo sie nach Dutzenden zu kaufen sind!

Marcela.
Ich meine, wenn ich komm' und wenn ich geh',
Gleich strömt er auf die Lippen sein Gefühl.

Diana.
Strömt auf die Lippen? welch' ein rares Wort!
Was sagt er denn?

Marcela.
Ich glaub', ich hab's vergessen.

Diana.
Nicht doch! besinne dich.

Marcela.
Das Einemal
Sagt er: dein holder Reiz giebt mir den Tod;
Das Andremal: er giebt mir neues Leben;
Dann wieder: letzte Nacht konnt' ich nicht schlafen,
Denn meine Wünsche hielten Wacht bei dir;
Was mögt Ihr solche Kindereien hören?

Diana.
Das freut dich Alles wohl?

Marcela.
's ist mir nicht leid;
Denn wohl bemerk' ich, daß er seine Liebe
In Ehr' und Zucht auf's Ziel der Ehe richtet.

Diana.
Es ist die Eh' ein redlich Ziel der Liebe.
Soll ich's vermitteln?

Marcela.
Gäb's ein höher Ziel
Für mich? O Herrin, da in Eurem Groll
So milder Sinn, in Eurem Zürnen sich
So hoher Adel zeigt, darf ich's gestehn:
Ich bet' ihn an! Er ist der bravste Jüngling,
Der klügste, der bescheidenste, der beste,
Der liebevollste, den ich je gesehn.

Diana.
Ich kenn' aus seinem Dienst ihn als verständig.

Marcela.
Doch ist's was Andres, in demüth'ger Treue
Euch ehrfurchtsvolle Dienste weihn, — was Andres,
In holder Nähe Lieb' um Liebe tauschen . . .

Diana.
In tieferes Geheimniß
Verhülle was du thust; und kann's geschehn,
Wirst du, — wird Theodor mich günstig sehn.

Marcela.
Zu Euren Füßen — —

Diana.
Geh!

Marcela.
O güt'ge Herrin!

Diana.
Laßt mich allein.

Siebenter Auftritt.

Diana. Anarda.

Diana.
Wie glücklich fühlt die Arme sich! Als ich
Ein Tröpfchen Hoffnung goß auf ihre Bitten,
Ging über ihr Gesicht ein Sonnenschein;
Beseligt war sie wie ein krankes Kind,
Das zwischen Tod und Leben zweifelte,
Vom Arzt empfängt die Bürgschaft der Genesung.

Anarda.
Sie liebt.

Diana.
Ich war nie glücklich.

Anarda.
Welch' ein Wort!
Ihr, seit der Kindheit Eurer Thaten Herrin,
Neapels Stolz, des Landes erste Fürstin,
Der Männer Sehnsucht und der Frauen Neid!
Wenn das Geschick vom Himmel sah auf Euch,
Hat es gelächelt stets in Wohlgefallen;
Und wie das Glück, sind Euch die Menschen hold.

Diana.
Laß sein. Langweil'ge Gecken möchten gern
Für ihrer Lügen abgegriffne Münze
Die Grafschaft Belflor kaufen; weiter nichts.
— Ich fühle mich allein. Dies Einerlei
Des faden Daseins haß ich; — und Marcela
Ist glücklich!

Anarda.
Ja. — Sie lebt in Theodor.
Wer liebt, der stirbt sich selber ab, und zehrt
Am Leben, das ihm der Geliebte giebt.

Diana.
Was ist er denn, daß sie das höchste Gut,
Ein frei Gemüth, ein freies Fühlen, Denken,
Ihm opfert?

Anarda.
O, er ist ein schöner Mann.

Diana.
Kein Mann ist schön.

Anarda.
Ist er nicht treu und gut?
So frischen Geistes wie der Morgenthau,
So wahr von Herzen wie der Lilien Farbe?
Und . . . .

Diana.
Fort!

Anarda.
Was sagt' ich, — —

Diana.
Geh!

Anarda.
Ihr zürnet?

Diana.
Geh!
Soll ich zum Erstenmal zweimal befehlen?
(Anarda ab.)

Achter Auftritt.

Diana.
Und ist das Alles wahr? — Es ist nicht wahr.
Zwar geistvoll ist er. — Andre sind es auch.
Und schön? — O nein. Nur hat sein Antlitz Etwas,
Das wie ein Räthsel zur Betrachtung lockt.
Und treu und gut? — Warum soll denn der Diener
Nicht treu sein, wenn die Herrin gütig ist?
Sie liebt ihn, weil sie seines Gleichen ist.
— Marcela seines Gleichen? Nimmermehr.
— Sie fühlt sich glücklich; und ich soll ein Glück
Jetzt kennen lernen, und es selbst entbehren!
O bräch' in dieses glatte, klare Leben
Ein finstrer Sturm des Unglücks ein! Mir ist
So weh! was ist das? — Neid? — Was sagt' ich da?!
Neid auf die Sclavin um des Sclaven willen?
Ich hasse diese Magd! — Sei still, Diana;
Du neidest, hassest nun zum Erstenmal.
O welch' ein Fluch muß Liebe sein, wenn schon
Das Schauspiel fremder Liebe sündig macht!
Doch ist es wirklich Neid? ist's nur ein Sehnen
Nach etwas Unbekanntem? — Gut; ich will
Ihn selbst darüber fragen. — Ihn? o nein!
(Ab.)

Durch Briefe, die Diana an eine vermeintliche Freundin schreibt, und die sie dem Secretair zur Beantwortung übergiebt, läßt sie diesen ihre Neigung errathen. Als er ihr den einen dieser Briefe zurückgeben will, sagt sie: „Hebt ihn auf oder zerreißt ihn; was liegt daran, daß er verloren gehe? Kann ja doch Größeres verloren gehn!"

Theodor.
Sie geht. Verstand ich sie? hielt Wahnsinn mich
Befangen? Nein. Doch Wahnsinn wär's, zu denken,
Daß dieses Weib, so stolz, so hoch und hehr,
So jählings in das Wagniß sich gestürzt,
Mir aufzuschließen ihres Herzens Räthsel.
Es muß so sein; ich habe mich getäuscht.
— Doch was sie sprach, so seltsam, unerhört:
„Was liegt daran, daß er verloren gehe?
Kann ja doch Größeres verloren gehn!"
— Verloren? Größeres? Das gilt wohl nur
Von jener Freundin, die den Brief begehrte.
Mich ängstet alles das; ich seh' Gefahr!
Sie glaubt, ich werbe um Marcelens Gunst;
Darauf hat sie ein listig Spiel gebaut,
Und mich verhöhnt. — Nein; grundlos ist die Furcht.
Bei Spiel und Spott nicht wechseln so die Farben;
Und mit wie bangem Angesicht sie sprach:
„Kann ja doch Größeres verloren gehn!"
Das trüget nicht. Hat Wahrheit je getrogen?
Hat je die Rose Farb' und Duft erlogen?
Wenn thränenvoll der Morgen kömmt gegangen,
Hat ihm die Rose je mit solchem Bangen
Der Blätter dunkle Augen zugewendet,
Aus duft'gen Lippen solchen Gruß entsendet?
O wie der Purpur ihrer keuschen Wangen
Sehnsucht verrieth und zagendes Verlangen!

Doch wer erforscht des Frauenherzens Grund?
Klar sprach ihr Auge, räthselhaft ihr Mund;
Und was ich hört' und sah, war nicht genug
Für ernste Wahrheit, und zu viel für Trug.

Und du, mein Herz, in diesem Doppelspiel
Lockt dich der Schönheit Glanz, der Hoheit Ziel?
Still! Still! wie könnt' ich so mich selber kränken,
Diana sehen, und der Gräfin denken!

In einer folgenden Scene zwischen Marcela und Theodor küßt der Secretair der Zofe die Hand; Diana kommt dazu; sie befiehlt Marcela in ihr Gemach zu verschließen; sie bleibt mit Theodor allein.

Diana.
Ist's Wahrheit, daß sich Theodor vermählt.

Theodor.
Nur die ersehn' ich, die Ihr selbst mir wählt.

Diana.
Doch las ich Lieb' in deinem Angesicht.

Theodor.
Daß sie mich liebt, ist möglich, — sicher nicht.

Diana.
Ward nicht ein Bund geschlossen hier für's Leben?

Theodor.
Mein Leben ist der Herrin Dienst ergeben.

Diana.
Man sagt, daß du sie heimlich längst erkoren,
Und fast vor Liebe den Verstand verloren.

Theodor.
Dann wär' nicht viel verloren mir gegangen!
Doch nicht Marcela hält dies Herz gefangen.

Diana.
Hast du sie nicht verlockt mit Liebesschwüren,
Genug, um selbst fürstlichen Stolz zu rühren?

Theodor.
Leicht stehlen Worte sich zum Mund empor.

Diana.
Was hast du ihr gesagt? O, Theodor,
Wie kosen Männer denn mit Fraun?
Theodor.
Sie fügen
Zu einer halben Wahrheit tausend Lügen.
Diana.
Sag mir die Worte, wie ihr Liebe lügt.
Theodor.
Ihr drängt mich sehr; — doch Eu'r Befehl genügt.
Diana.
Nun denn? Du sagtest ihr? Doch rede wahr!
Theodor.
Ich sagt' ihr: dieser Augen Zwillingspaar,
Sie sind die Sonnen meiner dunkeln Welt;
Und dieser Mund, so purpurroth geschwellt,
So himmlisch, — —
Diana.
Himmlisch?
Theodor.
Seht, das ist von je
Der Liebe und der Sehnsucht Abc.
Diana.
Wie schlecht ist dein Geschmack! Doch sorge nicht,
Daß du bei mir verlierest, weil ich weiß,
Marcela hat der Mängel mehr als Reize.
Sag', sie sei Venus selbst; ich sage Amen.
Liebt euch, heirathet euch in Gottes Namen.
Theodor.
Ich bitt' Euch ernst, erlaßt mir diesen Spott.
Diana.
Liebst du denn nicht Marcelen? hast ihr nicht
So süß geschmeichelt? Wären diese Steine
Begabt mit Zungen, würden sie's bezeugen.
Theodor.
Sie würden schweigen.
Diana.
Du erröthest! — Was
Die Zunge leugnet, das bekennt die Wange.
Theodor.
— Die Thörin hat ihr jede Kinderei
Als schweren Ernst gemalt. Doch sei es drum!
Mag sie die Folgen tragen. — Es ist wahr,
Ich faßte ihre Hand; doch ließ ich sie
Gleich wieder frei.
Diana.
Doch giebt es Hände,
Die, wie der Priester seine Ministranten,
Man niemals ohne Friedenskuß entläßt.
Theodor.
Ich könnt' Euch sagen, daß ich sie nicht nahm,
Ich könnt' Euch sagen, daß man mir sie gab,
Daß es unhöflich war, sie nicht zu küssen.
Doch nein; ich nahm die Hand, und kühlte da
Den heißen Mund mit Schnee und Lilien.
Diana.
Mit Schnee und Lilien? Freut mich zu erfahren,
Daß solch' ein Pflaster kühlt das heiße Herz.
(Im Abgehn.)
Schmähliches Schauspiel, das vor mir die Zwei
Aufführen! — ihre Hand zu küssen! — O,
Wie farblos ist mein Leben!... Theodor,
Ich habe einen andern Auftrag; — doch
Nicht jetzt... Leb wohl.
(Im raschen Abeilen fällt sie.)
Mein Gott! ich bin gefallen!
Was stehst du da? komm reich mir deine Hand.
Theodor.
Die Ehrfurcht hielt mich ab, sie anzubieten.
(Zieht rasch einen Handschuh an, und reicht ihr die Hand.)
Diana.
O lächerliche Tölpelei! Du ziehst
Den Handschuh an, um mir die Hand zu reichen?
Theodor.
So reicht sie Euch Octavio, wenn Ihr
Zur Messe geht.
Diana.
Doch um dem Fallenden zu helfen, erst
Die Hand bekleiden, das ist grade so,
Als wenn ein Freund vom Fenster sieht den Freund
Im harten Kampf, und zieht den Rock erst an; —
Bis er hinabkommt, ist der Freund erschlagen.
Theodor.
Ich weiß die Gnade zu schätzen, — —
Diana.
Wenn du Kammerjunker wirst,
So reiche nur im Handschuh mir die Hand;
Jetzt bist du Secretair. Ein Secretair,
— Sein Name zeigt es schon, — kennt seines Herrn
Geheimnisse, und muß geheim sie halten;
Das heißt: Laß es geheim sein, daß ich hier
Gefallen, wenn du dich erheben willst. (Ab.)
Theodor.
Kann ich es glauben? o wie gern ich glaubte!
Noch hör' ich sie nach meiner Hand verlangen,
Und fühl' in meiner Hand die ihre bangen; —
Wie plötzlich heiße Glut nun ihren Wangen
Das schneeige Gewand des Schreckens raubte!

O die Erinnrung zittert in mir nach!
— Ist dies nur List, berechnet mir zur Schmach,
Mir ein Geheimniß aus der Brust zu scherzen,
Und dann zu freun sich am zerrißnen Herzen?
Nein, nein; so grausam ist Diana nicht.
Eh' lügt die Sonne, als dies Angesicht;
Eh' schminkt die Rose sich in Lenzestagen,
Eh' diese Wangen falsche Farben tragen.

Und ist's kein Traum, und ist dies Alles wahr,
Ist's doch für diese Welt zu wunderbar.
Was soll ich thun? Hilf mir, o Jugendmuth!
Kühn stürz' ich mich in unbekannte Flut;
Da schwimm' ich auf dem Meer des Glücks: ihr Wogen,
Seid freundlich mir! ihr Winde, seid gewogen!

Der zweite Aufzug beginnt wieder mit einem Monolog Theodors.

Ist's wahr? ist's wahr? so muß ich ewig fragen.
Ich liebte sie, und hab' sie nicht gemieden;
Den höchsten Einsatz hatt' ich Muth zu wagen,
Und zittre, nun das Schicksal hat entschieden.
Als ich nicht hoffte, trug ich's doch in Frieden;
Nun darf ich hoffen, und ich kann's nicht tragen.

Warum mit blödem Aug', ein Erdenwurm,
Hab' ich der Sonn' ins Angesicht geschaut?
Wer hat je einen diamantnen Thurm

Auf's Strohdach einer Hütt' emporgebaut?
Wer hat des Feuers Löschung je dem Sturm,
Der Wunden Heilung je dem Gift vertraut?

Ich that's; — ich will's. Könnt' ich mit Adlerschwingen
Auf's Neu' zum Himmel meiner Freiheit dringen,
Ich blieb' im Kerker dieses Wehs zurück,
Denn Glück ist schon, nach ihrer Liebe ringen;
Und auch im Ringen untergehn, ist Glück.

Tristan bringt Theodor einen Brief von Marcela. „Hinweg!" — ruft er — „nicht rascher kann ich Antwort schreiben!" und zerreißt ihn. Tristan macht ihm Vorwürfe, er täusche Diana oder Marcela.

Theodor.
Diana liebt' ich stets; Marcella hat
Sich selbst getäuscht. Wir beide täuschten uns;
Ich gab mich, wie ein unerfahrner Schiffer,
Der heitren Strömung ihres Umgangs hin,
Und spät erkannt' ich die Gefahr — — für sie.
Jüngst, da ich lauschte vor Dianens Fenster,
Und immer hoffte: Noch einmal wird sie
Das Fenster öffnen, und heraus sich neigen,
Die schlanke Lilie, das Juwel der Nacht,
Beglänzt von Sternen, selbst ein Liebesstern,
— Ja wohl ein Stern, so schön und ewig fern! —
Da plötzlich ist's Marcela, die erscheint,
Die glaubt, für sie durchwach' ich diese Nacht,
Die wähnt, ich such' ein Stelldichein mit ihr.
Ich will sie hundertmal enttäuschen; und
Ihr sanfter Blick löscht meinen Muth hinweg.
Tristan.
Bedenkt: je später Ihr den klaren Wein
Ihr einschenkt, desto bittrer schmeckt er ihr;
Das ist noch klarer, als der klarste Wein.
Theodor.
Ich seh' es ein. Es muß geschehn. Ich bin's
Ihr schuldig; ja, mir selbst bin ich es schuldig.
Wer auf die Welt kam, ward zum Glück bestimmt;
Doch wer's nicht rasch erkennt, gewinnt es nie.
Tristan.
Ihr wollt Dianen Euch gewinnen?
Theodor.
Oder
Im Kampf zu Grunde gehn.
Tristan.
Da las ich jüngst
In einem Buch: Es gab 'mal einen Cäsar;
Der nahm zum Wahlspruch: „Cäsar oder nichts."
Doch da's zu Ende ging, rief das Geschick
Ihm zu: Du sagtest, „Cäsar oder nichts;"
Falsch ist das Oder! Du bist Beides, Cäsar
Und nichts.
Theodor.
So sag' ich: Cäsar oder nichts!
Mag dann das Schicksal, wie es will, entscheiden.

Ein Monolog Dianens schildert ihren Seelenkampf.

Diana.
Und warum sollte sie nicht Lieb' ihm schenken?
Ist er nicht geistvoll, edel, schön und hold?
Längst kenn' ich seiner Seele reines Gold;
Und daß sie ihn erkannt, darf mich es kränken?
— Zu höherm Ziel konnt' er sein Leben lenken,
Hätt' er der Wünsche Fittig kühn entrollt.
Doch wär's nicht Frevelmuth, hätt' er's gewollt?
Ist mir's nicht tiefe Schmach, es nur zu denken?

— Sie freuen sich des Glücks, das ich entbehre.
Ich fühl' es, wie der Neid stets an mir nagt;
Neid auf die Dienerin! — Weh meiner Ehre!

Bleib fest, o Herz: die Lieb' ist dir versagt.
Wär' er ein Fürst, o, wie beglückt ich wäre!
Und wie beglückt, wär' ich die ärmste Magd!

— — Halt ein, Gedanke, werde nicht zur That!
Du meine Ehre, sei des Herzens Schild! —
Doch tausend Wünsche überfallen wild
Als Wegelagrer meiner Ehre Pfad,
Entkleiden meine Seel' mit jäher Macht
Des keuschen, des jungfräulichen Entschlusses,
Darin verhüllt zu leben ich gedacht.

Doch ich kann kämpfen noch; ich kann, ich muß es,
Wohl mir, daß ich den Abgrund rasch erblickt,
Eh' ich am Rande schon hinunter schwanke!
Mein Aug' erspäht das Gift im süßen Tranke,
Den Sprung der Schlange, eh' sie mich umstrickt.

Noch ist es Zeit, mein Stolz, dich zu ermannen!
Nicht dulde, daß die Wünsche als Rebellen
Sich gegen deinen Thron in Aufruhr stellen;
Erhebe dich, und kämpfe sie von dannen!
Und muß es sein, so will ich elend leben,
Nur nicht der Schmach des Herzens Burg ergeben.
Mir bleibt nur Eines; keine Wahl ist frei,
Als elend oder ehrlos. Wohl, es sei!

Schließlich siegt die Liebe in Diana's Herzen, und sie vereinigt sich mit Theodor.

Eine der herrlichsten Schöpfungen des Lope ist: „La estrella de Sevilla" (der Stern von Sevilla).

Der König Sancho ist in Estrella, die Schwester des Bustos Tavera, verliebt und hat einen Sclaven bestochen, der ihn bei Nacht in ihr Schlafgemach führen soll. Der Bruder überrascht ihn vor der Thür und will ihn niederstoßen. Der König giebt sich zu

erkennen; Bustos läßt ihn entkommen und tödtet den Sclaven. Voll Wuth über die erlittene Schmach sinnt der König auf Rache; er bescheidet Sancho Ortiz, einen der tapfersten und vornehmsten Ritter, zu sich und befiehlt ihm, denjenigen heimlich aus dem Wege zu räumen, dessen Namen er in einem versiegelten Blatt, welches er ihm übergiebt, finden würde. Sancho öffnet das Blatt und liest den Namen des Bustos Tavera. Bustos ist sein Freund und Estrella seine Geliebte. Ein wilder Kampf zwischen Liebe, Freundschaft und Vasallenpflicht tobt in seiner Brust. Treue und Gehorsam gegen seinen König siegen: er tödtet den Freund. Der König will ihn der Strafe entziehen; die Richter weigern sich feierlich, den Lauf des Gesetzes zu hemmen, und er wird zum Tode verurtheilt; der König aber befreit ihn eigenmächtig. Estrella geht in ein Kloster, und Sancho beschließt, im Kampf gegen die Mauren sein Leben zu enden.

„La fuerza lastimosa“ (der unheilvolle Zwang) ist die dramatisirte tragische Romanze vom Grafen Alarcos, der sein geliebtes schuldloses Weib auf Befehl des Königs umbringen mußte, um dessen Tochter zu heirathen. Dem „Guante de Doña Blanca“ liegt derselbe Stoff zum Grunde, den Schiller in seinem „Handschuh“ behandelt hat. „Los Castelvines y Monteses“ ist die Geschichte von Romeo und Julie, deren Bearbeitung sich jedoch mit der des Shakspeare an poetischer Kraft und Tiefe nicht messen kann. „Los milagros del desprecio“ (die Wunder der Verachtung) war das Vorbild für Moreto's „Donna Diana“. —

Wie in den weltlichen Dramen, so entfaltet Lope auch in den geistlichen Komödien und in den Autos die größte Fülle und Mannichfaltigkeit der Formen und des Inhalts. Es ist schon mehrfach erwähnt worden, daß die Religion die Grundlage des spanischen nationalen Lebens bildet; und es war das tiefste und innerste Bedürfniß des Volkes, sich seine Glaubenslehren durch Symbolik und Allegorie zu veranschaulichen und so das Uebersinnliche in den Kreis des alltäglichen Lebens zu ziehen. Die spanischen geistlichen Komödien und Autos sind für uns seltsame und befremdliche Gebilde einer ausschweifenden exotischen Phantasie, die uns nur einigermaßen verständlich werden, wenn wir uns die flammende religiöse Begeisterung des katholisch-spanischen Mittelalters vergegenwärtigen, in der die träumerische Mystik der christlichen Romantik ihre frommen Mysterien feierte und wo Poesie und Religion in einander aufgingen.

In den Autos, die durchweg allegorisch sind, müssen wir auf jede, die Wirklichkeit darstellende Illusion verzichten; wir finden uns in eine übersinnliche Traumwelt versetzt, wo eine wilde Laune den abstractesten Begriffen einen Leib zu bilden und ihren Odem einzuhauchen bemüht ist. Gott der Vater, der Teufel, Heilige, Thiere, Todtengerippe, Bauern und Studenten handeln und reden durcheinander; Glaube, Liebe, Barmherzigkeit, Abgötterei, alle nur möglichen christlichen und heidnischen Begriffe werden poetisch personificirt; der Himmel öffnet sich, die Hölle thut sich auf, und wir sehen die Seelen im Fegefeuer brennen. Es herrscht in den Autos eine fremdartige widersinnige Vermischung von glühender Andacht und abstracter Verstandesreflexion, von phantastischem Aberwitz und Gedankentiefe, von religiöser Verzückung und blinder Verfolgungssucht, und neben Ergießungen der reinsten Frömmigkeit finden profane Elemente der possenhaftesten Art Eingang. Eine Fülle scholastischer Gelehrsamkeit wird darin ausgekramt, und die subtilsten theologischen Fragen werden eingehend mit metaphysischer Spitzfindigkeit erörtert. Bald ist es eine poetische Exaltation, die uns bis an die Grenze der Narrheit führt, bald eine kalte Allegorie, deren starre Formen und Zeichen sich dem dichterischen Gewande nicht anbequemen wollen. In poetischer Trunkenheit gaukelt uns der Dichter luftige Gestalten vor — Phantome, die, wenn der Verstand sie zur Rede stellen will, in Nichts zerfließen. Die oft nur allzu kindischen Wunderwerke hüllt er in eine betäubende Wolke von Weihrauch, und alles Widersinnige, Wilde und Geschmacklose weiß er mit der idealen Kraft seines poetischen Gemüths zu durchdringen. In der Beurtheilung dieser eigenthümlichen Productionen widersprechen sich die gelehrtesten

Literarhistoriker in der auffälligsten Weise. Hören wir Zwei von ihnen. F. v. Schack urtheilt: „Wer zuerst in den Zauberkreis dieser Dichtungen eintritt, der fühlt sich von einem fremden Geist angeweht und erblickt einen anderen Himmel, der sich über eine andere Welt ausspannt. Es ist, als ob dämonische Mächte uns in finsterem Sturme davontrügen. Schwindelerregende Tiefen des Denkens thun sich auf, wunderbar-räthselhafte Gestalten entsteigen der Finsterniß, und die dunkelrothe Flamme der Mystik leuchtet in den geheimnißvollen Born hinein, aus dem alle Dinge entspringen. Aber die Nebel zertheilen sich, und man sieht sich über die Schranken des Irdischen hinaus, jenseits von Raum und Zeit, in das Reich des Unermeßlichen und Ewigen gerissen. Hier verstummen alle Mißtöne; bis hierher steigen die Stimmen der Menschenwelt nur wie feierliche Hymnen, von Orgelklängen getragen, empor. Ein riesiger Dom von geistiger Architektur nimmt uns auf, in dessen ehrfurchtgebietenden Hallen kein profaner Ton laut zu werden wagt; auf dem Altar thront, von magischem Licht umflossen, das Mysterium der Dreieinigkeit; ein Strahlenglanz, wie ihn irdische Sinne kaum zu ertragen vermögen, dringt hervor und umleuchtet die gewaltigen Säulenhallen mit einer wunderbaren Glorie. Hier sind alle Wesen in die Anschauung des Ewigen versenkt und blicken staunend in die unergründlichen Tiefen der göttlichen Liebe. Die ganze Schöpfung stimmt in einen Jubelchor zur Verherrlichung des Urquells alles Lebens zusammen; selbst das Wesenlose redet und empfindet; das Todte gewinnt Sprache und den lebendigen Ausdruck des Gedankens; die Gestirne und Elemente, die Steine und Pflanzen zeigen Seele und Selbstbewußtsein; die verborgensten Gedanken und Gefühle der Menschen springen ans Licht; Himmel und Erde strahlen in symbolischer Verklärung."

Fast entgegengesetzt urtheilt Ludwig Lemcke in seinem Handbuch der spanischen Literatur. „Das spanische Auto," sagt er, „ist ein Ding, welches zum Glück in der Literatur einzig dasteht. Es hat nur noch Werth als ein Zeugniß von der Anschauungsweise und dem Geschmack einer Zeit und einer Generation, die, Gott sei Dank! nicht mehr sind. Von diesem Standpunkte aus betrachtet, haben die Autos ein hohes Interesse für die Literaturgeschichte, welche die vergangenen Zeiten auch in ihren niedrigsten Verirrungen kennen lernen und zur Darstellung bringen soll. Die Autos gehören zu denjenigen Erzeugnissen, welche dem Literator diese Schattenseite seines Berufes recht fühlbar machen. Denn jeder gebildete katholische Christ außerhalb Spaniens, ja selbst ein spanischer Katholik der Gegenwart wird bei der Lectüre eines Auto Mühe haben, seinen ästhetischen Ekel zu überwinden und sein empörtes sittliches Gefühl einigermaßen zu beschwichtigen."

Unter den geistlichen Komödien, die Lebensläufe der Heiligen darstellen, heben wir „das Leben des heiligen Isidor" hervor, das durch seine kindliche Glaubensnaivetät und die lieblich poetische Sprache der Beachtung werth ist.

Unter der Führung des Yvan de Vargas ist ein Kriegszug gegen die Mauren glücklich beendet. Don Yvan wird bei seiner Rückkehr von seiner Gattin Ines und seinen Dienern, unter denen sich auch Isidor befindet, herzlich bewillkommnet. Isidor, dessen innige Frömmigkeit sich in jedem von ihm gesprochenen Wort offenbart, bittet seinen Herrn um die Erlaubniß, sich verheirathen zu dürfen. Sie wird ihm bereitwillig ertheilt. Maria, die Braut, ist ihrem Verlobten an Tugend ebenbürtig; sie empfangen die Hochzeitsgeschenke und die Trauung wird auf den folgenden Tag festgesetzt.

Der Neid steigt aus der Tiefe, eine Schlange um die Schulter gewunden und ein Herz auf der Brust tragend, und kündigt an, daß er gekommen sei, Isidor zu verderben; zu diesem Zweck schleicht er sich in das Herz einiger Gefährten des Isidor. Der Hochzeitszug erscheint: Don Yvan führt Isidor, Donna Ines Maria. Sinnige Heiterkeit, durch Musik und Tanz gehoben, herrscht bei der Tafel. Isidor wird von seinen Gefährten, in deren Herzen sich der Neid geschlichen hat, bei Yvan verklagt, als ob seine Andachtsübungen ihm nur zum Vorwand seiner Trägheit dienten. Yvan schenkt den Einflüsterungen Gehör

und überhäuft Isidor mit Vorwürfen. Bescheiden vertheidigt sich dieser und erklärt sich bereit, wenn Ivan seinen Acker nicht wohl bestellt finde, ihm den Ertrag seines eigenen Feldes überlassen zu wollen. Der Herr geht selber aufs Feld. Da gewahrt er Isidor von drei Engeln umgeben; er sieht die Engel für ihn ackern und erkennt, daß sein Diener ein von Gott begnadigter ist.

Der Neid tritt als Landmann verkleidet auf, mit dem Vorsatz, Isidor zum Bösen zu verlocken, wird aber kleinmüthig, als er Jenen aus der Kirche treten sieht. Es ist harter Winter, und auf einem beschneiten Zweig kauern hungernde Tauben. Isidor öffnet den Kornsack, den er in der Hand trägt, und streut ihnen Futter. Der Neid sieht es und beschuldigt ihn der Vergeudung fremden Eigenthums, da das Korn nicht ihm gehöre. Isidor vertheidigt sich in humoristischer Weise.

Während er in einer Capelle betet, kommt der Teufel und giebt dem Neid den Rath, das Maulthier Isidors von einem Wolf zerreißen zu lassen, damit er vor dem Geschrei sein Gebet unterbreche. Der Wolf zerreißt das Thier, Isidor aber beendigt voll Andacht sein Gebet. Eine große Dürre herrscht im Lande, und Ivan ist nahe daran, mit seiner Familie zu verschmachten; da schlägt Isidor mit seinem Stock an einen Felsen, und eine Quelle sprudelt hervor. Da alle zum Verderben Isidors ersonnene Pläne des Neides und des Teufels mißlingen, so verbünden sie sich mit der Lüge. Maria hat sich auf den Wunsch ihres Gatten einige Zeit mit ihrem Söhnchen in eine Einsiedelei zurückgezogen. Die Lüge, als Bauer gekleidet, weiß mit schlauen Worten ihre Treue bei Isidor zu verdächtigen. Tief bekümmert macht derselbe sich auf den Weg, um mit Maria zu sprechen. Er sieht, wie sie am jenseitigen Ufer betend aus der Einsiedelei tritt. Er kann nicht zu ihr gelangen; denn keine Fähre ist da, ihn überzusetzen. Da breitet Maria ihren Mantel auf dem Flusse aus und gelangt zu ihm hinüber. Als Isidor die Zärtlichkeit seiner Gattin sieht, ist er von ihrer Treue überzeugt und erwähnt mit keinem Wort der Verleumdung.

Die Ernte ist vollendet, und die Landleute bringen dem frommen Paar ein Kreuz von Blumen und Aehren. Die Flußgötter Manzaras und Xamara steigen aus ihren Betten empor, verkünden den Tod Isidors und seinen ewigen Ruhm. Er stirbt, und seine Leiche wird vor dem Altar ausgestellt. Der Neid und der Teufel erscheinen, um die brennende Lampe auszulöschen; ein Engel zündet sie wieder an, und Neid und Teufel entfliehen.

Ein Priester, der dem Heiligen einige Haare raubt, und ein Bauer, der seiner Wunderkraft spottet, fallen Beide in heftigen Schmerzen zur Erde nieder; und als die Königin Juana ihm einen Finger abschneidet, um ihn als Reliquie am Halse zu tragen, verliert sie den Gebrauch ihrer Glieder, und erst, nachdem sie den Finger zurückgegeben, ist sie im Stande sich zu erheben. Mit ihrer Bitte um Vergebung an den Heiligen schließt das Stück.

In der Komödie „vom unschuldigen Kinde" verschwendet Lope seine Poesie an die Dramatisirung jener düsteren Judensage, welche von der Ermordung unschuldiger Christenkinder durch die Juden fabelt. Die Königin Isabella, durch eine himmlische Erscheinung zur Vertilgung der Ketzer aufgefordert, beschließt, ihr frommes Werk mit der Austreibung der Juden zu beginnen. Die Juden brüten Rachepläne. Einer von ihnen weiß ein Zaubermittel, das Verderben über die Christen bringen soll; doch braucht er zur Bereitung desselben das Herz eines frommen Christenkindes. Da machen die Juden sich auf, ein solches Kind zu suchen. Das Fest der Himmelfahrt wird durch eine Procession gefeiert; ein Knabe Juanico, ein Kind von engelhafter Reinheit und überirdischer Schönheit, ist mit seiner Mutter ausgegangen, die Procession zu sehen. Als eine Fahne vorübergetragen wird, auf der die Jungfrau Maria von Engeln umgeben abgebildet ist, ruft der Knabe aus: „O wär' ich einer dieser Engel!" Betend zieht er dem Bilde nach und wird im Gedränge von seiner Mutter getrennt. Die Juden, die es bemerkt haben, führen ihn gewaltsam fort.

Voll Schrecken vermißt die Mutter ihr Kind; sie sucht es verzweifelnd, und tritt endlich in eine Kirche, um nach damaliger Sitte das Gebet „für das verlorne Kind" von einem Blinden aufsagen zu lassen. Da ertönt eine überirdische Stimme: „Es tröste sich wer da verloren hat; denn was du auf Erden verlierst, findest im Himmel du wieder!" Die Juden beschließen, das Kind auf dieselbe Weise hinzurichten, wie ihre Vorfahren es mit Jesus Christus gethan; es wird gegeißelt, mit Dornen gekrönt und ans Kreuz geschlagen. Mit himmlischer Ergebung erleidet das Kind den Tod; Engel tragen zuletzt seine Seele in den Himmel.

In „la fianza satisfecha" (die gesühnte Bürgschaft) wird die Geschichte eines bekehrten Sünders dargestellt. Leonido, ein Jüngling aus Palermo, ist ein Wüstling, der jedem Laster fröhnt. Erinnert man ihn an sein Seelenheil, so pflegt er zu antworten: „Hat doch der Heiland unsere Schuld auf sich genommen, also mag ich getrost sündigen." Er mißhandelt seinen alten Vater, stellt der eigenen Schwester nach und faßt den Entschluß, deren Gatten zu tödten. Ehe er indessen sein Vorhaben ausführen kann, wird er von maurischen Seeräubern gefangen genommen und nach Afrika geschleppt. Dort schwört er seinen Glauben ab und gelangt nach und nach zu hohen Ehren. Ein unglücklicher Zufall läßt auch seinen Vater und seine Schwester in die Hände der Seeräuber fallen. Er behandelt sie auf die empörendste Weise, läßt den alten Vater blenden und droht ihm mit dem Tode. Seine Grausamkeit und sein Uebermuth haben indessen auch die Mauren gegen ihn aufgebracht; er fällt bei dem König in Ungnade, und als er in einem Kampf gegen denselben besiegt wird, entflieht er in die Wüste. Hier trifft er einen Hirtenknaben, der fromme Gesänge anstimmt; es ist Christus selber, als guter Hirt, der das verlorene Lamm sucht. Seine süßen und heiligen Reden gehen dem Wüstling zu Herzen; „du hast meinem Wort vertraut," spricht er „daß ich die Sünden der Welt auf mich nehmen wolle. Ich habe mein Versprechen gehalten; siehe, was ich gelitten!" Dabei reicht er dem Leonido seine Hirtentasche dar, in welcher dieser die Dornenkrone, die Nägel und die Lanze findet. Wie er seinen Blick zum Hirten zurückwendet, ist derselbe verschwunden, und Christus selber hängt am Kreuze vor ihm und spricht: „So habe ich für dich gelitten; doch die Zeit ist da, wo auch du deine Schuld abtragen sollst." Leonido stürzt zu Boden, und als er sich erhebt, hat sich seine Seele dem Glauben geöffnet; er wirft die heidnische Kleidung von sich, hüllt sich in ein härenes Gewand und fleht zu Gott um die Gnade, seine Schuld sühnen zu dürfen. Seine Verfolger nahen; laut und freudig bekennt er vor ihnen den christlichen Glauben und geht muthvoll dem Tode entgegen. Nach Tunis zurückgebracht, fleht er seinen Vater und seine Schwester demüthig um Verzeihung an und stirbt mit der Dornenkrone auf dem Haupt als Märtyrer am Kreuze. Sein Vater, der durch Gottes Gnade sein Gesicht wieder erhält, ist Zeuge von dem Märtyrerthum des geretteten Sohnes.

Wir wollen versuchen, dem Leser auch einen Begriff von dem Wesen des spanischen Auto zu geben, indem wir eins derselben: „die Ernte" von Lope, analysiren*). Der Herr (Christus) hat seines Wortes Saaten, einem Landmann gleich, ausgestreut. Die Sorgfalt weckt das Gesinde zur Arbeit im Weizenfelde. Der Herr selber erscheint, mit ihm Eifer und Willigkeit. Er schickt seine Diener an die Thür der Hütte, wo seine Gattin (die ihm vermählte Kirche) weilt, zu lauschen, ob sie noch schlafe; Einfalt und Sorgfalt bringen ihm ihre Huldigung dar; durch lieblichen Gesang läßt der Herr seine Gattin wecken. Während des Gesanges treten der Stolz und der Neid auf, Zorn im Herzen wegen der blühenden Saat des Herrn, und auf Verderben sinnend. Der Herr schickt die Diener ins Feld, zu säen und sorgsam die Saat zu hüten, daß kein schlimmer Feind sie vernichte.

---

*) Die angeführten Stellen dieses Auto sind der Uebersetzung von C. A. Dohrn entnommen.

Die Gattin fliegt dem Herrn entgegen, und sie tauschen heilige Liebesworte, in Ton und Weise des Hohen Liedes. Stolz und Neid hören voll Ingrimm zu.

Stolz.
Liebeskosen soll ich leiden,
Womit Gott die Kirch' entflammt?
Eh' ich dulde, daß sie hier
Sich der Zärtlichkeit befleißen,
Will ich die Demanten reißen
Hoch vom himmlischen Saphir.
Ja, es sollte mich nicht kümmern,
Ob noch Licht am Himmel bliebe,
Wenn ich Sonn' und Mond zerhiebe
Und zerschmetterte zu Trümmern.
Mir wollt' er den Rang nicht geben,
Der ich doch ein Engel war,
Und will einen Menschen gar
Auf den eignen Stuhl erheben?
Diesen niedern Erdensohn
Hat Gott Engeln vorgezogen,
Ihn beruft er wohlerwogen
Zu sich auf den Himmelsthron.

Neid.
Wie sich doch die Gattin brüstet,
So geschmeichelt, so zufrieden!

Stolz.
Deshalb, Neid, sei nur entschieden
Ruhig, wenn's Dich auch entrüstet.
Bei dem undankbaren Gotte,
Der mich aus dem Himmel stieß,
Als ich Widerstand ihm wies
An der Spitze meiner Rotte,
Schlaf sei meinen Augen ferne,
Bis ich mich des Siegs erfreut,
Bis die Wolkennacht zerstreut,
Die mich trennt vom Morgensterne!
Komm, wir wollen uns verkleiden,
Nach dem Saatfeld laß uns gehen
Und in seinen Weizen säen
Bücher, Gifte, blanke Schneiden,
Tausend Wirren, Ketzereien,
Laster, sammt ungläub'gem Spott,
Abfall von dem wahren Gott,
Läst'rung und Abgöttereien.
Lauter Unkraut, das die Saat
Seiner Kirch' ihm soll verderben!
Daran will ich Ruhm erwerben,
Wie am Tempel Herostrat.

Der Herr entfernt sich, um nach dem Acker zu sehen; die Gattin bleibt allein und spricht:

Die Gattin.
Ihr zarten liebentbrannten Nachtigallen,
Lehrt mich Gesang in melanchol'schen Klängen!
Du grünes Gitter, wo Smaragden hängen,
Laß Laub und Blüthen deinem Schooß entwallen!
Deckt mich, ihr Cedern, mit den Blumenhallen,
Du Myrrhenzweig, aus dem sich Thränen drängen:
Glaubt nicht, daß Angst und Zweifel mich bezwängen,
Der reinsten Liebe nur bin ich verfallen.
Zu sehn, ob ich ihm folge liebentglommen,
Verließ mein Gatte mich; doch kein Behagen
Kein Licht, kein Ort kann ohne ihn mir frommen:
Allgegenwärtig ist er ohne fragen,
Doch die von seiner Huld ganz eingenommen,
Wie soll die Seele Trennung von Ihm tragen?

(Stolz und Neid treten in ägyptischer Kleidung auf.)

Neid.
Komm, Stolz, jetzt finden wir die Gattin hier.

Stolz.
Wenn ich hochmüthig war als Himmelsengel,
So prahlet jetzt mit seiner Flügelzier
Der kleinste Schmetterling, trotz aller Mängel,
Und hält sich, weil er bunt,
Für einen Adler ohne Grund.

Neid.
Was Wunder, wenn Dein göttlicher Verstand
Stolz darauf war, mit Gott es aufzunehmen?
Doch laß Dich das nicht grämen,
Wenn Thorheit stolz zu sein sich unterstand;
Der Hochmuth, den die Menschen offenbaren,
Macht, daß sie rascher nur zur Hölle fahren.

Stolz.
Von babylon'schen Thürmen träumet jeder,
Und in den Himmel wachsen will die Ceder,
So hat ihr Stolz den meinen übertroffen.

Neid.
Verdunkeln wollen sie in keckem Hoffen,
Was Gott schuf durch sein Werde!

Stolz (zur Gattin).
Du Fürstin dieser holdgeschmückten Erde,
Sirene dieses Meers von Blüthenwellen,
Die von des Zephyrs Hauche lieblich schwellen,
In reichem Farbenschiller bunt sich zeigend —
Wer bist Du? Von entlegenen Gestaden
Nah'n wir den grünen Pfaden
Hier an des heil'gen Jordans Silberrand:
Aegypten nennt sich unser Heimathland,
Uns unbekannt sind Zions holde Frauen,
Und in dem Cidronbache haben wir
Noch nie genetzet der Sandalen Zier,
Im Cidron, den Citronen überbauen
Mit Blüthenschnee und grüngewölbtem Dach.

Die Gattin.
Der fremden Kleidung nach
Scheint Ihr ägyptisch?

Neid.
Und Du scheinst ein Engel!
Wer bist Du? Ohne Mängel
Wirst eher Du den Göttern beigezählt,
Als daß Du syrischem Geblüt entsprossen.
Bist Du vielleicht vermählt?

Die Gattin.
Ein Nazarener ward mir zum Genossen,
Deß göttergleiches Antlitz mich entzückt;
Er ist Gebieter dieser Saatenauen,
Bis wo sich das Gebirge läßt erschauen,
Mit Palmen reich geschmückt.

Stolz.
Wie ist er hoch beglückt!

Die Gattin.
Noch glücklicher bin ich; denn mich beneidet
Der Seraph selbst, den Himmelsgold umkleidet,
Deß Fittige, gebadet in dem Glühen
Der ew'gen Liebe, Götterfunken sprühen.

Stolz.
Die schöne Ruth, als sie zum Aehrenlesen

Betrat des Boas Korn,
Dir zu vergleichen ist sie nicht gewesen
An hohem Reiz.
Neid.
Als Nabal einst erlesen
Von Davids Rachezorn,
Stieg von dem Carmel nicht
Umflossen von so reiner Schönheit Licht
Abigail herab.
Stolz.
So wechselten Jasmin und Rosen ab,
Als Esther einst den Ahasver besiegte.
Den Feldherrn, der Bethulien wild bekriegte,
Verblendeten nicht solcher Augen Strahlen,
Mußt' er sie gleich mit seinem Blute zahlen
In Purpurströmen.
Neid.
Wahrlich gegen diesen
Ist Sara's Himmelreiz zu hoch gepriesen.
Stolz.
Auch Rahel steht zurück, als sie am Bronnen
Die Liebesthränen Jacobs sich gewonnen.
Laß mich einmal die schöne Hand betrachten,
Dem reinsten Elfenbeine gleich zu achten:
Die Himmelskreise dürfen es beneiden,
Wie sich die Linien von einander scheiden;
Doch Schönheit wird sich nie dem Glück vereinen,
Und um der Kinder willen wirst Du weinen:
Mit tausend Qualen wird man Dir sie tödten.
Neid.
Noch mehr ist sie in Nöthen;
Denn auch den Gatten wird man ihr ermorden.
Stolz.
Schon Jeremias kündet ihr solch Leid.
Die Gattin.
Was thut das? In verklärter Herrlichkeit
Ist mir das Wiedersehn gewiß geworden.
Stolz.
Im Schiff wird ihm vom Meer Gefahr bereitet.
Die Gattin.
Er ist das Schiff, das uns zum Himmel leitet.
Neid.
Von Deinen Nachbarn, weiß ich, liebt Dich einer,
Reizvoll wie Absalon.
Die Gattin.
Es hoffe Keiner,
Daß je ich wanke.
Stolz.
Du hast mehr Verstand
Als Bathseba, bist schöner anerkannt
Als Dina, Jacobs edles Töchterlein.
Die Gattin.
Von meiner Treue weiß ich ganz allein.
Neid.
Ammon hat Thamar durch Gewalt geliebt.
Die Gattin.
Susanna's Keuschheit ist's, die Muth mir giebt.
Stolz.
So hör' doch, bleib.
Die Gattin.
Jetzt kenn' ich Eure Tücke,
Glaubt nicht, daß Eure Tracht mich noch berücke;
Mich reut, was ich gehört,
Doch daß Ihr ferner mich nicht mehr bethört,
Will ich von hinnen gehen. (Geht ab.)

Einfalt kommt mit einer Lanze, um Wacht zu halten; Neid und Stolz versuchen, sie einzuschläfern; als sie fortgehen, wird auf einem Thurm mitten im Weizenfelde der Glaube sichtbar, welcher, mit einem Instrument in der Hand, singt; er warnt die Einfalt vor den Verräthern und ermahnt sie, den Schlummer fern zu halten. Die Einfalt gähnt, und kaum ist der Glaube verschwunden, so erscheint in neuer Verkleidung der Stolz; er tadelt die Müdigkeit der Einfalt, und unter dem Vorwand, sie wach zu erhalten, erzählt er ihr die Geschichte von der Empörung Lucifer's, der den Sohn Gottes nicht anerkennen wollte. An einer Stelle spricht Lucifer:

„Ich? einen Menschen ehren?
Einen aus dem Staub gebornen?
Würde sich das mir geziemen,
Den geschmückt der Stempel Gottes?
Nie wird Gott das sehen! Mag er
Mit dem Schimpf mich nur verschonen;
Nie werd' ich vor dem mich beugen,
Der vor mir sich beugen sollte.
Sollen sich im Staube schmiegen
Diese losgebundnen Locken
(Die Gott selber hoch gerühmt,)
Unter eines Menschen Sohle?
Besser ist es, Gott und ich
Suchen überein zu kommen:
Jeder nimmt das halbe Reich,
Und wir theilen uns die Krone.
Sonst werd' unterm Kampfesbanner
Solch' ein Kriegsgeschrei erhoben,
Daß der Testamentberg zittre,
Wenn die Fahnen sich entrollen!"
Kaum daß in die frechen Worte
Dieser Engel ausgebrochen,
Hat sich eine Unzahl Sterne
Dem Empörer angeschlossen.
Dort war ein Erzengel auch,
Königlich und schön geboren,
Dessen goldig wallend Haar
Ein Demantenreif umbordet,
Mit zwei leuchtenden Smaragden,
Zierde dieses Engelkopfes,
Dessen Antlitz gleicht der Muschel,
Welche Perlen hegt im Schooße.
Dieser schöne und bescheidne
Michael — (mit diesem Worte
Wie mit seinem Thun bedeutet
Er die starke Festung Gottes) —
Als er Lucifern so hörte
Reden in hochmüth'gem Tone,
Badet seinen Rosenmund
Mit den inhaltschweren Worten:
„Wer ist so wie Gott?" — Sofort
Folgen ihm unzähl'ge Rotten

Derer, die Gott treu geblieben,
Rüstig zu des Kampfes Looſe.
„Zu den Waffen!“ — „Zu den Waffen!“
Alle Berge wiederholen.
In des Stahles blankem Spiegel
Strahlt der Sonne Licht, es wogen
Von den Helmen Federbüſche
In unruhig prächt'gem Trotze.
Jetzt entfliegt ein Wald von Lanzen,
Kracht in Stücke morſch zerbrochen,
Jetzo blitzen blanke Schwerter,
Bald macht ſie das Blut zu rothen.
So begegnen ſich im Kampfe
Dieſe himmliſchen Schwadronen,
Und im Reich des Friedens ſäte
Zwietracht aus des Krieges Toben.
Da erzitterten die Pole,
Es verſtummten die ſonoren
Klänge, deren hohe Schönheit
Nur an Sphären wird vernommen.
Schweigen laſtet auf der Welt
Und bis auf der Erde Boden
Zitterten die hohen Berge,
Lagen ſtill die Meereswogen.
In ſmaragdnem Harniſch blendet
Michael vom Fuß zum Kopfe,
Alle Säume ausgelegt
Mit Demanten und mit Golde.
Als die Schlacht begonnen, wandelt
Er, der ſonſt der Stern des Morgens,
In den allergrimmſten Drachen
Seine vorher lichten Formen.
Des Beſiegten Glanz erbleicht,
Sein Gewand hat er verloren,
Und auf ſeinem Schuppenpanzer
Sieht man grüne Schalen ſtrotzen.
Wie die Fackeln, die zur Erde,
Man gewendet, bald erlöſchen,
So verlöſchte er ſein Licht,
Und ſein Hochmuth war zerſchmolzen.
Seine Rotten folgen ihm,
Es durchmeſſen die verſchwornen
Sterne den gewalt'gen Sturz
In die finſtre Nacht des Todes.
Gott belohnet die Getreuen
Mit der Seligkeiten Wonne,
Und im himmliſchen Saphir
Sä'n Oliven ſie und Roſen.
Doch der ſtolze Lucifer
Will ſich vor dem menſchgewordnen
Chriſt in Demuth nicht erniedern,
Deſſen Sieg die Hymnen loben.

Die Einfalt iſt eingeſchlafen, der Neid hat während der Erzählung das Unkraut geſät, und Neid und Stolz triumphiren, daß Wenige von dem Weizen das Leben eſſen, Viele aber ſich tödtlich vernichten werden. Man rührt eine Kriegstrommel, und aus vier Fallthüren im Hintergrunde der Bühne an den Ecken des Weizenfeldes kommen zum Vorſchein der Ebraismus, die Ketzerei, die Secte und die Abgötterei. Die Einfalt wacht erſchrocken auf.

Einfalt.
Himmel, was iſt das? Weh mir!
Bin des Todes! Sorgfalt, Eifer,
Willigkeit!
(Die drei Gerufenen treten auf.)

Sorgfalt.
Worüber ſchreiſt Du?

Einfalt.
Muß mich hier der Schlaf beſchleichen,
Und nun ſeht einmal, was hier
Mitten in dem Kirchenweizen
Unterdeß gewachſen iſt.

Sorgfalt.
Warum ließ ich mich verleiten,
Dir zu traun!

Eifer.
Wer ſeid Ihr, Schurken?

Ebraismus.
Juda's Volk bin ich geheißen,
Welches Gott vor allen liebte,
Und vom Pharao befreite
An des rothen Meeres Strand.

Einfalt.
Das iſt gar um zu verzweifeln!
Dies Geſindel iſt ſo ſtörriſch,
So ſtockblind in ſeinem Eifer,
Daß auf ſeinen Schultern Chriſtus
Trägt die Narben ihrer Geißeln,
Mitten in der Himmelsglorie.
Und wer biſt Du?

Ketzerei.
Ich entkeimte
Luthern, bin die Ketzerei.

Sorgfalt.
Saubrer Vater!

Einfalt.
Trockne Scheite
Her!

Eifer.
Das Unkraut!

Einfalt.
Pfui!

Eifer.
Abſcheulich!

Sorgfalt.
Du vom Turban reich umſchleiert,
Wer biſt Du?

Secte.
Ich bin die Secte,
Miſchte mich in dieſen Weizen:
Aſien, Afrika ſind mein.

Einfalt.
Wollt ihr von dem Neger heiſchen,
Wo er her iſt, weiß ich's ſchon:
Stets wo Götzendiener weilen,
Schließt das Land auf . . . ungo.

Neger.
Wahr iſt,
Wir in Manicongo neigen
Uns vor Sonne. Sonne Gott ſein,
Weil wir beſſern wiſſen keinen.

Der Herr des Weizenfeldes erscheint mit seiner Gattin und befiehlt, das Korn sammt dem Unkraut zu mähen, den Weizen für die Scheuer zu sondern und mit dem Unkraut zu heizen. Diener, in Schnittertracht mit versilberten Sicheln, bringen das Unkraut mit gebundenen Händen angeschleppt. Der Herr spricht zu seiner Gattin:

Zur Vertheid'gung lassen viele
  Heil'ge Schnitter noch das Leben,
  Viele unerschrockne Frauen,
  Kinder, Greise, junge Männer.
  Im Verlauf der Zeiten wird
  Der Altar mit Blut sich netzen,
  Wird von Gott die Rache heischen
  Für so viel erlittnes Wehe.
  Doch in Pauls und Petrus Hand
  Bleibt der Schlüssel sammt dem Schwerte:
  Nie wird dieser Felsen wanken,
  Nie wird dies Gefäß zerbrechen.
  Stolze Federn werden schreiben,
  Deine Gegner widerlegen,
  Die Du magst ans Ruder schmieden
  Meiner heiligen Galeere:
Und von den Antennen soll der
Kreuzesstamm als Flagge wehen,
Der besiegt den Baum des Adam
Durch den Weltpreis dreier Nägel.
Von den Königen Europa's
Wird dir Carl der Fünfte helfen,
Der sich einem hochverwegnen
Ketzerschnitter stellt entgegen.
Ihm, dem zweiten, dritten, vierten
Philipp, seinen Descendenten,
Wird der Himmel eine neue
Welt zu seltnem Lohne geben.
Doch um meine Liebe Dir
Ueber Alles zu belegen,
Wirf den Blick nach meiner Hütte,
Weide Dich an meinen Schätzen.

Die Hütte öffnet sich unter Musik, man erblickt darin eine Kirche; auch diese öffnet sich, und man sieht darin eine Quelle, an deren Rande ein Christkind sitzt, aus dessen Seite sieben purpurrothe Bänder auf die erste Base des Altars und von da auf die zweite herabgehen, jedes Band in einen Kelch auslaufend.

Theure Gattin, meiner Seite
  Ist entflossen diese Quelle,
  Und aus dieser Wunde sprießen
  Alle sieben Sacramente.
Wer da Durst hat, komme her,
Mit dem Wasser sich zu letzen,
Und mit heil'gem Brot zu laben.

Ketzerei, Secte und Götzendiener bekehren sich; doch als der Herr sich zum Ebraismus wendet: „Und was sagst du?" — antwortet derselbe: „Ich ersehne den verheißenen Messias."

Der Herr.

O des störrischen Rebellen!
  Du verleugnest mich, nur Du,
  Der die Wunder selbst gesehen
  Und der Weissagung Erfüllung?
Du, der in der Fremde lebest
Ohne Priester, Tempel, König,
Ohne Mitleid eines Menschen?
Werft ihn in das ew'ge Feuer!

Götzendiener bietet sich an, im Fall nicht Kohlen vorhanden seien, sich als Kohle verbrennen zu lassen, damit der Schuft nur mit verschwele, und mit den Worten des Herrn: „Alle kommt in meine Kirche! Gattin, an mein Herz, Erwählte!" — schließt das Auto.

Im grellsten Contrast zu diesen, sich nur in den geistigsten Regionen bewegenden Autos stehen die Entremeses des Lope, welche mit kräftiger Derbheit, ja oft in plumpster Possenreißerei lustige Scenen und Einfälle aus dem niedrigen Volksleben darstellen. Zur Charakteristik dieses eigenthümlichen Genres der Lope'schen Muse lassen wir das Entremes „von dem Abgekehlten" in der meisterhaften und treuen Uebersetzung von Dohrn folgen.

Von dem Abgekehlten.

Personen:

Ein Alcalde.
Ein Regidor.
Teresa.
Der Sacristan Quinolilla.
Zwei Weiber.
Ein Barbier.
Dessen Gehülfe.

(Teresa verfolgt mit gezücktem Dolche den Alcalde, welcher Rüben kaut; der Regidor stellt sich zwischen Beide als Vermittler.)

Teresa.

Hilf, Herr Gott! Regidor, gebraucht Gewalt,
  Und haltet den Alcald,
  Mein Dolch soll Rache nehmen.

Alcalde.
Ihr solltet Euch vor der Justiz was schämen.
Regidor.
Befleißt Euch doch der Ruhe.
Teresa.
Ich befleißen?
Nach Hof' geh' ich, und wenn die Schuhe reißen.
Regidor.
Was geifert Ihr so thöricht hin?
Teresa.
Ich hab' im Mund 'ne Kröte drin.
Alcalde.
Sie häufet Lug auf Trug.
Teresa.
Zwei Kröten, wenn eine nicht genug.
Alcalde.
Schweig still, Du Maulhusare,
Das Krötenregister spare.
Teresa.
Der Schüsselfresser! Es soll mir gelingen,
Ihn vom Alcaldenposten zu bringen.
Regidor.
Wird man mich denn nicht endlich informiren?
Alcalde.
Ich wollt' in ihrer Bude revidiren,
Wie Maaß und Wage stand,
Und von zweihundert Rüben, die ich fand,
Was drüber oder drunter,
Probirt' ich die zweihundert sacht hinunter.
Regidor.
Die Rüben alle? Schwerlich!
Alcalde.
Glaubt Ihr, so wenig wären mir gefährlich?
Teresa.
Regidor, außerdem
Fand Käse er auf Rüben sehr bequem;
Weshalb er nach 'nem Dutzend Pfannenkuchen
Sechs Brote und vier Käse thät versuchen.
Regidor.
Teresa, was? Sanct Blasius!
Alcalde.
Sanct Julian!
Ein Frühstück war's auf einen hohlen Zahn.
Teresa.
Dann schlürft' er wie der Geier
Im Hühnerstall mir vierzig frische Eier.
Regidor.
Vierzig? seid Ihr besessen?
Alcalde.
Sie lügt, nur achtzig waren's, wohl bemessen;
Hört endlich auf mit Eurer Klageleier!
Regidor.
Seid Ihr 'ne Bestie?
Alcalde.
Fressen Bestien Eier?
Teresa.
Ich Aermste, welch' ein Gram,
In einer Sitzung fraß er meinen Kram!
Alcalde.
Euch Beide, laßt Ihr mich nicht ungeschoren!
Regidor.
Jesus!
Teresa.
Beschwört ihn, sonst sind wir verloren!
Regidor.
Sacristan Quinolilla, eile, jage,
Schütz' uns beschwörend vor Heuschreckenplage.

Alcalde.
Habt Euch doch nicht! mein' Seel', die Eierlese
Von vierzig Stück, vier Käse,
Sechs Brote und an Rüben so zweihundert,
War's mehr?
Teresa.
Nein.
Alcalde.
Warum wird sich denn gewundert?
(Quinolilla, der Sacristan, tritt auf mit Ysop und Weihkessel.)
Quinolilla.
Conjuro te, Alcaldchen, Töpfeschlinger,
Herodes Huhnbezwinger,
Du Riesenschlange, die Du pflegst zu dürsten
Nach mannesdicken allergrößten Würsten,
Cloak von Viertelankern, voll gemessen,
Hitzblatter Mittags und beim Abendessen,
Frostbeule aller Schränke,
Du Krätze aller Speisen und Getränke,
Conjuramini me comilonorum
Fugite saeculorum.
Alcalde.
Was? Mir culorum? Dazu war kein Grund.
Gesteifte Eidechse, das wird zu bunt,
Kapuzenaal, Spinnrocken ohne Werg,
Du Requiems-Bandwurm, Weihwedelzwerg,
Schimpfst Du latunisch?
Teresa.
Dummkopf, das bedenkt.
Regidor.
Comilonorum hat Euch nicht gekränkt.
Alcalde.
Die Kränkung steckt nicht im comilonorum.
Regidor.
Worin wär' denn der Schimpf?
Alcalde.
In dem culorum.
(Ein Weib tritt auf.)
Weib.
Ach Teres', ach Regidor,
So vergeßlich? Das ist schlimm!
Denkt Ihr gar nicht an die Probe
Heut' im Hause des Barbiers,
Der ja des Frohnleichnamfestes
Vorstand ist?
Regidor.
Das wissen wir.
(Ein zweites Weib.)
Zweites Weib.
Was? Die Zeit ist fast verstrichen,
Und Ihr steht noch immer hier?
's ist ja Vesper: Euch erwartet
Schon mit Schmerzen der Barbier;
Denn wenn unsre Probe aus ist,
Will er uns, die mitgespielt,
Wundervoll tractiren.
Alcalde.
Was?
Quinolilla.
Ei, ich bin's ja, der beginnt. (Geht ab.)
Alcalde.
Er tractirt?
Teresa.
So auserlesen,
Daß es nichts darüber giebt.

Regidor.
Komm, Teresa, laß uns gehen.
Teresa.
Mein Proceß bleibt bis dahin
Aufgespart. Den Possen habt Ihr
Mir nicht so umsonst gespielt! (Ab.)
(Der Alcalde allein.)
Alcalde.
Man tractirt, und ohne mich?
Meinen Tod bedeutet dies,
Weil das Hingehn dem Alcalden
Ungebeten nicht recht ziemt.
Doch dem Schmaus nicht beizuwohnen,
Der Gedanke martert mich.
Himmel, hilf! Mit welchem Vorwand
Geh' ich hin? Doch halt, ich will
Mich bei ihm barbieren lassen.
Unterdeß ist der Termin
Des Tractirens dann erschienen
Und wenn der Barbier mich sieht,
Muß er Anstands halber sagen:
„Bitte, bleibt und nehmt vorlieb
Mit dem Fastenessen —" ich,
Der nicht gern complimentirt,
Setze auf die erste Bitte
Mich gleich oben an den Tisch,
Und ich will schon dafür sorgen,
Daß kein Andrer was erwischt.
(Er geht ab, alle Uebrige treten auf.)
Barbier.
Werthe Gäste, hier im Vorhof
Ist's geräumiger und frisch.
Der Gehülfe.
Rasch ans Auto!
Teresa.
Wer soufflirt? —
Rasch ans Auto!
Regidor.
Ich habe hier
Unsern Text, Ihr könnt beginnen.
(Der Alcalde tritt auf.)
Alcalde.
Ach, sieh da, Meister Barbier,
Scheert mir doch den Bart.
Barbier.
Jetzt gleich?
Erstes Weib.
Der Alcalde kommt, potz Blitz!
Essen kriegt nun nicht ein Einz'ger.
Zweites Weib.
Einer? auch ein Halber nicht!
Barbier.
Seid nur ruhig, ich will sorgen,
Daß man einen Streich ihm spielt:
Er soll Alle essen sehen,
Ohne daß er essen will.
Alcalde.
Nun, ist Keiner da zum Scheeren?
Barbier.
Weil es sich so glücklich trifft,
Nehmet Ihr mit uns bescheiden
Hier vorlieb?
Alcalde.
Was sollt' ich viel
Complimente machen? Topp,
Essen wir!
Barbier.
Jetzt rasch probirt,
Während man den Bart beseitigt.
Alcalde.
Probt, was Zeug hält, doch geschwind,
Sechs Gastmähler hab' ich heut' noch
Vor.
(Der Barbier spricht heimlich mit dem Gehülfen, und der Alcalde setzt sich zum Rasiren.)
Barbier.
Verstehst Du mich?
Gehülfe.
Gewiß.
Regidor.
Erst die Mißgunst.
Erstes Weib.
Das bin ich.
Regidor.
Die Gefräßigkeit?
Zweites Weib.
Ich bin's.
Regidor.
Und das Fleisch?
Teresa.
Ist meine Rolle.
Alcalde.
Fleisch? Es geht wohl schon zu Tisch?
Teresa.
Fleisch ist meine Rolle.
Alcalde.
Fleisch
Ist auch mein Fach.
Gehülfe.
Sitzt doch still.
Regidor.
Wo sind Schaf und Wolf?
Barbier.
Ich selber
Bin der Wolf.
Alcalde.
Was? Ihr, Barbier?
Barbier.
Ja.
Alcalde.
Macht, oder greift Ihr ihn?
Quinolilla.
Ich bin Schaf, das so beginnt:
„Wolf, laß los, Du Wütherich!"
Barbier.
„Ich Dich lassen? Bist Du toll?"
Alcalde.
Der ist Schaf?
Quinolilla.
„Ich bitte Dich!"
Alcalde.
Das wär' kaum ein Mäulchen voll,
Wenn ich Wolf tragirte, ich!
Erstes Weib.
„Laß Dir von der Mißgunst rathen!"
Zweites Weib.
„Die Gefräßigkeit räth gut."
Teresa.
„Auch das Fleisch" ....
Alcalde (will aufstehn).
— ist gar nichts werth,
Denn es weiß nicht, was es thut;
So schlecht recitirt kein Pferd!

Gehülfe.
Wenig fehlt, daß ich Euch schnitt!
Wollt Ihr ruhig sein, Alcalde?
Alcalde.
Paßt auf, wie man declamirt:
(Er gesticulirt burlesk.)
Bei dem höchsten Himmelslicht,
Tirso, weg ist mein Respect,
Denn Du machst mir den Defect,
Daß Dir's an Verstand gebricht.
Welche Albernheit bedrückt
Und was für ein Spukgeist kneift Dich?
Welche Furia ergreift Dich?
Bist Du etwa gar verrückt?
Laß Du Dir geduldig schmecken
Die Erzählung der Geschichte:
Kleiner Wind kann große Wichte
Von Giganten niederstrecken.
Alle.
Bravo, Bravo!
Gehülfe.
Meiner Seel', Señor Alcalde,
Sitzt Ihr nun nicht endlich still,
Werd' ich nolens Halsabschneider.
Alcalde.
Das bringt volens Euch den Strick.
Erstes Weib.
„Seele!"
Quinolilla.
„Mißgunst, was begehrst Du?"
Erstes Weib.
„Deinen Leib will ich beziehen!"
Quinolilla.
„Aber wie? Du bist so fett,"
„Und ich wie ein Specht!"
Alcalde.
So nicht!
(Der Gehülfe drückt ihm einen blutgetränkten Schwamm so an den Hals, als wenn er ihn in die Kehle geschnitten hätte.)
Gehülfe.
Herr Jesus!
Barbier.
Was machst Du, Mensch?
Alcalde.
Jesus Christus! Ich bin hin!
Regidor.
Alle Adern durchgeschnitten!
Barbier.
Bringt mir Werg doch! Eier bringt!
Zweites Weib.
Pedro, flüchte in die Kirche!
Gehülfe.
Auf die Socken mach' ich mich. (Geht ab.)
Barbier.
Die Bandagen her.
(Er legt dem Alcalden Werg an und verbindet ihm den Kopf mit sehr breiter Binde.)
Quinolilla.
Hier.
Alcalde.
Bin ich so schlimm verwundet?
Barbier.
Tödtlich.
Alcalde.
Herr Gott, rette mich!
Señor Sanct Dominus, hilf,
Wie Du Dan und Niel zogest
Aus der Lämmergrube.
Teresa.
Ich
Kann's nicht ausstehn mehr, ich gehe. (Ab.)
Alcalde.
Daß ich's ausstehn muß, ist schlimm.
Barbier.
Muß mich das in meinem Hause
Treffen!
Alcalde.
Nun, das lob' ich mir
Wenn man mir die Adern trifft,
Trifft das Euer Haus?
Quinolilla.
Geschwind,
Leichenträger her! (Ab.)
Alcalde.
Zum Henker,
Die bestelle er für sich.
Barbier.
Und von jetzt in sieben Stunden
Nicht vom Fleck gerührt, auch nicht
Auf den Zehenspitzen.
Alcalde.
Was?
Spitzen soll ich mich auf nichts?
Barbier.
Laßt uns jetzt zum Essen gehen.
Regidor.
Laßt uns gehn.
Alcalde.
Das Ding geht schief!
Nun, und ich?
Barbier.
Diät gehalten!
Alcalde.
Ich soll gar nicht essen?
Barbier.
Nichts. (Gehn ab.)
Alcalde.
Weiber, setzt ihr je Alcalden
Für den Halsabschnitt ans Licht,
Bringt sie doch zur Welt wo möglich
Mit gelinderm Appetit.
Was? die Teller hör' ich klappern?
Quinolilla, was ist dies?
(Quinolilla mit zwei Schüsseln.)
Quinolilla.
Sechs Kapaunen.
Alcalde.
Und für mich?
Quinolilla.
Haltet Euer Maul, mein Prinz. (Ab.)
Alcalde.
Ist etwa mein Maul ein Fasttag,
Um's zu halten?
(Erstes Weib und die übrigen gehn mit andern Schüsseln vorüber oder sprechen hinter der Scene.)
Erstes Weib.
Schinkenschnitt.
Regidor.
Hier Kaninchen, Kapernbrühe.
Zweites Weib.
Da ist Suppe, Tauben hier.
Barbier.
Angestoßen!

Gehülfe.
Mir die Schüssel!
Alcalde.
Himmel! wie die Eßbegier
Mich torquirt! Ach welcher Duft!
Wenn ich Todes hier verblich,
War's vom Hunger, nicht von Wunden.
(Quinolilla mit zwei Tellern, worauf eine Mandel und eine Rosine befindlich.)
Quinolilla.
Frisch Alcalde, denn man bringt
Labung Euch.
Alcalde.
Das spricht ein Engel.
Was denn?
Quinolilla.
Gut, wenn auch nicht viel:
'ne Rosine und 'ne Mandel.
Alcalde.
Treffe Dich die Knochengicht!
Bin ich denn ein Damenhündchen,
Das nicht wachsen soll?
Quinolilla.
Genießt.
Alcalde.
Dankt es meiner Sitz-Diät,
Wenn Ihr ungespeist entrinnt.
(Alle treten auf.)
Barbier.
Nun wie geht's, Señor Alcalde?
Alcalde.
Wie soll's gehn, Señor Barbier?
Wenn ich gleich sehr elend wäre,
Plagt mich doch die Essensgier
Wie den allermeist Gesunden.
(Der Barbier nimmt die Binde ab.)
Barbier.
Nun, betrachten wir den Schnitt.
Alcalde.
Ach, es schmerzt!
Barbier.
Was schmerzt Euch denn?
Alcalde.
Was bei Tafel mir entwischt.
Barbier.
Fort mit Lappen und mit Binde,
Fort mit Werg und Eiweiß! wir
Sehn die Wunde ganz geschlossen.
Alcalde.
Er ist trunken wie ein Stier!
Bin ich denn gesund?
Barbier.
Gesund.
Alcalde.
Und der Riß?
Barbier.
Total curirt
Ueber Tische.
Alcalde.
All mein Sitzen?
Quinolilla.
Geht in Wind.
Alcalde.
Du Lump von Fries
Bist des Ketzerstreiches Vater.
Quinolilla.
Angeführt!
Alcalde.
Dich will ich führen;
Nimm Dein heil'ges Bein in Acht.
Quinolilla (singt).
Alcalde will Anführer sein
Bei Tisch, wie sich's gebührt:
Ei, ei, brav angeführt.
Alcalde (singt).
Wollt' hier gestiefelt und gespornt
Als schlauen Fuchs mich weisen,
Und fing mich in den Eisen.
Quinoli, Quinoli, Quinolilla!
Genug der müß'gen Worte,
Dich werf' ich aus der Pforte
Rasch wie Stegreifsgesänge.
Quinolilla.
Ich kann nicht mehr, mich hindert das Gedränge.
Alcalde.
Gleichviel ob man Dich dränge oder hänge.

Perez de Montalvan, Francisco Tarrega, Gaspar Aguilar, Guillen de Castro.

Die Gestalt, welche Lope dem spanischen Theater gab, blieb die nächsten Jahrhunderte maßgebend, und ein ganzes Heer mehr oder weniger begabter Dichter trat in die Fußtapfen des berühmten Meisters. Einer seiner treusten Nachahmer, den ein Zeitgenosse den „Erstgebornen von Lope's Geist" nannte, war sein Schüler, Freund und Apologist Juan Perez de Montalvan. Derselbe wurde 1602 zu Madrid, wo sein Vater Buchhändler war, geboren. Schon auf der Universität zeichnete er sich aus, und beim Fest des heiligen Isidor gewann er einen der Hauptpreise. Im dreiundzwanzigsten Jahre seines Lebens ward er Geistlicher und bald darauf Notar der Inquisition. Er versuchte mit Lope auch in der Fruchtbarkeit seiner Production zu wetteifern; denn als er im sechsunddreißigsten Jahre seines Lebens starb, hatte er bereits nahe an hundert Komödien geschrieben. Einige Zeit vor seinem Tode verfiel er dem Wahnsinn, wie man glaubt, in Folge übermäßiger geistiger

Anstrengung. In Elegien und Sonetten wurde sein frühzeitiger Tod von spanischen Dichtern tief betrauert. So kurz sein Lebenslauf gewesen war, hatte er dennoch glänzende Triumphe gefeiert; seine Komödien gehörten, nach denen des Lope, zu den beliebtesten der spanischen Bühne, und man druckte Stücke unter seinem Namen, um ihnen den Beifall des Publikums zu sichern. Sein Ruhm reichte bis nach Amerika, wo ein peruanischer Kaufmann ihm den Zoll seiner Bewunderung in einem ansehnlichen Jahrgehalt entrichtete. Die eine seiner Komödien wurde viele Male hintereinander zu gleicher Zeit auf den beiden Haupttheatern Madrids aufgeführt — eine Auszeichnung, die vor ihm Niemandem zu Theil geworden war. Doch auch er entging der Anfeindung nicht; sein Hauptgegner war der geistreiche Quevedo, der ihm manche bittre Kränkung zufügte; so schrieb er einmal, als man ein Stück des Montalvan ausgepfiffen hatte, einen satirischen Trostbrief an denselben, den Schack mittheilt, und in dem es unter Anderem heißt:

„Alle Menschen sind sterblich, Herr Doctor Montalvan, und daher müssen sich auch die komischen Dichter darauf gefaßt machen, ihre Komödien ausgepfiffen zu sehen. Wenn in einem Schauspiel viele Coulissenkünste vorkommen und diese durch Schuld des Maschinisten verunglücken, so wird ja Letzterer ausgepfiffen und nicht der Dichter! Aber glauben Sie nur nicht, das Pfeifen sei ein Zeichen des Mißfallens gewesen; nein, es waren vielmehr Alle so erfreut über das Stück, daß sie ihm dieselbe Aufnahme bereiteten, wie den Stieren im Circus. Wer hätte Ihnen, als Sie es mit so vielem Selbstvertrauen schrieben, wohl gesagt, daß es eine solche Stier-Komödie werden und unter Pfeifen, Zischen und Geschrei sterben würde? Glauben Sie mir, ich hielt es schon für eine üble Vorbedeutung, als ich die vielen Bretter sah, welche für die Maschinerien herbeigeschafft waren; denn ich dachte dabei gleich an die Schranken im Circus, und daß das Volk zu entschuldigen sein würde, wenn es die Aufführung in ein Stiergefecht verwandelte. Sie hätten sich hüten sollen, in Ihrem Schauspiel Trompetenstöße anzubringen; denn Sie wissen doch wohl, daß dies im Circus das Signal ist, wenn dem Stier die Kniekehlen durchgeschnitten werden sollen. Die Weiber waren die Ersten, welche das Pfeifen begannen; hierdurch aufgefordert, ließen die Mosqueteros ihr Kleingewehrfeuer los; und Ihre Komödie starb halb wie ein Stier unter Zischen und Pfeifen, halb wie ein tapferer Soldat unter Flintenschüssen. Es war ein Aufruhr des ganzen Volkes, wobei die Weiber die Anführer bildeten. Gott erhalte Ihnen, ich meine nicht das Leben, sondern den Verstand; denn der Letztere läuft nach einem solchen Vorfall am meisten Gefahr."

Die Fehler der Komödien des Montalvan boten dem Quevedo in der That Anhaltspunkte genug, seinen Witz daran zu üben. Wenn auch in diesen Stücken der Wetteifer mit Lope unverkennbar hervortritt, so hat er seinem Meister doch höchstens in Bezug auf den Reichthum der Erfindung und in der Kunst, überraschende Verwickelungen herbeizuführen, erfolgreich nachgestrebt, ohne ihn weder im Tragischen noch im Burlesken zu erreichen. Die Oberflächlichkeit der Lope'schen Richtung tritt in den Komödien Montalvan's auf das schärfste hervor. Ihm fehlt die kraftvolle Handhabung des Pathetischen, und die Gabe des naturwüchsigen Witzes, aus dem die Grazie lächeln muß, war ihm versagt. Viele einzelne dichterische Schönheiten seiner Arbeiten können für das Vorherrschen des Declamatorischen und den Mangel an Originalität und wahrhafter Empfindung nicht entschädigen. Geringen Theil an diesen Mängeln hat indessen eine seiner Komödien: „Die Liebenden von Teruel", deren, einer spanischen Sage entlehnter Stoff schon früher einmal von Rey de Artieda mit poetischem Geschick dramatisirt worden war. Die Sage ist folgende: In Teruel in Aragonien lebten zwei junge Leute in einem innigen Liebesverständniß. Die Eltern des Mädchens waren der Verbindung abhold, weil das Vermögen des Ritters dem Stande der Dame nicht entsprach; die Festigkeit und Zärtlichkeit der Liebenden bewog sie indessen, dem Jüngling einige Jahre Frist zu gewähren, innerhalb deren er sich ein Vermögen

zu erwerben gedachte. Er zog in den Krieg. Trotz glänzender Waffenthaten gelang es ihm nicht, seine Tapferkeit so bald anerkannt zu sehen; als er aber endlich, bei der Erstürmung von Tunis, als der Erste die feindlichen Wälle erstieg, ward ihm Ruhm und Auszeichnung zu Theil. Voll freudiger Hoffnung kehrte er nach Teruel zurück. Seine Braut, der man vorgeredet, er habe auf dem Schlachtfeld seinen Tod gefunden, hatte endlich dem Drängen ihrer Eltern nachgegeben und in eine andere Verbindung gewilligt. Es ist der Tag ihrer Vermählung, als ihr Verlobter in Teruel eintrifft. Seine Verzweiflung ist grenzenlos, er folgt der Geliebten ins Brautgemach, und, von Schmerz überwältigt, sinkt er todt zu ihren Füßen nieder. Sie geht andern Tags in die Kirche, und als man sie dort aufsucht, findet man sie auf seinem Sarge liegend — todt. Ein gemeinsames Grab umfing die treu Liebenden. Montalvan hat dieses Drama mit rührender Kraft in der tragischen Katastrophe und mit schwärmerischer Zärtlichkeit in den Liebesscenen ausgestattet, so daß es seine Wirkung auf ein weiches Gemüth nie verfehlen wird. Unter seinen geschichtlichen Dramen haben einige durch die sorgfältige Ausmalung der Charaktere einen nicht gewöhnlichen Werth, wie „Johann von Oesterreich", „Heinrich IV." und der zweite „Seneca". Der Held des Letzteren ist Philipp II.; der Dichter idealisirt zwar im Allgemeinen den Charakter des tyrannischen Königs, doch hebt er die Grundzüge desselben scharf hervor; Don Carlos wird darin als ein wilder und gefährlicher Narr geschildert.

Montalvan's Autos überbieten an wunderlichen Einfällen und abenteuerlicher Phantastik noch die des Lope. Das eine behandelt die Bekehrungsgeschichte des Skanderberg; ein anderes, „Polyphem", stellt unter dem Namen dieses Riesen den Judaismus dar; Christus tritt als Ulysses auf und die Seele als eine Nymphe. Die Cyklopen singen Romanzen und klimpern auf der Guitarre; Pulverschwärmer und Raketen fliegen in die Luft; dazwischen rauscht betäubende Musik von Clarinetten und Trompeten, und zum Schluß versinkt unter Donner und Blitz eine ganze Insel.

Aus der valencianischen Dichterschule, deren hervorragende Vertreter sich ebenfalls um Lope schaarten, verdienen drei Dichter einer besonderen Erwähnung, Tarrega, Aguilar und Guillen de Castro. Gleichen Vorzügen und gleichen Mängeln begegnen wir in den Komödien Tarrega's und Aguilar's. Beide Männer schlossen sich eng an Lope an. Die, in einem poetischen Ton gehaltene Darstellung fein angelegter und durchgeführter Intriguen und die Sorgfalt in der Charakterzeichnung üben in diesen Stücken eine anziehende Kraft, obschon wir Originalität und Schwung in ihnen vermissen, und die übrigens fließende Diction ab und zu durch affectirte Ausdrucksweise und seichte Witzelei entstellt wird.

Das beliebteste Stück Tarrega's heißt „La enemiga favorable" (die günstige Feindin). Der König liebt die Gräfin Laura, welche Anfangs seine Neigung erwidert, sich aber später einem Jüngling, Namens Belisardo, zuwendet. Eine Beleidigung, die ihr die Königin aus Eifersucht zufügt, erregt Lauras Zorn gegen dieselbe, und sie veranlaßt Belisardo, die Königin des Ehebruchs anzuklagen. Der König befiehlt, daß ein Kampf, als Gottesurtheil, die Schuld oder Unschuld der Königin erweisen solle. Drei Ritter erscheinen in den Schranken zu ihrer Vertheidigung: der König, der, als ihr Mitschuldiger angeklagte Ritter und Laura selber; sie bereut ihre That und hofft sie zu sühnen. Die Königin, der die Wahl unter ihren Vertheidigern frei steht, wählt Laura. Eben soll der Kampf beginnen, da ertönt vom Thurm das Läuten des Ave Maria. Alle knieen betend nieder. Laura wirft die Verhüllung von sich und bekennt laut die Unschuld der Königin. Belisardo bezeugt ihre Aussage, und eine allgemeine Versöhnung schließt das Stück.

Von Aguilar erzählt man, daß er, noch jung, aus Gram über die Zurückweisung eines Gedichtes gestorben sei, welches er zur Vermählungsfeier des Herzogs von Gandia, in dessen Diensten er stand, gedichtet hatte. Als das beste seiner Stücke wird „El mercader

amante“ (der Kaufmann als Liebhaber) genannt. Der Held desselben ist ein reicher Kaufmann, der, unschlüssig in der Wahl zwischen zwei Mädchen, vorgiebt, sein ganzes Vermögen verloren zu haben, um den Charakter der jungen Damen zu prüfen. Sein Plan gelingt; denn während die Eine ihm treu bleibt, weist ihn die Andere zurück, da sie sich einem reichen Mann, und nicht einem armen verlobt habe; als Entschuldigung führt sie an, daß Jemand, der sich so leicht über den Verlust seines Vermögens zu trösten scheine, sich wohl ebenso leicht über den Verlust seiner Frau hinwegsetzen würde.

Ungleich berühmter als die genannten Dichter ist Guillen de Castro. Er gehörte einer vornehmen Familie an und wurde im Jahre 1569 zu Valencia geboren, wo er durch seinen Geist und seine poetische Begabung Aufsehen erregte und zum Mitglied der poetischen Akademie „de los Nocturnos“ ernannt wurde. Der Graf von Benavente verlieh ihm das Gouvernement von Seyano — ein Amt, das er indessen nur kurze Zeit bekleidet zu haben scheint. In einem andern Zeitraum seines Lebens sehen wir ihn als Hauptmann bei der Cavallerie. Er ging später nach Madrid, wo er nicht nur eine Unterstützung vom König, sondern auch ansehnliche Jahrgehälter von den Herzögen von Ossuna und Olivarez erhielt. Unbändiger Sinn und Unverträglichkeit sollen ihm später diese Gnadenbeweise verwirkt haben. Nähere Mittheilungen über den Grund der Entziehung seiner Jahrgelder liegen nicht vor.

Er gerieth in große Dürftigkeit und vermochte sich nur sehr kümmerlich mit seiner Familie von seinen Dichtungen zu ernähren. Im Jahre 1631 starb er so arm, daß die Kosten zu seinem Begräbniß aus milden Gaben bestritten werden mußten. Zwischen ihm und Lope walteten herzliche Freundschaftsbeziehungen; Lope erwähnt seiner mit uneingeschränktem Lobe, und Castro widmete der Marcela, der Tochter Lope's, einen Band seiner Komödien. Cervantes rühmt die Süßigkeit und Anmuth seiner Werke.

Von hohem poetischen Werth und alle übrigen Arbeiten Castro's weit übertreffend ist seine Komödie „Las mocedades del Cid“ (die Jugendthaten des Cid). Sie besteht aus zwei Theilen, und ist als Vorbild des Cid von Corneille auch in weiteren Kreisen bekannt geworden. Die schönen alten Romanzen, die zum Theil noch heutigen Tages in den Straßen von Madrid gesungen werden, liegen der Komödie zu Grunde, und die Naturwüchsigkeit, Frische und Volksthümlichkeit dieser Romanzen entfalten ihren ganzen Zauber in Castro's Cid. Ein tiefes Ergriffensein von der Poesie des Stoffes offenbart sich darin, ein Herz, das für die herrliche Vorzeit Spaniens schlug. Voll lebendiger Kraft weiß der Dichter in volksthümlicher Darstellung Scene an Scene zu reihen und mit wenigen markigen Strichen seine Charaktere meisterhaft zu zeichnen. Es ist ein heller Siegesklang in diesem Cid, mit dem sich der melancholische und zärtliche Ton der Nachtigall mischt, und durch das starre Festhalten an dem herkömmlichen Princip der Ehre bricht überall leidenschaftliches Gefühl, das ein reiner und hochherziger Sinn verklärt.

Das Stück beginnt mit dem Ritterschlag des jungen Rodrigo, welchen er in Gegenwart des Hofes unter ganz besonderen Gunstbezeugungen vom König selbst empfängt. Die Infantin Urraca schnallt ihm die goldenen Sporen an, und König Fernando reicht ihm sein eigenes Schwert mit dem Bemerken, daß er fünf Schlachten damit gewonnen habe. Rodrigo betheuert, sich erst dann damit gürten zu wollen, wenn er in fünf Schlachten Sieger geblieben sei; aus jedem Wort, das er spricht, leuchtet Verstand und Edelmuth. Die Liebe zwischen Rodrigo und Jimena wird schon in dieser ersten Scene bemerklich. „Wie gefällt Dir Rodrigo?“ fragt die Infantin sie. „Er ist ritterlich,“ antwortet sie laut, doch leise fügt sie hinzu: „und seine Augen schaffen süße Pein.“ Nachdem Rodrigo, die Damen und der Infant Don Sancho sich entfernt haben, bleibt der König mit seinen vier Räthen, Diego Lainez, dem Vater Rodrigo's, dem Grafen Lozano, Jimena's Vater, Arias Gonzalez und Perenzuela allein. Der Erzieher des Infanten ist gestorben, und der

König ernennt Diego Lainez zu seinem Nachfolger. Der Graf Lozano findet sich durch diese Wahl zurückgesetzt und geräth in einen Wortwechsel mit Diego, in dem er ihm seine Hinfälligkeit vorwirft, und welcher damit endet, daß er dem Greise einen Backenstreich versetzt. Der König springt erzürnt auf und befiehlt, den Grafen festzunehmen. Lozano erinnert Ferdinand an die Dienste, die er ihm geleistet; „Menschen wie ich" — ruft er voll Stolz — „sind die Hände der Könige, sind die Flügel ihrer Gedanken und das Herz des Staates!" und zürnend verläßt er das Gemach. Vernichtet schleicht Diego von dannen, und fürchtet bei jedem Schritt zu straucheln, weil außer der Bürde der Jahre ihn noch das furchtbare Gewicht der Schmach belaste. Der König schickt den Davoneilenden seine beiden anderen Räthe nach, um wo möglich eine Versöhnung herbeizuführen.

Die folgende Scene zeigt uns Rodrigo mit seinen beiden jüngeren Brüdern im Gespräch. Diego tritt herein, mit verstörtem Angesicht, einen zerbrochenen Stab in der Hand, und befiehlt seinen Söhnen, ihn allein zu lassen. „Was fehlt dir, Vater?" fragt Rodrigo. „Die Ehre," antwortet Diego. Es folgt ein Monolog Diego's voll qualvoller Verzweiflung; er versucht sein Schwert zu heben, es entsinkt der zitternden Hand. „Wehe," ruft er aus — „daß mein Leben da aufhören muß, wo meine Schmach anfängt!" Endlich faßt er den Entschluß, die Rache seinen Söhnen zu übertragen. Zuerst ruft er nacheinander, die beiden jüngeren zu sich; mit seiner ganzen Kraft preßt er ihnen die Hände zusammen; sie brechen in Klagen aus, und unter Verwünschungen treibt er sie fort. Jetzt ruft er Rodrigo, der wegen des Vorzugs der jüngeren Brüder, die vor ihm gerufen wurden, zürnend erscheint. Diego beißt ihn in die Hand. „Laßt los, Vater!" ruft er wüthend — „wärt Ihr mein Vater nicht, so würde ich Euch diese That mit einem Backenstreich lohnen." „Es wäre der erste nicht!" antwortet Diego, und entzückt über den Zorn und die Leidenschaftlichkeit des Sohnes, erzählt er ihm den schrecklichen Vorfall bei Hofe und fordert ihn zur Rache auf. Bis in den Tod betrübt läßt er Rodrigo zurück. Ein schmerzlicher Kampf zwischen Liebe und Ehre tobt in seiner Brust. Diego nennt er die Seele, die ihm das Leben gab, und Jimena das Leben seiner Seele, und klagt, daß er das Blut vergießen soll, mit dem er das seinige vereinen möchte. Die Ehre siegt schließlich über die Liebe, und er schwört, im Fall er besiegt würde, vor Scham sein Schwert bis zum Heft in seiner Brust zu begraben.

Urraca und Jimena stehen im Fenster des Palastes. Rodrigo's Vorzüge bilden den Inhalt ihres Gesprächs. Die Infantin verräth ihre Neigung für ihn. Rodrigo erscheint unten in der Straße, und der Anblick von Jimena's Schönheit erneuert den Kampf in seiner Seele. „Dort" — klagt er — „versengt mich die Liebe, und hier erstarrt mich die Schmach." Da erblickt er seinen Vater, und der Jammer des Tiefgebeugten macht seinen Zweifeln ein Ende. Der Graf Lozano naht, und er fordert ihn zum Kampf, den dieser erst höhnend zurückweist, weil er sich mit einem unmündigen Buben nicht schlagen mag. Zuletzt gehen sie kämpfend ab, und man hört den Grafen hinter der Scene rufen: „Ich bin dahin!"

Rodrigo stürzt auf die Bühne, sich gegen eine ganze Schaar von Angreifern, den Begleitern des Grafen, wehrend. Erst der Infantin Befehl treibt sie zurück.

Der zweite Act beginnt im Palast. Der König vernimmt einen wilden Lärm und erfährt, daß der Tod des Grafen Lozano die Ursache davon ist. Jimena und Diego Lainez stürzen herein, Erstere mit einem blutigen Tuch in der Hand, Letztere die Wange blutgefärbt. Jimena fordert in leidenschaftlichem Schmerz Gerechtigkeit und Rache. „Mein Vater" — sagt sie — „sprach mit mir durch den Mund seiner Wunde; die Vernunft hielt seinen grausamen Tod einen Augenblick auf, und er schrieb mir meine Pflicht mit Blut in den Staub. O, könnten deine Augen die Schriftzüge lesen, die in meiner Seele unauslöschlich brennen, und die wie ein Magnet meinen Augen blutige Thränen entlocken! Jeder Tropfen

seines Blutes fordert, ihn zu rächen, einen Kopf." Ebenso leidenschaftlich vertheidigt Diego seinen Sohn, dessen Schwert in der Brust des Feindes die Ehre seines Vaters habe suchen müssen. Diego hat seine Finger in die blutende Wunde des Grafen getaucht und mit dem Blut die Wange gewaschen, die Lozano schlug; „denn die Ehre, welche sich mit Blut reinigt, ist rein." Er bietet Jimena sein Leben zur Befriedigung ihrer Rache an. Prinz Sancho und Urraca unterbrechen die Verhandlung, und der Infant fordert mit übermüthigem Stolz die Freiheit Rodrigo's. Dieser hat sich unterdessen in Jimena's Haus begeben, wo er sich verbirgt. Jimena tritt ein, und im Gespräch mit ihrer Vertrauten Elvira giebt sich zugleich der Schmerz um ihren Vater und die Liebe für seinen Mörder kund. „Wehe," ruft sie, „daß die eine Hälfte meines Lebens die andre ins Grab senden mußte!" „Wie kannst du die Rache vollführen," fragt Elvira, „da du den Todten und den, der ihn tödtete, liebst?" „Ich habe Muth," antwortet sie, „und selber sterbend will ich noch tödten, und will Rodrigo verfolgen, bis ich den Vater gerächt." Da tritt Rodrigo aus seinem Versteck und bittet sie, sich ohne die Mühe der Verfolgung an ihm zu rächen. Jimena ist über seinen Anblick entsetzt; er reicht ihr seinen Degen und fordert sie auf, ihm auf das, was er ihr sagen werde, mit dem Schwert zu antworten. Er legt ihr die Beweggründe seiner That vor; sie kann sie nicht verdammen, ihre Rache aber darf sie nicht aufgeben. „Um der Ehre willen" — antwortet sie — „muß ich zu deiner Verfolgung thun, was ich kann; doch thu' ich's mit dem Wunsche, nichts zu können!" Schließlich heißt sie ihn fliehen. Die folgende Scene zeigt uns den alten Diego, an einem einsamen Orte auf seinen Sohn wartend. Ergreifend ist der Ausdruck seiner Angst, seiner Liebe und seines Stolzes. Er spricht: „Nicht das Schaf, das seinen Hirten verloren hat, noch der Löwe, dem man seine Jungen raubte, klagt so schmerzlich und heult so beleidigt, als ich um Rodrigo; o, mein geliebter Sohn! In der dunklen Nacht, die hereinbricht, umfasse ich wesenlose Schatten. Ich bezeichnete ihm den Ort, wohin er eilen sollte mich zu finden. Sollte er sich mir diesmal ungehorsam zeigen? Es kann ja nicht sein! Tausend Aengste erdulde ich! Irgend ein Zufall wird ihn den Weg haben verfehlen lassen. Wie eisig das Blut mir zum Herzen dringt! Wenn er todt wäre, oder verwundet und gefangen! Heiliger Gott! was für Leiden ahne ich! Was rührt sich dort? Ob er es ist? So viel Glück verdien' ich nicht! Nein, es ist nur das Echo, das meiner Stimme und meinen Klagen antwortet; und doch, von jenen Steinbrüchen her hör' ich den Galopp eines Pferdes. Rodrigo ist's! Er steigt ab. Unendliches Glück! Mein Sohn!

Rodrigo. Mein Vater!

Diego. Ist es möglich, daß meine Arme dich umfassen? Laß mich Athem holen, Kind, denn ich brauche Athem zu deinem Lobe. Warum zögertest du so lange? Wie schwerfällig erschienst du meiner Sehnsucht; doch nun, da du da bist, will ich dich nicht ermüden, dich zu fragen, wo du weiltest. Tapfer hast du dich erwiesen, herrlich hast du gehandelt. In dir sehe ich meine glanzvolle Jugend erstehen; wie hast du mir das Dasein, das du mir schuldest, vergolten! Rühre, Kind, an meine weißen Haare, die du geehrt hast; lege deine süßen Lippen an die Wange, von der du den Schimpf meiner Ehre nahmst. Voll Stolz demüthigt sich meine Seele vor deiner Tapferkeit, vor dem Erhalter des edlen Geschlechts, dem castilianische Könige Ehrfurcht zollten."

Schließlich fordert Diego seinen Sohn auf, in den Krieg gegen die Mauren zu ziehen, um zu beweisen, daß sein Arm nicht nur stark genug sei, Schmach zu rächen, sondern auch bereit, seinem König zu dienen. Wir erblicken in der nächsten Scene Urraca auf einem Balcon im Landhaus der Königin, wo sie sich in sinnig poetischer Weise an der Schönheit der Natur erfreut; mit schwermüthiger Zärtlichkeit gedenkt sie Rodrigo's. Da sieht sie Reiter vorübersprengen und erkennt unter ihnen Rodrigo. Es folgt eine Unterredung, in welcher Urraca ihre ganze Leidenschaft für den Ritter offenbart, während aus Rodrigo's Entgegnung Ehrfurcht und Bewunderung

spricht. Wir werden aufs Schlachtfeld geführt. Rodrigo kämpft mit Löwenmuth; ein maurischer König giebt sich ihm gefangen. In einer anderen Scene treten Don Sancho und Diego Lainez im Gespräch auf. Sancho ist voll düsteren Unmuths; man hat ihm prophezeit, daß ein Wurfgeschoß, mitten durch sein Herz gestoßen, seinen frühen und gewaltsamen Tod herbeiführen würde. Donna Urraca tritt zu den Beiden mit einem Pagen, der ihr einen blutigen Jagdspieß nachträgt; sie rühmt sich ihrer sicheren Hand, und daß sie soeben einen Eber im Vorübereilen mit dem Jagdspieß getödtet habe. Entsetzt fragt Sancho: „Und deine Hand warf den Spieß?" Urraca ist erstaunt über seine Heftigkeit; Diego erklärt ihr die Veranlassung, und Sancho theilt ihnen mit, daß er stets eine eiserne Kapsel auf der Brust über seinem Herzen tragen werde, um jeder Waffe den Eingang zum Herzen zu wehren. Urraca macht ihn darauf aufmerksam, daß man das Herz auch vom Rücken aus treffen könne. Da geräth Sancho außer sich vor Wuth, sieht in der Schwester seine künftige Mörderin und ist nahe daran sie umzubringen, als der König mit dem gefangenen Mohrenfürsten erscheint. Er ist von Rodrigo's Lobe voll, der ihm einen König als Gesandten geschickt habe. Während der Gefangene noch Rodrigo's Heldenmuth rühmt, tritt er selber herein, und wird von allen Anwesenden mit Beweisen der Liebe und Bewunderung überschüttet. Der gefangene König bittet: „Gebt mir die Hand, mio Cide (mein Herr)." „Wohl steht ihm der Name an," ruft der König, „und von dieser Stunde an soll er ihn dem seinigen zufügen." Jimena naht mit ihren Frauen in Trauergewändern; wieder verlangt sie Rache und Gerechtigkeit, und voll Bitterkeit fordert sie den König auf, einen Vergleich zwischen ihrer Lage und der Lage Rodrigo's anzustellen. „Er ist der Beleidiger, ich bin die Beleidigte, und ich muß seufzen und er triumphirt! Er trägt wehende Banner, ich Trauerwänder; hoch erhebt er Siegstrophäen, ich dulde Schmach; er ist voll Stolz und ich gedemüthigt; ich beschimpft und er bewundert; er zufrieden, ich zum Tod betrübt, ich weinend und er lachend!"

Der gerührte König verspricht ihr, den Cid zu verbannen; er will ihn von Neuem in den Krieg schicken; denn, meint er, „wer im Feld sich so herrlich erweist, darf in der Stadt nicht bleiben." Zum Lohn seiner Siege aber umarmt er ihn in Jimena's Gegenwart und spricht: „Gott erhalte dich, mein Cid." Rodrigo und Jimena begegnen sich in zärtlichen Blicken; Urraca bemerkt es und vergeht vor Eifersucht.

Der dritte Act beginnt mit einem Gespräch zwischen Urraca und dem ehrwürdigen Arias Gonzalo. Die Infantin ist traurig; sie fürchtet ihren Bruder, denkt an den Tod des Vaters und gesteht dem Arias, daß sie den Cid liebe und Willens gewesen sei, sich ihm zu vermählen; zu ihrem Schmerz aber habe sie bemerkt, daß sein Herz Jimena gehöre. Der König erscheint; er hat nach dem Cid gesendet, um ihm die Eroberung der Stadt Calahorra zu übertragen. Jimena wird gemeldet; der König ist ungehalten über die unaufhörlichen Belästigungen von ihrer Seite. Arias theilt ihm seine Muthmaßung, die Liebe Rodrigo's und Jimena's betreffend, mit. Der König, hoch erfreut über diese Nachricht, hofft durch eine Vermählung die Aussöhnung herbeizuführen. Er läßt Jimena eintreten. Es ist ihr alter Ruf nach Gerechtigkeit, den sie ertönen läßt, außerdem aber beschuldigt sie den Cid, ihre Tauben getödtet zu haben. Diego stellt die Möglichkeit dieser That in Abrede, weil sein Sohn sich schon seit vielen Tagen auf einer Pilgerschaft nach Santiago befinde. Kaum hat er diese Worte gesprochen, so stürzt ein Diener herein, den Tod des Cid verkündigend: er sei auf seiner Pilgerfahrt, von fünfhundert Mauren überfallen, ein Opfer der Uebermacht geworden. Mit einem Ausruf des Schmerzes sinkt Jimena ohnmächtig zusammen. Erwacht vernimmt sie, daß die Todesnachricht nur eine List gewesen sei, ihre Gesinnung zu prüfen; sogleich faßt sie sich, ihr Gefühl von Ehre und Pflicht erwacht in alter Stärke und sie giebt vor, daß nicht der Schmerz, sondern die Freude sie ihrer Besinnung beraubt habe, und zum Beweise, daß sie wahr gesprochen, verkündet sie

laut, daß wer ihr das Haupt Rodrigo's de Bivar bringen würde, der solle ihr Gatte und Herr ihrer Besitzthümer werden. Der König und Diego, auf des Cid Unüberwindlichkeit vertrauend, lassen sie gewähren. „Dir, o Ehre," sagt Jimena im Abgehn, „opfere ich mein Leben; verzeih', wenn ich dir noch mehr schulde!"

Wir werden ins Feldlager geführt; nach einem Gespräch, in dem der Cid innige Frömmigkeit offenbart, ist er im Begriff, sich mit seinen Soldaten zum Essen niederzusetzen. Ein Aussätziger von ekelerregendem Aussehen, der, ohne von ihnen gesehen zu werden, sich in ihrer Nähe befindet, läßt einen schwachen Hülferuf ertönen, der Anfangs überhört wird. Er ruft noch einmal lauter und kläglicher; jetzt hat der Cid den Ruf vernommen und wendet sich zu dem Unglücklichen; entsetzt beben die Anderen vor dem scheußlichen Anblick zurück; Rodrigo aber reicht ihm beide Hände hin, bedeckt seine Blöße mit seinem eigenen Mantel, und da seine Gefährten vor Ekel in der Gegenwart des Aussätzigen nicht essen wollen, ißt er mit ihm aus einer Schüssel und bittet ihn darauf, auszuruhen, er wolle seinen Schlaf behüten. Ihn aber befällt plötzlich eine unnatürliche Müdigkeit, und er schläft ein. Als er erwacht, ist der Aussätzige verschwunden; ein lieblicher Duft ruht auf der Gegend, und der Cid fühlt seine Brust von einem sanften ungewohnten Feuer entbrennen. Ein göttliches Geheimniß ahnend, sucht er den Armen. Da steht er vor ihm in einem lichten Gewande und giebt sich ihm als den heiligen Lazarus zu erkennen, und verkündet ihm, das solle der Lohn seiner Tugend sein, daß jeder seiner Thaten ein Sieg folgen werde. Darauf fordert er ihn auf, nach Madrid zu gehen, denn der König bedürfe seiner.

Die nächste Scene spielt im Palast des Königs; der König von Aragonien hat einen Gesandten, den Riesen Don Martin, an Ferdinand geschickt, mit dem Anerbieten, die Streitigkeiten um den Besitz Calahorra's durch einen Zweikampf entscheiden zu lassen. Die Forderung scheint billig, doch König Ferdinand ist in Sorge; denn der Riese Martin, welcher von Seiten Aragon's den Zweikampf bestehen soll, gilt für unüberwindlich, und der König fürchtet, daß kein castilianischer Ritter den ungleichen Kampf werde bestehen können. Der alte Arias will hinaus, doch der König verhindert ihn. Da wird zur guten Stunde der Cid gemeldet, den man im Felde wähnte. Er bietet sich zum Zweikampf, und als der König Einwendungen macht, antwortet er: „Wahrlich, viel schlimmer ist es nicht auszuziehen, um zu siegen, als besiegt heimzukehren." Als Don Martin erfährt, daß es der Cid ist, mit dem er kämpfen soll, frohlockt er; denn er hofft durch den Sieg über Rodrigo zugleich den Besitz Jimena's zu erringen.

Jimena's Zimmer. Im Gespräch mit Elvira zeigt sie ihre schmerzliche Aufregung um den Cid. „Ihn nennt die Welt den Cid," ruft sie. „Es wäre der größte Beweis seiner Tapferkeit, wenn er mein Mißgeschick besiegte!" Ein Page überreicht ihr einen Brief Don Martin's, in dem derselbe sie auffordert, Hochzeitskleider anzulegen, denn er sei auf dem Wege, Rodrigo zu tödten; und Jimena klagt: „Ich Unglückliche tödte und beweine dich zugleich, mein Cid."

Der König hält Rath mit seinen Cavalieren; nicht soll der trotzige und hochfahrende Sancho allein sein Reich erben, auch der jüngere Sohn und die beiden Töchter sollen an der Erbschaft Theil haben. Um den im Rath gefaßten Beschluß zu hören, wird Sancho herbeigerufen; zornig braust er auf, weist die so getheilte Erbschaft zurück und kündigt dem greisen Vater an, daß er nach seinem Tode das zerstückelte Reich mit dem Schwerte werde zu vereinigen wissen. Die Erscheinung Jimena's, welche in reichem Schmucke hereintritt, macht der rauhen Scene ein Ende; auf die Frage, warum sie die Trauerkleider abgelegt, antwortet sie, daß es zu Ehren Don Martin's geschehen sei, den sie mit der frohen Botschaft von dem Tode des Cid erwarte. Ein Diener meldet Don Martin, der um die Erlaubniß bitte, der Donna Jimena den Kopf Rodrigo's zu Füßen legen zu dürfen. Um Jimena's Fassung ist es geschehen. „Derselbe Degen," spricht sie, „der

sein Haupt fällte, hat auch den Faden meines Lebens durchschnitten," und sie bekennt laut ihre große Liebe zu dem Cid, und welche Opfer ihr der Kampf um die Ehre gekostet; sie bittet um die Erlaubniß, den Schleier zu nehmen, und Don Martin für den Verlust ihrer Person mit dem Besitz ihres Vermögens entschädigen zu dürfen. Da steht, statt Don Martins, Rodrigo vor ihr. Nachdem er dem König seinen Sieg gemeldet, wendet er sich zu Ximena, „da sie nicht geäußert, ob sie Rodrigo's Kopf lebendig, todt oder abgeschnitten verlange, so lege er ihr Rodrigo's Kopf zu Füßen und fordere ihre Hand; doch schrecke ihre große Strenge davor zurück, so möge sie mit seinem Schwert den ihr verhaßten Kopf abschlagen." Ximena's Kampf ist zu Ende, und glückselig reicht sie ihm die Hand. Alle sind zufrieden, nur Urraca grollt heimlich. Das ist der Schluß des ersten Theils.

Fast alle Literarhistoriker ziehen den Cid Castro's, aus dem Corneille viele Stellen wörtlich übersetzt hat, dem Werke des Franzosen vor. Schack findet das einzige Verdienst Corneille's in der Auslassung des überflüssigen Beiwerks, das Castro, sich an alte Romanzen lehnend, willkürlich eingeschaltet hatte; er findet in dem französischen Drama alles erstarrt und vergröbert; er vermißt darin jenen bald zarten, bald mächtigen Hauch der Poesie, der uns aus dem spanischen Stücke erquickend und belebend entgegenweht; er ist der Meinung, daß Corneille nicht einen einzigen Zug hinzugethan habe, der nicht Entstellung und Verzerrung wäre, daß er eine gänzliche Blindheit für die Tiefe und Schönheit der wahren Poesie oder eine gänzliche Unfähigkeit, sie zu reproduciren, bewiesen, daß er ein reiches und farbiges Gemälde in eine trockene und steife Schulzeichnung ohne Licht und Schatten umgewandelt, aus einem lebenvollen Gedicht ein frostiges Uebungsstück für die Declamation gemacht habe.

Der zweite Theil des Cid steht dem ersten an künstlerischer Anordnung und motivirtem Zusammenhang der Scenen zu einem Ganzen nach, nicht aber an dichterischer Kraft und frischem, volksthümlichem Geist. Schön in ihrer ergreifenden Einfachheit ist die Scene, in welcher die drei jungen Söhne des greisen Arias, um die Schuldlosigkeit der Stadt Zamora an dem Morde Sancho's zu erhärten, nach einander im Zweikampf fallen; der Letzte noch im Tode sich des Sieges freuend.

Von den vielen spanischen Romanzen, die Castro mit Glück dramatisirt hat, ist die vom Grafen Alarcos hervorzuheben; mit ergreifendem Pathos hat hier der Dichter den Conflict zwischen Königstreue und allen übrigen menschlichen Pflichten dargestellt. Weniger gelungen dagegen ist diejenige seiner Komödien, welche den Don Quijote zum Helden hat und einen Theil ihrer Gespräche wörtlich dem Cervantes entlehnt. „Engañarse engañado" (die überlistete List) schildert einen Weiberfeind, der von seinem Vater zu einer Vermählung mit einer edlen Dame gedrängt wird. Nun will er wenigstens die ihm bestimmte Dame erst kennen lernen; zu diesem Zwecke weiß er sich als Diener in ihrem Hause Eingang zu verschaffen, während sein Bruder die Tugend der Dame bestürmen muß. Die Dame wird unterdessen von den Plänen der Brüder unterrichtet; sie weist den Bewerber zurück und stellt sich in den Diener verliebt, ja, macht diesem schließlich die zügellosesten Anträge. Eben will der Ritter in höchster Entrüstung die leichtfertige Dirne verlassen, als die Intrigue sich aufklärt und die Dame den bekehrten Weiberfeind mit ihrer Hand beglückt.

Ein anderes Stück: „Barmherzigkeit und Gerechtigkeit" hat die Geschichte eines ungarischen Prinzen zum Inhalt, welcher wegen der empörendsten Verbrechen zum Tode verurtheilt wird. Unter Anderem hat er einer jungen Frau die Wahl gelassen zwischen ihrer Entehrung oder der Ermordung des Gatten, und als sie nach einem schmerzlichen Kampf ihre Ehre für das Leben des Gatten hingegeben hat, ermordet er denselben dennoch. Aber eine Tugend hat der Prinz bewahrt, die in Spanien so hoch gepriesene Loyalität; denn als ein Haufe von Aufwieglern ihm die Krone seines Vaters anbietet, schlägt er sie aus; und um dieser einen Tugend willen werden ihm schließlich alle übrigen Verbrechen verziehen.

Tirso de Molina.

Wenn Castro sich nur mit seinem „Cid" dem Lope ebenbürtig an die Seite stellen konnte, so darf Tirso de Molina dagegen auf jedem Gebiet kühn mit ihm um die Palme der Dichtkunst ringen. Von den Lebensverhältnissen Tirso's ist so gut wie nichts bekannt. Sein eigentlicher Name war Gabriel Tellez. Muthmaßlich ist er um's Jahr 1570 zu Madrid geboren worden. Etwas zuverlässiger ist die Nachricht, daß er 1620 als Mönch in das Kloster der barmherzigen Brüder zu Madrid trat, und dort in großem Ansehen stand. Der Orden ernannte ihn zu seinem Chronisten von Neu-Castilien, zum Doctor der Theologie und später zum Abt des Klosters Soria. Dort soll er 1648 im achtundsiebzigsten Jahre seines Lebens gestorben sein.

Man vermuthet, daß die Rücksicht auf seinen geistlichen Stand ihn veranlaßt hat, seine, allerdings etwas allzu frei abgefaßten Komödien unter einem angenommenen Namen zu veröffentlichen; obgleich auf der anderen Seite kaum zu bezweifeln ist, daß die keckſten und ausgelassensten seiner Werke einer Zeit entstammen, welche vor seinem Mönchsleben lag.

Nach Lope scheint Tirso auch der fruchtbarste spanische Schriftsteller gewesen zu sein; denn nach seiner eigenen Angabe hatte er bereits 1621 dreihundert Komödien verfaßt. Doch haben sich nur ungefähr siebzig unter seinem Namen gedruckte Komödien erhalten, von denen wieder nur ein Theil sein unbestrittenes geistiges Eigenthum ist.

Wie bei Lope, so tritt auch bei Molina die Fülle und Kühnheit der Erfindungen und Situationen auf Kosten der feineren psychologischen Entwickelung in den Vordergrund; wenn er im Uebermuth sprudelnder Lust den Wohllaut seiner Seele in Poesie ausströmen läßt, dann fragt er nicht danach, ob seine Werke auch den Anforderungen einer höheren sittlichen Idee genügen. In der Bildkraft der Phantasie und in der Handhabung der Sprache übertrifft er noch Lope; die Harmonie seiner beseelten Worte ist bezaubernd, es scheint, er habe der Natur ihre geheimsten Töne abgelauscht: das Wehen des Windes, das Jubiliren der Lerche, das Flöten der Nachtigall, das Rieseln des Baches, er weiß es nachzuahmen. Und mit welcher Kühnheit schildert er die Charaktere, wie unerschöpflich ist sein Witz, wie schalkhaft sind seine Graciosos, wie fein weiß er eine Intrigue zuzuspitzen und Lieblichkeit mit schärfster Verstandesberechnung dabei zu paaren! Freilich setzt er sich oft über alle Schranken des Anstandes und der Sitte fort; seine wilden Sprünge aber führt er mit hinreißender Anmuth aus, und selbst seine tollsten Extravaganzen entlocken uns ein Lächeln. Ihm ist Alles erlaubt; denn die Grazien haben seine Lippen geküßt, die nun überquellen von muthwilligen Scherzen und holder Poesie.

Wenn in Molina's weltlichen Komödien die farbenglühende Lebensfrische und der tändelnde Uebermuth in dem üppigen Reiz der wechselndsten Formen uns entzücken, so wehen uns aus seinen religiösen Dramen die geheimnißvollen Schauer des Jenseits an, und seine Worte werden zu Schwingen, welche uns zu übersinnlichen Höhen tragen.

F. v. Schack ist enthusiastisch in seinem Lobe Molina's. „Tirso" — sagt er — „ist ein Zauberer, der die verschiedensten Gestalten anzunehmen weiß; kaum glaubt man seine Physiognomie erfaßt zu haben, so zeigt er sich schon wieder als ein anderer; der Glanz seiner Poesie wechselt im buntesten Farbenspiel und spottet aller Bemühungen, ihn im Spiegel einer Schilderung aufzufangen. Und nicht minder schwer wird hier das Amt der Kritik; denn selbst die einzelnen Fehler, die sich nicht wegleugnen lassen, sind hier von so blendendem Schimmer der Dichtkunst umkleidet, daß man alle Besonnenheit nöthig hat, um nicht bloß in Ausdrücken uneingeschränkter Bewunderung von diesen Dramen zu sprechen. Tirso's Theater gleicht jenem Wunderlande, das uns von romantischen Dichtern geschildert wird, wo berauschende Düfte und zauberische Klänge des Wanderers Herz und Sinn gefangen nehmen, wo tausend schlängelnde Wege ihn bald durch üppige Gärten, bald durch anmuthige

Thäler, bald an schwindelerregenden Abgründen vorbei auf himmelhohe Berge führen, wo aus den Klüften die neckischen Stimmen der Gnomen erschallen, Elfen durch die Lüfte schweben und der sonnige Himmel der Poesie selbst über Irrgänge und unebene Pfade sein reizendes Licht breitet. Wie verschieden ist Tirso's immer poetischer Witz von dem nüchternen Geschöpfe, das bei uns so genannt wird. Wie Bienen durch Rosenbüsche, schwärmt er durch die Blumengärten der üppigsten Dichtung; er hat zwar Stacheln, wie sie, aber auch ihren Honig. Er schont weder die Mächte des Himmels, noch der Erde; aber alle Wunden, die er schlägt, heilt der süße Balsam der Poesie. Die Kühnheit seiner Ausfälle auf die Großen der Erde, auf Hof und Hofleute, auf Geistliche und Mönche ist einzig in der spanischen Literatur, und man erstaunt über die Freiheit der Bühne, auf der diese Satiren in einer Zeit, als die Macht der Inquisition auf ihrer Höhe stand, laut werden durften. Tirso ist ein Wunderthäter, der uns zwingen kann, selbst Unglaubliches zu glauben; ehe wir noch überlegen können, sehen wir uns in seinen magischen Netzen gefangen und ins Feenland seiner Dichtungen fortgeführt."

Die bekannteste von Molina's Komödien, obgleich sie zu seinen schwächeren Arbeiten gehört, ist „El Burlador de Sevilla" (der Spötter von Sevilla), die erste Dramatisirung der weltbekannten Don Juan-Sage. Zwar haben Cueva in seinem „infamador" und Lope in „Dineros son calidad" (Geld macht den Mann) schon eine dramatische Bearbeitung der Sage versucht; dem Tirso gelang es jedoch zuerst, in kühnen Umrissen einen Charakter zu zeichnen, der zu einer typischen Figur in der Literatur wurde, der seitdem das allgemeinste Interesse erregt und zahlreiche Nachahmer in seiner Dramatisirung gefunden hat. Im Jahre 1665 erschien Molière's Nachahmung „Le festin de Pierre". In Spanien selbst wurde Tirso's Stück ungefähr fünfzig Jahre nach seinem Tode von Zamora bearbeitet — eine Bearbeitung, welche später der Italiener da Ponte Mozart's Operntext zu Grunde legte.

Die alte Sage von Juan Tenorio soll in den Chroniken von Sevilla stehen, wo erzählt wird, daß Don Juan, einer der vornehmsten Sevillaner Familien angehörend, in einer Nacht den Comthur Ulloa umbrachte, nachdem er vorher dessen Tochter entehrt hatte. Im Kloster San Francisco wurde dem Comthur in seiner Familiengruft ein steinernes Grabmal errichtet. Seine hohe Geburt gab dem Don Juan Mittel an die Hand, sich der Bestrafung seiner Verbrechen zu entziehen. Voll sittlichen Zornes hatten die Franziskaner seinem frevelhaften Treiben zugeschaut. Eines Nachts wußten sie ihn unter einem geschickten Vorwand ins Kloster zu locken und ermordeten ihn dort; unter dem Volke aber verbreiteten sie die Nachricht, Don Juan habe die Bildsäule frech verhöhnt, da habe diese die Hand ausgestreckt und ihn in die Hölle geschleudert. Möglicherweise beruht diese Erzählung auf einer wirklichen Begebenheit. Gut schildert Tirso die wilde und unbändige Genußsucht, die dämonische Sinnlichkeit Don Juan's, welche vor keiner Schranke zurückbebt, seinen naiven und teuflischen Egoismus und den höhnischen Trotz, der selbst da nicht verstummt, wo schon die Schrecknisse des göttlichen Strafgerichts ihn umgeben. Als aber die grauenhafte Bildsäule mit der unheimlichen Einladung und dem glühendem Händedruck erscheint, da schlägt die Tragik bei Tirso ins Komische um, während doch die Klänge der Mozart'schen Oper uns mit Eiseskälte durchschauern. Freilich kann es kein Grauen erregen, wenn der zitternde Diener Catalinon auf die Frage seines Herrn: „Was fürchtest du denn von ihm, da er von Stein ist?" — antwortet: „Er kann ein Loch mir schmeißen in den Kopf," — und wenn Catalinon auf Don Juan's Befehl, höflich mit dem Gast zu reden, also anhebt: „Geht's Euer Gnaden wohl? Ist's eine schöne Gegend, jenes Leben? Ist's eben oder bergig? Ehrt man dort die Poesie?" — und die Bildsäule darauf nickt. „Giebt's dort auch viele Schenken? Sicherlich; sonst müßten ja die Todten hier logiren. Herr Leichnam, trinkt man auch dort in Eis? und giebt es Eis?" Und als der Comthur immer wieder nickt, macht ihm der Diener das Compliment: „Herr Leichnam, Ihr seid ein Mann von Lebensart."

Ist es nicht possirlich, wenn, nachdem Don Juan der Einladung der Bildsäule in das Grabgewölbe gefolgt ist, ein schwarzgedeckter Tisch, mit Speisen besetzt und von Vermummten bedient, aus der Tiefe steigt? Die Speisen bestehen aus einem Ragout von Krallen, aus Schüsseln voll Vipern und Scorpionen, und der Wein ist aus Essig und Galle gekeltert.

In manchen wesentlichen Punkten stimmt der Inhalt des „Burlador" mit dem Mozart'schen Operntext überein; nur treten im ersteren die Opfer des Don Juan paarweis auf; in gleicher Weise wie Donna Anna betrügt er die Prinzessin Isabella, und die Zerline des Mozart hat bei Tirso zwei Repräsentantinnen in der Fischerin Tisbea und der Schäferin Aminta. In der hochpoetischen Uebersetzung von Braunfels theilen wir einige Scenen der berühmten Komödie mit.

Tisbea (Fischerin, eine Angelruthe in der Hand).

So vieler Mägdelein
Jasmin- und Rosenfüßchen
Am Strand hier küßt die Welle,
Von allen doch allein
Bin ich nur frei der Liebe,
Bin ich allein beglückt;
Und strengen Sinns verschmäh' ich
Ihr Band, das Thoren drückt.
Hier, wo die Sonne grüßend
Vom Schlaf die Wellen weckt,
Und heitres Blau sie anlacht,
Wenn Dunkel sie geschreckt;
Im zarten Sand des Ufers,
Der bald wie Perlen sprüht,
Und bald wie Sonnenstäubchen
Vom Gold der Strahlen glüht;
Hier lauschend auf der Vöglein
Zärtliche Liebesklagen,
Und auf der Quellen Wettstreit,
Die durch's Gestein sich jagen;
Bald mit der Angelruthe,
Die schwankend sich gebogen
Vom Fang des dummen Fischleins,
Das zappelnd peitscht die Wogen;
Bald mit dem breiten Netze,
Das Alles fängt zumal,
Was in den dunkeln Wellen
Tief wohnt im Muschelsaal;
Hier kann in Ruh' die Seele
Der Freiheit Lust erwerben: —
Den Basilisken Liebe
Kann ja kein Gift verderben! —
Und wenn der Mägdlein tausend
Vergehn in Liebesleid,
Wie ich sie All' verlache,
So bin ich Aller Neid.
O Glück, daß du mich, Liebe,
Schonend vorübergehst!
Wenn du nicht gar mein Hüttchen,
Weil es so klein, verschmähst.

Doch sieh! zwei Männer springen
Aus jenem Schiff ins Meer,
Eh' es die Flut verschlinget.
Von dorten kam es her;
Nun hängt es an den Klippen,
Vom Strudel umgetrieben.
Wie sein Verdeck, sein Prachtbau,
Im Augenblick zerstieben!
Die Flut dringt ein zur Seite;
Sein Mastkorb geht verloren:
Den haben sich die Winde
Zum Wohnsitz auserkoren;
Fürwahr, ein rechter Wohnsitz
Für derlei wilde Thoren.

Catalinon (Don Juan's Diener, hinter der Bühne).

Ich sinke! helft!

Tisbea.

Ein Jüngling
Bewältigt kühn die Flut,
Dem Rufenden zu helfen;
O edler Heldenmuth!
Er nimmt ihn auf die Schultern;
Als ein Aeneas er,
Als ein Anchises Jener,
Wenn Troja ist das Meer.
Er theilt mit Kraft die Wogen;
Das nenn' ich kühn geschwommen!
Doch seh' am Strand' ich Niemand,
Seh' keine Hülfe kommen.
Herbei, Anfriso, Alfred,
Tirseo! helft! Mich sehen
Die Fischer dort; o könnten
Sie meinen Ruf verstehen!
— O Wunder! Beide landen;
Doch sinkt ohn' Athemzug
Der Jüngling; Jener lebet,
Den er ans Ufer trug.

(Catalinon, Don Juan in den Armen tragend.)

Catalinon.

Ei potztausend, welch' Gewässer!
Und wie salzig schmeckt das Meer!
Ja, wer gern geborgen wär',
Hier im Trocknen schwimmt sich's besser;
Draußen, wo die Todeswellen
Stürmen, ist's ein Narrenspiel. —
Dort, wo Wassers quillt so viel,
Ließ' Gott so viel Weins doch quellen!
Herr! — — Er liegt in Eises Starrheit.
Herr! — — Ist er gar mausetodt?
Ach! das ist des Meeres Noth;
Das ist meine eigne Narrheit.
Fluch auf ihn, der gottvergessen
Fichten sät' in Meereswellen,

Und mit schwachem Kiel die schnellen
Bahnen hat zuerst durchmessen!
Jason sei verflucht fortan!
Typhis sei verflucht desgleichen! —
Muß mein Herr so früh' erbleichen! —
Was beginn' ich armer Mann?
Weh! wer konnte das vermuthen!

Tisbea.

Mann, der du mit Jammerstimme
Klagst, was hast du?

Catalinon.

Vieles Schlimme,
Mangel auch an vielem Guten.
Mich zu retten aus dem Meer,
Litt mein Herr den Tod; sieh her!

Tisbea.

Nein, er athmet noch. Fort! fort!
Heiß hierher die Fischer eilen,
Die in jener Hütte weilen.

Catalinon.

Kommen sie denn auf mein Wort?

Tisbea.

Du wirst sehn, sie kommen gern.
(Catalinon will gehn.)
Doch wer ist er? Sprich, erwidre!

Catalinon.

Dieser Jüngling ist der biedre
Sohn des Oberkammerherrn
Unsers Königs; und wir waren
Nach Sevilla just gefahren,
Wo des Königs Hoheit wohnt;
Und bald werd' ich Graf mich nennen,
Wenn er mir nach Würden lohnt.
(Will gehen.)

Tisbea.

Seinen Namen möcht' ich kennen;
Sprich.

Catalinon.

Don Juan Tenorio heißt er.

Tisbea.

Rufe meine Leute.

Catalinon.

Gleich! (Ab.)

Tisbea. Don Juan.

Tisbea (nimmt seinen Kopf auf ihren Schoß.)
Edler Jüngling, anmuthreich!
Athmet, sammelt Eure Geister,
Sprecht!

Don Juan.

Wo bin ich?

Tisbea.

In den Armen
Eines Weibes; könnt's ja sehen!

Don Juan.

Sollt' im Meer ich untergehen,
So zum Leben zu erwarmen?
Nicht mehr fürcht' ich, zaghaft, feige,
Daß ertränke mich die Welle,
Da ich aus des Meeres Hölle
Auf zu Eurem Himmel steige.
Ja, darum hat der Orkan
Meines Schiffes Kiel zerschlagen,
Euch zu Füßen mich zu tragen,
Die mir Schutz und Heil fortan.

Tisbea.

Ei, viel sprecht Ihr auf ein Mal,
Ihr, dem ja der Athem fehlte!
Da Euch Meeressturm erst quälte,
Habt Ihr wieder Sturm und Qual.
Doch wenn Pein die Wogen bringen,
Und wenn Folter ist die See,
Mag nur dieser Folter Weh
Dies Geständniß Euch entringen.
Wohl habt Ihr aus Euren Schmerzen
Eurer Rede Trank gesogen;
Aus dem Salz der Meereswogen
Kam das Salz in Euren Scherzen.
Wenn Ihr schweigt, dies Schweigen spricht;
Da Ihr sterbend hier gelandet,
Scheint's, daß Ihr gar viel empfandet.
Gebe Gott, Ihr lüget nicht!
Ein trojanisch Roß, aus Fluten
Wurdet Ihr ans Land gezogen,
Kamt als ein Gebild der Wogen,
Und seid doch gefüllt mit Gluthen.
Wenn Ihr naß entflammt, wie bricht
Erst die Gluth aus, wenn Ihr trocken?
Feurig wißt Ihr zu verlocken,
Gebe Gott, Ihr lüget nicht!

Don Juan.

Ließe Gott mich dem Verderben
Doch im Meere nicht entrinnen!
Dann würd' ich bei vollen Sinnen,
Nicht um Euch in Wahnsinn sterben.
Denn in seinen Silberfluten,
Die den Strand erzürnt umschränken,
Konnte mich das Meer ertränken,
Nicht verzehren mich in Gluthen.
Seid Ihr wohl der Sonn' entstammt,
Daß Ihr gleich der Sonne waltet?
Daß, obwohl aus Schnee gestaltet,
Euer Anblick schon entflammt?

Tisbea.

Eurer Glieder Kälte trügt;
Ihr seid's, der von Flammen sprühet,
Wenn in meinen Blick Ihr glühet. —
Gebe Gott, daß Ihr nicht lügt! . . . .

Don Juan.

Ich muß ersterben!

Tisbea.

Sterben, wenn die Lippe spricht?

Don Juan.

Wie Ihr hört, sie spricht nur Schmerzen.

Tisbea.

Viel der Worte!

Don Juan.

Viel von Herzen.

Tisbea.

Gebe Gott, Ihr lüget nicht!

In einer anderen Scene spricht Tisbea zu Don Juan:

Fern von dir muß ich verschmachten,
Bin ich selbst entfremdet mir.

Don Juan.

Täuschung nur ist all' dein Trachten;
Falsche, nimmer glaub' ich dir.

Tisbea.

Warum?

Don Juan.

Wenn du Lieb' empfändest,
Gäbst du meinem Herzen Ruh.

Tisbea.

Ich bin dein.

Don Juan.
Doch nimmer endest
Du mein Leid; — was fürchtest du?
Tisbea.
Ach ich fürchte, daß dies Lieben
Mir nur Amors Strafe war!
Don Juan.
Du bist mir ins Herz geschrieben;
Jedem Wunsch biet' ich mich dar.
Wüßt' ich, daß das Leben mir
Würd' in deinem Dienst entrissen,
Würd' ich gern das Leben missen!
Herz und Hand versprech' ich dir.
Tisbea.
Ich bin ungleich deinem Stande.
Don Juan.
In der Liebe hohem Reich
Gilt die grobe Wolle gleich
Mit dem seidenen Gewande.
Tisbea.
Gern möcht' ich dir Glauben schenken;
Doch ihr Männer täuscht so gern!
Don Juan.
Wie? du kannst, mein holder Stern,
So mein Herz verkennen, kränken?
Deiner Locken seidnes Band
Hält die Seele mir gefangen.
Tisbea.
Soll ich krönen dein Verlangen,
Reich' als Gatte mir die Hand.
Don Juan.
Ja, ich werde dein Gemahl,
Schwör's bei dieser Augen Strahl,
Deren Blick mein Sein vernichtet.
Tisbea.
Denk', ein Gott ist über dir,
Der im Tod den Frevler richtet!
Don Juan (für sich).
Lange Frist gewährst du mir.
(Laut.) So lang' Gott mir Leben leihet,
Bin ich als ein Sclave dein;
Herz und Hand sind dir geweihet.
Tisbea.
Nicht undankbar werd' ich sein.
Don Juan.
Wie Erwartung heiß mich quälet!
Tisbea.
Komm, und meiner Hütte Dach
Sei der Lieb', die uns beseelet,
Ruhesitz und Brautgemach.
Bleib' im Schilf verborgen dort,
Bis ich dich daheim empfange.
Don Juan.
Glück und Leben dank' ich dir.
Tisbea.
Aber halte dein Versprechen;
Sonst wird Gott den Frevel rächen.

Nachdem Don Juan sich ihrer Liebe gefreut, entflieht er mit Catalinon auf zwei Stuten, die ein Geschenk Tisbea's sind. Es ist am Morgen; die Fischer singen:

Das Mägdlein trat aus dem Fischerhaus;
Die Netze warf sie ins Meer hinaus:
Und wenn kein Fisch in das Netz ihr ging,
Die Fischerin doch die Herzen fing,
Die Herzen!

Tisbea (stürzt wie im Wahnsinn herein).
Feu'r! mein Hüttchen steht in Gluthen;
Feu'r! ich bin der Flammen Beute.
Zieht die Glocken! Sturmgeläute!
Seht, mein Auge gießt schon Fluten.
Ach! mein Hüttchen sinkt zusammen,
Ist ein Troja, ganz in Brand;
Seit die Lieb' kein Troja fand,
Setzt sie Hütten gern in Flammen.
Feuer, Feuer, o Genossen! Wasser, Wasser rasch zur Hand!
Liebe, Liebe, übe Gnade! meine Seele steht in Brand.
Hütte, die geliehn ihr Dach,
Meine Ehre hinzumorden,
Räuberhöhle bist du worden,
Tempel meiner tiefsten Schmach.
Falscher, warum mich besiegen,
Und entehrt mich eilig meiden?
Wolke, die dem Meer entstiegen,
Zu ertränken mich in Leiden!
Feuer, Feuer, o Genossen! Wasser, Wasser rasch zur Hand!
Liebe, Liebe, übe Gnade! meine Seele steht in Brand.
Ja, ich bin es, die bis heute
Stolz verhöhnte treues Lieben;
Die mit Herzen Spott getrieben,
Wird nun selbst zum Spott der Leute.
Durch der Treue höchsten Eid
Hat der Ritter mich betrogen,
Mir der Ehre Kranz entzogen,
Mein jungfräulich Bett entweiht.
Ich selbst, da er mich entehrte,
Habe Flügel ihm geliehen,
Meine Stuten, die ich nährte;
Und so konnt' er mir entfliehen.
Eilt ihm nach auf flücht'gen Sohlen! —
Nein doch, laßt ihn nur entfliehen;
Zu dem König will ich ziehen,
Will mir dort die Rache holen.
Feuer, Feuer, o Genossen! Wasser, Wasser rasch zur Hand!
Liebe, Liebe übe Gnade! meine Seele steht in Brand.
(Eilt ab und ruft noch aus der Ferne.)
Feuer, Feuer!
Ein Fischer.
Sie stürzt sich in die See!
Ein Anderer.
Halt' ein Tisbea!
Tisbea (hinter der Scene).
Feuer, Feuer, o Genossen! Wasser, Wasser rasch zur Hand!
Liebe, Liebe, übe Gnade! meine Seele steht in Brand.

Don Juan kommt auf seiner Flucht von Sevilla nach dem Dörfchen Dos Hermanas, wo eben der Bauer Patricio seine Hochzeit mit der schönen Aminta feiert. Er vertreibt Patricio, gewinnt den Vater der Braut für sich, und dringt in Aminta's Gemach.

Don Juan.
Schon dehnt in dunklem Schweigen sich die Nacht;
Und in der Sterne Gruppen schreiten schon
Zum Scheitelpunkt des Himmels die Pleiaden.

Nun setz' ich meinen Trug ins Werk; mich treibt
Die Liebe, daß ich meiner Neigung folge,
Der nie ein Mensch zu widerstehn vermag.
Ich sehne mich in ihren Arm. Aminta!

Aminta (im Nachtkleide).

Wer ruft Aminta? Mein Patricio?

Don Juan.

Nein;
Ich bin nicht dein Patricio?

Aminta.

Wer bist du?

Don Juan.

Sieh einmal her, Aminta, wer ich bin.

Aminta.

Weh mir! ich bin verloren. Du bei mir,
Zu solcher Stunde?

Don Juan.

Dies sind meine Stunden.

Aminta.

Hinweg! ich rufe Hülfe! Geht, verletzt
Die Achtung nicht, die Ihr Patricio schuldet.
In Dos Hermanas auch giebt's römische
Emilien, rachedürstende Lucrezien!

Don Juan.

Hör' mich nur auf zwei Worte; dräng' ins Herz
Zurück den dunklen Purpur deiner Wangen,
Den reichen Schmuck!

Aminta.

Hinweg! mein Gatte kommt.

Don Juan.

Ich bin dein Gatte. Du erstaunst?

Aminta.

Seit wann?

Don Juan.

Seit dieser Stunde.

Aminta.

Wer hat das beschlossen?

Don Juan.

Mein Glück.

Aminta.

Wer uns vermählet?

Don Juan.

Deine Augen.

Aminta.

Mit was für Recht und Macht?

Don Juan.

Mit deinem Anblick.

Aminta.

Weiß es Patricio?

Don Juan.

Ja; denn er vergißt dich.

Aminta.

Vergißt er mich?

Don Juan.

Ja; denn ich liebe dich.

Aminta.

Wie?

Don Juan (umarmt sie).

So! an meinem Herzen.

Aminta.

Fort von mir!

Don Juan.

Kann ich's, da ich in Liebe schier vergehe?

Aminta.

Welch' große Lüge!

Don Juan.

Hör', und du erfährst
Die Wahrheit, wenn du sie erfahren willst;
Ihr Frauen seid ja stets der Wahrheit hold.
Ich bin von hohem Adel, bin das Haupt
Des alten Hauses der Tenorios, die
Sich der Eroberung Sevilla's rühmen.
Mein Vater wird geehret nach dem König;
An seinem Mund hängt Leben oder Tod.
Ich kam des Wegs zufällig, schaute dich;
Denn Amor führt manchmal die Dinge so,
Daß er sie selbst nicht mehr zu regeln weiß.
Ich sah dich, liebte dich, verzehrte mich;
Und diese Liebe fordert, daß ich dich
Zur Gattin wähle; der Entschluß ist fest.
Und mag der König widersprechen, mag
Mein Vater grollend es verwehren: doch
Werd' ich dein Gatte sein. — Was sagst du nun?

Aminta.

Ich weiß nicht. Was du mir als Wahrheit giebst,
Ist überdeckt mit rednerischen Lügen;
Denn mit Patricio bin ich ja vermählt,
Wie Jeder weiß, und diese Ehe wird
Nicht aufgelöst, und stünd' er selber ab.

Don Juan.

Jedoch für nichtig kann man sie erklären,
Weil er sie nicht vollzogen, sei's aus Tücke,
Sei es aus Hinterlist.

Aminta.

Nein, in Patricio
War Alles schlichte Wahrheit.

Don Juan.

Komm, o komm!
Gieb mir die Hand zum Pfande für dein Ja.

Aminta.

Nein; du betrügst mich.

Don Juan.

Der Betrug wär' schlimm
Für Jemand.

Aminta.

Schwörst du, mir dein Wort zu halten?

Don Juan.

Ich schwör's, geliebtes Weib, bei dieser Hand,
Die eine Hölle kalten Schnees ist,
Daß ich mein Wort erfülle.

Aminta.

Schwör' bei Gott
Daß er dir fluche, wenn du's nicht erfüllst.

Don Juan.

Wenn ich dir jemals Wort und Treue breche,
So bitt' ich Gott, für solchen Frevel werde
Mir gleich der Tod — (für sich) von eines
Todten Hand;
Gott hüte, daß mich ein Lebend'ger tödte!

Aminta.

Auf diesen Eid nimm mich als Gattin hin.

Don Juan.

Und meine Seele selber biet' ich dir
In meinen Armen.

Aminta.

Dein ist Seel' und Leben.

Don Juan.

Mein Kind, Aminta, meiner Augen Stern!
In glänzend helle Silberschuhe, die
Besternt mit Nägeln aus Tibar'schem Gold,
Wirst morgen du die holden Füßchen kleiden;

In der Juwelenbänder reiche Haft
Wirst schmiegen du den Alabasterhals,
Die Fingerchen in Ringe, deren Fassung
Durchsichtig feine Perlen eng umschließt.

Aminta.
Mein Gatte, deinem Willen beuget sich
Von nun an stets der meine; ich bin dein.

Don Juan (für sich).
Wie schlecht kennst du den Erzschelm von Sevilla!

In einer anderen Scene tritt Tisbea klagend auf. Isabella, die von Don Juan entehrte Fürstin, welche auf der Reise zum König begriffen ist, gesellt sich zu ihr.

Tisbea.
— Du Meer Hispaniens, glühend
In Wuth! ihr Feuerwellen, flücht'ge Wellen,
Die meine Hütte sprühend
Verzehrt! — Denn aus des Abgrunds Quellen
Erstehen Wogengluthen,
Und aus den Flammen speit das Weltmeer Fluten; —
— O Fluch dem Kiel, der in der Winde Wehen
Durch bittre Flut zuerst den Weg gefunden,
Ersehnet von Medeen!
Fluch jenem ersten Tau, das aufgewunden
Der Sturm! mein Fluch zerstücke
Das Segel, das ein Werkzeug ward der Tücke!

Isabella.
— Was rufst du in die Wogen,
O holde Fischerin, so bittre Klagen?

Tisbea.
Das Meer hat mich betrogen,
O glücklich Ihr, die kaum vom Sturm verschlagen,
Nun lacht, wenn Wogen rollen!

Isabella.
Auch ich muß bitterlich dem Meere grollen. —
— Wo kommst du her?

Tisbea.
Ich wohnte
In jenen Hütten, die der Sturm gefällt hat,
Der lange sie verschonte.
Wie er die armen Mauern nun zerschellt hat,
Daß einsam die Ruinen
Nur noch den Vögelein zu Nestern dienen! — —
— Seid Ihr vielleicht die hehre
Europa, daß Euch diese Stiere*) tragen?

Isabella.
Ach! hier soll meine Ehre
In unerwünschtes Eheband mich schlagen!

Tisbea.
Hört Ihr des Mitleids Stimme,
Und klagt Ihr selber ob des Meeres Grimme: —
— So laßt mich mit Euch gehen,
Um als demüth'ge Sclavin Euch zu pflegen.
Zum König muß ich flehen,
Wenn Schmach und Kummer nicht ins Grab mich legen,
Und strenges Recht verlangen
Für bösen Trug und freveles Unterfangen.
— Jüngst warf an diese Auen
Ein Sturm Don Juan Tenorio, Herz und Glieder
Erstarrt im Todesgrauen:
Ich nahm ihn auf, gab ihm das Leben wieder;
Und meinen Frieden brechend,
Ward er zur Viper, mir das Herz durchstechend.
— Mich zum Altar zu führen,
Er schwur's; ich, der vor Liebe sonst gegrauet,
Ergab mich seinen Schwüren:
O weh dem Weibe, das dem Manne trauet!
Er floh; ich blieb verlassen:
Nun kannst du meiner Rache Drang erfassen.

Isabella.
— Verfluchtes Weib! geh, meide
Mein Antlitz; du vergiftest meine Seele! —
Doch nein; an deinem Leide
Bist du ja schuldlos. Fahre fort, erzähle.

Tisbea.
Mein Glück schien festgebauet . . . .

Isabella.
O weh dem Weibe, das dem Manne trauet!
— Und wer wird mit dir gehen?

Tisbea.
Ein schwacher Greis, mein Vater, der mein Leiden
Und meine Schmach gesehen.

Isabella.
So ist's mir recht! Komm mit; bald soll uns Beiden
Der Tag der Rache grauen.

Tisbea.
O weh den Weibern, die auf Männer bauen!

*) Nämlich die Schiffe.

„El vergonzoso en palacio“ (der Blöde im Palast) gehört zu den beliebtesten spanischen Bühnenstücken, und hatte seinen Erfolg der ebenso feinen wie liebenswürdigen Charakteristik und seinen anziehenden Situationen zu verdanken. Der Herzog Pedro von Coimbra, welcher Regent von Portugal gewesen war, hatte in Folge eines Aufruhrs die Flucht ergriffen und im Gebirge eine Zufluchtsstätte gefunden, wo er seinen Sohn Mireno als einen Hirten unter Hirten aufzog. Geist und Anmuth zeichneten ihn vor seinen Standesgenossen aus, und als die Ahnung einer höheren Bestimmung allzu mächtig in ihm ward, entfloh er aus den Bergen und begab sich an den portugiesischen Hof. Der Zufall verschaffte ihm einen Dienst bei einem der vornehmsten Cavaliere des Hofes, der zugleich Vertrauter des Königs war. Der Cavalier hatte eine schöne Tochter von feurigem und

entschlossenem Charakter, die sich in Mireno verliebte. Der Contrast zwischen der Blödigkeit und Sanftmuth Mireno's und der feurigen Energie des Mädchens hat dem Dichter zu den pikantesten Situationen und Gesprächen Anlaß gegeben. Des Hirten Stand wird entdeckt, und eine Vermählung schließt das Stück.

In „No hay peor Sordo que el que no quiere oir“ (der ist am schlimmsten taub, welcher nicht hören will) ist der Held ein junger Cavalier, Namens Diego, welcher sich mit Catalina, der ältesten Tochter eines Freundes seines Vaters, vermählen soll; er liebt aber die jüngere Schwester Lucia, die seine Neigung erwidert. Catalina, welche Diego ebenfalls liebt, ist eifersüchtig auf die Schwester und bemüht sich, eine Heirath zwischen ihr und einem ihrer Bewerber zu Stande zu bringen. Da sie Anstalt trifft, die Schließung ihrer eigenen Ehe mit Diego zu beschleunigen, giebt sich dieser für verheirathet aus, und Lucia, um der Ehe mit dem ihr verhaßten Bewerber zu entgehen, stellt sich taub. Ein Freund Diego's muß sich als Alguacil verkleiden und den Prätendenten auf Lucia's Hand um irgend eines eingebildeten Vergehens willen verhaften. Diego ist unerschöpflich in seinen Intriguen; durch eine neue List weiß er den Vater der Mädchen aus dem Hause zu entfernen, und diese kurze Freiheit benutzen die Liebenden, um sich trauen zu lassen; zurückgekehrt muß der Vater gute Miene zum bösen Spiel machen. Catalina findet einen andern, ihrer würdigen Gatten. Die ergötzlichsten und mit dem reichsten Humor ausgestatteten Scenen sind diejenigen, die aus Lucia's vermeintlicher Taubheit entspringen.

Das Muster eines complicirten, scharfsinnigen und graciösen, obgleich allzu verwickelten Intriguenstückes ist: „Don Gil de las calzas verdes“ (Don Gil mit den grünen Hosen). Don Martin aus Valladolid hat sich der Liebe der Donna Juana erfreut und ihr die Ehe versprochen. Juana ist schön und klug, aber arm. Der Vater Martins hat eine reiche Partie für den Sohn in Aussicht und verlangt von diesem, daß er sich mit Donna Ines, einer Tochter seines Freundes Pedro in Madrid, vermähle. Damit aber ein gerichtlicher Einspruch Juana's die Ausführung des Plans nicht störe, giebt er seinem Sohn einen Brief an Pedro mit, in dem er diesem mittheilt, daß sein Sohn Martin leider anderweitig gebunden, der Ueberbringer dieses Briefes aber, ein vortrefflicher und reicher junger Mann, Namens Gil von Albornoz sei, den er wie seinen Sohn liebe, und dessen Bewerbung um Ines' Hand er von ganzem Herzen unterstütze. Don Martin, Juana's schon überdrüssig, geht freudig in den Plan seines Vaters ein.

Juana indessen, weit entfernt, ihre Sache verloren zu geben, kleidet sich in männliche Tracht, und folgt ihrem Geliebten nach Madrid, entschlossen, um jeden Preis seine Vermählung mit Ines zu hintertreiben, von deren Plan, einschließlich der Namensverwechselung, sie unterrichtet worden ist. In Madrid angelangt, nimmt sie einen Diener, Caramanchel, der unerschöpflich an köstlichen Späßen ist.

Ines, die dem Martin bestimmte Braut, hat sich bereits, gegen den Willen des Vaters, mit einem Cavalier Namens Don Juan verlobt. Der Vater theilt ihr die Ankunft des Gil von Albornoz, und seinen Befehl, diesen zum Gatten zu wählen, mit. Ines antwortet trotzig und betheuert, niemals einem Don Gil ihr Wort geben zu wollen. Darauf begiebt sie sich mit ihrer Freundin Clara zu einem verabredeten Spaziergang in den Park, und der Vater beschließt, seinen künftigen Schwiegersohn dort mit seiner Braut bekannt zu machen.

Donna Juana, die einen Spion in Pedro's Hause hält, weiß Alles, was vorgegangen ist.

In männlicher Tracht, ganz grün gekleidet, begiebt sie sich in den Park, knüpft ein Gespräch mit den Mädchen an und giebt sich für einen gewissen Don Gil aus Valladolid aus, so daß Ines sie für den ihr bestimmten Bräutigam hält. Durch ihren Geist und ihre Anmuth weiß sie die Mädchen dergestalt zu bezaubern, daß sie sich beide sterblich in sie verlieben und Ines darüber ganz ihres Don Juan vergißt. Zum großen Aerger Juan's,

der gegenwärtig ist, tanzen sie sogar zuletzt auf dem Rasen miteinander. Höchst originell ist das folgende Liedchen, das zum Tanz gesungen wird:

„Nach der Mühle Amors geht
Wohlgemuth ein schönes Kind,
Ihre Wünsche zu vermahlen;
Gebe Gott, daß es gelingt!
Auf das Rad der Eifersucht
Wirft der Gott den Weizen hier:
Eifersucht zermalmt die Körner,
Schält daraus das feinste Gries.
Die Gedanken sind der Mühlbach,
Kommen, gehen, her und hin.
Kam das Mädchen an das Ufer,
Und sie hört' ein kleines Lied:
„Bläschen werfen diese Wasser,
Geht vorbei mein artig Lieb,
Singen, springen, schimmern, flimmern
Ueber blanken Stein und Kies.
Vöglein fliegen aus den Nestern
Nach den Myrtenbäumchen rings,
Picken, pflücken, schnattern, flattern
In Orangen und Jasmin.
Doch das Hornvieh bösen Argwohns
Seicht und leer das Bächlein trinkt;
Ueberall, wo das sich einstellt,
Ist die Hoffnung nur gering."
Da sie nun aus Wassermangel
Still die Mühle stehen sieht,
Fragt die Kleine, welche eben
Auf dem Weg zu lieben ist:
„Müllerchen, was mahlst du nicht?"
„„Weil mir das Hornvieh das Wasser entzieht.""
Sah sie Amorn weiß von Mehlstaub,
Wie er mahlt den freien Sinn
Aller Herzen, die er peinigt.
Und so sang die Maid zu ihm:
„Amor, du Müller und Weißmacher!"
„„Bin ich's, so lauf', sonst vermehl' ich dich!""

Kaum hat sich Juana entfernt, so erscheint Pedro mit Martin (Gil von Albornoz). Ines theilt ihrem Vater mit, wie entzückt sie von dem wunderlichen Don Gil sei, und daß sie ihn auf der Stelle heirathen wolle. Sehr drollig ist die Verwirrung, welche nun entsteht. Martin glaubt Anfangs, er sei mit dem Gil gemeint, Ines habe ihn vielleicht über die Straßen gehen sehen und sich sofort in ihn verliebt; er wird aber bitter enttäuscht, als sie ihn verwundert und verächtlich zurückweist, und schwört, nur den Gil mit den grünen Hosen heirathen zu wollen. Man ist nahe daran, sie für wahnsinnig zu halten.

Im zweiten Act erblicken wir Donna Juana in Frauenkleidern. Sie hat sich unter dem Namen Elvira eine Wohnung neben dem Hause der Donna Ines gemiethet zu dem Zweck, die Vorgänge im Nachbarhause bequem auskundschaften zu können; sie hat der Ines als Nachbarin einen Besuch gemacht, und die Mädchen haben Freundschaft geschlossen. Allen Nachforschungen Don Martin's, Don Juan's und ihres Dieners Caramanchel hat sie sich geschickt zu entziehen gewußt. Da aber Martin Verdacht geschöpft hat und hinter dem grünen Don Gil seine verlassene Geliebte wittert, so trägt sie ihrem Diener Quintana, der sie von Valladolid nach Madrid begleitet hat, auf, sich in Reisekleidern zu Don Martin zu begeben und diesem, als träfe er eben erst in Madrid ein, einen Brief von seiner Geliebten Juana zu überbringen; in dem Brief aber theilt sie Martin mit, daß sie sich vor dem Zorn ihres Vaters in ein Kloster in der Nähe von Valladolid habe flüchten müssen, und daß süße Sorgen sie drückten.

Ines erwidert der Elvira, die sie wegen der Aehnlichkeit mit ihrem geliebten Gil sehr schätzt, ihren Besuch, und Elvira macht sie scheinbar zur Vertrauten ihres Mißgeschicks; sie erzählt ihr, daß der Gil Albornoz, der um sie werbe, ihr Gatte sei, der sie böswillig verlassen habe, und daß er eigentlich Miguel heiße. Der wahre Gil aber, der mit den grünen Hosen, sei ihr Reisebegleiter von Valladolid nach Madrid gewesen, und Miguel, ihr Gatte, habe dem Gil, mit dem er befreundet wäre, seine Empfehlungsbriefe geraubt, um unter dem Namen Gil's ihre, der Ines, Hand zu erschleichen. Ferner theilt sie Ines mit, daß der junge Gil sie mit Liebesanträgen verfolge; energisch aber wolle sie ihn zurückweisen, wenn Ines ihr dafür verspräche, auf gleiche Weise gegen Miguel, ihren Gatten, zu verfahren. Ines verspricht Alles, und Juana frohlockt über die gelungene List.

Martin erhält von seinem Vater Briefe und einen Wechsel auf tausend Thaler, der auf den Namen Gil von Albornoz zahlbar ist. Wie er später die Papiere einstecken will, verfehlt er die Tasche, und sie fallen unbemerkt von ihm zur Erde. Juana, die, als Gil verkleidet, im Gespräch mit Caramanchel auftritt, findet die Briefschaften, und ohne das geringste

Bedenken beschließt sie den Wechsel einzulösen. Unterdessen hat Ines ihren Vater von dem vorgeblichen Betrug des falschen Gil in Kenntniß gesetzt. Während sie noch ihre Entrüstung darüber ausdrücken, tritt Gil der Grüne hinzu, versichert Ines seiner Liebe, und zum Beweise, daß er der wirkliche Gil, Miguel aber ein Betrüger sei, zeigt er dem Vater, der die Handschrift seines Freundes sehr genau kennt, die gefundenen Papiere Martin's. Pedro schüttelt ihm die Hand und heißt ihn herzlich als seinen Sohn willkommen; die baldige Vermählung der Liebenden wird beschlossen. So ist Juana abwechselnd Gil, Juana und Elvira. Zur schlimmen Stunde findet sich Don Martin, verdrießlich über den Verlust seines Wechsels, bei Pedro ein. Vater und Tochter überhäufen ihn mit bitteren Schmähungen, und seine Vertheidigung wird grobe Lüge gescholten. Schließlich erfährt er von ihnen, daß Don Gil derjenige sei, welcher seinen vermeintlichen Betrug aufgedeckt habe. Martin ist außer sich über diesen Gil, dem er überall nachläuft, und den er doch nicht zum Stehen bringen kann. Er hat seinen Diener zum Banquier geschickt, um die Auszahlung der tausend Thaler an einen Fremden zu verhüten; jetzt kommt der Diener mit der Nachricht zurück, daß der Tausendthaler-Wechsel bereits von einem gewissen Don Gil eingezogen sei. Wüthend läuft Martin mit dem Fluche davon: „Potz Bomben und Karthaunen, hol' der Satan den Don Gil!"

Juana, die sich noch immer von Don Martin als Gil beargwohnt glaubt, läßt ihm durch Quintana ihren zu Valladolid erfolgten Tod melden. Der Diener schließt seine klägliche Todesanzeige mit den Worten: „Juana, schon halbtodt und eisig, haucht': Leb wohl, Don Mar — sank hin, stecken blieb im Hals der „tin", und so starb sie, wie ein Zeisig." Martin ist tief bewegt, und die Vorstellung gewinnt in seiner Seele Raum, daß der Geist Juana's, rachedürstend, ihn als Don Gil verfolge. Quintana bestärkt ihn in diesem Glauben; so erschüttert Martin erscheint, will er dennoch der reichen Heirath nicht entsagen.

Ines trifft Caramanchel und erkundigt sich bei ihm nach seinem Herrn. Der Diener sagt ihr, daß sein Don Gil in eine gewisse Donna Elvira verliebt sei, an die er ein Liebesbriefchen zu bestellen habe. Ines entreißt ihm den Brief. Es ist in der That ein Liebesbrief, in dem der Ines als einer lästigen Person gedacht wird. Ines macht ihrer Wuth in starken, höchst unweiblichen Ausdrücken Luft. Caramanchel war von Juana beauftragt gewesen, Ines den an sich selbst geschriebenen Brief lesen zu lassen, wobei sie einzig und allein die Absicht hatte, ihre Nebenbuhlerin den Schmerz empfinden zu lassen, den sie selbst bei Martin's Bewerbung um ihre Hand duldete.

Juana hat indessen schon wieder eine neue Intrigue gesponnen. Sie hat an ihren Vater geschrieben und ihm mitgetheilt, daß Don Martin, mit dem sie entflohen sei, sie im Städtchen Alcorcon tödtlich verwundet und dann verlassen habe, um sich mit Donna Ines zu vermählen; als eine Sterbende flehe sie den Vater an, sie zu rächen. Der Zweck dieser neuen Intrigue ist, ihren Vater nach Madrid zu locken, damit er Don Martin des Mordes anklage; „denn mein Plan," sagt sie, „ist: ich verfolg' ihn, leg' ihm Schlingen überall, zu jeder Frist, bis den Sieg mir wird erringen seine Furcht und meine List."

Ines kommt dazu, als Juana in ihrer Verkleidung als Don Gil im Liebesgespräch mit ihrer Freundin Clara dieser die Ehe verspricht. Sie springt wie eine Furie vor, schwört, sich auf der Stelle mit Don Miguel verheirathen zu wollen, um sich wenigstens an der nichtswürdigen Elvira zu rächen, und ruft nach Miguel und Don Juan, um Gil umzubringen. Juana, jetzt wirklich besorgt, sucht die Wüthende zu beruhigen, indem sie vorgiebt, nicht Gil, sondern Elvira zu sein. Gil habe ihr nur seine Kleider geliehen, sie selber habe den Brief an Elvira geschrieben, den auf ihre Anordnung Caramanchel ihr überlassen, um zu prüfen, ob sie auch wirklich Don Gil und nicht ihren Gatten Miguel liebe. Ines, die eine solche Aehnlichkeit für unmöglich hält, will nicht sogleich in die grobe Falle gehen, und bittet Juana, Frauenkleider anzulegen, damit sie sehe, ob ihr Wuchs sich dazu eigne.

Donna Juana, in Frauenkleidern, als Elvira, sitzt mit Ines auf dem Balcon. Es ist Nacht. Don Juan geht unten in der Straße auf und ab mit dem Vorsatz, jeden Gil, der sich dem Hause nähern würde, umzubringen. Er knüpft mit Ines ein Gespräch an, indem er sich für den grünen Gil ausgiebt; seine Gestalt kann sie nicht erkennen, die Stimme aber erregt ihr Zweifel. Don Martin, in dem Glauben, daß nur die grüne Tracht Ines bezaubert habe, erscheint mit seinem Diener, Beide ganz grün gekleidet. Er hört, daß Ines den Don Juan als Gil anredet, und voll Entsetzen glaubt er, in Don Juan den Geist der todten Juana zu schauen. Don Juan wendet sich um, erblickt Martin, hält ihn seiner Kleidung wegen für den grünen Gil und fordert ihn zum Kampf. Furchtsam weicht Martin zurück, beschwört das vermeintliche Gespenst und entflieht endlich zitternd. Juana bittet Ines um die Erlaubniß, nach Hause gehen zu dürfen, und entfernt sich vom Balcon. Da erscheint Donna Clara, ebenfalls in grüner Tracht, um als Gil in einer Unterredung mit Ines zu erforschen, ob der grüne Gil sie hintergangen. Wieder springt Don Juan vor, mit ihr zu kämpfen. Juana, nun wieder grün, als Gil, gekleidet, tritt dazwischen. Die bunteste Verwirrung entsteht: jeder der drei Gil giebt sich für den ächten aus; sie werden handgemein, Juana's Diener verwundet Don Juan, und erschreckt stieben Alle nach verschiedenen Richtungen hin, auseinander. Caramanchel, der nun glaubt, daß er einem Gespenst gedient habe, ruft kläglich aus: „Bin mit Gilen überladen: Viere machten hier die Runde; doch das wundert mich nicht sehr, mein Gil (der im Fegefeuer) schleppte zu dem Abenteuer sich die Gilerei mit her." Am Morgen bricht Don Martin, noch immer in grüner Tracht, in folgende Klagen aus:

„Ihr Straßen von Madrid, die zu vergleichen
Mit Babylon ich kein Bedenken trüge,
Wo man mit Schmeichelzungen lobt die Reichen,
Die Armen schlecht behandelt zur Genüge:
Wo manches Haus prangt mit des Lasters Zeichen,
Wo Bosheit thront und jede freche Lüge:
Was mag den Himmel so zum Zorne lenken,
Daß nie ein Gil ausbleibt, um mich zu kränken?
Ihr Bäume dieses Parks, an deren Zweigen
Der Wind die eingeschlafnen Blättchen regt,
Laßt euer Laubdach sich herunter neigen,
Daß als Trophäe es meine Klagen trägt:
Freundliche Quelle, die im trauten Schweigen
Den Silberlauf durch rothen Kies bewegt,
Sag' murmelnd mir, was ich davon zu denken,
Daß nie ein Gil ausbleibt, um mich zu kränken?
Was hätt' ich denn verbrochen, daß es schiene,
Als haßte mich sogar mein eigner Schatten?
Ines lieb' ich — ob ich darum verdiene,
Daß meine Leiden noch kein Ende hatten?
Ein Gil macht, was ich baue, zur Ruine:
Wie kam mein Name denn just ihm zu Statten?
Warum verfolgt er mich? — mir einzutränken,
Daß nie ein Gil ausbleibt, um mich zu kränken?
Mach' ich Ines den Hof — ein Don Gil hat
Auf sie ein Auge, und Ines wird sein:
Schreibt man an mich — Don Gil erwischt das Blatt,
Und es begünstigt seine Schelmerei'n:
Schickt man mir Wechsel — zieht an meiner Statt
Don Gil die ganze Summe richtig ein:
Wo soll ich hin? wem soll Vertrau'n ich schenken,
Wenn nie ein Gil ausbleibt, um mich zu kränken!"

Der Vater Juana's, der mit Gerichtsdienern auftritt, stört den Monolog Martin's, indem er ihn wegen des an seiner Tochter verübten Mordes, verhaften läßt; seine Berufung auf den anwesenden Diener Juana's, Quintana, bleibt erfolglos, denn dieser bestätigt die Aussage des Vaters. Wie er abgeführt wird, erscheinen andere Gerichtsdiener, die ihn in seiner grünen Tracht für den grünen Gil halten und ihn wegen seines der Donna Clara gegebenen und gebrochenen Eheversprechens verhaften wollen. Als Mörder und Bösewicht wird er voll Abscheu von den Anwesenden tractirt; seine Qualen scheinen endlos; denn neue Häscher tauchen auf, um sich seiner, als des muthmaßlichen Mörders Don Juan's, der schwer verwundet daniederliegt, zu versichern.

Endlich, im entscheidenden Augenblick, naht zu seiner Entlastung die ganze Gesellschaft vom vorigen Abend. Der glückliche Vater schließt die lebende Tochter in seine Arme; der bestürzte und tief beschämte Martin erhält die erflehte Verzeihung, Pedro willigt in die Vermählung seiner Tochter mit Don Juan, und auch für Clara findet sich ein würdiger Gatte. Als Alle dem Glück sich überlassen, naht Caramanchel, Hut und Hosen mit ge-

weihten Kerzen besteckt, die übrige Kleidung mit Heiligenbildchen beklebt, einen Weihkessel am Halse und einen Ysop in der Hand, um den Don Gil, der in den Hosen Fegefeuerqual aussteht, zu beschwören. Erst als er hört, daß sein Don Gil ein Weib gewesen sei, fängt er an, den Spuk zu bezweifeln, und meint: „Ja so, dann allerdings war's Grund, zehn Welten zu verwirren."

Als besonders gelungen sind noch unter den Stücken Molina's hervorzuheben: „la Villana de Vallecas, Amar por señas, las Hazañas de los Pizarros" u. s. w.

Von seinen religiösen Dramen ist: „Condenado por desconfiado" (Verdammt aus Zweifel) das vorzüglichste — ein Stück, von dem Schack sagt, daß wenn Tirso nichts geschrieben hätte, als dies wunderbare tiefergreifende Drama, man ihm den Namen eines großen Dichters nicht würde versagen können. Tirso wollte durch dieses poetisch abenteuerliche Drama den Gedanken veranschaulichen, daß der größte Sünder, welcher sich den festen Glauben an die göttliche Gnade bewahrt habe, zuletzt dennoch der Seligkeit theilhaftig werden müsse, während der Tugendhafteste, dessen Seele sich dem Zweifel an Gottes Barmherzigkeit erschließe, der Hölle verfallen sei. Tirso schildert das lange, fromme und gottselige Leben eines Eremiten, der plötzlich durch einen Traum, in dem er sich unter den Verdammten wandeln sieht, erschreckt, die Barmherzigkeit Gottes anzuzweifeln wagt. In Folge dieses Zweifels bekommt der Teufel Macht über ihn und raunt ihm zu, daß Gott bestimmt habe, sein Schicksal und das eines gewissen Enrico zu Neapel solle den gleichen Ausgang nehmen. Der Eremit pilgert nach Neapel und findet in Enrico einen der ruchlosesten Verbrecher; da es ihm unmöglich scheint, daß einem solchen Sünder sich die Gnade Gottes eines Tages zuwenden könne, verzweifelt er völlig an des Herrn Barmherzigkeit, der ihn, den Schuldlosen, mit dem Schuldigen zugleich verdamme; und um wenigstens nicht unschuldig zur Hölle zu fahren, stürzt er sich in ein wildes, lasterhaftes Leben, wird Bandit und streift mordend und raubend durch das Gebirge. Vergebens sendet Gott in Gestalt eines Hirtenknaben einen Engel zu ihm, der Gottes ewige Güte und Barmherzigkeit preist und eine Blumenkrone für den bereuenden Sünder flicht.

Ein Zufall führt Enrico ins Gebirge zu dem ehemaligen Eremiten. Dieser will ihn zuerst ermorden; da aber Enrico selbst im Angesicht des grausamsten Todes seinen frevelhaften Trotz behauptet, so fürchtet der Eremit, daß wenn jener unbußfertig sterbe, er gleich ihm der Verdammniß verfallen sei; er läßt ihn daher am Leben, und vereint setzen die Beiden ihr lasterhaftes Leben fort. Mitten unter allen Gräueln, die er verübt, hat dennoch in Enrico's Seele der Glaube an die Gnade Gottes, die sich auch seiner erbarmen müsse, Wurzel gefaßt.

Als er, um seinen alten Vater zu besuchen, auf der Rückreise nach Neapel begriffen ist, fällt er den Gerichtsdienern in die Hände; aus dem Gefängniß wird er zum Richtplatz geschleppt; er bleibt taub für die Ermahnungen des Geistlichen. Da naht sein Vater. Die Thränen des greisen Mannes, seine schmerzlich rührenden Worte schmelzen die Eisrinde um Enrico's Herz, und in tiefster Reue scheidet seine Seele vom Körper und geht zum Himmel ein. Der Eremit indessen bleibt unbekehrt. Noch einmal zieht der Hirtenknabe durch's Gebirge, indem er traurige Gesänge anstimmt und die Blumenkrone zerpflückt, die er für den Reuigen gewunden; es ist umsonst, er vermag sich nicht zum Glauben an Gottes Gnade zu erheben. Bald darauf kommt er bei einem Raubzuge um, und man sieht seine Seele von Teufeln zur Hölle getragen. Für unsere Zeit ist die inbrünstige religiöse Begeisterung, welche mit einer fast wilden Leidenschaftlichkeit das Göttliche umfaßt, wie sie sich in diesem sowie in den meisten spanischen religiösen Dramen ausspricht, kaum noch verständlich.

Juan Ruiz de Alarcon.

Neben Lope und Tirso ist Don Juan Ruiz de Alarcon y Mendoza als einer der größten dramatischen Dichter Spaniens zu nennen. Mit einem Geist voll Kraft und Originalität begabt, beschritt er kühn eine selbstständige Bahn, und wenn er ungeachtet seiner großen Verdienste auf diesem Wege statt der Lorbeeren nur Dornen erntete, so ist das ein schwerer Vorwurf für seine Zeitgenossen.

Biographische Nachrichten über ihn zu sammeln, hat man nicht der Mühe werth gehalten; wir erfahren nur, daß er aus einem vornehmen altspanischen Geschlecht stammte, welches seinen Wohnsitz in Mexico aufgeschlagen hatte, wo Juan in der Stadt Tasco geboren wurde. Wahrscheinlich siedelte er um's Jahr 1622 nach Spanien über; 1628 gab er den ersten Theil seiner Komödien heraus, auf deren Titel er sich Berichterstatter des Raths von Indien nennt. Aus der Widmung dieses Buches an den Herzog von Medina de las Torres, die in einem sehr vertraulichen Ton abgefaßt ist, so wie aus manchen anderen Andeutungen läßt sich schließen, daß Alarcon eine einflußreiche Stellung inne hatte und sich in den vornehmsten Kreisen des Hofes bewegte. Er starb im Jahre 1639.

Der arme Alarcon erlebte den Schmerz, noch während seines Lebens verdrängt und vergessen zu werden; seine Stimme fand keinen Widerhall in dem Herzen seiner Nation, und seine Kunstgenossen verwarfen ihn. In seltener Uebereinstimmung, die einer besseren Sache würdig gewesen wäre, feindeten ihn die Schriftsteller und das Publicum seiner Zeit an. Der Neid auf die stolze Selbstständigkeit seiner Productionen, welche die Existenz der mittelmäßigen Talente bedrohte, und deren gefährliche Concurrenz sich auch die vornehmsten Geister nicht verhehlen konnten, mag den Grund zu der gehässigen Stimmung gelegt haben; dazu kam der Neid auf seine vornehme Position in der Gesellschaft und die Antipathie der Altspanier gegen den Neuspanier, den Mexicaner. Die kalte Verachtung, mit der Alarcon jedem Angriff begegnete, war nicht geeignet, die feindliche Stellung, in welche er zu seinen Zeitgenossen gerathen war, auszugleichen. Epigramme wurden gegen ihn angefertigt, bei denen man nicht davor zurückschreckte, seine körperlichen Gebrechen zur Zielscheibe des Witzes zu machen (Alarcon hatte einen doppelten Höcker); und man ist nicht wenig verwundert, unter den Männern, welche ihre Feder einer so verwerflichen Sache liehen, Namen wie Lope, Quevedo, Tirso, Montalvan u. s. w. zu finden.

So erfolgreich war diese Verschwörung gegen einen der größten Dichter und der edelsten Menschen, daß fast zwei Jahrhunderte hindurch sein Name wie verschollen war. Erst in neuerer Zeit haben die Spanier sowohl als die Literarhistoriker anderer Länder ihr Unrecht eingesehen und sich bestrebt, es wieder gut zu machen.

Der beste Beweis für die Vortrefflichkeit der Stücke des Alarcon ist wohl der, daß, da man sie trotz aller Intriguen nicht von der Bühne verdrängen konnte, sie unter dem Namen anderer berühmter Schriftsteller aufgeführt wurden — ein Mißbrauch gegen den sich Alarcon in der Vorrede zum zweiten Bande seiner Komödien mit feinem Spott und gerechtem Selbstbewußtsein verwahrt. Seiner Verachtung gegen das Publicum lieh er in einer stolzen Herausforderung „An den Pöbel" Worte, welche sich in der Vorrede zum ersten Bande seiner Komödien findet, und welche also lautet: „Mit dir rede ich, du wildes Thier, nicht mit den edel Geborenen, denn diese werden besser wissen, was sie zu thun haben, als ich es ihnen sagen könnte. Hier hast du meine Komödien! Behandle sie, wie du es zu thun pflegst, nicht nach ihrem Verdienst, sondern nach deiner Laune. Furchtlos und mit Verachtung blicken sie dir ins Auge, als hätten sie die Gefahr deines Pfeifens schon überstanden. Wenn sie dir mißfallen, so wird es mich freuen, denn ich werde wissen, daß sie gut sind; gefallen sie dir aber, so wird mich für das Mißgeschick, schlechte Komödien geschrieben haben, das Geld, das du für dieselben ausgegeben hast, einigermaßen trösten."

Wenn bei Lope und Tirso das Interesse an den Begebenheiten mit dem Reiz der wechselnden Situation und ihrer poetischen Einkleidung vorherrschend war, so bestrebte sich Alarcon, in seinen Dramen eine sittliche Idee zur Darstellung zu bringen; es ist nicht die Poesie des Wortes, deren melodischer Zauber den Zuhörer willenlos fortreißt, es ist bei Alarcon die Poesie der Gesinnung und des Gemüthes, der die Sprache sich dienstbar erweisen muß. Der Gedanke ist bei ihm der Kern, den die schöne Form einschließt. Auch auf seinen Dramen ruht noch der frische Schimmer der Jugend, auch seine Situationen sind von spannendem Interesse; doch beherrscht bei ihm die Einbildungskraft nicht Gemüth und Geist. Die moralische Tendenz seiner Stücke verdrängt nicht den Glanz der phantasievollen Darstellung, aber sie beschneidet ihre Willkür. Er schmeichelt in der Zeichnung seiner Charaktere nicht der Menge, indem er ihr Stockspanier vorführt, welche durch ihre Handlungsweise das Volk in seinen Vorurtheilen bestärken mußten; sondern er schildert objective Menschen, für deren Tugend er in schöner Begeisterung glüht, und deren Lastern er den Krieg erklärt. Mit wie innigem Gefühl preist er, der Gehaßte, Verfolgte, die Freundschaft! Mit welchem Feuer schildert er den spanischen Heldenmuth, das ideale Ehrgefühl, den muthigen Kampf einer edelstolzen Seele mit einem feindlichen Schicksal! Seine Helden sind nicht Schönredner, die mit glänzender Rede uns bethören. Der Dichter läßt uns in ihren Seelen wie in einem aufgeschlagenen Buch lesen und dort die geheimsten Triebfedern ihrer Handlungen erspähen.

Alarcon versuchte nicht, das Drama von dem volksthümlichen Boden, aus dem es erwachsen war, loszureißen; er wollte es nur in eine idealere Sphäre erheben, indem er die vorwiegend sinnliche Schönheit desselben zu durchgeistigen bemüht war. Der Adel seiner Gesinnung ist seinen Werken aufgeprägt.

Der Bau seiner Stücke ist klar und durchsichtig, künstlerisch vollendet; es sind nicht luftige Feenschlösser, die Alarcon vor uns aufführt, glänzend und schimmernd, welche ein Zauberwort entstehen, eine Laune verschwinden läßt; es sind stattliche Gebäude, mit schlanken Säulen und edlem Bildwerk geziert, fest und gediegen, der Zeit Trotz bietend.

Die Sprache in seinen Dramen ist rein und fließend, von bewunderungswürdiger Correctheit und edler Natürlichkeit. Der süße Wohllaut Tirso's und die poetische Fülle Lope's standen ihm nicht zu Gebot, ja die Einfachheit seiner Diction streift mitunter ans Nüchterne und Prosaische; dagegen fällt er niemals ins Declamatorische oder Phrasenhafte; fest und feurig ist seine Rede, in den heroischen Dramen weder der blühenden Beredsamkeit noch des großen Stils entbehrend.

F. Wolf, von Schack, L. Schmidt, Lemcke und Andere wetteifern bei uns im Lobe Alarcon's; auch die spanischen Kritiker der neuesten Zeit stimmen mit seinen deutschen Verehrern überein. So spricht sich Eugenio Hartzenbusch in einer, seiner Ausgabe der Komödien des Alarcon vorangeschickten Abhandlung folgendermaßen über ihn aus: „Ein unbekannter Mann, der aus Westindien nach Spanien kam, um sein Schicksal zu verbessern, unternahm und erreichte das, wozu es dem Lope de Vega, Tirso, Calderon und selbst dem Moreto, dem großen Vervollkommner fremder Erfindungen, entweder an Willen und Absicht, oder an den erforderlichen Anlagen gebrach. Dieser Mann, der von Spanien aus das Auftreten Molière's, des Dichters der Komödie par excellence, vorbereitete, war Juan Ruiz de Alarcon . . . Keiner unserer Dramatiker schuf, wie er, solche Muster des Charakterlustspiels, Muster, die von Fremden und Einheimischen nachgeahmt, von Keinem übertroffen wurden . . . Die Neuerung, die Montalvan an den Komödien des Alarcon bewunderte, eine Neuerung, die ihm als eine Absonderlichkeit erschien, konnte weder in der Knotenschürzung, noch in den Zwischenhandlungen bestehen; denn darin suchte jeder Theaterdichter neu zu sein; diese Neuerung mußte hauptsächlich daraus hervorgegangen sein, daß Alarcon sittliche Charaktere schilderte unter Dichtern, die nur chevalereske Charaktere reproducirten; sie mußte daraus

hervorgehen, daß Alarcon darnach strebte, zu bessern, unter Dichtern, die sich nur vornahmen zu unterhalten .... Die Kürze der Dialoge, die beständige Sorgfalt, Wiederholungen zu vermeiden, und die eigenthümlich rapide Weise, öfter die Actschlüsse zusammenzudrängen, machen vollends die Verschiedenheit bemerklich zwischen den Werken Alarcon's und denen aller unserer ihm gleichzeitigen Dramatiker .... Alarcon — glücklich in der Schilderung der komischen Charaktere, um in ihnen das Laster zu züchtigen, wie in der Erfindung und Entwickelung der heroischen zur Verherrlichung der Tugend; rasch in der Handlung, enthaltsam im Anbringen poetischer Ausschmückung — stand zwar dem Lope nach in der Zartheit der weiblichen Charaktere, dem Moreto in der komischen Kraft, dem Tirso in der Schalkheit, dem Calderon in der Großartigkeit und der Geschicklichkeit, theatralische Effecte anzubringen; er übertraf sie aber Alle ohne Ausnahme in der Mannigfaltigkeit und Vollendung der Figuren, in dem Tacte, sie zu handhaben, in der Gleichmäßigkeit des Stils, in der Gefeiltheit der Versification und in der Correctheit der Sprache .... In der That, die Zeitgenossen des Alarcon waren nicht im Stande, das eigenthümliche Verdienst dieses Mannes gehörig zu schätzen. Seine Komödien konnten auf das damalige Publicum nur geringen Eindruck machen; denn ihre Schönheiten waren für dasselbe zu wenig handgreiflich, und ihre Mängel waren nicht solche, die man damals leicht verziehen hätte. Alarcon war ein in seiner Art einziger Dichter, und daher mußten seine Werke allerdings etwas von jener Absonderlichkeit an sich tragen, welche Montalvan angedeutet hat, und welche den Glanz ihrer Schönheit weniger blendend, die Mängel um so fühlbarer machte. Wir haben gesehen, daß die Aufgaben seiner Stücke meist ernste waren; erste Unzukömmlichkeit, um einem Werke bei Leuten Beifall zu verschaffen, die vor Allem im Theater sich zu unterhalten suchen. Seine Graciosos waren keine Possenreißer; eine andere sehr ins Gewicht fallende Unzukömmlichkeit für jene Zeit; seine Liebhaber waren nicht genug Schöngeister und zu wenig streitsüchtig, daher erschienen sie frostig; seine Liebhaberinnen (und das war in der That ein gegründeter Mangel) verletzten manchmal durch Egoismus und Prosaismus; wodurch in einigen Komödien Alarcon's auch das Interesse geschwächt wird. Er brachte in seine Dramen viele und raschgeführte Handlung und veränderte sehr häufig den Ort der Handlung, was zur Folge hatte, daß der Zuschauer kein Vergnügen daran fand. Nimmt man dazu eine mehr reinliche als musikalische Versification, eine mehr exacte als malerische Diction, so wird man die Nothwendigkeit zugestehen müssen, daß ein an den emphatischen und schwülstigen Ton vieler Dichter gewöhntes Auditorium an den Komödien Alarcon's nicht viel Geschmack finden konnte, selbst wenn es seine Gedanken vollkommen auffaßte. Die Nachwelt hat begonnen, Alarcon zu entschädigen und zu belohnen; das was an ihm seinem Jahrhunderte absonderlich erschien, ist es für uns nicht mehr; im Gegentheil ist gerade Alarcon unter allen unseren alten Dramatikern der, welcher der modernen Komödie am nächsten kommt; mit Alarcon muß man, meines Erachtens, das Studium des altspanischen Theaters beginnen." *)

Die Stücke des Alarcon gehören den verschiedensten Komödiengattungen an; einige von ihnen lassen sich als Charakterlustspiele bezeichnen, weil das Interesse dieser Stücke auf der Darstellung und Entwickelung eines Charakters beruht, dem die Situationen zur Folie dienen, so daß sie gewissermaßen nur als Illustration des Charakterbildes erscheinen. Unter diesen Komödien des Alarcon ist: „La verdad sospechosa" (Beim Lügner wird die Wahrheit selbst verdächtig), wenn auch nicht die beste, so doch die bekannteste; denn sie legte, von Corneille, unter dem Titel „le menteur" theils übersetzt, theils bearbeitet, den Grund zum französischen Charakterlustspiel. Doch wie Corneille's Cid nur eine farb- und geschmacklose Nachbildung der „mocedades" des Castro war, so ist auch in seinem „menteur" das kraftvoll

*) Siehe F. Wolf. Studien zur Geschichte der spanischen Literatur. S. 642.

poetische Colorit und die anmuthige Behandlung der Alarcon'schen Komödie kaum noch erkennbar. Herr von Schack sagt von diesem Stück, daß seine Vorzüge erst recht in ein helles Licht treten, wenn man sie mit der trockenen und farblosen Nachbildung des Corneille vergleicht, in welcher fast alle geistreichen Züge und anmuthigen Wendungen des Originals zerstört, und eine in jedem Strich lebensvolle Skizze zu einem langweiligen moralischen Exempelstück entstellt ist.

Der Inhalt ist folgender: Don Garcia, ein junger Edelmann, ist eben aus Salamanca nach Madrid zurückgekehrt; auf der Universität hat er neben den Wissenschaften das Lügen bis zur Meisterschaft ausgebildet. Sein Hofmeister macht den würdigen alten Vater Garcia's mit diesem Charakterfehler seines Sohnes bekannt; traurig und bestürzt ruft er aus: „Diese Kunde war zu schlimm. Wenn Garcia, glaubt es mir, aus Verliebtheit Geld durchbrächte, oder wenn er Tag und Nächte spielen wollt' in blinder Gier, wäre er von zänk'schem Sinn, von Duellsucht sehr gequält, hätte er sich schlecht vermählt, oder stürb' er gar mir hin — all' das wollt' ich lieber tragen, als daß er zum Lügen neigt. — Pfui, wer sich so garstig zeigt, ist sehr aus der Art geschlagen!" Er beschließt, als durchgreifendes Mittel der Besserung, ihn unverzüglich zu vermählen, und seine Wahl fällt auf die schöne Jacinta, die Tochter eines alten Freundes. Garcia, der auf einem Spaziergang mit seinem Diener Tristan begriffen ist, sieht aus einem Wagen eine Dame steigen, deren Schönheit ihn ganz bezaubert, ihr folgt eine andere, kaum minder schöne Dame, und ein allerliebstes Zöfchen macht den Beschluß. „Amors Bogen ist der Wagen," sagt Garcia, „lauter Pfeile schießt er los." Die Schöne, welche so schnell sein Herz gewonnen, ist Donna Jacinta, dieselbe, welche sein Vater ihm zur Gattin bestimmt hat; ihre Begleiterin und Freundin heißt Lucrezia de Luna. Die Damen schicken sich an, in einen Laden zu treten; Jacinta stolpert, und Garcia springt vor und ergreift ihre Hand.

Donna Jacinta.
Himmel hilf!

Don Garcia.
Der Hand vergebt,
Die ich wage Euch zu leihn,
Wenn ich darf der Atlas sein,
Der so hehren Himmel hebt.

Donna Jacinta.
Atlas müßt Ihr sein; denn frei
Rührtet Ihr den Himmel an.

Don Garcia.
Bloß Erreichen schätzt kein Mann
Mit Verdienen einerlei.
Ist's ein gült'ger Liebessold,
Daß die Schönste ich berührt,
Weil's der Zufall so geführt,
Nicht weil sie es so gewollt?
Ja, den Himmel hatt' ich liegen
Auf der Hand: des Zufalls Spiel
Wollte, daß herab er fiel,
Nicht bin ich hinaufgestiegen.

Donna Jacinta.
Wozu soll Verdienen frommen?

Don Garcia.
Das Ersehnte zu erreichen.

Donna Jacinta.
Ist es nicht Glück ohne Gleichen,
Unverdient zum Ziele kommen?

Don Garcia.
Ja.

Donna Jacinta.
Wie könnt Ihr denn nur klagen
Ueber Glück, das Euch geschehen?
Unverdient — Ihr müßt gestehen —
Habt Ihr es davon getragen.

Don Garcia.
Gunstbezeugung oder Hohn,
Wie der Weltlauf sie bescheert,
Tragen ihren ganzen Werth
Einzig in der Intention.
Eure Hand durft' ich berühren,
Doch der Gunst blieb ich beraubt:
Denn, obgleich Ihr es erlaubt —
Intention war nicht zu spüren!
Zürnt nicht meiner Ungeduld
Bei so neidenswerthem Loos:
Denn die Hand ward seelenlos
Mein und ohne Eure Huld.

Garcia erzählt der Donna Jacinta, daß er ein Indier sei und sich seit einem Jahr in Madrid aufhalte, daß er ebenso lange in heißer Liebe für sie glühe und ihr wie ihr Schatten folge. Jacinta ist nicht wenig erstaunt über diese Leidenschaft, die sie ohne ihr Wissen eingeflößt hat, doch zweifelt sie nicht an der Wahrheit von Garcia's Worten. Dieser hat Tristan zu dem Kutscher der Damen geschickt, um Namen, Stand und Wohnung derselben auszukundschaften. Der Diener kommt mit der Nachricht zurück, die schönste der

Damen, seine Herrin, sei Lucrezia de Luna und wohne am Victoriaplatze; den Namen der Freundin wisse der Kutscher nicht. „Ja," ruft Garcia, „Victoria's Name paßt für die sel'ge Himmelssphäre, wo solch' eine „Luna" flammt."

Donna Jacinta ist heimlich dem Don Juan verlobt, mit dem sie sich indessen, da er noch immer vergebens auf eine Anstellung wartet, nicht vermählen kann; und in der leichten Auffassung eines lebensfrischen spanischen Temperamentes, das von Sentimentalität nichts weiß, ist sie einer anderen Verbindung nicht abgeneigt.

Don Juan hat in Erfahrung gebracht, daß in der letzten Nacht der Wagen Jacinta's bei einem prächtigen Festmahl gesehen worden ist, welches ein Unbekannter, wie er annimmt, zu Ehren seiner Geliebten veranstaltet hat. Er begegnet Don Garcia; sie erkennen sich als alte Freunde; Garcia erzählt, daß er schon seit Monaten in Madrid weile; und als Juan von dem Festmahl der letzten Nacht spricht, giebt er sich keck für den Festgeber aus und schildert auf die Aufforderung Juan's, ihm etwas Näheres darüber mitzutheilen, in pomphafter Weise das Phantasiefest. „Wie die Kutsche meiner Dame kam," sagt er, „entbrannten alle Sterne voller Neid, die Lüfte hauchten süßen Duft, der Fluß ward schneller. Kaum verwandelte ihr Füßchen in Smaragden das betretene Gras, die Wellen in Krystalle, und den Ufersand in Perlen — sieh, da senkten sich hernieder Feuerräder und Raketen, und ein ganzes Flammenmeer strömte nieder auf die Erde. Als das Feuerwerk erloschen, flammten auf in scharfer Helle vier und zwanzig starke Fackeln und verdunkelten die Sterne. Nun begann das erste Chor mit Posaunen und Trompeten, dann das andere Chor im zweiten Zelt mit Saiteninstrumenten, Flöten ließen aus dem dritten Zelte lieblich sich vernehmen, in dem vierten klang die Zitter und die Harfe zu Gesängen."

Als Juan fortgegangen ist, macht Tristan seinen Herrn auf die Gefährlichkeit seiner Lügen aufmerksam und fragt ihn nach dem Grund seiner Erdichtung. „Das erfand ich," antwortet ihm Garcia, „weil's mich ärgert, wenn sich Jemand denken könnte, daß in meiner Brust sich fände Neid und übermäßig Staunen — Dinge, die den Edlen schänden; Dummheit nenn' ich das Bestaunen, und der Neid ist vollends häßlich. O du weißt nicht, wie es wohlthut: wenn breitmäulige Erzähler stolz mit ihren Thaten prahlen oder mit brillanten Festen, dann sie auf das Maul zu schlagen mit verstärktem Maaß, daß elend sie die Prahlerei verschlucken müssen, oder daran bersten." „Wenn man dich dabei ertappt," wendet Tristan ein, „kommst du schimpflich ins Gerede." „Ist, wer unbeachtet lebt," entgegnet Jener, „und zu denen sich gesellet, die bloß thun, was andere thaten, sehr verschieden von den Bestien? Nichts geht über großen Namen, sei das Mittel auch nicht edel; überall soll man von mir, gleichviel ob was Böses sprechen. Brannte jener nicht den Tempel nieder, um sich zu verew'gen? Kurz, das ist so mein Geschmack, und das ist der Gründe letzter."

Unterdessen wirbt Garcia's Vater um Jacinta's Hand für seinen Sohn. Sie nimmt die Werbung freundlich auf und verabredet mit Beltran, daß er zu einer bestimmten Zeit mit seinem Sohne an ihrem Fenster vorüberreiten solle; da es ihr aber nicht allein darauf ankommt, sein Aeußeres zu prüfen, bittet sie ihre Freundin Lucrezia, Garcia zu einem Rendezvous einzuladen; hinter dem Fenster versteckt, will sie die Unterredung belauschen und auf diese Weise die Gesinnung des ihr bestimmten Gatten kennen lernen. Lucrezia willigt ein. Garcia erhält die Einladung, und in der Meinung, die Dame, die er liebe, sei Lucrezia, weiß er sich vor Freude kaum zu lassen. Mitten in sein Glück fällt eine Herausforderung des Don Juan zum Duell; die Ursache der Forderung ahnt Garcia nicht. Er reitet später mit seinem Vater am Hause Jacinta's vorbei, und diese ist nicht wenig erstaunt, in Garcia den vermeintlichen Indier zu erkennen. Machen seine Lügen sie gleich betroffen, so weiß doch das Zöfchen diese so geschickt mit seiner Leidenschaft zu entschuldigen, daß Jacinta, auf welche Wesen und Gesicht des Indiers ohnehin einen merklichen Eindruck gemacht hatte, das Fenster mit den Worten verläßt: „Nimm die Heirath für gemacht."

Beltran, durch Tristan von den neuen Lügen seines Sohnes unterrichtet, hält ihm die Niedrigkeit seines Lasters vor.

Don Beltran.
Seid Ihr Cavalier, Garcia?

Don Garcia.
Euer Sohn bin ich, mein Vater.

Don Beltran.
Und genügt das, Euch für einen
Echten Cavalier zu halten?

Don Garcia.
Ja, Señor, so dachte ich.

Don Beltran.
Nun so denket Ihr was Falsches!
Wer da will als Ritter gelten,
Muß auch wie ein Ritter handeln.
Was hat unsre edlen Häuser
Denn gestiftet? Edle Thaten
Ihrer Ahnen und Begründer.
Leute aus dem niedern Stande
Gaben durch ihr edles Thun
Ihren Erben Rang und Adel:
Drum erkennet man den Edeln
Daran, ob er adlig adelt.
Ist dem so?

Don Garcia.
Ich läugne nicht,
Daß die guten Thaten adeln:
Doch kann auch Geburt allein
Diesen Vorzug uns verschaffen.

Don Beltran.
Wenn dem Bürgerlich-Gebornen
Adel geben seine Thaten,
Kann nicht auch der Edelmann
Sich durch Niedrigkeit entadeln?

Don Garcia.
Das ist wahr.

Don Beltran.
Nun wohl, wenn Ihr
Wie ein Ehrvergess'ner handelt,
Seid Ihr nicht ein Cavalier,
Nennt Ihr gleich mich Euren Vater.
Wenn unritterliche Sitten
Eurem Namen Schande machen,
Retten ihn nicht meine Wappen,
Noch die hochberühmten Ahnen.
Ihr ein Ritter? Gott behüte!
Allen Menschen bringt es Schande,
Die man nur der Lüge zeiht;
Ihr seid überführt zu achten.
Nach dem Ehrenpunkte ist es
Ein unleidlich schlimmer Makel,
Wenn ich eine Lügenzeihung
Nicht mit meiner Klinge ahnde —
Habt Ihr ein so scharfes Schwert,
Führet Ihr gefei'te Waffen,
Daß Ihr Alle fordern wollt,
Wenn Euch Alle Lügen strafen?
Ist es möglich, daß ein Mann
Hegt so niedrige Gedanken,
Daß er ohne Nutz und Frommen
Sich ergiebt dem schnöden Laster?
Man beschöniget die Wollust
Mit der Sinnlichkeit Behagen,
Und die Macht des Goldes nimmt
Den Habgierigen gefangen;
Schlemmer reizt der Wohlgeschmack,
Und der Spieler wird geangelt
Durch den Köder der Gewinnsucht
Und den Zeitvertreib; aus Rache
Wurde Der zum Mörder; Jenen
Trieb zum Raube fremde Habe; —
Kurz, durch Vortheil und Genuß
Blenden alle Laster! Aber
Lügen — — welchen Nutzen bringt es,
Als Verachtung nur und Schande?

Beltran theilt Garcia mit, daß er für ihn eine Braut, die ebenso schöne als kluge Donna Jacinta, gewählt habe. Garcia, der Lucrezia zu lieben glaubt, ist in Verzweiflung; um dieser verhaßten Ehe zu entgehen, bietet sich seiner Phantasie kein anderer Ausweg als — Lügen. Er giebt sich für vermählt aus und erdichtet eine Erzählung voll Schrecken, Leidenschaft und Abenteuer, die ihn zu dieser heimlichen Ehe getrieben habe. Der Vater, der in seiner edlen Einfachheit den Gedanken eines solchen Betruges nicht fassen kann, macht seinem Sohn keinen andern Vorwurf als den, ihm nicht früher Vertrauen geschenkt zu haben.

Das Duell zwischen Garcia und Juan findet statt; es stellt sich heraus, daß das erlogene Festmahl die Ursache der Forderung gewesen ist. Die Dazwischenkunft eines Freundes des Juan unterbricht den Kampf; der Irrthum wird aufgeklärt, und Garcia's Lügen kommen an den Tag. Als Juan sich wundert, wie Jemand so albern lügen und doch so tapfer sein könne, antwortet ihm der Freund: „Aus Gewohnheit wird er lügen, tapfer sein heißt ihn sein Blut.“

Garcia eilt zum Stelldichein in Lucrezia's Haus. Jacinta, im Schleier, spricht mit ihm, und da er ihre Stimme erkennt, wird er noch mehr in der Meinung bestärkt, seine

Geliebte sei Lucrezia. Jacinta dagegen, die nichts von seinem Irrthum weiß, die im Gegentheil glaubt, die Werbung seines Vaters sei von ihm ausgegangen, hält sein Benehmen für Wankelmuth; sie antwortet mit Hohn auf seine Liebesversicherungen und wirft ihm vor, am Vormittag Liebesworte mit Donna Jacinta gewechselt zu haben. Garcia läugnet, diesmal in gutem Glauben; wüthend über so viel Lügen, bricht Jacinta die Unterhaltung mit den Worten ab: „Glaubt mir, wenn mein Ohr ich heute Euren Worten lieh, geschah's rein zur Kurzweil und zum Spaß; etwa wie so manche Leute von bedächtig ernstem Wesen nach Besorgung der Geschäfte zur Erholung ihrer Kräfte in Ovidens Fabeln lesen."

Beltran theilt seinem Sohn mit, daß er entschlossen sei, seine liebe Schwiegertochter von Salamanca nach Madrid zu holen. Nicht einen Augenblick ist Garcia um eine neue Lüge verlegen; sein liebes Weib erwarte Mutterfreuden, giebt er vor, und dürfe deshalb eine Reise nicht wagen. Herzlich ist die Freude des Alten über den künftigen Enkel.

Garcia trifft Lucrezia und Jacinta verschleiert in der Kirche. Es entspinnt sich zwischen ihnen eine Unterredung voll Verwirrung, in der Garcia die Damen beständig miteinander verwechselt, und jede der beiden Mädchen hat ihn im Verdacht, daß er die Andere liebe und sie durch grobe Lüge zu täuschen suche. Als Garcia betheuert, daß er Wahrheit spreche, antwortet ihm Jacinta: „Leider ist das einerlei, wenn sie kommt von Euern Lippen. Unwahrheit ist niederträchtig, und ich thu' Euch offen kund, daß in einem Lügenmund selbst die Wahrheit wird verdächtig."

Tristan erkundigt sich bei Garcia nach Juan; er giebt vor, ihn umgebracht zu haben; kaum aber hat er die Worte gesprochen: „Das Gehirn drang aus der Wunde nach dem fürchterlichen Schlage," so erscheint Don Juan frisch und gesund; er müsse durch Bezauberung geheilt sein, betheuert Garcia, und flugs benutzt er die Gelegenheit, um Tristan ein Dutzend Lügen von wunderbaren Heilungen aufzutischen, die er selber mit angesehen habe.

Beltran hat unterdessen erfahren, daß in Salamanca gar keine Familie existire, die den Namen seiner Schwiegertochter führe. Schmerzlich bewegt ruft er aus: „Allgerechter Gott! ist's möglich, daß die Lügen dieses Knaben auch mich selber nicht verschonen? Muß er meine grauen Haare frech belügen im Moment, wo ich warnte vor dem Laster? Wird je einem Richter bange, daß der Dieb ihn frech bestehle, dem er publicirt die Strafe?"

Garcia erfleht die Verzeihung seines Vaters; er gesteht seine Leidenschaft für Lucrezia, und daß nur diese ihn zu der Lüge verleitet habe; schließlich bittet er den Vater, um die Hand seiner Geliebten bei ihren Angehörigen zu werben. Der gütige Beltran verspricht, seinen Wunsch zu erfüllen; doch vorsichtig geworden, beschließt er, sich vorher noch einmal in Salamanca nach der erdichteten Gattin zu erkundigen; „denn," sagt er zu Garcia, „weil du gesagt, du logst, scheint mir deine Lüge Fabel. Wüßt' ich gleich die Wahrheit, eh' du selber sie mir noch bekanntest, wird sie mir verdächtig, weil sie aus deinem Mund gekommen."

Beltran hält um die Hand Lucrezia's bei ihrem Vater an; dieser giebt freudig seine Zustimmung, und Lucrezia ist beglückt. Don Juan, Garcia und Jacinta treten ein. Beide Cavaliere eilen Jacinta entgegen; erschreckt macht Beltran dem Sohn seinen Irrthum bemerklich und zeigt auf Lucrezia als die Braut. Garcia aber redet Jacinta an: „Nein, Ihr seid meines Herzens Herrin, wenn ich den Namen auch verkannt, die Dame kenne ich, Ihr seid die, um die ich warb, Ihr der Abgott meiner Seele." Jacinta reicht ihre Hand Don Juan. Von seinem Vater und dem Vater Lucrezia's mit dem Tode bedroht, bittet er schließlich das ungeliebte Mädchen um ihre Hand. Tristan tröstet ihn damit, daß diese doch auch ein hübsches Mädchen sei, und zum Publicum gewendet, spricht er: „Es möge Jeder die Moral dem Stück entnehmen, daß in eines Lügners Mund selbst die Wahrheit wird verdächtig."

In einem anderen vortrefflichen Charakterlustspiel: „Las paredes oyen" (Die Wände haben Ohren) wird das Laster der Verleumdung gegeißelt. Donna Anna, eine schöne und

reiche junge Wittwe, hat zwei Bewerber, Don Juan und Don Mendo. Die wenig schöne Erscheinung Juan's steht nicht im Einklang mit seiner Herzensgüte und seinem Verstande, während Mendo die Makel seines Charakters durch Anmuth und Liebenswürdigkeit zu verdecken weiß. Verleumdungssucht ist sein hervorstechender Fehler. Die sonst kluge und vorsichtige Wittwe läßt sich diesmal durch den Schein täuschen, weist Juan kurz ab und nimmt die Bewerbung Mendo's an. Dieser bewahrt ihr nicht einmal ausschließliche Treue; heimlich setzt er ein Verhältniß mit Donna Lucrezia, an welche ihn eine frühere, noch nicht ganz erkaltete Neigung fesselt, fort; in seinen Briefen an die ehemalige Geliebte schmäht er Donna Anna, während er dieser gegenüber Lucrezia verspottet. Der Zufall fügt es, daß eines Tages Anna hinter ihrem Gitterfenster eine Unterredung zwischen Juan, Mendo und einem neuen, dritten Bewerber, dem Herzog von Urbino, belauscht. Was muß sie hören? Mendo, der Begünstigte, spottet ihrer in der schmählichsten Weise; nicht nur ihren Geist und ihre Liebenswürdigkeit verdächtigt er; sogar ihre Toilettenkünste, die, seiner Meinung nach, einer verblühten Schönheit wieder aufhelfen sollen, dienen seinem Witz zur Zielscheibe. Juan hingegen vertheidigt ritterlich und feurig die Dame, die ihn verschmäht hat.

Bald nachher fällt der Anna ein Liebesbrief des Mendo an Lucrezia in die Hände, und tief entrüstet weist sie jetzt den früher Begünstigten von sich. Auf seine Vertheidigung antwortet sie immer mit den eigenen Worten Mendo's, die sie in jener Unterredung erlauscht. Er will ihr einreden, nicht er, sondern Juan sei der Verleumder gewesen; da wiederholt sie ihm die verleumderischen Worte, welche er, nachdem Juan sich entfernt hatte, über denselben gegen den Herzog geäußert habe. Mendo, der nicht ahnt, daß Anna selbst Ohrenzeugin seiner Reden gewesen ist, versucht jetzt, den Herzog der Verleumdung zu beschuldigen; es ist umsonst: verhöhnt und verachtet muß er sich zurückziehen. Diese Scene gewinnt dadurch noch an Wirksamkeit, daß Juan und der Herzog verborgene Zeugen des Gesprächs sind. Der edle Juan, der jede Hoffnung auf Anna's Hand aufgegeben hat, unterstützt edelmüthig die Bewerbung des Herzogs; dieser, der Anna nur oberflächlich kennt, wünscht, ohne von ihr bemerkt zu werden, ihren Charakter näher zu prüfen. Eine kleine Reise, die Anna unternimmt, bietet Gelegenheit dazu. Als Kutscher und Diener verkleidet, machen Juan und der Herzog die Fahrt mit. Mendo, voll Zorn über die ihm widerfahrene Kränkung, verfolgt Donna Anna, holt sie ein, und bemächtigt sich ihrer in der Absicht, ihr die Ehre zu rauben. Natürlich werden Juan und der Herzog ihre Retter, und verwundet, voll Scham und Wuth muß Mendo entfliehen. Donna Anna, die nun auch erfährt, mit welcher Selbstverläugnung Juan gehandelt hat, reicht diesem, von so viel Edelmuth gerührt, ihre Hand. Mendo, den jetzt auch Lucrezia zurückweist, verzweifelt, von so viel Verachtung zu Boden gedrückt, an der Möglichkeit zu leben.

In „Don Domingo de Don Blas", oder: „Es giebt nichts Böses, das nicht zum Guten führt", wird der originelle Charakter eines Edelmanns geschildert, welcher, nachdem er unverhofft in den Besitz eines großen Vermögens gelangt ist, sich völlig einem sybaritischen Lebensgenuß hingiebt; in übermäßiger Liebe zur Bequemlichkeit weiß er geschickt alle störenden Elemente aus seinem Leben zu entfernen. Er wählt eine Tracht, die im Widerspruch mit der Sitte steht, und die ganze Einrichtung seines Hauses verräth den genußsüchtigen Sonderling. Er schlägt es ab, seiner Geliebten Nachts ein Ständchen zu bringen, weil er die Möglichkeit einer Erkältung fürchtet; er sagt sich von ihr los, als sich seiner Vermählung mit ihr Hindernisse in den Weg stellen, und heirathet eine Base derselben, deren Hand er ohne Schwierigkeit erlangen kann. Er weigert sich an einem, von dem Infanten geleiteten Stiergefecht Theil zu nehmen, da das unschuldige Thier ihm nichts zu Leide gethan habe und er nicht, um den Infanten zu belustigen, sein Leben aufs Spiel setzen wolle. Aber um die Ehre desselben Prinzen zu vertheidigen, läßt er sich ohne Zaudern in ein Duell ein. Er entdeckt eine Verschwörung gegen den König,

und von dem Augenblick an, wo es König und Vaterland gilt, erwacht in ihm der stolze castilianische Geist: der Phlegmaticus wird zum Helden, der Sonderling zum Märtyrer. Mit Muth und Selbstverläugnung erduldet der Verwöhnte alle Leiden eines harten Gefängnisses, und selbst die Aussicht auf einen nahen Tod vermag ihn nicht zu erschüttern.

Mit anmuthiger Feinheit und liebenswürdigstem Humor hat der Dichter diesen Charakter zu zeichnen gewußt, der trotz seiner drolligen und spaßhaften Züge niemals zum Possenhaften heruntersteigt. Die großen Tugenden des Helden gleichen seine vielen kleinen Schwächen aus, und seine erhabenen Eigenschaften versöhnen mit seinen Lächerlichkeiten.

Von den Intriguenstücken Alarcon's ist eins der vorzüglicheren: „El examen de los maridos" oder: „Antes que te cases, mira lo que haces" (Die Prüfung der Ehemänner, oder: Ehe du dich vermählst, bedenke wohl was du thust).

Diesen Rath hat ein junges Mädchen im Testament ihres Vaters gefunden; sie befolgt ihn gewissenhaft, unterwirft ihre Bewerber einer strengen Prüfung, aus welcher zu ihrer großen Freude der von ihr geliebte Mann, trotz aller Intriguen einer früheren Geliebten desselben, als der Würdigste hervorgeht

Die heroischen Dramen Alarcon's sind nicht minder vortrefflich als seine Lustspiele. F. v. Schack sagt darüber, daß sich wohl nirgends der eigenthümliche romantische Geist, der das spanische Leben jener Zeit durchglühte, mit gleicher Kraft und Fülle ausgesprochen hat. „Was Herrliches und Großes seit Jahrhunderten in den Klängen der Romanze gelebt hatte und begeisternd ins Herz des Volkes gedrungen war; was Liebliches und Zartes der Ritter am Fenster seiner Dame zum Ton der Guitarre gesungen, hat sich hier in anderer Form noch lebendiger entfaltet. Hier lebt und handelt vor uns jenes ernste und gediegene Volk voll Heldensinn und Glaubenstreue, das seit lange in Spanien heimisch war; und daneben jenes andere, das, wie ein sengendes Feuer aus den arabischen Wüsten hervorgebrochen, unter dem milderen Himmel bald der angeborenen Wildheit vergaß und in die Zaubergärten Andalusiens seine Feenpaläste baute; wir sehen den Jahrhunderte langen Kampf um das Kreuz und den Halbmond, hören den Kriegsruf und das Waffenklirren und dazwischen Lautenton und Liebesklage, bis endlich der Glockenklang den Kriegslärm übertönt und das siegende Volk die Symbole seines Glaubens auf die Heiligthümer des Propheten pflanzt, aber alles Schöne, was beim besiegten entsprossen, in sich aufnimmt und zu noch schönerer Blüthe gedeihen läßt."

„Ganar amigos" (Wie man Freunde gewinnt) gehört zu den besten heroischen Dramen, die in spanischer Sprache geschrieben wurden. Der Inhalt ist folgender: Donna Flor, ein junges Edelfräulein aus Sevilla, liebt den Marques Don Fadrique. Einige Jahre früher hatte sie in Granada ein Liebesverhältniß mit einem Edelmann Namens Fernando de Godoy gehabt. In Folge einer heftigen Begegnung dieses Cavaliers mit ihrem Bruder Diego verließen die Geschwister Granada und siedelten nach Sevilla über. Unverhofft begegnet Donna Flor eines Tages Fernando in den Straßen von Sevilla. Er ist ihr treu geblieben, ja er liebt sie mehr als jemals; seiner Leidenschaft gegenüber kann sie den Muth nicht finden, ihm ihre Sinnesänderung mitzutheilen und seine Werbung zurückzuweisen. Sie giebt ihm ausweichende Antworten und verpflichtet ihn auf seine Ehre, niemals und unter keinen Umständen von ihren früheren und ihren jetzigen Beziehungen zu irgend Jemand zu sprechen. Es ist Nacht. Der Marques befindet sich mit seinem Diener auf der Straße. Zum ersten Mal hat ihm Flor eine nächtliche Zusammenkunft bewilligt, und im Vorgefühl des Glücks ist er voll freudigen Uebermuths. Da naht sich ihm ein Mann, fliehend, mit entblößtem Degen; er fleht den Marques um Schutz an, er hat im Duell seinen Gegner getödtet, und die Verfolger sind ihm auf den Fersen. Der Marques verspricht, ihn zu retten. Gerichtsdiener erscheinen; sie reden den Marques, den sie erkennen, an: „Wir suchen den nichtswürdigen Mörder Eures Bruders Don Sancho." Zugleich mit

dieser Trauerkunde erfährt Fadrique die Veranlassung des Zweikampfs. Sancho hat den Mörder vor dem Fenster Flor's, mit dieser redend, angetroffen, und als dieser seiner Aufforderung, das Fenster zu verlassen, nicht Folge leistete, begann das Gefecht, welches einen so tödtlichen Ausgang nahm. Einer der Gerichtsdiener bemerkt den Verhüllten, der sich hinter dem Marques zu verbergen scheint, und glaubt in ihm den Mörder zu erkennen. Fadrique verbürgt sich für ihn. „Ihr habt meinen Bruder getödtet!" ruft er dem Unbekannten zu, als er mit ihm allein ist. „Ich habe einen Mann getödtet," antwortet Jener, „und erfahre jetzt erst, daß er Euer Bruder war." Der Marques verspricht ihn zu retten, und als Jener danken will, unterbricht er ihn: „Als ich Euch mein Wort gab, verpflichtete ich Euch. Es erfüllen heißt nicht Euch verpflichten; ich bezahle nur meine Verpflichtung, und Niemand verpflichtet, indem er zahlt." Der Marques fragt den Unbekannten nach seinem Namen; er nennt sich; es ist Fernando de Godoy. Dann verlangt Fadrique zu wissen, in welchen Beziehungen er zu Donna Flor stehe; Fernando verweigert jede Auskunft. Nachdem der Marques ihn an einen Ort geführt hat, wo er vor Verfolgung sicher ist, dringt er von neuem in ihn, daß er ihm sein Geheimniß mittheile. „Meine Brust ist ein diamantnes Grab für Flor's Geheimniß," sagt ihm Fernando. „So will ich mit diesem Degen," antwortet Fadrique, „den Diamant zerbrechen; vielleicht lese ich dann in Eurer Brust, was Euer Mund verschweigt!" Sie fechten, Fernando fällt; den Degen über seinem Haupt schwingend, fordert ihn der Marquis auf, ihm zu vertrauen, was ihn an Flor feßle. „Mein Geheimniß stirbt mit mir," ist Fernando's Antwort. „So erhebt Euch, erhabenes Beispiel von Muth und Tapferkeit," redet ihn jetzt Fadrique an, „Spiegel des Adels, Wappen der Ehre!" Er bittet um Fernando's Freundschaft und gesteht, daß trotz des großen Schmerzes um seinen Bruder er sich dem Geschick verpflichtet fühle, welches ihn für den Bruder, den er verloren, einen Freund gewinnen ließ.

Der König Don Pedro, dessen besonderer Günstling der Marques ist, beauftragt denselben, einen vornehmen Edelmann, Don Pedro de Luna, welcher sich durch einen unehrenhaften Liebeshandel mit einer Dame des Hofes seine Ungnade zugezogen hat, heimlich zu tödten; denn der König fürchtet, daß die öffentliche Hinrichtung eines so vornehmen Mannes ihm Feinde zuziehen möchte. Er bleibt taub für die Einwendungen Fadrique's und verläßt ihn mit den Worten: „Ihr kennt meine strafende Gerechtigkeit, Marques, und ich kenne Eure Treue!"

Der Marques ist entschlossen, um jeden Preis Pedro de Luna zu retten. Von der Untreue Flor's überzeugt, entsagt er ihr, und bewirbt sich um Ines von Aragonien. Ines aber wird von Luna geliebt. Diego, Flor's Bruder, tritt bei dem Marques ein und fordert wegen seiner befleckten Ehre Rechenschaft von ihm. Fadrique versichert ihm, er habe Sorge getragen, daß der Name Flor's bei den gerichtlichen Verhandlungen nicht genannt werde; ferner verpflichte er sich, jeden Gedanken an ein Verhältniß mit Flor aufzugeben und jedes Zeichen ihrer Huld zurückzuweisen; außerdem aber wolle er Diego so erhöhen, daß der Glanz seiner Stellung den leichten Dunstkreis, der seiner Schwester Ruf trüben könnte, zerstören müsse. Diego, der im Zorn gegen Fadrique kam, scheidet von ihm als sein Freund.

Donna Anna, eine Freundin der Flor, wird leidenschaftlich von Diego geliebt; sie weist ihn zurück. Flor hat sie gebeten, bei dem Marques für sie zu sprechen; sie bittet ihn zu sich und schildert ihm voll lebhafter Theilnahme Flor's Schmerz und Schuldlosigkeit; seine Antwort ist streng und abweisend. Unbemerkt von ihnen ist Diego mit seinem Diener während der letzten Worte ihrer Unterhaltung eingetreten; er mißversteht dieselben, wähnt, Anna liebe Fadrique, und dieser weise sie in ihre Schranken zurück. Er beschließt, sich an Anna zu rächen; er besticht ihre Diener, weiß sich Eingang in ihr Schlafgemach zu verschaffen, und bemächtigt sich ihrer mit Gewalt, indem er sich für den Marques ausgiebt.

Der Feldherr der Granadischen Armee ist gestorben; Fadrique, um Pedro de Luna

schnell aus Sevilla zu entfernen, bietet ihm den hohen Posten an. Pedro indessen hat keine Lust, Sevilla zu verlassen, und da man ihm eine Gunstbezeugung aufzwingt, die er nicht mag, vermuthet er hinter dem Eifer des Marques, ihm zu dienen, eine Intrigue desselben, um ihn vom Hofe und von der Person des Königs zu verdrängen. „Er will mich stürzen, ich werde ihn selber vernichten," sagt Pedro zu sich selber im Abgehen, während in demselben Augenblick Fadrique ruft: „Ich werde ihn vom Tode befreien, oder ich bin nicht, wer ich bin!" Er stellt dem König vor, daß Pedro der einzige Mensch in Spanien sei, der fähig wäre, Granada zu erobern; er giebt ihm zu bedenken, daß das Wohl des Staates stets der gerechten Bestrafung eines Verbrechens voranstehen müsse, und daß das Staatswohl Granada's Eroberung erfordere. Endlich giebt der König nach, weniger, wie er sagt, um Luna's tapferen Degens willen, als wegen Fadrique's großmüthiger Verwendung. Pedro kommt, um sich vom König zu verabschieden, zugleich aber klagt er den Marques der Theilnahme am Morde seines Bruders an; es stände fest, daß er den Mörder beschützt. Als Triebfeder des Verbrechens giebt er Eifersucht auf Donna Flor an.

Donna Anna stürzt verschleiert herein und heischt vom König Gerechtigkeit gegen den Mörder ihrer Ehre Don Fadrique. Erstaunt findet der Marques kaum ein Wort der Vertheidigung. Der König ruft die Wachen und befiehlt, den vermeintlichen Verbrecher zu verhaften.

Fernando erhält Kunde von dem schmählichen Verdacht, der seinetwegen auf Fadrique ruht. „Er gab mir treues Freundeswort und hat's gehalten," ruft Fernando, „eher will ich mein Leben verlieren, als mich von ihm in der Freundschaft besiegen lassen." Er bittet Flor, ihn um Fadrique's willen seines Versprechens ewiger Verschwiegenheit zu entbinden; sie willigt ein, und er eilt zum Marques. Unterwegs trifft er Diego; er theilt ihm mit, daß sein Diener gefangen sei, und daß ein Verhör desselben jeden Augenblick sein Verbrechen aufdecken könne; er fordert ihn auf, durch ein freies Bekenntniß den Marques zu reinigen und seine eigene Strafe zu mildern. Diego beschließt, aus der Noth eine Tugend zu machen, und sie begeben sich zusammen nach dem Gefängniß.

Pedro de Luna ist, an Siegen und eroberten Fahnen reich, aus dem Feldzug zurückgekehrt. Als Lohn seiner tapferen Thaten bewilligt ihm der König die Hand der Ines, und als Mitgift schenkt er ihm sein — Leben. „Mein Leben, wie soll ich das verstehen?" fragt Pedro. „Geht zum Marques," antwortet ihm der König, „Ihr werdet dort seine Großmuth und Euren Irrthum erkennen; denn wenn ich Euer Verbrechen nennen müßte, dürfte ich's nicht verzeihen." Er giebt dem Pedro seinen Siegelring mit, der ihm das Gefängniß Fadrique's öffnen soll. Er selbst aber begiebt sich mit seinem Secretair ebenfalls dorthin, um in einem Versteck Zeuge ihrer Unterhaltung zu sein. Fadrique leistet dem Befehl des Königs Folge und theilt Pedro die Veranlassung seiner Sendung nach Granada mit. „Hört auf," unterbricht ihn Pedro, „wenn Ihr nicht wollt, daß der Schmerz mir den Busen zerreiße, bevor ich das Unheil wieder gut mache, das ich Euch grundlos zugefügt." Er dringt in ihn, sich des königlichen Siegelrings zu bedienen, um das Gefängniß zu verlassen, während er, Pedro, darin zurückbleiben wolle; er giebt ihm ferner den Rath, bei dem Infanten Enrique Schutz zu suchen, der mit dem königlichen Bruder in Fehde lebt. Voll Entrüstung weist Fadrique das Anerbieten zurück, er will lieber unschuldig sterben als ungeehrt leben. Der Secretair tritt mit Donna Anna ein; er kündigt dem Marques an, daß seine letzte Stunde nahe; er möge sich bereit halten, dem Henker seinen Kopf und der Donna Anna seine Hand zu reichen. „Ich werde, ohne mich zu vermählen, sterben," antwortet er, „wohl schulde ich dem Himmel mein Leben, aber nicht der Donna Anna meine Hand." Wie er abgeführt werden soll, treten Diego und Fernando ein, Letzterer mit dem Ausruf: „Es wolle Gott nicht, daß ein Unschuldiger sterbe!" Ebenso verlangt Diego den Tod an des Marques Statt. Beide bekennen ihre Schuld, und Fernando theilt zugleich

Fadrique seine früheren Beziehungen zu Flor mit, die stets in den Grenzen einer reinen und harmlosen Neigung geblieben sind. „Ihr seid frei," rief Pedro dem Marques zu. „Ich bin mehr gefesselt als je," antwortet Fadrique, „gefesselt an Leib und Seele zugleich! Eher würde ich tausend Leben lassen als zugeben, daß man die Beiden tödte, die das ihrige für mich opfern wollen." „Sie sind schuldig, und Ihr seid unschuldig," wendet Pedro ein. „Ich sehe nur, daß sie mir ihr Leben bieten," erwidert Fadrique, „diese Schuld habe ich begriffen, und ich werde sie zahlen." Der König tritt vor; voll Bewunderung für den Marques verzeiht er Allen, indem er sie die Zierden seines Reiches nennt. Flor bittet Donna Anna, sich mit Diego zu vermählen; denn besser sei es, sich zu verheirathen und die Ehre zu bewahren, als ohne Ehre sich zu rächen. Anna reicht Diego die Hand, und Flor die ihrige dem Marques.

F. Wolf sagt von diesem Drama, daß es für jeden ein Hochgenuß ist, der noch Sinn für Edles, für Freundschaft, Ehre und Großmuth hat. Dies Stück ist in der That das schönste „Lobgedicht auf die Freundschaft", und der Charakter des Helden, des Marques Fadrique, konnte nur aus einem so edelstolzen Gemüthe wie Alarcon's hervorgehen, und von so fester Meisterhand so trefflich durchgeführt werden. Hier macht nicht die mehr physische Stärke, die durch Leidenschaften gesteigerte Willenskraft den Helden, es ist vielmehr der Sieg über die glühendsten Leidenschaften des Spaniers, über Blutrache, Liebe und Eifersucht, es ist das stolze Selbstgefühl eines edeln Sinnes und eines reinen Bewußtseins und die Macht der Großmuth, die ihn über Verkennung und Ränke triumphiren, Feinde und Neider in Freunde und Verehrer verwandeln macht; kurz, es fesselt und erhebt uns hier ein allgemein menschliches Interesse, nur im spanischen Costüme, der Triumph der sittlichen Würde, die selbst die gemeinere Umgebung veredelt.

Noch berühmter als das analysirte Stück ist Alarcon's Drama: „El tejador de Segovia" (Der Weber von Segovia), welches F. v. Schack im ersten Theil seines spanischen Theaters ganz im Geist und in der Form des Originals vortrefflich übersetzt hat.

Fernando Ramirez, ein junger Held, hat mit dem Haß einer ihm feindlich gesinnten Familie zu kämpfen. Als er siegreich von einem Feldzug heimkehrt, findet er seinen alten Vater, in Folge einer verleumderischen Anklage auf Hochverrath, hingerichtet. Um einem gleichen Schicksal zu entgehen, flüchtet er nach Segovia; wo er sich seinen Lebensunterhalt durch Weben zu verschaffen sucht. Doch auch hier spüren ihn seine Verfolger auf; und vom Volk und vom Hofe ausgestoßen, flieht er in tiefster Erbitterung ins Gebirge und wird ein Räuber. Eine Zeit lang ist der kühne Räuberhauptmann der Schrecken der ganzen Gegend. Da fügt es sich, daß in einem Augenblick, da der König in einer Schlacht gegen die Mauren in großer Bedrängniß ist, Fernando helfend auftritt und durch seine Heldenthaten den Sieg herbeiführt. Er rächt sich an seinen Feinden und zwingt den Rädelsführer, sterbend sein Verbrechen und die Unschuld Fernando's und seines Vaters zu bekennen. Der König beklagt tief sein begangenes Unrecht und überschüttet Fernando mit Gunstbezeugungen.

Adel der Gesinnung, Kraft der Phantasie und feines künstlerisches Maaß, vereinigt mit tiefer Innigkeit der Empfindung und kraftvoll blühender Sprache treten uns aus jeder Scene dieses Drama's entgegen. Dies und der lebhafte Gang der Darstellung, die Ton und Farbe des Zeitalters treu und effectvoll wiedergiebt, machen den Weber zu einem vollendeten Kunstwerk. Vielfach ist dieses Stück mit den Räubern von Schiller verglichen worden. Hier wie dort ist es ein von der Gesellschaft ausgestoßener edler Mensch, den die Verzweiflung zum Räuber macht. Wolf findet den wesentlichen Unterschied beider Stücke darin, daß Schiller daraus eine Tragödie gestaltet hat mit der welthistorischen Idee als Unterlage, daß das conventionelle Recht und die dadurch bedingte Freiheit Aller wohl zum schreienden Unrecht gegen einen Einzelnen werden und ihn zum Austritt aus der Gesellschaft treiben könne, daß aber der Einzelne im Conflict seiner einseitig aufgefaßten Berechtigung

mit den gegebenen Basen der Gesellschaft dieser zum Opfer fallen müsse. Während Alarcon daraus mehr eine dialogisirte Novelle gemacht hat, worin er, mehr an die äußere Erscheinung sich haltend, mit seltener Erfindungskraft und glänzenden Farben einen starken Charakter in den wunderbarsten Verwickelungen und Situationen malt, der, ein Opfer der Intrigue, zwar ebenfalls gezwungen wird, als Räuber sich der Gesellschaft gegenüberzustellen, aber durch seine Willenskraft seiner und seiner Familie beleidigten Ehre endlich, freilich auf ächt spanische Weise, Gerechtigkeit verschafft, d. h. sich an seinen Verfolgern rächt und sie zum Widerruf ihrer Verleumdung zwingt, zugleich die Feinde des Vaterlandes besiegt und so als gesühnter und loyaler Caballero wieder in die Gesellschaft zurücktritt. Man sieht, der Deutsche hat vorzugsweise das tragische Pathos der universalhistorischen Idee herausgehoben, der Spanier nur ihre äußere Erscheinung in dem concreten Verhältniß zum Nationalcharakter."

Louis Velez de Guevara. — Antonio Mira de Mescua.

Guevara, einer der beliebtesten und fruchtbarsten dramatischen Dichter seiner Zeit, weiß die Erscheinungen des äußeren Lebens in poetischer und effectvoller Weise darzustellen. Wenn wir in seinen Stücken auch keinen großen Aufwand an Geist, Witz und Phantasie finden, wenn wir den blendenden Glanz der Lope'schen Diction bei ihm vermissen, so fesselt er doch stets durch Präcision und Wohllaut des Ausdrucks, und die lebhafte, geistvolle Schilderung der Charaktere, sowie sein feines künstlerisches Verständniß verfehlen niemals Interesse zu erregen und die wohlthuendste Wirkung hervorzubringen.

Guevara wurde 1570 in Andalusien geboren, brachte aber den größten Theil seines Lebens in Madrid zu, wo er 1614 starb. Da seine Dramen in keiner besonderen Sammlung erschienen sind, hat sich nur ein sehr geringer Theil von ihnen erhalten. Die berühmteste derselben ist: „Mas pesa el Rey que el sangre" (Der König geht dem Blute vor). Wieder ist es die Verherrlichung der unbedingten Lehnstreue, welche in diesem Drama in ergreifender Weise dargestellt wird.

König Sancho der Tapfere hat Alonso Perez de Guzman im Verdacht, gemeinschaftlich mit seinen Feinden gegen ihn zu conspiriren. Er behandelt ihn in harter, ungerechter Weise und verbannt ihn. Guzman geht nach Afrika, wo er Wunder der Tapferkeit verrichtet. Nach Spanien zurückgekehrt, weiß er sich in die von den Mauren belagerte Festung Teneriffa zu schleichen und entflammt dort die völlig entmuthigte Besatzung zu neuem Kampf. Der Bruder des Königs, Juan, der zu den Mauren übergegangen ist, leitet die Belagerung; auch befindet sich in dem maurischen Lager ein Sohn des Guzman, den er in früheren Zeiten, als er noch in freundschaftlichen Beziehungen zu Juan stand, demselben anvertraut hatte. Juan schickt einen Boten zu Guzman und läßt ihm sagen: „Wenn du nicht heut noch die Stadt übergiebst, so stirbt dein Sohn!" Da sendet Guzman einen Dolch ins feindliche Lager, damit man seinen Sohn damit tödte. Der Knabe wird ermordet, er stirbt freudig für sein Vaterland. Guzman will seiner Gattin die entsetzliche That verschweigen, aber seine plötzlich hervorstürzenden Thränen verrathen ihn. Die muthige Gattin eilt an der Spitze einer Ritterschaar den abziehenden Feinden nach, ihnen die Leiche ihres Kindes zu entreißen. Es gelingt ihr. Der König trifft in Teneriffa ein; Guzman führt ihn zur Leiche seines Knaben. Der König ist bestürzt und tief gerührt. Der verkannte Guzman gelangt zu hohen Ehren und erhält den Zunamen „el Bueno" (der Gute).

In „Cumplir dos obligaciones" wird ein Stoff behandelt, der uns aus einer deutschen Ballade bereits bekannt ist.

Ein spanischer Edelmann, Rodrigo, welcher auf einer Reise durch Deutschland begriffen ist, wird bei einem räuberischen Ueberfall im Walde durch einen Deutschen, Namens Ricardo gerettet. Einige Zeit darauf verirrt er sich und gelangt an ein einsam gelegenes Schloß. Oede und düster ist das Schloß und seine ganze Umgebung. Finster empfängt ihn der Schloßherr und führt ihn in ein Gemach, das mit schwarzem Tuch ausgeschlagen ist. Dort lassen Beide sich an einer reich besetzten Tafel nieder; neben der Tafel aber steht ein Sarg. Kaum sind die Speisen aufgetragen, so erscheint eine Gestalt, ganz mit schwarzen Schleiern verhüllt, kniet am Sarge nieder, ißt an dessen Rand und trinkt aus einem Todtenschädel und entfernt sich schweigend, wie sie gekommen. Vergebens forscht Rodrigo nach der Lösung dieses grauenhaften Geheimnisses. Als der Schloßherr sich entfernt hat, stürzt plötzlich die Verschleierte herein; sie wirft sich Rodrigo zu Füßen, fleht ihn um Schutz und enthüllt ihm das Räthsel ihres düsteren Geschicks. Der Schloßherr, ihr Gemahl, ist der Herzog von Sachsen; während eines Feldzuges hatte er seinem Neffen die Regierung des Landes übertragen. Bald verfolgte dieser die Herzogin mit ehrlosen Anträgen, und streng von ihr zurückgewiesen, ächter er sich dadurch, daß er sie nach der Rückkehr des Herzogs des verbrecherischen Umgangs mit einem Pagen beschuldigte. Der Herzog, der nicht einen Augenblick an der Wahrheit der Beschuldigung zweifelt, läßt den Pagen sofort hinrichten. Er verläßt mit der Herzogin sein Land und verbirgt sich mit ihr auf dem öden Schloß, wo Rodrigo sie gefunden. Den Sarg, in dem die einbalsamirte Leiche des Pagen ruht, führt er mit sich. Niemals wechselt er mit der Unglücklichen ein Wort. Neben dem Sarge muß die Herzogin schlafen, sie muß Trauerkleider tragen, und wenn der Zufall einen Gast ins Schloß führt, aus dem Schädel des vermeintlichen Buhlen trinken. Schmerz und Zorn erregt diese schauerliche Erzählung in Rodrigo's Brust. Er schwört der Herzogin, durch Zweikampf auf Leben und Tod ihre Unschuld beweisen zu wollen. Ehe sie ihm aber den Namen des Verleumders nennen kann, zwingt ein Geräusch sie zu entfliehen.

Rodrigo kehrt nach Wien zurück, trifft dort mit seinem Lebensretter Ricardo wieder zusammen; bald verbindet eine innige Freundschaft die Jünglinge, und Rodrigo verlobt sich mit Ricardo's schöner Schwester. Unausgesetzt aber beschäftigt ihn das Geschick der unschuldigen Herzogin. Die Sendung eines Dieners an die Herzogin, um den Namen des Verleumders zu erfahren, bleibt erfolglos. Da läßt er einen öffentlichen Aufruf ergehen, in welchem er den Ankläger der Herzogin auffordert, sich an einem bestimmten Tage zum Zweikampf zu stellen. Der Tag ist erschienen. Voll Ungeduld erwartet Rodrigo den Gegner. Ricardo tritt in die Schranken. Peinvoll ist der Kampf Rodrigo's zwischen der Ritterpflicht und seinen persönlichen Verpflichtungen gegen einen Freund, der ihm theuer ist. Doch scheint ihm die Ritterehre die Erfüllung seiner Pflichten gegen die Herzogin zunächst zu fordern. Der Zweikampf findet statt, Ricardo wird besiegt und bekennt reuig, daß seine Anklage gegen die Herzogin eine That der Rache war. Ein gütiges Geschick giebt Rodrigo Gelegenheit, sich auch seiner Verpflichtung gegen Ricardo zu entledigen, indem er ihn vor der Wuth des Herzogs schützt.

Unter den prosaischen Schriften Guevara's hat sein Roman: „El diablo cojuelo" (Der hinkende Teufel), eine große Berühmtheit erlangt, und ist von Le Sage in seinem diable boiteux mit Glück nachgeahmt worden. Folgende Stelle daraus, die eine Satire auf jämmerliche Bühnendichter enthält, theilen wir in einer Uebersetzung von Schack mit.

Nachts um zwei Uhr wurde in dem mit Fremden überfüllten Gasthofe der ängstliche Ruf: „Feuer, Feuer!" vernommen. Die Reisenden erhoben sich erschreckt von ihren Lagern und stürzten zum Theil die Treppe hinunter, theils sprangen sie aus den Fenstern in den Hof hinab. Einige von ihnen, die sich im Naturzustande zu Bette gelegt hatten, waren so nackt, wie unsere Voreltern im Paradiese. Don Cleofas nahm seine Hosen, die er in der Eile nicht anziehen konnte, unter

den Arm, ergriff statt des Schwertes einen Besen, der gerade in seiner Stube stand, und folgte den Uebrigen. Da trat der Gastwirth im bloßen Hemde, ein Licht in der Hand, in ihre Mitte und bat sie, sich zu beruhigen und wieder in ihre Betten zurückzukehren, da der Lärm nichts zu bedeuten gehabt habe. Don Cleofas drang in ihn, ihm die Ursache der nächtlichen Störung zu sagen, und der Wirth erwiderte mit ernster Miene: „Schon seit zwei oder drei Monaten wohnt ein Student aus Madrid bei mir, der sich damit abgiebt, Komödien zu schreiben, und kürzlich zwei verfaßt hat, die in Toledo ausgepfiffen und gesteinigt worden sind. Jetzt dichtet er eine, welche den Brand von Troja zum Gegenstand hat, und vermuthlich war er vorhin gerade mit der Schilderung der Feuersbrunst beschäftigt, wobei er sich so erhitzt hatte, daß er seine Einbildung für Wirklichkeit hielt und jene Worte ausstieß, die uns so erschreckt haben; wenn Ihr Euch überzeugen wollt, daß ich die Wahrheit sage, so kommt mit mir auf seine Stube." Sofort setzten sich Alle, angethan oder nicht angethan, wie sie waren, in Bewegung, um dem Wirthe zu folgen. Als sie in das Zimmer des Dichters traten, fanden sie diesen, von Papieren umgeben, mit schäumendem Munde und halb zerrissenem Rocke, auf dem Boden ausgestreckt, und hörten, wie er mit dumpfer Stimme „Feuer! Feuer!" schrie. Sie traten, halb todt vor Lachen, an ihn heran und sagten zu ihm: „Herr Licentiat, wollt Ihr denn nicht etwas essen oder trinken, um Euch wieder zu erholen?" Der Poet aber erhob, so gut er konnte, sein Haupt und sprach: „Wenn Ihr Aeneas und Anchises mit den Penaten und dem geliebten Ascanius seid, was sucht Ihr da noch hier? Schon ist Ilion zu Asche geworden, schon haben Priamus, Paris, Hecuba und Andromeda dem Tode den schuldigen Tribut entrichtet. Schon ist Helena, die Ursache so großen Unheils, von Menelaus und Agamemnon entführt worden, und schon, was das Schlimmste ist, haben die Myrmidonen sich des Trojanischen Schatzes bemächtigt."

„Kommt zu Verstande," — sagte der Wirth — „denn hier ist nicht von Marmeladen und allem dem unsinnigen Zeuge, was Ihr vorgebracht habt, die Rede; das Beste wäre, man brächte Euch in ein Irrenhaus, wo Ihr Oberanführer der Narren sein könntet; denn die Reime sind Euch wie ein hitziges Fieber in den Kopf gestiegen."

„Ei, der Herr Wirth versteht sich gut auf die Affecte!" — antwortete der Dichter, indem er sich etwas mehr empor richtete.

„Ach was, Affecte!" — meinte der Wirth — „ich habe nichts mit Affecten zu thun, sondern nur mit meinem Geschäft; die Hauptsache für mich ist, daß Ihr mir morgen meine Rechnung bezahlt und dann unter Gottes Obhut abmarschirt; denn mir kann mit einem Gaste, der mir durch seine Tollheiten jeden Tag das ganze Haus in Aufruhr bringt, wenig gedient sein. Kaum war er bei mir eingezogen, so ging der Spektakel los; denn als er die durchgefallene Komödie vom Marques von Mantua schrieb, glaubte er beständig auf der Jagd zu sein, rief ein über das andere Mal: „Melampus, Oliveros, Bergspringer, Windfresser, holla! packt an! faßt ihn!" — und machte mit seinem Pfeifen und Jagdlärm ein solches Getöse, daß eine schwangere Frau, die sich auf der Durchreise von Andalusien nach Madrid hier befand, vor Schrecken zu früh niederkam. Nachher, als er das Schauspiel von der Einnahme Roms dichtete, dem es nicht besser ergangen ist, zerschlug er in der Nacht die Fenster und Thüren dieser Stube, um einen Lärm wie von Trommeln und Trompeten hervorzubringen, rief mit gellender Stimme: „St. Jago! drauf, ihr Spanier!" ahmte mit dem Munde die Geschützsalven nach, kurz, machte einen solchen Kriegstumult, daß die Soldaten (denn es übernachtete eine Compagnie Infanteristen bei mir) glaubten, es ginge zur Schlacht, zu den Waffen griffen und in der Dunkelheit gegenseitig über einander herfielen; endlich ward der Lärm so arg, daß halb Toledo zusammenlief, die Justiz herbeikam und mir das Haus von oben nach unten umgekehrt ward; der Poet aber drohte der ganzen Gesellschaft mit einer teufelmäßigen Komödie; denn er ist, wie ein Kranich, immer wach und reimt zu jeder Stunde, bei Tage wie bei Nacht."

Der Poet erwiderte: „Wenn die Komödie vollendet wäre, deren beide erste Jornadas ich Euch für das, was ich Euch schuldig bin, verpfändet habe, so solltet Ihr noch einen ganz anderen Lärm erleben; denn das Stück heißt: „Die Finsterniß von Palästina", und in der dritten Jornada soll vorkommen, wie der Tempelvorhang zerreißt, sich Sonne und Mond verfinstern, die Felsen zersplittert werden und das ganze Himmelsgewölbe aus Trauer über seinen Schöpfer unter Donner und Blitz bei Kometenschein und vulkanischen Ausbrüchen zusammenstürzt. Nun, was haltet Ihr davon, Herr Wirth? Ich habe das Stück bloß deshalb noch nicht fertig geschrieben, weil ich über die Namen der Henkersknechte, die darin vorkommen, noch nicht im Klaren bin."

„Geht nach dem Calvarienberge, um es dort fertig zu machen," — sagte der Wirth; — „aber das kann ich Euch voraussagen, an welchem Orte Ihr es auch schreiben oder zur Aufführung bringen mögt, Ihr werdet überall unter Gepfeif und Werfen von allerhand Früchten gekreuzigt werden."

„Ganz das Gegentheil!" — erwiderte der Dichter; — „den heruntergekommenen Directoren wird durch meine Komödien wieder aufgeholfen; und damit die Herren sich davon überzeugen und den Stil aller derer, die ich schreibe, bewundern können, will ich ihnen, da sie doch einmal so früh aufgestanden sind, eine vorlesen."

Dies sagen und den Anfang machen, war eins; er nahm einen Stoß alte Blätter in die Hand, der wegen seiner Dicke eher ein Band Proceß-Acten, als eine Komödie zu sein schien, zog die Augenbrauen in die Höhe, strich sich den Schnurrbart, und las zuerst folgenden Titel her: „Trojanische Könige, die List des Sinon, das Griechische Roß, das ehebrecherische Liebespaar und

die verteufelten Könige. Im Anfange wird, ohne daß vorher gesungen worden wäre, durch den Patio das Palladium hereingebracht, in dem wenigstens viertausend Griechen verborgen sind."

„Aber" — fiel einer von den Herren ein, der ein Soldat und ganz nackt war, so daß es aussah, als wolle er eine Rolle in der Komödie spielen; — „hat eine solche Maschine denn in irgend einem Patio oder Theater in ganz Spanien Platz? Gewiß selbst in dem von Buen Retiro nicht, das doch die Römischen Amphitheater beschämt, ja nicht einmal in einem Stiergefecht-Circus." „Ei" — antwortete der Dichter — „da findet sich schon ein Mittel; man reißt den ganzen Schauspielhof und noch zwei umliegende Straßen ein, um für diese Maschine Raum zu gewinnen; denn es ist das Wunderbarste und Erstaunlichste, was je auf der Bühne gesehen worden ist; eine solche Komödie wird nicht alle Tage gemacht, und sie wird den Directoren so viel einbringen, daß eine tüchtige Ausgabe dafür gar nicht in Betracht kommen kann. Aber hört, Ihr Herren, jetzt beginnt das Stück; und gebt um Gottes willen Acht! Es erscheinen auf der Bühne unter gewaltigem Lärm von Trompeten und Pauken der König Priamus von Troja und der Prinz Paris; in der Mitte befindet sich Helena, stolz zu Rosse; zu ihrer Rechten aber reitet der König (denn ich lasse den Rang, welcher königlichen Personen gebührt, nie außer Augen), und hinter ihnen folgen, auf schwarzen Rossen, eilftausend Dueñas."

„Das wird noch schwieriger auszuführen sein, als das Obige" — bemerkte einer der Zuhörer — „denn es ist unmöglich, so viele Dueñas zusammenzubringen."

„Nun, einige brauchen ja nur von Pappe zu sein" — sagte der Dichter — „die übrigen aber kann man von allen Seiten her verschreiben; und wenn das Stück in der Residenz aufgeführt wird, so müssen sich ja alle Damen geschmeichelt fühlen, ihre Dueñas zu einem so außerordentlichen Schauspiel herzuleihen, wobei sie noch dazu den Vortheil haben, während der ganzen Zeit, daß die Komödie gespielt wird, also mindestens sieben bis acht Monate lang, so lästiger Geschöpfe los zu sein."

Die Zuhörer wollten vor Lachen umfallen, und das schallende Gelächter über die Tollheiten des Dichters währte beinahe eine halbe Stunde; aber dieser fuhr fort: „Hier giebt es nichts zu lachen; denn mit Gottes Hülfe denke ich die Welt mit meinen Komödien anzufüllen, und Lope de Vega, dieses Prodigium und Wunder von Spanien, soll im Vergleich mit mir nur ein Wickelkind sein; später aber werde ich mich zurückziehen und ein heroisches Gedicht für meine Nachkommenschaft schreiben, das meine Söhne und Enkel erben, und woran sie ihr ganzes Leben lang Reime zu kauen haben sollen. Doch jetzt, Ihr Herren, vernehmt die Verse der Komödie!" Und hiermit schickte er sich zum Declamiren an und erhob den rechten Arm; aber Alle baten ihn einstimmig, es auf ein anderes Mal zu verschieben, und der Wirth, der nicht viel Sinn für das Schöne hatte, wiederholte ihm nochmals, daß er ihn keinen Tag länger in seinem Hause dulden wolle. Da legte sich die Gesellschaft von Cavalieren und Soldaten, die fast aussah wie ein Faschingszug, ins Mittel. Don Cleofas ergriff eine Ars poetica, die unter den anderen Heften und Papieren auf dem Boden lag, ließ den Poeten die Hände darauf legen, und nahm ihm den Schwur ab, in Zukunft keine Comedias de ruido mehr schreiben zu wollen, sondern nur noch Comedias de capa y espada. Hiermit war denn der Wirth zufrieden gestellt, und Alle kehrten wieder in ihre Betten zurück; der Dichter aber warf sich in Kleidern und Stiefeln, seine Komödie unter dem Arm, ganz erschöpft auf das seinige und fing an zu schnarchen wie die sieben Schläfer.

Antonio Mira de Mescua wurde zu Guadix im Königreich Granada geboren. Das Jahr seiner Geburt wie das seines Todes ist unbekannt. Seine Wirksamkeit fällt in die Jahre von 1602—35. Er war an der Domkirche seiner Vaterstadt Archidiaconus, lebte später am Hofe des Vicekönigs von Neapel und siedelte dann nach Madrid über, wo er als Hofprediger Philipps IV. starb.

An Reichthum der Erfindung wetteifert er mit Lope, er übertrifft jedoch seinen Meister in der Regellosigkeit der Composition, sowie in der Nachlässigkeit und Flüchtigkeit seiner Manier. Der Mangel jedes künstlerischen Maßes, den eine nur mäßige poetische Begabung nicht verdecken kann, macht seine Stücke zum großen Theil ungenießbar. Dennoch erfreute er sich eines großen Namens, und seine Erfindungen sind von Zeitgenossen und späteren Dichtern vielfach benutzt worden; so hat Calderon in seiner „Andacht zum Kreuz" den „esclavo del demonio" von Mescua nicht nur benutzt, sondern auch einzelne Stellen daraus wörtlich wiedergegeben. Sein „galan valiente y discreto" war das Vorbild zum „Examen de maridos" des Alarcon. Von Mescua rühren auch eine Anzahl hübscher lyrischer Gedichte her, und einige seiner Canzonen finden sich in allen spanischen Blumenlesen jener Zeit.

Viele vortreffliche Stücke stammen aus der Zeit des Lope, deren Verfasser unbekannt geblieben sind, und die gewöhnlich unter dem Titel: „Comedias famosas por un ingenio de esta corte“ (Berühmte Komödien von einem Genie des Hofes) angezeigt wurden. Auch Philipp IV. soll zu diesen anonymen Genies gehört haben. Am meisten Aufsehen unter diesen Stücken erregte: „El diablo predicador“ (Der Prediger als Teufel), welches abwechselnd dem Louis de Belmonte und dem Antonio de Coello zugeschrieben wurde, ohne daß sich jedoch die Autorschaft dieser Dichter hätte feststellen lassen. Der Inhalt ist folgender:

In der Stadt Lucca hat der Teufel durch seine Wirksamkeit großes Unheil angerichtet. Voll bitteren Hasses gegen die Franciscanermönche hat er durch seine Ränke dieselben der öffentlichen Verachtung preisgegeben, und man ist nahe daran, sie aus ihrem Kloster zu verjagen. Da schwebt der Erzengel Michael mit dem Christuskinde vom Himmel herab und befiehlt dem Teufel im Namen des Herrn, sein Unrecht wieder gut zu machen, die bethörten Einwohner von Lucca zum Glauben zurückzuführen und durch Geldsammlungen den Franciscanermönchen ein neues Kloster zu errichten. Der Teufel muß gehorchen. Um sein widerwärtiges Geschäft möglichst schnell zu beendigen, predigt er mit einem Feuereifer, der die Zuschauer hinreißt und ihre Herzen zu inniger Frömmigkeit bekehrt. Er bettelt Geld für den verhaßten Orden und betreibt den Bau eines neuen Klosters; allein er entschädigt sich für die aufgezwungene Arbeit durch höhnische, zweideutige Bemerkungen und durch allerhand Quälereien und Neckereien, die er den Mönchen zufügt. Zuletzt giebt er sich als Teufel zu erkennen und fährt vor den Augen der Zuschauer zur Hölle nieder. Die Wuth des Teufels, der sich selber bekämpfen muß, giebt zu den drolligsten Scenen Veranlassung. F. v. Schack theilt eine Scene dieser ergötzlichen Komödie mit.

Lucifer.

Deo gratias, meine Brüder! (für sich) Welche Qual!

Der Pater Guardian.

Gott steh' uns bei! Wer seid Ihr, ehrwürdiger Vater, und wie seid Ihr hereingekommen?

Bruder Nicolas.

Die Thür war fest verschlossen; er muß durch die Lüfte hereingeflogen sein!

Lucifer.

Die göttliche Macht weiß sich alle Thüren zu öffnen; sie hat mich aus einem fernen Lande, dessen Dasein selbst die Sonne nicht kennt, hierher geführt.

Pater Guardian.

Euer Name?

Lucifer.

Ich heiße Bruder Wider-Willen; ehemals nannte man mich Cherubim.

Bruder Antolin (der Gracioso).

Er ist gewiß ein Baske.

Pater Guardian.

Erzählt, was Euch zu uns herführt. Eure Worte, Euer wunderbarer Eintritt in das Kloster trotz der verschlossenen Thüren erfüllen uns mit Angst und Unruhe, und ich fürchte eine List des bösen Feindes.

Lucifer.

Beruhigt Euch! Ich komme auf Befehl Gottes, um Euch Euren Mangel an Glauben vorzuhalten. Wie? Können denn die Krieger, welche unter den Fahnen des großen Feldherrn Christi dienen, den ihnen anbefohlenen Platz so feige verlassen? Kaum seit zwei Tagen hält Euch der Feind belagert, und schon ist Eure Hoffnung, Euer Muth geschwunden! Wißt Ihr doch, daß Gott unserem Vater verheißen hat, das Brot werde seinen Kindern nie fehlen; und Ihr könnt an der Erfüllung des göttlichen Versprechens zweifeln? (für sich) Ist es möglich? Bin ich es wirklich selbst, der so spricht? Ich bebe vor Wuth. (laut) Glaubt mir, wenn auch wirklich alle Menschen Euch Mitleid versagten, so würden die Engel Euch die verheißene Nahrung bringen, ja der Teufel selbst würde Euch zu Hülfe kommen.

Bruder Antolin.

Er redet mit solcher Inbrunst, daß die Flamme ihm aus den Augen schlägt.

Pater Guardian.

Ich erkenne wohl, daß Ihr ein Bote Gottes seid.

Lucifer beginnt nun das ihm auferlegte Geschäft, und bald gewinnt die Sache der Franciscaner wieder ein besseres Ansehen. Von allen Seiten strömen Almosen für sie herbei, und binnen Kurzem erhebt sich aus dem Ertrag der frommen Spenden ein neues größeres Kloster. Der vorgebliche Mönch entwickelt eine übermenschliche Thätigkeit, predigt auf den Straßen und, wie es scheint, an verschiedenen Orten zur nämlichen Zeit, hilft beim Bau des Klosters, zeigt aber in seinem ganzen Wesen so viel Sonderbares, daß die frommen Brüder nicht wissen, was sie von ihm denken sollen; nur der Pater Guardian, durch eine göttliche Offenbarung davon in Kenntniß gesetzt, weiß, wer er ist.

Bruder Pedro.

Seine wunderbaren Thaten zeigen, daß er mehr als ein Mensch ist.

Pater Guardian.

Lesen wir nicht von vielen Heiligen gleich große Wunder? Und doch waren sie nur Menschen.

Bruder Pedro.

Das ist wahr; aber wüßten wir nur, in welchem Lande oder in welcher Provinz dieser Heilige in den Franciscaner-Orden aufgenommen worden ist; denn das hat Niemand von ihm herausbringen können.

Bruder Nicolas.

Ich glaube, es ist Elias.

Bruder Pedro.

Und ich halte ihn für einen Engel; denn ein menschlicher Körper vermöchte nicht, wie er es thut, vom Morgen bis zum Abend die ganze Stadt zu durchlaufen, bald hier, bald dort zu sein, am Kloster zu arbeiten und doch auch wieder zu Hause alle nöthigen Geschäfte zu verrichten.

Pater Guardian.

Ich kann Euch nur versichern, Bruder Pedro, daß Gott ihn gesandt hat; weiter grübelt nicht darüber nach.

Bruder Antolin (auftretend).

Nein, es giebt keinen Winkel, der vor diesem Hexenmeister sicher wäre! Nun hat er mir auch die beiden Kaninchen aus dem Loche hervorgeholt, wo ich sie versteckt hatte!

Pater Guardian.

Nun, wo bleibt denn Bruder Wider-Willen?

Bruder Antolin.

Ich weiß nicht; denn er ist bloß dann sichtbar, wenn er will. Er ist den ganzen Tag beim Bau des Klosters beschäftigt, aber trotz dem geht er noch in mehr als tausend Häusern aus und ein. Er scheint mit dem Winde zu fliegen und arbeitet für hundert Menschen. Neulich konnten zwanzig starke Männer einen Balken nicht aufheben; da kam er, ergriff ihn mit der einen Hand und schleuderte ihn so gewaltig in die Höhe, daß die Arbeiter zerschmettert worden wären, wenn sie sich nicht schnell niedergekauert hätten.

Pater Guardian.

Da sieht man, daß ihm übernatürliche Kräfte zu Gebote stehen.

Bruder Antolin.

Bisweilen sieht er aus wie ein Engel, bisweilen aber glotzt er mit den Augen gen Himmel und brüllt wie ein Stier.

Wir unterbrechen hier die Geschichte des Dramas, um dem Entwickelungsgang der übrigen Zweige der schönen Literatur Spaniens im Zeitalter des Lope Rechnung zu tragen.

Mit dem durchaus volksthümlichen Drama konnte sich die gelehrte Kunstpoesie weder an vielseitiger Ausbildung noch an Beliebtheit messen. Die phantasievolle Manier Lope's hatte in der Lyrik Eingang gefunden, wurde jedoch bald von einzelnen Dichtern durch ungereimte, abenteuerliche Wendungen und Ausdrücke bis zur Carricatur verzerrt, und an die Stelle der Empfindungen und Gedanken traten leeres Gepränge hochtönender Worte und geschraubte, in erhabene Dunkelheit gehüllte Phrasen. Der Hauptträger dieser geschmacklosen Richtung war Don Luis de Gongora y Argote. Derselbe wurde 1561 zu Cordova aus einer vornehmen Familie geboren. Er begann in Salamanca das Studium der Rechtswissenschaften; seine Liebe zur Poesie machte ihn jedoch bald dem trockenen Brotstudium abwendig — eine Vernachlässigung der praktischen Seite des Lebens, die sich bitter an ihm rächen sollte. Den größten Theil seiner reizenden Lieder und Romanzen dichtete er in seinen Jugendjahren zu Salamanca. Da Gongora ohne Vermögen war und seine Lieder ihm nichts als Lobsprüche einbrachten, gerieth er in Dürftigkeit, trat, um der äußersten Noth zu entgehen, in den geistlichen Stand, und begab sich an den Hof. Der Protection einiger

vornehmer Cavaliere verdankte er eine unbedeutende Pfründe an der Kirche zu Cordova, die ihn vor Mangel schützte. Er lebte elf Jahre in Madrid. Wohl erregten sein Witz und seine hohe poetische Begabung vielfach Bewunderung am Hofe, wenn er aber auf einen thatsächlichen Ausdruck dieser Bewunderung gerechnet hatte, so mußte er sich bitter getäuscht finden; die einzige Auszeichnung, die ihm zu Theil ward, bestand darin, daß Philipp III. ihn zu seinem Titular-Capellan ernannte. Bis ans Ende seines Lebens verfolgte ihn das Mißgeschick. Der Herzog von Olivarez, Premierminister von Spanien, lernte ihn kennen und schätzen, doch ehe er noch die Früchte dieser Gnade ernten konnte, raffte ihn der Tod hinweg. Er starb 1627 zu Cordova im sechsundsechzigsten Jahre seines Lebens.

Gongora's Romanzen, Lieder und burlesken Gedichte im altspanischen Stil können sich an Frische und lieblicher Naivetät mit den besten spanischen Productionen in diesem Genre messen. Da die Volkspoesien aber damals noch nicht hoffähig waren, so erntete er damit nur einen geringen Erfolg. Eine tiefe Verstimmung, durch einen brennenden, unbefriedigten Ehrgeiz erzeugt, bemächtigte sich seiner. Er wollte um jeden Preis Aufsehen erregen, wo möglich eine neue Epoche der Literatur begründen. Da erfand er zu diesem Zweck einen neuen Stil. Diese neue Schreibart, die man „estilo culto“ (gebildeter Stil) nannte, hatte in der That einen so großen Erfolg, daß sie eine besondere Schule ins Leben rief, deren Mitglieder sich Gongoristen oder Culturisten nannten. Gongora that damit der spanischen Sprache Gewalt an, indem er den natürlichen Sinn der Worte willkürlich verkehrte, und ihr geschraubte Wendungen und Formen aufzwang, welche ihr ein lächerliches Gepräge von Geziertheit und ausgeklügelter Künstelei verliehen. In der Gesuchtheit und Abenteuerlichkeit der Bilder und Gleichnisse leistet Gongora Unglaubliches; es hat den Anschein, als wolle er den Glauben erwecken, daß hinter jedem trivialen Satz, der durch prunkende Phrasen und erhabenen Unsinn unverständlich geworden war, sich eine tiefe Bedeutung und ein geistreicher Gedanke verberge. Ueberladen mit mythologischer Gelehrsamkeit, lesen sich diese Poesien wie schwierige Räthsel, an deren Entzifferung sich so leicht Niemand wagt und die ebenso ungenießbar wie unübersetzbar sind.

Dennoch fand er eine große Partei, die ihm als einem reformatorischen Genius huldigte, und seine Verse, je unsinniger und überladener sie waren, um so höher schätzte. Auf der anderen Seite freilich erregte er ebenso eifrigen Widerspruch und ward als Verderber des Geschmacks hart getadelt. Die eifrigsten und hervorragendsten seiner Gegner waren Quevedo und Lope. Lope's strenges Urtheil über ihn in seinem Discurso de la nueva poesia lautet: „Gongora wollte die Kunst und selbst die Sprache mit Verzierungen und Figuren bereichern, auf die man vor ihm gar nicht verfallen war. Wenn es, wie man behauptet hat, seine Absicht gewesen ist, von Niemandem verstanden zu werden, so hat er nach meiner Meinung seinen Zweck vollkommen erreicht. Viele haben sich, durch den Reiz der Neuheit verführt, dieser Gattung von Poesie in die Arme geworfen; und vielleicht nicht mit Unrecht, denn in der gewöhnlichen Schreibweise würden sie Zeit ihres Lebens keine Dichter geworden sein, in der neuen aber wird man es in Tagesfrist. Mit einigen Inversionen, vier Sentenzen, sechs lateinischen Worten und eben so vielen pomphaften Phrasen fühlen sie sich so hoch erhaben, daß sie sich selbst nicht mehr kennen noch verstehen. Ein Werk aus lauter Figuren zusammenzuschreiben, ist eben so fehlerhaft, als wenn eine Frau, welche sich schminkt, die Schminke nicht auf den Wangen, sondern auf der Nase, der Stirn und den Ohren anbringen wollte. In der That gleicht ein Machwerk von Tropen und Bildern einem aufgeblasenen, hochgefärbten Gesicht nach Art der Engel, die beim jüngsten Gericht die Posaunen blasen, oder der vier Winde auf den Landkarten. Man sagt wohl, schönklingende Worte und rednerische Figuren seien ein Schmuck für die Rede, wie Email für das Gold; gut! aber wenn das Email das ganze Gold bedeckt, so wird es nicht mehr ein Schmuck, sondern eine Verunstaltung desselben sein. Manche gute Köpfe

Spaniens haben sich durch dies gefährliche Beispiel verderben lassen, und mancher ausgezeichnete Dichter, der, wenn er nach seinen natürlichen Kräften und in der ihm eigenthümlichen Sprache geschrieben hätte, den allgemeinsten Beifall verdient haben würde, hat, indem er zum Culto-Stil überging, Alles verloren und sich selbst mit." *)



Luis de Gongora y Argote.

Aus Gongora's geschmacklosesten Verirrungen in der Poesie spricht immerhin noch der Geist eines Dichters zu uns. Seine talentlosen Nachahmer hingegen nahmen ihre Zuflucht zu den seichtesten Witzeleien und den widersinnigsten Verzerrungen, um eine poetische Wirkung hervorzubringen, und trugen entweder ihre pedantische Gelehrsamkeit oder die wilden Ausgeburten ihrer fessellosen Phantasie in der Sprache des Gongora vor. Seine Manier verbreitete sich so allgemein, daß selbst diejenigen Dichter, welche principielle Gegner derselben waren, sich ihrem Einfluß nicht entziehen konnten; und wir finden Spuren desselben fast in allen Dichtungen jener Zeit.

Einer der vornehmsten und unbedingtesten Anhänger Gongora's, der außerdem durch sein tragisches Geschick berühmt geworden ist, war der Graf von Villamediana. Er war einer der schönsten und geistreichsten Cavaliere seiner Zeit. Sein Witz war unerschöpflich, man erzählte von ihm zahlreiche Bonmots und Anekdoten, und seine galanten Abenteuer

*) Siehe v. Schack. Bd. II. S. 186.

dienten nicht dazu, das Interesse an seiner Person zu vermindern. Villamediana hatte das Unglück, sich in die schöne Elisabeth, die Gemahlin Philipps II., zu verlieben und seine Leidenschaft so rückhaltslos zur Schau zu tragen, daß dieselbe dem König kein Geheimniß bleiben konnte. So erschien er z. B. bei einem Hoffest in einem Rock, der ganz mit Realen (eine kleine spanische Münze) besetzt war und die Devise trug: „Mis amores son reales“ (meine Liebe sind Realen, real bedeutet aber auch königlich). Ein ander Mal hatte er ein Festspiel zum Geburtstag des Königs verfaßt, in dem die Königin eine Rolle übernommen hatte. Während Elisabeth sich auf der Bühne befand, wurde auf ein gegebenes Zeichen von ihm eine Coulisse in Brand gesteckt, und während der Ruf: „Feuer, Feuer!“ ertönte und Alle in wildem Schrecken durcheinanderliefen, trug er die Königin nach einem geheimen Ausgang. Bekanntlich gilt in Spanien die Berührung der Königin für ein todeswürdiges Vergehen. Einige Tage später wurde der Graf bei einer Spazierfahrt auf Befehl des Königs ermordet.

Von den Gongoristen unterschieden sich um eine Nuance die Conceptisten (Erfindungsreichen), Anhänger des Italieners Marini, welche ebenfalls die Sprache des Gongora acceptirten, das Hauptgewicht aber auf den gedanklichen Inhalt der Dichtung legten, der sich bei ihnen nicht selten ins Mystische verlor.

Felix de Arteago und Alonso de Ledesma standen an der Spitze der Conceptisten. Das Hauptwerk des Letzteren, „Das eingebildete Ungeheuer“, ist ein unverständliches Machwerk voll geheimnißvoller Allegorien. Während alle talentlosen und mittelmäßigen Köpfe blinde Anhänger Gongora's waren, finden wir die vornehmsten Dichter, obgleich auch sie der herrschenden Mode Zugeständnisse machen mußten, unter seinen Gegnern. Einer der ersten Dichter jenes Zeitraumes ist Don Estevan Manuel de Villegas, wegen seiner Uebersetzung und seiner meisterhaften Nachbildungen des Anakreon der spanische Anakreon genannt. Villegas ward 1595 zu Najera in Altcastilien geboren. In Madrid besuchte er die Schule und war ein so ausgezeichneter Schüler, daß er schon im vierzehnten Jahre die Universität Salamanca, wo er die Rechtswissenschaften studirte, beziehen konnte. Nach seiner eigenen Aussage und anderen glaubwürdigen Mittheilungen begann er bereits in demselben Jahre die Uebersetzungen des Anakreon und der Horazischen Oden; auch ein großer Theil seiner erotischen Lieder rührt aus seinen Knabenjahren her. In seinem zwanzigsten Jahre gab er seine gesammelten Dichtungen und Uebersetzungen, unter dem Titel: „Amatorias“ (Lieder der Liebe) mit einer Dedication an Philipp III. versehen, heraus. Er verheirathete sich jung, und von dieser Zeit an scheint die Sorge für die Erhaltung seiner Familie seine poetische Kraft gelähmt zu haben. Nachdem er lange vergebens auf eine Anstellung gewartet hatte, erhielt er endlich ein untergeordnetes Amt zu Najera, das ihn dürftig ernährte. Seine Mußestunden widmete er gelehrten Forschungen über ältere Dichterwerke, als deren Resultat er im Jahre 1665 eine Uebersetzung des Boethius herausgab. 1669 starb er in seinem vierundsiebzigsten Jahre. Sein Leben war ein kummervolles gewesen; weder am Hofe noch beim Publicum fand er die gewünschte Anerkennung — eine Vernachlässigung, die wohl mit auf Rechnung der hochmüthigen Anmaßung, welche er in seiner Jugend zeigte, zu schreiben ist. Er hatte sich nicht gescheut Cervantes und Lope in herbster Weise anzugreifen; er hatte sich mit einer aufgehenden Sonne verglichen, die alle Sterne ringsumher verdunkeln würde. Dennoch ist er der erste unter den spanischen Erotikern, und wurde auch als solcher nach seinem Tode gewürdigt. Seine Werke bestehen aus Uebersetzungen des Anakreon, der Oden des Horaz und anderer classischer Schriftsteller, aus seinen herrlichen anakreontischen Liedern, Oden, Episteln, Sonetten, Epigrammen, und eigenen, in kurzen antiken Versmaßen meisterhaft geschriebenen Gedichten, die er „Latinas“ nannte.

Die Phantasie des Villegas liebte in üppigen Bildern zu schwelgen; die einschmeichelndste, süßeste Sprache aber breitet ihren Zauberschleier über seine wollüstigen

Empfindungen, und seine Verse voll melodischer Weichheit und leichter Glätte athmen idyllische Heiterkeit und graziösen Muthwillen. Bouterweck urtheilt von seinen Liedern: „Leichte Gedanken und Bilder der Heiterkeit und der sanftesten Wollust gleiten in diesen Liedchen fast mit noch mehr Grazie hin als in den griechischen, die sich auf Rechnung des Anakreon erhalten haben. Unübertrefflich sind einige, in denen sich eine moralische Zartheit mit der naivsten Rührung vereinigt. Diese Art von Verschmelzung der antiken Poesie mit der neueren war überhaupt noch keinem Dichter gelungen. Der romantische Muthwille nimmt sich in seinen Oden, wenn auch nicht immer die unschuldigsten, doch die anziehendsten Freiheiten. Und der weiche Ausdruck der schwärmenden Zärtlichkeit ist in mehr als einer Stelle unübertrefflich.“

Ueber das Leben des herrlichen Dichters Francisco de Rioja liegen wenig zuverlässige Nachrichten vor. Das Jahr seiner Geburt ist unbekannt. Er hatte die Rechte studirt und sich eine umfassende Gelehrsamkeit erworben. Sein Tod erfolgte im Jahre 1689 zu Madrid. Rioja nahm eine hervorragende Stellung in der Gesellschaft ein. Er war Bibliothekar Philipps IV., Chronist von Castilien, General-Inquisitor von Spanien und stand in den intimsten Beziehungen zum Herzog von Olivarez, dem Premier-Minister Spaniens. So viel Auszeichnung verfehlte nicht, den Haß und Neid der weniger Begünstigten hervorzurufen. Leicht genug ließen sich einzelne Stellen seiner Werke gehässig auslegen, und als seine Feinde auf Grund eines satirischen Gedichtes Anklage gegen ihn erhoben, ward er verhaftet. Nachdem Rioja einige Zeit im Gefängniß geschmachtet, stellte sich bei der Untersuchung seine Schuldlosigkeit heraus, und er erhielt mit seiner Freiheit zugleich seine Aemter wieder.

Ein großer Theil der Dichtungen des Rioja ist verloren gegangen, doch ist die Zahl der noch vorhandenen hinreichend, um seiner glänzenden Begabung Anerkennung zu verschaffen. Seine Poesien vereinigen tiefes Gefühl mit zarter Schwärmerei, und aus seinen Naturanschauungen spricht Sinnigkeit, Geist und Feinheit des Geschmacks. Die Sprache seiner Lieder ist von durchsichtiger Klarheit. Seine Lieder an die Blumen und die Ode auf die Trümmer von Italica gehören zu den schönsten Blüthen spanischer Poesie.

Don Juan de Arguijo, ein ebenso liebenswürdiger Cavalier wie edler Mensch, und ebenso trefflicher Musiker wie Dichter, war der Sprößling einer der reichsten und vornehmsten Sevillanischen Adelsfamilien und bekleidete das Amt eines „Veintecuatro“ (d. h. er gehörte zu den vierundzwanzig Mitgliedern des Rathes von Sevilla). Das Jahr seiner Geburt wie das seines Todes ist nicht bekannt, doch weiß man, daß seine Wirksamkeit in das letzte Jahrzehent des sechszehnten und in den Anfang des siebzehnten Jahrhunderts fiel. Jederzeit zeigte sich Arguijo allen armen Künstlern und Gelehrten als ein großartiger Maecen, was er um so eher konnte, als ihm jährliche Einkünfte von 18,000 Ducaten zur Verfügung standen. Indessen waren sein Aufwand und seine Mildthätigkeit so groß, daß er den größten Theil seines Vermögens einbüßte und im Alter darauf angewiesen war, von der mäßigen Mitgift seiner Frau zu leben. Sein Einfluß und seine Beliebtheit waren außerordentlich. Lope de Vega dedicirte ihm verschiedene seiner Werke, und als der Dichter Espinosa seine „Blüthen der berühmtesten Dichter Spaniens“ herausgab, standen die Poesien Arguijo's an der Spitze der Sammlung. Dieselben bestehen aus Sonetten und zwei Canzonen und üben große Anziehungskraft durch den zarten wehmüthigen Hauch, der auf ihnen ruht, und ihre sanfte einschmeichelnde Sprache. Böhl de Faber sagt in seiner: „Floresta de rimas antiguas castellanos“ von dem Gedicht Arguijo's an seine Leier, daß es zu den lieblichsten Erzeugnissen der spanischen Muse gehöre. Die ganze Seele der melancholischen Guitarre erklinge darin und eröffne uns das Verständniß der Innigkeit spanischer Leidenschaft.“

Juan de Jauregui und der Fürst Borja gehörten zu den heftigsten Gegnern Gongora's. Jauregui stammte aus einem vornehmen biscayischen Geschlecht und wurde

1570 zu Sevilla geboren. Einen Theil seines Lebens brachte er in Rom zu, wohin ihn die Liebe zur Kunst zog. Jauregui war ein fast ebenso berühmter Maler wie Dichter, und Cervantes erwähnt, daß er ein vortreffliches Portrait von ihm angefertigt habe. Später kehrte er nach Spanien zurück und schlug in Madrid seinen Wohnsitz auf, wo er als Ritter des Ordens von Calatrava 1641 starb.

Er übersetzte die Aminta des Tasso so meisterhaft ins Spanische, daß Cervantes von dieser Arbeit sagte: „Wir befinden uns in dem glücklichen Zweifel, was Uebersetzung und was Urschrift sei.“ Auch lieferte er eine freie Uebersetzung der Pharsalia des Lucan in Octaven, die ebenfalls allgemeine Bewunderung erregte. Unter seinen selbstständigen Dichtungen sind sein „Orfeo“ in fünf Gesängen und das kleine Gedicht auf seine badende Geliebte hervorzuheben. Seine Poesien sind durch classische Präcision der Sprache ausgezeichnet, und seine Uebersetzungen ins Spanische sind die besten, die jemals geschrieben worden sind.

Gleich bedeutend als Sprachkünstler ist der Fürst Francisco de Borja y Esquilache. Wann er geboren, weiß man nicht. Längere Zeit bekleidete er das Amt eines Vicekönigs von Peru, und als er dasselbe niedergelegt hatte, ernannte ihn Philipp IV. zum Ritter des goldenen Vließes. Fast achtzig Jahr alt, starb er 1658 in Madrid. Mit den beiden Argensolas, leidenschaftlichen Anhängern des classischen Stils, war er eng befreundet. Er haßte die schwülstige Schreibart Gongora's, zu der seine streng gefeilte Sprache einen grellen Contrast bildete. Borja's Romanzen und kleinere Gedichte sind abwechselnd voll lyrischen Schwunges und heiteren Scherzes, während seine größeren Dichtungen „Jacob und Rahel“ und „das wiedereroberte Neapel,“ fast nur das Verdienst einer fließenden und harmonischen Sprache haben.

Francisco de Aldana wurde 1527 im Schooße einer vornehmen valencianischen Familie geboren. Für die ausgezeichneten Dienste, die er dem Vaterlande als Soldat in den Feldzügen in Mailand und den Niederlanden leistete, erhielt er von Philipp II. das Amt eines Gouverneurs von San Sebastian. Seine militärischen Fähigkeiten erregten die Aufmerksamkeit des Königs von Portugal, und dieser trug ihm eine hervorragende Stellung in seinem Heer an. Aldana folgte dem Ruf und focht 1578 in der unheilvollen Schlacht bei Alcazarquivir mit, wo er zugleich mit dem jungen König Dom Sebastian seinen Tod fand. Aldana wurde von seinen Zeitgenossen der Göttliche genannt. Böhl de Faber sagt von ihm: „In seinen herrlichen Gedichten wetteifert die Hoheit der Gesinnung mit der Gluth des Gefühls; betrachtet man dabei die bilderreiche und doch so gedrungene Sprache, so wird es klar, wie Aldana von seinen Zeitgenossen der Göttliche benannt wurde.“

Nach seinem Tode wurden seine Gedichte von seinem Bruder, Cosme de Aldana gesammelt und im Jahre 1591 herausgegeben. Cosme war ebenfalls Dichter und hatte die allgemeine Aufmerksamkeit durch ein scherzhaftes erzählendes Gedicht erregt, dessen Satire gegen seinen Brotherrn, den Großconnetable Velasco, gerichtet war. Derselbe hatte den Dichter einstmals, von dem unausgesetzten Vortrag seiner Lieder ermüdet, einen Esel genannt. Cosme rächte sich durch ein Gedicht: „Die Eselei“ (la Asneida), in dem er die größere Berechtigung seines Beleidigers zu diesem Ehrentitel nachgewiesen haben soll. Unmittelbar nach der Veröffentlichung des Gedichts starb Cosme, und Velasco ließ alle auffindbaren Exemplare desselben vernichten.

Vicente Espinel wurde 1540 oder 44 zu Ronda im Königreich Granada geboren, wo er, nachdem er seine Studien beendet hatte, als Geistlicher fungirte. Nachdem er, wie es scheint, manche Widerwärtigkeiten erduldet, starb er 1634 in großer Dürftigkeit zu Madrid im neunzigsten Jahre seines Lebens. Einige Aeußerungen des Dichters haben zu der Annahme berechtigt, daß sein berühmter Roman, „Marcos de Obregon“, von dem später die Rede sein wird, zum Theil eine Selbstbiographie von ihm enthält.

Seine Poesien, theils in italienischen Silbenmaßen, theils im altspanischen Stil abgefaßt, vereinigen mit einer blühenden Sprache voll edler Ungezwungenheit Reichthum an Empfindung und Gedanken. Wie Arguijo war Espinel auch ein bedeutender Musiker und Virtuose auf der Guitarre, welchem Instrument er die fünfte Saite zufügte. In die Dichtkunst führte er eine neue Art eigenthümlich gereimter Decimen ein, die seitdem allgemein Espinelen genannt werden. Einen ebenso großen Erfolg hatte er mit seiner Uebersetzung der „Ars poetica“ des Horaz.

Bernardo de Balbuena, 1568 in der Nähe von Toledo geboren, brachte seine Jugendzeit in Mexico zu, wohin seine Eltern übergesiedelt waren. Dort erwählte er den Beruf eines Geistlichen, den er auf der Insel Jamaica und später, nachdem er in der Zwischenzeit Spanien besucht hatte, als Bischof auf Portorico ausübte, wo er 1627 starb. Balbuena glänzte vorzugsweise in der pastoralen und in der epischen Dichtung. Seine Eklogen und sein Schäferroman „El seglo de oro“ (das goldene Zeitalter) enthalten eine Fülle malerischer Schilderungen; ebenso hat sein romantisches Heldengedicht, „Bernardo, oder der Sieg von Roncevalles“ dichterisch ansprechende Züge aufzuweisen. Die Schönheit seiner Sprache, der Reichthum von Erfindung und die Wärme des Vortrags würden von anziehendster Wirkung sein, wenn nicht die unerträgliche Länge der Dichtung selbst den geduldigsten Leser ermüden müßte. Immerhin aber ist der „Bernardo“, dessen Held Bernardo del Carpio ist, das beste Heldengedicht jenes Zeitraumes, der dieser Gattung von Poesie nicht mehr günstig war, da die großen Eigenschaften des spanischen Volkes, welche seine alten Volksromanzen durchglühten, eben nur noch in diesen Romanzen lebten. Die Vaterlandsliebe, die in Prahlerei und Verachtung aller fremden Nationalitäten, die Religiosität, die in Bigotterie, und die ehrwürdige alte Lehnstreue, die in Servilität ausgeartet war — sie konnten dem Dichter nur ein trüber Quell sein, aus dem er eine künstliche und frostige Begeisterung zu schöpfen vermochte. Und so tragen mehr oder weniger alle epischen Productionen der spanischen Poesie des sechszehnten und siebzehnten Jahrhunderts den Charakter steifer, langweiliger und chronikenartiger Erzählungen.

Bernardino, Graf von Rebolledo, wurde 1597 zu Leon geboren. Fast noch ein Knabe, ging er als Soldat nach Italien, wo er Anfangs auf der Flotte gegen die Türken diente, und später nach der Lombardei, wo ihm bei der Belagerung von Casale der rechte Arm zerschmettert wurde. Auch im dreißigjährigen Kriege focht er mit und wurde vom Kaiser Ferdinand in den Grafenstand erhoben. Er erhielt darauf den Gesandtschaftsposten in Kopenhagen, wo er sich mit großer Vorliebe an die Bevölkerung und das Königshaus anschloß. Als Kriegsminister kehrte er nach Spanien zurück und starb dort 1676 im achtzigsten Jahre seines Lebens.

Eine reine Sprache und wohlklingende Verse sind die Hauptvorzüge seiner Gedichte, denen es an Frische und Originalität fehlt. Gongora hatte unter dem Namen „Wälder“ (Selvas) eine Art von Dichtung aufgebracht, welche, gereimt oder reimlos, weder an ein bestimmtes Versmaß noch eine bestimmte Ausdehnung gebunden war. Unter dem Titel: „Dänische Wälder“, schrieb Rebolledo eine Art von Epos, in welchem die ganze Geschichte und Geographie Dänemarks in Versen abgehandelt wurde. Ebenso schrieb er „militärische und politische Wälder“, in denen er in gleicher Weise die Kriegs- und Staatswissenschaften versificirte. Natürlich haben diese Erzeugnisse mit der Poesie nichts gemein und bestehen in trockenen Herzählungen von Begebenheiten, von politischen und taktischen Regeln und ebenso dürftigen Beschreibungen. Rebolledo ist ein sprechendes Zeugniß dafür, daß mit dem sinkenden Volkscharakter der Spanier auch ihre Poesie von ihrer Höhe herabstieg und sich in nüchternes Formenwesen verflüchtigte.

Nur noch wenige Namen wollen wir herausheben aus der großen Zahl von Dichtern, welche der Kunstpoesie dieses Zeitraumes ihr Gepräge gaben.

Balthasar de Alcazar ist durch seinen fröhlichen Humor und seine schalkhafte Grazie eine höchst liebenswürdige Erscheinung in der Literatur. Martin de la Plaza zeichnete sich durch kleinere Gedichte voll anmuthiger Feinheit aus. Gonzalo de Argote y Molina, ein tapferer Held unter Philipp II., zugleich aber Dichter und Geschichtsschreiber, schrieb tief empfundene patriotische Lieder; er war es auch, der den Grafen Lucanor des Infanten Don Manuel aus dem Staube der Vergessenheit zog.

Die Poesien Francisco de Figueroa's, der auch der spanische Pindar genannt wird, athmen zarte Innigkeit und sanfte Schwärmerei. Italien war für diesen Dichter eine zweite Heimath geworden, und er schrieb ebenso correct in italienischer wie in spanischer Sprache. Luis Barahona de Soto verfaßte einige vortreffliche pastorale Dichtungen, und sein romantisches Epos: „Die Thränen der Angelika", eine ebenso elegant geschriebene, wie langweilige Fortsetzung des rasenden Roland, fand bei seinen Zeitgenossen ungewöhnlichen Beifall. Francisco de Medrano, ausgezeichnet durch lyrische Gedichte voll lieblicher Frische. Luis de Ulloa, bald dem Stil Gongora's, bald den classischen Formen in hübschen Dichtungen seine Huldigung darbringend. Augustin de Salazar, der durch seine „Harfe des Apoll" sich als blinder Anhänger des „estilo culto" bewies. Auch der große Portugiese Camoens schrieb in spanischer Sprache kleine Gedichte voll zartester Schönheit. Ferner finden wir unter den beliebten Dichtern jener Zeit die Namen: Augustin, Tejada, Pedro Soto de Rojas, Lomas Cantoral, Pablo de Cespedes, Francisco de la Torre, Antonio Hurtado de Mendoza, Lopez de Zarate, Ines de la Cruz, eine Nonne aus Mexico u. s. w.

In den religiösen Liedern finden wir fast durchweg gemüthvolle Einfachheit der Empfindung, vereinigt mit phantasievoller Sprache. Ledesma, Malon de Chaide, Gongora, Ocaña sind die Hauptvertreter dieser Richtung.

Pedro de Espinosa, ein Dichter von nicht unbedeutendem Talent, veranstaltete unter dem Titel: „Flores de Poetas ilustres castellanos" zu Valladolid eine Blumenlese der hervorragendsten Poesien seiner Zeit, in welcher er gleichmäßig die Leistungen der Gongoristen und diejenigen der Anhänger der classischen Schule berücksichtigte; durch diese Sammlung sind uns viele Dichtungen aufbewahrt worden, die ohne dieselbe aller Wahrscheinlichkeit nach verloren gegangen wären. Die „Blüthen" wurden 1605 gedruckt und enthalten Lieder von sechzig Dichtern jener Zeit. Ein zweiter Theil, den Espinosa versprach, ist niemals erschienen.

Die wesentlichen Vorzüge der Lyrik des eben betrachteten Zeitraumes bestehen in der hohen metrischen Ausbildung der Formen und der durchdachten, feinzugespitzten Composition — Vorzüge, denen wir ebensowohl in den Erzeugnissen der Gongoristen wie in den Nachbildungen der griechischen und römischen Dichtungsarten und in den Liedern, welche in altspanischen Versmaßen geschrieben wurden, begegnen. Die Poesie der Sprache ist es, welche überall die ächtere und höhere Poesie der Anschauungs- und Gemüthswelt in den Hintergrund drängt. Diese formvollendete Lyrik trägt im Allgemeinen den Charakter der Frivolität und Pedanterie, der Uebertreibung, Ziererei und Geschwätzigkeit. Letztere Eigenschaften sind übrigens Mängel, welche schon seit den Zeiten Juan de Mena's in der spanischen Kunstpoesie heimisch geworden waren. Keine andere Nation besitzt erotische Lieder, die denen der Spanier gleichkommen an Aufwand von Perlen, Corallen, Rubinen, Rosen, Nelken, Jasmin, Sternen, Sonnen und allen anderen möglichen und unmöglichen Kostbarkeiten, welche Himmel und Erde aufzuweisen haben. Ein so verschwenderisches Spiel mit Bildern, Metaphern und Worten mußte nothwendigerweise eine unerträgliche Monotonie zur Folge haben, der die Dichter dann durch gesuchte Originalität, durch extravagante Einfälle und Wendungen zu entgehen suchten. Nur einige kleine Beispiele von ihrem Bilderprunk sei uns vergönnt anzuführen. In einem Liebeslied besingt ein Dichter die Augen seiner Geliebten: „Ihr

Augen, in deren Schönheit Amor mein Geschick schrieb, ihr seid groß wie mein Schmerz und schwarz wie mein Mißgeschick." In einem anderen Gedicht sagt er von diesen Augen, daß sie zehn leuchtende Bolzen von Krystall auf ihn abgeschossen haben, welche in seinen Schmerzen einen rubinischen Effect hervorgebracht, obgleich die Ursache krystallinisch gewesen.*) Gongora sagt von einer Dame, sie sei ein so schönes Mädchen, daß sie mit ihren zwei Sonnen Norwegen austrocknen und mit ihren zwei Händen Aethiopien bleichen könnte. Ein Anderer spricht von der heiligen Luft, die den engelhaften Busen seiner Geliebten umwehe, oder er rühmt die krausen Goldwellen (Haar) seines süßen Lichtes, die im Winde flattern u. s. w.

Einzelne bevorzugte Geister freilich, wie Villenas, Rioja, Gongora in seiner Jugend, schufen Gebilde einfacher und ächter Poesie, deren fesselnde Schönheit unsterblich ist.

Geistliche Lieder.

Aurorens Röslein.

(Gongora.)

Von Aurorens Busen heute
Röslein fiel auf dürres Heu:
O wie sehr das Heu sich freute,
Daß es so begnadet sei!

Dunkel ist's, kein Laut ertönet
In der schlummernden Natur,
Und mit Schnee und Reif gekrönet
Herrscht der Winter auf der Flur.
Mitten in dem grausen Dunkel,
Mitten in dem starren Frost
Fällt ein Röslein mit Gefunkel
Von Aurorens blüh'nder Brust.

Nur ein Röslein trug die hehre
Magd, die blühende Auror',
Und ob sie's der Welt bescheere,
Bleibt beblümt sie wie zuvor.
Röslein sank auf's Heu hernieder,
Und es hat es kaum berührt,
Als das Dürre grünend wieder,
Und das Welke blühend wird.

Und der Schnee schmilzt auf den Auen,
Und es flieht die dunkle Nacht,
Neu ist die Natur zu schauen,
Und ein ew'ger Frühling lacht. —
Du, Maria, bist Aurora,
Und das Röslein ist dein Kind,
Und das Heu bin ich, das dorre:
Bitt' Ihn, daß es bald ergrünt!

Uebersetzt von Melchior Diepenbrock.
Geistlicher Blumenstrauß.

Anfangsstrophen des Hochgesangs von Malon de Chaide.

Dem Lamme, das beweget
Mit weißem Fuße dort die gold'ne Wohnung,
Deß Vließ in Himmelslüften
Weißer als Schnee gestaltet,
In dessen Hand das blut'ge Banner wehet!

Von jenem Lamme red' ich,
Das auf des Himmels frischen Auen weidet,
Das wildem, grimmen Wolfe,
Mit hartem Zahn bewehrtem,
Aus grausem Schlunde seine Beut' entrissen;

Ihm, das die Siegel löste,
Das todt war, aber ew'ges Leben lebet,
Und ihr Geheimniß zeigte
In unermess'nem Lichte,
Seit den Verschluß derselben es gelöset.

Um dich sind die Vermählten,
Bekränzt das Haupt mit schönen Blumenkränzen
Von Rosen und Jasminen,
Und in geweihten Chören
Nachfolgen, süßes Lamm, sie deinen Schritten.

In jenem ew'gen Lichte,
Gemacht wie zu des Himmels Schmetterlingen,
Sie brennen, frei von Sünde;
Und schöner macht solch' Feuer
Sie, jene heil'gen, dir vermählten Seelen.

Und wenn zur Zeit des Mittags
Du Ruhe pflegest an den Lebensbächen
Der klaren, frischen Wasser,
Umgeben, ungeduldig
Vor Liebe, sie ringsher die klaren Quellen:

Indem sie hoch entzücket
Der süße Duft, den deine Ambra hauchet,
Und sanfte Lieb' sie fesselt,
Die ihre Brust durchathmet,
Weil stets dich liebt, wer einmal dich gesehen.

C. Schlüter.

(Ocaña.)

Nun wand're, Maria,
Nun wand're nur fort.
Schon krähen die Hähne,
Und nah' ist der Ort.

---

*) S. Bouterweck. S. 431.

Nun wand're, Geliebte,
Du Kleinod mein,
Und balde wir werden
In Bethlehem sein.
Dann ruhest du fein
Und schlummerst dort.
Schon krähen die Hähne,
Und nah' ist der Ort.
Wohl seh' ich, Herrin,
Die Kraft dir schwinden;
Kann deine Schmerzen,
Ach, kaum verwinden.
Getrost! Wohl finden
Wir Herberg' dort.
Schon krähen die Hähne,
Und nah' ist der Ort.

Wär' erst bestanden
Dein Stündlein, Marie,
Die gute Botschaft,
Gut lohnt' ich sie.
Das Eselein, sieh,
Gäb' ich drum fort!
Schon krähen die Hähne,
Komm! Nah' ist der Ort.

P. Heyse.

(Ines de la Cruz.)

In mitternächt'ger Stunde,
Da heiß mein Herz entbrannt in Liebeswehen,
(O wundervolle Kunde!)
Verließ ich ungesehen
Mein still Gemach, ins Land hinauszugehen.

In Dunkelheit verborgen
Schritt ich hinunter die geheimen Stiegen,
(O Kunde süßer Sorgen!)
Fortwandelnd dann verschwiegen
Ließ hinter mir das stille Dach ich liegen.

In dieser Nacht der Gnade
So finster war's, daß mich kein Lauscher spürte,
Noch schaut' ich meine Pfade,
Darauf kein Licht mich führte,
Als das die Liebe mir im Herzen schürte.

Doch führte dies mich feiner
Als Glanz des Mittags von des Himmels Warten
Zur Friedensstatt, wo meiner
Des Liebsten Grüße harrten
Im unbetretnen Thal, im Liliengarten.

O Nacht, gebenedeite,
Wie warst du süß vor aller Pracht der Sonnen,
Da mich dein Dunkel weihte
Zu solchen Liebeswonnen,
Daß ich mein Wesen fühlt' in sein's zerronnen!

An meines Busens Blüthe,
Den ich für ihn zur lautern Wohnung machte,
Entschlief der Liebentglühte,
Indeß ich bei ihm wachte
Und mit dem Cedernzweig ihm Kühlung fachte.

Und als im Morgenwinde
Ich spielt' in seinen weichen Lockenringen,
Da fühlt' ich, wie mich linde
Die weißen Arm' umfingen,
Daß alle Sinne trunken mir vergingen.

In Himmelslust verzücket
An des Geliebten Lippen durft' ich hangen;
Ich war mir selbst entrücket,
Und all' mein irdisch Bangen
Unter den Lilien wie ein Traum zergangen.

Geibel.

Weltliche Lieder.

(Gongora.)

Es weinte das Mädchen,
Gerecht war ihr Schmerz,
Weil treulos der Liebste
Gegangen von ihr.
So jung schon verließ er
Das liebliche Kind,
Daß kaum sie mehr wußte,
Wie lang er schon fort.
In Thränen um ihres
Geliebten Verrath,
So ließ sie die Sonne,
So fand sie der Mond;
Und Kummer auf Kummer
Erfüllt ihr die Brust,
Gedank' auf Gedanke,
Und Leiden auf Leid.
O weine nur, Herz,
Gerecht ist dein Schmerz.
Wohl sprach dann die Mutter:
„Um Gott, du mein Kind,
Brich ab mit den Klagen,
Sonst bricht mir das Herz."
Doch gab sie zur Antwort:
„O nimmer! O nie!
So viel sind der Leiden,
Der Augen nur zwei,
Die sollen nun, Mutter,
Genügen der Pein,
Die sollen nun weinen
Der Thränen so viel,
So viel, als aus ihnen
In schönerer Zeit
Entzündende Pfeile
Die Liebe verschoß.
O weine nur, Herz,
Gerecht ist dein Schmerz.
Auch sing' ich nicht, Mutter,
Und scheint es dir so,
Sind Thränen und Sehnen
Mein ganzer Gesang;
Denn als er davon zog
Mit all' seinem Raub,
Da ließ er mir Schweigen,
Nur Schweigen zurück,
Und mit sich entführt' er
Die Stimme des Lieds."
O weine nur, Herz,
Gerecht ist dein Schmerz.

Geibel.

(Gongora.)

Den süßen Mund, dir winkend, dich zu laben
Am Thau, erzeuget zwischen Perlenschnüren,
Und nicht nach jenem Nectarsaft zu gieren,
Dem Zeus credenzet vom Idäerknaben:

Flieh' ihn, du Liebender, wenn Leben haben
Du willst! Denn wo die Lippen sich berühren,
Der Schlange gleich, in Blumen nicht zu spüren,
Da lauert Amor mit den gift'gen Gaben.

Laß ja dich täuschen von den Rosen nimmer,
Die, thaubeglänzt und duftig, wie dich dünket,
Aurora's Purpurschooße sind entfallen!

Nicht Rosen — Tantals Aepfel sind es, immer
Den fliehend, welchem eben sie gewinket,
Und Amor's Gift nur bleibt zurück von allen.

F. W. Hoffmann.

Der klagende Fischer.

(Gongora.)

Auf einem hohen Felsen,
Der trotz den wilden Wellen,
Dastehet Tag und Nächte
Und seine Seiten darbeut;

Da saß ein armer Fischer,
Sein Netz lag auf dem Sande;
Ihn hatte Glück und Freude
Mit seiner Braut verlassen —
O wie er traurig klagte!

Daß unter ihm die Wellen,
Und hinter ihm die Felsen,
Und rings um ihn die Winde
In seine Lieder ächzten:

„Wie lange, süße Feindin,
Wie lange willst du fliehen?
Willst härter als der Fels sein,
Und leichter als die Winde!" —
O wie er traurig klagte!

„Ein Jahr ist's, Undankbare,
Seit du dies Ufer flohest,
Das, seit du flohest, wild ist,
Und stürmt wie meine Seele!

Mein Netz entsinkt den Händen,
Wie mir das Leben hinsinkt,
Mein Herz zerbricht am Felsen,
Wie diese Welle spaltet."
O wie er traurig klagte!

„Der über Land und Wogen
Den schnellsten Raub ereilet,
Und jeden Flüchtling haschet,
O Liebe, leichter Vogel!

Was helfen dir die Flügel?
Was helfen dir die Pfeile?
Wenn die dir immer fliehet,
Die mir mein Alles raubet!"
O wie er traurig klagte!

Daß unter ihm die Wellen,
Und hinter ihm die Felsen,
Und rings um ihn die Winde
In seine Lieder ächzten.

Uebersetzt von Herder.

Glück und Unglück.

(Gongora.)

O wie traurig singt Alcino,
Amphion der Guadiana,
Singt das kurze Glück des Lebens,
Singt des Lebens langes Unglück.

Mächtig schläget er die Saiten
Der beseelten goldnen Cither,
Daß die Berge mit ihm klagen
Und die Wellen mit ihm weinen:
„Kurzes Leben! lange Hoffnung!
Nichtig Glück und dauernd Unglück!"

„Glück ist," sang er, „jene Blume,
Die die Morgenröthe weckte;
Ach, sie sinkt im Strahl der Sonne
Und verwelkt am frühen Abend."

Und die Berge klagen wieder
Und die Wellen mit ihm weinen:
„Ach, sie sinkt im Strahl der Sonne
Und verwelkt am frühen Abend."

„Unglück ist die mächt'ge Eiche,
Die mit ihrem Berge währet,
Zeit auf Zeiten kämmt das Schicksal
Ihr die starren grünen Haare."

Und die Berge klagen wieder,
Und die Wellen mit ihm weinen:
„Zeit auf Zeiten kämmt das Schicksal
Ihr die starren grünen Haare."

„Wie der Hirsch, den Pfeil im Herzen,
So entfliehet unser Leben;
Eine Schnecke, kriecht die Hoffnung
Langsam hinter seinem Fluge.
Kurzes Leben! lange Hoffnung!
Nichtig Glück und dauernd Unglück!"

Und die Berge klagen wieder,
Und die Wellen mit ihm weinen:
„Kurzes Leben! lange Hoffnung!
Nichtig Glück und dauernd Unglück!"

Uebersetzt von Herder.

Das schiffende Brautpaar.

(Gongora.)

Hoch in weißem Schaume flogen
Vier barbarische Galeeren,
Machten schnelle Jagd auf eine
Kleine spanische Gallione,

In der ein beglücktes Brautpaar
Freudig durch die Wellen schiffte;
Er ein Edler von Mallorca,
Sie die Schönste Valenciana.

Hold begünstigt von der Liebe,
Sehnen sie sich nach Mallorca,
Da ihr Freudenfest zu feiern,
Da zu sehn der Liebe Heimath.

Und je mehr bei stillem Ruder
Sanfter sich die Wellen neigen,
Immer schmeichelnder die Winde
Rauschten in der Liebe Segel;

Sehen schnell sie sich umgeben
In der tiefsten Meeresenge;
Schnell von allen Seiten kommen
Auf sie stolze Feindesmasten,

Die die Raubessucht beflügelt,
Wie sie flügelt kaltes Schrecken.
Zarte Silberperlen weinend,
Flehet so die arme Dame:

„Holdes, liebes, frisches Lüftchen,
Warest du der Flora Liebling,
Denk' an deine ersten Küsse
Und errette unsre Liebe.

Du, der mit der Götter Allmacht,
Wenn du auf ein Schiff ergrimmest,
Schleuderst es auf Sand des Meeres,
Als ob's hundert Felsen wären;

Und der mit der Götter Linde,
Wenn dir gute Menschen flehen,
Eine arme Meerestrümmer
Kannst aus Königsflotten retten;

Rette unser liebend Segel
Aus den Händen jener Räuber,
Wie du aus der Geier Klauen
Rettest eine weiße Taube."

Und je mehr bei stillem Ruder
Sanfter sich die Wellen neigen,
Desto rascher weh'n die Winde
Sie in ihrer Liebe Heimath.

Uebersetzt von Herder.

(Gongora.)

Frühling währt nicht immer, Mädchen,
Frühling währt nicht immer.
Laßt euch nicht die Zeit betrügen,
Laßt euch nicht die Jugend täuschen:
Zeit und Jugend flechten Kränze
Aus gar zarten Blumen.

Frühling währt nicht immer, Mädchen,
Frühling währt nicht immer.
Leicht entfliegen unsre Jahre,
Und mit räuberischem Flügel
Kommen, unser Mahl zu stören,
Die Harpyen wieder.

Frühling währt nicht immer, Mädchen,
Frühling währt nicht immer.
Wenn ihr glaubt, daß Lebensglocke
Euch den Morgen noch verkündet,
Ist es schon die Abendglocke,
Die die Freud' euch endet.

Frühling währt nicht immer, Mädchen,
Frühling währt nicht immer.
Freut euch, weil ihr freun euch könnet,
Liebet, weil man euch noch liebet,
Eh' das Alter eure goldnen
Haare schnell versilbert.

Herder.

Palast des Frühlings.

(Gongora.)

Alle Töchter der Aurora,
Alle Blumen in dem Garten
Standen hoffend, standen wartend
Auf die königliche Rose.

Und da ging sie majestätisch
Auf, auf ihrem grünen Throne;
Rings um ihren Königspurpur
Stand der Dornen scharfe Wache.

Und sie blickte liebreich nieder,
Sie, gebildet von der Liebe,
Und die Blumen alle neigend
Grüßen sie mit stummer Ehrfurcht.

Die bewundert ihre Schönheit,
Jene liebet ihre Güte,
Diese buhlt um ihre Gnade,
Hundert neiden ihre Reize.

Und der Amor ihrer aller,
Der sie alle liebgewinnet,
Allen ihre Süße raubet,
Und nur mit dem Stachel lohnet —

Summend kam die freche Biene,
Lüstend auch nach ihrem Busen;
Doch Ein Blick verjagt den Räuber,
Und verschloß den keuschen Busen.

Und die Nelken stehen neidig
(Prinzessinnen von Geblüte),
Die Jasmine, deren weiße
Frische selbst die Venus heuchelt;

Die Narcisse bei der Quelle,
Die nur sie, nicht sich mehr siehet;
Und die Lilie der Unschuld,
Schmachtend in der Liebe Thränen.

Hyacinthen, Anemonen,
Und die Damen ihres Hofes,
Spröde Tulpen, die nicht duften,
Aber prangen und stolziren —

Alle stehen, alle warten,
Welche Freundin sie erwähle?
Und sie wählt das stille Veilchen,
Aller Blumen Erstgeborne —

Das im Grase sich verhüllet,
Und schon, eh' es da ist, duftet,
Duftet frühe Lenzerquickung,
Und die Hoffnung aller Schwestern.

Alsobald im Lorbeerwalde
Ihres Königsparadieses
Fangen jauchzend vor Entzückung
Nachtigallen an zu schlagen;

Und so oft im grünen Frühling
Dieser Palast wiederkehret,
Singen Schäferin und Schäfer
Nur das Veilchen und die Rose.

Uebersetzt von Herder.

(Gongora.)

Das schönste Mädchen unserer Gegend, erst gestern eine Braut, und heute eine verlassene Wittwe, sieht ihren Geliebten in den Krieg ziehen. Sie klagt der Mutter ihr Leid, das arme Mädchen, und sagt: Laßt mich weinen, ihr Küsten des Meeres.

Im zartesten Alter schon hört' ich von dir, geliebte Mutter, daß die frohen Tage so kurz und die traurigen so lang sind. Ach, warum entfernt sich der, dem du mich übergabst? warum nimmt er die Schlüssel meiner Freiheit mit sich? Laßt mich weinen, ihr Küsten des Meeres.

Jetzt können meine Augen nicht mehr an ihm sich weiden; jetzt können sie nur Thränen vergießen. Was bleibt ihnen sonst übrig, da der Krieg mir denjenigen raubt, der mein Friede, meine Ruhe war? Darum laßt mich weinen, ihr Küsten des Meeres.

Thue meinen Thränen keinen Einhalt und schilt nicht, o Mutter; denn beides würde unbillig und vergeblich sein. Quäle mich nicht, wenn du mich liebst. Es wäre weit grausamer für mich, zu sterben und zu schweigen. Laßt mich weinen, ihr Küsten des Meeres.

Wer wird nicht weinen, liebste Mutter, und hätt' er auch ein felsenhartes Herz? wer wird nicht klagen, wenn er den Frühling der schönsten Jahre verblühen sieht? Laßt mich weinen, ihr Küsten des Meeres.

Nun mögen die Nächte vorübereilen; er ist fern, um den ich sie durchwachte; sie mögen vorübereilen, und nicht eine so traurige Einsamkeit sehen; denn die Hälfte meines Bettes ist leer. O laßt mich weinen, ihr Küsten des Meeres.

Habe Acht auf deine Lämmer, junge Schäferin; aber nicht auf dein Herz. Fürchte dich nicht, die Treue zu brechen; denn da du eine Hirtin wurdest, hörtest du nicht auf ein Mädchen zu sein. Die Weiße deines Hermelins ist zwar die Farbe der Unschuld; allein du trägst sie nur auf deinem Schäferkleide, und kannst mit ihm sie ablegen.

Laß den Steinen ihre Härte, und denke, daß selbst diese oft dem Meißel gehorchen. Nur der rauhe Fuß der Eiche widersetzt sich dem Winde; ihr gefälliges Laub giebt gern einem sanften Zephyr Gehör. Jener schöne Weinstock, der einen Ulmbaum umarmt, theilt dennoch seine Blätter dem nahen Lorbeer mit.

Siehst du dort die seufzende Turteltaube? Sie hat ihre Sprödigkeit abgelegt und die Zweige der Cypresse zum Brautbette gewählt. Nicht für eine Biene allein verwahrt die Nelke ihre Süßigkeiten; viele trinken den Honig, den ihr Busen verschließt. Der Krystall jenes getreuen Bachs zeigt nur dem, der sich ihm nähert, nicht dem Abwesenden sein Bild. Und gab nicht die Unbeständigkeit dem Sohne der Venus Federn, um seine Flügel und Pfeile damit auszurüsten?

Laß dich nicht von der tyrannischen Liebe beherrschen, die nur Einem gewidmet ist; opfere nicht dem Eigennutze die Freiheit auf. Schüttle das kostbare Joch ab, und ein Band von Wolle fasse, statt eines güldenen Netzes, dein fliegendes Haar zusammen.

Willst du durch die Standhaftigkeit des Adlers dich verführen lassen, der unverwandt nach der Sonne sieht; oder durch die unschuldige Weiße der buhlerischen Vögel, welche den Wagen der Göttin ziehn, die aus dem Schaume entstand?

Jene Nymphe ward in einen leeren Widerhall verwandelt, weil sie zu lange über die Undankbarkeit ihres Geliebten klagte. Soll deine grausame Schönheit in unseren Thälern ein gleiches Schicksal haben, so verachte meinen Rath, kleine Hirtin. Von Jacobi, in Prosa übersetzt.

Amor und die Biene.

(Estevan Manuel de Villegas.)

An einem Rosenstocke
Sich Bien' und Amor treffen,
Die beiden Plagegeister
Der Blumen und der Herzen.
Mit Pfeilen hat der Knabe
Den Köcher wohl versehen,
Die schärfste Spitze führet
Der Stachel des Insectes.

Die Biene mit Gesumme
In Kreisen sich erhebet,
Und Er, der Lose, kichert
Und trällt sich tausend Verschen.
Allein bald finden Rache
Die Blumen wie die Herzen;
Er geht hinweg verwundet,
Und sie bleibt todt zur Stelle.

F. W. Hoffmann.

An Drusilla.

(Estevan Manuel de Villegas.)

So lange dieses feine
Gelockte Haar noch Deine
So stolze Stirn umkränzet,
Die gleich Krystallen glänzet,
Und Deine Lilienwangen
Im Reiz des Purpurs prangen,
Des Purpurs, dessen Schimmer
Weicht dem der Lippe nimmer:
Freu' Dich in Jugendfülle
Deines Aprils, Drusille!
Pflück', pflücke Deine Rose,
Die Kalte, Liebelose,
Eh' sich die frost'gen Stunden
Des Alters eingefunden!
Genaht Dir, könnt' es wüthen
So feindlich Deinen Blüthen,
Daß Du, um nicht mit Grauen
Dich so entstellt zu schauen,
Vor Spiegeln wirst Dich hüten.

F. W. Hoffmann.

An den Zephyr.

(Estevan Manuel de Villegas.)

Süßer Freund, grünlaubiger Waldgehege,
Blüh'nden Lenzes ewiger Gast, der Mutter
Aphrodite lebenerfüllter Hauch, o
Schmeichelnder Zephyr!

Der du kennst mein liebendes, heißes Sehnen,
Der du meinen Klagegesängen lauschtest,
Hör's und sag' — nicht fürchte dich! — meiner Nymphe,
Sag' ihr, ich sterbe!

Einst, ach! wußte Phyllis um meine Schmerzen,
Einst, ach! weinte Phyllis um meine Leiden,
Mich geliebt einst hat sie, doch jetzo fürcht' ich,
Fürcht' ich ihr Zürnen.

Mögen dann die Götter aus Vaterliebe,
Mögen dann aus liebender Huld die Himmel,
Wenn du fröhlich schwärmest, nicht kalte Flocken
Senden der Erde!

Keine Wolke, dunkel und schwer, auch, ziehend
Hin an hochaufragenden Gipfeln, streife
Dir die Schulter! Böslicher Hagel deiner
Fittiche schone!

F. W. Hoffmann.

Die Rose.

(Rioja.)

Du zarte Purpurrose!
Mitbuhlerin der Flamme,
Die mit dem Tag erglühet,
Wie bist du so voll heit'rer Lust erblühet,
Da doch du weißt, der Himmel dir vergönnte
Zwei kurze nur, zwei flüchtige Momente?
Und nicht der scharfgespitzte Dorn am Stamme,
Noch deine Pracht, o Rose,
Gebieten um Secunden
Verzög'rung können deinem finstern Loose?
Dein Kelch, des Auges Wonne,
Wo Blatt an Blatt sich dränget,
Vom Gluthenstrahl der Sonne
Seh' ich im Geist ihn welk schon und versenget.
Gebildet hat des krausen Kelches Blätter
Dir Amor aus der eignen Schwinge Flaume;
Gold schenkt er deiner Stirn von seinen Locken.
O du sein Bild, so treu, so schön vollendet!
Dir hat als Farb' ihr heil'ges Blut gespendet
Die Göttin, die entstieg der Wellen Schaume.
Und dies nicht konnte, Purpurblume, zähmen
Den heißen Strahl, und seine Wuth ihm lähmen?
Dir raubt, dir raubet seine
So wilde Gluth in einer Stunde Leben
Und Farbenglanz: denn eben
Noch prangtest du so schön, so dicht beblättert,
Und schon am Boden liegt dein Schmuck verwettert.
So nah einander gränzen,
Dein Tod, dein frohes Glänzen,
Daß zweifelhaft, ob deinen Tod, ob deine
Geburt Aurora's Thräne sanft beweine.

F. W. Hoffmann.

Sonett.

(Aldana.)

Aus Phyllis schönem Augenpaare flossen,
Sanft niederrinnend auf die holden Wangen,
Zwei Thränen, die dort köstlich blinkend hangen,
Den Perlen gleich, vom Morgen ausgegossen.

Gesenkten Haupts, von Damon's Arm umschlossen,
Lag bleich sie da, das Herz in Gram befangen,
Und ihrer Lippe sich die Wort' entrangen,
Indem die Thränen stärker niederschossen:

„O rauhes Herz! o rauhe Seel', erfüllet
Von Härte ganz! wohin zieht Dich Dein Sehnen?
Wohin soll leicht und rasch Dein Flug Dich tragen?"

Und Er, dem bittres Naß vom Auge quillet,
Er küsset ihr hinweg die süßen Thränen,
Und kann als Antwort nur ein Ach! ihr sagen.

F. W. Hoffmann.

Sonett.

(Aldana.)

Tausendmal sag' ich Galathea'n: „Du
Bist schöner als die Sonne doch!" — umstricken
Mich ihre Arme; gleich mit sanften Blicken
Straft sie mich, ruft: „Mein Thyrsis, schweig'!" — mir zu.

Beschwören will ich's ihr; und sie, im Nu,
Indem sie höh're Rosengluthen schmücken,
Wehrt mir's mit einem Kuß, und sucht zu schicken
Rasch mit dem Händchen meinen Mund zur Ruh.

Ich suche sanft von ihr mich loszuringen!
Da ruft sie schnell, mich fester noch umwindend:
„Ja, ja, ich glaube Dir, mein Schatz; nicht schwöre!"

Weil mich so mächt'ge Fesseln nun umschlingen,
Räth Amor mir, den süßen Streit entzündend,
Daß ihren Wunsch ich unbedingt erhöre.

F. W. Hoffmann.

(Camoens.)

Innen trag' ich meine Pein,
Außen giebt sie keinen Schein.

Meine neuen süßen Plagen
Sind den Menschen unsichtbar,
Nur die Seele nimmt sie wahr;
Denn der Leib darf es nicht wagen.
Wie der Funke, nicht geschlagen,
Sich verbirgt im Kieselstein,
Trag' ich innen meine Pein.

A. W. Schlegel.

(Balthasar de Alcazar.)

Wenn ich dreierlei besäße,
Würd' ich schier in Glück versinken:
Dich, o schöne Ines, Schinken,
Liebesäpfelchen mit Käse.

Diese Ines ist's fürwahr,
Die mir raubte den Verstand,
Daß ich gar abscheulich fand
Alles, was nicht Ines war.
Und in düsterer Ascese
Wollte mir kein Sternlein blinken,
Bis ich jüngst gerieth an Schinken,
Liebesäpfelchen und Käse.

Ines freilich hat gesiegt;
Doch bald hab' ich zweifeln müssen,
Was von diesen drei Genüssen
Mir zumeist am Herzen liegt.
So verlockt mich nun der Böse
Jetzt zur Rechten — jetzt zur Linken,
Bald zu Ines, bald zu Schinken,
Bald zu Aepfelchen mit Käse.

Wenn die Maid von Reizen spricht,
Lobt der Schinken sich geschwind;
Käs' und Liebesäpflein sind
Ein urheimathlich Gericht.
Nicht die feinste Hypothese
Macht der Wage Zünglein sinken:
Gleich an Werth sind Ines, Schinken,
Liebesäpfelchen und Käse.

Aber so viel bringt mir ein
Diese neue Leidenschaft:
Ines darf so launenhaft
Und so spröde nimmer sein.
Denn der Trost, den ich erlese,
Thut sie nicht nach meinem Winken,
Ist ein herzhaft Stückchen Schinken,
Liebesäpfelchen und Käse.

P. Heyse.

(Prinz von Esquilache.)

Wohl mit Seufzern ruf' ich
Mein verlornes Glück,
Aber die Galeeren
Rudern davon.

Wie das Meer, o Mutter,
Vor den Rudern bricht,
Scheiden die Galeeren,
Scheidet all' mein Glück.
Ach, und wie ich rufe,
Flieh'n sie doppelt schnell!
Wer auch mag sie halten,
Wann der Wind sie treibt?
Flügelt sie doch selber
Meiner Seufzer Hauch,
Die ich doch nur sende
Sie zurückzuziehn.

Ach, ihr Flieh'n, ihr Bleiben,
Alles ist nur Zwang
Und es schmerzt das Scheiden,
Und das Bleiben schmerzt!

Wohl mit Seufzern ruf' ich
Mein verlornes Glück,
Aber die Galeeren
Rudern davon.

Wer mag anvertrauen
Häusern, die entflieh'n,
Eine treue Liebe,
Die so fest besteht?
Wenn so leicht sie fliegen,
Sprecht, wo ruh'n sie aus?
Denn wer also eilet,
Strauchelt gar zu leicht.
Die krystallnen Wogen
Trifft der Ruderschlag,
Und bei jedem Schlage
Aendert sich das Meer.
Ach, das Meer ist treulos,
Treulos ist der Wind;
Einzig meine Seufzer
Bleiben ewig gleich.

O wohl mit Seufzern ruf' ich
Mein verlornes Glück,
Aber die Galeeren
Rudern davon!

E. Geibel.

An meine Leier.

(Juan de Arguijo.)

Umsonst zu dir mich wende
Ich, holdes Spiel der Saiten,
Durch dich zu lindern mir den Gram im Herzen,
Und nicht der Größe denk' ich meiner Schmerzen,

Laß ich vom Wahn mich leiten,
Die ich empfah', des Trostes kleine Spende
Von deinen süßen Klängen
Könn' aus der Seele drängen
Auch die Erinn'rung an mein altes Wehe.
O wie umsonst von dir solch' Glück ich flehe!
Bist du vielleicht die hohe Lyra Dessen,
Der kühn die Meereswogen
Macht' ihres Zorns vergessen?
Die, deren Zauberklänge Mauern zogen
Um Theben her? Seh' ich das göttergleiche
Plectrum in dir sich zeigen,
Das, um hinabzusteigen
Mit Sicherheit zum trüben Schattenreiche,
Auf einem neuen Pfade
Den Zugang fand zum stygischen Gestade?

Ein größres Werk noch wäre,
Zu stillen meinen Schmerz, mein Leid das schwere.

Nicht soll ich die Gesellschaft, wirst du sagen,
Die alte, jetzt verachten,
Die in so langer Einsamkeit gegönnet
Du mir, bald wenn die Nachtgestirn' erwachten,
Bald wenn Aurora tagen
Es ließ und sich von Tithons Bett getrennet,
Bald wenn die Sonne vom Zenith hernieder
Voll Mitleid horcht' auf meine Klagelieder.
Den allgemeinen Segen
Der süßen Tonkunst auch soll ich betrachten,
Den milden Trost erwägen,
Der Kraft zum Dulden bringet
Im Kerker Dem, und Dem auf der Galeere.
Kaum giebt's ein Leid, dem sie nicht Balsam wäre.
Wer hoch im weißen Schaum das Ruder schwinget,
Sein Elend — unermessen —
Er sucht es zu vergessen,
Und strebt, umklirrt von rauher Kette Ringen,
Zu lindern seinen Jammer sich durch Singen.
Inmitten meiner Plagen,
O tönereiche Leier,
Will den Versuch ich wagen!
Jedoch sind solche Ruhmomente theuer,
Wenn die Betrachtung, die durch sanfte Klänge
Zurück ich etwas dränge,
Mich zu betrüben, wieder Macht gewinnet,
So daß von Neuem meine Thräne rinnet,
Und an dem bittern Ziele
Sich mit dem alten Spiele
Mein feindliches Gedächtniß neu beschäftigt,
Vom Kampfe, wie Antäus, noch gekräftigt.

Es hat mich jetzt belehret
Der ew'ge Kummer, der mein Herz verzehret,
Kurz, leicht und trüglich sei dein Hülfespenden,
Und sich zur lieblichen Musik zu wenden,
Sei nicht zu rathen Denen,
Die um ihr Unglück rettungslos in Thränen.

F. W. Hoffmann.

(Martin de la Plaza.)

In ihrem Schoß sie pflückend,
Um einen Kranz zu winden,
Ging meine Nymphe, Blumen aufzufinden;
Und ihre Rosenlippen
An jeder der gesammelten erst nippen,
Sie mit des Athems süßem Duft so schmückend.
Zu seinem Glück in einer jungen Rose
Ein Bienchen eben steckte,
Vom Nectar naschend drinnen.
Husch! eilt die kleine Lose,
Als sie der Lippen schön're Blum' entdeckte,
Zu dieser, sticht, nippt Honig, summt von hinnen.

F. W. Hoffmann.

Francisco Quevedo.

Eine völlig selbstständige Stellung in der spanischen Literaturgeschichte nimmt Don Francisco Gomez de Quevedo y Villegas ein, einer der ersten, geistvollsten Schriftsteller Spaniens. Quevedo wurde im Jahre 1580 zu Madrid geboren. Sein Vater starb früh, und die Erziehung des wilden, unbändigen Knaben fiel seiner Mutter, die das Amt einer Hofdame bekleidete, anheim. Eine rastlose Wißbegierde spornte den Knaben zu unermüdlichem Fleiß an. Noch ein Kind, bezog er die Universität Alcala und erwarb sich bereits in seinem fünfzehnten Jahre eine akademische Würde. Während ihn bis dahin vorzugsweise die Theologie beschäftigt hatte, betrieb er jetzt ebenso eifrig das Studium der Medicin, der Mathematik, der Philologie und erwarb binnen Kurzem einen so ausgebreiteten Ruf als Gelehrter, daß hervorragende Männer der Wissenschaft persönlich und brieflich mit dem Jüngling verkehrten.

Quevedo war von kräftiger Gestalt, hatte schwarz gelocktes Haar, eine starke Nase und feurige dunkle Augen, die aber so kurzsichtig waren, daß er beständig eine Brille tragen mußte. Ganz krumme Beine sollen, wie seine Biographen erzählen, den sonst sehr schönen

Mann sehr entstellt haben. Er hatte eine starke Sinnlichkeit und einen leidenschaftlichen Charakter, den das wilde Leben auf den damaligen Universitäten wenig geeignet war zu beschränken, und der ihn unaufhörlich in Abenteuer der verschiedensten Art verwickelte.

Nach beendigten Studien ging er nach Madrid, wo er einen Einblick in die Verwaltung des Landes bekam, an dessen Spitze der königliche Günstling, Herzog von Lerma, stand. Ein edler Zorn über diese Mißregierung, die nothwendig sein Volk zu Grunde richten mußte, bemächtigte sich der hochstrebenden Seele des Jünglings, und damals schrieb er seine ersten „sueños“ und „discursos“, in denen er mit Offenheit und satirischer Bitterkeit gegen die Frevel zu Felde zog, welche im Staat und in der Gesellschaft sich spreizten.

Ein zufälliges Abenteuer gab seinem Leben plötzlich eine unerwartete Wendung. Als er eines Abends in der Kirche San Martin der Messe beiwohnte, bemerkte er, wie eine Dame, die in seiner Nähe kniete, von einem Manne zornig angeredet wurde. Sie antwortete, und es entspann sich ein Wortwechsel, der damit endigte, daß der Mann der knieenden Dame eine Ohrfeige gab. Empört über diese Rohheit, sprang Quevedo auf, zwang den Fremden mit ihm die Kirche zu verlassen, den Degen zu ziehen, und in dem darauf stattfindenden Kampfe brachte er ihm eine tödtliche Wunde bei. Quevedo's Gegner war ein vornehmer Cavalier; da derselbe einige Tage später seiner Wunde erlag, sah sich unser Dichter genöthigt, vor den Verfolgungen der einflußreichen Verwandten des Getödteten zu fliehen. Er ging nach Sicilien zu seinem Freunde Don Pedro de Giron, Herzog von Ossuna, welcher dort als Vicekönig das Land regierte. Der Herzog empfing ihn in der schmeichelhaftesten Weise, erwirkte seine Begnadigung beim Könige und verwendete den scharfsinnigen und gewandten Dichter zu den wichtigsten diplomatischen Missionen. So schickte er ihn 1615 als Gesandten zu Philipp III. nach Madrid, mit großen Summen zur Bestechung der Beamten versehen. Quevedo rechtfertigte das Vertrauen seines Herrn, indem er sich mit diplomatischer Gewandtheit seiner Aufträge entledigte. Der Herzog ward zum Vicekönig von Neapel ernannt, und dem Quevedo, als seinem Gesandten, wurde ein jährliches Gehalt von vierhundert Ducaten bewilligt; außerdem erhob ihn der König zum Ritter des Ordens von San Jago. Ein reiches und glänzendes Leben begann jetzt für Quevedo in Neapel. Er ward dem Vicekönig unentbehrlich, und die wichtigsten politischen Verhandlungen wurden in seine Hände gelegt. Es bestand damals eine Verschwörung der Spanier gegen die Republik Venedig. Quevedo spielte den geheimen Agenten zwischen den italienischen Höfen und der spanischen Regierung. Er befand sich gerade in Venedig, als im Mai 1618 die Verschwörung der Spanier gegen Venedig entdeckt wurde. Viele Theilnehmer derselben fielen als Opfer der venezianischen Rache. Quevedo verkleidete sich als Bettler, und da er das Italienische mit reinstem Accent sprach, entkam er ungehindert nach Neapel. Doch stand er jetzt am Ende seiner glänzenden Laufbahn. Der Herzog von Ossuna wurde gestürzt, und Quevedo fiel mit ihm. Als er 1620 nach Madrid zurückkehrte, ward er verhaftet und zwei und ein halbes Jahr auf seinem Landgut La Torre de Juan Abad gefangen gehalten. Viele seiner vortrefflichsten Werke verdanken dieser Gefangenschaft ihre Entstehung. Endlich stellte sich seine Schuldlosigkeit heraus, und an Eigenthum und Gesundheit beschädigt, wurde er in Freiheit gesetzt mit der Bedingung, nicht nach Madrid zurückzukehren — eine Beschränkung, die jedoch schon im Jahre 1623 zurückgenommen wurde. Von dieser Zeit lebte er, ohne thätlichen Antheil an den politischen Angelegenheiten zu nehmen, nur den Musen und den Wissenschaften. Die Schärfe seiner satirischen Schriften erregte jedoch die Besorgniß des Herzogs von Olivarez dergestalt, daß er abermals nach seinem Landgut verwiesen wurde, von wo er erst im Jahre 1628 zurückkehren durfte. Um ihn unschädlich zu machen, schlug Olivarez jetzt ein anderes Verfahren ein; er überhäufte den gefährlichen Feind mit Schmeicheleien und Gunstbezeugungen — eine Taktik, der Quevedo in der That nicht widerstehen konnte, und die seine Selbstständigkeit so erschütterte, daß er

sich herbeiließ, einige Schriften zur Vertheidigung der früher von ihm so hart getadelten Regierung abzufassen. Zu seiner Ehre aber muß man anführen, daß er alle hohen Aemter, die man ihm in Folge dessen antrug, wie den Gesandtschaftsposten in Genua, mit Entschiedenheit ablehnte. Er war vierundfünfzig Jahre alt, als er sich mit der schönen Esperanza de Aragon vermählte. Zu seinem Unglück aber verlor er wenige Monate nach der Hochzeit seine junge Gattin.

Nicht lange ertrug der stolze Geist Quevedo's das Joch, welches die Gunst des Hofes ihm auferlegte. Durch kleinere Schriften voll bitteren Spottes suchte er die verkaufte Ehre seiner Feder wieder einzulösen. Zwar erschienen diese Schriftchen meist anonym, aber Niemand zweifelte an seiner Autorschaft. Eines Tages fand der König, als er sich zu Tisch setzen wollte, unter seiner Serviette ein boshaftes Pasquill. Olivarez schäumte vor Wuth und das Ungewitter brach über Quevedo los. Auf den Verdacht hin, Verfasser des Pasquills zu sein, ward er heimlich, in der Nacht, nachdem man seine Papiere versiegelt hatte, verhaftet und nach dem Kloster San Marcos bei Leon abgeführt. Der Herzog ließ ihn seine ganze Rache fühlen. Der sechszigjährige Greis ward in ein unterirdisches Gefängniß geworfen und hier auf das unmenschlichste behandelt. Halb erblindet, der dumpfen Feuchtigkeit, der Kälte und dem Hunger ausgesetzt, hatte er kaum die nothdürftigste Kleidung. In Folge der schlechten Luft und Nahrung bildeten sich Geschwüre an seinem Körper, die, da man ihm nicht einmal einen Wundarzt gestattete, einen bösartigen und schmerzhaften Charakter annahmen. Er schrieb einen Brief voll verzweiflungsvollen Schmerzes an den Herzog, in dem er um Nichts als Gerechtigkeit flehte. Umsonst. Endlich ereilte den Herzog sein wohlverdientes Geschick; er fiel in Ungnade und verließ Madrid unter dem Jubel der Bevölkerung. Quevedo erhielt die Freiheit wieder; an Körper und Geist gebrochen wankte er aus seinem Kerker. Er begab sich auf kurze Zeit nach Madrid, doch seine zerrüttete Gesundheit ließ ihn bald die reine Luft seines Landgutes aufsuchen. Seine Kräfte gingen schnell zu Ende. Am 8. September 1645 starb er im fünfundsechszigsten Jahre seines Lebens und ward in der Kirche zu Villanueva de los Infantos, wo er die letzten Monate seines Lebens zugebracht hatte, beerdigt.

Nächst Cervantes ist Quevedo Spaniens erster Satiriker. Doch stand er nicht wie jener als Reformator seiner Zeit gegenüber und erhob sich über dieselbe; im Gegentheil ließ er sich von den Strömungen des Tages tragen, und die Bitterkeit seiner kritischen Reflexionen entbehrt der universellen Anschauung, die seinen Vorgänger auszeichnete. Er zergliedert die Gebrechen der Gesellschaft mit schneidender Ironie, seine Satire ist herb, sein Witz jederzeit schlagfertig; aber es fehlt ihm die Liebenswürdigkeit und der heitere Humor, welche dem Stachel der Worte ihr Gift benehmen. Oft finden sich rohe, plumpe Züge und ausschweifende Vorstellungen in seinen Dichtungen; doch ist selbst seinen Verirrungen etwas Keckes und Großes nicht abzusprechen, und durch seine wilde Ironie bricht zuweilen eine zarte Stimmung und ein rührender Ton, wie durch Gewitterwolken ein Mondesstrahl. Seiner Kritik mangelt der historische Geist; nur zu oft läßt er sich von seiner Eitelkeit und seinem persönlichen Grimme fortreißen ins Grelle zu malen und die Wahrheit zu überschreiten, und geräth in Widersprüche und Halbheiten, welche die harmonische Schönheit jedes dichterischen Werkes zerstören müssen. „Quevedo's Schriften in Versen und Prosa" — sagt Bouterweck — „gleichen einem großen Juwelenschmucke, der zum Theil vortrefflich, zum Theil sehr schlecht gefaßt ist, und in welchem sich unechte Steine neben echten von unschätzbarem Werthe ungefähr in gleicher Menge befinden. Der satirische und komische Theil dieser Schriften ist der zahlreichste und unstreitig der vorzüglichste. Durch sie hat Quevedo, wenngleich keine ganz neue Bahn gebrochen, doch mit einer ihm eigenen Mischung der Spiele der Phantasie und der moralischen Aussprüche des gesunden Verstandes das Gebiet dieser Dichtungs- und Darstellungsart in der spanischen Literatur unverkennbar er-

weitert. Der Feinheit und Correctheit des Cervantes nähert sich Quevedo wohl zuweilen, aber er erreicht sie nie. Sein Witz ist kaustisch genug, aber mit einer Derbheit, die besonders aus der Feder eines Weltmannes überraschen würde, wenn nicht Quevedo als Schriftsteller sich schadlos für den Zwang hätte halten wollen, dem er sich als Weltmann unterwerfen mußte. Deswegen wandte er auch auf die Ausbildung seiner Satire wenig Fleiß. Treffend sind seine Gedanken, aber keck hingeworfen, zuweilen ganz nachlässig, zu-



Don Francisco Gomez de Quevedo y Villegas.

weilen mit raffinirter Präcision, und dann gewöhnlich in einer verschrobenen und manierirten Sprache ausgedrückt. Ein anderes Mal aber ist er wieder so geschwätzig, als ob er gar nicht gewußt hätte, was Präcision ist. Diesen Charakter der Mischung von Cultur und Rohheit haben besonders seine satirischen und komischen Werke in Versen, durch die er, wie er selbst sagt, „die Wahrheit im Hemde, nur etwas weniger, als nackt," darstellen wollte."

Quevedo hat sich auf allen Gebieten der Literatur versucht; er verfaßte theologische und ascetische Schriften und Zigeunerliedchen, in denen die ausgelassenste Laune waltet. Ein Theil seiner Gedichte ist von seinen Freunden unter dem Titel: „Der spanische Parnaß" herausgegeben; andere sind verloren gegangen oder befinden sich noch handschriftlich in spanischen Bibliotheken oder im Besitz Einzelner. Seine poetischen Schriften bestehen aus Sonetten, Liedern, Romanzen, Oden, Episteln, Canzonen, Elegien, Schäferliedern u. s. w. Seine witzreichen, burlesken Sonette, welche er nach italienischen Mustern schrieb, sind durch allzu häufige Anspielungen auf damalige Personen und Verhältnisse für

unsere Zeit fast unverständlich. Ausgezeichneter sind seine, nach dem Vorgang Juvenals abgefaßten Satiren, in denen eine edle Empörung über die Entartung spanischer Politik und Gesellschaft ihm feurige und beredte Worte, sie zu geißeln, auf die Zunge legt. Oft treibt ihn der tiefe Unwille über jedes Maß hinaus; aber um der Vaterlandsliebe, um des Muths, der Offenheit und der lauteren Gesinnung willen, welche aus diesen Satiren reden, muß man ihm diesen Fehler wohl verzeihen.

Seine burlesken Lieder und Romanzen sind unerschöpflich an Laune und Witz. Höchst ergötzlich ist in ihnen die lustige Schalkhaftigkeit, mit der er sich über Gongora lustig macht. Unter diesen Romanzen hatten die Zigeunerlieder, Jacaras genannt, einen ungemeinen Erfolg. Quevedo führte sie in die spanische Literatur ein, und seitdem gehören sie zu den beliebtesten spanischen Dichtungsarten. Oft athmet aus seinen Liebesliedern zartes Gefühl und schwärmerische Innigkeit; andere freilich haben ein allzu sinnliches Colorit und malen mit Vorliebe üppige und wollüstige Empfindungen, oder sie strotzen von jenem Bilderprunk, den er an Gongora mit Recht so hart tadelte. Gedichte einer späteren Epoche seines Lebens, welche sich durch wohllautende, liebliche und correcte Verse auszeichnen, gab Quevedo unter dem Namen eines Baccalaureus Francisco de la Torre heraus. Ob diese Gedichte wirklich von ihm herrühren, oder ob er in der That nur der Herausgeber eines früheren, unbekannt gebliebenen Schriftstellers gewesen ist, darüber gehen bis auf den heutigen Tag die Meinungen der Literarhistoriker auseinander. Fast alle spanischen Literatoren plaidiren für die Autorschaft Quevedo's, und Ticknor nimmt mit einer sinnreichen Conjectur an, daß der Name Baccalaureus Francisco de la Torre nur eine sinnreiche Verstellung seines eigenen war, weil er in Alcala zum Baccalaureus gemacht ward, Francisco getauft und Besitzer von Torre de la Abad war, wo er zuweilen wohnte, und wohin er zwei Mal verwiesen wurde. So viel Vortreffliches seine Dichtungen auch bieten, der Schwerpunkt von Quevedo's schöpferischer Kraft liegt in seinen prosaischen Schriften. Ein großer Theil derselben ist ernsten, didaktischen Charakters und besteht aus theologischen und philosophischen Werken, welche, ungleich an Form und Inhalt, neben großer Gelehrsamkeit, tiefsinnigen Gedanken und geistreichen Einfällen vieles Triviale und Pedantische enthalten.

Ungleich bedeutender sind seine satirischen Schriften in Prosa, und sie sind es, die seinen Ruhm auch im Auslande verbreitet haben. Als die vorzüglichsten dieser Schriften nennen wir: die „Sueños“ (Träume), die „Cartas del caballero de la tenasa“ (Briefe des Ritters von der Zange) und der berühmte Schelmenroman: „Vida del gran tacaño (Leben des Schelmenhauptmanns).

Quevedo's „Träume“ sind eine neue phantastische Form der Satire, die er erfand, und die seitdem viele Nachahmer gefunden hat. Das Buch wurde bald nach seinem Erscheinen von Moscherosch unter dem Titel: „Gesichte Philanders von Sittewald“ ins Deutsche übertragen. Mit schneidender Satire, mit concentrirter Bitterkeit, wie man sie nur im harten und schmerzlichen Kampf mit der Gesellschaft erlangt, greift Quevedo in den „Träumen“ diese Gesellschaft, vorzugsweise gewisse Stände, die Justiz, die Aerzte, die Schneider u. s. w. an, und verspottet und verfolgt dieselben schonungslos. Voll Kraft und Beredsamkeit, oft herb und gewaltig ist seine Sprache. In der Uebersetzung von Bertuch geben wir hier den größeren Theil eines dieser Träume, „das jüngste Gericht“ betitelt, wieder.

Der Traum vom jüngsten Gericht.

Die Träume, sagt Homer, sind vom Jupiter; er sendet sie uns; und anderswo meint er, daß sie Glauben verdienen. Dies mag wahr sein, wenn sie wichtige und fromme Angelegenheiten betreffen, und Könige und große Herren sie träumen, wie Properz sagt:

Nec tu sperne piis venientia somnia portis;
Cum pia venerunt somnia, pondus habent.

Dies Zeugniß des Dichters führe ich nur zu meinem Behufe an, weil ich glaube, daß mir der Traum vom Himmel kam, den ich vergangene Nacht hatte. Ich war über der Comedia divina des Dante eingeschlafen, und dies veranlaßte mich zu träumen, ich sähe ein jüngstes Gericht. Und wiewohl man Mühe zu glauben hat, daß ein Dichter (selbst in Träumen) etwas mit Judicium *) zu thun habe, so war es doch diesmal der Fall bei mir aus dem Grunde, den Claudian davon angiebt, daß nämlich alle Thiere des Nachts von dem träumen, womit sie sich des Tages beschäftigten. Sagt nicht Petronius Arbiter:

Et canis in somnis leporis vestigia latrat.

Und von Richtern?

Et pavido cernit inclusum corde tribunal.

Mir war's also, ich sähe einen Jüngling durch die Luft fliegen, der eine Trompete so gewaltig blies, daß es seine Schönheit beinahe entstellte. Der Schall drang durch Felsen und Klippen zu den Todten hinab; und den Augenblick fing die ganze Erde an sich zu regen, und erlaubte den Gebeinen, sich einander aufzusuchen. Ich sah gewesene Generäle und Soldaten voll Grimm und Rachedurst aus den Gräbern aufstehen, weil sie es für das Zeichen zu Krieg und Schlacht hielten. Die Geizigen krochen voll Angst und Zagen hervor, weil sie eine Plünderung befürchteten; und die Schwelger, Wollüstler und Eitle dachten, es würde ihnen irgend zur Tafel, zum Ball oder zur Jagd geblasen. Das sah ich jedem an dem Gesicht an; und keiner, der den Schall der Trompete hörte, glaubte, es sei das letzte Gericht. Ich bemerkte einige Seelen, die theils aus Ekel, theils vor Furcht vor ihren vorigen Leibern flohen. Einem fehlte ein Auge, dem andern ein Arm; und ich konnte mich des Lachens nicht enthalten, als ich die seltsame Verschiedenheit von Gestalten erblickte. Doch bewunderte ich die Vorsicht bei dieser Verwirrung, daß keiner aus Versehen oder Irrthum sich die Beine oder Glieder eines Andern ansetzte. Nur auf einem Gottesacker schien's mir gewaltig unordentlich und buntkraus unter den Köpfen herzugehen. Unter andern sah ich einen Gerichtsschreiber, dem seine Seele sehr ungelegen kam; er wollte sich von ihr losmachen, und gab vor, es wäre nicht die seinige.

Nachdem es nun Alle erfahren hatten, daß es der Tag des Gerichts sei, so hätte einer sehen sollen, wie sich die Wollüstigen alle Mühe gaben, ihre Augen, und die Verleumder ihre Zungen nicht wieder zu finden. Die Räuber und Mörder liefen über Hals über Kopf vor ihren eigenen Händen, um vor dem Richterstuhle keine Zeugen wider sich zu haben. Da ich mich nun auf die andere Seite wandte, sah ich einen Geizhals, der auf seine Eingeweide wartete, die sich an einem entfernten Orte befanden, weil er sich hatte einbalsamiren lassen. Dieser fragte seinen Nachbar, wenn doch an diesem Tage alle Begrabenen auferstehen sollen, ob wohl seine Geldsäcke auch mit aufstünden? Ich würde gelacht haben, wenn mich nicht auf der andern Seite die Angst zum Mitleiden bewogen hätte, womit ein großer Haufe Gerichtsschreiber vor ihren eigenen Ohren floh, weil sie das Urtheil nicht hören wollten, das auf sie wartete. Aber was mich am meisten in Verwunderung setzte, waren die Körper von zwei bis drei Kaufleuten, die ihre Seelen verkehrt angezogen und ihre fünf Sinne in den Fingerspitzen der rechten Hand hatten. All' dies sah ich von einer Anhöhe, als ich zu meinen Füßen mir zurufen hörte, ich solle doch weggehen! Kaum hatte ich Platz gemacht, als viele schöne Frauenzimmer ihre Köpfe hervorsteckten, und mich unhöflich und grob schalten, daß ich nicht mehr Respect für die Damen hätte; denn auch in der Hölle behalten sie ihre närrische Eitelkeit. Sie hüpften hervor, sehr lustig, daß sie vor einer solchen Menge Zuschauer ihre nackten Reize konnten sehen lassen. Aber ihre Freude währte nicht lange; denn bald hörten sie, es sei der Tag des Zorns und des Gerichts, an dem gerade ihre Schönheit sie insgeheim anklagte, und da gingen sie traurig, mit langsameren Schritten hinab ins Thal. Eine davon, die siebenmal nacheinander geheirathet hatte, sann im Gehen auf Entschuldigungen gegen alle ihre Männer. Eine andere, die eine öffentliche Hure gewesen war, gab vor, um dem Thale zu entkommen, sie hätte ihre Zähne und eine Augenbraue vergessen, kehrte zurück und blieb stehen. Aber endlich kam sie vor den Schauplatz, und die Menge derer, die sie ins Verderben gestürzt hatte, wies mit Fingern auf sie, und erhob solch ein Geschrei, daß sie sich suchte unter einem Haufen Häscher zu verbergen, die sie für Leute von keinem Belang, selbst an diesem Tage, hielt.

Ein großes Geräusch lenkte mich davon ab. Am Ufer eines Flusses verfolgte eine Menge Volks einen Arzt; denn hernach erfuhr ich durch den Urtheilsspruch, daß es einer war. Es waren Menschen, die er ohne Ursache vor der Zeit abgefertigt hatte, die ihn nun darüber vor Gericht ziehen wollten, und ihn endlich mit Gewalt vor den Thron des Richters schleppten.

Linker Hand hörte ich ein Geräusch wie von einem Schwimmenden. Ich erblickte einen Richter, der mitten in einem Flusse stand und sich die Hände wusch; welches er verschiedene Mal wiederholte. Ich fragte ihn, warum er sich so oft wüsche? Ja, sagte er, ich hatte sie mir im Leben über verschiedene Händel schmieren lassen, und wollte doch nicht gern so ungewaschen damit vor dem allgemeinen Richter erscheinen.

Eine Legion Plageteufel erschien mit Peitschen, Pfählen und anderen Werkzeugen, und holte einen Haufen Schankwirthe, Schneider und Schuster, die sich vor Furcht taub machten, vor Gericht. Sie wollten, ob sie gleich auferstanden waren, doch nicht aus ihren Gräbern heraus. Unterwegs steckte, bei dem Lärmen, den sie machten, ein Advocat den Kopf heraus, und fragte sie, wo sie

*) Im Original ein Wortspiel mit juicio, Gericht, und juicio, Beurtheilungskraft.

hingingen? Sie antworteten: vor den Richterstuhl des Rhadamanthus. Geschwind zog er den Kopf wieder hinein, und sagte: i nu, ich will derweile hier bleiben; denn müßte ich etwa noch tiefer hinunter, so habe ich schon so viel Weg gewonnen.

Ein Schankwirth kam, der vor Angst so sehr schwitzte, daß er vor Müdigkeit bei jedem Schritte niedersinken wollte. Bravo, Herr Wirth! sagte ein Teufel zu ihm; bravo! daß ihr das Wasser herausschwitzet und es uns nicht für Wein verkaufet! Einer von den Schneidern, klein von Person, rund von Gesicht, von schlechtem Bart und noch schlechterm Leben, sagte nichts weiter, als: wer kann mich wohl des Diebstahls beschuldigen, da ich beinahe vor Hunger gestorben bin? Die Anderen, da sie sahen, daß er leugnete, gestohlen zu haben, fragten ihn, warum er sein Handwerk entehrte? Sie trafen mit einigen Straßenräubern und öffentlichen Gaudieben zusammen, und flohen vor einander. Aber die Teufel schlossen sie gleich ein und sagten: die Straßenräuber könnten wohl mit unter den Schneidern passiren, weil sie nach ihrer Art auch Wald- und Bergschneider, wie die Feldkatzen, wären. Sie zankten sich, weil sie es für einen Schimpf hielten, mit einander zu gehen: aber endlich kamen sie doch zusammen ins Thal.

Hinter ihnen kam die Thorheit mit ihren vier Begleitern, den Dichtern, Tonkünstlern, Verliebten und Renommisten; Leuten, denen dieser Tag ganz was Fremdes war. Sie stellten sich auf die Seite. Zwei bis drei Sachwalter kamen, die sich an ihren schamlosen Stirnen erkannten, und sich nicht wenig wunderten, daß sie auch jetzt noch keine Scham darauf fänden, da sie doch in ihrem Leben so wenig davon verbraucht hatten. Endlich wurde allen ein Stillschweigen aufgelegt.

Der Thron war ein Werk der Allmacht und Wunderkraft. Jupiter stand da von seiner eigenen Herrlichkeit bekleidet, gnädig und hold für die Einen, und zornig für die Anderen. Zu seinen Füßen drehten sich die Sonne und die Sterne. Der Wind war eingeschläfert und schwieg. Das Wasser in seine Ufer gedrängt. Die Erde stand still voll banger Erwartung und Furcht für ihre Kinder, die Menschen.

In den „Briefen des Ritters von der Zange" ist der Held ein Geizhals, welcher an seine Geliebte schreibt und ihr unter den ergötzlichsten Vorwänden, mit den derbsten und scharfsinnigsten Einfällen, jede Bitte um Geld oder Geschenke abschlägt. Der Witz in diesen Briefen ist von überraschender Schlagfertigkeit, und der Verfasser hat es vortrefflich verstanden, das schmähliche Laster des Geizes in seiner lächerlichen Verächtlichkeit zu kennzeichnen. In der Uebersetzung Bertuchs theilen wir einige dieser Briefe mit.

Briefe des Ritters von Spargut.

(Bertuch übersetzt „Ritter von der Zange", mit „Ritter Spargut".)

An alle Bewahrer!

Mit herzlichem Mitleiden habe ich schon lange die Blutsaugereien und feinen Plünderungen, die jetzt Mode sind, mit angesehen. Dies hat bei mir den Wunsch erregt, Alle, die fahrlässig mit ihrem Beutel umgehen, darauf aufmerksam zu machen, damit sie meine Vorschläge lesen, und ihre Taschen fein zuknöpfen; eher Bewahrer als Geber zu heißen suchen. Mit Recht heißt es: man soll den Feiertag halten. In Betreff des Haltens und Behaltens aber sollte jeder Tag ein Feiertag sein. Folgendes sind also die Vorschriften, die ich zu geben habe.

Tägliche Andachtsübung,

welche jeder ächte Ritter zu halten hat, sein Geld in der Stunde der Anfechtung zu retten.

Zuerst, wenn er Morgens aufsteht, soll er sein Geld segnen, daß heute es Niemand begehre, noch anfechte. Dann soll er sich freuen, daß man ihn hat ruhig schlafen lassen bis an den Morgen, und sagen: „Ich freue mich herzlich und danke, ob ich gleich Ritter von Spargut bin, daß Borger und Geldheischer mich haben ruhig schlafen lassen, und gelobe hiermit fest und feierlich, nicht zu geben, zu leihen oder zu versprechen, weder mit Gedanken, Worten noch Werken." Hierauf soll er noch die Worte sprechen: „Nur allein die Art zu geben, wenn man Nichts giebt, gefällt mir."

Wenn er sich zu Tische setzt, soll er sich zuvor wohl umsehen, und, wird er keinen Schmarotzer und Tellerlecker gewahr, das Benedicat also sprechen: „Gott sei gelobet und gebenedeiet, der mir zwar zu essen, doch ohne Mitesser giebt!" Denn bei Tische ist mit jedem Gaste ein Messer zuviel.

Wenn er zu Bette geht, soll er sich, ehe er einschläft, andächtig dem leeren Geldsacke nahen, der, statt des Todtenkopfes, zu den Häupten seines Bettes hängt, mit der Ueberschrift:

Memento!
Du, der du mich hier siehst
So häßlich, welk und todt,

Denk: du bist selbst nur Sack!
Was du bist, war ich einst;
Was ich bin, wirst du sein!

Und wenn er dann einschlafen will, soll er sprechen: „Gelobet sei der Herr, der gegeben hat, daß ich mich jetzt selbst entkleiden konnte, und kein Anderer mich zuvor ausgezogen hat." Darauf soll er einschlafen, aber nie ganz fest, damit ihm nichts verloren gehe.

Gegengift gegen die männlichen Prellereien.

Es ist ein ausgemachtes Ding, der Hut prellt und plündert so gut wie die Haube; und mir scheint's also nöthig, ein tüchtiges Präservativ für die eine Blutsaugerei sowohl als die andere vorräthig zu haben.

Wisse also, edler Ritter von Spargut, wenn Jemand, er sei weß Standes und Würden er wolle, dich aufsucht oder zu dir will, so sage, ehe du ihm noch das Compliment machst, aufs Gerathewohl hin: „Ah! Sennor, ich glaube, die Welt muß bald untergehen; man kann auch nicht einen Maravedi mehr auftreiben!" und dann mach' ihm deine größten Diensterbietungen und Ergebenheitsversicherungen; so verrennst du dem Bettler sogleich den Paß. Wenn dir aber unvermuthet und zu schnell ein Borger auf den Hals kommt, und sein Begehren anbringt, so antworte ihm gleich ebenso hastig: „Ah! Sennor, eben war ich im Begriffe, Sie zu bitten, mir die nämliche Summe zu leihen, die ich zu einer Ehrensache höchst nöthig habe." Dies nennt man einen Ueberfall ablaufen lassen.

Lobt man dir einen Juwel oder andere Sache von Werth zu sehr, so sage: „Ja, es wird mir immer kostbarer und lieber, je länger ich es besitze."

Einander Glück zum neuen Jahre wünschen, mag angehen; aber nur nichts schenken.

An Messen, Jahrmärkten oder anderen Feiertagen mag ein wahrer Ritter von Spargut in den Silberbuden, Gewölben, und in der langen Straße immer thun, als wollte er schenken, aber nur nicht Ernst daraus machen. Er muß immer sein wie die Sonnenuhr, die nur zeigt, nie giebt. Will er sich aber einmal sehen lassen und recht freigebig zeigen, so sei es nur gegen seinen Schatten, und gegen sonst nichts.

Vierzehnter Brief.

Sennora!

Sechs Tage sind's, daß ich Unwürdiger die Ehre habe, Sie zu bedienen, und während der Zeit habe ich drei Besuche, eine Botschaft, zwei Antworten, fünf Billets, zwei nächtliche Signale durch Husten, und einen Schlag mit der Mantille in der Kirche zu St. Felipe erhalten. Dies ist Einnahme. Ich habe indessen auch durch einen starken Catharr und heftiges Zahnweh an meiner Gesundheit gelitten. Wenn ich nun diesen Zeitverlust nebst acht Realen rechne, die ich auf viermal der Marianne gegeben habe, und so bei mir selbst Ausgabe und Einnahme gegen einander halte, finde ich beim Schlusse der Rechnung die erstere schon immer beträchtlich genug; und nun kommen Sie noch, so schmeichelnd Sie auch dazu aussehen, mit dem verfluchten Antrage: „Schicken Sie mir doch hundert Ducaten, meine Hausmiethe zu bezahlen!" Ich wünschte nie geboren zu sein, wie ich das las. Hundert Ducaten! ich glaube, weder Atabaliba, noch Montezuma hat je so viel zusammengehabt. Und Sie, Sennora, fordern so eine Summe auf einmal, ganz umsonst und um nichts! Wahrlich! damit könnte man dem hitzigsten Parteigänger Muth und Leben nehmen. Ueberlegen Sie einmal ganz kaltblütig und gelassen, ob ich Sie nur im geringsten veranlaßt habe, ein Haus zu miethen? Vor mir können Sie immerhin auf freiem Felde leben. Ins Künftige will ich mir auch, um nur so was nicht noch einmal zu hören, eine Wilde, ein Mädchen, das in Wäldern und Wüsteneien lebt, zur Liebschaft wählen. —

Leugnen Sie die Schuld gerade weg, Sennora, oder suchen Sie, wenn Sie ja bezahlen wollen, das Geld anderswo; sonst bringen mich die hundert Ducaten wahrhaftig dahin, daß ich aus Furcht für die Hausmiethen die Stadt verlasse und in eine Wüste ziehe.

Fünfzehnter Brief.

Es kann nicht anders sein, Sennora, Sie müssen mein Geld gezählt haben, als Sie mich zu lieben anfingen; denn ihre Gunstbezeugungen hörten in derselben Stunde und Minute auf, da mein Beutel leer war. Nicht um ein Quentchen haben Sie mich mehr geliebt, schönes Kind, und Sie haben sich recht mit Ehre aus dem Spiele zu ziehen gewußt. Jetzt, da Ihnen der Teufel gesagt hat, daß mein Beutel leer ist, dächt' ich, liebten Sie mich auch nun einmal auf mein Wort und Pfand, bis ich vollends ganz nackt bin. Leihen Sie mir doch noch etliche Tage ihre Gunst auf meinen Mantel, mein Camisol und meine Hosen; denn diese kann ich Ihnen noch baar zum Pfande einsetzen.

Sechszehnter Brief.

Noch diesen Augenblick, Sennora, kann ich nicht aufhören, mich über Ihr Billet von heute zu kreuzigen und zu segnen; so bin ich darüber erschrocken. Ich kann nicht begreifen, warum ein Frauenzimmer, das so denkt und so schreibt wie Sie, nicht geradezu einen Haken nimmt, und dem Erzengel St. Michael die Seelen von der Waage stiehlt?*) Reimen Sie mir einmal, wo möglich, Ihr ganzes Verfahren zusammen, Sennora. Jetzt, nachdem Sie mich erst lebendig geschunden, mir die Knochen abgenagt, den Beutel gefegt, die Ehre geraubt, und all' mein Gut und Habe entrissen haben, fällt's Ihnen ein, daß wir in einer heiligen Zeit leben; Alles einmal aufhören muß; Sie in der Nachbarn und anderer Leute Mäuler kommen; Ihre Tante Tag und Nacht zankt; Sie den Stolz Ihrer Schwester nicht mehr ertragen, und mich schlechterdings nicht mehr sehen können; ich nicht einmal durch Ihre Straße gehen darf, und wir uns, wenigstens auf eine Zeit, trennen müssen? —

Du hast Deine Zeit gut gewählt, höllisches Weib! Geschminkte Teufelslarve! So lang ich noch was zu geben hatte, und mein Beutel Dir in die Augen stach: schlief Dein Gewissen auf dem Sammetpolster; war keine Zeit heilig; gab's keine Nachbarn; und Deine verfluchte und vermaledeite Tante, die jetzt Tag und Nacht zankt, fraß mich vor lauter Liebe, Mittags und Abends, auf, mit ihren beiden Hauern, die sie noch im Maule hat, die ihren Kinnbacken zu Krücken dienen; und forderte immer eben so viel als Du, die Du noch mehr Zähne hast als dreißig Hunde. Und was soll ich vollends von Deiner gebenedeiten Schwester sagen? So wie sie mich nur erblickte, verwandelte sie sich auch gleich in eine Glocke, die ewig nichts anders von sich hören ließ, als dan, dan!**) Ist das Euer Handwert, Ihr Spitzbübinnen? Euch zu bekehren, seh' ich, muß man Euch einen Ausgesogenen bringen. Jetzt, da Ihr seht, daß ich keine Blanca***) mehr in der Tasche habe, habt Ihr Euch alle zu Gott bekehrt. Ein Armer, den Ihr dazu gemacht habt, sollte Euch, Eurer Bekehrung wegen, ein wahres Heiligthum, so wie ein leerer Beutel ein Todtenkopf mit einem Memento mori sein!

Es kömmt mir sehr spaßig vor, wenn Ihr sprecht, man müsse doch Gott einen Theil seines Lebens widmen. Was habt Ihr denn für ein Leben, daran ein Anderer, als Lucifer, Theil haben könnte? Mit Erlaubniß, Sennoras, und wenn Ihr es nicht übel nehmen wollt, muß ich Euch sagen: Ihr nehmt dem Menschen, was er nöthig hat, und gebt Gott, was gar nicht für seine göttliche Majestät ist.

Ha, die Schlange will sich das Ansehen geben, als sorge sie für ihr Seelenheil! Sie haben Dich gewiß bei einem Schneider in die Lehre gethan, daß Du Gewissen in den Leib kriegen sollst? Wohlan! ich schwöre Dir, ich will weder jemals durch eine Gasse gehen, noch Dir eine so unverschämte Prellerei ungestraft hingehen lassen, außer, wir bekehren uns Beide zur Hälfte; ich, um selig zu werden, will mich ernstlich reuen lassen, was ich Dir gegeben habe; und Du giebst mir es wieder, damit Dir Gott vergebe. Das Uebrige ist eine Sache, die wir im Fegefeuer noch miteinander ausmachen wollen; vorausgesetzt, Du kämest einmal, wenn Du von der Welt scheidest, dahin. Wanderst Du aber gerade zur Hölle, wie ich glaube, so stehe ich ab; denn im Hause Deiner Tante†) processire ich nicht mehr mit Dir.

Das bekannteste der Werke Quevedo's ist sein Roman vom Schelmenhauptmann Don Pablo, in dem er ein mit reichstem Witz ausgestattetes Zeit- und Lebensbild entfaltet. Wie im Lazarillo des Mendoza, dem Vorbild Quevedo's, ist im Leben Don Pablo's der Held ein Schelm und Gauner, welcher in Lumpen voll Bettlerhochmuth, keck, frech und lustig seine eigenen Abenteuer, Kniffe und Ränke mit Behagen erzählt. Don Pablo weiß sich sogar eine Zeit lang in einer verhältnißmäßig glänzenden Stellung zu erhalten.

Dieser Roman ist eine derbe, handgreifliche Satire, in welcher der Verfasser seinem Grimm gegen die Verwaltung und einzelne Gesellschaftsklassen oft in roher Weise Luft macht. Die Schalkheit des „picaro" artet nicht selten in zügellose Frechheit aus, und seine Zweideutigkeiten werden zu schleierloser Unanständigkeit. Trotzdem übt die Schilderung des nationalen Lebens in einer lebendigen, blühenden Sprache einen fesselnden Reiz. Quintana,

---

*) Der gemeine Mann in Spanien glaubt, der Erzengel Michael wäge die Seelen der Verstorbenen, ehe sie in den Himmel kommen, um zu sehen, ob sie auch dazu vollwichtig seien. Daher sieht man ihn auch in manchen Kirchen gemalt und geschnitzt mit dem Schwerte in der rechten, und der Waage in der linken Hand.

**) Gieb! Gieb!

***) Die kleinste Kupfermünze sonst in Spanien, nach unserm Gelde ohngefähr ein Drittel Heller.

†) So nennt der gemeine Mann in Spanien oft scherzend die Hölle.

ein hervorragender spanischer Kritiker neuester Zeit, spricht sich über Quevedo folgendermaßen aus: „Quevedo ist für die Einen der Urheber aller Späße, die Schatzkammer aller Scherze, die Quelle des Witzes, der Erfinder aller glücklichen Refrains und Wortspiele, mit einem Wort, Meister im Scharfsinn und Meister im Humor. Für die Andern im Gegentheil ist Quevedo ein Schriftsteller, welcher die Schönheit und Würde des spanischen Geistes beeinträchtigt hat; sein Genius, argumentiren sie, anstatt anmuthige Scherze zu erzeugen, erniedrigt sich zur Possenreißerei, er hat die Sprache ärmer gemacht, indem er viele, früher ernste und edle Ausdrücke ihrer Würde beraubte, und sie in eine gemeinere Sphäre zog; und wenn er dennoch mitunter belustigt, so geschieht es durch die originelle Extravaganz seiner tollen Laune." Diese beiden so entgegengesetzten Urtheile haben dennoch ihre Berechtigung, und indem wir aufmerksam den Charakter dieses Schriftstellers prüfen, können wir nicht umhin, zu gestehen, daß er den Einen wie den Anderen Grund genug zu ihrem Lobe, wie zu ihrem Tadel giebt. Quevedo war zu Extremen geneigt; Niemand hat auf dem Gebiet der ernsten Literatur eine so trockene Gravität und eine so strenge Moral zur Schau getragen wie er, und Niemand hat wie er im burlesken Genre sich einer so ausschweifenden Lustigkeit hinzugeben. Sein Stil, in Versen wie in Prosa, ist immer sprunghaft und entbehrt des inneren Zusammenhangs und der Steigerung; denn Wahrheit und Natürlichkeit opfert Quevedo stets der Exaltation und der Uebertreibung. Seine Einbildungskraft ist lebhaft und glänzend, aber oberflächlich und nachlässig, und der poetische Geist, der sie durchdringt, leuchtet wohl, aber er wärmt nicht, er überrascht, doch rührt er nicht, er bewegt sich sprunghaft mit Ungestüm und Kraft, doch schwingt er sich nicht aufwärts und ist niemals von einer andauernden Erhebung der Seele begleitet. Die Sucht, oder vielmehr die Wuth, die Dinge originell und neu auszudrücken, konnte ihn veranlassen, das Meeresufer als „Gesetz des Sandes" zu bezeichnen, die Liebe einen „Bürgerkrieg der Sterblichen", und die Baumstämme, in die Liebende ihre Namen graben, ein „ländliches, auf smaragdnen Blättern geschriebenes Buch" zu nennen.

Seine burlesken Verse strotzen von Zweideutigkeiten und gewaltsam herbeigezogenen Anspielungen. Ungeachtet dieser Fehler, von denen ohne Zweifel einige groß sind, wird man Quevedo stets, um vieler Ursachen willen, mit gerechter Bewunderung lesen. Erstens sind seine Verse im Allgemeinen voll und wohltönend, seine Reime leicht und reich; und obgleich dieses Verdienst, das erste, das man von einem Dichter fordert, nur untergeordneter Natur ist, so weiß Quevedo doch dasselbe durch andere Vorzüge, durch Mannigfaltigkeit, Lebendigkeit und körnige Kraft der Sprache zu unterstützen. Seine Poesie, von markvollem, energischem Charakter, geht ungestüm auf ihr Ziel los, und wenn seine Empfindungen auch oft aus gewaltsamen Erregungen, aus Affectation und schlechtem Geschmack entspringen, so erheben sie sich andererseits mit einem Stolz, einer Kühnheit, einer Eigenthümlichkeit, welche Staunen erregen. Mitunter lösen sich einzelne seiner Verse von der übrigen Dichtung ab, und ohne die Nothwendigkeit des Zusammenhangs mit dieser, berühren sie unser Ohr mit vollem, mächtigem Klange; oder sie prägen sich durch die Tiefe der Sentenz, die sie enthalten, oder durch die Neuheit und Energie des Ausdrucks fest unserm Gedächtniß ein. Von keinem Dichter lassen sich so viel schöne einzelne Verse, so viel pompöse und kräftig poetische Stellen citiren wie von Quevedo.

Es folgen hier in der Uebersetzung von Bertuch einige Capitel seines berühmten Romans.

Brief, in dem ein Oheim dem Don Pablo den Tod seines Vaters mittheilt.

Mein Sohn Paul! (denn aus großer Liebe, die er zu mir trug, nannte er mich so.) Die großen Beschäftigungen der Stelle, die ich von Sr. Majestät bekleide, haben mir nicht verstattet, eher an Dich zu schreiben; denn wenn der Dienst des Königs was Unangenehmes hat, so ist es

die schwere Arbeit; doch wird sie einem auch durch das Bischen Ehre, einer seiner Diener zu sein, wieder erleichtert. Es thut mir leid, Dir eine unangenehme Nachricht zu melden. Dein Vater ist todt. Er starb vor acht Tagen, mit der größten Standhaftigkeit, wie nur ein Mensch in der Welt gestorben ist. Ich kann's sagen, denn ich habe ihn selbst gehenkt. Er bestieg den Esel, ohne einen Fuß in den Steigbügel zu setzen. Das Galgen-Koller stand ihm so gut, als wär' es blos für ihn gemacht gewesen. Und bei diesem Umstande, mit den vielen Kreuzträgern voran, sah ihn Niemand, der ihn nicht für eine recht würdige Galgen-Frucht gehalten hätte. Mit großer Unbefangenheit sah er an alle Fenster, und grüßte Alle höflich, die ihre Arbeit verließen, um ihn zu schauen. Zweimal strich er sich den Knebelbart, hieß die Geistlichen ausruhen, und lobte, was sie Gutes sagten. Endlich kam er an den Galgen, setzte den Fuß auf die Leiter, und stieg weder auf allen Vieren, noch langsam hinauf. Er fand daran eine Sprosse zerbrochen, wandte sich zur Justiz und sagte: sie möchte sie für einen Anderen ausbessern lassen, denn nicht Alle hätten so viel Kraft. Ich kann Dir's nicht beschreiben, wie wohl er Allen gefiel. Er setzte sich oben nieder, und schlug die Falten vom Rocke zurück, nahm den Strick und legte sich ihn selbst um den Hals auf die Nuß. Da er nun sah, daß der Theatiner ihm noch vorpredigen wollte, wandte er sich zu ihm. Herr Pater, sagte er, ich nehm's für empfangen an; betet mir noch den Glauben ein Bischen, und laßt es uns kurz machen; ich wollte nicht gern langsam scheinen. Das geschah. Er bat mich, ich möchte die Kappe auf die Seite legen, und ihm den Geifer abwischen. Ich that es! Nun fiel er herunter, und ohne mit den Beinen zu zappeln oder sonst Geberden zu machen, weg war er. Er behielt, wie er dahing, eine Gravität, die man nicht besser verlangen konnte. Ich viertheilte ihn darauf, und gab ihm die Landstraße zum Begräbniß. Gott weiß, wie weh es mir thut, ihn da zu sehen, wie er den Raben und Krähen zum Freitische dient. Doch glaube ich, die Pastetenbäcker dieser Gegend werden uns trösten, und ihn noch zeitig genug in vier Quartos-Pastetchen zu backen.

Don Pablo erzählt:

Ich sann auf neue Mittel mich zu belustigen, und legte mich auf das, was die Studenten Schnellen, oder ein Ding im Fluge Schießen, nennen. Hierbei begegneten mir sehr lustige Abenteuer.

Eines Abends um neun Uhr, da es schon ziemlich leer von Leuten war, ging ich durch die Große Straße, sah eine Conditorbude, und einen Korb Rosinen auf dem Ladentische. Ich schoß im vollen Rennen darauf los, ergriff ihn und lief davon. Der Conditor hinter mir her, nebst andern Dienern und Nachbarn. Ob ich gleich den Vorsprung hatte, so sah ich doch, weil ich beladen war, daß sie mich einholen würden. Sobald ich also um eine Ecke herum war, setzte ich mich auf den Korb, wickelte schnell den Mantel um das Bein, und fing an, mit dem Beine in der Hand zu schreien: Au! Au! Gott verzeih's ihm, wie er mich getreten hat! Das konnten sie hören. Da sie nun näher kamen, fing ich das gewöhnliche Abendgebet zur heiligen Jungfrau an. Sie schrien aus vollem Halse, und fragten mich: ist hier kein Mensch vorbeigelaufen, guter Freund? Ei freilich, sagte ich; er ist schon weit voraus; und hier hat er mich aufs Bein getreten, der Spitzbube. Gelobt sei der Herr! Damit rissen sie aus. Ich blieb allein, trug den Korb nach Hause, und erzählte den Streich. Sie wollten es nicht glauben, daß es sich so zugetragen hätte, wiewohl sie sich sehr lustig darüber machten. Deshalb invitirte ich sie, auf einen anderen Abend, mich Schachteln schießen zu sehen. Sie kamen, und da sie sahen, daß Schachteln in der Bude standen, ich sie aber nicht mit der Hand kriegen konnte, so hielten sie es für unmöglich, zumal da der Conditor, wegen des Vorfalls mit den Rosinen, auf der Hut war. Was zu thun? Ich zog ohngefähr zwölf Schritte weit von der Bude meinen Stoßdegen, der sehr lang und spitzig war, nahm einen Anlauf, und als ich an die Bude kam, schrie ich: stirb Canaille; und that einen Stoß vor dem Conditor vorbei. Er fiel zu Boden und schrie nach der Beichte. Den Stoß that ich in eine Schachtel, die ich anspießte, und mit ihr davon lief. Alle bewunderten die List, und wollten vor Lachen sterben, indeß der Conditor verlangte, sie sollten ihn besehen, weil er ohne Zweifel verwundet, und es ein Mensch gewesen wäre, mit dem er sich gezankt hätte. Doch da er sich umsah, und die Schachteln umher in Unordnung und Verwirrung erblickte, entdeckte er die Schelmerei, fing an sich zu kreuzigen und zu segnen, und wollte gar nicht wieder aufhören. Ich gestehe, daß mir nie ein Streich so wohl geglückt als dieser. Meine Kameraden sagten, ich könnte allein das Haus mit dem unterhalten, was ich im Fluge schösse. Ich war noch jung, und sah, daß sie meinen Witz und Geschicklichkeit erhoben, womit ich diese Schelmereien ausführte; und dies feuerte mich immer an, noch mehrere zu unternehmen. Alle Tage hatte ich meinen Gürtel mit Töpfen von Nonnen bespickt, die ich mir von ihnen zum Trinken*) ausbat, und womit ich davonging. Ich führte dadurch die Gewohnheit ein, daß sie nichts ohne Pfand weggaben.

Einstmals versprach ich dem Don Diego und allen Kameraden, in einer Nacht der Runde selbst die Degen abzunehmen. Sie wurde festgesetzt. Wir versammelten uns; ich ging voran

*) Da Spanien ein ziemlich heißes Land ist, und man deshalb oft von Durst befallen wird, so wendet man sich an Nonnenklöster, um Wasser zu bitten, welches sie in jarros, d. i. irdenen Töpfen mit zwei Henkeln, geben.

Sobald ich die Runde entdeckte, näherte ich mich ihr mit noch einem Andern von den Hausbedienten, und rief sehr bestürzt: Die Runde? Sie antworteten: Ja! — Ist es der Corregidor?*) Sie sagten: Ja! Ich fiel auf die Knie: Sennor, sagte ich, in Ew. Gnaden Händen steht meine Rettung, meine Rache und ein großer Vortheil für den Staat. Hören mich Ew. Gnaden ein paar Worte allein, wenn Sie einen großen Fang thun wollen. Er entfernte sich mit mir, und die Häscher griffen schon nach ihren Degen, und die Alguazils legten die Hand an ihre Ruthen. Sennor, sagte ich, ich komme von Sevilla, und setze sechs Kerlen nach, die die ärgsten Bösewichter von der Welt, und lauter Räuber und Mörder sind. Einer von ihnen hat meine Mutter und meinen Bruder ermordet um sie zu berauben, das ist erwiesen. Sie begleiten, wie ich aus ihrem Munde gehört habe, einen französischen Spion; und aus ihren Reden vermuthe ich, sagte ich ganz leise, daß er vom Antonio Perez**) ist. Damit that der Corregidor einen Sprung in die Höhe. Wo sind sie? rief er. Hier, in dem Wirthshause, versetzte ich; halten sich Ew. Gnaden nicht auf; die Seelen meiner Mutter und meines Bruders werden es Ihnen mit Fürbitten bezahlen, und der König wird Sie belohnen. Jesus! schrie er, fort! fort! laßt uns nicht zaudern, folgt mir Alle, gebt mir einen Schild. Ich zog ihn auf die Seite und sagte zu ihm: Sie begeben sich in Gefahr, wenn Sie das thun. Sie müssen vielmehr Alle ohne Degen hineingehen, und einer nach dem andern; denn jene sind in den Zimmern und haben Pistolen. Wenn sie Leute mit Degen erblicken, die nur die Justiz tragen***) darf, so geben sie gewiß Feuer. Mit Dolchen ist es gewiß besser, und von hinten ihnen in die Arme gefallen; denn dazu sind unser genug.

Dem Corregidor, der schon nach der Beute schnappte, gefiel der Rath. Indeß näherten wir uns dem Hause; und der gewarnte Corregidor befahl, alle Degen auf einem Platze, der fast dem Hause gegenüberlag, unter das Gras zu verstecken. Sie thaten es und gingen fort. Sie hinlegen, wegnehmen und nach Hause tragen, war eins; wie ich meinen Kameraden befohlen hatte. Da sie Alle ins Haus hineingingen, blieb ich bis zuletzt zurück; und indem sie sich unter andere Leute, die da waren, mischten: lief ich durch ein Gäßchen, nach La Vittoria zu, so schnell davon, daß mich kein Windhund eingeholt hätte. Sie kamen hinein, und sahen nichts als Studenten und lustige Brüder, welches eins ist; fingen an mich zu suchen, und da sie mich nicht fanden, argwohnten sie, was es war. Sie suchten ihre Degen und fanden keinen halben.

Wer kann den Fleiß beschreiben, womit der Corregidor und Rector dieselbe Nacht Haussuchung thaten? Sie gingen in alle Studentenhöfe, durchsuchten die Betten, und kamen auch in unser Haus. Damit sie mich nicht entdeckten, hatte ich mich in das Bett gelegt, mit verbundenem Kopfe, mit einer Kerze in der einen Hand, und einem Crucifix in der andern. Ein Kamerad, der sich in einen Geistlichen verkleidet, ermahnte mich zum Tode; und die übrigen beteten die Litanei. Der Rector und die Justiz kamen; und sobald sie dieses Schauspiel erblickten, gingen sie fort, und glaubten, daß hier solche Schelmerei ihr Nest nicht haben könne. Sie sahen sich drum gar nicht weiter um; vielmehr ertheilte mir der Rector noch den letzten Wunsch für Sterbende. Er fragte auch, ob ich schon sprachlos wäre, und sie sagten: Ja! -

Nun gaben sie alle Hoffnung auf, eine Spur zu finden. Der Rector schwor, den Bösewicht auszuliefern, wenn er ihn fände; und der Corregidor, ihn zu henken, wenn es auch der Sohn eines Granden wäre. Ich stieg, wie's vorbei war, vom Bette auf; und bis auf den heutigen Tag hat man nicht aufgehört, das Andenken dieses Streichs in Alcala feierlich zu begehen.

An diese Mittheilung aus Quevedo's Werk schließen wir noch einige Worte über den bereits erwähnten Schelmen-Roman des Espinel, Marcos de Obregon, welcher von Ludwig Tieck vortrefflich ins Deutsche übersetzt ist. Obregon beginnt seine Lebensgeschichte mit Erlebnissen, die ihm in seinen reiferen Alter begegneten, holt aber später die Geschichte seiner Jugend in der Erzählung an einen alten Eremiten nach. Der liebenswürdige Humor, die anmuthige Erzählungsweise und die meist zierliche und lebendige Sprache im Obregon würden noch anziehender wirken, wenn der Verfasser nicht an vielen Stellen in breiter Geschwätzigkeit lange moralische Betrachtungen eingefügt hätte, welche, ungeachtet mancher aus tiefer Menschenkenntniß und weisem Sinn geschöpften Sentenz, doch nur Langeweile erwecken.

---

*) Corregidor heißt in Spanien der Oberrichter einer Provinz, eines Amtes u. s. w. Er hat zugleich die Aufsicht über die Polizei.

**) Antonio Perez war Staatssecretair unter Philipp II.; da er aber unschuldigerweise in Ungnade bei seinem Herrn und in Verfolgungen fiel, begab er sich nach Frankreich, wo er von Heinrich IV. eine Pension genoß und starb.

***) Zu Alcala hat die Justiz allein das Recht, des Nachts Degen zu tragen, um die Studenten im Zaume zu halten und Unruhen vorzubeugen.

Tieck macht in seiner Vorrede zur Uebersetzung alle diejenigen Erzählungen im Obregon namhaft, welche Le Sage aus dem spanischen Werke seinem Gil Blas einverleibt hat — einem Roman, von dem Tieck nachweist, daß alle oder die meisten seiner Erfindungen nur Nachahmungen, Uebersetzungen oder in Erzählung aufgelöste spanische Schauspiele sind. Einige kleine Erzählungen aus dem Obregon in der Tieck'schen Uebersetzung lassen wir weiter unten folgen.

Gleiche Berühmtheit wie der Roman Quevedo's erlangte der Schelmenroman des Mateo Aleman: „Vida y hechos del picaro Gusman de Alfarache“ (Leben und Thaten des Schelmen Guzman de Alfarache), der an Mannigfaltigkeit und Lebendigkeit den Obregon und den Lazarillo des Mendoza übertrifft und an frecher Ausgelassenheit der Erzählungen mit Quevedo's Don Pablo wetteifert. Von dem Leben Aleman's sind wenig Nachrichten auf uns gekommen. Er ward 1568 in Sevilla geboren, bekleidete eine Stelle beim königlichen Schatzamt und mußte in Folge eines Processes, der in Beziehung zu seinem Amt stand, auf einige Zeit ins Gefängniß wandern. Schon in vorgerückten Jahren trieb ihn die Verbitterung seines Gemüthes zur Auswanderung nach Mexiko. Ob er dort gestorben ist, und zu welcher Zeit, ist unbekannt.

Aleman läßt den Guzman in zwei Bänden, welche ohne Schluß bleiben, seine theils lustigen, theils nichtswürdigen Streiche erzählen. Schon als Knabe entlief er dem elterlichen Hause, und hatte als Küchenjunge und Laufbursche unglaubliche Leiden und Abenteuer zu bestehen; er wird zum Diebe, lebt eine Zeitlang als vornehmer Herr, läßt sich dann als Soldat anwerben und sinkt endlich bis zum zerlumpten Straßenbettler herab. Ein Geistlicher nimmt ihn mitleidsvoll in seine Dienste, und nun beginnen seine Gaunereien von Neuem. Seine erste Frau stirbt, und um zu seinen übrigen Lastern auch noch das der Gotteslästerung zu fügen, will er jetzt Geistlicher werden; eine zweite Heirath verhindert ihn jedoch daran. Seine Gattin läuft ihm davon, und ein neuer Diebstahl bringt den Vielgeprüften auf die Galeeren. Schließlich rettet er den Staat durch die Entdeckung einer Verschwörung und wird begnadigt.

Das Unsittliche dieses Buches besteht darin, daß Guzman von seinen gemeinsten Verbrechen mit der harmlosesten Miene von der Welt spricht, als wären sie weder etwas Außergewöhnliches, noch etwas Strafbares; und niemals verräth eine Anwandlung von Reue bei ihm, daß er einen Begriff von der Unsittlichkeit seiner Handlungsweise hat. Möglicherweise glaubte der Verfasser durch reichlich angebrachte moralische Nutzanwendungen seinen Lesern ein Gegengift beizubringen; aller Wahrscheinlichkeit nach erreichte er aber diesen Zweck nur bei der Inquisition, welche gegen die Veröffentlichung eines Buches von so zweideutigem Inhalt keinen Einwand erhob. Die Vorzüge dieses lustigen Werkes bestehen in seiner unerschöpflichen guten Laune, in scharfer Beobachtung, gründlicher und umfassender Menschenkenntniß und in einer reinen Sprache.

Ehe Aleman's zweiter Theil erschien, hatte ihm ein valencianischer Advocat, wie man glaubt mit Namen Juan Marti, einen Theil seines Manuscriptes entwendet und unter dem Namen Mateo Luxan de Sayavedra eine Fortsetzung des Guzman herausgegeben. Aleman entlarvte den Plagiator, und ähnlich wie Cervantes den Avellaneda, nur mit größerer Härte und Energie, verfolgte er in seinem eigenen zweiten Theil sein Opfer mit schonungslosem Spott.

Ein Geistlicher Andreas Perez gab unter dem Namen Francisco Lopez de Ubeda einen Schelmenroman heraus: „La picaro Justina“ (die Schelmin Justina), in dem eine Frau die Heldin und Schelmin ist, welche sich am Schluß der Erzählung ihrer Abenteuer rühmt, die Gattin des Guzman de Alfarache zu sein. Dieses Buch ist eine augenscheinliche Nachahmung Aleman's, theilt jedoch die Vorzüge dieses Schriftstellers, seinen sprudelnden Humor und seine geistreichen Auffassungen, nicht. Die gemeine Wirklichkeit,

der Boden, aus dem diese Schelmenromane erwuchsen, tritt uns in der Justina allzu grell und ohne irgend einen poetischen Zug gemildert entgegen — eine Wirkung, die durch den Umstand noch vermehrt wird, daß es eine Frau ist, die ihre Laster hier frech zur Schau trägt. Der Stil in der Justina entbehrt der Natürlichkeit und Frische und quält sich in gezierten Wendungen ab.

Von den übrigen Schelmenromanen aus diesem Zeitraum, welche mehr oder weniger als Nachahmungen der genannten Werke zu betrachten sind, wollen wir nur noch des Buches von Estevanillo Gonzalez erwähnen, welches er unter dem Titel: „Das Leben des Estevanillo Gonzalez, des lustigen Gesellen, von ihm selber verfaßt," herausgab. Ist es wirklich, wie er sagt, seine eigene Lebensgeschichte, welche er hier der Oeffentlichkeit preisgiebt, so weiß man in der That nicht, soll man mehr verwundert oder entrüstet sein über die naive Schamlosigkeit, mit der der Verfasser sich hier zu den abscheulichsten Lastern bekennt. Gonzalez scheint von vornehmen Leuten, die sich seiner als Spaßmacher bedienten, sehr begünstigt worden zu sein; so stand er einige Zeit in Diensten des Octavio Piccolomini. Im Einklang mit dem Inhalt steht die Sprache des Romans, welche mitunter gekünstelt, öfter aber plump und roh ist. Es folgen einige Capitel der Tieck'schen Uebersetzung des Obregon.

Marcos de Obregon ist in einem Meierhause gastfreundlich aufgenommen worden. Seinem Wirth hat man einen Korb mit Feigen gestohlen, und er verspricht den Dieb zu entdecken. Obregon erzählt: „Nachdem ich gegessen hatte, und alle die jungen Burschen um uns herstanden, sagte ich zum Meier: Diese hölzerne Schüssel, aus welcher wir gegessen haben, soll den Feigendieb entdecken. Einer von ihnen sagte halb leise: So wäre ja wohl der Teufel in diesem Studenten gekommen. Ich ließ mir von dem wackern Manne etwas Oel und Ocker geben, und ohne daß die Burschen es gewahr wurden, beschmierte ich die untere Seite der Schüssel mit einer Mischung, die ich aus dem Oele und Ocker gemacht hatte: dann ließ ich mir eine Glocke geben, wie sie die Kühe tragen, stellte diese unter die Schale, und sagte dann, daß Alle es hören konnten, nachdem ich die Schale weiter bis in den Stall getragen hatte: Einer nach dem Andern gehe nun vorbei und schlage unten an die Schale; wenn der, der die Feigen gestohlen hat, dies thun wird, so wird die Glocke klingen. Einer nach dem Andern ging vorbei, und Jeder schlug mit der Hand in den Ocker; die Glocke aber, worauf Alle warteten, ließ sich nicht hören. Nun rief ich sie zu mir, ließ mir ihre Hände zeigen, die Alle, bis auf Einen, beschmutzt waren, worauf ich zu Allen sagte: Dieser feine Herr hat die Feigen gestohlen; denn um die Glocke nicht zum Läuten zu bringen, hat er es nicht gewagt, die Schale anzurühren. Der Bursche wurde so roth wie ein Scharlach, und die Uebrigen verspotteten und verlachten ihn die ganze Nacht hindurch."

Dem Vicekönig von Algier war eine beträchtliche Summe Geldes gestohlen worden. Die öffentliche Stimme beschuldigte allgemein den verabscheuten Günstling Hazen des Verbrechens; Niemand aber wagte ihn anzuklagen. Selbst ein Blatt ohne Unterschrift, das immer zuerst in Hazens Hände fallen mußte, würde nur die Folge gehabt haben, alle Einwohner Algiers auf die Folter zu bringen, um den Absender zu entdecken, den man dann erdrosselt oder verbrannt hätte. Obregon, der zu der Zeit in algerischer Gefangenschaft lebte, erbot sich, den Diebstahl ans Tageslicht zu bringen, ohne irgend eines Menschen Leben zu gefährden. Im Fall des Gelingens versprach ihm sein Herr die Freiheit. Obregon erzählt: „Ich nahm einen ausgeprobten Staar, der alle Eigenschaften besaß, um gut sprechen zu lernen; den verschloß ich in einem Zimmer in seinem Käfig, wo er keine anderen Vögel hören konnte, die ihn stören möchten, und eine ganze Nacht und den darauf folgenden Tag nahm ich ihn in die Schule, daß er mußte sagen lernen: Der und der hat das Geld gestohlen! Der und der hat das Geld gestohlen! Ich gab mir so viele Mühe, und er hatte so viele natürliche Anlage, daß er innerhalb vierzehn Tagen, wenn er hungrig war und sein Futter fordern wollte, rief: Der und der hat das Geld gestohlen! So bediente er sich seines eingelernten Spruches jedesmal, wenn ihn hungerte oder durstete, weil er gänzlich schon seinen natürlichen Gesang vergessen hatte. Ich versicherte mich noch eine Woche hindurch, daß der Staar in seiner Wissenschaft fest werden möchte, und auch ich des Kunstgriffs gewiß würde, den ich ersonnen hatte; denn das Gelingen war von der höchsten Wichtigkeit, um mehr als hundert Menschen frei zu machen, die man dieses Diebstahls wegen gefangen gesetzt hatte, unter welchen Unschuldigen sich viele spanische und italienische Sclaven, sowie von anderen Nationen, befanden. Da ich nun hoffen konnte, daß mein Staar der Befreier so vieler gefangenen Christen sein würde, ließ ich ihn an einem Freitage, an welchem der Vicekönig die Moschee besuchen wollte, fliegen, und gab ihm die Freiheit, damit er andere Gefangene auch erlösen sollte. Er flog mit vielen anderen

Staaren auf den Thurm, und zwischen dem Geschwätz der übrigen fing er an eifrig zu rufen: Hazen hat das Geld gestohlen! Er unterließ den ganzen Tag nicht dies zu rufen, als er sich in der erwünschten Freiheit sah. Dem Vicekönige wurde hinterbracht, was der Staar auf dem Thurme sagte. Er erstaunte, und als die Stunde kam, die Moschee zu besuchen, war das, was er zuerst vernahm, der neue Gesang meines Staares, der oftmals sagte: Hazen hat das Geld gestohlen! Er faßte sogleich den Gedanken, daß, weil die Sache so unergründlich gewesen sei, diese Aussage wohl Wahrheit enthalten könne, und so wie sie Alle dort auf Wunderzeichen halten, so setzte er sich auch sogleich in den Kopf, der große Mahomet habe einen seiner ihn begleitenden Geister gesandt, um diese Sache zu entdecken, damit nicht so viele Unschuldige leiden möchten. Um aber nicht unbedachtsam die Untersuchung anzufangen, rief er gewisse Wahrsager oder Astrologen, welche schon wußten, was der Staar ausgesagt hatte, und beschwor sie, ihm ihre Meinung zu entdecken. Sie entwarfen ihre Rechnung, welche so gut mit der des Staares übereintraf, daß er den Günstling gefangen nehmen ließ, und nachdem dieser auf der Folter Alles bekannt und man das Geld gefunden hatte, entzog er ihm seine Gunst, welches in der ganzen Stadt große Freude erregte, weil er Jedermann verhaßt war; denn man meinte, alle Grausamkeiten, welche der Vicekönig ausübte, geschähen auf den Rath seines Günstlings."

Obregon trifft im Verlauf seiner Reise mit einem Cavalier zusammen, den er den Hörer nennt, und später mit einem, aus dem Noviziat entlaufenen Jungen, der dem Hörer auf seine Fragen folgende Antworten giebt: Er fragt ihn, wohin er gehe. Der Junge antwortet: Zum Alter. Hörer: Das meine ich nicht, sondern: Welchen Weg nimmst du? Junge: Der Weg nimmt mich, ich nicht ihn. Hörer: Aus welchem Lande bist du? Junge: Aus dem der heiligen Maria von der ganzen Welt. Hörer: Ich will sagen, in welcher Landschaft bist du geboren? Junge: Ich wurde in keiner Landschaft geboren, sondern auf dem Stroh. Hörer: Du spielst gut mit den Worten. Junge: So gut ich auch spielen mag, ich verliere sie doch immer. Hörer: Weil du nicht sagen willst, wo du geboren bist, so mußt du wohl irgend entsprungen sein. Junge: Warum soll ich denn entsprungen sein, da ich doch kein Fluß bin? Hörer: Fürwahr, du hast eine scharfe Zunge. Junge: Wenn sie scharf wäre, so würde ich sie nicht in den Mund nehmen. Hörer: Hast du einen Vater? Junge: Um nicht viele auf einmal zu haben, laufe ich eben davon; denn sie wollten mich zum Mönch scheeren und da hatte ich so viele Väter, daß ich es nicht aushalten konnte. Hörer: Ist es denn besser, als ein Courier herum zu laufen? Junge: Um jenen dort aus der Cur zu kommen, laufe ich doch lieber so als Courier.

Auf die Frage der Reisenden, warum er den Mönchen entlaufen, erzählt der Junge wie folgt: „Oft hatte ich davon gehört, wie großen Hunger die Novizen leiden müssen; ich wollte es aber nie glauben, bis ich es nun selbst erfuhr. Als wir ausgespeist hatten, nahm ich dem Pater Küchenmeister ein kleines Brot, um mich nach der Mahlzeit daran zu erquicken; als ich dies aber zum zweiten Mal versuchte, ertappten sie mich dabei, und ich wurde hart bestraft. Ich bediente mich nun einer sehr guten Erfindung: ich schlug nämlich fünf oder sechs Nägel nach unten zu in die Bretter meines Bettes, und so wie ich das Brot genommen hatte, lief ich schnell dahin und befestigte es an diese Nägel; sie kamen mir nach, und da sie es nicht bei mir fanden, ward die Schuld auf einen Anderen geschoben. So vergingen einige Tage, in denen ich mein Frühstück und Vesperbrot nach meinem Sinne verzehrte und Andere die Strafe dafür leiden ließ. Dies wäre bis auf diesen Tag ein Geheimniß geblieben, hätte mich nicht ein Streich verrathen, den ich dem Aufseher der Novizen spielte. Diesem wurde eines Tages ein Körbchen mit sehr gut aussehenden Bisquittorten zugeschickt; von diesen stahl ich ihm zwei, indem er eben den Kopf umwendete, und, mich stellend, als habe ich sonst etwas zu thun, befestigte ich sie an die schon erwähnten Nägel, kehrte dann gemessenen Schrittes zurück und setzte mich zum Lesen nieder. Jener vermißte die Kuchen und kam zu meinem Bette, wo ich saß; er durchsuchte meine Kleider und Bücher, und da er hier nichts fand, wollte er sehen, ob das Entwendete vielleicht unter dem Bette sei, und kroch mit dem halben Leibe hinunter. Hier ist auch nichts, sprach er, laßt uns weiter suchen. Ich war schon ganz sicher und ruhig; als er aber wieder unter dem Bette hervorkroch, blieb er mit dem Hinterkopf an einem meiner Nägel hängen. Da es ihm weh that, sah er nach, was es sei, und fand an den Nägeln seine Kuchen und meine Brote. Sie richteten mich so zu, daß mein Körper aussah, wie die Palette eines Malers. Sie ließen mich liegen, denn sie dachten, ich würde die Nacht mich noch nicht wieder regen können; aber ich schnürte mein Bündel, und da sie bemerkten, daß ich mich auf den Weg gemacht hatte, schickten sie mir zwei dienende Brüder nach, die, da sie die Wege besser als ich kannten, mir den Vorsprung abgewannen, und ich sah sie, als ich heraus trat, schon von weitem stehen, an einem Orte, wo ich ihnen durchaus nicht entwischen konnte. Da die Noth aber die sinnreichste Erfinderin von Hülfsmitteln ist, fand ich das meinige in einem Bienenhause, das dicht am Wege stand. So wie ich dies erblickte, sprang ich hinein, stieß wohl zwanzig Bienenkörbe um, und stellte mich hinter diese, ohne mich im mindesten zu bewegen; denn die Bienen stechen nur den, der sie angreift. Da Jene sich nun dem Hause nahten, setzten die Bienen sich zur Wehr, um den Platz zu behaupten, und als die Brüder stürmen wollten, griff die Besatzung zu den Waffen. Jene wehrten sich mit den Händen; aber je mehr sie mit diesen um sich schlugen, um so viel größer ward die herbeieilende Schaar der Bienen. Da das Heer auf diese Weise zur Schlacht gerufen ward, verließ die Arrièregarde ihre Zelte und

kam der Avantgarde zu Hülfe, und die Schaar ward endlich so groß, daß sie den armen Henkern die Sonne verdunkelte. Nachdem ich der Schlacht, die meinetwegen geschlagen wurde, einige Zeit zusah, und bemerkte, daß ich jetzt mit Sicherheit entwischen konnte, verließ ich mit Katzenschritten und mit der größten Vorsicht das Schlachtfeld und begab mich in ein Gebüsch, von dem ich noch dichter verhüllt ward, als meine Gegner von den Bienen, die ihnen in die Arme und Kragen krochen und ihnen alle Mittel der Vertheidigung abschnitten. Gleich zu Anfang setzten sich eine so große Anzahl davon an ihre Stirn und Augen, daß sie in einem Augenblick so geblendet wurden, daß sie nicht sahen, wohin sie gingen, und sich also nicht retten konnten. Der Herr des Bienenhauses kam endlich herzu, um seine Völker zur Ruhe zu verweisen, mit seinen Vertheidigungswaffen gerüstet. Er fand die armen Jungen so zerstochen und voller Beulen, daß er sie schnell aus dem Angesicht des empörten Volkes entfernte, das sie sonst vollends getödtet haben würde.

Sechs Tage sind es nun, daß ich den Streichen entflohen bin, die sie mir zugezählt hätten, wäre ich ergriffen worden."

In einem anderen Capitel erzählt Obregon: „Ich ging von Turin nach Mailand zurück. Mein Gefährte reiste nach Flandern, und ich, um nach Mailand zurückzukommen, fand einen Wagen, auf welchem ich in Gesellschaft von vier Genfern reisen mußte, die so große Ketzer waren, wie sie Alle sind. Ich war fest entschlossen, zu Allem zu schweigen, was sie auch sagen möchten, wodurch ich so sehr ihr Herz gewann, daß sie, so sehr sie auch sonst die Spanier hassen, auf der ganzen Reise sehr freundlich gegen mich waren und mir tausendmal sagten, daß ich ein liebenswürdiger Gesellschafter sei. Diese Leute sind außerdem, wenn es sich nur nicht um ihre Religion handelt, wirklich aufrichtig, umgänglich, und machen gern Anderen Vergnügen.

Sie liebkosten mich auf der Reise, und plötzlich zwischen zwei Armen des Ticino, gingen sie abseits zwischen einigen Bäumen nach einem Berge, wo sie, wie sie sagten, einen großen Nekromanten besuchen wollten, um ihn über einige sehr wichtige Geheimnisse zu befragen. Jung, wie ich war, und ein Freund von Neuigkeiten, freute es mich sehr, hier etwas zu sehen, was mir noch niemals vorgekommen war. Wir gingen eine Weile zwischen den Bäumen, bis wir an den Fuß des Berges gelangten, wo sich die Mündung einer Höhle zeigte, mit einer starken, hölzernen Thür, die von innen verschlossen war. Sie klopften an, und es wurde von innen mit einer rauhen, tiefen Stimme, die etwas Feierliches hatte, geantwortet. Die Thür ward aufgemacht, und die Figur des Zauberers zeigte sich in einem grünen, schleppenden Gewande, das mit Linien, Schlangen und Himmelszeichen bemalt war. Auf dem Kopfe trug er eine große Mütze mit Wolfsfell gefüttert, nebst anderen Dingen, die seine Gestalt furchtbar machten, so wie es auch der Ort war, welchen er bewohnte. Jene Ritter von Genf sprachen mit ihm und machten ihn mit der Ursache ihres Kommens bekannt, und wie sie, von seinem großen Rufe angezogen, sich seines Raths in einer wichtigen Sache bedienen wollten. Im Anfange wollte er seine Kunst verleugnen; endlich aber brachten sie es doch durch Bitten und Geschenke dahin, daß er geschmeidig sich gern ihrem Verlangen fügen wollte. Indeß sie mit ihm sprachen, betrachtete ich das Innere der Höhle, welche voller Dinge war, die Furcht und Schrecken erregen konnten; denn man sah Teufelsgesichter, Löwen, Tiger, Faunen, Centauren und andere ähnliche Dinge, um Allen, die hereintreten möchten, Grauen zu erregen; Manches war gemalt, Anderes in Figuren, durch welche Dinge er zu verstehen geben wollte, daß er mit einem Geiste Umgang und Freundschaft halte. Er sprach lange mit den Fremden, sagte ihnen von seiner großen Macht, und zeigte ihnen viele Juwelen von verschiedenen Leuten und großen Herren, die er von diesen für die vielen Geheimnisse bekommen, welche er ihnen entdeckt hatte. Da er bemerkte, daß ich mehr die Kunst beobachtete, mit welcher er seine Höhle ausgeschmückt hatte, so fragte er sie nach mir, weil ich an ihrer Unterhaltung keinen Theil nahm. Sie antworteten ihm, daß ich ein Spanier sei. Der Nekromant sagte hierauf: Ich mag meine Geheimnisse vor Spaniern nicht zeigen, denn sie sind ungläubig und scharfsinnigen Geistes. Worauf sie antworteten: Ihr könnt Alles in seiner Gegenwart vornehmen; denn obwohl er ein Spanier ist, so ist er doch ein braver Mann und ein guter Gesellschafter. — Er entschloß sich also, es zu thun, und rief einen Gehülfen, der so fürchterlich aussah, daß er wirklich ein Teufel zu sein schien. Wir gingen in das Innere, wo er seinen Geist hatte. Dies zweite Gemach war ein kleiner Abschlag, noch finsterer als die vordere Höhle, mit einem Gatter umgeben, innerhalb dessen ein Gestell war, und auf diesem ein großer Globus von Glas, mit einem Alphabet rund umher, das mit großen Buchstaben geschrieben war; in der Mitte des Globus war der Geist, ein Männlein von der Farbe des Eisens, dessen rechter Arm auf die Buchstaben ausgestreckt war. Ein Anblick, der allerdings Schrecken erregen konnte. Er sprach zu dem Geiste in einer langen Rede und erinnerte ihn an die alte Freundschaft, die sie seit so vielen Jahren mit einander gepflogen hatten, um ihn dahin zu bringen, auf alle vorgelegten Fragen willig zu antworten. Hierauf zog er große Handschuhe an, und nachdem die Frage vorgelegt war, erhob er die Hand und rief ihm zu: Auf, schnell dann! Der Geist drehte sich um und wies auf einen Buchstaben. Der Zauberer zog den Handschuh aus, und schrieb den Buchstaben auf, welchen der Geist bezeichnet hatte. Hierauf zog er den Handschuh wieder an und erhob wieder die Hand, indem er ihm zurief: Weiter! Der Geist drehte sich und bezeichnete einen zweiten Buchstaben, und auf diese Weise fuhr er mit Fragen fort, bis er zehn oder zwölf Buchstaben aufgeschrieben hatte, in welchen auf die Frage der Genfer schon eine Antwort enthalten war, die ihnen große Freude machte. Da ich sah, daß er, um jeden einzelnen Buchstaben aufzuschreiben, den Handschuh ablegte, fiel ich auf einen Verdacht, und da er

wieder mit dem Handschuh bezeichnete, riß ich ihm denselben schnell am Zeigefinger weg und fühlte im Finger etwas Hartes, worauf ich den Nekromanten fragte: Ist hier nicht ein Magnetstein drinnen? Erschrocken und verdrießlich wandte er sich zu den Andern und sagte: Das sagte ich ja, daß die Spanier scharfsinnig sind, und daß ich in ihrer Gegenwart nichts vornehmen wollte. Das Geheimniß bestand nun darin, daß dieses kleine Geistchen aus einer sehr leichten Materie gebildet war; sein rechtes Aermchen war von Eisen und wurde von dem Magnet angezogen, mit welchem der Zauberer nach dem Buchstaben wies, den er brauchte, so daß der angezogene Geist sich bald hierhin, bald dorthin drehte, um ihn zu bezeichnen.

Die Genfer waren verwundert, sowohl über die Feinheit, mit welcher dieser Mensch die Leute hinterging, als auch über die meinige, mit der ich seine Schelmerei erkannt hatte. Wir gingen fort, und ließen den Betrüger sehr niedergeschlagen zurück."

Calderon de la Barca.

Die im letzten Abschnitt besprochenen Schriftsteller sind fast sämmtlich Zeitgenossen des, innerhalb und außerhalb seines Vaterlandes bekanntesten und gefeiertsten spanischen Dichters, des Don Pedro Calderon de la Barca, mit dem wir die Geschichte des spanischen



Calderon de la Barca.

Theaters wieder aufnehmen. Mit Calderon beginnt eine neue Epoche desselben, welche auf der einen Seite durch das Vorwalten eines ungemessenen äußeren Prunks den nahen Verfall der Bühne anzudeuten scheint, auf der anderen Seite hingegen das Drama zu seiner

künstlerischen Vollendung führt. Wenn auch Planlosigkeit und phantastische Willkür nicht allen Stücken und Schriftstellern der vorangegangenen Epoche eigen war (wir erinnern nur an Alarcon), so bildeten diese Eigenschaften doch einen vorherrschenden Charakterzug in den dramatischen Productionen derselben. Lope und seine Nachahmer hatten oft nur hochpoetische und farbenglühende Skizzen geliefert; Calderon dagegen und seine Schule bildeten diese Skizzen zu feingegliederten, in großen und festen Zügen ausgeprägten poetischen Gebilden aus. Die harmonische Abrundung der Composition und die Präcision der Ausführung verliehen den Dramen dieser Epoche das Gepräge vollendeter Kunstwerke.

Geistreich und treffend charakterisirt F. Wolf den Unterschied der Schulen des Lope und Calderon wie folgt: „Calderon und seine Schule stehen noch auf demselben reichen Boden, noch ganz auf heimischer Erde, deren wilde Flora wie die von ihren Vorgängern gezogenen Blumen ihnen zugute kommen; aber sie überlassen sich nicht mehr bloß dem Naturtriebe, dem fast unbewußten Schaffen, sie suchen, wie verständige Gärtner, in das reizende Chaos auch Ordnung zu bringen, in die Anlagen Plan, in das Schaffen ein mit Selbstbewußtsein verfolgtes Regeln und Ziel, in die Ueberfülle Oekonomie; sie suchen die wilden Blumen zu ziehen, die Blüthen zu Früchten zu reifen, die Natur künstlerisch zu veredeln. Freilich ging dabei die Frische der Ursprünglichkeit manchmal verloren, die reizende Unordnung der Naturwüchsigkeit durch eine oft allzu sichtlich nach conventionellen Kunstregeln ordnende Hand; der feinere Geruch und die zierlichere Gestalt der gezogenen Blumen boten nicht immer Ersatz für den würzigen Waldesduft und die unnachahmliche Einfalt der Natur, und um die Ueberfülle zu zügeln und die Blüthen zu Früchten zu reifen, hatte die nicht immer maßhaltende Scheere des Kunstgärtners oft allzu steif beschnitten, und mit der tauben Blüthe so manche vielversprechende Knospe fallen gemacht. Freilich wurde neben der verschwenderischen aber unerschöpflichen Productionskraft des wie bewußtlos schaffenden Naturgenies die Beschränktheit und zunehmende Armuth des haushälterischern und zielbewußtern, aber bloß mehr reproducirenden Kunsttalents erst recht sichtbar. So erscheint das spanische Drama, das zur Zeit des Lope de Vega noch einer wildschönen Natur in der Blüthenfülle des Frühlings glich, durch Calderon und seine Kunstgenossen in einen herrlichen Zaubergarten, prangend mit den goldenen Früchten eines reifen Herbstes, verwandelt; es ist herbstlich klar, ruhiger und durchsichtiger geworden, aber man fühlt auch schon an der Erschöpfung den nahenden Winter kommen. Dieses Gereiftsein, diese Abklärung und Beruhigung — indem der ordnende, organisirende Verstand mit der freilich immer mehr abnehmenden Erfindungskraft ins Gleichgewicht und sogar ins Uebergewicht kam — unterscheidet das Calderon'sche Stadium charakteristisch von dem des Lope de Vega; mit demselben Recht aber wie Lope de Vega giebt Calderon d i e s e m den Namen; denn er ist die prägnanteste Erscheinung, der eigentliche Culminationspunkt desselben, und um ihn, wie um ihre Sonne, reihen sich Francisco de Rojas, Agustin Moreto, Matos Fragoso, Cristoval de Monroy, Juan Bautista Diamante, Antonio de Mendoza, Juan de la Hoz, Antonio de Solis, Agustin de Salazar u. A."

Die sehr dürftigen biographischen Nachrichten, welche wir über Calderon besitzen, beruhen fast nur auf Mittheilungen seines Freundes Vera Tassis, die derselbe kurze Zeit nach dem Tode des Dichters, mit einer schwülstigen und endlosen Apologie desselben verbrämt, veröffentlichte. Wenn wir diesem Biographen trauen dürfen, so floß das Leben unseres Dichters ohne Abenteuer, ohne außergewöhnliche Schicksale, heiter und glücklich dahin. Spanien, das an vielen seiner hervorragendsten Geister so stiefmütterlich handelte, bewies sich dem Calderon wie dem Lope stets als die liebevollste Mutter. Beide erreichten im Schooße eines wohlverdienten Glückes, von Bewunderern und Freunden umringt, ein hohes Alter. Calderon, dessen vollständiger Name Don Pedro Calderon de la Barca, Gonzalez de Henao, Ruiz de Blasco y Riaño lautet, ward am 17. Januar des Jahres

1600 geboren. Sein Vater, Don Diego Calderon de la Barca Barredo, dessen adliges Geschlecht aus demselben Thal von Carriedo stammte, welches der Wohnsitz der Familie Lope's gewesen war, bekleidete die Stelle eines Secretairs beim königlichen Schatzamt; die Familie seiner Mutter, der Donna Anna Maria de Henao, war aus dem Hennegau nach Spanien eingewandert. Die erste Erziehung Calderons, welche von Jesuiten geleitet wurde, legte den Grund zu seiner späteren tiefen Religiosität. Er studirte auf der Universität Salamanca und erlangte dort schon während seiner Studienzeit einen Ruf als Bühnendichter. In seinem dreizehnten Jahre begann er für das Theater zu schreiben, indem er eine Komödie unter dem Titel: „Carro del cielo" verfaßte. Im Jahre 1622 gewann er einen Preis bei den dichterischen Wettkämpfen, welche zur Festfeier der Heiligsprechung Isidor's stattfanden; und bei dieser Gelegenheit erwähnt Lope seiner mit rühmenden Worten: „Ein Preis sei gegeben worden an Don Pedro Calderon, der in seinen zarten Jahren die Lorbeeren gewinne, welche die Zeit nur ergrauten Haaren zu gewähren pflege." Mit vierundzwanzig Jahren diente Calderon im königlichen Heere, erst in Mailand und später in Flandern. Nach einer zwölfjährigen Abwesenheit kehrte er nach Madrid zurück, sich mit verstärktem Eifer der Literatur zuwendend. Ueber die inneren und äußeren Erlebnisse dieser zwölf im Auslande zugebrachten Jahre liegen uns keinerlei Nachrichten vor. Seine literarischen Arbeiten erfreuten sich einer immer wachsenden Theilnahme, und der kunstsinnige, geistvolle Philipp IV. konnte nicht umhin, sein Talent zu bemerken und zu würdigen. 1636 ernannte er ihn zum Hofschauspieldichter und ein Jahr darauf zum Ritter des Ordens von San Jago. Als der Aufstand in Catalonien ausbrach, war Calderon entschlossen, an dem Feldzuge zur Bekämpfung desselben Theil zu nehmen. Philipp, um ihn daran zu verhindern, beauftragte ihn mit der Abfassung eines Stückes, welches er zu einer bestimmten Zeit abzuliefern hatte. Der kriegerisch gesinnte Dichter vollendete jedoch die Komödie so unglaublich schnell, daß ihm noch Zeit genug blieb, sich dem eben aufbrechenden Heere anzuschließen. Von den Erlebnissen dieses Feldzugs schweigt der Biograph Vera Tassis. Nach Beendigung desselben trat er in seine frühere Stellung zurück, überschüttet von den Gunstbezeugungen seines Monarchen. Philipp setzte ihm einen Monatsgehalt von dreißig Goldkronen aus, beauftragte ihn mit der Anordnung der Einzugsfeierlichkeiten seiner Gemahlin, Anna Maria von Oesterreich, und, nachdem Calderon 1651 in eine fromme Brüderschaft getreten war, ernannte er ihn zum Caplan einer neuerrichteten Capelle zu Toledo. Da aber dieser Beruf seine zeitweilige Abwesenheit von Madrid erforderte, berief ihn der König, der die Abwesenheit des Lieblings schmerzlich empfand, im Jahre 1663 als seinen Ehrencaplan nach Madrid zurück. Während der letzten fünfzehn Jahre seines Lebens stand er als Oberhaupt der Brüderschaft des heiligen Petrus vor, hauptsächlich mit der Abfassung von Frohnleichnamsspielen beschäftigt, die alle Hauptkirchen des Landes aufzuführen begehrten. Er wurde mit Geschenken und Ehrenämtern überhäuft und sammelte ein großes Vermögen, welches er der Congregation, der er angehörte, vermachte. Wenn der Nachfolger Philipps, Karl II., ihm auch nicht in demselben hohen Maße seine Gunst zuwandte wie sein Vorgänger, so wurde Calderon doch nach wie vor mit Abfassung von Schauspielen beauftragt. Er starb, tief betrauert und göttlich verehrt, am 25. Mai 1681. Die sterblichen Ueberreste Calderons wurden prunklos, wie er es gewünscht, in der Kirche von San Salvador zu Madrid bestattet und mit einem, von der Brüderschaft des heiligen Petrus errichteten Monument geschmückt. Einige Tage später veranstaltete man ihm eine glänzende Leichenfeier, und im Jahre 1840 wurden seine Gebeine aus der Kirche San Salvador nach der prächtigen Kathedrale von Atocha gebracht.

Calderon wird uns als ein auffallend schöner Mann geschildert; besonders bewunderte man an ihm die hohe gewölbte Stirn, das Feuer seiner heiteren Augen und die klangvolle einschmeichelnde Stimme. Sein edler und milder Charakter ward ebenso hoch gepriesen

während seines Lebens, als man ihn nach seinem Tode in zahllosen und begeisterten Nachrufen verherrlichte; in seinem Leben wie in seinen Werken spiegelt sich die Reinheit seiner Seele; selbst seine inbrünstige Frömmigkeit artete niemals in Fanatismus und Verfolgungssucht aus.

Ein Theil der lyrischen Werke Calderons ist in neuester Zeit zu Cadix herausgegeben worden, während einige größere dichterische Arbeiten, von denen seine Zeitgenossen berichten, so wie verschiedene theologische Schriften verloren gegangen sind. Einen besonderen Werth scheint man diesen Werken nicht beigelegt zu haben. Betrachten wir Calderon aber auch nur als dramatischen Dichter: welch' ein weites Feld bietet er unserer Bewunderung, unserer Verehrung!

Speculirende Buchhändler hatten noch während Calderons Lebzeiten eine große Zahl von Stücken, die nicht von ihm herrührten, unter seinem Namen drucken lassen. Um diesem Unfug zu steuern, gab Calderon selbst ein ziemlich vollständiges Verzeichniß seiner dramatischen Arbeiten heraus, von denen bis auf den heutigen Tag 108 Komödien und 72 Autos im Druck erschienen sind.

Lange Zeit hat man im Auslande Calderon als eine völlig isolirte, seine Vorgänger und Zeitgenossen weit überragende Erscheinung in der dramatischen Literatur Spaniens bewundert. Diese Auffassung, durch Schlegels schöne vierzehnte Vorlesung wesentlich verbreitet, ist in der That nicht richtig. Der Wille der Nation und einzelne bevorzugte Geister hatten längst die Bahn vorgezeichnet, welche das Drama zur höchsten Blüthe entfalten sollte — eine Bahn, welcher auch Calderon folgte. Er brauchte nicht erst die Edelsteine mühsam aus der Tiefe des Schachts zu graben, das hatten seine Vorgänger gethan; aber er ließ die bis dahin rohen Juwelen durch den feinsten Schliff und die prächtigste Fassung, die er ihnen gab, in den wunderbarsten Farben spielen und leuchten. Wenn wir die Poesien Lope's und seiner Schule mit wildduftenden Waldblüthen vergleichen können, so veredelte Calderon diese naturkräftigen Gewächse zu lieblich prangenden farbenreichen Gartenblumen. Freilich finden die Gesetze der Natur auch hier in der Literatur ihre Anwendung: veredelte Pflanzen haben ein kürzeres und schwächeres Leben als die wild wachsenden. Einzelne von Calderons Vorgängern, wie Lope und Tirso de Molina, übertrafen ihn an Fülle und Kühnheit der Erfindung und blühender Naturkraft. Ohne Bedenken bereicherte sich Calderon an ihren Stoffen, und weit entfernt, diese Entlehnungen zu leugnen, zeigte er bei jeder Gelegenheit, daß er nur einen geringen Werth auf die Originalität der Erfindung legte. Sein Ruhm beruht nicht auf der genialen Conception der Stoffe, sondern auf der Handhabung und Ausführung derselben. Er vermied diejenigen Fehler, welche seine Vorgänger verhindert hatten, das Drama zu einem vollendeten Kunstwerk zu gestalten — Fehler, welche hauptsächlich in der Flüchtigkeit der Composition und Ausführung, in dem willkürlichen Einschalten überflüssiger Scenen, in der Oberflächlichkeit, mit der die Handlung motivirt wurde, und in der Abwesenheit eines idealen sittlichen Zweckes bestanden. Während die nachlässigen Productionen der Lope'schen Schule nur allzu oft genialen Improvisationen glichen, legte Calderon seiner Phantasie den Zügel des künstlerischen Maßes an und bändigte sie durch die Kraft der Ordnung. Fast jedes Drama des Calderon ist ein harmonisches Ganzes; es ist nicht die Harmonie der Verse und der Sprache allein, die uns darin entzückt, sondern auch die der Gedanken und aller Wendungen und Scenen in ihrem Verhältniß zum Ganzen. Wenn die Phantasie bis dahin den Verstand beherrscht hatte, so verlangte jetzt der Verstand sein Recht und sprach zur Phantasie: Bis hierher und nicht weiter! Calderon beschnitt ihre allzu üppigen Triebe, präcisirte sie und brachte Oekonomie in die wüste Verschwendung einer wuchernden Naturkraft. Calderon schuf keine neue Form des Dramas, aber er drückte der vorhandenen den Stempel künstlerischer Vollendung auf. Klar und besonnen entwirft er seine Pläne, führt jede einzelne Scene mit

sorgfältiger Feinheit bis in ihre kleinsten Züge aus, spinnt bedachtsam die Fäden zu den allercomplicirtesten Verwickelungen und weiß sie ohne jede gewaltsame Wendung, fast spielend, mit einem Scharfsinn und einer Verstandessubtilität ohne Gleichen zu lösen. Vielleicht würde die Absichtlichkeit der Berechnung, diese vorherrschende Verstandesthätigkeit erkältend auf den Zuschauer wirken, wenn nicht der Sprache Calderons ein berauschender Zauber inne wohnte. Wie ein Magier wandelt er durch die Natur; er schwingt den Thyrsusstab seiner Begeisterung, und Blumen, Bäume, Vögel, Wolken, Sonnen und Sterne erwachen zu flammendem Leben. Wenn wir uns in seine Dichtungen vertiefen, so ist's, als treten wir in einen Zaubergarten, dessen mährchenhafte Pracht mit ihrer wechselnd prangenden Beleuchtung Aug' und Ohr entzückt. In dem vom Sonnengold durchwobenen Aether wiegen sich singende Vögel, durch dunkle Blätter glüht die rothe Granate, und alle Blumen öffnen ihre feurigen, gewürzreichen Kelche und strömen Düfte aus. Aus rieselnden Bächen tauchen badende Nymphen, in blühenden Lauben kost der Hirt mit seiner Hirtin, aus dunklen Grotten blicken uns in feierlicher Lieblichkeit edle Statuen an, die Stirnen mit weißem Jasmin und purpurnen Rosen bekränzt, und über Allem ruht die Wonne des Lenzes. Oder der Sternenhimmel mit seinem Monde flutet über all' der Pracht und verklärt Blumen und Menschen, Thal und Hügel mit holder Wehmuth und unaussprechlicher Harmonie. Elfen schweben durch die Büsche, zarte Geister gießen süße Träume aus und zerfließen allmälig in goldenen Nebel, einer Hymne süße Weisen klingen von der Capelle herüber, und weithin funkelt im Mondlicht das heilige Kreuz auf der Capelle.

Calderons Muse gleicht bald einem Mädchen, das in duftig flatterndem Schleier durch blühende Auen schwebt, bald einer ernsten Jungfrau, welche in schleppenden Seidengewändern feierlich durch hohe Säle schreitet, bald einem fliegenden Genius, der, die Stirn von Glorienschein umflossen, sich in lichten unermessenen Höhen verliert.

Wenn man von den Vorzügen Calderons spricht, so darf man seine eminente Geschicklichkeit in der Benutzung des theatralischen Effects nicht unerwähnt lassen. Ohne jemals in plumpe Effecthascherei zu verfallen oder der Würde seiner Poesie Gewalt anzuthun, verstand er es wie kein Anderer, die scenische Wirkung jeder Situation voraus zu berechnen und durch die stets zeit- und ortgemäße Anwendung derselben einen bewunderungswürdigen Erfolg zu erzielen.

Doch nicht alle Werke Calderons sind frei von Mängeln. Vorzüglich bieten diejenigen Dramen, welche in seiner Jugend und in seinem Alter entstanden sind, dem Kritiker Anhaltspunkte genug, seinen Tadel herauszufordern. Freilich sind seine Fehler zum Theil Folgen des Zeitgeschmacks und der äußeren Verhältnisse, in welchen der Dichter lebte. Der kunstsinnige Philipp IV., an dessen Hof Calderon fast sein ganzes Leben zubrachte, liebte neben der Poesie auch den Prunk, den er überall und vorzugsweise bei den Theatervorstellungen entfaltet wissen wollte, und Calderon mußte dieser Richtung seines Fürsten in manchen seiner Komödien Concessionen machen, welche den poetischen Werth derselben erheblich beeinträchtigten, ja einige seiner Komödien lassen sich geradezu als Spektakelstücke bezeichnen.

Philipp hatte den italienischen Maschinenbauer Cosmo Loti engagirt, dessen Kunst so groß war, daß sie der heutigen Opernmaschinerie schwerlich etwas nachgeben möchte. F. v. Schack erzählt: Loti wußte nicht allein feuerspeiende Berge und Erdbeben, das Meer mit umhergeschleuderten Schiffen, Paläste von reichster und kunstvollster Architektur, den Olymp mit der Götterversammlung auf seinem Gipfel und den Tartarus mit den Höllenstrafen in der Tiefe bewunderungswürdig darzustellen, sondern auch Schlösser, die sich plötzlich auf den Wink eines Zauberstabes erhoben; Phaëthon, wie er den Sonnenwagen lenkt und dann in die Tiefe geschleudert wird; Perseus, der auf dem Pegasus durch die Lüfte reitet; Venus, die auf einem Wolkenwagen von Schwänen durch die Luft gezogen wird u. s. w.

Es ist uns eine ausführliche Relation über den Hergang bei einem solchen Pompstück aufbehalten, aus der ein gedrängter Auszug hier einen anschaulichen Begriff geben mag. Die aufgeführte Komödie war „Circe“. Aus der Mitte des Teiches, in dem Garten des Lustschlosses von Buen Retiro, wo das Stück dargestellt wurde, ragte eine Insel empor, die sich sieben Fuß über die Oberfläche des Wassers erhob, mit Korallen, Seemuscheln und dergleichen geschmückt war, und von welcher Wasserfälle niederstürzten. Auf der Insel befand sich ein hoher bewaldeter Berg. In der Loa (Vorspiel) sah man ein silberglänzendes Boot, das von zwei großen Fischen herangezogen wurde und von Tritonen und Nereïden umgeben war, welche auf der Oberfläche des Wassers singend einen Reigen aufführten. In dem Boote thronte die Göttin des Meeres mit einer wassersprudelnden Urne und in weitem faltigen Gewande, aus dem sich nach allen Seiten hin Wasserstrahlen ergossen. Im Beginn der Komödie selbst erschien ein großes, vergoldetes, mit Wimpeln und Fahnen geschmücktes Schiff, das des Ulysses und seiner Gefährten. Eine Schaluppe wird ausgesetzt, um Einige der Reisegesellschaft zur Erforschung der Insel an die Küste zu bringen. Löwen, Tiger, Bären und andere wilde Thiere umringen die Ankömmlinge, und aus den Bäumen, den durch Circe's Zauberkunst verwandelten früheren Besuchern des Eilandes, erschallt traurige Musik. Dann plötzlich Donner und Erdbeben. Ein Blitz zuckt auf die Spitze des Berges nieder; dieser versinkt, und statt seiner erblickt man einen prachtvollen, von Gold und Edelsteinen schimmernden Palast mit krystallenen Säulen und goldenen Capitälen, in den Nischen Marmorstatuen und ringsumher zauberische Gärten. In der Säulenhalle vor dem Schlosse thront Circe, umgeben von ihren Dienerinnen, welche die Gefährten des Ulysses herbeiholen. Auf Circe's Wink erhebt sich eine reichbesetzte Tafel aus der Erde; die Ankömmlinge trinken aus den ihnen dargereichten Bechern, und ihre Verwandlung geht vor sich; nur Einer entkommt zum Ulysses und bringt ihm Kunde von dem Geschehenen. Der Letztere naht selbst, um die Zauberei zu vernichten; die Stimme eines Baumes warnt ihn vor den Künsten des listigen Weibes, aber Mercur schwebt vom Himmel herab und reicht ihm eine Blume, welche alle Magie vernichten soll. Mit dieser tritt er nun vor Circe hin; aber die Schmeicheleien der Zauberin bethören ihn, so daß er sich ihren Umarmungen hingiebt. Auf einen Wink der Gebieterin schwimmen sechs von Amoretten geführte Nachen herbei, in deren vorderstem das liebende Paar seinen Platz nimmt; in den übrigen schaukeln sich die Mädchen von Circe's Gefolge. Um den Gast zu ergötzen, werden die Ungeheuer der Meerestiefe beschworen, sich auf der Oberfläche des Wassers zu zeigen; Wallfische und Delphine tauchen auf und werfen Strahlen wohlriechenden Wassers in die Höhe, welche die Zuschauer besprengen; Sirenen und Tritonen schlingen einen Reigen um den Nachen, in dem die Liebenden ruhen. Unter den Gestalten, die sich wechselsweise erheben, ist aber auch die Tugend, welche den Ulysses den Armen der Verführerin zu entwinden sucht; Circe stellt neue Beschwörungen an und läßt furchtbare Schreckgebilde erscheinen, um die Feindin zu verscheuchen; aber die Tugend siegt, und wie Ulysses in ihre Arme sinkt, ist das ganze Zauberspiel zerstört, das Schloß mit seinen Bewohnerinnen versinkt unter Erdbeben, und die Verwandelten stehen wieder in Menschengestalt da.

Calderon konnte den Hofdichter nicht völlig in seinen Werken verleugnen, deren Stil Theil hat an der Grandezza und der Steifheit, welche, von der Etiquette geboten, damals unerläßliche Eigenschaften eines Hofmannes waren. Diejenigen seiner Stücke, in denen diese Hofluft schärfer weht, strotzen von geschraubten, pomphaften Phrasen, künstlichen Antithesen, epigrammatisch zugespitzten Wendungen, überschwänglichen Metaphern und so kühlem Scharfsinn, daß es Einen winterlich dabei fröstelt. Zwar leuchtet noch die Sonne seiner Poesie, aber sie wärmt nicht mehr, und ihr Feuer vergoldet nur dürres Laub, das um uns raschelt. Ein conventioneller Verstand scheint in diesen Stücken die ideale Leidenschaft des Dichters absorbirt und jeden frischen, lebengeschwellten Trieb erstickt zu haben, so daß keine

göttliche Freiheit, kein schwungvoller Rythmus mehr die schöne aber starre Form durchdringt. Wir haben noch Kunstwerke vor uns voll Geist und Feinheit, aber sie sind entgöttert und ohne Seele. Des Dichters Beredsamkeit wird dann leicht zu breiter Geschwätzigkeit, deren unaufhaltsamer Strom unerträglich monoton wirkt.

Daß übrigens unangebrachte Eloquenz ein charakteristischer Zug in Calderon gewesen sein muß, geht auch aus folgender kleiner Anekdote, die man über ihn erzählt, hervor. Die Improvisation von Komödien gehörte damals zu den beliebtesten Unterhaltungen des Hofes; bei einer solchen Improvisation eines geistlichen Stückes hatte der König die Rolle des Schöpfers, Calderon die des Adam übernommen. Als Calderon — Adam — in einer langen prächtigen Rede die Herrlichkeit des Paradieses pries, gab der Schöpfer Zeichen der Ungeduld von sich. Man fragte, was ihm fehle. „Was soll mir sein?“ antwortete er. „Ich bereue, einen so redseligen Adam geschaffen zu haben.“

Doch nicht die Geschwätzigkeit allein giebt vielen seiner Komödien die monotone Färbung, auch der enge Kreis immer wiederkehrender Motive trägt wesentlich dazu bei. Glaube, Liebe, Ehre und Loyalität bilden das bewegende Princip aller Handlungen und Situationen, doch immer ist die Liebe der Ehre unterthan, und die Ehre empfängt erst ihre Weihe von der Religion. In seiner begeisterten Lobrede Calderons sagt Schlegel unter Anderem: „Die Religion ist die eigentliche Liebe Calderons, das Herz seines Herzens. Nur für sie erregt er die erschütterndsten, bis in die innerste Seele dringenden Rührungen. Bei bloß weltlichen Begebenheiten scheint er dies vielmehr nicht gewollt zu haben. Sie sind ihm, wie trübe sie auch an sich sein mögen, schon durch die religiöse Ansicht bis zur Klarheit aufgehellt. Dieser Glückselige hat sich aus der labyrinthischen Wildniß der Zweifel in die Burgfreiheit des Glaubens gerettet, von wo aus er die Stürme des Weltlaufs mit ungestörter Seelenruhe ansieht und schildert; ihm ist das menschliche Dasein kein düsteres Räthsel mehr. Selbst seine Thränen, wie die im Sonnenglanz blitzenden Thautropfen an einer Blume, spiegeln den Himmel in sich ab. Seine Poesie, was auch scheinbar ihr Gegenstand sein möge, ist ein unermüdlicher Jubel-Hymnus auf die Herrlichkeiten der Schöpfung; darum feiert er mit immer neuem freudigem Erstaunen die Erzeugnisse der Natur und der menschlichen Kunst, als erblicke er sie eben zum ersten Male in noch unabgenutzter Festpracht. Es ist Adams erstes Erwachen, gepaart mit einer Beredsamkeit und Gewandtheit des Ausdrucks, mit einer Durchdringung der geheimsten Naturbeziehungen, wie nur hohe Geistesbildung und reife Beschaulichkeit sie verschaffen kann. Wenn er das Entfernteste, das Größte und Kleinste, Sterne und Blumen zusammenstellt, so ist der Sinn aller seiner Metaphern der gegenseitige Zug der erschaffnen Dinge zu einander wegen ihres gemeinschaftlichen Ursprungs, und diese entzückende Harmonie und Eintracht des Weltalls ist ihm wieder nur ein Widerschein der ewigen Alles umfassenden Liebe.“

Wenn Calderon einen so unendlich größeren Erfolg errang als Alarcon, der ihm an Tiefe der Seelenkunde und in der künstlerischen Darstellung einer sittlichen Idee ebenbürtig war, so lassen sich verschiedene Gründe zur Erklärung dieser scheinbar seltsamen Thatsache anführen. Einmal war Alarcons Publicum ein anderes als dasjenige Calderons, welches letztere durch die dazwischen liegende Zeit fähiger geworden war, einer idealen Richtung zu folgen; und dann entbehrten die Stücke Alarcons jener Pracht und Gluth der Sprache, welche dem Geschmack der spanischen Nation so sehr entsprach, dem Calderon in seinen Komödien, oft mehr als zulässig, Rechnung trug.

Am klarsten und übersichtlichsten theilt unserer Meinung nach Valentin Schmidt die 108 unzweifelhaft ächten Schauspiele Calderons nach Inhalt und Form in folgende zehn Klassen ein: I. Intriguenstücke (comedias de capa y espada). II. Heroische Schauspiele (comedias heroicas). III. Schauspiele aus der spanischen Geschichte und Sage. IV. Schauspiele, deren Inhalt aus der alten oder neuen Geschichte romantisch umgebildet und dramatisch

dargestellt ist. V. Schauspiele, deren Inhalt sich an ältere Romane und Gedichte schließt. VI. Mythologische Festspiele, worin die Fabeln der alten Mythologie umgebildet sind. VII. Burlesken. VIII. Symbolische Dramen. IX. Geistliche Schauspiele (comedias divinas). X. Dramen aus den Heiligenlegenden (comedias de Santos).

Die Zahl der Intriguenstücke beträgt sechsundzwanzig. Eine der beliebtesten, auch ins Deutsche übersetzten Komödien dieser Gattung ist „La dama duende“ (Die Dame Kobold). Uebermüthige Laune, eine feingesponnene und auf das anmuthigste dargestellte Intrigue beleben jede Scene des jugendfrischen, liebenswürdigen Stückes. Donna Angela, eine junge, lebenslustige Witwe, wird in ihrer Freiheit von zwei Brüdern, Don Luis und Don Juan, in lästiger Weise beschränkt. Sie ist heimlich und verschleiert ausgegangen, um die zur Taufe des Infanten Balthasar veranstalteten Festlichkeiten mit anzusehen. Dort begegnet sie ihrem Bruder Luis, glaubt sich von ihm erkannt und entflieht, nachdem sie zuvor den Beistand eines fremden Ritters angerufen hat. Dieser versucht anfangs, Don Luis durch seinen Diener Cosme aufhalten zu lassen; Luis aber, im Eifer, die Fliehende zu verfolgen, stößt denselben grob zurück; jetzt tritt der Fremde für den Diener ein, und es entspinnt sich ein Wortwechsel, der mit einem Zweikampf endigt, in welchem der Fremde leicht verwundet wird. Don Juan, der Bruder des Luis, kommt dazu, und erkennt in dem Verwundeten seinen vertrauten Freund Don Manuel, den er bereits seit längerer Zeit als Gast in seiner Wohnung erwartet hat; eine Aussöhnung erfolgt, und Manuel wird von den Brüdern als Gast in ihr Haus geführt. Beide Brüder lieben Donna Beatrix, eine Freundin Angela's, welche die Neigung Juans erwidert, die Anträge des Luis aber schroff zurückweist.

Angela, nach Hause zurückgekehrt, beklagt sich bei ihrer Zofe Isabel über die Einsamkeit und Beschränkung, zu der die Strenge ihrer Brüder sie verurtheilt; zugleich theilt sie ihr mit, in wie großer Besorgniß sie schwebe, von ihrem Bruder bei der unglücklichen Begegnung erkannt worden zu sein. Don Luis tritt ein und überzeugt sie von der Grundlosigkeit ihrer Furcht, indem er ihr ganz unbefangen sein Abenteuer mit der verschleierten Dame und Don Manuel erzählt; aus seinem Munde erfährt Angela, daß ihr edelmüthiger Beschützer als Freund und Gast im Hause weile. Langeweile, Neugierde und wirkliche Theilnahme erregen in ihr den Wunsch, Don Manuel zu sehen und wo möglich zu pflegen; da aber ihre Zimmer von denen ihrer Brüder völlig abgesperrt sind, so ist eine solche Begegnung nicht gut zu bewerkstelligen. Isabel, die Zofe, weiß indessen Rath. Der Eingang zu dem Zimmer des Don Manuel ist nur durch einen Glasschrank verstellt, der sich mit leichter Mühe fortrücken läßt. Manuel und sein Diener Cosme sind ausgegangen. Angela tritt mit Isabel durch die Schrankthür ins Zimmer; sie durchwühlen die Koffer und Papiere, und Angela's Zufriedenheit, keine Liebesbriefe anzutreffen, wird einigermaßen getrübt, als ihr ein weibliches Portrait in die Hände fällt. Die Zofe nimmt das Geld aus der Börse des Dieners und thut statt dessen Kohlen hinein. Während sie noch in voller Thätigkeit sind, läßt sich Geräusch hören, und sie entschlüpfen eilig durch die geheime Thür. Cosme, der Diener, tritt ein, und nicht wenig erstaunt über die Unordnung, die er nicht begreifen kann, über die Kohlen in seiner Börse, schwört er, daß es ein Kobold oder Poltergeist gethan haben müsse. Sein Herr kommt inzwischen nach Hause, findet ein Billet, das Angela hinterlassen hat, und beruhigt den Diener mit der Versicherung, es müsse die Geliebte des Don Luis gewesen sein, welche aller Wahrscheinlichkeit nach einen Schlüssel zu seinem Zimmer besitze. Angela's Briefchen beantwortet er in neckischer Weise, indem er die geheimnißvolle Briefstellerin wie eine Fee behandelt; und in derselben phantastisch humoristischen Weise wird später die Correspondenz weiter geführt. Manuel erfährt darnach von Luis selber, daß er unglücklich liebe, und er muß daher seine Voraussetzung, daß der Kobold die Geliebte des Luis sei, als unrichtig erkennen; seine Neugierde wächst. Isabel, welche Manuels Zimmer leer glaubt, tritt mit einem Korb Wäsche ein. Cosme

erscheint mit Licht. Schnell gefaßt giebt Isabel ihm einen Schlag und bläst das Licht aus; in der plötzlich eintretenden Dunkelheit aber vermag sie den Schrank nicht sogleich zu finden. Auf das Geschrei Cosme's eilt Manuel herbei; er erfaßt den Korb Isabels, und während Cosme nach Licht geschickt wird, entwischt sie durch den Schrank, den Korb in Manuels Hand zurücklassend. Cosme wird durch diesen Vorfall in seinem Glauben an den Kobold bestärkt, und sein Herr ist nicht wenig verdrießlich, gerade jetzt, ohne das Geheimniß ergründet zu haben, auf einige Tage verreisen zu müssen.

Angela sinnt auf eine heimliche nächtliche Zusammenkunft mit Manuel. Indeß hat sie von seiner Abreise gehört und benutzt diese Zeit, sich in sein Zimmer zu begeben. Cosme hat einige Papiere seines Herrn vergessen, und Beide kehren in ihre Wohnung zurück, das Vermißte zu holen. In demselben Augenblick tritt Angela durch die verborgene Thür ein, mit einer Blendlaterne in der Hand; da es ganz dunkel ist, wird sie weder von Manuel noch von seinem Diener gesehen. Wir theilen diese Scene mit.

Don Manuel.
Nur sacht gegangen!
Wenn man Lärm vernimmt im Zimmer,
Wird die Störung nur noch schlimmer.
Cosme.
Glaubst du mir, ich fühle Bangen?
Dieser Kobold könnte Licht
Unmaßgeblich uns besorgen.
Angela (ohne die Andern wahrzunehmen).
Dieses Licht, das ich verborgen
Mit mir nahm, damit man nicht
Es gewahre, kann ich füglich
Nun enthüllen. (Sie öffnet die Laterne.)
Cosme.
So gewandt
War der Kobold nie zur Hand;
Licht besorgt er unverzüglich.
Nimm ein Zeichen dir daraus,
Wie der Geist dich lieb gewann;
Denn dir steckt er Lichter an,
Und mir löschet er sie aus.
D. Manuel.
Hilf mir, Himmel! Solches Thun
Geht nicht zu mit rechten Dingen;
Licht so schnell hervorzubringen,
Ist kein Menschenwerk.
Cosme.
Und nun
Hast du Glauben doch erlangt,
Es sei wahr?
D. Manuel.
Mir stockt das Blut;
Fast scheint umzukehren gut.
Cosme.
Du bist sterblich, denn dir bangt.
Angela (wie oben).
Ha, dort seh' ich ja den Tisch,
Und Papiere liegen drauf.
Cosme.
Nach dem Tische geht der Lauf.
D. Manuel.
Glaub' und Zweifel im Gemisch
Füllen mein Gemüth mit Grauen.
Cosme.
Siehst du wohl? Des Lichtes Helle
Führt uns an die rechte Stelle;
Doch wer's trägt, ist nicht zu schauen.
(Angela nimmt das Licht aus der Laterne und steckt es auf einen Leuchter, der auf dem Tische steht.)
Angela.
So! da steht das Licht; und jetzo
Will ich an die Schriften gehn.
D. Manuel.
Ha, gieb Acht! Bei'm Kerzenschimmer
Sieht man Alles klar und hell,
Und ich sah in meinem Leben
Nie ein Weib, so hold und hehr.
Hilf mir, Himmel! Was ist dieses?
Hydern sind die Wunder; schnell
Aus dem Einen wachsen Tausend.
Himmel, was beginn' ich jetzt?
(Angela nimmt einen Stuhl, setzt sich an den Tisch, mit dem Rücken gegen die Andern gekehrt, und beschäftigt sich mit den Papieren.)
Cosme.
Nun, sie nimmt sich Zeit; sie holt sich
Einen Stuhl.
D. Manuel.
Welch' Wunderwerk
Höchster Schönheit, wie des größten
Meisters Pinsel nie vorher
Eins erschuf!
Cosme.
Gewiß, die Schönheit
Ist allein des Pinsels Werk.
D. Manuel.
Heller als des Lichtes Schimmer
Strahlt ihr Auge.
Cosme.
Du hast Recht,
Denn die Augen dort sind Sterne
Von dem Himmel Lucifers.
D. Manuel.
Jedes Haar ist Strahl der Sonne.
Cosme.
Strahl, von ihr gestohlen, gelt?
D. Manuel.
Und ein Stern ist jede Locke.
Cosme.
Sicher; denn vom Sternenheer

Brachten die gefall'nen Engel
Einen Theil wohl mit hieher.

D. Manuel.

Nimmer sah ich höhern Reiz.

Cosme.

Sagen würdest du das nicht mehr,
Sähest du ihr Bein; denn diese
Sind verflucht am Fußgestell.

D. Manuel.

's ist ein Ausbund aller Schönheit!
's ist ein Engel, hold und hehr!

Cosme.

Ja, ein Engel mit dem Hufe.

D. Manuel.

Aber wie? Was ist ihr Zweck
Mit den Schriften?

Cosme.

Ich vermuthe,
Daß sie nach den Schriften späht,
Die du suchest, um uns Beiden
Zu erleichtern das Geschäft.
's ist ein sehr dienstbarer Kobold!

D. Manuel.

Himmel, was beginn' ich jetzt?
Niemals hab' ich Furcht empfunden,
Als nur diesesmal zuerst.

Cosme.

Ich schon manchesmal.

D. Manuel.

Von eis'gen
Fesseln wird mein Fuß gehemmt.
Jedes Haar sträubt sich empor;
Jeder Seufzer, der sich drängt,
Wird für meinen Hals zur Schnur,
Wird für meine Brust zum Schwert.
Doch geziemet mir auch Furcht?
Ha, beim Himmel! ich will sehn,
Ob ich obsieg' einem Zauber.
(Er geht auf Angela zu und faßt sie beim Arme.)
Engel, Teufel oder Mensch!
Diesesmal sollst du gewiß
Meinen Händen nicht entgehn.

Angela (bei Seite).

Ich Unselige, weh mir!
Seine Reise war verstellt,
Und er wußte schon, daß ich . . .

Cosme.

Nun, im Namen unsers Herrn
(Hier ist Satans Troja), sag' uns . . .

Angela (bei Seite).

Doch Verstellung gilt's nunmehr.

Cosme.

Wer du bist und was du willst.

Angela.

Trefflicher Don Manuel
Enriquez, dem man ein Gut
Aufbewahrt vom höchsten Werth:
Nicht berühre mich, nicht nahe!
Denn du nahtest zum Verderb
Hohen Glückes, das der Himmel
Dir bereitet auf Begehr
Des Geschicks, das dich begünstigt,
Und auf seinen Machtbefehl.
Hat mein letzter Brief nicht heute
Die Verkündung dir gewährt,
Daß wir bald uns würden schauen?
Wie ich's wohl vorausgesehn.
Und da ich mein Wort erfüllte
(Denn du schauest mich anjetzt
In der menschlichsten Gestaltung,
Die ich wählen kann), so geh',
Geh' in Frieden und verlaß mich,
Weil die Zeit noch nicht gewährt,
Daß von meinem Sein und Wesen
Dir Enthüllung mag geschehn.
Morgen sollst du Alles wissen:
Aber schweige du von dem,
Was du sahest, wenn du nicht
Willst ein großes Glück verschmähn.
Geh' in Frieden!

Cosme.

Da in Frieden
Sie uns fortschickt, bester Herr,
Worauf warten wir?

D. Manuel.

Bei Gott!
Mich erzürnt es, daß mein Herz
Furcht empfand vor leeren Schrecken;
Und da Freisinn nimmermehr
An sie glaubt, will ich auf Einmal
Auf den Grund der Sache gehn.
Weib, wer du auch immer bist,
(Denn nicht glauben werd' ich je,
Daß du etwas andres seiest,)
Wahrlich, wissen muß ich jetzt,
Wer du bist, wie du herein
Kamst, weshalb, zu welchem Zweck.
Nicht bis morgen will warten,
Jetzt sei mir dies Glück gewährt.
Bist du Dämon, sprich als Dämon;
Bist du Mensch, so sprich als Mensch.
Denn dein übermüthig Drohen,
Nicht verschüchtert es noch schreckt
Meinen Muth, und wenn du selber
Dämon wärst; obwohl erhellt,
Daß, da Körper dich umgiebt,
Du kein Dämon bist, vielmehr
Nur ein Weib.

Cosme.

Das ist all' Eins.

Angela.

Rühre mich nicht an; entgehn
Würde dir ein Glück.

Cosme.

Gewiß
Der Herr Teufel hat sehr Recht.
Nicht rühr' an; er ist ja weder
Harfe, Laute, noch Spinet.

D. Manuel (den Degen ziehend).

Ha, bist du ein Geist, so soll
Mir's beweisen dieses Schwert;
Denn obwohl ich dich durchbohre,
Thu' ich dennoch dir kein Weh.

Angela.

Wehe mir! Gehemmt den Degen!
Diesen blut'gen Arm gehemmt!
Denn gewiß, ein unglücksel'ges
Weib zu tödten, wäre schlecht.
Ich bekenne, daß ich's bin;
Und ist Lieb' auch ein Vergehn,
Doch kein solches, das für heiße
Liebe kalten Tod bescheert.
Drum beflecke nicht, verdunkle

Dieses silberhelle Schwert
Nicht mit meinem Blut.

(Auf die Frage, wer sie sei, verspricht Angela, Alles zu bekennen, nur möge Manuel vorher Zimmer- und Hausthür verschließen, damit Niemand sie belausche. Während nun Manuel sich mit seinem Diener entfernt, erscheint Isabel an der heimlichen Thür, und Angela flüchtet sich eilig durch den Glasschrank in ihre Wohnung. Das Erstaunen Manuel's ist unbeschreiblich, als er seinen Kobold nicht mehr vorfindet. Er ruft:)

Glauben kann ich nimmermehr,
Daß gespenstig sei ihr Lieb;
Denn wahr ist's, sie hat gebebt
Vor dem Tode.
Als ein Schatten stieg sie auf,
Und ihr Licht war Zauberwerk;
Doch als menschlich Wesen war sie
Zu berühren und zu sehn.
Als ein sterblich Ding erschrak sie,
Ward, als Weib, in Angst gesetzt;
Als ein Blendwerk schwand sie fort
Und entwich als ein Gespenst.
Geb' ich freien Lauf dem Grübeln,
Dann, bei Gott! weiß ich nicht mehr,
Weder was ich soll bezweifeln,
Noch wem Glauben zugestehn.

Cosme.

— Ich wohl.

D. Manuel.

Sprich!

Cosme.

Ein Teufel-Weib
Ist's; und wundert mich's nicht sehr,
Stellt im ganzen Jahr als Teufel
Sich das Weib, daß Ein Mal jetzt
(Zur Vergeltung für so viele)
Sich als Weib der Teufel stellt.*)

*) Uebersetzt von Gries.

Im dritten Act ist Manuel von seiner Reise zurückgekehrt und findet eine Einladung zu einem nächtlichen Stelldichein an der Kirchhofsthüre vor. Er leistet der Einladung Folge. An dem bezeichneten Ort erwartet ihn eine Sänfte, er steigt ein und wird nach mancherlei Umwegen in Angela's Wohnung getragen. Er wartet im Vorsaal; endlich öffnet sich die Thür, und im herrlichsten Glanz ihrer Schönheit, in reichstem Schmuck tritt Angela ein, umgeben von Dienerinnen, zu denen sich auch Beatrix gesellt, um Angela's Gefolge möglichst zahlreich und glänzend erscheinen zu lassen; sie redet ihre Gebieterin „Excellenz" an, so daß Manuel glauben muß, einer Dame vom höchsten Range gegenüber zu stehen. Kaum aber hat sich ein zärtliches Gespräch zwischen ihnen entsponnen, als Juan, der Beatrix bei seiner Schwester vermuthet, an der Thür erscheint und Einlaß fordert. Schnell wird der Schrank gerückt und Manuel, ehe er sich noch besinnen kann, in sein eigenes Zimmer expedirt. Hier stößt er im Dunklen auf Cosme. Große Verwunderung Beider, und Manuel will seinem Diener nicht glauben, daß er sich in seinem eigenen Zimmer befinde; um sich zu überzeugen, tritt er auf den erleuchteten Hausflur hinaus. Während er das Zimmer verlassen hat, kommt Isabel durch die Schrankthür, um Manuel zu ihrer Gebieterin zurückzuführen, nachdem Juan entfernt worden ist. Im Dunklen greift sie die Hand des Dieners und schleppt den vor Angst Zitternden durch die geheime Thür zu Angela. Der Mißgriff erregt allgemeine Bestürzung, und die Angst Angela's wird auf's Höchste gesteigert, als sich jetzt die Stimme ihres Bruders Luis vernehmen läßt. Er hat spät am Abend die Sänfte ins Haus tragen sehen, glaubt, daß sie Beatrix zu seiner Schwester geführt habe, und dringt nun in heftiger Aufregung bei ihr ein. Isabel, die Cosme in Manuels Zimmer zurückführen soll, hat vor Eile und Bestürzung den Schrank nicht in seine richtige Stellung zurückgeschoben. Luis sieht voll Mißtrauen die Vorbereitungen wie zu einem Fest, findet Beatrix hinter einem Vorhang versteckt, und hört schließlich ein verdächtiges Geräusch im Nebenzimmer. Er stürzt fort, findet die Oeffnung zu Manuels Zimmer, dringt hinein und findet dort Manuel, den er als einen Ehrlosen, einen Verräther und meineidigen Gast behandelt. Sie ziehen die Degen; der Degen des Don Luis zerbricht, und während er sich entfernt, um eine andere Waffe zu holen, und sich Manuel einen Augenblick in das anstoßende Cabinet begeben hat, tritt Angela mit ihrem Bruder Juan ein. Sie war im ersten Schrecken aus dem Hause geflohen, auf der Straße von ihrem Bruder aufgegriffen, und nach Manuels Zimmer gebracht worden, den Juan abwesend geglaubt. Juan entfernt

sich sogleich wieder, um der Veranlassung dieser seltsamen Flucht nachzuforschen. Kaum ist er fort, so tritt Manuel ein; Angela fleht seinen Schutz an, er erfährt, wer sie ist, und der Zusammenhang der letzten geheimnißvollen Begebenheiten wird ihm klar. Einen Augenblick kämpfen Zweifel in Manuels Seele. Angela schützen, heißt die Ehre seiner Freunde bedrohen; sie nicht schützen, die Pflicht eines Cavaliers verletzen und eine so edle Liebe mit Hohn erwidern. Er beschließt, für Angela, wenn es sein muß, zu sterben. Luis tritt mit dem Degen ein und zückt ihn auf Angela, als er sie erblickt. Manuel schützt sie; und als Luis ihm zuruft, nur ihrem Gemahl käme es zu sie zu schützen und fortzuführen, bittet er den Bruder um die Hand seiner Schwester. Beatrix reicht Juan die ihrige, und mit allgemeiner Versöhnung schließt das Stück.

„Peor está que estava“ (Es ist schlimmer als es war) gehört ebenfalls zu den reizendsten Lustspielen Calderons. Vor Allem anziehend und interessant ist darin der Charakter der klugen, leidenschaftlichen und kühnen Lisarda geschildert. Folgendes ist der Inhalt: Der Statthalter von Gaeta erhält einen Brief von einem alten Freunde aus Neapel, der ihm mittheilt, daß sein unglückliches und geliebtes Kind Flerida mit einem Ritter Don Cesar Ursino entflohen sei, nachdem letzterer im Zweikampf einen Mann getödtet; er habe Grund zu vermuthen, daß sie sich in Gaeta aufhielten, und bäte dringend seinen alten Freund, sie anzuhalten, zu verhaften, doch jederzeit als seine Kinder zu behandeln. Sofort erklärt sich der Statthalter bereit, seinem Freund zu dienen, und giebt dem Diener desselben, der ihm den Brief überbracht hat, und der behauptet, einem Bedienten Cesars in den Straßen Gaetas begegnet zu sein, den Auftrag, den Aufenthaltsort Cesars auszukundschaften.

Lisarda, die Tochter des Statthalters, ist einige Male, um den lästigen Huldigungen, die ihr überall, als der Tochter des Statthalters, dargebracht werden, zu entgehen, heimlich und verschleiert ausgegangen. Bei einem solchen Ausgang begegnet sie eines Tages ihrem Vater, und in der Besorgniß, von ihm erkannt zu werden, flüchtet sie in ein einsam stehendes Landhaus. Hier trifft sie einen ritterlichen Jüngling, der ihr seinen Schutz anbietet. Die Begegnung hinterläßt ihr einen so tiefen Eindruck, daß sie ihre Besuche im Landhause von Zeit zu Zeit wiederholt und schließlich eine leidenschaftliche Neigung für den Bewohner desselben faßt. Eines Tages läßt sich eine Dame bei Lisarda melden. Es ist Flerida, die nicht, wie ihr Vater glaubt, mit Don Cesar entflohen ist, sondern allein, aus Furcht vor seinem Zorn, das elterliche Haus verlassen hat. Sie fleht den Schutz Lisarda's an, indem sie ihr, unter Verschweigung der Namen, ihre traurige Geschichte erzählt. Lisarda, von ihrem Unglück gerührt, nimmt sie in ihren Dienst. Don Juan, der ungeliebte Bräutigam Lisarda's, kommt in Gaeta an, und begegnet dem Fremden, der von seiner Braut geliebt wird, im Landhause. Es ist sein Freund und zugleich der entflohene und vom Statthalter gesuchte Don Cesar.

Schon schwankt die Neigung Cesars zwischen der verlassenen Flerida und der geheimnißvollen Schönen. Lisarda tritt zu ihm, ein Liebesgespräch folgt, er will ihr den Schleier entreißen; endlich läßt sie ihn ihr Gesicht schauen; er ist entzückt von ihrer Schönheit. Ein Lärm von draußen stört ihre Unterhaltung. Fabio, Cesars Diener, stürzt herein, und bedeutet seinen Herrn, schnell zu entfliehen, der Statthalter nahe, um ihn zu verhaften. Lisarda hält ihn flehend zurück, er dürfe sie nicht dem sicheren Tode weihen, die Wuth des Statthalters gelte ihr; Cesar bleibt, und Lisarda wird in einem abgelegenen Zimmer versteckt. Er giebt sich dem Statthalter gefangen; doch als dieser nach dem Fräulein fragt, das mit ihm entflohen, leugnet er erstaunt. Das Haus wird durchsucht und die verhüllte Lisarda hervorgezogen. Der Statthalter, in der Meinung, das verhüllte Fräulein sei Flerida, spricht ihr tröstend zu: „Wohl fühle er das Weh ihres Vaters, er wolle sie wie seine Tochter halten“ u. s. w. — Aeußerungen, die Lisarda, da sie von dem Brief nichts weiß, in dem Glauben, er kenne sie und sei ihretwegen gekommen, bestärken müssen. Sie wird als

Gefangene nach ihrem eigenen Hause gebracht. Bald nach ihr trifft der Statthalter ein, von dem Diener seines alten Freundes begleitet, der ihm Flerida, welche er an Lisarda's Seite erblickt, als seine entflohene Herrin bezeichnet. Lisarda stürzt ihrem Vater, Verzeihung erflehend, zu Füßen und ist nicht wenig erstaunt, als er, ihre Bitten auf Flerida beziehend, diese als die im Landhause gefangene Dame begrüßt. Lisarda's Liebe zu Cesar hat sich trotz aller Widerwärtigkeiten nicht vermindert; sie ladet ihn zu einer nächtlichen Zusammenkunft ein, läßt ihn jedoch in dem Glauben, daß sie als Gefangene im Hause des Statthalters weile. Don Juan besucht seinen Freund Cesar im Gefängniß, und als dieser über die Unmöglichkeit, aus dem Gefängniß zu entweichen, um seine Geliebte Nachts zu sehen, klagt, bietet ihm Juan die Schlüssel des Gefängnisses an unter der Bedingung, daß er vor Tagesanbruch zurückgekehrt sein müsse, geht aber verdrießlich fort, als der Freund sich weigert, ihm den Namen der Geliebten, den er selber nicht weiß, zu nennen. Die Zusammenkunft findet statt; mitten in ihrem Liebesgeflüster aber geht eine Pistole los, die Cesar im Gürtel trug; er entspringt durch's Fenster, der Statthalter eilt aus seinem Schlafzimmer herbei, erblickt Lisarda in höchster Aufregung, vernimmt das Geräusch vor dem Fenster, und ein trauriger Verdacht steigt in ihm auf; indem er ein Licht fordert, ruft er schmerzlich aus: „Und doch laß ich alle Hoffnung schwinden, ging die Ehr' verloren, noch mit dem Lichte sie zu finden." Cesar tappt indessen im Dunkeln umher; er findet keinen Ausweg und setzt sich eilig, da er Schritte sich nähern hört, in eine Sänfte, die im Portale steht. Don Juan und der Statthalter erscheinen suchend, mit gezücktem Schwert. Juan erblickt Cesar, der ihm zu schweigen winkt; er entfernt sich, jedoch mit der Ueberzeugung, daß sein Freund Verrath an ihm geübt und nur deshalb den Namen seiner Geliebten verschwiegen, weil es Lisarda, seine Braut, sei. Cesar betheuert seine Unschuld; seine Liebe gelte einer Dame, die als Gefangene in des Statthalters Hause weile. Juan sucht Flerida auf, sie verhehlt ihm ihre Liebe zu Cesar nicht, und ihre Antworten scheinen die Aussage des Freundes zu bestätigen; zugleich aber erfährt Flerida durch Juan, daß ihr Geliebter, von dem sie seit ihrer Flucht nichts mehr gehört, als Gefangener in Gaeta lebe. Sie bittet Lisarda um die Erlaubniß, ihren gefangenen Geliebten Cesar zu sehen. Lisarda verweigert die Erlaubniß, Eifersucht erfüllt ihre Brust, und sie beginnt zu ahnen, daß der Mann, den sie liebt, zugleich der entflohene Geliebte Flerida's sei. Juan, mit Cesar völlig ausgesöhnt, besucht den Freund im Gefängniß. Cesar erhält abermals von seiner unbekannten Schönen eine Aufforderung zu einem nächtlichen Rendez-vous. Sie stellt ihm aber drei Bedingungen dabei: er solle eine Sänfte an dem Thore der großen Kirche bereit halten, für ein sicheres Haus sorgen, in dem sie sich sprechen können, und seine Pistolen zu Hause lassen. Wieder kommt Juan seinem Freund zu Hülfe, indem er ihm sein eigenes Zimmer anbietet. Der Statthalter tritt zu ihnen, theilt Cesar mit, daß er Wichtiges mit ihm zu besprechen habe, und dieser bittet Juan, daß, im Fall er sich verspäten sollte, er, Juan, seine Geliebte empfangen möge. Der Statthalter schlägt Cesar vor, sich sofort mit Flerida zu vermählen. Voll Verwunderung hört Cesar, daß sie im Hause des Statthalters weile, und als dieser äußert, daß er ja Flerida zugleich mit ihm verhaftet habe, widerspricht Cesar dieser Behauptung auf das Entschiedenste. Der Statthalter weiß nicht mehr, was er glauben soll, und um die sich steigernde Verwirrung mit einem Male zu lösen, bittet er Cesar, sich sofort mit ihm zu der Dame zu begeben, die er für Flerida hält; Cesar willigt ein. Lisarda indessen hat, um sich zu überzeugen, ob ihr und Flerida's Geliebter identisch seien, diese zu der nächtlichen Zusammenkunft mit sich geführt. Sie finden die Sänfte vor und werden auf Umwegen nach Juans Zimmer geführt, der als Gast im Hause des Statthalters wohnt. Als Lisarda ihren Schleier lüftet, erkennt sie mit Entsetzen die Wohnung Juans, ihres Verlobten; sie hält sich für verloren; zwar führt eine Thür dieses Zimmers in ihre eigene Wohnung, aber die Thür ist verschlossen; sie erblickt durchs

Schlüsselloch ihre Zofe, am Fenster arbeitend; endlich weiß sie sich derselben bemerklich zu machen, und die Zofe stürzt davon, den Schlüssel zu holen. Doch schon tritt Juan herein und erkennt Lisarda. Schnell gefaßt tritt sie ihm stolz und zornig entgegen und überhäuft ihn mit Vorwürfen, daß er es wage, im Hause seiner Verlobten eine Geliebte zu beherbergen; sie habe die verschleierte Dame ins Haus tragen sehen, und die Ehre habe ihr geboten, seinen Betrug zu enthüllen. Vergebens sucht Juan sich zu vertheidigen: da erscheint der Statthalter mit Cesar; Juan wendet sich an den Letzteren und bittet ihn, zu bestätigen, daß die verschleierte Dame seinetwegen gekommen sei. Flerida enthüllt sich, Cesar erkennt sie freudig als seine erste Geliebte, und reicht ihr, nicht ohne einen schmerzlichen Seitenblick auf die nun verlorene Lisarda die Hand, und Lisarda sieht sich gezwungen, dem ungeliebten Juan die ihrige zu reichen. Zum Troste sagt sie sich: „Ist die Liebe nun verloren, bleibt mir Ehre doch bestehen, und Vernunft besiege Alles."

„Casa con dos puertas" (Das Haus mit zwei Thüren) ist eine durch reiche Verwickelung und deren ebenso scharfsinnige als klare Lösung ausgezeichnete Komödie. Das glänzendste Beispiel aber von dem, was Calderon in der Kunst der Intrigue zu leisten vermag, ist das frische und lebensvolle Lustspiel: „El escondido y la tapada" (Der Verborgene und die Verkappte). Ebenso sind: „Los empeños del acaso" (Verwickelungen des Zufalls) durch die kunstreiche Lösung der unglaublichsten, durch den Zufall herbeigeführten Verwirrungen bemerkenswerth. „El astrologo fingido" (Der falsche Astrolog), ist voll derber, übermüthiger Späße, jedoch zu breit in der Anlage. „Guardate del agua mansa" (Hüte dich vor stillem Wasser) enthält Scenen von durchschlagender Komik und mit vortrefflich gezeichneten Charakteren. Don Alonzo hat zwei Töchter, Eugenie und Clara, von denen die Letztere ein stilles, sanftes Mädchen scheint, während Eugenie in ihrer Lebhaftigkeit sich durch übermüthige Streiche vielfach Tadel zuzieht. Einer der Bewerber um Eugeniens Hand, der Landjunker Torribio, giebt durch seine Tölpelhaftigkeit Stoff zu den ergötzlichsten Scenen. Allen Abgeschmacktheiten aber setzt er dadurch die Krone auf, daß er von der Verlobung zurücktritt, als er hinter dem Bett Eugeniens einen Reifrock findet, den er für eine Strickleiter hält, vermittelst deren sie Nachts einen Liebhaber bei sich aufnimmt. Schließlich zeigt sich die stille Clara als eine schlaue Intrigantin, welche Alle überlistet, und ihr Ziel, sich mit dem von ihr geliebten Mann zu vereinigen, glücklich erreicht.

In „Mañanas de Mayo y de Abril" (April- und Maimorgende) weht ein frischer Geist, der dem Titel entspricht; unnachahmlich sind in diesem Stück die Scherze des Grazioso und der Zofe; und der Stutzer Hipolyto und eine eingebildete Närrin dienen den edlen und liebenswürdigen Charakteren der Donna Anna und des Don Juan zur Folie.

„Antes que todo es mi dama" (Meine Geliebte über Alles) ist eins der reinsten und vortrefflichsten Lustspiele Calderons.

Auffallend ist in diesen Intriguenstücken die Aehnlichkeit, ja man könnte fast sagen, die Gleichartigkeit der Situationen, der Motive und Charaktere. Ohne den spanischen Schleier wäre keins dieser Lustspiele denkbar; denn auf den Verwechselungen, die aus dieser verhüllenden Tracht hervorgehen, beruht fast immer die Intrigue. Daneben kommen fast in jedem dieser Stücke nächtliche Zweikämpfe vor, eine Flucht in Folge eines Duellmordes, Zusammenkünfte der Liebenden, welche durch Brüder und Väter mit gezücktem Schwert unterbrochen werden, die sich jedoch sofort versöhnt zeigen, sobald der Liebhaber ein Wort von Heirathen fallen läßt; immer sind es zwei Damen, welche entweder denselben Cavalier lieben, oder zwei Cavaliere, die eine und dieselbe Dame anbeten. Dennoch hat es der Dichter verstanden, durch die wechselnden und scharfsinnigen Combinationen, mit denen er die Situationen durcheinanderwürfelt, durch die Grazie der Darstellung und die Schönheit der Sprache, durch den geflügelten Witz seiner Graciosos und die Kühnheit seiner Helden, den Hörer und Leser immer von Neuem zu fesseln, zu überraschen und zu entzücken. Die

Charakteristik ist in diesen Lustspielen untergeordnet, und mit den Forderungen eines deutschen Gemüthes dürfen wir nicht an dieselben herantreten. Ebenso wenig sind diese Stücke, wie einzelne Kritiker meinen, nur als eine phantastische und sinnreiche Spielerei zu betrachten. Calderon bezweckte mit ihnen auch eine Einwirkung auf die Seele, und vertritt darin einen socialen Gedanken, indem er sich zum Apostel der Ehre macht, wie sein Zeitalter dieselbe auffaßte, zum blinden Bewunderer jenes blutigen Gesetzes der Ehre, jenes Cultus, welcher durch seine Uebertreibung verderblich, dem wahrhaften Geist der christlichen Moral widerspricht. Zu seiner Entschuldigung dient, daß er nur die Anschauungen seiner Zeit wiedergab; und in der That ist die meisterhafte, ebenso wahrhafte wie blühend lebendige Schilderung seines Zeitalters einer der Hauptvorzüge der Calderon'schen Lustspiele. Zur Charakteristik dieser Zeit, deren Verständniß zur Würdigung der Werke unseres Dichters unumgänglich nöthig ist, führen wir einige Reisebriefe der Gräfin d'Aunoy aus dem Jahre 1679 an, welche auch F. v. Schack in seiner Literaturgeschichte mittheilt. Die Gräfin schreibt:

„Wenn ich dir alle die tragischen Begebenheiten berichten wollte, von denen ich hier Tag für Tag höre, so würdest du gestehen, daß dieses Land ein Schauplatz der fürchterlichsten Scenen der Welt ist. Die Liebe, sowohl der Drang sie zu befriedigen, als ihre Bestrafung, giebt gewöhnlich die Veranlassung dazu. Es giebt nichts, was die Spanier nicht unternehmen sollten, nichts, was ihrem Muthe und ihrer Zärtlichkeit unmöglich wäre. Die Eifersucht ist ihre herrschende Leidenschaft; aber man behauptet, daß sie dabei weniger von Liebe als von Rachsucht und Sorge für die Unbeflecktheit ihres Namens getrieben werden; daß sie nicht ertragen können, einen Anderen sich vorgezogen zu sehen, und daß Alles, was einer Kränkung ähnlich sieht, sie zur Verzweiflung bringt; wie sich dies nun aber auch verhalten mag, es ist gewiß, daß die spanische Nation in diesem Punkte wild und barbarisch ist. Die Frauen sind von den Männern wie abgesperrt, aber sie verstehen es sehr gut, Einladungsbriefchen zu den Rendez-vous zu schreiben, die sie geben wollen; die Gefahr für sie, für den Liebhaber und für den Boten ist dabei groß, aber sie wissen trotz der Gefahr durch ihren Geist und durch ihr Geld den feinsten Argus zu betrügen. Die unverheiratheten Männer steigen Nachts, nachdem sie von der Promenade im Prado zurückgekehrt und eine leichte Mahlzeit eingenommen, zu Pferde und heißen ihren Diener hinten auffitzen; das Letztere geschieht, um ihn nicht zu verlieren, denn da sie in der dunkelsten Nacht schnell durch die Straßen reiten, würde der Diener unmöglich folgen können; sie fürchten aber zugleich, daß man sie von hinten angreife, und der Diener muß deshalb aufpassen und auf die Vertheidigung seines Herrn bedacht sein; gewöhnlich jedoch ergreifen die dienstbaren Geister in solchen Fällen die Flucht, denn sie sind nicht eben tapfer. Diese nächtlichen Cavalcaden geschehen zu Ehren der Damen, und die spanischen Cavaliere würden diese Stunde nicht um Alles in der Welt verfehlen; sie reden mit ihren Geliebten durch das Gitterfenster, dringen bisweilen in den Garten ein und steigen wo möglich in das Zimmer hinauf. Ihre Leidenschaft ist so heftig, daß sie jeder Gefahr Trotz bieten; sie wagen sich bis in das Gemach, wo der Gemahl ihrer Angebeteten schläft, und man hat mir gesagt, daß sie sich in dieser Art oft Jahre lang sehen, ohne daß sie, aus Furcht gehört zu werden, ein Wort sprächen.

„Man hat in Frankreich nie so zu lieben gewußt, wie die Spanier lieben; und was ich, abgesehen von der zärtlichen Sorgfalt, den Liebesdiensten und der Hingebung bis in den Tod (denn der Ehemann und die Verwandten geben keinen Pardon), besonders unvergleichlich finde, das ist die Treue und die Verschwiegenheit. Man wird nie hören, daß ein Cavalier sich der ihm von einer Dame geschenkten Gunst rühmen sollte; sie reden von ihrer Geliebten mit so viel Hochachtung und Unterwürfigkeit, als wäre sie ihre Königin. Auch die Damen tragen nie Verlangen, einem Anderen als ihrem Geliebten zu gefallen; ihre Seele ist ganz von ihm erfüllt, und obgleich sie ihn am Tage nicht sehen, finden sie

doch Mittel, sich mehrere Stunden mit ihm zu beschäftigen, sei es, daß sie an ihn schreiben, oder mit einer vertrauten Freundin von ihm reden, oder einen ganzen Tag am Gitterfenster stehen, um ihn vorübergehen zu sehen. Mit einem Worte, nach Allem, was ich hier gehört habe, möchte ich Spanien für das Geburtsland der Liebe halten. — Während nun die Herren bei ihren Geliebten sind, bleiben die Diener in einiger Entfernung von dem Hause bei den Pferden. — Außer den genannten Wegen, auf welchen die Liebenden zu ihren Damen gelangen, giebt es noch andere; denn die Damen besuchen sich viel unter einander, und nichts ist ihnen leichter, als einen Schleier überzuwerfen, sich durch die Hinterthür fortzuschleichen, in eine Sänfte zu steigen und sich, wohin sie wollen, tragen zu lassen. Besonders kommt ihnen hierbei zu Hülfe, daß alle Frauen sich gegenseitig unverletzliche Geheimhaltung gelobt haben; welcher Streit auch unter ihnen vorfallen mag, so öffnen sie doch nie den Mund, um einander zu verrathen. Ihre Verschwiegenheit kann nicht genug gerühmt werden; aber freilich würden auch die Folgen der Plauderei schlimmer sein als anderwo, da man hier auf den bloßen Verdacht hin mordet. Die guten Spanierinnen haben viel Verschlagenheit und wissen sie gut anzuwenden; denn da jedes Haus eine Hinterthür hat, so können sie ungesehen ins Freie gelangen, und da nun oft ein Bruder bei seiner Schwester, ein Sohn bei seiner Mutter, ein Neffe bei seiner Tante wohnt, so giebt dies vielfache Gelegenheit sich zu sehen. Die Liebe ist hier zu Lande sinnreich, man spart kein Mittel, um seine Leidenschaft zu befriedigen, und man bleibt seiner Geliebten treu. Es giebt Intriguen, welche das ganze Leben hindurch dauern, wenngleich man keine Stunde verloren hat, um sie zum Schlusse zu bringen; man benutzt jeden Augenblick, und sobald man sich sieht und gefällt, ist die Sache richtig. — Es geschieht bisweilen, daß eine Dame, in ihren Schleier gehüllt und, um nicht erkannt zu werden, sehr einfach gekleidet, sich zu Fuß an den Ort des Stelldicheins begiebt. Ein Cavalier verfolgt sie und sucht mit ihr zu sprechen; durch diese Begleitung belästigt, wendet sie sich an einen anderen Vorübergehenden und sagt, ohne sich weiter zu erkennen zu geben, zu ihm: ich beschwöre Euch, hindert diesen Zudringlichen mich weiter zu verfolgen! Diese Bitte ist dem galanten Spanier ein Befehl; er fragt den, über welchen sie sich beklagt, warum er die Dame belästige, räth ihm, sie in Ruhe gehen zu lassen, und muß, wenn der Gegner nicht weichen will, das Schwert ziehen; so endet die Begegnung zuweilen mit Blutvergießen um eine Dame, die man nicht kennt. Unterdessen macht sich die Schöne von dannen, läßt die beiden Cavaliere miteinander streiten und geht dahin, wo sie erwartet wird. Das Schönste dabei aber ist, daß oft der Mann oder der Bruder selbst die Dame auf diese Art vor den Nachstellungen eines Zudringlichen schützt und ihr behülflich ist, ihrem Geliebten in die Arme zu eilen.

„Es kommt auch bisweilen vor, daß Jemand, wenn er seine Geliebte auf der Straße trifft und sein eigenes Haus nicht in der Nähe ist, ohne Weiteres in das Haus eines Anderen tritt, den er vielleicht gar nicht kennt; er bittet den Hausherrn, doch gefälligst sein Zimmer zu verlassen, weil er gerade eine, vielleicht nie wiederkehrende Gelegenheit zum Zwiegespräch mit einer Dame habe, und wirklich entfernt sich dann der Eigenthümer des Hauses, um den Galan mit seiner Geliebten allein zu lassen. Kurz, man unternimmt selbst das Verwegenste, um sich nur eine Viertelstunde sehen zu können.

„Ganz Madrid hat das Ansehen eines großen Käfiges; denn alle Häuser sind von unten bis ins oberste Stockwerk hinauf mit engen Gittern versehen, und nicht bloß die Fenster, sondern auch die Balcone haben welche. Hinter denselben sieht man immer die armen Frauen, die nach den Vorübergehenden blicken und, wenn sie es wagen, die Jalousien öffnen. Es vergeht keine Nacht, daß nicht in allen Quartieren der Stadt vier- oder fünfhundert Concerte gehalten würden. Freilich finden diese aber auch ihren Lohn; denn die schönste Dame erhebt sich und fühlt sich glücklich wie eine Königin, sobald ein Galan vor ihrem Fenster die Harfe oder Guitarre spielt und mit heiserer Stimme dazu singt."

Die heroischen Komödien Calderons unterscheiden sich von den geschichtlichen dadurch, daß die gekrönten Häupter und fürstlichen Personen, welche in den Ersteren auftreten, nicht der Geschichte angehören, sondern erdichtet sind. Leider gestattet uns der Raum, nur wenige dieser herrlichen Schauspiele zu besprechen. „El pintor de su deshonra" (Der Maler seiner Schmach) ist ein grauses Trauerspiel, von dem V. Schmidt sagt, daß es an Tiefe und Klarheit den Shakspeare'schen an die Seite zu setzen ist. Serafina hat in einem zärtlichen Verhältniß zu Don Alvaro, Sohn des Don Luis, Statthalters von Gaeta, gestanden. Das Schiff, auf dem Alvaro eine Reise nach Spanien unternommen hat, ist zu Grunde gegangen, und er wird von seinen Angehörigen als todt beweint. Serafina hat endlich den Bitten ihres Vaters nachgegeben und sich mit Don Juan Rocca vermählt, einem edlen Cavalier, der zugleich ein vortrefflicher Maler ist. Auf der Durchreise nach Spanien besucht Juan Rocca mit seiner jungen Gattin seinen alten Freund Don Luis, dessen Tochter Porcia eine Freundin Serafinens ist. Porcia steht in einem Liebesverhältniß zu dem Fürsten von Ursino. Schüsse verkünden die Ankunft spanischer Galeeren, und während die Männer dem Strande zueilen, schüttet Serafina ihren Gram in den Busen der Freundin aus und sinkt bei der Erinnerung an Alvaro's Tod in Ohnmacht. Indessen ist der todtgeglaubte Alvaro mit der spanischen Galeere glücklich gelandet und sucht, nachdem er seinen Vater umarmt hat, seine Schwester Porcia auf. Diese hat sich entfernt, um Hülfe für Serafina herbeizuschaffen, und der herbeieilende Alvaro erblickt seine Geliebte, die eben aus ihrer Ohnmacht zu sich kommt; er will sein süßes, theures Weib umfangen, sie aber wehrt ihn mit den Worten ab: „Als deine Witwe hab' ich mich vermählt." Noch zweifelt er; da naht Don Juan, Serafinens Gatte, und der Schmerz Alvaro's ist grenzenlos. Der Fürst von Ursino, welcher ebenfalls mit der spanischen Galeere gelandet ist, hat Porcia aufgesucht. Ihr Gespräch wird durch Serafina unterbrochen, die sich jedoch nach einigen anmuthigen Worten zurückzieht. Ihre Schönheit aber hat den Fürsten bezaubert, und er erglüht in Leidenschaft für sie. Eine Unterredung zwischen Alvaro und Serafina findet statt. Ihre Worte weisen sein Liebeswerben schroff zurück, ihre Thränen aber verrathen den inneren Schmerz. Alvaro erklärt, daß er ihr nach Spanien folgen werde; sie bittet ihn, von diesem Vorsatz abzustehen. Das Schiff, das sie mit ihrem Gatten nach Spanien führen soll, giebt das Zeichen der Abfahrt, und im herbsten Schmerz trennen sich die Liebenden. Der zweite Act zeigt uns Don Juan, seine Gattin malend; verdrießlich wirft er Pinsel und Palette fort, denn es gelingt ihm nicht, die vollkommene Schönheit seiner Gattin nachzubilden. Als er das Zimmer verlassen hat, tritt Serafinens Zofe ganz bestürzt ein. Ein Matrose hat ihr einen von Porcia geschriebenen Brief an ihre Gebieterin eingehändigt, in dem Matrosen aber hat sie — Alvaro erkannt. Serafina giebt ihr den Auftrag, es zu veranlassen, daß Alvaro sich augenblicklich entferne; es ist zu spät, denn schon tritt er selber ein.*)

Alvaro.
Mit nichten! Nun Don Juan sich entfernt,
Und ich es wagen darf, hier einzutreten,
Braucht Flora nicht zu melden, was ich hörte.

Serafina.
Es scheint vielmehr, daß ihr es nicht gehört:
Entfernung, ohne mich zu seh'n, begehrt' ich.
Ihr kommt, so kennt ihr mein Begehren nicht.

Alvaro.
Und hätt' ich Unrecht, undankbare Schöne?
Knüpft nicht an ein Vergeh'n sich stets das andre?
Ich kam in der Verkleidung, nichts beachtend
Als dich, als deine Schönheit, dein Gefühl;
So mag, in dem Befremden mich zu seh'n,
Nicht meine Liebe dir Beleidigung,
Und schwere Schuld die ächte Neigung scheinen.

Serafina.
Ihr müßt mit nichten glauben, Don Alvaro,
Daß ich so lange schon euch angehört,
Sei die Bewilligung, ihr dürfet sprechen!
Verwirrung war es; nun, da sie vorüber,
Ersuch' ich euch: beendet das Gespräch,
Und ist die eure wirklich ächte Neigung,
Zeigt es durch ein Benehmen euer würdig.

Alvaro.
Und welches?

---

*) Die aus diesem und den folgenden Stücken citirten Stellen sind den Uebersetzungen der Calderon'schen Schauspiele von J. D. Gries entnommen.

Serafina.
Geht! Geht schleunig, überzeugt,
Daß eheliche Pflicht, des Gatten Liebe,
Wohlwollen, Eintracht, der Gewöhnung Macht,
Die Rücksicht auf den Adel meines Bluts
Mich so verwandelt, daß der harte Stamm
Der Eiche wie der starre Felsen eher
Dem stets erneuten Stoß der wilden Winde,
Dem rauhen Hauch des kalten Regensturms
Sich beugen werden, als mein fester Wille,
Bekämpft' ihn gleich ein ganzes Meer von Thränen,
Dräng' auch ein Sturm von Seufzern auf ihn ein.

Alvaro.
Wie rühmt dein Stolz sich jetzt der Festigkeit
Des starken Eichbaums und des trotz'gen Felsens!
Warst du vielmehr die Sonnenblume früher,
Die vom lebend'gen Strahl der Liebe glühte,
Das Antlitz sehnsuchtsvoll ihm zugewendet?
Ein anmuthvoller Tempel nicht vielmehr,
Wo süßer Weihrauch für die Liebe flammte?
Wie sollte muthlos meine Hoffnung werden,
Wenn ich die Eiche, dicht mit Laub bewaffnet,
Als eine sanfte Liebesblume kannte?
Wenn ich den Fels mit seinem Epheupanzer
Dereinst als friedlichen Altar geseh'n?

Serafina.
Ich leugn' es nicht, allein — um mit dem Gleichniß,
Unwürdig wie es sei, dir zu erwidern,
Das du verblendet gegen mich gerichtet —
Aus jener schwachen Blume schuf die Zeit,
Die Wurzeln kräftigend in meiner Brust,
Den Stamm, der jedem Angriff widersteht;
Und stürzen konnte sie der Liebe Tempel,
Daß rauher Stein von ihm nur übrig blieb:
So völlig umgewandelt durch dies Sinken,
Durch jenes Wachsen, daß auch dem Gedächtniß
Die Spur verschwunden, was sie einst gewesen:
Ein Beispiel jetzt, und einst, und immerhin,
In ihrer Kräftigung, in ihrem Fall,
Von der Gewalt des Umschwungs flieh'nder Jahre.

Alvaro.
Wie, Jahre, wenn nach Augenblicken erst
Mein Unglück zählt? wenn jüngst geboren nur
Dein Kaltsinn ist, du gestern noch mich liebtest?
Gieb nicht mit hartem Wort der Zeit die Schuld;
Es ist nicht, war nicht, nimmer kann es sein,
Daß du, wie du gestehest, jene Blume
Und jener Tempel einst, so plötzlich nun,
Von einem kurzen Augenblick zum andern,
Dich ganz verwandelt, ganz vergessen hast,
Was du gewesen. Süßes, holdes Wunder,
Es ist nicht möglich, nein, daß ich es glaube.

Serafina.
Warum begehrest du, daß ich die Schuld
Des hier begangnen Unrechts mit dir theile,
Und willst in Zweifel meine Worte zieh'n?
Dich selbst ruf' ich zum Zeugen auf, Alvaro!
Du kennst mein stolzes, hochgesinntes Herz;
Wer hat es besser als du selbst erfahren,
Wie viel mir Ehre, Sitte, Ruf und Anstand
Gegolten stets? Befrage nur dich selbst,
Und wenn du dann dich selbst nicht überwindest,
Beweisest du, daß du dich selbst vergessen,
Verschieden gänzlich von dir selbst, Alvaro.

Die Stimme Juans läßt sich vernehmen; Alvaro hat nur noch Zeit, sich hinter einem Schirm zu verbergen. Mit der Bitte, ihr Maskenkostüm in Augenschein zu nehmen, weiß Serafina ihren Gatten aus dem Zimmer zu locken, und Alvaro will eben entschlüpfen, als der Diener Juans mit einem Licht erscheint. Schnell bläst die Zofe Laura das Licht aus, unglücklicherweise aber stößt Alvaro beim Entfliehen auf den Diener, der laut aufschreit. Vergebens giebt sich Laura den Anschein, als wäre sie über ihn gestolpert; der Diener antwortet ihr: Du mußt einen großen Schreck gehabt haben, da du vor Schrecken einen Bart bekommen. Don Juan eilt herbei, hört, daß ein Mann entflohen sei, und seine Seele wird von brennender Eifersucht erfaßt.

Die folgende Scene zeigt uns einen öffentlichen Platz in Barcelona; es ist Carnevalszeit, Masken gehen auf und ab, unter ihnen Serafina und Juan, Alvaro mit seinem Diener u. s. w. Alvaro fordert Serafina zum Tanze auf, und dem Maskenbrauch zufolge darf sie ihm die Bitte nicht abschlagen. Tanzend bittet Serafina ihn flehentlich, sie zu verlassen, ihr Leben hänge davon ab, und schnell entfernt sie sich darauf mit ihrem Gatten, der Einladung eines Freundes nach seinem Landhause folgend. Alvaro's Herz blutet; dennoch erhebt er sich zu dem edlen Vorsatz der Entsagung und beschließt sich einzuschiffen, um sein Glück in Flut und Wind zu suchen. Da erschallt der Ruf: Feuer, Feuer! Ein Landhaus, dasselbe, in dem Juan und Serafina sich befinden, steht in Flammen. Juan tritt mit der ohnmächtigen Serafina auf. Mit der Bitte, sein Kleinod zu schützen, legt er sie in Alvaro's Arme, den er für einen Matrosen hält, und eilt fort, zur Rettung der Gefährdeten beizutragen. Diese Versuchung ist zu stark für den liebeglühenden Alvaro, und er unterliegt. Schnell besteigt er ein Schiff und fährt mit der ohnmächtigen Serafina ins Meer hinaus. Juan kommt zurück, seine Gattin zu holen; er hört, was vorgefallen, und stürzt sich in

wilder Verzweiflung ins Meer, den Räuber zu verfolgen. Halb todt wird er von den Umstehenden aus dem Wasser gezogen. Von dieser Zeit an zieht er rastlos im Lande umher, den Räuber seines Weibes und seiner Ehre suchend. Er büßt dabei sein Vermögen ein und sieht sich genöthigt, um des Broterwerbes willen zu malen. Alvaro hält indessen Serafina auf einem einsamen Jagdschloß verborgen; ihre Thränen fließen unaufhörlich, und sie bittet Alvaro, sie in ein Kloster gehen zu lassen; es fällt ein Schuß, und Beide fahren tödtlich erschreckt zusammen. Der Schuß rührt von Porcia her, welche, im Walde jagend, sich dem Schlosse naht; in Wahrheit aber gilt ihr Besuch dem Fürsten, dem sie im Jagdschloß ein Rendez-vous zugesagt hat. Serafina muß sich in einem Seitengemach verstecken. Alvaro verläßt, um Porcia von Serafinen fern zu halten, mit ihr das Schloß; in dem Augenblick, als Serafina aus dem Versteck treten will, erscheint der Fürst, und sie zieht sich schnell wieder zurück. Porcia, die Alvaro entschlüpft ist, folgt dem Fürsten auf dem Fuß. Kaum aber haben sie einige Worte gewechselt, als die Stimme Alvaro's, der, um Serafina besorgt, zurückkehrt, sich vernehmen läßt; eilig flüchtet der Fürst in dasselbe Zimmer, in dem Serafina sich verborgen hält. Er ist entzückt, das Weib, das er geliebt, seitdem er es zum ersten Mal gesehen, wiederzufinden; doch entfernt er sich auf ihr flehentliches Bitten.

Juan hat sich unter einem fremden Namen bei dem Fürsten melden lassen, um ihm ein für ihn vollendetes Gemälde zu überreichen, und bricht, als er allein ist, in die schmerzlichen Worte aus:

Was, mein zerstörtes Glück, ist mir begegnet? —
Doch nein, mich würde die Erwähnung tödten;
Und zürnte nicht mein Leid, vermöcht' es nun
Als Wort, was früher als Ereigniß nicht?
O wahrlich, leicht geschieht, was schwer zu glauben:
Ich so erniedrigt? Himmel! — Doch wie anders,
Wenn krankhaft reizbar es die Ehre will.
Weh über den, der solch Gesetz gegeben!
Der meinen Ruf in fremde Hand gelegt,
Daß fremdes Thun, nicht eignes ihn bestimme,
Die Schmach dem zutheilt, dem die Kränkung ward,
Nicht jenem, der das Schmähliche beging;
Er wußte von der wahren Ehre wenig.
Wie kann die Welt so argen Mißbrauch dulden?
Darf dort die Schuld, und hier die Strafe sein?
Weh über den, der dies Gesetz gegeben! —
O schnödes Mißgeschick, du trafst mich tief!
Giebt es ein Unglück meinem gleich?

Der Diener giebt ihm den Rath, sich in seiner Noth an Don Luis zu wenden, der sicher doch sein Freund sei. „Er ist es" — antwortet Juan.

Doch welchem Freunde könnt' ich mich vertrauen,
Der nicht ein Zeuge meiner Schmach mir wäre?
Niemand soll meinem Weh ins Antlitz schau'n,
Mitleidig auf mich blicken, zu mir sprechen.
Es soll mich Niemand kennen; denn ich kenne
Mich selbst nicht wieder, eh' ich mich gerächt.
Der Neugier auszuweichen, geb' ich so
Mich überall als Maler von Gewerbe.

Der Prinz tritt ein und bittet ihn, das Bildniß einer Dame anzufertigen, der er leidenschaftlich ergeben sei; doch dürfe die Donna nichts davon ahnen, und er müsse sie heimlich malen; er will ihn an einen Ort führen, wo er sie ungehindert beobachten könne, und er schließt seinen Auftrag mit den Worten: „Was auch begegnen mag, ich schütze dich." Als sich der Diener ängstlich über das neue Abenteuer äußert, antwortet Juan:

Wohin der Prinz mich führt,
Gleichviel; da meiner Ehre Schimpf begehrt,
Daß ich ein Maler sein und bleiben muß,
Bis es mir einst gelingt, mit blut'gem Pinsel
Der Maler meiner eignen Schmach zu sein.

Er wird in den Garten von Alvaro's Jagdschloß geführt, wo man ihm ein Gartenzimmer anweist, von dem aus er die Dame, die sich Abends im Freien zu ergehen pflegt, sehen kann. Serafina kommt aus der Tiefe des Gartens; erschöpft und weinend läßt sie sich auf einer Bank nieder, doch so, daß sie Juan den Rücken zuwendet. Auf den Rath des Dieners wendet sie sich nach der anderen Seite, von der milde Abendluft ihr entgegenweht. Man meldet Juan, daß er sein Werk beginnen möge.

D. Juan.
Gut, mein Pinsel ist bereit. —
(Er öffnet die Jalousie.)
O Gott! Was seh' ich? Meine Sinne schwinden!

Ein Fieberfrost durchschauert meine Glieder!
Mein Herz erstarrt! Ist sie's? Ist sie es wirklich?
Und ruhig liegt sie, spricht nicht, sieht nicht, hört nicht;
Die zu beleid'gen wagte, wagt zu schlafen?
Schlaf, bist du hier ein zwiefach Todesbild?
Dies reizende Gemälde, das die Liebe
Verfehlte, trifft es nun die Eifersucht?
Doch ich, gekommen um es zu vollenden,
Ward selbst zur regungslosen Statue.
Wie? hatt' ich nur den Muth sie zu erkennen,
Und habe den nicht, ihr den Tod zu geben?
Doch nein, doch nein, es darf der Ehre Rache
Nicht zweifelhaft, nicht unvollständig sein.
So schweige, Herz, so fürchte, ringe, dulde,
Bis eine volle Rache dir geworden.

Serafina (im Traum).
Don Juan, Gatte, Herr, halt' ein! Halt' ein!
Mein Blut beflecke nicht dein edles Schwert,
O schone, schone mich!
(Sie springt mit Entsetzen auf.)

Alvaro (tritt eilig aus einem Laubgang hervor).
Geliebte! Wie?
Was ängstigt dich? —

Serafina.
Ach, meines Todes Bild
Sah ich im Traum. — Nie warst du mir willkomm'ner.

Alvaro.
Zufall ist stets des Unglücksel'gen Glück.

D. Juan.
Alvaro, großer Gott, ist der Verführer.

Alvaro.
O fasse dich: mein Vater kommt hieher;
Ich bin vorausgeeilt, es dir zu sagen.

D. Juan.
Nein, meine Kraft zu dulden ist erschöpft,
Entschwunden jeder Grund zur Mäßigung,
Jetzt wo ich sie in seinen Armen sehe.
Verräther, stirb! — Treulose, du mit ihm!

(Bei diesen Worten drückt er eine Pistole auf Alvaro, eine andere auf Serafina ab. Beide sinken zurück, er in Don Luis Arme, sie in die Arme Don Pedro's, welche nebst Porcia in diesem Augenblick zwischen den Bäumen hervortreten).

Alvaro.
Weh mir, ich sterbe!

Serafina.
Himmel, steh' mir bei.

D. Juan.
Nicht leben will ich, mögen sie mich tödten.

D. Pedro.
Was ist das? Gott!

Serafina.
Bedauernswerther Vater,
Dir sinkt die Tochter sterbend an das Herz;
So brauchst du selbst ihr nicht den Tod zu geben.

Alvaro (zu Don Luis).
Zu deinen Füßen siehst du deinen Sohn,
Ein jammervolles Leben hier zu enden.

D. Luis.
Alvaro!

D. Pedro.
Serafina!

Porcia.
Weh mir! Weh!

Der Prinz und Juanete (Diener) kommen.

Juanete.
Sie haben meinen Herrn gewiß entdeckt.

Prinz.
Weh dem, der sich erkühnt, ihn zu beleid'gen;
Ich gab mein Wort für seine Sicherheit. —
Doch welch' entsetzlich Schauspiel?

D. Juan (mit erhobener Stimme).
Ein Gemälde,
Mit Blut gemalt vom Maler eigner Schmach! —
Don Juan Rocca bin ich, tödtet mich!
Was ich euch zugefügt, habt ihr vor Augen:
Don Pedro, dir geb' ich als Leichnam, blutend,
Den Reiz zurück, den du mir anvertraut;
Getödtet liegt dein Sohn durch mich, Don Luis;
Ein Bildniß, Prinz, begehrtest du von mir,
In dunkeln Purpur taucht' ich meinen Pinsel.
Was hält euch noch? Dringt Alle auf mich ein.

Prinz.
Ihn anzurühren wage keiner; Ich
Gelobt' ihm Schutz. — Man öffne diese Thür.
(Man öffnet. D. Juan tritt heraus.)

Prinz (zu D. Juan).
Wirf dich auf's Pferd und flieh' mit Windesschnelle.

D. Pedro.
Entflieh'n? Vor wem? Vergoß er auch mein Blut,
Ich muß ihm danken eher und ihn schützen.

D. Luis.
So sag' ich auch; er raubte mir den Sohn,
Doch wer die Ehre rächt, beleidigt nicht.

D. Juan.
Zu schätzen weiß ich eure Seelengröße;
Doch eurem tief verwundeten Gefühl
Entzieh' ich meinen Anblick nun und immer.

„La señora y la criada“ (Dienerin und Herrin) ist eine der reizendsten Schöpfungen Calderons. Platen charakterisirt dieselbe durch folgenden schönen Vers:

„Mächtig flammt Cupido's Kerze,
Durch Gefahr umsonst verdüstert,
Und die Liebesklage flüstert
In das Echo leichter Scherze.“

Der Herzog von Mantua hat seine Tochter Diana mit Fisberto, dem Herzog von Mailand, verlobt. Diana aber liebt Erotaldo, den Herzog von Parma, der ihre Neigung leidenschaftlich erwidert, obgleich der Wunsch seines Vaters ihn an seine Muhme Donna Flor fesselt. Als Parodie des fürstlichen Paares treten der Bauer Perote und seine Frau Gileta,

welche sich nach der Hochzeit nicht mehr ausstehen können, auf. Fisberto naht sich seiner Braut, um sie kennen zu lernen, in der Verkleidung eines Juwelenhändlers; doch diese, von seiner Verkleidung unterrichtet, empfängt ihn mit abweisender Härte; nichts desto weniger entfernt er sich, bezaubert von ihrer Anmuth und Schönheit. Erotaldo weiß sich Zutritt in Dianens Garten zu verschaffen, und in einem zärtlichen Zwiegespräch tauschen sie süßeste Liebesworte und das Gelübde ewiger Treue. Um der gehaßten Verbindung mit Fisberto zu entgehen, entflieht Diana in das Gebiet von Parma; in derselben Nacht hat Erotaldo seine Diener nach Mantua geschickt, um Diana entführen zu lassen. Die Bäuerin Gileta trägt ein Kleid Dianens, das ihr geschenkt worden ist; in der Dunkelheit halten die Diener sie für die Herzogin, und halb todt vor Schreck wird Gileta in die bereitstehende Kutsche gesetzt. In einer kleinen Grenzstadt Parma's treffen Alle zusammen. Diana stürzt mit dem Pferde; sie giebt sich für die Tochter eines Dieners aus und wird von Donna Flor, die in heftiger Eifersucht ihrem Verlobten gefolgt ist, aufgenommen. Auch der Vater Erotaldo's, der Kunde von der Entführung erhalten hat, eilt herbei, um wo möglich die schlimmen Folgen, die für sein kleines Reich daraus entspringen können, abzuwenden. Gileta wird als Herzogin vorgestellt — ein Mißverständniß, das Diana und Erotaldo wohlweislich unterhalten — und die Verwunderung über Aussehen und Benehmen der vermeintlichen Herzogin sowie über die verirrte Neigung Erotaldo's ist außerordentlich. Der Gatte Gileta's läßt seine verlorene Frau ausrufen; man bringt ihn als einen amüsanten Narren in den Palast, und hier findet er seine Frau, der man als Herzogin huldigt, und die ihn in drolligster und boshaftester Weise verhöhnt. Der Herzog von Parma hat unterdessen, um den Groll der Nachbarstaaten zu beschwichtigen, seinen Sohn in Haft genommen. Da zieht Fisberto in Parma ein, um seine Schmach zu rächen. Diana eilt ihm entgegen, beichtet offen Alles, was geschehen, und wendet sich an seine Großmuth. Als Cavalier von adliger Gesinnung entsagt Fisberto der geliebten Herzogin und reicht der verlassenen Flor seine Hand. Gileta muß zu ihrem verspotteten Perote zurückwandern, und die Liebenden dürfen sich vereinigen.

„Basta callar" (Schweigen genügt). Von diesem Drama sagt Schack, daß darin die Grazie der reizendsten Erfindung mit dem reichsten Farbenschmuck der Dichtung wetteifere, die Frische mit der Gluth, die innere Feinheit der Anlage mit der Zartheit der Ausführung und mit dem Zauber der wohllautendsten Sprache. Cesar ist Unterthan des Grafen von Montpellier; er liebt eine Dame Namens Serafina. Eines Tages trifft er vor ihrem Hause einen Cavalier, der eben im Begriff ist, vermittelst einer Strickleiter in das Zimmer Serafinens zu steigen. Er zieht den Degen, die Begleiter des Ritters fallen über ihn her, und einer von ihnen ruft ihm zu: Verräther, es ist der Graf von Montpellier, dein Herr, den du angreifst. Jetzt muß Cesar fliehen, wird aber von den verfolgenden Dienern eingeholt und bleibt tödtlich verwundet im Walde liegen. Hier findet ihn bei einer Jagd Margarita, die Herzogin von Bearn und Braut des Grafen von Montpellier. Ihrer Pflege verdankt Cesar sein Leben. Genesen tritt er in die Dienste ihres Bruders, des Herzogs von Bearn. Margarita hat sich in Cesar verliebt und beschließt, da er sich schüchtern zeigt, ihn durch ein Zeichen ihrer Huld zu ermuthigen. Sie giebt ihm einen Brief ihres Verlobten mit dem Auftrag, denselben so zu beantworten, daß sie ihn nur abzuschreiben brauche. Cesar indessen, der noch immer Serafina liebt, obgleich er sie für treulos hält, versteht diesen Wink, der ihn zu einem Briefwechsel ermuntern soll, nicht.

Der Graf und Serafina mit ihrem Vater sind in Bearn angekommen, der Graf angeblich, um seine Braut zu besuchen, im Grunde aber aus Liebe zu Serafina. Diese ist eine Freundin Margarita's. In einer Unterredung, die zwischen Cesar und Serafina stattfindet, ist Letztere nicht im Stande, den Geliebten völlig von ihrer Unschuld zu überzeugen; sie giebt ihm deshalb zu weiterer Besprechung für die folgende Nacht ein Rendez-vous auf der Terrasse unter ihrem Fenster. Margarita, die unterdessen von dem, durch Geschenke

bestochenen Diener Cesars das traurige Schicksal seines Herrn sowie dessen Beziehungen zu Serafina erfahren hat, ladet in eifersüchtiger Laune Cesar ebenfalls zu einer nächtlichen Zusammenkunft auf der Terrasse unter ihrem Fenster ein. Der Herzog von Bearn, Margarita's Bruder, hat sich gleichfalls in Serafina verliebt; doch als er von ihrer Neigung für Cesar unterrichtet wird, zerreißt er in edelherziger Entsagung den Liebesbrief, den er ihr bereits geschrieben; nur das kann seine Eifersucht nicht ertragen, daß Cesar Nachts die geliebte Serafina spreche, und er beauftragt deshalb den glücklichen Nebenbuhler mit Geschäften, die ihn während der Nacht fern vom Schlosse halten. So harren die Damen vergebens des Geliebten; nur der Diener erscheint, der in tölpelhafter Weise seinen Herrn entschuldigt. Da läßt sich der Graf auf der Terrasse blicken; er stößt auf den Diener, der sich den Anschein großen Muthes giebt und den Grafen auf den folgenden Morgen nach dem Landhause von Belflor zum Kampf bestellt, natürlich durchaus nicht in der Absicht, sich einzufinden. Cesar wird für das verfehlte Rendez-vous einigermaßen durch einen Brief Serafinens getröstet, in dem sie ihm eine Zusammenkunft im Landhause von Belflor vorschlägt. Sie finden sich zur bestimmten Stunde im Landhause ein, aber auch der Graf erscheint. Die Todfeinde erkennen sich, ein heftiger Kampf entbrennt, der von Serafinens Vater unterbrochen wird, welcher im Auftrag des Herzogs kommt, um Cesar gefangen zu nehmen, der sich von Serafina an den Grafen verrathen glaubt. Die Liebe führt das zärtliche Paar noch zweimal zusammen; doch jedesmal wird ihre Unterhaltung, noch bevor Serafina ihren Geliebten von ihrer Schuldlosigkeit überzeugen konnte, durch die Eifersucht der unglücklich Liebenden unterbrochen. Ein Zufall endlich enthüllt Serafinens Unschuld. Cesar begegnet im Garten der Zofe Serafina's, die ihn für todt hält; da sie ihn nun lebend vor sich sieht, glaubt sie, er sei als Geist in die Welt zurückgekehrt, um sie für ihre Sünden heimzusuchen, und knieend und zitternd gesteht sie, daß sie ohne Wissen Serafina's, im Auftrage des Grafen die Strickleiter ans Fenster geknüpft habe. Serafina vertraut ihrer Freundin Margarita ihr Herzensgeheimniß an, und daß sie niemals von Cesar lassen werde, und Margarita, von der Liebe und Treue Beider gerührt, verspricht der Freundin ihre Verwendung bei dem Grafen, ihrem Bräutigam. Dieser und der Herzog haben ungesehen die Unterhaltung belauscht und besiegen mit männlicher Kraft ihre Leidenschaft. Der Graf reicht Cesar versöhnt die Hand und vermählt sich mit Margarita, die die Komödie mit den Worten schließt: „Steht es auch nicht in meiner Macht, zu lieben, so genügt Schweigen."

In den geschichtlichen Dramen tritt zu den die Handlung bewegenden Principien der Liebe und Ehre noch das der unerschütterlichen Treue (le altad) gegen den König hinzu; die Conflicte dieser verschiedenen Pflichten, der Kampf zwischen den Forderungen der Vernunft und dem durch die Sitte geheiligten Begriff der Königstreue, bilden zum großen Theil den Inhalt dieser Stücke, und immer geht bei diesen Kämpfen die Unterthanentreue, die bei dem Spanier mit Vaterlandsliebe zusammenfällt, als Siegerin hervor, vor der selbst die persönliche Ehre, dieser Abgott Calderons, sich beugen muß. Calderon hat das Princip der Treue gegen den König bis zur äußersten Consequenz durchgeführt. Ihm sind die Könige höhere ideale Wesen, denen sich gewöhnliche Sterbliche nur in tiefster Demuth nähern dürfen, und auf deren Wink selbst das Unnatürlichste und Entsetzlichste ohne Zaudern geschehen muß.

„Las tres justicias en una" (Drei Vergeltungen in Einer) ist ein Drama von tief erschütternder Wirkung. Don Mendo und seine Tochter Violante werden in einer wilden Gebirgsgegend von Räubern überfallen. Mendo, ein Greis, wehrt sich heldenmüthig, ist aber nahe daran zu unterliegen, als Don Lope, der Anführer der Bande, erscheint, der sich beim Anblick Mendo's wunderbar zum Mitleiden bewegt fühlt. Er redet ihn freundlich an, wendet sich tröstend zu Violante, deren Schönheit ihm einen tiefen Eindruck macht, und befragt

Mendo um seinen Namen und sein Schicksal. Mendo theilt Lope mit, daß er sich auf Befehl des Königs Pedro nach der Hauptstadt begebe, wo ein wichtiges Amt seiner warte. Er betrachtet Lope als seinen Retter und fordert denselben auf, ihm zu vertrauen, welch' grausames Verhängniß ihn zum Verbrechen getrieben habe; er wolle Alles aufbieten, um ihm beim Könige Verzeihung seiner Sünden auszuwirken. Da bekennt der Räuber, daß er ein Sohn des Lope von Urrea sei. Mendo erschrickt, denn dieser Lope ist sein alter Freund. Der Räuber erzählt weiter, daß sein Vater sich als bejahrter Mann mit der kaum fünfzehnjährigen Blanca, welche man zu dieser Ehe zwang, vermählte. Bei diesen Worten unterbricht ihn Mendo: „Ich weiß, ich weiß, und wollte Gott, ich wüßte es nicht! Hinweg, was dringt ihr läst'ge Bilder auf mich ein?" Aus dieser unnatürlichen Verbindung, fährt Lope fort, sei er als einziger Sprößling hervorgegangen, von der Mutter heiß geliebt, von dem Vater mit Widerwillen betrachtet, und durch diese traurigen Verhältnisse im elterlichen Hause sei er in den wilden Ausschweifungen seiner Jugend bestärkt worden. Ein Liebesverhältniß, in welchem er zu der schönen Estefania gestanden, der er die Ehe versprochen, sein Wort aber gebrochen habe, sei die Veranlassung eines blutigen Zweikampfes mit dem Bruder der Geliebten gewesen, in Folge dessen er zur Flucht gezwungen und zum Verbrechen getrieben ward. Hier wird seine Erzählung durch wüsten Lärm hinter der Scene unterbrochen; es sind die Diener der Gerechtigkeit, welche zur Verfolgung der Räuber nahen. Mendo, sein Anerbieten der Fürsprache gegen Lope wiederholend, bittet denselben um ein Zeichen, welches dem Boten, den er senden wird, Zutritt zu ihm verschaffen soll. Lope reicht ihm seinen Dolch; in der Hast aber bringt er sich dabei eine leichte Verwundung bei, die ihn als üble Vorbedeutung bestürzt macht. Dann entflieht er auf Violante's Bitte vor den Gerichtsdienern. Violante ist heftig bewegt, man sieht eine Neigung für den kühnen Räuber in ihrer Seele aufkeimen. Don Lope, der Vater, dem der Schmerz seiner Gattin das Herz bricht, wendet sich, Gnade für seinen Sohn erflehend, an den König Don Pedro. Dieser weist ihn an den Oberrichter des Landes, und als Lope einwirft, daß dies Amt ja durch Todesfall erledigt sei, begrüßt der König den mit Gefolge herbeieilenden Mendo als den neu erwählten Oberrichter des Landes. Die Begnadigung Lope's wird bewirkt. Lope, der Vater, ist durch die Verschwendung seines Sohnes völlig verarmt und hat einen Theil seines Hauses dem Don Mendo als Wohnung überlassen. „Himmel," ruft dieser aus, „könnt' ich doch entgeh'n diesem bangen Wiederseh'n Blanca's, ach, der Wohlbekannten!" Im Gespräch mit ihr will er sie an vergangene Zeiten erinnern; sie antwortet stolz zurückweisend und legt ihm Schweigen auf. Lope, der Sohn, welcher von dem Aufenthalt der Familie Mendo's in seinem elterlichen Hause nichts weiß, tritt bei seiner Rückkehr in Violante's Gemach, das er für das seinige hält; seine Worte athmen leidenschaftliche Bewunderung, auch sie verräth zärtliche Neigung, doch entfernt sich Lope unverzüglich auf ihre Bitte. Im zweiten Act erfolgt die Versöhnung zwischen Vater und Sohn, und Letzterer gelobt Besserung. Don Guillen, ein Freund des Sohnes, sucht den lange Entbehrten auf und macht ihn zum Vertrauten seiner Leidenschaft für Violante, indem er ihn zu gleicher Zeit bittet, sein Fürsprecher bei Violante zu sein — eine Bitte, die Lope zu erfüllen verspricht. Violante erscheint, Don Guillen verbirgt sich, und Lope schildert ihr Guillen's Zärtlichkeit für sie. Dieser ist entzückt über den zarten treuen Freund; ein Fremder, der sich nähert, treibt ihn aus seinem Versteck, und er kann die Antwort Violante's nicht hören. Violante weist Guillen's Antrag kalt und entschieden zurück; und nun, da Lope überzeugt ist, daß seines Freundes Sache verloren, spricht er für sich, und Guillen, der unterdessen zurückgekehrt ist, hört, wie Violante antwortet:

Obwohl ich eine Zeitlang
Demant war und Erz und Statue,
Welche Meißel, Feil' und Stahl
Hemmen, abmühn und ermatten,

Alles nachgiebt doch am Ende;
Schleifen lassen sich Demanten,
Schmelzen läßt sich sprödes Erz
Und der Marmor sich behandeln.

Nehmt, Don Lope, diese Blume,
Um als Zeugniß sie zu tragen
Meiner Hoffnung; denn sie selbst
Trägt ja meiner Hoffnung Farbe.

Die Antwort und die Blume bezieht Guillen auf seine Werbung, und als Violante sich entfernt hat, fordert er die Blume von Lope, der sie ihm natürlich verweigert; ein Streit eifersüchtiger Wuth entbrennt zwischen den Verliebten, und sie entfernen sich in der Absicht, ihre Sache mit dem Schwerte auszufechten. Bald darauf hört man Degengeklirr hinter der Scene; Lope, der Vater, eilt herbei, hört, daß einer der Kämpfenden sein Sohn sei, und bemüht sich, die Streitenden zu trennen. Während Guillen auf die Bitten des Alten und aus Ehrfurcht vor seinen weißen Haaren den Degen in die Scheide steckt, weist der Sohn die Vermittlung des Vaters trotzig zurück. „Du willst mir Ehre nehmen, die ich nicht von dir bekam," antwortet er ihm. Don Guillen beschuldigt er der Feigheit, und als der Vater ihn mit dem Stock bedroht und ihn der Lüge zeiht, versetzt er dem greisen Vater einen Backenstreich, daß er zu Boden stürzt. Alle Anwesenden dringen mit den Schwertern auf den Sohn ein, indem sie rufen: „Alle schaffen wir dir Rache; sterbe, wer den Vater schlug!"

Lope (Vater).
Mißrathner Sohn,
Mög' auf dich der Himmel fallen!
Diese Schwerter, welche nun
Meine Schmach zu rächen streben,
Seien Blitze, die dein Leben
Treffen! Und sie werden's thun;
Denn, ein Werkzeug würd'ger Rache,
Durch dein Sterben, durch mein Weinen,
Wird der Stahl als Blitz erscheinen,
Wann er rächet Gottes Sache.
Jene freche Hand, die diesen
Schnee gewagt hat zu beleid'gen,
Will sie noch die Schmach vertheid'gen,
Die dem Himmel du erwiesen?
Und er, schauend alle Schrecken
Deines Frevels, meiner Qualen,
Er verhüllt nicht seine Strahlen?
Er zerreißt nicht seine Decken
Und verstört, ein Graun der Welt,
Nicht die Luft, die deiner pflegt,
Nicht die Erde, die dich trägt,
Und das Licht, das dich erhellt?

Vicente (Diener).
Herr, nimm deinen Hut einmal;
Dir den Mantel umzulegen
Helf' ich; nimm den Stab.

Don Lope.
Weswegen?
Ist er doch nur Holz, nicht Stahl!
Aber ja, du magst ihn geben;
Denn es ziemt dem Stab allein,
Rächer eines Schlags zu sein.
Und wenn Er im Kampf so eben
Schonend einen Vater war,
So ziemt mir es, daß ich schone,
Eher noch bei einem Sohne,
Jenem wilden. — Reich' ihn dar,
Daß ich mit dem Stab mich räche. —
Doch weh mir! Vergeblich Ringen!
Will ich mit der Hand ihn schwingen,
Wankt der Fuß. Unsel'ge Schwäche!
Schicksal, das mich hart beschwert!
Kann der Stab zur Rache nützen,
Wenn er selbst, der mich zu stützen
Dienen soll, mich jetzt belehrt,
Daß ich ihn zu brauchen habe
Nur als Klopfer, an die Erde
Pochend, daß geöffnet werde
Mir die Thür' zu meinem Grabe.
(Das Volk versammelt sich umher.)

Vicente.
Mäß'ge dich! Bedenke doch,
Alle Leute steh'n und gaffen
Rings dich an.

Don Lope.
Was kann's mir schaffen?
Was verlieren kann ich noch?
Mögen sie mich schau'n, und wissen,
Wie ich schändlich bin entehrt;
Denn, dem ich das Sein gewährt,
Der hat mir die Ehr' entrissen. —
Menschen, seht mich, unvertheidigt,
Tief, wie Keiner je, gebeugt,
Denn mich tilgt, den ich gezeugt;
Und von meinem Blut beleidigt,
Heisch' ich Rach' an meinem Blut
Nicht vom Himmel nur, der Sache
Höchstem Richter, heisch' ich Rache
Für des Sohnes Frevelmuth:
Zu euch Allen, zum Gericht
Unsers Königs will ich schreien
Und dem Schmerze Luft verleihen.

Vicente.
Herr, bedenk', es schickt sich nicht,
So, umringt vom Volksgewimmel,
Durch des Schlosses Thor zu schreiten.

Don Lope.
O durchmäß' ich so den weiten
Raum bis an das Thor der Himmel! —
Fürst von Aragon, Don Pedro,
Christlicher Monarch und Held,
Den der weise Mann rechtpflegend,
Der unweise grausam nennt.

Der König kommt aus seinem Palast. Lope wirft sich ihm zu Füßen, Rache für den Frevel seines Sohnes fordernd und seine Anklage mit den Worten schließend:

Herr, verweigert nicht mir Recht;
Sonst muß ich von euch zum Himmel
Als dem höchsten Richter gehn.
Sieh', o Himmel, wiss', o Erde,
Hört, ihr Menschen rings umher,
Daß ein Sohn, der grausam handelt,
Grausam macht den Vater selbst.

Der König giebt dem Oberrichter Don Mendo den Auftrag, den entflohenen Sohn um jeden Preis zu fangen, und bevor dies nicht geschehen, sein Angesicht zu meiden. Als Mendo allein zurückbleibt, bricht er in die klagenden Worte aus:

Was thu' ich jetzt?
Schreckliches Gedankenbild,
Was begehrst du? Bleibe fern!
Denn ich gebe dir mein Wort,
Forschen will ich, bis erhellt,
Daß nicht Jener Sohn von Diesem,
Der nicht Vater ist von Dem.

Der dritte Act zeigt uns im Waldgebirge den blutbedeckten jungen Lope im Gefecht mit den Gerichtsdienern. Vor Mendo aber bebt sein Schwert zurück, und auf dessen Frage: „Was denn willst du?" antwortet er:

Tödtend sterben. —
Doch umsonst, daß ich es wollte;
Denn, Herr, gegen dich allein
Kann ich keinen Muth erproben.
Zittern muß ich deinem Blicke,
Schaudern muß ich deinem Tone;
Thränen wollen mich ertränken,
Seufzer wollen mich erdrosseln.
Erd' und Himmel, wann ich wage,
Mit dem Schwert dich zu bedrohen,
Fühl' ich schwanken, seh' ich dunkeln.

Don Mendo.
Solches Grau'n ist das Gefolge
Der Gerechtigkeit, die Gott
Furchtbar macht und schreckendrohend
Dem Verbrecher.

Don Lope.
Das ist's nicht;
Denn obwohl ich unverhohlen
Mich erkenne als Verbrecher,
Könnt' ich, gleich dem wunden, tollen
Hunde, hier die Deinen alle
Noch zerfleischen. Du nur konntest
Scheu und Furcht in mir erregen,
Deshalb muß ich dir gehorchen. (Er kniet.)
Dieses Schwert, den Flammenblitz,
Von der Spitze bis zum Knopfe
Blutig oft in meiner Hand,
Leg' ich hier besiegt zu Boden,
Während meine Lippen (weh mir!)
Küsse deinen Füßen zollen.

Mendo läßt Lope als Gefangenen nach seinem Hause bringen. Violante, tief bekümmert über das traurige Loos desselben, weiß sich den Schlüssel zu seinem Gefängniß zu verschaffen und naht sich ihm Hülfe und Trost spendend.

Don Lope.
Wer ist kommen,
Der hier meinen Namen spricht?
Der den Unglücksel'gen nicht
Seufzen, rufen läßt vergebens?

Violante.
Die, im Drang mitleid'gen Strebens,
Solchen Schritt sich muß gestatten.

Don Lope.
Meines Tods lebend'ger Schatten,
Todtes Abbild meines Lebens!
Körper meiner Denkgewalt,
Seele meiner Phantasie!
Luftgebild', dem die Magie
Meiner Liebe gab Gestalt!
Stimme, meinem Ton enthallt —
Martre so mich nicht im Grimme,
Daß in leere Luft verschwimme
Körper, Seel' und Stimme!

Violante.
Nein!
Wie auch, sollt' ich Täuschung sein,
Hätt' ich Körper, Seel' und Stimme?

Don Lope.
Es ist wahr; doch ich gestehe,
Schwankend auf des Zweifels Wogen
Glaubt' ich mich vom Traum betrogen,
Und noch zweifl' ich, was ich sehe.

Violante.
Deiner Neigung mich verpflichtend,
Deinem Leiden Mitleid schenkend,
Dankbar deiner Liebe denkend,
Theilhaft deiner Schuld mich richtend,
Komm' ich, jeden Zwang vernichtend,
Dir zu sagen: diese Nacht
Wird die Thür dir aufgemacht;
Dann entfliehe du und rette
So dein Leben. — Wer nun hätte,
Selbst todt, Leben schon gebracht?

Don Lope.
Seltne Tugend wird dem Saft
Jener Pflanze zugetheilt,
Die, wo Wunden sind, sie heilt,
Und wo keine sind, sie schafft.
Violante, diese Kraft
Wiederholt in dir sich eben:
Du, die mir den Tod gegeben,
Rettest mich; und so ist klar,
Du giebst Tod, wo Leben war,
Und wo Tod war, giebst du Leben.

Violante.
Auch zwei Kräuter sind gefunden,
Die man als ein Wunder nennt,

Weil sie Gift sind, wenn getrennt,
Und Heilmittel, wenn verbunden.
Ihre Wirkung zu erkunden,
Blicke nur auf dich und mich:
Ohne mich stirbst du, und ich
Ohne dich. Vereine dauernd
Uns die Liebe, daß nicht, trauernd,
Jedes sterb' allein für sich! —

Es ist Nacht. Eine vermummte Gestalt dringt in Blanca's Gemach. Diese, voll Grauen, fragt zitternd nach ihrem Begehr. Der Vermummte befiehlt, die Thüren zu schließen; es geschieht. Jetzt enthüllt er sich, es ist der König. Blanca bebt bestürzt zurück. Der König kann nicht glauben, daß der Groll zwischen Vater und Sohn so hoch steigen könne, daß dieser öffentlich den Vater beschimpfe und der Vater den Sohn verklage. Ein Argwohn gegen Blanca's Treue hat sich ihm aufgedrängt; er dringt in sie, wenn hier eine Schuld vorliege, sie zu gestehen, und giebt sein Wort, ihren Ruf und ihre Ehre zu schonen. Blanca erbleicht, und ein lange verborgenes Geheimniß löst sich von ihrer Brust. Don Lope ist nicht der Sohn seines vermeintlichen Vaters, aber auch nicht Blanca's Sohn. Ihre jüngere Schwester Flora wohnte in ihrem Hause. Don Mendo liebte sie; da jedoch alle seine Bemühungen ohne Erfolg blieben, drang er eines Nachts gewaltsam in Flora's Zimmer, wo er sich unter Anrufung des Himmels zu ihrem Gatten schwor, sie aber dennoch kurze Zeit darauf falsch und treulos verließ. Don Lope ist die Frucht dieses Verhältnisses. Blanca nun, zum Theil um durch ein Kind ihren kühlen und lieblosen Gatten inniger an sich zu fesseln, und theils um den Ruf ihrer Schwester zu retten, gab das Kind der Schwester, nachdem sie deren Niederkunft verheimlicht hatte, für ihr eigenes aus. Die arme Flora starb bald nach Lope's Geburt. Der König freut sich dieser Enthüllung; doch hält er es nicht für geziemend, das Geheimniß zu enthüllen; denn er hat Verschwiegenheit gelobt. Er fordert von Mendo, der eingetreten ist, den Schlüssel zum Gefängniß und verläßt das Zimmer mit den Worten: „In dieser Nacht soll die Welt mich als Rechtsbeschützer sehen." Mendo und Violante eilen von verschiedenen Seiten nach dem Gefängniß, Don Lope zu retten. Jetzt erfährt Violante, daß Lope ihr Bruder ist; Entsetzen erfüllt sie, doch strebt sie nun um so mehr den Bruder zu retten. Jammerndes Stöhnen dringt aus dem Gefängniß. Allen erstarrt das Blut. Blanca und Lope, der Vater, eilen herbei, Letzterer, um nach dem Willen des Königs von Mendo seines Sohnes Strafe zu erfahren. Mendo schließt die Mittelthür auf. Man erblickt Don Lope, den Sohn, erdrosselt auf einem Stuhle, in seiner Hand ein Papier. Grausen und Jammer erfüllt die Anwesenden. Auf dem Papier aber steht:

„Wer dem, der ihm Vater war,
Kränkung zufügt, Schmach und Unbill,
Sterb'; und sterben soll ihn sehn,
Wer ein reines Blut verunehrt;
Und beweinen seinen Tod
Auch, wer sich bedient des Truges;
Drei Vergeltungen in Einer
So verbindend für drei Schulden."

V. Schmidt nennt dieses Drama ein durchaus vortreffliches und dabei ganz theatralisches, welches mehrere Vergleichungspunkte mit dem König Lear darbietet. Die Sünden der Eltern werden erst spät in den Kindern und durch sie gestraft. Die Gewalt des mystischen Blutbandes zwischen Vater und Sohn ist hier dadurch so ergreifend dargestellt, daß Sohn und Vater nicht wissen, was sie sich gegenseitig sind, und nun der vermeinte Sohn den vermeinten Vater schlägt, während er dem wirklichen gegenüber bebt, und noch mehr der wirkliche Vater dem wirklichen Sohn gegenüber. So fürchterlich rächt sich die Sünde der Eltern in dieser Tragödie, daß Bruder und Schwester, die nicht wissen, daß sie Geschwister sind, sich lieben und das natürliche Gefühl mit dem Geschlechtstriebe verwechseln, daß der Sohn fliehen muß und Räuber wird um dieselbe Schuld, welche der Vater früher begangen hat, indem er seine betrogene Geliebte verlassen.

In „El Alcalde de Zalamea" (Der Schultheiß von Zalamea) schildert Calderon mit gleicher Meisterschaft heftige Leidenschaften und edle Charaktere der niederen Stände. Einzelne Scenen dieser vortrefflichen Tragödie sind wahrhaft erhaben.

Beim Beginn sehen wir eine Abtheilung Soldaten singend und lärmend auf dem Wege nach Zalamea. Ihre Scherze, ihr ganzes Gebahren geben ein anschaulich lebendiges Bild der damaligen Soldatenwirthschaft. Der Hauptmann Don Alvaro de Atayde fragt den Sergeanten nach seinem Quartierzettel. Dieser bemerkt, indem er ihm denselben überreicht, daß er das Haus des reichen Bauer Crespo deshalb für ihn erwählt habe, weil die Tochter des Bauern das schönste Mädchen Zalamea's sei. Crespo ist ein Kernbauer, klug bis zur Schlauheit, derb, brav und fest, von hellem Verstand und edlem Gemüth. Im Gespräch mit seinem Sohne Juan wird er durch den Sergeanten unterbrochen, der ihm den Quartierzettel für den Hauptmann zustellt. Er giebt sich den Anschein, als fühle er sich hochgeehrt, einen so vornehmen Mann in seinem Hause bewirthen zu dürfen. Juan, der Sohn, dringt in ihn, sich den lästigen Verpflichtungen, welche der Bauernstand ihm auferlegt, durch den Ankauf eines Adelsbriefes zu entziehen; der weise Crespo aber antwortet dem Sohn:

Sag', ich bitte dich um alle
 Welt! giebt's Jemand, der nicht weiß,
 Daß ich, zwar von reinem Stamme,
 Doch ein Bauer bin? Gewiß nicht!
 Was gewinn' ich denn, erhandl' ich
 Einen Adelsbrief vom König,
 Wenn ich nicht das Blut erhandle?
 Wird man sprechen, ich sei besser,
 Als ich jetzt bin? Das ist albern!
 Was denn sonst? Mein Adel koste
 Fünf — sechstausend Stück Realen;
 Das ist Geld, und ist nicht Ehre,
 Denn die läßt sich nicht erhandeln.
 Soll ich dir ein kleines Beispiel,
 Wenn es auch gemein ist, sagen?
 Einer ist sein Leben lang
 Kahlkopf, und am Ende schafft er
 Ein Perrückchen an; hat dieser,
 Nach gemeinem Dafürhalten,
 Keinen Kahlkopf mehr? O nein!
 Und was sagt denn, wer ihn ansieht?
 „Ei, dem Mann steht die Perrücke
 Gar nicht schlecht." Was hilft's ihm aber,
 Sieht man auch die Glatze nicht,
 Wissen Alle doch, er hat sie?

Juan.

Er entgeht der Spötterei,
 Bessert, wie er kann, den Schaden
 Und bewahrt sich vor der Sonne,
 Vor des Winds und Wetters Plagen.

Crespo.

Fort mit nachgemachter Ehre!
 Ruhig läßt ja dieser Mangel
 Mich in meinem Hause. Bauern
 Waren meine Vorfahr'n alle;
 Bauern seien meine Söhne! —

Um nicht Zeugin des anstößigen Soldatentreibens zu werden, bittet Crespo seine Tochter, sich in einem Oberstübchen verborgen zu halten. Der Hauptmann hat indessen sein Quartier in Crespo's Haus bezogen, und gereizt dadurch, daß man ihm Isabellens Anblick entzieht, bedient er sich einer List, um bis zu ihr zu gelangen. Ein Soldat Namens Rebolledo muß sich widerspenstig stellen; der Hauptmann zieht den Degen und verfolgt den Fliehenden, der sich der Verabredung gemäß in Isabellens Zimmer rettet. Alvaro ist entzückt von ihrer Schönheit, und die anmuthsvolle Rede, mit der sie ihn zurückweist, bezaubert ihn vollends. Vater und Bruder Isabellens eilen bestürzt herbei; sie ahnen den Zusammenhang, Juan vermag seinen Grimm nicht zurückzuhalten, und nur die unerwartete Ankunft des Generals Don Lope de Figueroa verhindert den Kampf zwischen ihm und dem Hauptmann. Rebolledo verräth, um der angedrohten Strafe zu entgehen, dem General die List des Hauptmanns; empört über so viel Frechheit, treibt Don Lope die Einquartierung zum Hause hinaus und nimmt für sich selbst die Wohnung des Hauptmanns in Anspruch. Unter einer rauhen Hülle birgt der von der Gicht arg geplagte Don Lope ein edles feuriges Herz. Vortrefflich sind die Scenen zwischen ihm und Crespo, zwei Männern, so verschieden an Stand und so ähnlich in der Denkungsart. Crespo flucht, wenn der General flucht, und ist sanft, so wie dieser einen milden Ton anstimmt. Nachdem der Hauptmann sich entfernt hat, redet Crespo den General also an:

Crespo.

Herr, empfanget Gottes Lohn,
 Weil mir eure Huld den Anlaß
 Nahm, vielleicht in große Noth
 Mich zu stürzen.

Don Lope.

Euch in große
 Noth zu stürzen? Wie denn so?

Crespo.

Wenn ich den erschlug, der meiner
 Ehr' auch nur von ferne droht.

Don Lope.
Sackerlot! und wißt ihr nicht,
Er ist Hauptmann?
Crespo.
Sackerlot,
Ja; und wär' er General —
Wenn er meiner Ehre droht,
Tödt' ich ihn.
Don Lope.
Und wer dem letzten
Der Soldaten auch am Rock
Nur ein Härchen wagt zu krümmen,
Meiner Seel'! den laß ich dort
Gleich erhängen.
Crespo.
Und wer meiner
Ehre nimmt nur ein Atom,
Meiner Seel'! — das schwör' auch ich —
Den erhäng' ich selbst sofort.
Don Lope.
Wißt ihr nicht, ihr seid verpflichtet,
Schon als Bauer, solchen Tort
Zu erdulden?
Crespo.
Am Vermögen;
An der Ehre nicht, bei Gott!
Meinem König Gut und Leben,
Das ist Pflicht; die Ehre doch
Ist das Eigenthum der Seele,
Und der Seele Herr ist Gott.

Don Lope.
Sapperment! beinahe glaub' ich,
Ihr habt wirklich Recht, Patron!
Crespo.
Sapperment! das glaub' ich selber;
Denn Recht hatt' ich immer noch.
Don Lope.
Müde bin ich; und dies Bein,
Das mir Satan gab im Zorn,
Hat der Ruhe sehr vonnöthen.
Crespo.
Wer denn hält euch ab davon?
Mir gab Satan ja ein Bette,
Und das steht euch zu Gebot.
Don Lope.
Gab's der Satan euch gemacht?
Crespo.
Ja.
Don Lope.
Ummachen will ich's schon,
Sackerlot! denn ich bin schläfrig.
Crespo.
So geht schlafen, sackerlot!
Don Lope (bei Seite).
Dieser Bauer ist sehr störrig;
Flucht er doch wie ich so toll!
Crespo (bei Seite).
Der Don Lope ist sehr beißig;
Wir vertragen uns nicht wohl!

Der Anblick Isabellens hat den Hauptmann zu heftiger Leidenschaft entzündet. Als der Sergeant ihm auf seine Klagen bemerkt, daß das Mädchen ihn doch nicht gleich am ersten Tage erhören könne, antwortet er:

O, an Einem Tage leuchtet
Sol und sinkt; es stürzt an Einem
Tag ein Reich; an Einem Tage
Wird zum Bau des Felsen Scheitel;
Eine Schlacht, an Einem Tage,
Läßt Verlust und Sieg entscheiden;
Auf dem Meer, an Einem Tage,
Wechselt Ruh' und Sturmestreiben;
Und ein Mensch, an Einem Tage,
Wird und stirbt. So könnt' an Einem
Tage meine Liebe schau'n,
Wie der Stern, Nachtgrau'n und Heitre,
Wie das Reich, Glück und Verderben,
Wie der Waldberg, Wild und Eigner,
Wie das Meer, Unruh' und Stille,
Wie der Krieg, Triumph und Weichen,
Wie der Sinn' und Seelenkräfte
Herrscher, Leben und Verscheiden.
Und war schon ein einz'ger Tag
Ihrer Allgewalt hinreichend,
Um so elend mich zu machen:
Warum, warum wär' ein einz'ger
Tag hinreichend nicht für sie,
Um mich zu besel'gen? Heischet
Mehr Zeit denn durchaus das Schaffen
Süßer Wonn', als bitt'rer Leiden?
Sergeant.
Daß ihr Einmal sie gesehn,
Konnte das so weit euch treiben?
Hauptmann.
Da ich Einmal sie gesehn,
Sage, was bedurft' es weiter?
Auf einmal entglimmt der Funken,
Der zu mächt'gem Brand sich steigert;
Auf einmal bricht aus dem Abgrund
Ein Vulkan, der Flammen speiet;
Auf einmal entglüht der Blitz,
Der, in was er findet, einschlägt;
Auf einmal sprüht das Geschoß
Grau'n und Schrecken in die Weite:
Und du staunst, daß auf einmal
Diese Gluth, die vierfach heiße,
Mine, Brand, Geschoß und Blitz,
Stürzt, verwundet, schreckt und einschlägt?

Sergeant.
Habt ihr nicht versichert, niemals
Wären Bauermädchen reizend?

Hauptmann.
Ach! und eben dies Vertrauen
War mein Unglück; denn wer einsieht,
Er geh' in Gefahr, der geht,
Auf Vertheid'gung sich bereitend.
Aber dem, der nichts besorgt,
Drohen weit mehr Fährlichkeiten,
Wenn das Unheil ihm begegnet,
Weil es unvermuthet eintrifft.
Wenn ich einer Bäurin harrend
Eine Gottheit sah erscheinen:
Mußt' ich da nicht, ohne Rettung,
Scheitern an dem eignen Leichtsinn?

Der alte General erweist sich liebreich gegen Isabella, und das frische und muntere Wesen Juans veranlaßt ihn, demselben eine Stelle in seinem Regiment anzubieten, welche von ihm freudig und dankbar angenommen wird. Während Don Lope mit seinem Wirth und dessen Kindern bei Tische sitzt, ertönt draußen wirrer Lärm; man wirft Steine an Isabellens Fenster, man spielt und singt:

Des Rosmarines Blumen,
Isabelchen mein!
Sind blaue Blumen heute;
Morgen wird es Honig sein.

Crespo und Lope suchen ihre Wuth zu verbergen; sie wünschen sich friedlich gute Nacht, entfernen sich aber im Grunde nur, um mit den Waffen in der Hand auf die Straße zu eilen; sie dringen auf die lärmenden Soldaten ein und treiben sie fort, kommen dann zurück, halten sich gegenseitig, da sie sich im Dunkeln nicht erkennen, für zwei Raufbolde, und lassen sich in ein Gefecht ein, bei dem Jeder die Tapferkeit des Anderen bewundert. Erst als Licht gebracht wird, erkennen sie sich, und die Achtung Don Lope's vor dem Bauern nimmt beträchtlich zu. Er ertheilt dem Hauptmann den Befehl, unverzüglich zum Aufbruch zu trommeln und vor Tagesanbruch Zalamea zu verlassen. Aber auch an demselben Morgen muß der General, da der Monarch erwartet wird, Crespo's Haus verlassen, um seine Truppen zu ordnen. Er verabschiedet sich herzlich von Crespo und schenkt Isabella zum Andenken ein diamantnes Kreuz. Auch Juan, der den General begleiten soll, nimmt Abschied von seinem Vater, der ihm ebenso weise wie praktische Lehren ans Herz legt. Als sie sich entfernt haben, bleibt Crespo mit seiner Tochter und deren Muhme auf der Bank vor ihrem Hause in traulichem Gespräche, der schönen Abendluft sich freuend, sitzen. Da stürzt der Hauptmann mit seinen Gefährten aus einem Hinterhalt hervor, und nach einem vorher verabredeten Plan ergreift er Isabel und trägt sie fort, während seine Helfershelfer den verzweiflungsvoll kämpfenden Vater zu Boden werfen und dem Walde zuschleppen. Juan, der noch nicht weit war, hat das Jammergeschrei gehört; er kommt zurück und eilt der Richtung zu, von wo die weiblichen Klagerufe ertönen. Im dritten Act sehen wir die verzweifelte Isabel bei der Morgendämmerung im Waldgebirge auftreten. Von ergreifender Schönheit sind die folgenden Scenen.

Isabel.

O, daß nimmer meinen Augen
Strahlen mag des Tages Schimmer,
Daß ich nicht bei seinem Glanze
Vor mir selber Scham empfinde!
O du, so unzähl'ger Sterne
Flücht'ger Erstling! Mache nimmer
Platz Auroren, zu betreten
Dein azurnes Luftgefilde,
Um mit Lächeln und mit Thränen
Dein anmuth'ges Licht zu tilgen;
Und soll's dennoch sein, so mag sie
Lächeln nicht, nur Thränen bringen.
Du, des Tages großer Stern!
Weile länger noch im frischen
Meeresschaum, und einmal nur
Laß die scheue Nacht ihr zitternd
Reich verlängern. O erhöre
Dieses Flehn, damit man wisse,
Deine Gottheit folge nicht
Fremdem Zwang, nur eignem Willen.
Warum willst du aufgehn? sprich!
Um in meines Leids Geschichte
Zu erschau'n den größten Frevel,
Das verruchteste Beginnen,
Das, zur Rache für die Menschen,
Je aufzeichnen ließ der Himmel?
Aber ach! es scheint, du willst
Nur mit Grausamkeit regieren;
Denn nachdem ich bat, du mögest
Noch verzieh'n, seh'n meine Blicke
Schon dein hehres Angesicht
Sich erheben ob dem Gipfel
Des Gebirgs. O wehe mir!
Rings bedrängt, umhergetrieben
Von so wilder Angst, so hartem
Jammer, so gewalt'gem Grimme,
Seh' ich nun auf meiner Ehre
Sturz auch deinen Zorn gerichtet.
Was beginnen? Wohin flieh'n?
Wenn mein irrer Fuß die Schritte
Lenkt zur Rückkehr in mein Haus,
Bring' ich neue Kümmernisse
Meinem schon bejahrten Vater,
Dem kein andres Glück hienieden
Uebrig war, als sich zu weiden
An dem reinen Mondesschimmer
Meiner Ehre, den unselig
Solch ein Schandfleck jetzt verfinstert.
Wenn aus Achtung gegen ihn
Und aus Furcht ich mich entschließe
Nicht zurückzukehren, lass' ich
Offnen Weg der Lästerstimme,
Ich sei meiner Schmach Mitschuld'ge;
Und verblendet, unvorsichtig,
Lass' ich dann die Unschuld selbst

Als der Läst'rung Bürgschaft dienen.
O wie that ich schlimm, wie schlimm,
Meinem Bruder eil'gen Schrittes
Zu entfliehn! War's besser nicht,
Daß sein Zorn, vom Stolz getrieben,
Mir den Tod gab, als er sah,
Welches Schicksal ich erlitten?
Ruf' ich ihn, daß er zurück
Komme mit rachsücht'germ Grimme,
Mich zu tödten! Bange Töne
Rufen mir des Echo Stimme
Nach . . . .

Crespo (ungesehen).

Komm wieder, mich zu tödten!
Sei aus Mitleid Todesbringer!
Denn kein Mitleid ist's, das Leben
Dem Unglücklichen zu fristen.

Isabel.

Welche Stimm' ist dies, undeutlich
Tönend, kaum zum Ohre dringend?
Nicht erkennen kann ich sie.

Crespo (wie oben).

Tödtet mich, wenn ihr der Milde
Ruhm verlangt!

Isabel.

Wie? Noch ein Andrer
Ruft den Tod? O Himmel! Himmel!
Noch ein Unglücksel'ger ist,
Welcher lebet wider Willen?

(Sie nähert sich der Gegend, woher die Stimme ertönte, und erblickt, das Gebüsch auseinander biegend, ihren Vater, an einen Baum gebunden.)

Isabel.

Aber was erblickt mein Auge?

Crespo.

Wer du seist, der dies Gebirge
Mit zaghaftem Fuß beschreitet:
Willst du selber Mitleid finden,
Komm und tödte mich! — Doch weh mir!
Was ist's, das mein Aug' erblicket?

Isabel.

Mit zurück gebundnen Händen,
Dort, an einer rauhen Birke . . .

Crespo.

Mit gebrochner Stimme, Mitleid
Von des Himmels Höhn erringend . . .

Isabel.

Steht mein Vater.

Crespo.

Kommt mein Kind.

Isabel.

Vater! Herr!

Crespo.

Mein Kind, geschwinde!
Komm und löse diese Fesseln.

Isabel.

Wehe mir! ich wag' es nimmer.
Ach! löst einmal meine Hand
Diese Fesseln, die dich binden,
Vater, o dann wag' ich nicht,
Dir mein Unglück zu berichten,
Meine Pein dir zu erzählen.
Denn wofern du einmal siehest
Frei die Hand, geraubt die Ehre,
Giebt den Tod mir dein Ergrimmen.
Drum, bevor ich sie gelöst,
Will ich dir mein Leid berichten.

Crespo.

Halt' ein, Isabel, halt' ein!
Sage nichts; denn Unglück giebt es,
Das man nicht bedarf zu hören,
Isabel, um es zu wissen.

Isabel.

Ach! gar viel mußt du erfahren;
Und nothwendig wird, erbittert,
Sich dein Muth zur Rach' entflammen,
Eh' ich Alles dir berichtet.
Jener Hauptmann, jener rohe,
Undankbare Gast, der mit sich
Bracht' in unser friedlich Haus
Solch' ein nie erlebt Gewirre
Von Verrätherei'n und Ränken,
Von Zerrüttungen und Zwisten,
Er war's, der mit frechen Armen
Mich umschloß, indeß vorsichtig
Ihm den Rücken deckten andre
Frevler, die der Fahne dienen.
Dieser Berg, der gleich am Dorfe
Sich erhebt, gewährt' im dichten
Waldgebüsch ihm sichre Freistatt;
Wann nicht waren die Gebirge
Freistatt frevelnder Gewalt?
Der Verräther nun, gewahrend,
Daß ihm Niemand nachgeschritten,
Daß mich Niemand mehr beschütze,
(Denn sogar der Mond vertilgte,
Um sich ziehend dunkle Wolken,
Grausam oder rachbegierig
(Weh mir!) das erborgte Licht,
Das er von der Sonn' entliehen)
Er versuchte jetzt (o weh mir
Tausendmal!) mit hinterlist'gen,
Falschen Worten zu entschuld'gen
Seine Liebe. Wer nur immer
Wird nicht staunen, daß Beleid'gung
Gelten will für zartes Minnen?
Weh' dem Manne, weh' dem Manne,
Welcher sinnet, Frauenliebe
Durch Gewaltthat zu erwerben!
Wie viel Bitten, wie viel Klagen,
Bald demüthig, bald erbittert,
Bracht' ich vor! Jedoch vergebens;
Denn (hier schweige, meine Stimme!)
Uebermüthig (still, mein Jammer!)
Schamlos (meine Seufzer, wimmert!)
Thierisch roh (ihr Augen, weinet!)
Grausam wild (mein Athem, schwinde!)
Schrecklich (Bosheit, werde taub!)
Ungestüm (o Nacht, umgieb mich!)
Und wenn, was der Stimme fehlt,
Manchmal die Geberde schildert,
Deck' ich nun vor Scham mein Antlitz,
Thränen vor Verdruß vergieß' ich,
Schlag' an meine Brust vor Grimm,
Und vor Wuth die Hände ring' ich;
Du, verstehe die Geberden,
Denn die Sprache fehlt der Stimme.
G'nug, indeß der Widerhall
Meiner Klagen tönt' im Winde
Und nicht Hülfe mehr, nur Rache
Heischte von der Macht des Himmels,
Kam Aurora; und mit ihr,

Der das Licht zum Führer diente,
Hört' ich ein Geräusch im Walde.
Um mich schauend, Gott! erblick' ich
Meinen Bruder. —

Sie erzählt nun, wie sie vor dem gezückten Schwert des Bruders geflohen, wie sie aber noch gesehen habe, daß Juan den Hauptmann schwer verwundet, und dieser nach dem Dorf zurückgebracht sei.

Und jetzt, da du Alles weißt,
Jetzt, als ein gestrenger Richter,
Wende gegen mich den Stahl,
Gegen mich des Muths Ergrimmen!
Denn damit du jetzt mich tödtest,
Löset diese schnöden Stricke
Meine Hand; laß ihrer ein'ge
Sich um meinen Nacken schlingen.
(Sie bindet ihren Vater los.)
Deine Tochter bin ich, ehrlos,
Und du frei; deshalb gewinne
Würd'ges Lob durch meinen Tod.
Laß den Ruf von dir berichten,
Daß, um Leben deiner Ehre,
Du den Tod gabst deinem Kinde.

Crespo (sie aufrichtend).
Steh' auf, Isabel, vom Boden!
Nein, du sollst nicht länger knieen;
Denn gäb's solche Dinge nicht,
Die uns quälen und verdrießen,
So wär' unnütz ja der Kummer,
Ungeschätzt das Glück hienieden.
Für die Menschen sind sie da;
Wohl bedarf's, mit kräft'gem Willen
In die Brust sie einzudrücken.
Komm, mein Mädchen, komm geschwinde!
Laß uns heimgehn. Meinem Jungen
Droht Gefahr.

Isabel (bei Seite).
O güt'ger Himmel!
Ist dies weise Fassung, oder
Ist's Verstellung?

Crespo.
Komm von hinnen!
(bei Seite.)
Ha, bei Gott! Hat das Bedürfniß,
Die Nothwendigkeit des dringend
Eiligen Verbands, den Hauptmann
In das Dorf zurück getrieben,
Wär's ihm besser, denk' ich wohl,
Daß er stürb' an diesem Hiebe,
Um sich zu entziehn dem andern
Und den tausend andern. Nimmer
Soll er meinem Grimm entgehn,
Bis er todt ist. —

Ein Gerichtsdiener naht und begrüßt Crespo als Alcalden; er sei so eben von dem Gemeinderath einstimmig zum Richter Zalamea's erwählt worden, und schon warte seiner richterlichen Entscheidung ein schwieriger Fall; denn im Dorfe läge der Hauptmann Don Alvaro, von einem unbekannten Frevler verwundet. Der Hauptmann, dessen Verwundung nur eine leichte gewesen, ist nicht wenig erstaunt, als er Crespo mit dem Richterstab bei sich eintreten sieht. Crespo heißt alle Anwesenden sich entfernen, und als er mit dem Hauptmann allein ist, sucht er durch eine Rede voll Weisheit, Sanftmuth und Güte sein Herz zu rühren; er will ihm all' sein Hab und Gut übergeben, als Bettler will er von seiner Schwelle gehen, ja sich als Sklave verkaufen lassen, nur möge Don Alvaro den Ruf seiner Tochter herstellen und ihr seine Hand reichen. Der Hauptmann legt ihm höhnisch Schweigen auf; und als Crespo sich vor ihm niederwirft und mit heißen Thränen zu seinem Herzen spricht, stößt er ihn mit empörender Rohheit zurück. Da ist des Bauern Geduld zu Ende, er springt auf und befiehlt seinen Leuten, den Hauptmann zu verhaften. Es geschieht unter dem heftigsten Widerspruch desselben, indem er auf sein Soldatenrecht pocht, das ihn nur von dem Kriegsgericht abhängig mache, und Crespo mit dem Zorn des Monarchen bedroht, wenn Dieser den Schandstreich erführe. „Zeigt mir Respect!" ruft er denen zu, die ihn verhaften, und Crespo antwortet:

Führt denn, ihr Gerichtsgesellen,
Den Herrn Hauptmann mit Respect
Ins Gemeindehaus, und steckt
Mit Respect die Händ' in Schellen;
Legt dazu ihm Ketten an.
Mit Respect verhindert Jeden
Seiner Schaar, mit ihm zu reden.
Auch die Andern sollt ihr dann
Wie es recht, gefangen nehmen,
Doch getrennt; ist das vorbei,
Wollen wir sie alle Drei,
Sämmtlich mit Respect, vernehmen.
Und dann, zwischen jenes Paar,
Wenn ich Gründe g'nug entdeckt,
Lass' ich, immer mit Respect
Rasch euch hängen; ja fürwahr!

Crespo läßt auch seinen Sohn Juan, der sich an seinem Hauptmann vergriffen, gefangen nehmen. Indessen ist der General Don Lope, der Kunde erhalten, daß ein Alcalde

Zalamea's sich unterstanden habe, eigenmächtig seinen Hauptmann zu verhaften, wüthend herbeigeeilt. Er steigt bei Crespo ab und erzählt diesem, er habe erfahren —

Don Lope.
Daß ein Richterlein im Ort
  Meinen Hauptmann nahm in Haft;
  Und ich fühlte, sackerlot!
  Heute nicht am ganzen Tage
  Des verfluchten Beines Plage,
  Als erst jetzt, weil's mir verbot,
  Früher auf dem Platz zu sein,
  Um den Richter abzustrafen;
  Denn man soll den frechen Sklaven
  (So mag Gott mir Hülfe leihn!)
  Prügeln, bis er wird erblassen.
Crespo.
Dann war unnütz eure Hast;
  Denn der Richter, glaub' ich fast,
  Wird sich wohl nicht prügeln lassen.
Don Lope.
Prügeln lass' ich ihn, auch ohne
  Daß er's läßt.
Crespo.
  Ich glaub's nicht, Herr;
  Glaub' auch nicht, daß irgend wer
  Mit so schlechtem Rath euch lohne.
  Wißt ihr der Verhaftung Grund?
Don Lope.
Nein; doch welcher es auch sei,
  Recht wird jeglicher Partei;
  Denn auch ich, wohl ist es kund,
  Weiß zu strafen Bösewichter.
Crespo.
Herr, euch ist wohl nicht bekannt,
  Wie es eigentlich bewandt
  Mit des Orts gemeinem Richter.
Don Lope.
So'n Kerl aus der Bauernklasse!
Crespo.
Freilich wird's ein Bauer sein;
  Aber fällt dem Starrkopf ein,
  Daß er den dort hängen lasse,
  Glaubt, bei Gott! daß er's vollbringt.
Don Lope.
  Das, bei Gott! wird nicht geschehn:
  Und ihr, wollt ihr etwa sehn,
  Ob's ihm, oder nicht gelingt:
  Sagt mir nur, wo trifft er sich?
Crespo.
  Ei, ihr trefft ihn gar nicht weit.
Don Lope.
Gebt denn endlich mir Bescheid:
  Wer ist dieser Richter?
Crespo.
  Ich.
Don Lope.
Teufel! Dacht' ich doch daran!
Crespo.
Teufel! Glaubt es immerfort.
Don Lope.
Crespo, nun: ein Wort, ein Wort!
Crespo.
Nun denn, Herr: ein Mann, ein Mann!

Don Lope.
Den Gefangnen will ich retten,
  Und will rächen diese Schmach.
Crespo.
Und für das, was er verbrach,
  Legt' ich eben ihn in Ketten.
Don Lope.
Wißt ihr, daß er ist Soldat,
  Und daß Ich sein Richter bin?
Crespo.
Wißt ihr auch, daß er vorhin
  Mir mein Kind gestohlen hat?
Don Lope.
Wißt ihr, daß, als General,
  Ich in dieser Sach' entscheide?
Crespo.
Wißt ihr, daß der freche Heide
  Meines Hauses Ehre stahl?
Don Lope.
Wißt ihr, daß euch nicht gebührt,
  Ihn dem Kriegsrecht zu entziehen?
Crespo.
Wißt ihr, daß ich auf den Knieen
  Ihn gefleht, und nicht gerührt?
Don Lope.
Eingriff thut ihr, daß ihr's wißt,
  Der Gerichtsbarkeit der Heere.
Crespo.
Eingriff that er meiner Ehre,
  Die ihm nicht gerichtsbar ist.
Don Lope.
Völlig euch genug zu thun,
  Will ich mich verbindlich machen.
Crespo.
Andre bitt' ich nie um Sachen,
  Die ich selbst vermag zu thun.
Don Lope.
Haben muß ich ihn indeß,
  Davon wird nicht abgegangen.
Crespo.
Und schon hab' ich angefangen
  Den Proceß.
Don Lope.
  Was ist Proceß?
Crespo.
Ein'ge Bogen gut Papier,
  Wohl geheftet und gespalten,
  Welche das Verhör enthalten
  In der Sache.
Don Lope.
  Oeffnet mir
  Das Gefängniß!
Crespo.
  Nicht verschließen
  Will ich's euch; doch vorgesehn!
  Denn befohlen ward, auf den,
  Der dem Kerker naht, zu schießen.
Don Lope.
Ach! das kenn' ich schon; ich mache
  Mir aus solchen Kugeln nichts.

Don Lope zieht mit seinen Soldaten vors Gemeindehaus; Zurüstungen, um das Dorf in Brand zu stecken, werden getroffen, und schon hat der Kampf von beiden Seiten

begonnen, als der König mit seinem Gefolge erscheint. Erstaunt und entrüstet fragt er nach der Ursache des Kampfes. Raub eines Mädchens, ihre Entehrung mit Gewalt und, trotz der flehentlichen Bitten des Vaters, Weigerung von Seiten des Hauptmanns, ihr die Hand zu reichen, nennt man ihm als die Veranlassung. Crespo überreicht ihm die Proceßacten, und der König giebt zu, daß er die Sache wohl geführt habe; doch befiehlt er die Auslieferung des Gefangenen. Crespo antwortet:

Fürwahr!
Schwer wird's sein, ihn auszuliefern;
Denn da nur Ein Tribunal
Hier im Flecken ist, so läßt es
Jedes Urtheil, das es sprach,
Selber auch vollzieh'n; und so
Ist auch dieses schon vollbracht.
König.
Wie? Was sagt ihr?
Crespo.
Glaubt ihr nicht,
Herr, was ich gesagt, sei wahr,
Wendet dorthin nur die Blicke;
Jenen Hauptmann seht ihr da.
(Auf seinen Wink werden die Thüren des Gemeindehauses geöffnet. Man sieht den Hauptmann, erdrosselt, auf einem Stuhle sitzen mit dem Strick um den Hals.)
König.
Solches wagtet ihr zu thun?
Crespo.
Herr, ihr selber habt gesagt,
Daß das Urtheil recht gesprochen;
Drum nicht unrecht ward's vollbracht.
König.
Um das Urtheil zu vollstrecken,
War nicht mein Gerichtshof da?
Crespo.
Die Gerechtigkeit des Reiches
Hat nur Einen Körper zwar,
Aber der hat viele Hände:
Sagt, was thut's, wenn diese Hand
Einen umbringt, der den Tod
Von der andern sollt' empfahn?
Und was macht ein Fehl im Kleinern,
Wenn man Recht im Größern that?
König.
Doch, wenn so die Sache steht,
Weshalb, da er Ritter war
Und mein Hauptmann, ließt ihr nicht
Ihn enthaupten?
Crespo.
Das ist klar,
Majestät: Die Edelleute
Leben hier herum so brav,
Daß der Henker, den wir haben,
Nie das Köpfen noch verstand.
Auch ist dies des Todten Sache,
Weil es ihn allein betraf;
Drum, bis er sich selbst beschweret,
Geht's die Uebrigen nicht an.
König.
Das ist nun vorbei, Don Lope.
Rechtlich ward der Tod erkannt;
Und nichts thut ein Fehl im Kleinern,
Wenn man nur den Hauptpunkt traf. —
Kein Soldat bleib' hier im Orte!
— — — — — —
Und behaltet ihr auf immer
Dieses Ortes Richteramt.

Der Sohn Crespo's wird von Don Lope aus seiner Haft befreit, und die schuldlose Isabel muß Nonne werden.

In der „Revue de deux mondes“ sagt Luis Viel Castel über diese Tragödie: „Besonders bewundernswerth erscheint die Steigerung des Interesses bis zu der furchtbaren Katastrophe und die Kunst, mit welcher diese selbst vorbereitet und behandelt ist. Die Handlungsweise Crespo's, wie gewaltsam sie auch ist, hat doch nichts Empörendes, nein, sie rechtfertigt sich vor unserem Gefühl; das an seiner Tochter verübte Verbrechen ist so furchtbar, die Strafe an sich selbst so gerecht und die Wahrscheinlichkeit, daß der Schuldige in jedem anderen Falle entronnen sein würde, so groß; Crespo endlich handelt Anfangs, als er noch eine gütliche Genugthuung hofft, mit solcher Mäßigung, und dann mit solcher Festigkeit und Energie, daß alle Theilnahme sich der von ihm verübten Rache zuwendet und dieses Gefühl uns mit dem Blutigen und Grausamen, was die That an sich hat, vollkommen versöhnt.“

„La niña de Gomez Arias“ (das Liebchen des Gomez Arias) ist eine der schwächeren Compositionen Calderons, zu welcher er offenbar durch den „burlador de Sevilla“ des Tirso angeregt worden war. Auch Gomez Arias ist ein Don Juan, doch fehlt ihm die Anmuth und die sinnlich dämonische Gluth des Tirso'schen Helden, und seine kalte Bosheit und fühllose Rohheit vermag nur Abscheu zu erwecken. Den Don Juan vernichtet das Gericht Gottes, während Gomez von dem Arm der weltlichen Gerechtigkeit erfaßt wird. Im ersten und zweiten Act finden sich jedoch neben den Schwächen der Composition Stellen von

hinreißender, hochpoetischer Beredsamkeit. Eine spanische Volkssage, die auch in den Volksliedern ihr Echo gefunden hat, liegt dem Drama zu Grunde.

Gomez Arias und Don Felix lieben Donna Beatrix. Diese erwidert die Liebe des Gomez und verwirft Don Felix. Ein aus Eifersucht entsprungener Zweikampf zwischen den Rittern, in welchem Gomez seinen Gegner schwer verwundet, zwingt den Ersteren zur Flucht. Er begiebt sich nach Cadis, wo ihn die Schönheit der reizenden Dorothea dergestalt bezaubert, daß er bald seiner früheren Liebe vergißt. Auf die Vorstellungen seines Dieners Gines, die ihm dieser wegen seiner unaufhörlichen Liebschaften macht, antwortet er:

Soll vollkommen sein die Liebe,
So ist nöthig, daß ingleichen
Auch ihr Gegenstand es sei.

Gines.
Major geb' ich zu.

Gomez.
Nun weiter:
So vollkommen ist kein Weib,
Daß es nicht an Fehlern leide.

Gines.
Minor geb' ich auch zu.

Gomez.
Folglich
Muß du zugesteh'n, kein einz'ger
Gegenstand sei so vollkommen,
Daß er ganze Lieb' erheische.
Lieb' ich nun die Zierlichkeit
Jener, dieser Andern Reize,
Einer Dritten Witz, der Vierten
Edelsinn und Kraft des Geistes,
So ist dies vollkommne Liebe;
Denn ich lieb' in jeder Einz'len
Die Vollkommenheit von Allen.

Er gewinnt die Liebe Dorotheens, welche, von seiner Zärtlichkeit und von seinen Drohungen bewogen, sich ihm hingiebt, nachdem er ihr den Schwur als Gatte geleistet. Als ihr Vater sie mit einem anderen Ritter vermählen will, und auch Gomez, welcher im Zweikampf einen Ritter getödtet zu haben glaubt, sich in Cadis nicht mehr sicher fühlt, entfliehen sie Beide ins Gebirge. In einem wilden Thale, das von den steilen Bergen der Alpujarras eingefaßt ist, beredet Gomez seine Geliebte zum Schlummer; kaum aber hat sie die Augen geschlossen, so reitet er mit seinem Diener davon, denn längst ist ihm ihre Zärtlichkeit zuwider. Als der Diener ihm Vorstellungen macht und ihn bittet, ihre Schönheit zu betrachten, antwortet er: „Was nutzt sie mir? denn nichts giebt es von so hohem Werth als Schönheit; von so niederm nichts als Schönheit, wenn genossen.“ Im Traum fleht ihn Dorothea an, sie nicht zu fliehen. Cañeri, der gefürchtete schwarze Mohrenhäuptling, steigt von den Felsen ins Thal, erblickt die schlummernde Dorothea, und ihre Reize erwecken ihm heiße Liebe. Sie erwacht und sieht sich voll Entsetzen in den Armen des Mohren.

Weh mir! (ruft sie) Himmel,
Was ist dieses schaudervollen
Tausches Grund? Im theuern Arme
Des Gemahls (ich bin verloren!)
Schlief ich ein, (unselig Schicksal!)
Und nunmehr (mein Athem stocket!)
Kaum erwacht, (mein Herz will brechen!)
Find' ich mich (gräßliche Folter!)
In dem Arm (ich bin erstarrt!)
Eines ungestalten Mohren.
Sprich, wo ließest du den Tag,
O du dunkle, schwarze Wolke?
Schatten, wo der Sonne Glanz?
Nacht, wo blieb der heitre Morgen?
Theurer Gatte! Herr! Gebieter!
Ach, wo bist du? (Sie will entfliehen.)

Cañeri hält sie zurück, indem er ihr mittheilt, daß ihr Gatte im Kampfe mit den Mohren getödtet sei.

Dorothea.
Schwinde meinem Blick das frohe
Licht des Tages, denn ich ward
Nur zum Unglück ja geboren!
Aber wie? Er todt, Ich lebend?
Offenbar ist dieser Worte
Widersinn; in meiner Brust
Lebt' er ja, nicht sterben konnt' er
Ohne mich; er hatte Leben,
Seele, Sein, nur in der Wonne
Meiner Liebe. — Doch ihr haltet
Ihn vielleicht in Haft; zum Morde
War't ihr wohl nicht grausam g'nug:
Wohl denn! euch als Sklavin folgen
Will ich, doch gebt Freiheit ihm,
Daß er Lösegeld besorge,
Um uns Beide loszukaufen.
Und daß er nicht wiederkomme,
Wenn ich bleibe, fürchtet nicht;
Denn sein Leben, seine Wonne
Bin ich so, daß, ohne mich,
Ihm die Seele würd' entzogen.
Und wenn all' mein Hab' und Gut
Nicht für Beide g'nügen sollte,

Bleib' Er frei und Ich gefangen.
Aber ist es wahr (o Folter!)
Daß ihr ihn getödtet (sag' ich's,
Ohne selbst zu sterben?): doch nicht
Thut solch Unrecht meiner Treue,
Daß ihr meines Lebens schonet.
Grausamkeit, wenn Einmal nur,
Uebe Mitleid; und erproben
Mag die Welt an diesem Beispiel,
Daß auch Mitleid tödten konnte.

Wie Cañeri die Jammernde fortschleppen will, erscheint eine Schaar spanischer Krieger unter der Anführung Don Diego's, des Vaters der Beatrix. Cañeri wird in die Flucht geschlagen, und Don Diego führt Dorothea in sein Haus, wo sie von Beatrix freundlich aufgenommen wird. Gomez Arias befindet sich ebenfalls in Granada, wohin ihn die wiedererwachte Liebe zu Beatrix gezogen hat. Diese, von dem Vorgefallenen nichts ahnend, kommt ihm mit herzlicher Freude entgegen. Der Vater der Dorothea, Don Luis, hat seinen alten Freund Don Diego in Granada aufgesucht, um durch ihn den Aufenthalt des Gomez Arias zu erforschen, der, wie er erfahren hat, in dem Heere des Diego dienen soll. Während sie miteinander sprechen, tritt Dorothea herein. Bei dem Anblick der entehrten Tochter zieht der Vater den Degen, und verfolgt wüthend das fliehende Mädchen. Die Lichter werden ausgelöscht. Gomez, den Beatrix im Nebenzimmer verborgen hat, vernimmt den Hülferuf Dorotheens, und wähnend, daß es Beatrix sei, deren Leben in Gefahr schwebe, eilt er herbei, ergreift die verschleierte Dorothea, führt sie mit sich fort und rastet erst an derselben Stelle des Gebirges, wo er Dorothea einst verlassen. Hier entschleiert sie sich; voll Abscheu wendet er sich von ihr und überhäuft sie mit den rohsten Schmähungen. Als Antwort hat die Tiefgebeugte, die erst jetzt den Verrath des Gomez erfährt, nur zärtlich rührende Klagen. Er will sie verlassen; sie stürzt zu seinen Füßen und jammert um Erbarmen. Ueber dem Felsen ragt das maurische Bergschloß Benamegi; Gomez ruft die Wächter desselben an; Cañeri erscheint und Gomez fragt ihn, ob er nicht Lust habe eine Sklavin zu kaufen und bezeichnet ihm Dorothea. Entzückt erkennt Cañeri das geliebte Weib und ruft aus:

Wie? Du fragst, ob mir's gefällt
Sie zu kaufen? Eine Welt
Gäb' ich willig, Christ, für Die.
Nimm für dieser Schönheit Pracht
Was der Maur' an reichem Schatze
Sorgsam nach dem sichern Platze,
Dieser Felsenburg gebracht.
Nie erzeugt der Sonne Macht
Durch der Himmelsgluth Magie,
Berg und Meer verschließen nie,
Auch die reichste Mine zollt
Nie der Habsucht so viel Gold,
Als ich gebe, Christ, für Die.
Alles Silber geb' ich fort,
Das sich birgt im Schooß der Erden;
Schneegebirg' aus Silber werden
Soll dies Hochgebirg' sofort.
Allen den Krystall, der dort,
Reich an wilder Melodie,
Durch die Fluren eilt, und wie
Er gewalt'ger stürzt und rennet,
Sich in weiße Perlen trennet,
Alles geb' ich, Christ, für Die.
Alle Gräser zart und fein,
Die der Berge Haupt und Rücken
Als Natur-Smaragde schmücken,
Sollen kunstgeschliffen sein.
Rose sei Rubin, wenn klein,
Demant, wenn sie schön gedieh;
Und der Demant Stern; — o sieh!
Was ich nur an reicher Gabe,
Silber, Gold und Steinen habe,
Alles geb' ich, Christ, für Die.
Wart', ich komme; nichts bedeute
Mehr der Preis, nur der Empfang.
Geh' am Felsen nur entlang
Bis ans Thor. — O Himmel, heute
Wird die Sonne selbst mir Beute!
(Geht von der Mauer.)

Gomez.

Komm herab denn, fördre dich,
Wenn dein Wunsch dem meinen glich;
Denn du hast in deiner Brust
Mehr nicht, sie zu kaufen, Lust,
Als, sie zu verkaufen, Ich.

Dorothea.

O du undankbares Scheusal,
Furchtbar Schrecken, grauses Wild,
Schaurig Unthier, tück'sche Natter,
Blut'ger Tiger, Wolf voll Gier,
Grimmer Leu, raubsücht'ger Geier,
Endlich: Mann! — Um Alles schier
In einzig Wort zu drängen,
Was ich sagen kann zu dir!
Was erdenkst du? Was bezweckst du?
Was beginnst du, daß du hier
Auf dein Haupt des Himmels Rache
Rufst herab und merkest nicht,
Daß für solch' Verbrechen schon
Sein erhabener Saphir
Von gerechtem Zorn entglommen,
Furchtbar schmiedet gegen dich
Hundertfache Wetterstrahlen
Mehr als tausendfachen Blitz?

Mich willst du verkaufen, Wüthrich?
Mich verkaufen? Weißt du nicht,
Daß ich, zwar der Liebe Sklavin,
Frei doch, freigeboren bin?
Mich verkaufen einem Scheusal?
Welcher Heiden-Bösewicht
Kann solch schändlich Werk vollbringen,
Kann so niedre That vollziehn?
Ein Weib, das sich dir vertraute
(Deine Gattin, sag' ich nicht,
Denn es g'nügt schon, Weib zu sein,
Wenn auch ein gehaßtes), dies
Uebergiebst du fremden Armen?
Räch' an dir der Himmel mich!
Weigre Sonne dir ihr Leuchten,
Luft den milden Athem dir,
Wasser die azurne Sphäre,
Erde dir ihr Lenzgefild!
Magst du sehn, im eignen Blute
Badend, daß ein Henker dich
Als Verräther einst enthaupte! —
Doch was sag' ich? Wehe mir!
O mein Herr, mein Glück, mein Gatte,
Deine Sklavin bin ich, bin's,
Aber keine flücht'ge Sklavin;
Könnt' ich glauben denn von dir,
Da ich treu bin und nicht flüchtig,
Daß du mich verstoßen willst?
Macht' ich dir Verdruß, erregt' ich
Deinen Zorn: mißhandle mich!
Doch verkaufen nicht; mir werde
Tod, beglücktes Leben dir!
Günstig strahl' herab die Sonne
Dir vom glänzenden Zenith,
Mild umfächle dich die Luft,
Sei der Flut Krystall für dich
Klarer Spiegel, sei die ganze
Erde dir ein Lustrevier!
Cañeri, dies rohe Scheusal,
Als im waldigen Bezirk
Des Gebirgs er jenes Abends
Mich erblickte, da ich schlief,
Zeigt', als er mich wachend sah,
Seine wilde Liebe mir;
Denn zu leiden, sei's durch Liebe,
Sei's durch Haß, ist mein Geschick.
O wer doch zur Rechenschaft
Die Gestirne könnte zieh'n,
Daß mich lieben mußte Jener,
Der mein Abscheu ist, daß hier
Dieser mich verabscheu'n mußte,
Dem ich Seel' und Herz verlieh! —
Doch wie thöricht! Von dem Allen
Jetzt zu sprechen, ziemt mir nicht;
Und ich sag's nur, daß, wenn Mitleid
Ich nicht wecken kann in dir,
Eifersucht mir Hülfe leiste,
Denn oft hört' ich ja von ihr,
Daß sie wohl auch durch verhaßten
Gegenstand sich wecken ließ. —
Wohin kam's, daß ich so schlechter
Hülfe mich bedienen will? —
Wenn nicht Eifersucht aus Liebe,
Fühle sie aus Ehrenpflicht;
Denn zuweilen doch (ich hört' es)
Haben deine Lippen dich
Mir gelobt zum Ehegatten.
Drum so ganz verliere nicht
Alle Scheu vor deinen Freveln,
Daß sie, eh' das Wort entflieht,
Dich ereilen; auf uns Beide
Fällt ja jener Schuld Gewicht,
Auf dich, weil du Solches sagtest,
Und weil ich es glaubt', auf mich.
Señor Gomez Arias,
Meinen Jammer sieh'!
Laß mich nicht gefangen
In Benamegi! — . . . . . .
Und erweicht nicht dieses Weinen,
Dieses Seufzen deinen Sinn:
Sieh' auf das nicht, was ich jetzt bin,
Sieh' auf, was ich war vorhin.
Denk', du sahst mich eines edeln,
Hocherlauchten Vaters Kind,
Mich von ihm geliebt; du sahest,
Wie sich Volk und Adel tief
Vor mir neigten; sahst in Cadix
Mich verehrt als Götterbild.
Denk', daß ich zuerst dich hörte,
Dann, dir trauend (wehe mir!)
Vaterland verlor und Ehre;
Daß ein Greis, vom Mißgeschick
Hart gebeugt, wofern die Kunde
Meines Elends zu ihm dringt,
Nimmt er Rache nicht durch Tödten,
Doch durch Sterben Rache nimmt.
Und gewiß . . . Doch weh! die Stimme
Stockt im Mund, ich fühl' in mir
Meines Herzens wilde Schläge,
Ungleichartig unter sich;
Denn schon seh' ich von dem rauhen
Babel, dem auf dunkelm Riff
Jenes fest ummau'rte Bergschloß
Als ein Schwebegarten dient,
Steigt herab, die Uebergabe
Zu bewirken, Cañeri —
Ist's nicht eine schwarze Wolke,
Die mein Thränenmeer erblickt
Und, auf dies herab sich senkend,
Dann als Sündflut sich ergießt,
Die der überschwemmten Erde
Kampfesnoth und Zerstörung bringt. —
Mein Gebieter! Du, mein Himmel!
Du, mein Glück! O kehr' in dich
Jetzt zurück, um deinetwillen,
Jetzt, da Reue zum Verdienst
Dir noch wird, nicht zum Verbrechen!
Denn sonst werden — glaub' es mir! —
Himmel, Sonne, Mond und Sterne
Dir verweigern Wärm' und Licht;
Menschen, Vögel, Wild und Fische
Red' und Beistand dir entziehn;
Berge, Felsen, Bäum' und Pflanzen
Dir versagen Schutz und Dienst;
Wasser, Feuer, Luft und Erde,
Nicht belebend, nährend nicht,
Bei dem Anblick solches Frevels
Sich empören wider dich,
Wenn sie seh'n, daß ohne Rührung
Du so oft dies Flehn vernimmst:
Señor Gomez Arias,
Meinen Jammer sieh'!
Laß mich nicht gefangen
In Benamegi!

Cañeri erscheint, übergiebt dem Gomez ein Kästchen mit Edelsteinen und führt Dorothea fort.

Dorothea.
Sterne, die ihr dies bewirkt,
Tagverkünder, die ihr's schauet,
Himmel, der gestattet dies,
Hohe Berge, die ihr's sehet,
Vögel, die ihr's wiedersingt,
Winde, die ihr dies vernehmet,
Bäume, die hier Zeugen sind
Und mein ängstlich Jammern hören,
Kommt, o kommt und rettet mich!
Und da Menschen nicht Erbarmung
Fühlen, fühlet ihr doch sie;
Denn man schleppt mich grausam
Nach Benamegi.

Selbst der Diener des Gomez widersetzt sich der Grausamkeit seines fühllosen Herrn. Dieser ruft Cañeri zurück und bittet ihn, ohne Kaufpreis auch den Diener als Sklaven mit sich zu nehmen, und im Abgehn ruft Gines, die schönen Worte Dorotheens parodirend:

Grüner Wald, azurner Himmel,
Weiß Gebirg', Meer von Saphir,
Purpurrother Mohn, schwarzbrauner
Felsen, Rose von Carmin,
Grün bemalte Papageien,
Violette Veilchen hier —
Wie nur bleibt ihr all' in euerm
Farbenschmuck und hüllt euch nicht
In die Farbe meiner Trauer?
Habt ihr Mitleid nicht mit mir?
Bin ein armes Knäblein,
Erfuhr dergleichen nie;
Und man schleppt mich grausam
Nach Benamegi!

Gomez kehrt zu Beatrix zurück, und mit einer Schamlosigkeit sonder Gleichen theilt er ihr das an Dorothea begangene Verbrechen mit und fordert ihren Dank und Lohn, indem er ihr den Kaufpreis seiner Geliebten, das Juwelenkästchen, als Geschenk überreicht. Schaudernd wendet sich Beatrix von ihm, indem sie spricht:

Die Enttäuschung ist vollkommen!
Denn das Elend seh' ich nun,
Das ich mühsam nur vermeide ....
Wird so die Vernunft gekirrt,
Meine Neigung frei zu geben,
Wenn ich vor mir sah so eben
Eine Handlung, so verrucht,
Ein Verbrechen, so verflucht,
Wie man nimmer sah im Leben?
Wenn ihr Sturz mir Beispiel ward,
Das mich aus dem Schlummer störte;
Wenn ich schon den Donner hörte,
Warum auf den Blitz geharrt?
Jenes Bildniß, bleich, erstarrt,
Liebesopfer, ruft mir zu:
Der Zerstörer meiner Ruh'
Hat mich heuchlerisch betrogen,
Ehr' und Vater mir entzogen,
Als ich noch so war, wie du!
Wohl denn! glauben will ich ihr;
Strafe dich dein thöricht Streben!
Denn nichts kann mir Bürgschaft geben,
Daß du, folg' ich jetzo dir,
Gleiches nicht verübst an mir.
Frei noch, giebt sich nie mein Sinn
Deiner grausen Werbung hin.
Hier vernahm ich ihre Klagen,
Doch nicht soll sie endlich sagen:
Du wirst sein, so wie ich bin!

Dorothea, die indessen auf Benamegi von Cañeri mit zarter Rücksicht behandelt wird, hat eine günstige Gelegenheit benutzt, um ihren Vater von dem Vorgefallenen durch einen Brief in Kenntniß zu setzen. Mit diesem Brief begiebt sich Don Diego zur Königin Isabelle. Grenzenlos ist der Zorn der Königin; ein Heer wird aufgeboten, und auf den Kopf des Gomez Arias werden zweitausend Ducaten gesetzt. In kurzer Zeit ist Benamegi erobert, Cañeri getödtet, und Gomez Arias wird gefangen herbeigeschleppt. Reuevoll naht er sich Dorothea; er muß ihr seine Hand als Gatte reichen, und Dorothea sowohl wie ihr Vater erflehen von der Königin Begnadigung des Gomez Arias. Die Königin aber antwortet dem Vater:

Halt, Don Luis! denn da wir Beide
Die Beleidigung empfingen,
Bist zwar Du gerächt, nicht Ich.
Bei Verbrechen ist der König
Alles. Hast Du ihm verziehen,
Als Partei — Ich thu' es nicht,
Daß der Folgezeiten Richter
Zur Verzeihung solchen Frevels
Nicht das Thor geöffnet finden.
(Gomez Arias wird zum Schaffot geführt.)

„El medico de su honra“ (der Arzt seiner Ehre) ist ein grauses Trauerspiel, das uns nur durch die Vergegenwärtigung des starren spanischen Begriffes von Ehre verständlich

wird — einer Ehre, die nicht nur durch die Treulosigkeit der Gattin, sondern auch durch den Schein der Untreue, ja durch die leiseste unausgesprochene Neigung im Herzen des Weibes für einen Anderen blutig beschimpft wird und blutig gerächt werden muß.

Der Infant Heinrich, Bruder des Königs Pedro, hat die reizende Mencia schon vor ihrer Vermählung mit Don Gutierre geliebt und setzt später seine Bewerbungen um sie fort. Während der Abwesenheit des Gemahls weiß er durch die Bestechung einer Sklavin in den Garten zu gelangen, wo Mencia ihn gezwungen anhören muß. Gutierre's Stimme wird vernommen, und im Entfliehen läßt der Infant seinen Dolch zurück. Dieser Dolch erweckt den Argwohn Gutierre's. Er beschließt seine Gattin zu prüfen. In einer Nacht, da Mencia glauben muß, er sei im Gefängniß, wohin der König ihn wegen eines Streites im Palast geschickt hat, steigt er über die Gartenmauer seines Hauses, löscht die Lichter aus und erweckt die schlafende Mencia, indem er sie zärtlich umfängt, mit verstellter Stimme. Die Erwachende, wähnend es sei der Infant, redet ihn „Hoheit" an und bittet ihn flehentlich, sich zu entfernen. Gutierre geht, den Tod im Herzen, und kehrt gleich darauf durch eine andere Thür zurück. Die folgende Scene athmet allen Schmerz, alle Liebe und alle Bitterkeit, die sein Herz bestürmen, und Mencia schaudert ahnungsvoll vor den geheimnißvollen Worten, die er spricht, zurück. „Was machtest du?" — fragt er sie.

Mencia.
Ich war zum Park gegangen,
Und hier, wo Bächlein rauschen, leis' und linde,
Erlosch das Licht im Winde.

Don Gutierre.
Kein Wunder ist's, ich glaube,
Ward hier das Licht der kalten Luft zum Raube.
Nicht immer mild und gütig
Weht Zephyrs Athem, oft so rauh und wüthig,
Daß er nicht bloß Verderben
Dem Lichte schafft, auch Leben bringt zum Sterben;
Dem Schlummer hingegeben,
Verlorst du leicht durch seinen Hauch das Leben.

Mencia.
Ich möchte dich verstehen,
Doch, trotz dem Sinnen, kann ich nichts erspähen.

Don Gutierre.
Sahst du vom Hauch der Winde
Noch nie ein Licht erlöschen, und gleichzeitig
Ein andres Licht, das seinen Docht geschwinde
Zu heller Loh' entflammt? So kann unstreitig
Derselbe Hauch dort Tod, hier Leben bringen.
So konnt's der schmeichlerischen Luft gelingen,
Dir deines Lichts Gefunkel
Zu rauben, mir's zu geben.

Mencia.
Du sprichst dunkel;
Es scheint, daß doppelstimmig
Die Eifersucht dich macht.

Don Gutierre (bei Seite).
Wie ist so grimmig
Schmerz ob erlittner Schande!
Doch war die Eifersucht je bei Verstande? (laut.)
Was sprichst du? Eifersucht? Kennst du sie eben?
Ich weiß nicht, was sie ist, bei meinem Leben!
Doch wenn ich 's wüßte
Und Eifersucht....

Mencia.
Weh' mir!

Don Gutierre.
Empfinden müßte —
Was ist sie? Leeres Schäumen
Der Luft, Einbildung, wie in nicht'gen Träumen
Sklavinnen sie und Dienerinnen hatten.
Doch wär's auch nur ein Schatten,
Unmenschlich würd' ich enden,
Ausreißen würd' ich mit den eignen Händen
Das Herz, und voll Verlangen
Würd' ich's, in Blut getaucht, am Feu'r zergangen,
Stückweise dann verzehren
Und mit dem Trank des schnöden Bluts mich nähren.
Die Seele selbst im heißen
Blut sucht' ich auf, um ganz sie zu zerreißen,
Wenn dann ein Schmerz die Seele noch zernagte. —
Doch wehe mir! Was ist es, das ich sagte?

Mencia.
Du machst die Seel' erbeben.

Don Gutierre.
O Gott! O Gott! Mein Leben,
Mein Glück, mein Weib, mein Himmel, meine Sonne!
Bei deiner Augen Wonne,
Mencia, laß mich flehen,
Vergieb mir dies unsinnige Vergehen!
Nur eines Wahns Bethörung
Erregt' in meiner Denkkraft diese Störung.
Jetzt geh', ich bitte dich; denn laß dir sagen,
Ich sehe dich mit Ehrfurcht und mit Zagen,
Beschämt durch solch' Beginnen.
Gott! ich war außer mir, ich — war von Sinnen.

Mencia (bei Seite).
Furcht, Grausen, Angst, die ich umsonst bekämpfe,
Sie sind, ich fühl' es, meines Todes Krämpfe.

Don Gutierre.
Arzt meiner Ehre bin ich, und die Flecken
Unwürd'ger Schmach werd' ich mit Erde decken.

Don Gutierre führt beim König Klage gegen den Infanten, indem er als Zeugniß seiner Schuld den Dolch zeigt. Der König, dessen Zorn gegen den Infanten durch eine leichte Verwundung, die ihm dieser unabsichtlich mit dem Dolche zufügt, verstärkt wird, verbannt ihn aus Sevilla. Donna Mencia, davon benachrichtigt, schreibt auf den Rath ihrer Zofe an den Infanten einen Brief, in welchem sie ihn bittet, um ihres guten Rufes willen seine Abreise zu verzögern. Während sie schreibt, tritt Gutierre ein; sie sinkt ohnmächtig zusammen. Als sie erwacht, findet sie statt ihres Briefes folgende Zeilen: „Die Liebe betet dich an, die Ehre verabscheut dich; drum tödtet dich die Eine, dich ermahnt die Andere. Zwei Stunden hast du zu leben. Du bist Christin; rette die Seele, das Leben kannst du nicht retten." Gutierre kommt mit einem Wundarzt zurück, dem er die Augen verbunden hat; vor Mencia's Zimmer löst er ihm die Binde und fragt:

Was erblickst du dort? er antwortet:

Des blassen
Todes Abbild, einen Körper,
Welcher ruht auf einem Lager;
Vor ihm steht ein Crucifix,
Neben ihm zwei Candelaber.
Doch wer's ist, erkenn' ich nicht,
Denn mit einem Tuch von Taffent
Ist das Antlitz ihm verhüllt.

Durch furchtbare Drohungen zwingt er den Arzt, der Mencia eine Ader zu öffnen und ihr Blut entströmen zu lassen. Die That wird vollbracht, der Arzt aber drückt im Hinausgehen seine blutige Hand an die Hausthür. Als der König gleich darauf erscheint, theilt er ihm den grauenvollen Mord mit. An dem Blut wird Gutierre als Mörder erkannt. Er mißt vor dem König den Tod seiner Gattin dem Zufall bei; doch verhehlt er sein Verbrechen nicht um der Strafe zu entgehen, sondern um die Ehre zu retten. Der König befiehlt ihm, der Donna Leonor seine Hand zu reichen, einer früheren Geliebten, die er ungerechter Weise auf den ungegründeten Verdacht einer Untreue hin verlassen hat. Widerwillig muß er gehorchen.

In einer wundervollen Sprache ist die tragische Idee dieses Stückes ausgeführt, die Träger derselben jedoch, Mencia und Gutierre, sind nichtsbedeutende Charaktere, die des individuellen und dramatischen Lebens entbehren.

Wenn im „Arzt seiner Ehre" das Ehrgefühl stärker ist als die Eifersucht, so finden wir dagegen in: „El mayor monstruo los zelos" (Eifersucht das größte Scheusal) die Eifersucht in so tiefergreifender und grandioser Weise geschildert, wie es vielleicht in keinem anderen Drama der neueren europäischen Literatur, den Othello des Shakspeare nicht ausgenommen, geschehen ist. Herodes ist ein Typus des zärtlich Liebenden, Mariamne ein Engel in Menschengestalt. Ein melancholischer Hauch, ein geheimnißvoller Schauer weht durch diese Tragödie von der ersten Scene an, wo der verhängnißvolle Dolch sichtbar wird, der während des ganzen Stückes wie das Schwert des Damokles über Mariamnens Haupt schwebt, um plötzlich in einem unerwarteten Augenblick ihr reines Herz zu durchbohren. Was die glühende Eifersucht des Herodes Wildes und Rohes haben mag, wird durch die tiefe Innigkeit seiner Liebe zu Mariamne gemildert.

Mariamnen, der Gemahlin des Herodes, Tetrarchen von Jerusalem, ist von einem Astrologen geweissagt worden, daß sie durch das größte Scheusal auf Erden sterben, und ihr Gemahl das, was ihm das Liebste auf der Welt ist, mit seinem Dolche tödten würde. Unbesiegbare Schwermuth hat sich in Folge dieser Weissagung ihrer bemächtigt. Um sie zu beruhigen, wirft Herodes seinen Dolch weit ins Meer hinaus. Ein Weheruf folgt dem Wurf. Der Dolch hat den Admiral Ptolemäus, der eben auf seinem Schiffe von Rom heimkehrt, getroffen; schwer verwundet schwankt er herbei, und der Dolch, der in seiner Schulter steckt, kehrt somit in des Tetrarchen Hand zurück. Ptolemäus bringt ihm die Trauerkunde von der Vernichtung seiner Flotte, die er gegen Rom und Octavianus ausgesandt. Um seine heißgeliebte Gattin Mariamne zur Beherrscherin des Erdballs zu erheben,

hat er diesen Krieg begonnen, und um ihretwillen trauert er jetzt. Unter den Papieren des Aristobulus, eines Bruders der Mariamne, der, in der Schlacht gefangen, jetzt vor Octavianus geführt wird, findet dieser ein Bild Mariamnens, und obgleich Aristobulus betheuert, es sei das Bildniß einer Verstorbenen, entzündet die zauberhafte Schönheit des Bildes eine glühende Leidenschaft in Octavianus Brust; er läßt es in größerem Maßstabe noch einmal malen und über der Thür seines Zimmers aufhängen. Nachdem er in Palästina eingerückt ist, zieht der Tetrarch ihm mit seinem Heer entgegen, wird geschlagen, gefangen genommen und in das Zelt des Siegers geführt. Da erblickt er in dessen Hand das Bild Mariamnens, und blind vor wüthender Eifersucht stößt er mit dem Dolch nach Octavian. In demselben Augenblick aber fällt Mariamnens Bild von der Thür, und statt der Brust seines Feindes durchbohrt er das Bildniß der Gattin. Er wird ins Gefängniß geschleppt und erwartet den Tod; doch ist es nicht der Tod, der ihn am meisten schreckt: der Gedanke, daß Mariamne nach seinem Tode dem Octavian angehören könne, macht ihn sinnlos vor Schmerz und Leidenschaft. Heimlich schickt er einen treuen Diener nach Jerusalem mit dem Auftrag, sobald dort die Nachricht von seinem Tode eintreffen würde, Mariamne unverzüglich zu tödten. Durch Zufall gelangt dieser Brief in Mariamnens Hände. Zorn und Schmerz kämpfen in ihrer Seele. Als Fürstin will sie verzeihen, doch als Weib sich rächen. Octavian zieht siegreich in Jerusalem ein, Mariamne eilt ihm in Trauerkleidern entgegen, fällt vor ihm nieder und fleht um das Leben des Gatten. Entzückt erkennt Octavianus in ihr das Original des herrlichen Bildes, und eingedenk, daß er diesem Bilde einst sein Leben zu danken hatte, befiehlt er die augenblickliche Freilassung des Herodes. Als Mariamne mit dem Tetrarchen in den Palast zurückgekehrt ist, hält sie ihm in einer eindringlichen Rede voll Würde und Schmerz sein Verbrechen vor und schließt die Rede mit den Worten:

Welches Scheusal, noch so schrecklich,
Welches Raubthier, noch so zornig,
Welcher Vogel, noch so treulos,
Welcher Wilde, noch so trotzig,
Tödtet sterbend? Vielmehr hört' ich
Wohl von Menschen, Raubthier, Vogel,
Daß sie sterbend Leben schenken.
Sag's die Viper dort mit hohlem
Angstschrei, die ihr Eingeweide
Aufbeißt und sich selber mordet
Nach und nach, bis sie aus Einem
Leib viel Leben hat geboren.
Sag's der Vogel, der die Brust
Zeiget tausendfach durchbrochen
Und für seiner Jungen Leben
Bringt sein eignes Blut zum Opfer.
Sag' es denn der Wilde, der,
Bietend seine Brust der offnen
Tod'sgefahr, auf seinen Rücken
Nimmt sein Weib und, zärtlich sorgend,
Wird zum Schilde für ihr Leben
Gegen Blei- und Pfeil-Geschosse . . .
Nie in dein- und meinem Leben
Sollst du sehn mich ohne Grollen,
Nie mich sprechen ohne Klagen,
Nie mich hören ohne Vorwurf,
Schau'n die Lippen ohne Seufzer,
Schau'n die Augen ohne Tropfen;
Und hier dieser dunkle Schleier,
Stets mein Angesicht umflorend,
Wird mich hindern dich zu sehn,
Weil ich, statt des Fürstenpompes,
Wähl' auf ewig diese Trauer.
Und in diesem Theil des Schlosses
Leb' ich nun mit meinen Frauen,
Ew'ge Witwenschaft gelobend;
Und nie sollst du dich ihm nahn,
Sonst (den Göttern sei's geschworen!)
Stürz' ich von der höchsten Zinne
In das feuchte Grab der Wogen
Mich hinab, daß ich mein Elend
Berg' im tiefen Meeresschooße.
Und nicht folge! Denn es macht
Mich dein Anblick so beklommen,
Deine Nähe mich so ängstlich,
Deine Stimme so erschrocken,
Daß ich glaube, schon erfüllt
Jenes kund'gen Astrologen
Ausspruch sich an mir. Und sagt' er,
Daß dein Dolch, der wundervolle,
Und der Erde größtes Scheusal
Mich bedrohen, so erprob' ich,
Es sei wahr; denn folgst du mir,
Flieh' ich vor dem Tod zum Tode,
Ob dein Dolch, ob mich das Meer,
Dieses größte Scheusal, morde.

Sie entfernt sich, verschließt die Thüren und läßt Herodes in verzweiflungsvollem Schmerz zurück. Den Zorn des Tetrarchen fürchtend, ist Ptolemäus in Octavians Zelt geflohen, dem er mittheilt, daß Herodes aus Eifersucht das Leben seiner Gattin bedrohe. Sogleich beschließt Octavian sie zu retten. Es ist Nacht; Mariamne tritt, von ihren Frauen

begleitet, in ihr Schlafgemach. Schwermuthsvolle Ahnungen eines nahen Todes halten ihre Seele gefangen.

Mariamne.
Laß mich sterben!
Sirene.
Dich bedroht
Dieses Grams unsel'ge Dauer,
Die mehr Wahnsinn ist, als Trauer,
Und noch mehr, als Wahnsinn, Tod.
Mariamne.
Meine Noth
Ist so groß, so mächtig steigend,
Daß sie mich dem Tod entzieht
Und nicht sieht,
Daß sie, Milde mir erzeigend,
Doch nicht Grausamkeit vermied.
Arminda.
Da im Garten du so lange
Weiltest, fliehend Bett und Schlummer,
So verstatte nun dem Kummer
Stillstand von so hartem Drange.
Mariamne.
Mir ist bange,
Daß der Schlummer nicht vom Leiden
Mich wird scheiden;
Doch, daß ihr nicht Strafe duldet
Dessen, was ihr nicht verschuldet,
So beginnt mich zu entkleiden.
Sirene.
Willst du, während wir die Schlingen
Lösen diesem goldnen Haar,
Dessen Glanz mit Neid fürwahr
Muß die Sonne selbst durchdringen,
Daß mein Singen
Dich erheitern mag?
Mariamne.
O nein!
Mir gedeih'n,
Um zu lindern dieses Sehnen,
Töne nimmer, sondern Thränen.
Sirene.
Aus der Dinge Zweck und Sein
Zog ein Weiser einst die Lehre,
Daß Musik zu jeder Zeit,
Wie des Frohen Fröhlichkeit,
So des Traur'gen Trauer mehre.
Mariamne.
Wenn dies wäre,
Singe; doch daß mir's die Schmerzen
Mehr' im Herzen.
Sirene.
Wohl! mein Lied hat diese Macht;
Es ist alt, und nicht erdacht,
Um den Kummer wegzuscherzen:
(Sie singt.)
Komm, o Tod! doch komm so leise,
Daß es nicht bemerkt die Brust;
Damit nicht des Sterbens Lust
Mich zurück ins Leben weise.
Mariamne.
Holde Weise!
Sehnsucht, die ich längst empfand!
Wer erfand
Dieses Lied?
Sirene.
Ich weiß es nicht;
Zufall spielte dies Gedicht
Mir mit andern in die Hand.
Mariamne.
Mit mir wiederholen mußt
Du noch einmal diese Weise.
Beide (singend).
Komm, o Tod! doch komm so leise,
Daß es nicht bemerkt die Brust.
Mariamne.
Unbewußt
Zieh'n mich fort der Töne Kreise;
Gram, o weise
Immer neu mir den Verlust!
Beide (singend).
Damit nicht des Sterbens Lust
Mich zurück ins Leben weise.

Octavianus erscheint, die Dienerinnen fliehen, Mariamne bleibt mit ihm allein. Er betheuert, daß nicht seine Liebe, sondern der Wunsch, ihr Leben, das von der eifersüchtigen Wuth ihres Gemahls bedroht sei, zu retten, ihn zu ihr führe. Mariamne antwortet ihm:

Mein Mund verstummte,
Da ich euch hier sah; euch hörend,
Will ich ihn zur Red' ermuntern,
Daß ein schändlicher, verruchter
Bösewicht euch den Gedanken
Solcher Unthat aufgedrungen.
Mein Gemahl ist mein Gemahl;
Und ermordet mich sein Unrecht,
Mordet mich das meine nicht,
Und mein ist's, wend' ich zur Flucht mich.
Ich bin sicher, und ihr seid
Schlecht belehrt von meinem Kummer.
Und wenn ich auch nicht es bin,
Wenn ein grauser Dolch mich umbringt,
Tödtet nicht mein Unrecht mich,
Sondern mein entschiedner Unstern;
Und gewiß, für minder elend
Acht' ich, wer da stirbt unschuldig,
Als wer schuldig lebt, ein Ziel
Von des Pöbels Lästerungen.
Drum, soll irgend eine Gunst
Ich euch danken, so ersuch' ich
Um die größte, daß ihr gehet.

Octavian will ihre Hand ergreifen; sie entzieht sie ihm, reißt ihm den Dolch von der Seite, und indem sie die Spitze desselben gegen ihre Brust kehrt, erkennt sie den Dolch als den des Tetrarchen; entsetzt schleudert sie ihn von sich und entflieht, von Octavian verfolgt. Der Tetrarch tritt auf; die umher zerstreuten Kleidungsstücke erwecken ihm aufs Neue

schmerzliche Eifersucht; er hebt den Dolch auf, den Mariamne fortgeschleudert, und ist im Begriff, ihn in die eigene Brust zu stoßen, als er Mariamnens Stimme vernimmt, die von Octavian verfolgt zurückkehrt. Er zieht sein Schwert gegen Octavian, sie fechten; in ihrer Angst löscht Mariamne die Lichter aus und sinkt gleich darauf, von des Tetrarchen Dolch durchbohrt, der Octavian zu treffen glaubt, todt zu Boden. Die Frauen eilen mit Lichtern herbei; alle Anwesenden stehen entsetzt, und der Tetrarch antwortet auf die Beschuldigung des Mordes:

Nicht ich gab ihr ja den Tod,
  Ihr eigner Unstern;
  Denn da Eifersucht sie tödtet,
  Blut'ge Mörderin der Tugend,
Stirbt sie von der Hand des größten
Scheusals auf dem Erdenrunde.
  (Er eilt fort und stürzt sich ins Meer.)

Wie „Eifersucht das größte Scheusal", so gehört auch: „A secreto agravio secreta venganza" (geheimer Schmach geheime Rache) zu derjenigen Classe der Calderon'schen Dramen, welche nach fremder Geschichte romantisch umgebildet sind. Der Grundgedanke in dieser Tragödie ist derselbe, wie im „Arzt seiner Ehre"; nur erscheint in ersterem Stück der Mord der Gattin weniger grauenerregend, da nur der Tod dieselbe an dem beabsichtigten Ehebruch zu hindern vermag. In Bezug auf Composition, auf dramatisches Leben und Sprache erscheint dieses Drama als eine der schönsten Dichtungen Calderons, über welche er mit vollen Händen die entzückenden Reichthümer seiner Poesie ausgestreut hat. Donna Leonor hat den Tod ihres Geliebten Don Luis beweint und sich später mit Don Lope vermählt. Da kehrt unerwartet der noch immer heißgeliebte, todtgeglaubte Don Luis zurück, und Leonors Seele fliegt ihm entgegen. Es ist kein Zweifel, die Macht ihrer Leidenschaft wird sie zum Verbrechen führen. Don Lope hat ihr Liebesverständniß entdeckt; doch entschlüpft ihm kein Wort, keine Klage seinen Lippen; seine Rache soll wie die Schmach geheim bleiben. Bei Gelegenheit eines Volksfestes weiß er Don Luis unter dem Vorwand, ihn über den Tajo zu setzen, auf ein Boot zu locken. Inmitten des Flusses stürzt er das Boot um, sein Nebenbuhler ertrinkt, und er selber rettet sich schwimmend ans Land. Leonor harrt sehnsüchtig des Geliebten; da tritt der Gatte mit durchnäßten Kleidern vor sie und erzählt ihr, daß er einen gewissen Don Luis ertränkt; sie sinkt in Ohnmacht. „Jetzt habe ich meine Ehre in Wasser rein gewaschen," ruft er aus, „und nun will ich sie in Feuer läutern." Er zündet sein Haus an, läßt Leonor verbrennen und klagt, daß die geliebte Gattin in den Flammen umgekommen sei. Der König, der den wahren Hergang erfahren hat, lobt Don Lope, anstatt ihn zu strafen, für seine kluge energische That.

Von der Tragödie „Los cabellos de Absalon" (die Locken des Absalon) sagt Schack, „daß ihr einer der vordersten Plätze unter den Werken unseres Dichters gebühre; sie hat bei dem gewaltigsten inneren Leben eine feierliche und imposante Bewegung, bei der Fülle bald glänzender und anmuthiger, bald herber und erschütternder Details ein mit feinstem Kunstgefühle durchgeführtes Ebenmaß aller Theile, und weiß die wildesten Verirrungen der Leidenschaft mit höchster Naturwahrheit zu schildern, ohne daß die Ruhe und ideale Schönheit des ganzen Gemäldes gestört würde. Die Kämpfe der ungehorsamen und entarteten Söhne des alten David gegen ihren greisen Vater, die Milde und Langmuth, die Letzterer ihren Freveln entgegenstellt, aber die durch diese Milde nur noch mehr angefachte Wuth der Feindschaft, wie die eben so zerstörende Liebe unter ihnen — das sind die Grundlagen, auf denen die hinreißend schöne Dichtung ruht. Von der prachtvollen Eröffnungsscene an, in welcher man über dem Gepränge des Triumphzuges schon das künftige Unheil wie eine Wetterwolke emporsteigen sieht, ergießt sich die Handlung mit unwiderstehlicher Gewalt, in ihrem Fortgange immer dunkler und reißender werdend, bis sie in dem von Amnon an Thamar verübten Incest ein Bette erlangt, in dem sie nun in noch zusammengedrängterer Strömung dem düsteren Abgrunde entgegenrollt." Mit rührender Gewalt wird die hin-

gebende Liebe Davids zu seinen Kindern geschildert, der, als er Amnon rufen läßt, um ihn zu vernichten, und nun den Sohn so bleich und gebeugt hereinschwanken sieht, kein anderes Wort über seine Lippen zu bringen vermag als: „Sorge für deine Pflege, mein Sohn.“ Der Tod Absalons, dem geweissagt worden, daß er durch seine Locken hochkommen würde, ist schaurig und tief poetisch. Wie es in der Bibel erzählt wird, sind bei einem scharfen Ritt seine langen goldenen Locken an den Baumzweigen hangen geblieben, und so zwischen Himmel und Erde schwebend, findet ihn Joab, Davids Feldherr.

Joab.
Minder ist ein Leben wichtig,
Wär's auch das des Throneserben,
Als die allgemeine Furcht
Aller übrigen Beherrschten.
Der gerechte Grund des Staates
Fügt sich nicht in die Befehle
Weicher Lieb'; ich muß ihn tödten. —
Stolzer Jüngling, du sollst sterben,
Ob der König auch gebot,
Nicht dich zu berühren.
(Er wirft den Speer auf Absalon.)

Absalon.
Wehe!

Joab.
Lebt er noch? Gebt einen andern!
Stirb nun, in den Lüften schwebend,
Israels Narciß!
(Er wirft einen zweiten Speer.)

Absalon.
Weh' mir!

Joab.
Mir genügen nicht zwei Speere;
Denn drei sind es, die der Himmel
Mir gebeut nach dir zu werfen:
Einen für den Brudermord,
Einen für der Unzucht Frevel,
Einen für den Ungehorsam
Gegen Vaterwort.
(Er wirft den dritten Speer.)

Absalon.
Ich sterbe,
Hochgekommen durch die Locken,
Wie der Himmel es begehrte,
Zwischen Erd' und zwischen Himmel,
Ohne Himmel und ohn' Erde. (Er stirbt.)

Joab.
Hemmet jetzt, Isrealiten,
Diese kriegerischen Klänge!
Kommet Alle, kommt und schaut
Solch ein wundervolles Schrecknis.

„Las armas de la hermosura“ (die Waffen der Schönheit), welches die Geschichte Coriolans zum Inhalt hat, ist eines der mißlungensten Dramen Calderons; eben so ist die „Gran Zenobia“ trotz der orientalischen Pracht und Gluth, mit denen Sprache und Charaktere ausgestattet sind, zu den schwächeren Werken des Dichters zu rechnen.

An diejenige Classe der Calderon'schen Dramen, deren Inhalt sich an ältere Romane oder Gedichte schließt, dürfen wir nicht den strengen Maßstab der Kritik legen. Diese Stücke entlehnen ihre Stoffe den fabelhaften Erdichtungen der Ritterromane, und die phantastischen Wunder derselben, vorzüglich die unglaublichen Heldenthaten der alten Paladine, hat der Dichter hier verherrlicht. Der gedankliche Inhalt in diesen Dramen ist von geringer Bedeutung, eben so die Charakterschilderung; doch verrathen auch in ihnen, neben Scenen voll geistloser Geschwätzigkeit, poetische Feinheiten und wunderbar harmonische Versification die Meisterhand. Die hervorragendsten dieser Abtheilung sind: „La puente de Mantible“, „El castilo de Lindabridis“ ungemein anziehend in seiner phantastischen Lieblichkeit, „El jardin de Falerina“ und „Hado y divisa de Leonido y Marfisa“ (Schicksal und Spruch), das letzte der Calderon'schen Werke, welches er in seinem einundachtzigsten Jahre schrieb, und von dem V. Schmidt sagt, daß es die echten Verehrer Calderons nicht ohne die innigste Rührung lesen werden. In der bunten Verschlingung der Fabel, in der Pracht und Sorgfalt der Decorationen, in dem Aufwand von Feuerregen, Sturm und Erdbeben sei freilich schon die Verderbniß der Bühne unverkennbar; allein Composition und Sprache seien frisch und jugendlich, wie das Licht, ehe es erlischt, noch einmal hell und stark aufzulodern pflegt.

Unter den „mythologischen Festspielen“ fallen einige in die Kategorie der geistlosen Spectakelstücke, in denen die Pracht der Aufführung, die complicirteste Maschinerie, der Glanz der Decorationen und Costüme und der Zauber der Musik den Mangel des inneren Werthes ersetzen mußten. Auf Befehl des Königs gedichtet und dargestellt, ermangeln sie der Begeisterung, huldigen dem estilo culto und werden nur allzu häufig matt und manierirt. Doch nicht alle Stücke dieser Classe theilen die angeführten Mängel; im Gegen-

theil ist bei einigen der mythologische Stoff mit höchster Anmuth und Feinheit behandelt, und eine zauberreiche, melodiöse Sprache dient tiefsinnigen Anschauungen und Aussprüchen zur Hülle. Reizend ist in „Ecco y Narciso" die Mythe von Echo und Narciß dargestellt, ein Festspiel von dem O. von der Malsburg, der es vortrefflich übersetzt hat, sagt: „Wie auflösend in Wohllaut ist das arkadische Gedicht vom Narciß! Das ist eine Oper in Worten; es ist ein süßes Spiel in dem grüngoldigen Arkadien mit seinem reinblauen Himmel; alles Tragische darin darf auch nur spielend berühren, und verfließt zauberisch zum sanften Gesange melancholisch schwingender Saiten. Das ganze Gedicht ist Ton und Blume, es strebt unaufhaltsam dahin, in Ton und Blume aufzugehen, und trotz des Gewittersturmes umspielt uns die reizende Katastrophe wie ein sanftes fernes Hirtenlied."

Dem Narciß, Sohn der Liriope, ist prophezeit worden, daß er an einer Stimme und einer Schönheit, an Haß und Liebe zu Grunde gehen würde. Um ihn diesem Schicksal zu entreißen, hat ihn Liriope in einer öden Felsschlucht erzogen. Ein Zufall führt Beide in das Hirtenthal, aus dem sie stammen, und unter die Menschen zurück; hier verliebt sich Narciß in die wunderschöne, mit einer herrlichen Stimme begabte Hirtin Echo, die seine Liebe erwidert. Die zärtliche Mutter glaubt in Echo die ihrem Sohne gefahrbringende Stimme und Schönheit zu erkennen, und bereitet ihr ein scharfes Gift, das ihre Sinne verwirrt und ihre Sprache verstümmelt, so daß sie nur noch die letzten Worte dessen, was sie hört, nachzusprechen vermag; diese Worte zusammengestellt aber bilden jedesmal einen geheimnißvollen Sinn.

Narciß erblickt sein Bild in einem Quell, hält das Spiegelbild für eine Nymphe des Quells und erglüht in Leidenschaft für sich selber. Sich im Wasser spiegelnd ruft er aus:

Wer sah noch Schönheit, so entzückend,
Als ich hier zu sehn muß kommen?
Denn die Nymphe (wie beglückend!)
Seh' ich Pfeile, lustentglommen,
Süß im reinen Schnee abdrückend.
O ich fühl' ein heimlich Grauen,
Wie hier meine bangen Träume
In der neuen Eiswelt Auen
Neue Blumen, Berge, Bäume,
Einen neuen Himmel schauen.
Göttergleicher sah ich nie
Eine Schönheit; ich will trinken,
Da dein Wink mir Muth verlieh.
Grad so nah, als ich dem Blinken,
Grad so nahe kam auch sie.
Trink' ich denn; doch bittre Pein,
Ach, in ihrem Bild so rein,
Find' ich feindliche Gefühle!
Wie kann, was den Lippen Kühle,
Für die Augen Feuer sein?
Wie, da ich zur Flut gekommen,
Schmiedet sich in mir die Gluth,
Wie (ich starre, blind, beklommen)
Löscht sonst Gluth sich durch die Flut,
Ist aus Flut hier Gluth erglommen?
Seit dem ersten Blick auf dich,
Schönheit, flieht mein Leben fort;
Hier, nur hier geziemet sich
Jenes holde Schmeichelwort:
Wie mich selber lieb' ich dich.
Mehr als dich lieb' ich mich nie,
Sterb' ich ja um dich; doch wie,
Noch kein Wort, warum das Schweigen?
Willst du diese Hand mir reichen?
Ja, beim Amor, nah kam sie,
Liebeszeichen sonder Gleichen!
Doch, weh' mir, umsonst, ein Zeichen
Solchen Glücks erlang' ich nie!
Als liebtrunken ich (o Pein!)
Ihre Hand herauf mir führe,
Trübt sie ihren Himmelsschein;
Nur die Bläue, die ich rühre,
Nicht der Bläue Seel' ist mein.

Echo naht und versucht vergebens, Narciß von seinem Wahn zu heilen; während sie mit ihm spricht, beginnt das Gift der Liriope in ihr zu wirken, und sie vermag nur die letzten Worte des Narciß zu wiederholen, der schaudernd vor ihr flieht.

Echo.
In mir glaub' ich,
Zu mir selbst kann ich noch reden,
Nur kann ich kein Wort nach außen
Bilden mehr; ich fühl', es fehlt
Mir die Kraft, der Stimme Laute
Auszusprechen, und doch weiß ich
Nicht, warum das ist? Hinaus denn!
Nimmer soll ein menschlich Wesen
Wieder mir in's Antlitz schauen;
Fliehend von bewohnten Orten,
Will ich gehen zu den rauhsten
Felsen und, darin verborgen,
Leben in den tiefsten Klausen,
Wehmuthsvoll und wahnbefangen;
Aller Waller letzte Laute
Will ich dort nur wiederhallen.
Hohe Berg' Arkadiens, traulich

Stille Thäler von Arkadien,
Edle Hirten, holde Frauen,
Und ihr, weiße Lämmerheerden,
Blaue Bronnen, grüne Lauben,
Echo, eure Freundin, wandelt
Bald nicht mehr auf euren Auen!
Sucht sie nicht, sie geht, verborgen
An der Klippen wilden Brauen,
Für Narciß entbrannt, im Schooße
Finstrer Schluchten hinzutrauern.
Wollt ihr aber von ihr hören,
Ruft sie aus dem Thal, den Auen,
Denn euch Allen zu erwidern,
Giebt sie euch das Wort; ja, glaubet,
Wenn ihr singet, wird sie singen,
Wenn ihr trauert, wird sie trauern.

Endlich hat Liriope ihren Sohn Narcissus überzeugt, daß er in sich selber verliebt sei; traurig ruft er aus:

Narcissus.
Himmel, hilf, ist mein die Blüthe
Solcher Schönheit wunderbar?
Und kein' Hoffnung, weh' mir, wo
Mein die liebliche Geberde,
Daß ich sie erringen werde?
Weh', ist diesem also?
Echo (aus der Ferne).
So.
Narcissus.
Wer ist's, der die Antwort spricht?
Liriope.
Echo, die in Bergen weilet,
Antwort, wo sie hört, ertheilet.
Narcissus.
Und so schont sie meiner nicht?
Echo.
Nicht.
Narcissus.
Nun, Echo, so hör'; ob du mußt sterben...
Echo.
Du mußt sterben...
Narcissus.
Auch vor Zorne, ich, in Lieb' entbrannt...
Echo.
In Lieb' entbrannt...
Narcissus.
Sehne mich nicht mehr zu dir.
Echo.
Zu dir!
Narcissus.
Doch weh' mir, verein' ich hier
Die gehörten Worte mir,
Mutter, o, ist's dir bewußt,
So hat sie gesagt: „du mußt
Sterb'n in Lieb' entbrannt zu dir!"
Und mir bangt, sie hört der Himmel...
Echo.
Himmel...
Narcissus.
Denn ich fühl' es wohl, er muß mir...
Echo.
Muß mir...
Narcissus.
An mir selber Rache geben.
Echo.
Rache geben.
Narcissus.
Um so mehr, da noch so eben
Hören muß mein tiefes Beben,
Wie sie mir das letzte Wort
Wiederholend sagt von dort:
„Himmel muß mir Rache geben!"
Jene mir verlorne Schönheit....
Echo.
Schönheit...
Narcissus.
Diese Schönheit auch und Stimme...
Echo.
Stimme...
Narcissus.
Diese Beiden sind mein Tod.
Echo.
Sind mein Tod.
Narcissus.
Nur zu klar, ist was mir droht,
Das Orakel hier im Wald,
Echo, mit mir wiederhallt:
„Schönheit, Stimme, sind mein Tod."
Ach, ich Armer, ich vergehe!
Echo.
Ich vergehe...
Narcissus.
Für mein Schattenlieb' in Liebe.
Echo.
In Liebe...
Narcissus.
Und für eine Stimm' in Haß.
Echo.
In Haß.
Narcissus.
Womit denn bestätigt bliebe,
Daß des Hades schwarz Getriebe
Ausführt, was es droht! mich, wehe,
Will ich fliehn, denn „ich vergehe
Ja in Liebe und in Haß!"

Echo erscheint im Wahnsinn; die erzürnten Hirten des Thals wollen Narciß und Liriope als die Urheber des Unglücks tödten; da fällt Narciß wie todt nieder, und Echo fliegt in die Höhe. Unter Donner und Erdbeben versinkt der Jüngling, eine Blume, in Gestalt einer Narcisse, steigt aus dem Boden, und Echo zerfließt in Luft. Platen charakterisirt dieses Lustspiel mit folgendem schönen Vers:

Welche Zauberwildniß
Fesselt Ohr und Blick?
Blume jedes Bildniß,
Jedes Wort Musik!

Gleich lieblich und sinnig wie in „Echo und Narciß" ist der antike Stoff in dem „Gartenunhold" (monstruo de los jardines) behandelt, dessen weiche schwungvolle Verse

von zarter Liebesgluth durchleuchtet sind. Wie Liriope hat Thetis ihren Sohn Achilles, damit er einem unheilvollen, ihm prophezeiten Geschick entgehe, in einer dunklen Höhle verschlossen gehalten. Achill entflieht und weidet sich entzückt an den Schönheiten der Natur. Da erblickt er unter Blumen schlummernd die Prinzessin Deidamia.

Achilles.

Welche Pracht, welch' wunderfein
Buntes Leuchten! gar nicht gleicht
Alles, was mein Blick erreicht,
Dem, was ich für mich gedacht;
Ei, wie Denken Dinge macht! —
Ei, wie fliegt Verlangen leicht!
Jener schimmerblaue Raum
Ist der Himmel ganz gewiß;
Für die Erde halt' ich dies
Schöne Grün; dies ist ein Baum,
Eine Blume dies, der Flaum
In der Luft ein Vogel, helle
Quell' hier, und hier Meereswelle.
(Er erblickt Deidamia.)
Still, mein Sinn, du fehlst die Spur,
Hier ist Erd' und Himmel nur,
Vogel, Meer, Baum, Blum' und Quelle!
Himmel, weil mit Sonnenstrahlen
Es geschmückt und Sternengold,
Erde, weil viel Farben hold
Ihm des Kleides Säume malen,
Baum, weil süß der Wind zumalen
Durch das Laub der Locken dringt,
Blume, weil es Perlen trinkt,
Meer, weil's weiße Wogen hebet,
Vogel, weil's mit Federn bebet,
Quell, weil ganz wie Schnee es blinkt.
(sich nähernd.)
Doch, von Allem, was ich schaute,
Ist des Besten Bestes hier,
Das ist seines Händchens Zier;
Ach, ihr Götter, wer sich traute
Dran zu rühren! ei, wem graute
Denn wohl da? kühn zu, geschwind!
Ach, ich brenne, nein doch, blind
Werd' ich Eis! o, bist du Schnee
Nur für's Aug', für Hände, weh',
Feuer, du falsch Schlangenkind?
Doch, mit deinem Glüh'n und Eise
Thatst du mir so wenig weh,
Daß ich hier im Herzen eh'
Meinen Schmerz willkommen heiße.
Nie litt ich auf diese Weise! —
Meine Seel', voll süßer Flammen,
Will sich noch einmal verdammen,
Diesen Schmerz zu fühlen, meint,
Wie ihm Glück wohl da erscheint,
Wo aus Leid schon Freuden stammen?
Ach, du eitles Hoffen! Ein
Umstand, der mir aus der lieben
Pfleg'rin Mund' im Sinn' geblieben,
Ist, daß (o welch' harte Pein!)
Hohe Götterwesen sei'n;
Wenn das wahr ist, o so streiten
Schon mit zwei Verlegenheiten
Die Gedanken ohne Ruh':
Giebt's Gottheiten, bist's auch du,
Bist du's nicht, gab's nie Gottheiten.

Deidamia und Achill begegnen sich in süßer Liebesschwärmerei; er lebt eine Zeit lang in Weibertracht an ihrem Hofe. Da erscheint Ulysses, ihn zu suchen; denn von der Theilnahme des Achilles an dem Kampf gegen Troja haben die Götter den Sieg der Griechen abhängig gemacht. Vor dem Waffenruf entfaltet sich die Blüthe von Achilles' Heldengeist, und nachdem er sich mit Deidamia verlobt hat, eilt er dem Ruhm und dem Tod entgegen.

Auch in „El mayor encanto amor" (Ueber allem Zauber Liebe) ist der allegorische Gegensatz zwischen Mars und Venus dargestellt. Ulysses, auf die wilde Insel der Zauberin Circe verschlagen, widersteht allem Zauber, nur dem der Liebe nicht. In den Armen Circe's vergißt er bald seiner Gefährten und der ganzen Welt. Vergebens lassen die Gefährten kriegerische Musik und Schlachtruf ertönen, vergebens bringen sie die Waffen des Achill an sein Lager; die süße Schmeichelstimme Circe's und wollüstiger Gesang aus den Lüften ersticken immer von Neuem den auflodernden Mannesmuth. Da steigt der Schatten des Achilles selber aus der Unterwelt empor. Mars hat gesiegt, und Ulysses entflieht; denn nur Flucht kann ihn vor dem mächtigen Zauber der Liebe retten. Ueberaus reizend ist die Composition dieses Stückes, von dem Schack sagt: „Wie die Gefährten des Ulyß bestrickt wurden von der Schönheit der Circe und ihres paradiesischen Aufenthalts, so fühlt sich auch der Leser angehaucht vom Säuseln der Wollust, und glaubt sich auf ein Zaubereiland versetzt, von dem er hinabblickt auf das blauende Meer, auf die himmlischen Küsten, die sich schmachtend an seinen Busen schmiegen, und auf die sanft geschwungenen, wie von Liebeslust schwellenden Hügel."

Alle diese Festspiele haben mehr oder weniger einen opernartigen Charakter, ja, eins derselben: „La purpura de la rosa" soll ganz gesungen worden sein.

In die Classe der symbolischen Schauspiele gehört das bekannteste und berühmteste der Calderon'schen Dramen: „La vida es sueño“ (das Leben ein Traum), ebenso bewunderungswürdig durch den mit Kraft, Originalität und philosophischem Verstande gezeichneten Charakter des Sigismund als durch den großen Gedanken, der diesem Schauspiel zu Grunde liegt. V. Schmidt urtheilt, daß der positive Gehalt des herrlichen Werkes in der stets wiederholten Lehre besteht, daß nach den vorüberschwebenden und uns verstrickenden Träumen ein Erwachen folgen werde, das in genauer Verbindung mit unserm Benehmen im Traume steht, ja, das nur eine Folge desselben ist. Von hier aus erhält die Fabel selbst noch weitere Beziehung und Anwendung. Wie Sigismund sind alle Menschen hier unten in einer von oben spärlich erleuchteten Grotte eingekerkert und angeschlossen. Dies hat schon Plato in dem berühmten Gleichniß zu Anfang des siebenten Buches vom Staat in demselben Sinn ausgemalt, ein Gleichniß, von dem Wyttenbach urtheilt: „Ein von Gott eingegebener Vergleich des menschlichen Zustandes mit einer Grotte, worin der Mensch, nur die Schatten der Dinge sehend, sich einbildet, die Dinge selbst zu sehen. Ich glaube nicht, daß antike noch moderne Zeit etwas diesem Gleichnisse Aehnliches habe an Erhabenheit, Wahrheit, Klarheit.“ Der unbefangene Beurtheiler aber muß zugestehen, daß der Spanier das Gleichniß nicht allein erweitert, sondern auch zu einer Vollkommenheit bis ins Einzelne ausgebildet hat, wodurch mit Recht gerade dies Schauspiel „La vida es sueño“ an die Spitze sämmtlicher Schauspiele gestellt wird. Denn Calderon lehrt zugleich die Erziehung des ursprünglichen und natürlich böse gearteten Menschen aus Wildheit und Dunkel zu Licht und Milde; und das menschliche Leben selbst insofern als Traum zu betrachten, konnte nur er mit jenem schönen Gleichnisse in Verbindung bringen. Wie die Sterne den Sigismund, so reizt und verleitet eine vorirdische Schuld jeden Menschen zum Schlechten, und es ist die Aufgabe des Lebens Aller, wie die des Sigismund, jenen Reiz zu überwinden, der sich doch immer erst des freien Willens bemächtigen muß. Sagt doch Sigismund selber:

„Weil die sprödesten Geschicke
Das unbändigste Gelüste,
Die feindseligsten Gestirne
Immer nur den Willen lenken,
Aber zwingen nicht den Willen.“

„La hija del aire“ (die Tochter der Luft), ein Drama in zwei Abtheilungen, hat die Geschichte der sagenhaften Königin Semiramis zum Vorwurf, welche, nach ihrer Geburt ausgesetzt, von den Vögeln des Himmels ernährt und beschützt wurde und deshalb den Namen Semiramis*) erhielt. Der weise Priester Tiresias findet das hülflose Kind, dem geweissagt worden ist, daß es durch seine Schönheit Noth und Verderben über den Erdkreis bringen werde. Die Erfüllung dieser Weissagung unmöglich zu machen, hält er Semiramis in einer finsteren Höhle verschlossen. Als aber Menon, der Feldherr des Königs Ninus von Assyrien, eines Tages durch den Wald streift, vernimmt er die klagenden Rufe der Eingesperrten, befreit sie, und von ihrer Schönheit bezaubert, wirbt er um ihre Hand. Auf einer Jagd erblickt der König Ninus die reizende Semiramis; auch er unterliegt dem Zauber ihrer wunderbaren Schönheit und führt sie vor den Augen Menons mit sich fort, dem er mit Blendung droht, falls er noch einmal wagen würde Semiramis anzuschauen. Diese, voll maßlosen Stolzes, grausam, herrschsüchtig und wild, wendet sich kalt von dem einst geliebten Menon und läßt es schließlich geschehen, daß man ihn blendet. Ninus erhebt sie zu seiner Gemahlin. Zwischen beiden Theilen des Stückes liegt ein Zeitraum von ungefähr zwanzig Jahren. Beim Beginn des zweiten Theiles ist Semiramis unbeschränkte Herr-

*) Semiramis bedeutet Taube oder, wie Calderon meint, Vogel im Allgemeinen.

scherin über Babylonien. Sie hat ihren Gatten Ninus vergiftet, und ihrem Sohn Ninyas, der ihr äußerlich zum Verwechseln ähnlich sieht, aber nichts von ihrem unbändigen Sinn geerbt hat, enthält sie die Krone vor. Trotzdem sie durch ihre kraftvolle Regierung Babylonien zu Macht und Ansehen erhoben hat, empört sich das Volk gegen sie, weil es nicht länger von einem Weibe regiert sein will. Ninyas wird herbeigeholt und jubelnd als König begrüßt. Voll flammenden Zornes schließt sich Semiramis, Trauerkleider anlegend, in ein entferntes Gemach ein, und hier entwirft sie einen Plan von wunderbarer Kühnheit, den sie mit Hülfe einiger weniger Getreuer wirklich ausführt. Sie dringt in die Wohnung des Ninyas und läßt ihn mit Gewalt in ihr eigenes abgelegenes Gemach schleppen, wo er eingeschlossen und streng bewacht wird, sie selbst aber tritt darauf als Ninyas aus ihrer Verborgenheit hervor, von Niemand erkannt und Alle täuschend. Alle edlen und milden Handlungen ihres Sohnes verkehrt sie ins Gegentheil; die von dem Sohn geliebte Braut giebt sie dem Nebenbuhler desselben, ein alter treuer Diener wird gleich einem Hunde an die Kette gelegt u. s. w. Das staunende Volk weiß nicht, ob es wacht oder träumt; doch der Tag der Vergeltung naht. Der König Lidero überzieht Babylonien mit Krieg. Semiramis stürzt sich in das Kampfgetümmel und sinkt tödtlich verwundet nieder. Grauenvoll ist ihr Tod.

Semiramis (stürzt von der Anhöhe herab, mit blutigem Antlitz, den Leib von Pfeilen durchbohrt).
Helft, ihr Mächte droben!

Chato (der Diener, den sie an die Kette hat legen lassen, und der entsprungen ist).
Drum sorg' Ich, mich zu verstecken,
Er, zu sterben.

Semiramis.
Ha, treuloses
Glück! mein Leben, meine Thaten,
Hast du sie so schnell beschlossen?

Chato.
Ei, die Stimme will ich kennen;
Doch, wahr ist, ich will's nicht wollen.

Semiramis.
Hast du endlich doch, Diana,
Ueber Venus dich erhoben!
Denn du ließest nur mich leben,
Bis die strengen Schicksalsloose
Sich erfüllt, die mit furchtbaren
Zeichen mir und Wundern drohten,
Daß ich grausam, stolz, tyrannisch
Sollte sein, und, mit des Mordes
Schuld befleckt, den Tod empfahn,
Von der Höh' hinab geworfen.

Chato.
So viel Furcht bekomm' ich, daß ich
Selbst zum Fliehn nicht Muth bekomme.
(Trommeln und Trompeten. Stimmen, hinter der Scene.)
Lydien lebe!

Lidero (hinter der Scene).
Unser ist
Dieser Tag; den Sieg verfolget!

Semiramis.
Lydien lebe? Ha, kein Wunder,
Daß es lebt, wenn Ich gestorben.
Doch das Wen'ge, das vom Leben
Mir noch bleibt, sei nicht verloren!
Denn, daß wohl gerächt ich sterbe,
Soll es manchen Tod noch kosten.

Chato.
Nur nicht meinen, bitt' ich sehr.
(Seine Kette klirrt.)

Semiramis.
Welch' ein dumpfes, grauenvolles
Kettenrasseln mischt sich hier
In das wilde Schlachtgetobe?

Chato.
Ketten sind's von einem Windhund,
Der auf Hasenjagd gezogen
Ins Gebirg', und selber ist
Hund und Has' in Eins gegossen.

Semiramis.
Was von mir verlangst du, Menon,
Dein Gesicht mit Blut beflossen?
Was von mir verlangst du, Ninus,
Mit dem Antlitz, bleich, voll Moder?
Was verlangst du, Ninyas? Kommst du,
Trüb', in Fesseln, mich zu foltern?

Chato.
Sicherlich sieht er Gespenster,
Dieser, der da liegt am Tode.

Semiramis.
Ich nicht riß dir aus die Augen;
Ich nicht gab dir gift'ge Tropfen;
Ich, nahm ich die Krone dir,
Geb' jetzt dir zurück die Krone.
Laßt mich, quält mich nicht! Ihr Alle
Seid gerächt, da ich, im Tode,
Reiße Stücke meines Herzens
Aus des Busens blut'gem Boden.
Tochter war ich ja der Luft,
Und in ihr verfließt mein Odem.
(Sie stirbt.)

Herrlich nimmt sich in dem Rahmen des wunderbar fremdartigen Stoffes das Gemälde voll orientalischer Gluth, excentrischer Situationen und phantastisch abenteuerlicher Gestalten aus, welches uns Calderon in diesem Drama vorführt. Ueber den zweiten Theil der Semiramis bemerkt K. Immermann: „So viele Schönheiten der erste Theil hat, so

übertrifft ihn doch der zweite bei weitem an tragischer Concentration, Neuheit der Erfindung und unverbrauchten Reizen. Die ersten Scenen des letzteren, wo Semiramis in der Fülle ihrer Herrlichkeit erscheint, haben an Kühnheit, Pracht und Glanz nicht ihres Gleichen. Was die Rollenvertauschung zwischen der Königin und Ninyas und das darauf gegründete bunte Vexirspiel mit seinen Täuschungen und Attrapen betrifft, so kann man diese Auftritte komödienhaft nennen, wenn man nur zugiebt, daß es die sinnreichsten Komödienscenen sind, die je geschrieben wurden, und daß sich in den Schicksalen dieser Bittsteller, Dankenden, Günstlinge die reifste Beobachtung und die schalkhafteste Weisheit offenbart."

Die Grenzen der weltlichen und geistlichen Schauspiele laufen bei Calderon unmerklich ineinander; denn wir finden in den letzteren weltliche Intriguen, irdische Leidenschaften und die lustigsten Spiele des Witzes. Am herrlichsten offenbart sich der Genius unseres Dichters in diesen religiösen Dramen, welche als eine Offenbarung derjenigen Poesie gelten können, die dem Katholicismus inne wohnt. Das Kreuz ist für Calderon der erhabene Mittelpunkt, von dem ein himmlisches Licht ausgeht, das Alle, die sich ihm gläubig nahen, mit Glorienschein umstrahlt. Die Erde wird für ihn in diesen Dramen zum Altar Gottes; jede Blume und jeder Stern ist ihm ein heiliges Schriftzeichen, aus dem er Gottes Güte und Allmacht liest, und alle Pracht und alle Mysterien der Schöpfung lösen sich für ihn in das Christenthum auf. Diese Schauspiele, der reinen Quelle einer tiefen Andacht und begeisterter Gottesliebe entsprungen, geben Zeugniß von des Dichters kindlicher Frömmigkeit und unerschütterlicher Glaubensinnigkeit. Eine göttliche Liebestrunkenheit durchathmet die flammenden Dichtungen, in denen die höchste Religiosität und die höchste Poesie eine wunderbare Vermählung feiern. Die Religion ist für Calderon das Einzige, was Werth und Geltung hat, das ewig und unvergänglich Schöne.

Freilich dürfen wir nicht vergessen, daß es immer nur der Katholicismus in seiner orthodoxesten Strenge ist, den Calderon verherrlicht, und daß seine Aeußerungen und Darstellungen oft in unerquicklicher und verletzender Weise dem wahren Wesen des Christenthums, welches die Liebe ist, widersprechen. So verschiedenartig auch die Urtheile über diese wunderbaren und eigenthümlichen Schöpfungen Calderons lauten: die hervorragendsten deutschen Literarhistoriker wie Schlegel, Rosenkranz, Johannes Schulz, Schack u. s. w. stimmen in begeistertem Lobe derselben überein. Wir führen hier nur das Urtheil Schacks, als eines der gründlichsten Kenner der spanischen Literatur, an. „Auch das Großartigste," sagt er, „was frühere Dichter auf religiösem Gebiete geschaffen hatten, kann weder an Tiefsinn der Composition, noch an berauschtem Schwunge der Composition mit den vorzüglichsten hierher gehörigen Werken Calderons wetteifern. Aber um den Flügen des Dichters folgen zu können und von der Excentricität seiner Darstellungen nicht befremdet zu werden, müssen wir uns, wie bei ähnlicher Gelegenheit schon mehrfach bemerkt wurde, durchaus in den Geist des spanischen Katholicismus versetzen, aus dem diese Poesie geboren worden ist. Ein solches Vertiefen in die Glaubensweise einer vergangenen Zeit wurde schon für die richtige Auffassung der früher betrachteten geistlichen Komödien empfohlen, bei Calderon wird es in noch höherem Grade erfordert; denn er hat jene uns fremdartigen Elemente des religiösen Lebens seiner Tage zwar in höherer Weise poetisch ausgebildet, so daß sie uns nicht mehr in jener Crudität entgegentreten, die uns bei seinen Vorgängern oft verletzte; allein auf der anderen Seite macht gerade die höhere kunstmäßige Gestaltung und klarere Durchführung der zu Grunde liegenden Motive, daß die belebende Seele des Ganzen, die dem Spanier des siebzehnten Jahrhunderts eigene Anschauungsweise des Heiligen, noch deutlicher zu Tage kommt. Calderon kann recht eigentlich für den vollendeten Repräsentanten jener wunderbaren und eigenthümlichen Gestalt gelten, welche der katholische Glaube in Spanien annahm. Es tritt uns in seinen Werken dieselbe, aus der glühenden Phantasie des Südländers hervorgegangene Wunderwelt entgegen, die sich auf andere Weise und mit gleich brennenden Farben in den

Gemälden des Murillo offenbart; wir befinden uns in einer „Traum- und Zaubersphäre" unter Visionen und extatischen Zuständen der Verzückung, kurz inmitten der excentrischen Gestaltungen der Religion, welche auf der einen Seite in dem Fanatismus der Autos da Fe ihre wildesten Ausgeburten erzeugten, auf der anderen den heiligen Johannes vom Kreuz in seinen wunderherrlichen, an Tiefe und Schwung mit den heiligen Sängern des alten Testaments wetteifernden Dichtungen zu einer Höhe emporhoben, wie sie Andacht und begeisterte Liebe nur selten erflogen haben. Man hat gesagt, die Religion sei das Herz von Calderons Herzen gewesen, für sie habe er die erschütterndsten, bis in die innerste Seele dringenden Rührungen erregt. Und es ist wahr, die vollendetsten seiner religiösen Dichtungen athmen eine heilige Begeisterung, wie sie nur aus dem tiefsten und lebendigsten Gefühle für das Ewige hervorblühen konnte. In ihnen sehen wir einen gottgeweihten Geist, der vom Sonnenglanze einer höheren Weisheit umstrahlt, sich mit heiligem Triebe über die Grenzen der Zeitlichkeit hinausschwingt in die Welt der wandellosen Schönheit, wo Religion und Poesie, wie Memnonssäulen, jener Morgenröthe entgegentönen, die den anbrechenden Tag der Ewigkeit verkündigt. Und der Dichter, mit hohem, glaubensvollem Herzen und weltumfassender Liebe, reißt den Vorhang ab, der das Reich Gottes dem sterblichen Auge verbirgt; der Himmel voll wallender Lichtgewölke und strahlender Engelsgesichter thut sich auf, und eine heilige Verklärung fällt zurück auf das Menschensein bis tief in den düstersten Abgrund des Endlichen, so daß aller Jammer der Erde vor dem Glanze der göttlichen Sonne vergeht.

Wohl nie sind einem Dichter tiefere Rührungen und mächtigere Erschütterungen gelungen, als dem Calderon in diesen religiösen Tragödien, und nirgends findet sich eine bündigere Widerlegung des Glaubens, ein Märtyrer tauge nicht für ein Trauerspiel. Nicht freventlich suchen seine Helden den Tod, nein, von den lautersten Beweggründen getrieben, gehen sie ihm entgegen; nicht mit Unempfindlichkeit, nein, hoffend und fürchtend, aber im Herzen die allmächtige Liebe und das nicht wankende Vertrauen auf die waltende Gottheit, schreiten sie durch das Gewühl der rastlos kämpfenden Menschheit, über die Leichenhügel und Schlachtfelder der Erde; schwer und düster hangen die Wetterwolken herab, und nicht ohne Kampf ringt sich ihr Ewiges von dem Zeitlichen los; aber der Glaube zieht ihnen voran mit der leuchtenden Fackel; stark durch die Gotteskraft der Religion, leeren sie den bitteren Kelch ohne Murren; emporgehoben durch das Gefühl ihrer Einheit mit dem Ewigen, sehen sie die Leiden und Freuden der Erde wie bleiche Schattenbilder unter sich zerstäuben; vor den stets mächtiger hereinfallenden Strahlen des Göttlichen bricht ihre Sterblichkeit zusammen, und glorreich, auf dem Haupte den Kranz von weißen Rosen, ziehen sie ein in das Triumphthor des Todes, durch dessen offene Pforten ihnen die Seligen die Siegespalme entgegenreichen."

Ein uns befremdender Geist weht in dem wildschönen Drama „La devocion de la cruz" (die Andacht zum Kreuz). Hier ist der Glaube in seltsam äußerlicher, fast heidnischer Weise aufgefaßt, und das Kreuz erscheint als ein Fatum, das den Helden des Dramas von Geburt an beherrscht. Es werden uns Menschen vorgeführt, welche Verbrechen auf Verbrechen häufen, und dennoch, weil sie stets dem Kreuze Ehrerbietung zollten, zuletzt der Seligkeit theilhaftig werden. Folgendes ist der Inhalt: In einer einsamen Waldgegend rüsten sich Eusebio und Lisardo zum Kampfe; die Liebe des Ersteren zu Julia, der Schwester seines Gegners, ist die Veranlassung des Streites. Vor dem Beginn des Kampfes theilt Eusebio dem Lisardo seine Lebensgeschichte mit: er ist ein ausgesetztes Kind, mitten im Walde unter einem Kreuze gefunden, dem die wilden Thiere nicht zu nahen gewagt. Eusebio vom Kreuz ward er genannt, denn auch auf seiner Brust trug er als Muttermal ein Kreuz. Sein Leben ist wild und unstät gewesen, und mehr als einmal schien er sicherem Tode verfallen. Von seiner Amme in einen Brunnen geworfen, plätscherte er lustig darin umher,

und es fand sich, daß er die zarten Fingerchen in Kreuzesform auf die Lippen gelegt. Aus einer verheerenden Feuersbrunst ward er gerettet; es war am Kreuzestag. Bei einem Schiffbruch, wo die ganze Mannschaft ertrank, umschlang er einen Balken, der ihn ans Land trieb, und dieser Balken hatte die Gestalt eines Kreuzes. Mit einem Freunde durchs Gebirge wandernd, bleibt er einen Augenblick betend vor einem Kreuze stehen; in derselben Zeit wird der vorauseilende Freund von Räubern erschlagen. Ein Blitz, der zwei Gefährten an seiner Seite zu Asche verbrannte, ließ ihn unversehrt, weil er zufällig neben einem Kreuze stand. Eusebio glaubt, daß der Himmel ihm dies Zeichen mitgegeben, als die offenbare Wirkung von geheim verborgenen Zwecken. Nach beendigter Erzählung beginnt der Kampf; Lisardo stürzt tödtlich getroffen nieder, und Eusebio trägt den Sterbenden, der im Namen des Kreuzes um Erbarmen gefleht hat, auf seinen Schultern zu einer nahen Capelle, damit er mit Gott versöhnt aus dem Leben scheide. Dann eilt er zu Julia, um sie, bevor sie den Tod des Bruders erfahren, zu entführen. Schon scheint Julia nachzugeben, als unerwartet ihr Vater Curicio hereintritt, der sie als Braut Christi begrüßt, indem er ihr ankündigt, daß alle Einleitungen im Kloster getroffen seien, sie dort als Nonne zu empfangen. Julia widersetzt sich und reizt den Vater so, daß er in Verwünschungen ausbricht. Da wird die blutige Leiche seines Sohnes hereingebracht. Verzweiflungsvoll ist der Schmerz des Alten.

Julia.

Welche wild entflammte
Wuth hat sich in seinem Busen
Abgekühlt? Welch' eine harte
Hand sich in mein Blut getaucht,
Wider seine Unschuld hadernd?
Wehe mir!

Curicio.

Fort da, alle!

Tirso.

Halte dich zurück, Herr.

Curicio.

Freunde,
Mein Gemüth kann's nicht ertragen.
Laßt mich sie seh'n, die kalte todtenbleiche
Gestalt, den Aufenthalt erstarrter Schauer,
Den Raub der Zeit, die Trümmer schnöder Streiche
Des Glücks, die düstre Bühne meiner Trauer.
Welch' Wüthen hüllte dich, geliebte Leiche,
In Nacht, wie eines ernsten Denkmals Mauer,
Daß ich, hülflos hier klagend an der Bahre,
Zum Grabtuch breite meine weißen Haare?
O Freunde sagt: wer hat den Sohn erschlagen,
In dessen Leben nur ich Leben kannte?

Menga.

Gil war im Wald versteckt, er kann es sagen;
Er sah, wie ihm sein Feind den Leib durchrannte.

Curicio.

So sag' denn, Freund, wen hab' ich anzuklagen?

Gil.

Ich weiß nur, daß er sich Eusebio nannte
Bei dem Gefecht.

Curicio.

Giebt's was, das mehr entehre?
Eusebio raubte Leben mir und Ehre.
Entschuld'ge du nun Triebe, die ihn drangen,
So wild zu werben; rühme keusches Lieben
An ihm, der ja sein lüsternes Verlangen,
Statt auf Papier, in deinem Blut geschrieben.

Julia.

O Herr —

Curicio.

Nicht mehr dem Starrsinn nachgehangen!
Heut' ist dir noch des Klosters Wahl geblieben;
Sonst mußt du deine Schönheit gleich bereiten,
Ins frühe Grab Lisardo zu begleiten.
Zwei Kinder weih' ich heut in herben Schmerzen
Dem Grabe, das ein Recht an sie erworben:
Er starb der Welt, doch lebt er mir im Herzen;
Du lebst der Welt, im Herzen mir gestorben.
Indeß ich zünde der Bestattung Kerzen,
Schließ' ich dich ein, die Flucht ist dir verdorben.
Bleib' hier bei ihm, daß dich auf solche Weise
Des Bruders Tod im Sterben unterweise.

(Julia bleibt in der Mitte zwischen dem todten Lisardo und Eusebio, der aus dem Nebenzimmer hervorkommt.)

Julia.

Tausendmal dich anzureden
Streb' ich, Wüthender, und immer
Zagt die Seele mir, der Athem
Stockt, und es versagt die Stimme.
Nein, ich weiß nicht, wie ich reden
Soll, da mir verworr'n im Innern
Mitleidsvolles Zürnen stets
Und grausames Mitleid ringen.
Gern möcht' ich vor dem unschuld'gen
Blute hier die Augen schließen,
Das um Rache schreit, in vollen
Purpurnelken sich ergießend;
Möchte dich entschuldigt glauben
Durch die Thränen, die dir fließen.
Wunden, Augen sind ja Münder,
Die von Lügen niemals wissen ....
Bald, mein Leben, wird die Zelle
Sich zum engen Kerker bilden,
Ja, zum Grab: mich zu begraben,
Ist ja meines Vaters Wille.

Dort bewein' ich bald die Streiche
So rebellischen Gestirnes,
Einer so verruchten Hand,
Einer so unsel'gen Liebe,
Daß sie mir das Leben nahm,
Und mir nicht den Tod verliehen,
Auf daß ich in so viel Leiden
Immer leb' und sterb' auch immer.

Sie erklärt Eusebio, daß ihr Bund auf ewig zerrissen sei, und fordert ihn zu schleuniger Flucht auf. Ein Preis wird auf seinen Kopf gesetzt; er flieht ins Gebirge und wüthet dort als Räuber mit unerhörter Frechheit und Grausamkeit; nicht Weib, nicht Greis wird von seiner Bande geschont; doch setzt er in grauenhafter Andacht auf den Leichenhügel jedes Opfers ein Kreuz. Nur einmal übt er Milde. Ein Priester wird ihm vorgeführt, von dessen Brust die Kugel eines Räubers abgeprallt ist; auf der Brust aber trug dieser ein Buch, die Wunder des Kreuzes benannt. In Ehrerbietung neigt sich Eusebio vor ihm, giebt ihm Geleit durch den Wald, und Alberto, das ist der Name des Priesters, verspricht zum Dank dem Räuberhauptmann, daß, wenn ihn dieser einst zur Beichte rufen sollte, er herbeieilen würde, und wenn er sich in der Wüste befände.

Eusebio hat unterdessen die Einkleidung Julia's erfahren. Glühende Liebe treibt ihn zum äußersten Verbrechen; er übersteigt die Mauer des Klosters und dringt in Julia's Zelle. Im Augenblick der höchsten Leidenschaft aber stößt er die Geliebte entsetzt von sich; er hat auf ihrer Brust ein Kreuzeszeichen erblickt, dem seinen gleich. Er flieht, von der, zu wilder Liebeslust entflammten Julia verfolgt; da sie auf Vergebung nicht mehr hoffen kann, will sie die Lust der Sünde nicht entbehren. Sie steigt auf der Leiter von der Mauer herunter.

Julia.

Vor der Welt, der Ehr' und Gott
Bin ich aller Scheu entfremdet,
Da ich mich zu solcher Blindheit
Mit verbund'nen Augen kehre.
Aus dem Himmel dort verstoßen,
Bin ich ein abtrünn'ger Engel,
Weil ich, hoffnungslos der Rückkehr,
Dennoch mich der Reu' verhärte.
Außerhalb dem heil'gen Umkreis
Bin ich schon, es hält die nächt'ge
Still' in ihren Finsternissen
Mich umhüllt mit Graus und Schrecken.
So beraubt des Lichtes wandr' ich,
Daß ich strauchl' in Nacht und Nebel,
Und nicht fall' auf meine Sünde.
Wo hinaus? was unternehm' ich?
Ich erbange so im stummen
Drange mancherlei Entsetzens,
Daß in mir das Blut erstarrt,
Und das Haar sich sträubt zu Berge.
Die verwirrte Phantasie
Bildet in der Luft sich Wesen,
Und des Nachhalls Stimme hör' ich
Wider mich ein Urtheil sprechen.
Das Verbrechen, das zu Anfang
Uebermüthig mich beseelte,
Ist es, was mich jetzt verzagt macht;
Kaum noch rühr' ich meine Fersen,
Denn die eigne Hand der Furcht
Legt mir an die Füße Fesseln.
Mir ist's, ob auf meinen Schultern
Mich gewalt'ger Lasten Schwere
Niederdrückt', und ganz und gar
Faßt mich schon des Todes Kälte.
Nein, ich will nicht weiter fortgeh'n,
Will zurück ins Kloster kehren,
Dort Vergebung dieser Sünde
Zu erlangen; denn ich hege
Zuversicht auf Gottes Gnade:
Wie viel Stern' am Himmel glänzen,
Wie viel Sand am Meer sich häufet,
Wie viel Sonnenstäubchen schweben,
Aller deren Zahl zusammen,
Sei noch die geringste Menge
Von den Sünden, welche Gott
Kann verzeih'n. — Ich höre gehen,
Hieher will ich mich zurückzieh'n,
Bis sie wieder sich entfernen;
Ungeseh'n steig' ich hinauf dann.

(Einige Räuber kommen und nehmen die Leiter fort.)

Julia (wieder vortretend).

Sie sind weg, nun kann ich wieder
Unbemerkt hinauf. — Was seh' ich?
Stand an diesem Theil der Mauer
Nicht die Leiter? Doch ich denke,
Daß sie dort herum muß steh'n.
Nein, hier auch nicht; du gerechter
Himmel, wie komm' ich hinauf?
Doch ich fasse nun mein Elend:
Du versagst auf diese Weise
Mir den Zutritt deiner Schwelle,
Denn da ich mich reuig heim
Wenden will, wird mir's gewehret.
Weil du denn mir deine Gnade
Weigerst, sollen meine Werke,
Des verzweiflungsvollen Weibes,
In den Himmeln Scheu erwecken,
In der weiten Welt Erstaunen,
Bei der Folgezeit Entsetzen,
Selbst die Sünd' erfüll'n mit Schauder
Und mit Grau'n die Hölle selber.

Sie flieht, kleidet sich in männliche Tracht, und um sich vor Entdeckung zu sichern, ermordet sie Alle, die ihr Obdach gewähren, die ihr Trank und Speise reichen. Endlich fällt sie den Räubern in die Hände und wird vor Eusebio geführt. Voll Schrecken erkennt er die Geliebte und hört schaudernd den Bericht von ihren Schandthaten. „Sag', was soll dies?" fragt er sie.

Julia.

Dein Verschmähen
Ist's, und meiner Frechheit Zeichen.
Und damit du seh'st, es sei
Glühenden Geschossen, Pfeilen,
Schnellen Blitzen gleich das Weib,
Das nach ihren Lüsten schweifet,
Wisse, daß es mir nicht bloß,
Sünden zu begeh'n, geschmeichelt,
Daß es jetzt noch meine Seele
Sie zu wiederholen reizet.

Die Annäherung einer Soldatenschaar unter Euricio's Anführung wird gemeldet. Eusebio eilt zum Kampf und findet sich bald Euricio gegenüber. Eine geheimnißvolle Macht stimmt ihre Herzen zur Milde. Voll Ehrfurcht neigt sich Eusebio vor dem weißen Haar des Alten, während Euricio in liebevoller Wehmuth auf den verirrten Jüngling blickt; doch vermag er nicht ihn vor dem Grimm seiner Soldaten zu schützen; fechtend zieht sich Eusebio zurück; bald darauf stürzt er blutend von einem Felsen herab und sinkt neben einem Kreuze nieder.

Eusebio.

Da ich mich hernieder senke
Hoch vom Felsen, halb entseelet,
Seh' ich, daß mir Boden fehlet,
Den mein Blut im Tode tränke.
Doch, wenn ich die Schuld bedenke,
Quält die Seele, nun besonnen,
Nicht das Leben, so zerronnen;
Sondern nur, wenn sie betrachtet,
Wie, von so viel Sünd' umnachtet,
Noch Vergebung wird gewonnen.
Schon naht sich, mich zu verderben,
Jenes rächende Geschwader,
Leben bleibt in keiner Ader,
Tödten muß ich oder sterben.
Zwar wär's besser, wo ich werben
Könnt' um Gnade, hinzueilen:
Doch das Kreuz hier heißt mich weilen,
Auf daß mir's, in solcher Noth,
Geben die mir kurzen Tod,
Ew'ges Leben mög' ertheilen.
Baum, an dem der Himmel diese
Frucht des Heils uns lässet lesen,
Und von Adams Biß genesen!
Blum' im neuen Paradiese!
Lichter Bogen, der sich wiese
Auf der Sündflut dunkeln Schooße
Aller Welt zum Friedensloose!
Reb', an welcher wir uns freuen!
Harfe Davids, unsres neuen!
Tafel unsres zweiten Mose!
Mich, den Sünder, zu begnaden,
Fleh' ich dich nach heil'gem Recht:
Für das sündliche Geschlecht
Hat dich Gott auf sich geladen;
Und zu solchen hohen Gnaden
Hätt' er dennoch dich erkoren,
Wär' auch Niemand sonst geboren:
So verdankst du, Kreuz, sie mir,
Denn Gott starb ja nicht an dir,
War ich Sünder nicht verloren.
Andacht, die mein Herz erweichte,
Bat dich stets mit festem Glauben,
Heil'ges Kreuz, nicht zu erlauben,
Daß ich stürbe ohne Beichte.

Euricio findet Eusebio, der sterbend seine Verzeihung erfleht. Um die Wunde zu untersuchen, öffnet der Alte das Kleid Eusebio's und erblickt das Kreuzeszeichen auf seiner Brust; er steht erstarrt, es bleibt ihm kein Zweifel, Eusebio ist sein Sohn. Ein schweres Verbrechen früherer Jahre lastet auf Euricio's Seele. Von grausamem Argwohn gegen seine schuldlose Gattin verleitet, hatte er dieselbe einst nach einer einsamen Waldgegend gelockt, und war im Begriff sie dort niederzustoßen, als sie in ihrer Verzweiflung ein Kreuz umschlang; von diesem Augenblick an trafen seine Hiebe und Stiche nur die leere Luft. Unter diesem Kreuze gebar sie zwei Kinder, ein Mädchen, Julia, und einen Knaben, der spurlos verschwand. Eusebio ist der wiedergefundene Sohn Euricio's.

Euricio.

Und hier misch' ich Schmerz und Lust,
Den Gewinn mit dem Verlust,
Wie mein Schicksal grausam ist,
Und doch mild: o Sohn! du bist
Qual und Wonne meiner Brust.
Du, Eusebio, bist mein Sohn,
Wie die Zeichen sich vereinen;
Und um deinen Tod zu weinen,
Bleibt mir nun zum einz'gen Lohn ....

Eusebio.

Leb' wohl, Vater! ich muß schweigen,

Denn die dunkle Sterbehülle
Deckt mich schon; der Tod will trennen
Meine Seele von den Gliedern.
Stimme fehlt mir zum Erwidern,
Leben, um dich zu erkennen,
Und ein Herz, für dich zu brennen.
Schon der letzte Schauer droht.
Alberto!

Curicio.
Wie schmerzt sein Tod,
Den im Leben ich gehaßt!

Eusebio.
Komm, Alberto!

Curicio.
Grause Hast.

Eusebio.
Hilf, Alberto, meiner Noth! (Er stirbt.)

(Seine Leiche wird in ein Gebüsch gebracht. Der Priester Alberto tritt auf.)

Alberto.
In den stummen nächt'gen Schauern,
Wiederkehrend jetzt von Rom,
Seh' ich, daß ich im Gebirge
Hier mich abermals verlor.
Dieses ist der Ort, wo einst
Mir Eusebio Leben bot,
Und ich fürchte, daß Gefahren
Mir von seiner Bande droh'n

Eusebio.
Alberto!

Alberto.
Welch' einer Stimme
Aechzender und banger Ton,
Meinen Namen wiederholend,
Ist gedrungen in mein Ohr?

Eusebio.
Alberto!

Alberto.
Schon wieder ruft es
Meinen Namen; mir kommt vor,
Als wär's dort hinaus, und näher
Will ich hingeh'n.

Eusebio.
Alberto!

Alberto.
Nun hallt es näher.
Stimme, die in Lüften flog
Zu mir her, um mich zu rufen:
Wer bist du?

Eusebio.
Eusebio
Bin ich: komm hieher, Alberto,
Wo man mich begraben; komm,
Theile das Gebüsch nur ohne
Furcht.

Alberto.
Ich fürchte nichts.
Schon bist du davon enthüllet.
Sag' mir nun, bei'm höchsten Gott,
Was willst du?

Eusebio.
Mein Glaub' an ihn
Rief, Alberto, mir zum Trost
Dich herbei, daß du mich Beichte
Hören woll'st vor meinem Tod.
Eine Weile her verschieden
Bin ich, und vom Geiste schon
War entfesselt meine Leiche,
Doch des Todes heft'ger Stoß
Raubt' ihm den Gebrauch der Glieder,
Aber schied ihn nicht davon.
(Er richtet sich auf.)
Wo ich mag die Sünden beichten,
Folge mir, Alberto, komm;
Zahllos geh'n den Sonnenstäubchen
Und dem Sand des Meers sie vor.
So viel gilt zum Kreuz die Andacht
Droben in des Himmels Thron.

Nachdem Eusebio die Absolution empfangen, fällt er wieder todt zu Alberto's Füßen nieder. Während dieser Vorgänge hat Julia die zersprengte Räuberbande vereinigt und zieht an ihrer Spitze ihrem Vater kampfesmuthig entgegen. So eben hat Curicio Kunde von dem bußfertigen Tode seines Sohnes erhalten. „Möchte Julia ihre Schuld auch so erkennen!" ruft er aus; da steht sie vor ihm, giebt sich zu erkennen, und tiefe Reue spricht aus ihren Worten. Der Alte will sie ermorden, damit entsetzlich, wie ihr Leben, auch ihr Tod sei; in ihrer Seelenangst umschlingt sie das Kreuz, welches am Grabe des Eusebio steht, und fliegt damit in die Höhe.

Zu reinerer Würde und tieferer Innerlichkeit erhebt sich Calderon in dem Drama „El principe constante" (der standhafte Prinz), einem seiner Meisterwerke, welches auf historischer Grundlage ruht, ja, in seinen wesentlichen Punkten sich eng an die Geschichte anschließt.*) Der christliche Heldenmuth des Prinzen Fernando von Portugal ist Gegenstand der Darstellung im „standhaften Prinzen"; ein Heldenmuth, der sich nicht durch Handeln, sondern durch Dulden, durch die Kraft der Entsagung kund giebt. Fernando lebt wie ein

*) Eine vortreffliche, nur nach zuverlässigen historischen Documenten zusammengestellte Lebensgeschichte des unglücklichen portugiesischen Infanten findet sich in einer zu Berlin 1827 erschienenen deutschen Abhandlung unter dem Titel: Leben des standhaften Prinzen nach der Chronik seines Geheimschreibers Joam Alvares und anderen Nachrichten.

Heiliger und stirbt als Märtyrer; der reine Glanz seines Geistes verklärt alles Elend der Sklaverei, bis auf die schmutzigen Lumpen, die ihn bedecken, und die Ketten umfangen seine wunden Glieder wie ein Heiligenschein. Calderon hat in dieser Tragödie den Triumph des Göttlichen im Menschen über sein irdisches Theil gefeiert, die siegende Kraft des Christenthums, als dessen weihevoller und reiner Priester Fernando erscheint. Niemand wird wohl die Geschichte dieses königlichen Märtyrers lesen, ohne tief und wehmüthig ergriffen zu werden. In seiner Schrift über den standhaften Prinzen spricht sich Johannes Schulze folgendermaßen über dieses herrliche Drama aus: „Gleich einem Strome, der aus einer silberklaren Quelle entsprungen, allmälig heranwächst, und mit jedem Augenblicke an Umfang und Stärke gewinnt, bis er endlich den höchsten Gipfel seines Daseins erreicht und in das unermeßliche Todesmeer herunterrauscht, wälzt sich auch die Handlung dieses Drama's von Scene zu Scene mit rastlos unaufhaltsamem Schritte immer mächtiger fort, bis sie, nach vollendetem Kreislaufe und in nothwendiger Verknüpfung aller einzelnen Theile zu einem in sich geschlossenen harmonischen Ganzen, zugleich mit dem verklärten Untergange des Helden sich wieder auflöst in das Morgenroth, mit dem sie begonnen . . . . . Alle Gegensätze und Widersprüche, welche der Genius des Dichters in diesem Drama zusammengedrängt, wußte er vollkommen zu versöhnen und aufzulösen in Ruhe und Eintracht, und wir möchten, um ein Sinnbild für seine Dichtung zu wählen, sie als eine lebendig blühende Landschaft voll Lorbeer- und Palmenbäume bezeichnen, die sich im Morgenglanze vor den Blicken des Pilgers friedlich entfaltet, dann plötzlich am Mittage in ein Schlachtfeld verwandelt, vom Waffengeklirr zweier feindlicher Heere widerhallt, und mit sinkendem Tage nach geendetem Kampfgewühle dem gerechten, siegreich gefallenen Helden mit allen ihren Blüthen und Blättern zur freundlich umkränzten Todeswiege dient, und immer stiller und heiterer wird, wie sein mondererhelltes Grab.

Was aber dieser Dichtung einen wunderbaren Zauber giebt und auf eine ganz eigenthümliche Weise die Gemüther fesselt und zwingt, mit der sich entwickelnden Handlung fortzuschreiten, ist das Prophetische, Ahnungsvolle, gleich beim Beginn des Trauerspiels wie ein Komet hingestellt, dessen verhängnißvolles, Anfangs dunkel und allmälig heller glühendes Schwert während der ganzen Nacht des Drama's am Himmel über der untern, im wilden Streite bangenden Welt ruht, um wie von der Gottheit selber ausgesteckt auf die Alles entwirrende Zukunft hinzuweisen und endlich ganz zu verschwinden, wann mit Fernando's Tode der lichte, das Räthsel des Drama's, wie des irdischen Daseins lösende, Verklärungs-Morgen gekommen."

In einem reizenden Garten am Meeresufer beginnt das Drama. Christensklaven singen wehmüthige Lieder. Während ihres Gesanges tritt Phönix, die Tochter des Königs, in den Garten, von unerklärlicher Melancholie befangen, die der Anblick von Flur, Himmel, Meer und Erde nicht zu lindern vermag. Der König gesellt sich zu ihr und überreicht ihr das Bildniß des Königs von Marokko, dem er sie zur Gattin bestimmt hat. Zitternd nimmt sie das Bild, denn sie ist heimlich mit Muley, dem Feldherrn und Neffen ihres Vaters, verlobt. Muley tritt auf; er sieht das Bildniß in Phönix Händen, wüthende Eifersucht erfüllt ihn, und er gewinnt kaum so viel Fassung, um dem König mitzutheilen, daß die portugiesischen Prinzen Fernando und Enrique im Begriff sind, mit ihren Kriegsschiffen an der afrikanischen Küste zu landen. Ergrimmt ordnet der König den Aufbruch seines Heeres nach Tanger an. Die folgende Scene führt uns mitten in den Kampf zwischen dem maurischen und dem christlichen Heere. Fernando kämpft mit Heldenmuth, nimmt Muley gefangen und ist nicht wenig erstaunt, als er den tapferen Mauren weinen sieht; er fragt nach der Ursache seiner Thränen, erfährt, daß sie der Trennung von der Geliebten gelten, und voll edler Milde schenkt er ihm die Freiheit, indem er ihn als Sklaven der Dame seines Herzens zurücksendet. Jetzt wechselt das Geschick der Schlacht; die Portugiesen müssen der Uebermacht weichen, und Fernando geräth in die Gefangenschaft des Königs.

Mit ruhiger Würde fügt er sich in sein Schicksal und tröstet den verzweifelnden Bruder, den der maurische König davon ziehen läßt, indem er die Auslieferung der christlichen Stadt Ceuta als Lösegeld für Fernando fordert. Phönix ist geweissagt worden, daß sie der Preis für einen Todten sein werde, und diese düstere Prophezeiung vermehrt ihre Schwermuth. Fernando wird indessen vom König als Gast seinem Stande gebührend behandelt. Da erscheint in Trauerkleidern Don Enrique und bringt zugleich mit der Trauerbotschaft vom Tode des Königs Don Duarte von Portugal, den der Schmerz über die Gefangenschaft des geliebten Bruders getödtet hat, die Vollmacht, als Lösung für Fernando die Stadt Ceuta auszuliefern. Dieser läßt seinen Bruder nicht zu Ende reden; der Geist des christlichen Märtyrers kommt über ihn, und von Religion und Vaterlandsliebe begeistert, bricht er in die beredten Worte aus:

Fernando.
Nicht weiter! Höre
Auf, Enrique! Denn dies sind
Worte, die unwürdig tönen,
Nicht nur eines Kron-Infanten
Portugals, und der erhöhet
Ward zu Christi Ordensmeister,
Nein, sie wären's eines schnöden
Wilden, den der ew'ge Glaube
Nie erleuchtet des Erlösers.
Wenn mein Bruder, jetzt im Himmel,
Auch im Testamente förmlich
Dies bedingt', geschah es nicht,
Daß man dem gemäß beschlösse,
Sondern bloß um zu bezeugen,
Daß er wünsche mich zu lösen.
Denn wie wär's, wie wär's zu denken,
Daß ein ächt kathol'scher König
Uebergäb' an einen Mohren
Eine Stadt, um die verströmet
Ward sein Blut, da er der erste
War, der ihrer Zinnen Höhe,
Bloß bewehrt mit Tartsch' und Degen,
Selbst mit den fünf Schildlein krönte?
Und dies ist noch das Geringste:
Eine Stadt, die Gott den Schöpfer
Auf kathol'sche Weis' erkennt,
Die durch Kirchen wird verschönert,
Welche Lieb' und Ehrerbietung
Seinem Dienste hat geöffnet:
Wär' es ein katholisch Thun,
Wär' es Eifer für das Frömmste,
Wär' es christliches Erbarmen,
Wär' es portugies'sche Größe,
Daß die Atlasse der Sphären,
Jene Tempel für den Höchsten,
An der Stelle gold'ner Lichter,
Welche jetzt die Sonne röthet,
Ottoman'sche Schatten sähen,
Und daß, sich der Kirch' empörend,
Ihre Monde spielen dürften
Der Verfinsterung Tragödien?
Wär' es gut, daß man zu Ställen
Die Capellen dort verstörte,
Die Altäre drin zu Krippen?
Und, wenn sie sich dem entzögen,
Daß sie zu Moscheen würden?
Hier versagen mir die Töne,
Hier gebricht es mir an Athem,
Hier beklemmt der Gram mich tödtlich;
Denn wenn ich es denke schon,
Ist's, als ob das Herz mir berste,
Sträubt mein Haar sich auf dem Haupte,
Und es bebt der ganze Körper....
In elender Sklaverei
Wär' es billig zu ertödten
So manch' Leben dort, um eines,
Worauf nichts beruht, zu lösen?
Wer bin ich? Mehr als ein Mensch?
Wenn's die Zahl ersetzen könnte,
Ein Infant zu sein: Gefang'ner
Bin ich jetzt, der Standes-Höhe
Ist ein Sklave nicht empfänglich;
Ich bin's, so daß sich betröge,
Wer Infant mich nennen wollte.
Bin ich's nicht, wer wohl geböte,
Daß das Leben eines Sklaven
Solchen hohen Kaufpreis gälte?
Sterben heißt das Sein verlieren,
Ich verlor's im Schlachtgetöse;
Ich verlor das Sein, so starb ich;
Starb, so hieß' es nun ja thöricht
Handeln, wenn um Einen Todten
So viel Leben würd' ertödtet.
Und so soll die eitle Vollmacht,
Jetzt in Stücke ganz zerbröckelt,
Nur wie Stäubchen in der Sonne,
Nur im Feu'r wie Funken stöbern.
(Er zerreißt die Vollmacht.)
Doch nein, ich verschlinge sie,
Daß kein Buchstab' bleiben möge,
Der der Welt verrath', es habe,
Lusitan'sche Heldengröße
Dies gewollt. Ich bin dein Sklav':
Ueber meine Freiheit, König,
Schalte nun, ich will sie nicht,
Noch auch kann sie mir gehören;
Kehr', Enrique, heim und sage,
Daß mir Afrika Grabhöhle
Sei geworden, denn mein Leben
Will ich Tod zu scheinen nöth'gen;
Christen, todt ist euch Fernando;
Mohren, euch als Sklav' gehör' ich;
Christensklaven, ein Genosse
Fügt sich heut' zu euren Nöthen;
Himmel, deine heil'gen Kirchen
Läßt ein Mensch dir wieder öffnen;
Meer, ein Unglücksel'ger schwellet
Dir mit Thränen deine Ströme;
Berg', ein Trauriger bewohnt euch,
Gleich dem Wild in eurer Oede;
Wind', ein Armer überladet
Eure Region mit Stöhnen;
Erd', ein Leichnam gräbt sich heute
Seine Gruft in deinen Höhlen;
König, Bruder, Mohren, Christen,

Sonne, Mond und Sterngewölbe,
Himmel, Erde, Meer und Winde,
Wild und Berg', ihr alle hört' es!
Ein standhafter Prinz befestigt
In Bedrängnissen und Nöthen
Heute den kathol'schen Glauben,
Ehret das Gesetz des Höchsten.
Denn gäb's keinen andern Grund,
Als daß Ceuta ward verschönert
Durch die Weihung einer Kirche
Der Empfängniß, rein und göttlich,
Jener Königin und Herrin,
Die so Erd' und Himmel krönet:
Gern wollt' ich, so wahr sie lebet,
Tausend Leben drum verströmen. *)

Der König versucht durch Drohungen seinen Entschluß zu erschüttern. „Ceuta ist Gottes, nicht mein," antwortet Fernando. „So will ich sehn," ruft der König aus, „ob dein Dulden mehr wird können, als mein Wüthen!" „Ja, das sollst du," erwidert der Infant, „jenes wird sich nie erschöpfen." Fernando wird seiner Ordenskleider beraubt (er ist Großmeister des Ordens von Avis), in einen elenden Kerker geworfen und zu harter Arbeit geführt. In den königlichen Gärten arbeitend, wird er von einem Christensklaven erkannt; doch weist er die Ehrfurchtsbezeugungen seiner Unglücksgenossen zurück und tröstet sie mit Worten milder Weisheit.

Erweis't mir keine Ehren,
Da gleiche Leiden euch und mich beschweren:
Und weil doch uns're Sachen,
Wo heut nicht, morgen gleich der Tod wird machen,
So wäre wohl geborgen,
Wer heut nichts übrig ließ' zu thun für morgen.

Als die Prinzeß Phönix Blumen verlangt, eilt Fernando sie ihr zu bringen. Wir geben diese schöne Scene wieder, von der Johannes Schulz sagt: „Sie offenbart die höhere Weltanschauung Fernando's; sein Genius reißt uns los von der Scholle, an welcher wir kleben wie die Raupe auf ihrem Blatte; er führt uns über die Schlachtfelder, über den großen öden Kirchhof der Erde, und von heiliger Sehnsucht bewegt, folgen wir ihm mit Bereitwilligkeit bis zu seiner Verklärung, als wenn die Religion in den holden Zügen unserer Geliebten voranginge mit dem Sternenkranze und der zurückflatternden Fahne."

Phönix.
Schon dünkt mich mein Unglück hier:
Eines Todten Preis! Wie wich
Alle Lust von mir! was glich
Je des ärmsten Weibes Pein?
Eines Todten muß ich sein?
Wer ist dieser Todte?
(Fernando kommt mit den Blumen.)
Fernando.
Ich —
Phönix.
Was, o Himmel, muß ich schauen?
Fernando.
So verstört?
Phönix.
Gleich sehr verstören
Muß es mich, dich sehn und hören.
Fernando.
Ohne Schwur will ich dir trauen.
Ich, bestrebt, als meiner Frauen,
Phönix, dir zu dienen, trage
Blumen her, für meine Lage
Hieroglyphen: denn geboren
Sind sie, Herrin, mit Auroren,
Und gestorben mit dem Tage.
Phönix.
Drum gab man der Wunderblume
Diesen Namen auch zum Eigenthume.
Fernando.
Ist nicht Wunder jede Blume,
Die ich dienend dir gebracht?
Phönix.
Es ist wahr; wer hat gemacht
Diese Umwandlung?
Fernando.
Mein Loos.
Phönix.
Traf's dich schwer?
Fernando.
Mit hartem Stoß.
Phönix.
Du giebst Weh.
Fernando.
Laß dir nicht bangen.
Phönix.
Warum?
Fernando.
Weil der Mensch empfangen
Wird in Glücks und Todes Schoß.
Phönix.
Bist du nicht Fernando?
Fernando.
Ja.
Phönix.
Wozu diese Tracht?

*) Die Citate sind der Uebersetzung von A. W. Schlegel entnommen.

Fernando.
So fröhn' ich
Dem Gesetz.

Phönix.
Wer gab's?

Fernando.
Der König.

Phönix.
Und warum?

Fernando.
Sein bin ich ja.

Phönix.
Warst du nicht noch heut ihm nah?

Fernando.
Und auch heut von ihm geschieden.

Phönix.
Konnt' ein einz'ger Tag den Frieden
Zweier Sterne so vernichten?

Fernando.
Laß' die Blumen dir berichten,
Was von jenen ward beschieden.
Diese, die, wann empor der Morgen dringet,
Erwachend sich zu Pomp und Lust erheben,
Sind Abends eitler Trauer hingegeben,
Wann die Entschlaf'nen kalte Nacht umschlinget.
Dies Farbenspiel, das mit dem Himmel ringet,
Das Purpur, Schnee und Gold zur Iris weben,
Wird warnend Vorbild sein dem Menschenleben;
So viel ist's, was ein Tag zum Ziele bringet.
Zum Blüh'n sind früh die Rosen aufgestanden,
Zum Altern haben sie die Blüth' entbunden,
Die Wieg' und Grab in einer Knospe fanden.
So haben Menschen auch ihr Loos befunden,
An einem Tage kamen sie und schwanden;
Verflossen, sind Jahrhunderte nur Stunden.

Phönix.
Wie dein Wort mich so bescheidet,
Muß mich Grau'n und Angst verstören;
Ich will dich nicht sehn, noch hören:
Sei der Erste, welcher leidet,
Den ein Leidender vermeidet.

Fernando.
Und die Blumen?

Phönix.
Wenn in ihnen
Hieroglyphen dir erschienen,
Tilgt sie meine Ungeduld.

Fernando.
Welches ist der Blumen Schuld?

Phönix.
Zu der Sterne Bild zu dienen.

Fernando.
Weisest du sie nun zurücke?

Phönix.
All' ihr Glanz ist mir entstellt.

Fernando.
Wie?

Phönix.
Es kommt das Weib zur Welt,
Unterthan dem Tod und Glücke,
Und in dieses Sternes Tücke
Sah' erklärt mein Leben ich.

Fernando.
Stern' und Blumen glichen sich?

Phönix.
Ja.

Fernando.
Dies kann ich nicht entfalten,
Klag' ich schon ihr feindlich Walten.

Phönix.
Hör', du sollst es wissen.

Fernando.
Sprich.

Phönix.
Die hellen Funken, welche dem Beschauer,
Genährt von Strahlen, die der Sonn' entsprühten,
Wann sie versank, des Lichtes Blick vergüten,
Sie leben selbst nur eine Blumentrauer.
Nächtliche Blüthen sind's: in krankem Schauer
Ermattet bald der Glanz, von dem sie glühten:
Denn wenn ein Tag das Alter ist der Blüthen,
Ist eine Nacht der Sterne Lebensdauer.
Nach dieser Lenze schnell verwelktem Prangen
Muß unser Wohl, muß unser Weh sich färben,
Ob Sonnen unter- oder aufgegangen.
Was könnte dauerhaft der Mensch erwerben?
Was wandelbar von Sternen nicht empfangen,
Die jede Nacht, geboren, wieder sterben?

Der dem Prinzen ergebene Muley entwirft einen Plan, ihn zu befreien; da aber Muley dabei sein Leben aufs Spiel setzen muß, schlägt Fernando das großmüthige Anerbieten desselben aus und gelobt, sein eigener Wächter zu sein, daß sein Gott und sein Gesetz ihn als standhaften Prinzen kennen sollen in der Sklaverei zu Fez. Immer grausamer und härter wird Fernando behandelt; vergebens flehen Muley und Phönix beim Könige für ihn. Krank bis zum Tode, von Schmerzen, von Hunger und Kälte gefoltert, und einen eklen Geruch ausströmend, daß Alle vor ihm fliehen, ruht er auf einem Haufen Mist; nur zwei Diener halten bei ihm aus, reichen ihm hin und wieder kärgliche Nahrung und führen ihn, wenn die Sonne scheint, ins Freie; sein Körper ist unterlegen, nicht so sein Geist. Keine Klage kommt über seine Lippen; er freut sich am holden Morgenschein und preist die Güte des Herrn. Durch die Straße, wo er liegt, wandelt der König mit Tarudante, der um Phönix willen nach Fez gekommen ist; Fernando, von Hunger gepeinigt, fleht um eine milde Gabe. Höhnisch antwortet ihm der König. Da, schon im Begriff die irdische Hülle abzustreifen, bricht noch einmal die reine göttliche Kraft in Fernando's Gemüth glorreich hervor; wie J. Schulze in einem schönen Bilde sagt, einer Lilie gleich,

welche vor ihrem letzten Hinwelken noch stärker duftet, donnert der hinsterbende Fernando mit frischer Jünglingskraft, als hätte er schon den Tod besiegt, dem pflichtvergessenen König seine Bestimmung ins Ohr. Als der König ihn ruft, kriecht er zu seinen Füßen.

Fernando.

Wie der Sklav' verehren muß
Seinen Herrn, soll's zeigen dir,
Und da ich dein Sklave bin,
Vor dein Antlitz hergerufen
Diesmal, muß ich zu dir reden:
Herr und König, hör' mich ruhig.
König nannt' ich dich: obwohl du
Es in fremder Lehre wurdest.
So erhaben ist der Kön'ge
Göttlichkeit, so unbezwungen,
Daß sie milden Sinn erzeuget;
Darum mit dem edlen Blute
Muß bei dir die Mild' und Weisheit
Auch nothwendig steh'n im Bunde.
Selbst bei'm Vieh und wilden Thieren
Steht auf solcher würd'gen Stufe
Dieser Name, daß das Recht
Der Natur ihm heißet huld'gen
Mit Gehorsam: wie wir lesen,
Daß der Löw', in ungebund'nen
Staaten des Gewildes König,
Der, wann er die Stirne runzelt,
Sie mit straub'gem Haarwuchs krönet,
Milde sei, und nie verschlungen
Hab' als Raub den Unterwürf'gen.
In dem salz'gen Schaum der Fluten
Malen dem Delphin, der König
Unter Fischen ist, die Schuppen,
Die er silbern trägt und golden,
Auf die dunkelblauen Schultern
Kronen, und man sah wohl schon
Aus der wüsten Wuth des Sturmes
Ihn ans Land die Menschen retten,
Daß sie nicht im Meer versanken.
Dann der hochgewalt'ge Adler,
Dem die Federn sich zum Busche
In des Windes Sphären kräuseln,
Aller Vögel, die mit Gruße
Sich der Sonne freu'n, Monarch,
Mild und edel, will nicht dulden,
Daß der Mensch, zum Trunk geladen,
Unter reinem Silber schlürfe
Seinen Tod, so den Krystallen
Einer Natter gift'ge Zunge
Beigemischt, und rührt mit Schnabel
Sie und Fitt'gen trüb und dunkel.
Unter Pflanzen selbst und Steinen
Seh'n wir abgedruckt die Spuren
Solcher Herrschaft: die Granate,
Die, zur Königin berufen
Unter Früchten, sich zur Krone
Ihrer Schale Spitzen rundet,
Läßt, vergiftet, die Rubinen
Welken, die an ihr gefunkelt,
Und verwandelt in Topasen
Ihre Farbe, matt verdumpfet.
Der Demant, vor dessen Antlitz
Der Magnet selbst seines Zuges
Sich entäußert, um gehorsam
Ihm als König so zu huld'gen,
Ist so edel, daß er nicht
Seines Herrn Verrath kann dulden,
Und die Härt', an der vergeblich
Sich gespitzte Griffel stumpfen,
Muß dann in sich selbst zerfallen,
Aufgelöst in feines Pulver.
Ist nun unter Thieren, Fischen,
Vögeln, Pflanzen, Steinen, kundig
Solche Königs-Majestät
Des Erbarmens: billig muß es
Auch bei Menschen gelten, Herr;
Nicht die fremde Lehr' entschuldigt
Dich dabei, in jeder Lehre
Ist die Grausamkeit verrufen.
Keineswegs will ich dich rühren
Mit dem Jammer meines Druckes,
Daß du mir das Leben gebest,
Welches nicht die Stimme suchet.
Denn ich weiß wohl, ich muß sterben
An der Krankheit, die verdunkelnd
Meine Sinne, durch die Glieder
Matt und frostig mir gedrungen;
Ich weiß wohl, daß ich zum Tode
Wund bin, weil kein Wort die Zunge
Vorbringt, dessen Athem nicht
Wär' ein scharfer Dolch dem Busen;
Endlich, daß ich sterblich bin
Und daß sicher keine Stunde:
Weshalb auch bei gleichem Stoffe
Gleiche Formen und Figuren
So dem Sarge wie der Wiege
Die Vernunft zu geben wußte . . .
Nicht das Leben also such' ich,
Das ist klar aus gutem Grunde.
's ist der Tod, um den ich bitte,
Daß der Himmel meinem Wunsche
So willfahren mag, zu sterben
Für den Glauben; und vermuthest
Du vielleicht, dies sei Verzweiflung,
Weil ich lebe mir zur Buße:
So ist's doch nur Trieb, mein Leben
In des Glaubens rechtem Schutze
Hinzugeben, Gott zum Opfer
Bietend Leib' und Seel' im Bunde.
Und so, bitt' ich schon den Tod,
Muß mich jener Trieb entschuld'gen,
Und wenn nicht bei dir die Milde
Siegen kann: die Härte suche
Dich zu nöth'gen. Bist du Löwe?
Wohl, so brüll' in grimm'gem Muthe
Und zerstücke den, der dich
Höhnt, beleidigt und dir trutzet.
Bist du Adler? Laß den Schnabel
Und die Klauen den verwunden,
Der dein Nest wagt zu zerstören.
Bist du Delphin? So gieb Kunde,
Daß Orkane nah'n, dem Schiffer,
Der das Meer der Welt durchfurchet.
Bist du königlicher Baum?
Zeig' der Heftigkeit des Sturmes,
Der Gerichte Gottes übet,
Alle Zweig' entblößt vom Schmucke.
Bist du Diamant? So werde
Gift'ge Wuth, zerstiebt in Pulver,

Und erschöpfe dich; denn ich,
Ob ich noch mehr Qualen dulde,
Ob ich noch mehr Härte sehe,
Ob ich noch mehr klag' im Drucke,
Ob ich noch mehr Noth erlebe,
Ob ich fühle noch mehr Bußen,
Ob ich noch mehr Hunger leide,
Ob den Leib schon diese Lumpen
Nicht bedecken, und ich Wohnung
Hier nur find' im alten Wuste:
Doch im Glauben fest verharr' ich,
Weil er Sonn' ist, die mir funkelt,
Weil er Licht ist, das mich leitet,
Lorbeer, das mir dient zum Ruhme.
Nicht die Kirche sollst du, mich
Magst du führen im Triumphe!
Gott wird meine Sache schützen,
Da ich seiner stritt zum Schutze.

Der König entfernt sich erbarmungslos. Flehend redet Fernando erst Tarudante, dann Phönix an; sie wenden sich ab, der Eine voll Mitleid, die Andere in Schmerz und Entsetzen. Den Bissen Brot, den ihm sein Gefährte reicht, vermag er nicht mehr über die Lippen zu bringen, und tröstend spricht er zu den traurigen Sklaven:

Doch wann muß der Tod nicht nah'n,
Da wir Menschen sterblich sind?
So muß in den ird'schen Schranken
Jeder an sich selbst erkranken,
Bis er seinen Tod gewinnt.
Mensch, nicht sorglos sei und blind,
Denk' daran in dieser Frist,
Daß ein ew'ges Leben ist;
Warte nicht, daß kund dir's thu'
Andre Krankheit noch, da du
Deine größte Krankheit bist.
Immer gehn des Menschen Tritte
Auf der harten Erd' umher,
Und nicht einen wandelt er,
Daß er nicht sein Grab beschritte.
Aber, Freund', es naht mein Scheiden;
Tragt mich fort in euren Armen.

Er wird fortgeführt, nachdem er noch gebeten hat, daß man ihn in seinem Ordenskleide begraben möge.

Unterdessen ist König Alfonso von Portugal mit dem Prinzen Enrique gelandet, und trotz der Vorstellungen des Letzteren will der König sofort zur Befreiung Fernando's nach Fez aufbrechen. Da ertönt hinter der Scene der Ruf: Zum Angriff, zu den Waffen! Fernando ist todt; doch sein verklärter Geist, in jugendlich schöner Gestalt mit dem Ordensmantel, eine leuchtende Fackel tragend, erscheint dem staunenden Alfonso und ruft ihm zu:

Den Himmel hat verpflichtet
Dein Glaub' und Eifer, fromm auf ihn gerichtet.
Er will die Sache führen,
Und mich aus meiner Sklaverei entführen:
Denn mir (selt'nes Exempel!)
Giebt Gott für so viel Tempel einen Tempel.
Mit dieser Fackel Bränden,
Am Orient entglommen, in den Händen,
Will ich stets leuchtend schreiten
Vor deinem stolzen Heer, und so dich leiten,
Daß du heut nach Verlangen,
Großer Alfonso, mög'st Trophä'n erlangen.
Gen Fez! Du sollst mich jetzo dort nicht krönen,
Mein Untergehn in Morgenroth verschönen.

Der Leichnam Fernando's ist auf der Mauer zu Fez aufgestellt; der maurische König triumphirt bei diesem Anblick und nennt die Schmach, die er noch dem Leichnam anthut, ein Denkmal seiner Gerechtigkeit für die kommenden Zeitalter. Der Geist Fernando's hat Alfonso siegreich vor Fez geführt. Auf dem Wege sind Phönix und Tarudante in des Letzteren Gefangenschaft gerathen. Für die Auslösung der Prinzessin fordert Alfonso vom maurischen König die Freigebung Fernando's; mit tiefem Schmerz vernehmen die Portugiesen, daß mit Sonnenuntergang Fernando heimgegangen, und bieten Phönix für die Auslieferung des Todten „den Schnee," sagt Alfonso, „für die Krystalle, für den Mai den Januar, Rosen für die Diamanten, endlich einen leid'gen Todten für ein Bild, das göttlich pranget." So wird Phönix Preis für einen Todten. Der Sarg wird längs der Mauer zu den Christen heruntergelassen und Fernando's Leiche als die eines Heiligen und Märtyrers empfangen. Alfonso verspricht, seinem seligen Leib einen erhabenen Tempel zu weihen, und bei lieblicher Trompeten und gedämpfter Trommeln Klange zieht das Heer zur Feier der Bestattung.

„Der deutschen Muse," so schließt Johannes Schulze seine poesievoll geistreiche Schrift über den standhaften Prinzen, „ward es noch nicht vergönnt, ein christliches Drama

von hoher Vollendung, das auf vaterländischem Boden entsprossen, voll dankbarer Demuth auf dem Hochaltare der Kirche dem Ewigen weihen zu können, und darum wollen wir uns liebevoll und freudig das Ausländische aneignen, wie es dem mütterlichen Sinne des deutschen Volkes geziemt."

Ebenso begeistert äußert sich Karl Immermann über den „standhaften Prinzen", indem er sagt, daß man nicht müde wird, seine Schönheiten zu betrachten und zu bewundern. In diesem einzigen Werke hat sich der große katholische Dichter in eine Sphäre geschwungen, wohin der Brite mit seinen unermeßlichen Kräften doch nicht reicht. „Denn nicht um das Geschick einer großen Natur durch Schuld und Leidenschaft handelt es sich darin, sondern um das Höchste, was es überhaupt giebt, um die Läuterung eines reinen Menschen in das Reinste, in die Seligkeit. Diese Aufgabe ist nur einmal gelungen, und weder vor noch nach Calderon hat sich auch nur von fern eine Production dieser Tragödie annähern können."

In „La exaltacion de la Cruz" (die Erhebung des Kreuzes) wird wiederum die unantastbare Herrlichkeit und Wunderkraft des Kreuzes gepriesen.

„La cisma de Inglaterra" (die Kirchentrennung von England) behandelt dasselbe Thema, welches Shakspeare den Stoff zu seinem Heinrich VIII. geliefert hat, die religiöse Revolution in England unter der Regierung des genannten Fürsten. Doch behandeln die beiden Dichter denselben Stoff von ganz entgegengesetzten Gesichtspunkten aus. Während Shakspeare die Verherrlichung der Königin Elisabeth am Herzen lag, war es Calderon um die Vertheidigung und den Sieg der katholischen Idee im Christenthum zu thun; darum schildert er Anna Boleyn, dieses unglückliche Opfer des tyrannischen Heinrich, mit fanatischem Haß, sieht in ihr den Inbegriff aller Laster und die Urheberin von dem kirchlichen Abfall Englands; ihre Tochter Elisabeth wird offen als Bastard gekennzeichnet, und das Stück schließt mit der Erhebung der katholischen Maria, die als Hoffnungsstern den Gläubigen leuchtet. Wenn man die Verstimmung über die vollkommen willkürliche und ungerechte Handhabung der historischen Thatsachen überwunden hat, welche Calderon um des Zweckes willen, für den seine Seele glühte, sich erlaubte, so kann man nicht umhin, die Gewalt und das reine Pathos dieser Tragödie zu bewundern, deren Sprache voll edlen Feuers, voll Kraft und Ursprünglichkeit ist. Mit Shakspeare begegnet sich Calderon im Preise der unglücklichen, reinen Katharina, der verstoßenen Königin, welche, im Begriff, arm und gebrochenen Herzens in die Einsamkeit zu ziehen, dem Gatten, der sie verrathen, noch die frommen Worte nachruft:

Königspalast, sturmgepeitscht,
Meer voll Trug und Mißgeschick,
Sarg, behängt mit goldnem Tuche,
Grab, wo Majestät in Staub
Umgewandelt aufbewahrt wird,
Todtengruft für Lebende,
Hof und ganzes Land, der Himmel
Wache für euch: Dir, mein Heinrich,
Möge Gott die Augen öffnen!

V. Schmidt bemerkt, indem er vergleicht, wie Shakspeare und wie Calderon die Geschichten der Vorzeit in ihren Werken verarbeiten: „Wir finden den Engländer versunken in den Geist des Jahrhunderts und der Begebenheit, die Lebenspunkte der Geschichte trifft er und giebt er; der Spanier dagegen, in dessen Gemüth eine eigene ideale Welt mit allen unzähligen Aesten und Zweigen lebt, reißt in dieses Meer auch das Geschichtliche hinein und durchzieht es mit seinen Adern, eine duftende balsamische Mumie wird aus dem lebendigen Leibe."

In „La aurora en Copacabana" (die Morgenröthe in Copacabana), einem schönen Werk voll einschmeichelnder Anmuth und dichterischer Kraft, zeigt Calderon die Bedeutung der Eroberung von Amerika in dem Triumph der christlichen Kirche über das Heidenthum. Ein Held des peruanischen Volkes, welches dem Sonnengottesdienst ergeben ist, erblickt die Erscheinung der Jungfrau Maria, wie sie rettend und tröstend den Christen naht. Unendliche Sehnsucht nach dem göttlichen Antlitz erfaßt ihn; er versucht es mit seinen schwachen

Kräften nachzubilden, verfertigt ein schlechtes, rohes Bild und trägt dasselbe verhüllt in die Kirche. Darauf wendet er sich in inbrünstigem Gebet zur Jungfrau. Als er die Kirche verlassen hat, schweben, mit Palette und Pinsel, Engel vom Himmel hernieder und vollenden unter süßen, himmlischen Gesängen ein herrliches Bild der Jungfrau Maria, und als darauf beim Gottesdienst das Bild entschleiert wird, sinkt das peruanische Volk vor dem hehren Wunder bekehrt und anbetend nieder.

Unter den Dramen aus der Heiligenlegende nimmt „El magico prodigioso“ (der wunderthätige Magus) die erste Stelle ein. Es ist die Sage von Faust, welche Calderon in religiöser Fassung, in ebenso tiefsinniger wie genialer Weise behandelt hat. Brennender Wissensdurst und emsiges Forschen führt den Heiden Cyprianus zum Zweifel an seiner Religion. Der Glaube an den Gott der Christen löst endlich jeden Zweifel, und in der Erkenntniß der unendlichen Gnade dieses Gottes geht er als Märtyrer zur ewigen Freude ein. „In dem wunderthätigen Magus,“ sagt Rosenkranz in seiner philosophischen Schrift über diese Tragödie, „hat Calderon sich die schwere Aufgabe gestellt, ein heidnisches durch das Philosophiren in seinem Glauben wankend gewordenes Selbstbewußtsein durch alle Momente dieser geistigen Umwandlung in das christliche Bewußtsein hinüber zu führen, ohne daß weder das kirchliche System störend durchblickte, noch irgend wie eine leere Reflexion und nur äußere Bewegung vorhanden wäre. Alles athmet den Hauch des Lebens, außer Justina, welche vielleicht etwas zu abgemessen und steif ist. Das an und für sich seiende Böse hat Calderon im Dämon vortrefflich dargestellt, vorzüglich in der Hinsicht, daß er denselben in dieser Bestimmtheit dem Cyprianus erst nach und nach enthüllt werden läßt.“

Wir sehen beim Beginn der Tragödie Cyprianus, einen berühmten Gelehrten aus Antiochia, einen anmuthigen Hain betreten, wo er, fern von den Festlichkeiten, die in der Stadt zu Ehren des Jupiter gefeiert werden, sich seinem Nachdenken überlassen will. Es ist eine Stelle im Plinius, die seinen Scharfsinn herausfordert, und welche Ahnungen des einen und wahren Gottes in ihm aufdämmern läßt. Da tritt der Dämon in Gestalt eines Gelehrten, der sich im Walde verirrt hat, zu ihm; derselbe knüpft eine Unterhaltung mit Cyprian an, in der er sich als belesener Theologe erweist und eine Wette bietet, gegen jede Meinung, wäre sie auch richtig, kühn das Widerspiel zu halten; schließlich muß er aber dennoch vor der Kraft der Beweisgründe des Cyprianus weichen. Er entfernt sich mit dem Vorsatz, Cyprianus durch eine heftige Leidenschaft vom Weg der Wahrheit abzulenken. Justina, eine edle und fromme Jungfrau, die zu verfolgen ihm ebenfalls gestattet ist, soll ihm als Mittel dienen, und so denkt er mit einem Schlage an Beiden Rache zu nehmen. Justina, selber Christin, ist von einer sterbenden, christlichen Märtyrerin geboren worden. Lälius und Florus, zwei vornehme Jünglinge aus Antiochia, lieben Justina; um ihretwillen findet im Haine zwischen ihnen ein Zweikampf statt. Cyprianus unterbricht das Gefecht, überzeugt sie von der Thorheit ihres Beginnens und verspricht, für sie bei Justina zu werben. Er begiebt sich in ihr Haus; ihr Anblick aber erregt in ihm so glühende Leidenschaft, daß, während er für die Jünglinge wirbt, er zugleich auch für sich spricht. In unnahbarer Tugend, ernst und streng, weist Justina die drei Bewerbungen zurück; in ihr ist Alles rein und klar; sie ist Christin und hat den Zweifel überwunden. Ihr Gegenspiel ist Livia, die Zofe, welche auf das Verlangen der beiden Diener des Cyprian, sich für einen von ihnen zu entscheiden, antwortet: „Einen ich? Wär's denn für meinen Geist (o Gott!) nicht Spielerei? Nähm' ich auch auf einmal Zwei? Warum wählen soll ich Einen?“ Sie trifft mit ihnen die Abrede, daß sie abwechselnd jeden stets an einem Tage lieben wolle, und glaubt sich gewissenhaft und treu zu sein, wenn sie an diesem Versprechen fest hält.

Der Dämon beginnt sein Werk an Justina, indem er Nachts aus ihrem Fenster von einer Strickleiter herabsteigt, während Florus und Lälius auf der Straße vor ihrem Hause weilen, ohne einander zu sehen. Jetzt stoßen sie auf einander, Jeder hält

den Anderen für den Begünstigten, und im gegenseitigen Hasse, Justina verachtend, trennen sie sich.

Beim Beginn des zweiten Actes sehen wir Cyprianus liebentbrannt in festlichen Kleidern vor Justina's Hause.

Cyprianus.
Meine schwindelnden Gedanken,
Wohin, wohin reißt ihr mich?
Wisset ihr doch sicherlich,
Wahnsinn eines Fieberkranken
Sei so frecher Kühnheit Grund,
Wann ihr, stolz gen Himmel wallend,
Dann, auf einmal niederfallend!
Stürzt hinab zum Höllenschlund!
Ach! mein Auge sah Justinen
In so heil'gem Glanz! O wäre
Dieses Licht der vierten Sphäre
Nimmer, nimmer mir erschienen!

Justina erscheint, weist abermals den Liebenden zurück und schließt ihre Rede mit den Worten:

Denn so hart ist meine Noth,
So die Strenge mein Tyrann,
Daß ich nicht euch lieben kann,
Cyprianus, als im Tod.
Cyprianus.
Wahrlich, diese Hoffnung ist
Mir ein theurer Trost geblieben;
Wollt ihr mich im Tode lieben,
Setzet ihr nur kurze Frist.
Wohl, es sei! Euch zu erwerben,
Naht die Zeit mir bald heran;
Fanget ihr zu lieben an,
Denn schon fang' ich an zu sterben.
(Er schickt die Diener fort und bleibt, in Schmerz versunken, allein.)
Cyprianus.
Dunkle Bilder meiner Seele,
Waltet nicht so mächtig hier,
Mich beredend, daß in mir
Jetzt ein andrer Geist befehle!
Und so die Vernunft entwunden
Hat mir diese Leidenschaft,
So ist jede Sinneskraft
Mir in dieser Angst entschwunden,
Daß ich (denn ein kühner Mann
Wird stets seiner Zagheit Meister)
Selbst dem teuflischsten der Geister,
(Ja, die Hölle ruf' ich an!)
Daß ich ihm, da Qual und Pein
Schon mich rettungslos umschließen,
Gäb', um dies Weib zu genießen,
Meine Seele.
Dämon (von innen).
Sie sei mein!

Es erhebt sich ein Ungewitter mit Sturm, Donner und Blitz; Hülferufe vom Meere lassen sich vernehmen, ein Schiff strandet; aus den schäumenden Wogen rettet sich ein Mensch und tritt durchnäßt zu dem staunenden Cyprian. Es ist der Dämon, der das Truggebilde des Schiffbruchs ersonnen, um sein Opfer zu täuschen. Unter einem Gleichnisse erzählt er Cyprian die Geschichte seiner Empörung gegen Gott und schließt mit den Worten:

Ich entwich als Thor, doch wäre
Thörichter, bereu'n zu wollen;
Denn ich will in meinem Trotz,
Bei dem Starrsinn meines Stolzes,
Lieber doch als Muth'ger fallen,
Denn als Zagender gehorchen.

Er giebt sich für einen mächtigen Magier aus, dem alle Kräfte der Natur unterthan seien, und weiß Cyprian durch die Vorspiegelung, er könne durch seine Kunst das was ihm das Liebste sei, herbeiziehen, dergestalt zu verlocken, daß derselbe ihn als Gast und Freund in seinem Hause aufnimmt. Abermals schleicht der Dämon, jetzt bei hellem Tage, in Justina's Haus, und abermals ist ein Zweikampf zwischen Florus und Lälius die Folge der Täuschung. Diesmal ist es der Statthalter Antiochia's, der Vater des Lälius, welcher die Jünglinge an der Fortsetzung des Gefechtes hindert, indem er sie ins Gefängniß schickt. Der Schein spricht jetzt so stark gegen Justina, daß selbst ihr Pflegevater sie für schuldig hält und der Statthalter sich mit den zornigen Worten zu ihr wendet:

Da ihr schon die Scham verloren,
Werdet ihr, ich weiß, nicht lange
Die Gelegenheit verzögern,
Die ich wünsch', um zu entlarven
Eure lügenhafte Tugend
Durch wahrhaft'ge Lasterthaten.

Cyprianus, vom Dämon nach dem Grund seiner Schwermuth befragt, entdeckt ihm seine unerwiderte Leidenschaft für Justina. „Bei Frauen,“ meint höhnisch der Dämon,

„fürchtest du Unmöglichkeiten?" „Wüßtest du nur, wer sie ist!" antwortet Cyprian, und in entzückten, hochpoetischen Worten schildert er folgendermaßen die Schönheit der Geliebten:

Frühe Wieg' am Himmelsrande,
Wann die junge Sonn', erwachend,
Thränen trocknet, heiter lachend
Im Carmin- und Schneegewande:.
Grüner Kerker, dessen Bande
Sprengt die Rose, wann der Flur
Sie enthüllt des Maien Spur,
Und, bei kühlem Hauch, der hehren
Morgengöttin Himmelszähren
Lächeln sind für die Natur:
Wiesenbächlein, das nicht fließt,
Und nicht darf zu murmeln wähnen,
Selbst nicht zwischen seinen Zähnen,
Weil der Frost sie ihm verschließt:
Nelke, die gen Himmel sprießt,
Ein Gestirn von Meercorallen:
Frühlingsvogel, der vor allen
Prangt im Farbenschmuck der Glieder,
Schnelle Cither mit Gefieder
Bei der Orgel von Krystallen:
Jäher Fels, der Sonne Kraft
Täuschend, die ihn denkt zu schmelzen,
Doch nur Schnee ihm kann entwälzen,
Nimmer das Gestein entrafft:
Lorbeer, der den starren Schaft
Badet in des Schnees Wogen,
Und, von keiner Furcht betrogen,
Ein Narcissus, grün belaubt,
Hat mit Strahlen sich das Haupt,
Sich den Fuß mit Eis umzogen:
Wiege, Schnee, Carmin, sie alle,
Sonne, Rose, Bach und Au',
Lächeln mit dem Perlenthau,
Vogel mit dem Wonneschalle,
Nelke, welche trinkt Krystalle,
Fels, der jedes Feindes lacht,
Lorbeer, der sich Kronen macht
Aus der Sonne goldnem Scheine:
Alle bilden im Vereine
Dieses Weibes Götterpracht.
Ich bin so blind, so besessen,
Daß ich, (solltest du es meinen?)
Um ein andrer Mensch zu scheinen,
Andrer Kleidung mich vermessen.
Weisheit gab ich dem Vergessen,
Tugendruhm der Lästerbrut,
Geisteskraft der Liebesgluth,
Meinen Thränen das Empfinden,
Meine Hoffnungen den Winden,
Und der Schmach mein höchstes Gut.
Ja, ich sagt', und halt' es kühn,
Daß ich einem Geist der Tiefen
Meine Seele will verbriefen,
(Schließ' auf meines Herzens Glühn!)
Wenn für meine Liebesmühn
Diesen Lohn ich darf erheben.

Der Dämon hält ihn beim Wort; wenn Cyprianus ihm die Seele verschreiben will, ist er bereit, ihn eine Wissenschaft zu lehren, mittels welcher er seine Geliebte herbeiziehen kann. Die Seelenverschreibung findet statt. Cyprianus schreibt mit dem Dolche auf ein Tuch, nachdem er sich Blut aus dem Arm gelassen:

Ich, der große Cyprianus,
(Welcher Frost, welch' Graun mich peinigt!)
Gebe hin die ew'ge Seele
(Welcher Wahnsinn mich ergreifet!)
Dem, der eine Kunst mich lehret,
(Welches Grausen mich durchschneidet!)
Daß ich zu mir her Justinen
Könne ziehn, die strenge Feindin.
Dies bescheiniget mein Name.

Der dritte Act spielt ein Jahr später, Cyprianus ist Meister in der Magie geworden, die er in einer dunklen Höhle, von allen Menschen abgesondert, erlernt hat, und der Tag ist gekommen, wo er die Früchte seiner Studien zu ernten hofft.

Cyprianus.

Heut', undankbare Schöne,
Erscheint der Tag der Freud' und Jubeltöne,
Der Hoffnung Ziel, der Liebe
Termin, die Frist des Wandels deiner Triebe;
Denn heute zu begehen
Hoff' ich das Siegsfest über dein Verschmähen.
Der Berg hier, dessen Firne
Emporragt bis zur Festung der Gestirne,
Und dieser Höhle Grausen,
Ein düstres Grab, wo zwei Lebend'ge hausen,
Sie sind die rauhe Schule,
Wo ich Magie erlernt' am Lehrerstuhle;
Und so besitz' ich diese,
Daß ich den Meister selbst wohl unterwiese.
Und sehend, daß die Sonne heut ihr Wandern
Von einer Sphäre hat vollbracht zur andern,
Tret' ich aus meinem Kerker, nun am Lichte
Zu schau'n, was ich vermag, was ich verrichte.
Du reiner Himmel dorten,
Merk' auf die Kraft von meinen Zauberworten!
Du Luft, dein lindes Kosen,
Halt' ein bei meiner Stimme mächt'gem Tosen!
Du starre Felsenmauer,
Beb' auf bei meines Donnerrufes Schauer!
Ihr grünen Waldessöhne,
Erzitternd hört mein schreckenvoll Gestöhne!
Ihr blüh'nden Pflanzen alle,
Erbangt vor meiner Klagen Wiederhalle!
Hold singend Haingefieder,
Schreck meiner Wunder hemme deine Lieder!
Gewild im Waldesgrauen,
Komm, meiner Arbeit Erstlinge zu schauen!
Und blind, von Furcht beklommen,
Verwirrt, unruhig, muthlos, angstentglommen,

Staunt solcher Wissenschaft, ihr Himmel, Lüfte,
Wild, Vögel, Bäume, Pflanzen, Felsenklüfte!
Denn nicht die Frucht entbehren
Soll Cyprianus von der Hölle Lehren.

Er kündigt dem Dämon an, daß er die Befriedigung seiner heißen Sehnsucht nicht mehr verschieben wolle; er entfernt sich, und der Dämon spricht:

Denn kann mein mächtig Walten
Den freien Willen nicht in Knechtschaft halten,
Doch kann es ihm Genüsse
Von solchem Reiz vorspiegeln, daß er müsse
Sich fahn in ihren Schlingen,
Und lenken kann ich ihn, wenn auch nicht zwingen.
(Er ruft die Höllenmächte zur Verführung Justinens auf.)
Auf, ihr, des Abgrunds Mächte,
Verzweiflungsvolles Reich der Höllenmächte!
Aus eures Kerkers Enge
Entlasset eurer Geister geile Menge,
Und des Verderbens Fülle
Stürzt auf Justinens jungfräuliche Hülle!
In tausend Truggestalten
Laßt schändliche Phantome sich entfalten
Der keuschen Phantasie; von heißem Triebe
Schwell' ihre Brust, und öffne sich der Liebe
Beim süßen, lustdurchglühten
Wechselgesang der Vögel, Pflanzen, Blüthen.
Nichts seh' ihr Auge heute,
Als nur der Liebe wonnevolle Beute;
Nichts soll ihr Ohr umschwirren,
Als nur der Liebe zauberisches Girren;
Damit sie, unbeschützt von ihrem Glauben,
Den Cyprianus such' in diesen Lauben,
Durch seine Kunst bewogen,
Durch meinen dunkeln Geist herbeigezogen.
Beginnet jetzt; ich schweige,
Daß eu'r Gesang sein mächtig Wirken zeige.
(Gesang hinter der Scene.)

Eine Stimme.
Welches sind die schönsten Triebe
Dieses Lebens?

Chor.
Liebe, Liebe!
(Die Bühne verwandelt sich in Justinens Zimmer. Justina tritt auf in heftiger Unruhe.)

Eine Stimme.
Alles wird in der Natur
Von der Liebe Gluth getrieben;
Menschen leben, wo sie lieben,
Mehr, als wo sie athmen nur;
Bäum' und Blumen auf der Flur,
Vögel in der Luft, sie leben
Ganz der Liebe hingegeben;
Folglich sind die schönsten Triebe
Dieses Lebens:

Chor.
Liebe, Liebe!

Justina.
Dunkles Hirngespinnst, das mir
Schmeichelnd nahet, lind' und leise,
Welchen Anlaß gab ich dir,
Daß du mich auf solche Weise
Quälst mit peinlicher Begier?
Was verhindert, daß ich bliebe,
Die ich war? Und was für Triebe,
Gluthen, Flammen fühlt mein Herz?
Was ist dieser fremde Schmerz,
Der mich ängstet?

Eine Stimme.
Liebe, Liebe!

Justina.
Antwort, glaub' ich, hat mir eben
Jene Nachtigall ertheilt,
Die mit treuem Liebesstreben
Lockt den Gatten, der daneben
Auf dem Nachbaraste weilt.
Schweig', o schweige, Philomele!
Daß nicht, bei so süßem Harm,
Ahnung in mein Herz sich stehle,
Wie erst fühlt des Menschen Seele,
Fühlt ein Vogel schon so warm. —
Nein, es war der Rebe Lied,
Die verlangend sucht und flieht,
Bis sie hält mit grünen Sprossen
Den geliebten Stamm umschlossen
Und ihn ganz bezwungen sieht.
Laß ab, Rebe, mir zu zeigen
Dein sehnsüchtiges Erwarmen!
Denn mir ahnt bei diesem Neigen,
Wenn sich Zweige so umarmen,
Wie erst Arme sich verzweigen. —
Aber war's die Rebe nicht,
War's die Blume wohl, die immer,
Schauend nach der Sonne Licht,
Wendet nach dem reinen Schimmer
Ihr verliebtes Angesicht.
Hemm', o Blume, dieses Sehnen,
Deiner Schönheit stillen Feind!
Denn es ahnt mein banges Wähnen,
Weinen Blätter solche Thränen,
Wie das Aug' erst Thränen weint. —
Schweige, Sängerin im Wald!
Lös', o Rebe, dein Getriebe!
Wandelbare Blume, halt!
Oder nennt mir die Gewalt
Eures Zaubers!

Chor.
Liebe, Liebe!

Justina.
Liebe? Hab' ich je getrachtet
Ihr zu huld'gen? Eitler Wahn!
Stets vergessen und verachtet
Hab' ich, die für mich geschmachtet,
Lälius, Florus, Cyprian.
Aber, weh! ich glaube, hier
Hat den Anlaß aufgefunden
Meine sehnende Begier,
Um so frech mich zu verwunden.
Denn seit mir dies Wort entfuhr,
Daß er fern sei meinetwegen,
Fühl' ich, weh' mir! eine Spur
Fremder Qual in mir sich regen.
O Gedanken, haltet ein!
Denn so drängt mich eu'r Gelüste,
Daß ich zweifle, wehe mir!
Ob ich jetzt nicht, wenn ich wüßte,
Wo er ist, ihn suchen müßte.
(Der Dämon tritt auf.)

Dämon.
Komm nur, komm! Ich sag' es dir.
Justina.
Wer bist du, der sich vermißt
Einzudringen in mein Zimmer,
Da es rings verschlossen ist?
Sag', ob du ein Blendwerk bist,
Meines Wahnsinns Truggeflimmer?
Dämon.
Das nicht; sondern mich verbindet
Mitleid, da in mächt'gem Streite
Leidenschaft dich überwindet,
Daß ich an den Ort dich leite,
Wo sich Cyprian befindet.
Justina.
Nimmer wird dir das gelingen;
Denn die Qual, die Leidenschaft,
Die mein schwach Gemüth durchdringen,
Konnten zwar den Sinn bezwingen,
Aber nicht die Willenskraft.
Dämon.
Weil du's dachtest mit Verlangen,
Ist die Hälfte schon gethan;
Da die Sünde nun begangen,
Nimm den Willen nicht gefangen
Auf schon halb durchschrittner Bahn.
Justina.
Mich verwirret nicht dein Rath.
Ja, ich dacht' es, und wohl hat
Schon begonnen, wer da denket.
Aber meine Willkür lenket
Den Gedanken nicht, die That.
Meinen Fuß muß ich bewegen,
Dir zu folgen; diesem nun
Setzt mein Wille sich entgegen.
Er vermag's; denn Eins ist Thun,
Und ein Andres Ueberlegen.
Dämon.
Doch wenn fremde Wissenschaft
Wider dich, Justina, streitet:
Wie wird dir der Sieg verschafft,
Wenn mit solcher Macht sie leitet,
Daß sie zwingt der Schritte Kraft?
Justina.
Um den Sieg mir zu erringen,
Steht mir freier Wille bei.
Dämon.
Mein Zwang wehrt ihm das Vollbringen.
Justina.
Wäre denn der Wille frei,
Wenn er je sich ließe zwingen?
Dämon (sucht vergebens sie fortzuziehen).
Komm, Genuß ist dir bereit.
Justina.
Theuer müßt' ich ihn erwerben.
Dämon.
Er ist Fried' und Seligkeit.
Justina.
Er ist Elend und Verderben.
Dämon.
Er ist Glück.
Justina.
Ist bitt'res Leid.
Dämon.
Ha, wer wird dir Schutz verleihn?
Schon bist du in meinen Banden!
(Er zieht gewaltsamer.)
Justina.
Mein Schutz ruht auf Gott allein.

Der Dämon entflieht, und Justina, um die tobende Gluth im Herzen zu lindern, eilt mit den Worten: „Dein, o Herr! ist meine Sache; auf! vertheid'ge dich und mich!" zum Gottesdienst der Christen. Cyprianus beschwört unterdessen die Mächte der Natur. Ein Phantom in Justinens Gestalt und Kleidung erscheint, wie in gewaltsamer Bewegung; doch als er liebetrunken ihm die Verhüllung entreißt, erblickt er einen Leichnam.

Cyprian.
Weh' mir, wehe! Was erblick' ich?
Ha! die Arme streckt ein stummer,
Starrer Leichnam nach mir aus!
Wie? in wenigen Minuten,
Konnte diese bleich verfallne
Schreckgestalt zusammenschrumpfen
Aus der Anmuth frischer Röthe,
Aus dem Purpurglanz der Jugend?

Die Erscheinung.
Also, Cyprianus, geht
Aller Glanz der Welt zu Grunde.
(Sie verschwindet.)

„Durch diese Enthüllung des Scheines," sagt Rosenkranz, „indem das jugendliche Leben voll üppigen Reizes plötzlich zum Tode verblichen, hat Cyprianus die Nichtigkeit des endlichen Genusses und daß er in seinem ganzen Streben nach dem Tode gerungen, erkannt. Leise spielen um diese grauenvolle Grabesnacht die goldenen Wolken der ihm bald aufgehenden Morgensonne des ewigen Glaubens, welcher Aufgang noch durch eine tiefere Selbsterkenntniß vermittelt ist." Der Dämon tritt zu Cyprian, der ihn von dem Vorgefallenen in Kenntniß setzt und die Gültigkeit des zwischen ihnen geschlossenen Vertrages bestreitet, da der Dämon sein Versprechen nicht gehalten, indem er ihm statt Justinens nur einen Schatten überliefert habe. „Es war ein Wunder," meint der Dämon. „Wessen?" fragt Cyprian. „Des, der seines Schutzes sie gewürdigt." — „Wer ist dieser?" — Schaudernd bekennt der Dämon, daß es der Gott der Christen sei, und daß Justina der christlichen Kirche angehöre. Cyprianus, um sich vom Dämon zu befreien, den er jetzt als den

leibhaftigen Satan erkennt, stößt mit dem Degen nach ihm, doch verwundet er nur die Luft. Sie ringen miteinander; da, in seiner höchsten Angst ruft er den Gott der Christen an; Satan muß von ihm ablassen. Im Gebirge läßt sich Cyprianus von einem Einsiedler taufen; die Christen, unter ihnen Justina, sind bei ihrem Gottesdienst überrascht worden und sehen dem Tode entgegen. Cyprianus stürzt, verwildert, einem Wahnsinnigen gleich, von vielem Volk begleitet in den Palast des Statthalters, bekennt sich laut zum Glauben der Christen und fordert Martern und Tod.

Denn, (sagt er) gehorsam, ohne Weigern
Tausendfachen Tod erdulden
Will ich, weil mir ward die Einsicht:
Daß ohn' ihn, den großen Gott,
Den ich such', anbet' und preise,
Alle Glorien der Welt
Staub, Wind, Rauch und Asche seien.

Nach diesen Worten fällt er wie ohnmächtig mit dem Gesicht zur Erde. Wüthend stößt ihn der Statthalter mit den Füßen. Justina wird gefangen hereingeführt. Man läßt sie mit Cyprian allein. Sie hatten sich aufgegeben; jetzt zieht reine, göttliche Liebe sie zueinander. Er spricht ihr seine Zweifel aus, ob Gott der Herr ihm seine großen Sünden werde vergeben können, und bittet sie, zu veranlassen, daß ihr Gott sich zu ihm neige.

Justina.
Rufst du gläubig ihn, er thut's.
Cyprianus.
Gläubig ruf' ich ihn; doch leider
Obschon nicht ich ihm mißtraue,
Macht mein schwer Vergehn mich zweifeln.
Justina.
Trau' ihm!
Cyprianus.
Ach! unendlich ist
Meine Schuld!
Justina.
Unendlich reicher
Seine Gnade.
Cyprianus.
Wird er Gnade
Haben auch für mich?
Justina.
Ich weiß es!
Cyprianus.
Wie? Wenn ich dem Satan selber
Meine Seel', als deiner Reize
Preis, verpfändet?
Justina.
Es giebt nicht
So viel Stern' am Himmelskreise,
So viel Funken in den Flammen,
So viel Sand in Meeresweiten,
So viel Vögel in den Lüften,
So viel Staub im Sonnenscheine,
Als Er Sünden kann vergeben.

Sie werden zur Hinrichtung geführt; ein furchtbares Unwetter bricht los. Der hintere Vorhang geht auf. Man erblickt das Schaffot mit den enthaupteten Leichnamen, und den Dämon auf einer Schlange, über denselben schwebend. Er verkündet, weil Gottes Wille ihn dazu zwingt, die Unschuld Justinens und versinkt. Grauen und Staunen bemächtigen sich der Umstehenden. Der Statthalter erklärt das Wunder für Zauberkünste, die der Magus verscheidend noch bewirkte. Der Diener Cyprians aber antwortet darauf: „War ein Magus der, so war Magus er vom Himmelreiche."

„El Purgatorio de San Patricio" (das Fegefeuer des heiligen Patricius) beruht auf einer Legende, der zufolge der irländische Apostel Patrik, von dem das ungläubige Volk ein sichtbares Zeichen der Wunderkraft des neuen Gottes forderte, den Eingang der Höhle, welche zum Fegefeuer führte, auffand. Auch Lebende durften diese Höhle betreten, und wenn es bußfertig und unter Anrufung des Namens Christi geschah, kehrten sie nach einiger Zeit entsühnt aus der grausen Tiefe zum Licht und zur Erde zurück. Schwärmerische Andacht und tiefe Glaubensinnigkeit verklären die vielen Mängel dieser Jugendarbeit Calderons, welche Platen mit dem schönen Verse charakterisirt:

Bald mit Blitz bewehrt, durchleuchtet
Als ein Aar die Luft der Glaube,
Und bald ruht er, eine Taube,
Die am Bach die Flügel feuchtet.

Auf dem Drama „Los dos amantes del cielo" (die beiden Liebenden des Himmels) ruht, dem Titel entsprechend, der Hauch süßer Reinheit und frommer Seligkeit, in den beiden herrlichen Gestalten des Crisanto und der Daria verkörpert.

In „El Josef de las mugeres“ (der Joseph unter den Frauen) offenbart der Dichter denselben tiefen philosophischen Sinn wie im wunderthätigen Magus. Wie bei Cyprian, so werden auch bei Eugenia, Lehrerin der Philosophie in Alexandrien, Ahnungen von dem wahren Wesen Gottes durch das Studium eines philosophischen Buches geweckt. Es erscheinen ihr der christliche Bischof Helenus und der Dämon — der Eine, um sie auf die wahrhaftigen Lehren des Christenthums hinzuweisen, der Andere als Vertreter des Heidenthums. Noch ist sie unschlüssig, wem sie folgen, wen sie verwerfen soll, als ihr Vater Philippus eintritt, und bald darauf der Feldherr Aurelius mit der Kunde eines Sieges, den er über die Christen errungen, erscheint. Aurelius und der Prinz Cäsarinus werben um Eugenia's Liebe. Die Eifersucht der Liebenden führt ein Duell herbei, in dem Aurelius von seinem Gegner getödtet wird. Sofort fährt der Dämon in den Leichnam des Aurelius, der sich scheinbar wieder belebt; unter dieser Hülle hofft er Eugenia um so sicherer ins Verderben locken zu können. Sie flieht in die Einöde, um mit Hülfe des Helenus zur Erkenntniß der Wahrheit zu gelangen. Dorthin verfolgt sie der Dämon in Aurelius' Gestalt, sucht sie durch Schmeichelkünste zu verführen, und da diese erfolglos bleiben, will er sich ihrer mit Gewalt bemächtigen. Da entführt Helenus sie ihm im Fluge durch die Lüfte. Indessen ist Philippus auf Befehl des Kaisers ausgezogen, die Christen zu vernichten, und Eugenia geräth, ohne von ihm erkannt zu werden, mit einer Anzahl Glaubensgenossen in seine Gefangenschaft. In Alexandria beweint man sie als todt; Cäsarinus hat zu ihrem Andenken einen Altar errichten lassen und bestimmt, daß man sie als Göttin verehre. Eben soll ihre Bildsäule enthüllt werden, da tritt sie selber in den Tempel, giebt sich zu erkennen und offenbart ihren Uebertritt zum Glauben der Christen. Altar und Bildsäule versinken unter Donner und Blitz. Sie schlägt Cäsarinus' Hand aus und geht freudig dem Märtyrertod entgegen. Der Teufel fährt aus dem Körper Aurelius', der als Leichnam wieder zusammensinkt, und zum Schluß erblickt man in den Lüften einen Thron, auf dem Eugenia, von lobsingenden Engeln umgeben, zum Himmel schwebt.

Ganz abweichend von den übrigen dramatischen Arbeiten Calderons sind die Autos, diejenigen seiner Dichtungen, auf welche er selbst den höchsten Werth legte. Form und Wesen der Autos, welche das wunderbare Geheimniß der Eucharistie als die höchste Spitze und Blüthe des Erlösungswerkes feiern, ist bereits besprochen worden; denn in den Grundzügen sind die Autos des Calderon mit denen Lope's und anderer Dichter übereinstimmend. Nur in Spanien finden wir diese eigenthümliche Form der religiösen Dramen; sie waren durchaus volksthümlich, und das ganze Volk erfreute und erbaute sich an diesen mit großer Pracht aufgeführten Dichtungen, bis der Erzbischof von Toledo im Jahre 1765 die Darstellung derselben verbot. Die Autos wirkten wie ein Gottesdienst; das Wunder blickt uns daraus auf jeder Seite mit seinen glänzenden Augen an, Lobgesang der Engel klingt hinein, und alles Irdische verflüchtigt sich vor dem Seherauge des Dichters, der stets den Himmel offen sieht. Wenn sich Calderon in seinen geistlichen Schauspielen als religiöser Dichter zeigte, so können wir ihn auf Grund seiner Autos einen theologischen Dichter nennen; denn in diesen ist es ihm gelungen, Dogmen der katholischen Kirche, subtile theologische Lehrsätze in eine erhabene Poesie zu übersetzen, die für ein allgemeines Verständniß fast zu geistig und duftig ist.

Lorinser*) nennt diese Autos des Calderon das sublime Epos der Theologie, das alle Beziehungen des Menschlichen zum Göttlichen und Dämonischen von ihrer tief poetischen Seite heraus darstellt; und Schlegel sagt, daß der Dichter in diesen geistlichen Festspielen das allegorisch dargestellte Universum gleichsam in purpurnen Liebesflammen glühen läßt. Am tiefsten und eingehendsten spricht sich Schack über die Autos des Calderon aus, und

*) In der Vorrede seiner Uebersetzung der geistlichen Festspiele Calderons.

wir können es uns nicht versagen, aus seiner poetisch tiefsinnigen Charakteristik derselben einige Sätze anzuführen: „Wer sich in den Geist eines vergangenen Jahrhunderts zu vertiefen vermag, wird die Wundergebilde von Calderons Autos etwa mit denselben Empfindungen vor sich aufsteigen sehen, mit denen ein Seher, das Auge mit weittragendem Rohre bewaffnet, ferne Himmelsräume durchfliegt, in denen sich die Milchstraßen zu Sonnen zertheilen und aus der dämmernden Tiefe des Alls neue Welten von ungeahntem Glanze emportauchen. Oder wählen wir ein anderes Gleichniß, so mag ihm zu Sinne werden, wie dem Seefahrer, wenn er die weite Wasserwüste durchschritten und nun ein neues Erdreich betritt, das ihn mit unbekannten und wunderbaren Gestalten umgiebt, in dem Brausen seiner Riesenwälder und Ströme mit geheimnißvollen Klängen zu ihm redet, und wo in einer anderen Natur andere Gattungen von Wesen ihn mit fremden Blicken anschauen. In der That, wie ein solches Reich der Wunder umfangen uns diese Dichtungen. Ein Tempel thut sich vor uns auf, in dessen Bau, wie in dem Gralstempel des Titurel, sich das ewige Wort sinnbildlich gestaltet hat. Beim Eintritt weht es uns entgegen, wie ein Geisterhauch der Ewigkeit, und eine heilige Morgenröthe, wie vom Glanze der Gottheit, wallt durch den hehren Raum. Im Mittelpunkte ragt, als Centrum alles Seins und aller Geschichte, das Kreuz, an dem sich der unendliche Geist selbst in unendlicher Huld für die Menschheit geopfert hat. Am Fuße des hohen Symboles aber steht der Dichter als Hierophant und Prophet und deutet die Bilder an den Wänden und die stumme Rede der Ranken und Blüthen, die sich an den Säulen emporschlängeln, und die Töne, die klangreich vom Gewölbe herniederrinnen. Er schwingt den Stab, und die Hallen des Tempels dehnen sich aus ins Unermeßliche; ein Säulengang führt durch die Jahrhunderte und Jahrtausende hindurch bis zur dämmergrauen Vergangenheit, da zuerst der Quell des Lebens aufrauschte und die Sonnen und Sterne, dem Schooße des Nichts entstiegen, ihren Lauf begannen; und der begeisterte Seher enthüllt das Geheimniß der Schöpfung und zeigt uns den Hauch Gottes über dem Chaos brütend, die Erdenfeste von den Gewässern trennend, dem Monde und den Gestirnen ihre Bahnen anweisend und den Elementen befehlend, wie sie sich fliehen und suchen sollen. Wir fühlen uns umwallt von dem Flügelschlage des Weltgeistes und hören die Jubelchöre der neugeborenen Sonnen, wie sie feiernd auf ihren Bahnen einherziehen und den Ruhm des Ewigen verkünden. Von der Dämmernacht an, die den Ursprung aller Dinge verhüllt, sehen wir dann den Zug der Völker durch die aufblühenden und hinwelkenden Geschlechter der Menschen hindurch jenem Sterne folgen, der die Weisen aus dem Morgenlande leitete, und der Stelle der Verheißung entgegenpilgern; nach vorwärts aber liegt, vom Glanze der Erlösung und Versöhnung überstrahlt, die Zukunft mit ihren noch ungeborenen Generationen. Und der heilige Dichter weist rings umher ins Grenzenlose, durch die Schranken der Zeit in die Ewigkeit hinaus, zeigt die Beziehungen alles Geschaffenen und Ungeschaffenen zu dem Symbol der Gnade, und wie alle Völker andachtsvoll zu ihm emporschauen; das Weltall in seiner tausendfachen Erscheinung wird mit dem Chore aller seiner Stimmen ein Psalm zum Preise des wunderbar Herrlichen; Himmel und Erde legen ihre Gaben vor ihm nieder, die Sterne, „die nie welkenden Blumen des Himmels," und die Blüthen, „die vergänglichen Sterne der Erde," müssen ihm huldigen; der Tag und die Nacht, das Licht und die Finsterniß liegen anbetend vor ihm im Staube, und der Menschengeist öffnet seine verborgensten Schachten, um alle seine Gedanken und Gefühle in der Anschauung des Unendlichen zu verklären.

Dies der Geist, der aus Calderons Autos demjenigen entgegenweht, der sie in dem Sinne aufzufassen weiß, in welchem der Dichter sie gab. Aber auch der kältere Kritiker wird in vielfacher Rücksicht seine Bewunderung nicht versagen können. Er mag sich von manchen allzu kühnen Wagnissen befremdet sehen, er mag die ganze Gattung, zu welcher die Autos gehören, in ihrer seltsamen Mischung von Dichtung, Scholastik und Theosophie,

für eine excentrische Ausgeburt der Poesie halten, aber er wird der unendlichen Kunst, mit welcher diese heterogenen Elemente bewältigt und miteinander verschmolzen sind, seine Anerkennung zollen müssen."

Eins der großartigsten Autos, in dem der Dichter vielfach an Stellen des alten Testamentes anknüpft, ist „La cena de Baltasar" (das Nachtmahl des Belsazer), aus dem ein biblischer und gewaltiger Geist zu uns redet. Der Stoff ist die Schändung der Tempelgefäße durch König Belsazer und die Strafe des Frevels — eines Frevels, der durch die prophetische Beziehung auf den einstigen Gebrauch der heiligen Gefäße zum Abendmahl um so größer erscheint, wie es aus dem Schluß erhellt, der wiederum die Verherrlichung des Geheimnisses der Eucharistie ist.

Der Gedanke tritt in diesem Auto als Gracioso und zugleich als Personification der eigenen thörichten Gedanken Belsazers auf, die ihn von der Erkenntniß der göttlichen Wahrheit zurückhalten. Daniel erscheint einmal als die historische Gestalt, wie wir sie aus der Bibel kennen, dann aber auch, der Bedeutung seines Namens entsprechend, als die Weisheit und das Gericht Gottes. Die Abgötterei, Belsazers Göttin, personifizirt nicht allein den Götzendienst, sondern auch die Selbstvergötterung Belsazers.

Beim Beginn des Auto tritt der Gedanke, forteilend, in bunter Narrentracht auf, von Daniel zurückgehalten und von ihm befragt, warum er so lustig hin und her hüpfe? Der Gedanke antwortet, daß es aus Freude wegen der Vermählung des Königs Belsazer mit der Abgötterei geschehe. Daniel bricht in bittere Klagen aus, voll Gram über sein verlorenes Volk; hat sich doch vor kurzem erst der König mit der irdischen Eitelkeit vermählt. Unter Hoboenklang tritt der König mit seinen prächtig geschmückten Gattinnen ein. Entzückt weidet er sich an der Schönheit Beider; unendlicher Hochmuth erfüllt ihn, und er beschließt, den von Gottes Zorn unterbrochenen Bau des Thurms von Babel, durch welchen die Menschen sich vor einer wiederkehrenden Sündflut zu schützen dachten, zu vollenden. Er schildert die Sündflut in einer langen herrlichen Rede, in der es unter Anderm heißt:*)

Der Anfang war ein Thau, gleich jenem, den
Mit ihrem goldnen Schleiertuch die Sonne
Hinweg vom Angesicht Aurora's trocknet;
Dann war's ein sanfter Regen, jenem gleich,
Mit dessen Naß die Erd' im Lenz sich schminket;
Es waren Riesenspeere dann von Wasser,
Berg' und Gewölk verbindend, ihren Schaft
Auf dem Gebirg', die Spitzen im Gewölk.
Dann waren's losgebundne Flüsse; dann
Schwoll an die Wuth: es waren Ströme — Meere
Von Meeren dann. O höchste Weisheit, du,
Du weißt die Strafen all', die du verhängst,
Da ohne Dürsten trank das Erdenrund,
Zu Lachen und Moräften umgestaltet;
Da es Orkane wilder Flut erduldet
In seinen Riffen, Spalten, seinen Schlünden,
Die tief aufseufzen, ein weitoffnes Grab.
Schon halten sie in blinder, finstrer Haft
Die Luft verschlossen; und den Ausgang suchend,
Brüllt sie in ihrem Kerker auf, so daß
Beim wilden Pochen, das im Innern pulst,
Die Berge zittern und die Felsen schüttern.
Auch jener Zaum von Sande, der da hielt
In Schranken jenes wüth'ge Meeresroß,
Das stets vom Schaum umsilbert ist, er reißt
Entzwei, es lösen alle Zügel sich,
Und frei sich bäumend, fort und fort vollathmig
Hinrennend, will's nicht feige Stand mehr halten.
Und bei dem letzten Fieberanfall zuckt
Die Welt in Todeskrampf, zerstücket sich
In Splitter, renkt die Glieder auseinander;
Und gleich wie ein Ertrinkender, so kämpft
Sie mit der Welle, angstvoll um sie her
Die Arme schlingend; und die Welle wirft
Sie hier empor, und reißt sie dort hinab. —
So ringt die Welt in Todesnoth nach Rettung;
Und ihrem unermeßnen Leichnam ist
Das ganze Meer nur eine kleine Gruft.

Belsazer bittet seine Gattinnen um ihren Beistand zu dem großen Werk der Thurmvollendung.

Abgötterei.
Zu deinen Füßen biet' ich dir auf ewig treue Liebespflicht.
Eitelkeit.
Und feststeändig bin ich stets, Belsazer, deines Denkens Licht.
Abgötterei.
Und stellst du dich den Göttern gleich, werd' ich dir Gottverehrung weih'n.
Eitelkeit.
Ich werde deinem Ehrgeiz, willst du fliegen, meine Flügel leih'n.
Abgötterei.
Die Stirn von mir gekrönt, wirst du hoch auf die Götter niederschau'n.

*) Die citirten Stellen sind der Uebersetzung des Auto, von Braunfels entlehnt.

Eitelkeit.
Daß du zur Sonne steigst, will ich von Federn
eine Leiter bau'n.
Abgötterei.
Ich zeig' der Welt in Statuen vertausendfacht
dein Angesicht.
Eitelkeit.
Ich füge fleißig Blatt auf Blatt zum Lorbeer,
der dein Haupt umflicht.
Belsazer.
Reicht mir die Hände her;
Wer trennt uns jemals, wer?
Wer kann dies süße Band
Zerreißen?
Daniel (hervortretend).
Gottes Hand!
Belsazer.
Wer hat, wenn ich gefragt,
Die Antwort frech gewagt?
Gedanke (hervortretend).
Ich nicht.
Belsazer.
Wer war es?
Daniel.
Ich.
Belsazer.
Du, Jude, bist's, der sich
Hier solchen Worts erfrecht,
Aus Zion du ein Knecht?
Der du, des Elends Sohn,
Hinsiechst in Babylon?
Du bist's, zerknirscht von Schmach,
Der solchen Hohn mir sprach?
Vor meines Zornes Brand
Wer schützt dich?
(Will das Schwert ziehen.)
Daniel.
Gottes Hand!

Belsazer vermag nicht das Schwert gegen Daniel zu erheben, und als er denselben fragt: „Wer hat dir abgewandt den Schwertschlag?" antwortet dieser wiederum: „Gottes Hand!" Als Belsazer sich mit seinem Gefolge entfernt hat, ruft Daniel schmerzlich aus: „Wer vermag, wer, meines Glaubens Schmach zu rächen?" Der Tod tritt auf als junger Ritter, mit Schwert und Dolch, den Mantel mit Gerippen gestickt, und antwortet: „Ich vermag es!"

Daniel.
Schatten, Hirngespinnst, was willst du, daß Angstschauer mich durchwehen?
Tod.
Ich bin, o Prophet, das Ende alles dessen, was geboren;
Sohn des Neides und der Sünde, von der Schlang' heraufbeschworen...
Heißest du das Urtheil Gottes, ich der Blitz, der die Gerichte
Gottes übt, (denn was da wächset, fühlt und denkt, schlag' ich zu Nichte,)
Warum denn vor mir erschrickst du, und vor meinem Angesichte
Bebt dein sterblich Theil zusammen? Heb' die Augen frisch zum Lichte;
Auf, daß du von Gottes Urtheil, ich von Gottes Macht berichte!
Zwar wohl darfst du vor mir beben, wärest du auch Gottes Gleichen;
Denn wenn einst der Rosen Rose blüh'n wird in Judäas Reichen,
Gottes sterblich Theil wird selber dann vor meinem Grimm erbleichen;
Und wenn er sich mir dahingiebt, Gott als Leiche unter Leichen,
Wird der Sterne Schein, des Mondes Licht, der Sonne Glanz entweichen,
Das unsel'ge Weltgebäu wird beben, und der Berge Flanken
Werden schüttern, und in Ohnmacht wird der Erde Hirn erkranken;
Fels wird gegen Fels sich neigen, Blume gegen Blume schwanken,
Und der Tag als Jüngling sterben, eh' des Abends Schleier sanken,
Und die Nacht im Trauermantel hinter seiner Bahre wanken.
Doch heut' soll ich nur gehorchen, hohe Weisheit, deinen Zwecken.
Sprich! denn nicht zu tödten fürchtet, wem nie droht des Todes Schrecken.
Mein der Arm nur, dein die Stärke; dein der Spruch, mein das Vollstrecken!
Sättige mit vollstem Leben diesen Durst, den Sünden wecken,
Den nicht Meere stillen, wenn sie strafend eine Welt bedecken.

Er schließt seine Rede mit den Worten:

Und willst du den süßen Hochmuth zittern sehn vor meinem Schrecken,
Werd' ich Sinears Gefilde mit Belsazers Blut bedecken.

Daniel befiehlt dem Tod das Schwert einzustecken und Belsazer Zeit zur Erkenntniß und zur Buße zu lassen; vorläufig möge er ihn erinnern, daß er sterblich sei. Der Tod muß gehorchen und sendet den Gedanken zu Belsazer, ihn zu rufen. Von Eitelkeit und Abgötterei umgaukelt, erscheint der König in schwermüthiger Stimmung.

Belsazer.
Ich versteh' mein Leiden nicht. Nacht und Tag
Denk' ich, womit jene Hand Gottes mich bedrohen mag,
Welche Strafe meiner harrt. (Geht nach dem Hintergrund.)

Tod (schreitet hinter ihm her).
Ich!

Belsazer.
Wer donnert mir ins Ohr?
Schatten, Traumbild, spiegelst du Körper mir und Stimme vor,
Und hast Stimm' und Körper nicht? Wie drangst du zu mir herein?

Tod.
Wenn die Sonne dort das Licht, muß ich hier der Schatten sein;
Wenn sie irdisch Leben formt, bin ich's, der die Formen bricht.
Wie die Sonne komm' ich denn, da dem Schatten wie dem Licht,
Jeglichem zu gleichem Theil, dieser Welt Besitz gebührt.
(Der Tod wendet sich nach dem Vordergrund; Belsazer schreitet ihm nach.)

Belsazer.
Warum wendet sich mein Stolz stets dir nach auf jedem Schritt?

Tod.
Weil dein Fuß, geh' ich voran, stets in meine Spuren tritt.

Er überreicht dem Belsazer ein Schuldbuch, das dieser verloren, und in welchem er bekennt, daß seine Mutter in Sünden ihm ein Leben lieh, das er dem Tod zu zahlen habe, wann und wie er's heische. Der Tod gewährt dem König Frist und giebt ihm nur den Mahnbrief der ewigen Weisheit, in dem Belsazer voll Schrecken liest: „Staub warst du; du bist Staub; Staub wirst du sein.“ „Ich, ich war Staub, der ich unsterblich bin?“ ruft er aus, „ich, der ich ewig bin, ich bin nur Staub?“ Der Gedanke sucht, indem er Eitelkeit und Abgötterei umgaukelt, von denen Belsazer sich entfernt hat, denselben zu erheitern. Eitelkeit nimmt ihm den Mahnbrief aus den Händen und zerreißt ihn. Sofort wendet sich der König voll Frohsinn und Liebe seinen beiden Gattinnen wieder zu. Unter ihren Schmeichelreden entschlummert er. Eitelkeit und Abgötterei zaubern ihm verführerische Bilder vor, ihn zu bethören. Doch auch der Tod erscheint, um durch seinen Schatten ihn zu schrecken.

Tod.
O, daß der Mensch den Schlummer sich zum Labeborn der Ruhe macht,
Und nicht bedenkt, daß er, o Gott! indem er einschläft und erwacht,
An jedem Tag aufs Neue stirbt und wieder neu ins Leben kehrt,
Und als lebend'ge Leiche liegt, der selbst ihr Leben ohne Werth!
Und so giebt er sich täglich hin dem list'gen Mörder, der im Nu
Kommt und entflieht, entsteht, vergeht, der dürftig kurzen Schlafesruh',
Und weiß nicht, daß dies süße Ruh'n, das seines Leibes Schwäche liebt,
Ein stiller Unterricht nur ist, den da der Tod dem Leben giebt.
Ein Gift ist's, das den Geist erstarrt, das knechtet, wenn es freundlich winkt;
Und doch auf Erden ist noch Wer, der dieses Giftes Becher trinkt?...
Jetzt, da Belsazer liegt im Schlaf, und dieses Giftes Becher leert,
Und dies Vergessen selbst vergißt, und dieses Wahnsinns Traum durchlebt,
In dieses Scheintods Lüften schwelgt, vor diesem Bild in Aengsten bebt,
So fühl' er mit Entsetzen, wie der ächte Pfeil des Todes trifft,
Der Alles Scheintod, Schatten ist, Wahnsinn, Vergessen, Täuschung, Gift!
Und da er schläft, so sink' er jetzt in Schlaf, aus dem er nie erwacht,
Jetzt in des Leibes ew'gen Schlaf und in der Seelen ew'ge Nacht!

Er zieht das Schwert und will Belsazer tödten, Daniel fällt ihm in den Arm. Des Königs Zeit ist noch nicht erfüllt. Es öffnet sich die Seitenwand, und man sieht in der Höhe eine eherne Bildsäule zu Pferd, der die Abgötterei die Zügel hält. An der Seite gegenüber steigt langsam aus dem Boden ein Thurm, auf welchem die Eitelkeit steht, mit vielen Federn geschmückt, ein Saitenspiel in der Hand; Beide preisen Belsazer. Der Tod will Götzenbild und Tempel vernichten; Daniel aber spricht:

Blitzschneller, flammender Komet! ich lasse
Die Hand dir frei, sobald zur Strenge Zeit;
Doch bis es Zeit wird, rufe dieses Bild
Von Erz ihm neue Mahnung ins Bewußtsein.

Es schall' ihm jetzt ins Ohr als eherne
Drommete, die, auf mein Gebot geblasen,
Ihm zur Posaune des Gerichtes wird.

Tod.
So recht uns Beiden! Denn wenn die Posaune
Erschallt, wird ihrem Klang die ganze Welt
Ersterben. Jetzt, du Felsgebild aus Stahl,
Welch' böser Geist der Hölle lebt als Seele
In deiner hohlen Brust? Erlogne Gottheit
Von Erze, strafe nun dich selber Lügen!

Die Bildsäule.
Belsazer!

Belsazer (im Traume).
Trugbild oder Traumgedicht,
Was willst du? warum ängstigest du mich?
Warum beschwerst du mein Gemüth?

Die Bildsäule.
Horch auf!
Bei meinem Hauch erwache das Bewußtsein
Der Seele, weil des Leibes Sinne schlafen:
Denn gegen die Abgötterei erheb' ich
Als eh'rne Schlange mich, daß schlangengleich
Am eignen Gift ich sterbe. — Und dieweil
Des Erzes harte Lippe Töne formt,
So müssen jene Stimmen schweigen, die
Nur Schmeichelei den Lüften sind. Trotz' nicht dem Himmel!
Bedrücke nicht den ächten Dienst des Herrn...
Die Götter, die du ehrest, sind geformt aus Erdenstoff:
Erz betest du in Moloch an, und Gold
In Astaroth, in Baal Holz, und Thon
In Dagon, Stein in Baalim, und Eisen
In Moab.

Die Bildsäule befiehlt der Abgötterei und Eitelkeit, die Statuen zu brechen; sie schwebt empor und verschwindet; der Thurm versinkt im Boden. Die Gattinnen verschleiern sich und verschwinden ebenfalls. Belsazer erwacht, und seine Seele wendet sich der Erkenntniß der Wahrheit zu. Er erzählt dem Gedanken, was er im Traume gesehen, und ruft:

Weh' mir! Eitelkeit ist nur
Die kurze Blüthenzeit des Mandelbaums;
Abgötterei ist nur die Sonnenrose.
Beim ersten Hauch ergiebt sich Jene leicht
Dem Grimm des Nordwinds; diese, wenn der Tag
Fern weilet, läßt die krausen Locken hangen,
Kraftlos, da Sonn' und Rose kurze Frist nur
Ertragen die Mißhandlungen der Zeit.

Doch schon nahen wieder Abgötterei und Eitelkeit und umstricken ihn von Neuem mit süßen Reden. Ein schwelgerisches Festmahl wird angeordnet, und Belsazer befiehlt den Dienern, ihm des Tempels Prunkgefäße zu reichen, daraus die besiegten Priester Juda's tranken. Der Tod tritt auf, als Diener des Königs verkleidet, und reicht diesem auf sein Geheiß den Kelch mit Wein. Der König leert ihn auf das Heil seiner Götzen, während die Sänger einen Gesang anstimmen:

Der Tisch, der einst des Herren war,
Abgötterei, ist dein Altar,
Ist dein Altar, o Eitelkeit!
Des Tempels Kelch wird zum Pokale,
Den beim berauschten Königsmahle
Belsazer seinen Göttern weiht.

Wie Belsazer den Becher niederstellt, ertönt ein ungeheurer Donnerschlag; die ganze Natur scheint in Aufruhr; dichtneblige Kometen streifen durch die leere Luft als flammensprühende Vögel. Die schwangre Wolke seufzt; sie brüllt vor Schmerz: sie scheint in Kindesnöthen; aus ihrem Schoße bricht ein Blitz, die glühende Frucht, die sie im Leibe trug. — Die Frucht ein Blitz, der Mutterschrei ein Donner! Unter sprühenden Flammen reicht eine Hand aus Wolken hervor und schreibt an die Wand die Worte: Mene, Tekel, Phares.

Belsazer.
Seht ihr nicht, — weh' mir! — seht ihr nicht, was dort
Die Luft, die zitternde, zerreißt und spaltet?
An einem Faden über meinem Haupt
Hängt's, und berührt die Wand! — Doch seh' ich recht,
Ist's eine Hand, ja eine Hand, o furchtbar!
Die das Gewölk von ihrem Leib gerissen.
Wer sah, wer, einen Blitz, geformt aus Adern?
Ich weiß nicht, was sie mit dem Finger schreibt;
Ich weiß nicht. Seht! drei kurze Züge nur
Hat sie dort eingegraben, schwebt dann wieder
Hinauf, sich mit dem Körper zu vereinen.
Zerstört ist meiner Wangen Roth! es sträubt
Sich mir das Haar! es pocht das Herz! es stockt
Der Athem! Die geschriebnen Züge dort
Versteh' ich nicht und fass' ich nicht.

Vergebens wendet er sich um die Deutung der Worte an den Gedanken, an Abgötterei und Eitelkeit. Da erscheint Daniel und spricht:

So hört und merket! Mene heißt, daß Gott
Dein Reich gezählet und vollendet hat;
Tekel, daß man dich in der Wage wog,
In der nicht Raum fand Eine Sünde mehr;
Und Phares, daß dein Reich zertheilt, verheert,
Den Persern wird gegeben und den Medern.
So hat dein Urtheil Gottes Hand geschrieben;
Und die Gerechtigkeit, die Gott an dir
Nun übt, die überträgt er zur Vollstreckung
Dem Arm der Weltlichkeit, weil die Gefäße

Du frevelhaft geschändet hast. Nie soll
Ein Sterblicher mißbrauchen die Gefäße
Des Tempels, die als höchstes Heiligthum
Sind vorbehalten dem Gesetz der Gnade,
Wenn das geschriebene Gesetz dereinst
Wird ausgelöscht sein aus der Zeiten Buch.
Ja, ungeheure Sünd' ist's, die Gefäße
Entweihen; hört, o hört es, Sterbliche!
Drum, so wie Leben, ist in ihnen Tod.
Wer sündenvoll zum Tisch des Herrn sich wendet,
Hat die Gefäße des Altars geschändet.

Der Tod verfolgt den König; flehend heischt dieser von seinen Gattinnen, von dem Gedanken Hülfe; sie wenden sich von ihm ab. Der Tod zieht das Schwert und schlägt ihm eine Wunde, dann umfaßt er ihn. Sie ringen, und im fortwährenden Ringen mit dem Tod, unter qualvollen Schmerzen des Leibes und der Seele, entfernt sich der König. Sehnend und bereuend verlangt Abgötterei das Gesetz der Gnade zu sehen. Da enthüllt Daniel ihr als Prophet den Tisch, auf welchem sich verwandelt Brot und Wein, das größte Wunder, worein Gott gelegt des höchsten Sacramentes Inbegriff. Es zeigt sich im Hintergrund ein Altar, mit Hostie und Kelch; zu beiden Seiten brennen Kerzen. Abgötterei und Eitelkeit knien am Altar nieder.

In „El veneno y la Triaca" (Gift und Gegengift) tritt die menschliche Natur als Infantin auf, von dem Verstand und der Unschuld begleitet. Wie sie durch die blühenden Gärten wandelt, strahlen alle Quellen ihre holdselige Schönheit zurück, und „Vögel, Lüfte, Blumen, Bronnen, rauschen auf in Liebeswonnen." Als sie sich entfernt hat, erscheint Lucifer in Hirtenkleidung und redet die Berge an:

Smaragdne Ungeheuer,
Ihr Höh'n, die ihr die rauhen Zacken
Zum Himmel finster dräuend strecket
Und kühn zerreißt den Schleier,
Der über euern Nacken
Des Lichts geheimnißvolle Werkstatt decket,
Daß, von dem Glanz erschrecket,
Der Wald von Bergesspitzen
Stern, Rosen niederfunkelt
Die Sonn' mit Farbenblitzen,
Bis droben, abendtrunken,
Die grüne Alp' in blauen Duft versunken,
Gemeiner Noth entzogen,
Von ewig heiterm Glanz umflossen,
Ragt ihr, der Sonne schöne Phaetone.
Mag, ein Gebirg von Wogen,
Ein Meer von Bergkolossen,
In feuchten Schlund begrabend, was die Zone
Des grünen Runds bewohne,
Wildschäumend über Trümmer
Die dunkle Brandung bäumen:
Zu euern stillen Räumen
Reicht die Empörung nimmer,
Frei zu den Himmelshallen
Hebt ihr die eis'gen Mauern von Krystallen.
O schöne Au'n, empfahet
Gastfreundlich den verstellten Hirten,
Der scheu und keck euch nahet;
Der, um sein Lieb zu schauen,
Verlarvt durch's Grün sich windet,
Verliebt und lichtlos, zwiefach so erblindet.*)

Die Unschuld kommt zurück; wie sie aber Lucifer erblickt, weicht sie scheu vor ihm zurück, seine Fragen abwehrend. Die Infantin, welche in den Garten tritt, verhindert sie am Fortgehen, indem sie der Unschuld versichert, daß sie nichts zu fürchten habe, so lange sie sich in ihrer Begleitung befinde; dennoch sucht die Unschuld voll Angst den Blicken des Hirten zu entrinnen. Auf die Frage der Infantin, wer er sei, giebt sich Lucifer für den hohen und erlauchten Prinzen eines fremden Landes aus; er nennt sich erhabener als die Sonne, die, wenn ros'ges Morgenlicht lächelnd steigt, Auroren weinen macht durch Schleier von Rubin, ja, er behauptet, daß die Sonne ihre Strahlen an den Funken erst entzünde, die verglimmend er im Scheiden fallen lasse. Das Vertrauen seines Königs zu ihm sei so groß gewesen, daß dieser ihm einst das Bildniß seiner Braut gezeigt; doch von diesem Augenblicke sei sein Sinn in Liebe zu dem Bilde und in Neid und Eifersucht gegen den König erkrankt. Es folgt eine Beschreibung seiner Empörung gegen Gott. Er ward vom Hofe verjagt. Als des Wunderbildes Urbild aber, die Ursach seines Sturzes, nennt er die Infantin selber. Er knüpft an die Erzählung eine glühende Liebeserklärung, welche die Infantin entrüstet zurückweist, indem sie ihn einen Basilisken, eine Natter nennt, die mit ihrem bloßen Hauch zündend ihr die Brust versehrt. Lucifer tritt zurück in demselben

*) Das Auto ist von Eichendorff übersetzt.

Maße, wie die Unschuld sich nähert, und Hand in Hand mit dieser verläßt die Infantin den Garten. Ihr Verschmähen entflammt Lucifer zu höchster Wuth. Was ihm die Liebe nicht gab, will er nun durch List erreichen. Er beschließt, sich die Infantin durch Magie zu unterwerfen, und Blumen, Bäume, Früchte und Quellen zu vergiften; zu dem Werk ruft er den zaubermächt'gen Tod um Beistand an. Ein Baum öffnet sich, worin der Tod erscheint. Lucifer befragt ihn, in welche Gegenstände der Natur er am besten seinen Zauber legen könne; der Tod fordert ihn auf, unter den Gaben, welche die eben vorüberziehenden Jahreszeiten der Infantin bringen, zu wählen. Der Winter kommt mit einem Becher eisigen Wassers, doch als der Tod ihm räth, das Wasser zu vergiften, schaudert er vor der That zurück; „denn," sagt er, „diese klar unschuld'ge Welle wüsche alle Kraft der Hölle von dem Gifte. Denn ein Wunder unergründlich wird einst Taufe niederthauen, das mich selbst erfüllt mit Grauen." Der Frühling schwebt mit einem Blumenkörbchen vorüber, doch darf Lucifer die Blumen nicht vergiften, denn sie sind das Spiegelbild der Einen makellosen Blume von jungfräulicher Reinheit. Der Sommer erscheint mit Aehren; auch diese wagt er nicht zu berühren, denn in ihrer Körner Gold reift ein Mysterium. Endlich naht der Herbst mit Früchten, und Lucifer wählt zur Vergiftung diejenigen Früchte, an denen bereits der Wurm genagt. Der Tod nimmt eine Schlange aus dem Busen und läßt sie zwischen die Früchte gleiten. Wir sehen darauf die Infantin in einem Quell entzückt ihre Schönheit spiegeln; die menschliche Natur ist in sich selbst verliebt. Die Jahreszeiten bringen ihr ihre Gaben dar; mit ihnen kommt der Tod, als Gärtner verkleidet, und bietet ihr als Preis aller Früchte einen herrlichen Apfel aus dem Körbchen des Herbstes. Unschuld warnt die Infantin, ihn zu nehmen; doch diese kann nicht widerstehen, sie beißt hinein und schaudert. Gesang tönt rings umher, sie aber heißt ihn mit schmerzlicher Wehklage schweigen.

Infantin.

Schweige, du melod'sches Singen
Dieser Stimmen in den Klüften,
Das den süßbethörten Lüften
Schmeichelnd lähmt die freien Schwingen!
Lasset die Musik verklingen
Rings umher! In andern Noten
(Grimme Pein, die mir geboten!)
Singet mit vereinter Klage
Ueber meinem Sarkophage
Grabeslieder nun der Todten!
Weiß nicht, wer mit Zauberblicken,
Weiß nicht, wer mir's angethan,
Daß mir ist im wilden Wahn,
Als bräch' mir das Herz in Stücken.
Nein, kein Wahn will mich berücken!
Denn, ein Bergmann in den Gängen,
Klopft es, mir das Herz zu sprengen,
Unablässig, daß ich meine,
Viele sind es; denn das eine
Herz könnt' nicht so wild bedrängen.

Sie sinkt ohnmächtig zusammen. Als sie erwacht, ist sie verwandelt; des Winters Eis erstarrt sie, der Frühlingsblumen Dornen schrecken, des Sommers Schwüle versengt sie, und in den Früchten des Herbstes verabscheut sie den Wurm. Unschuld hat sich in Arglist verwandelt, und verzweiflungsvoll ruft die Infantin aus:

Die du gestern mir gelacht,
Sonne mit siegreichen Strahlen:
Was verlöschst du heut in fahlen,
Oeden Qualmen deiner Pracht?
Zitternd Dämmerlicht der Nacht,
Luna, die im wandelbaren
Lauf noch gestern mit dem klaren
Glanze leuchtend mich umfangen:
Wie, kaum wachsend aufgegangen,
Seh' ich schwindend heut dich fahren?
Blumen, gestern noch verstreute
Silberflocken, Purpurfunken
Auf den Fluren farbentrunken:
Warum so verwildert heute?
Du, der Raubthier' lust'ge Meute,
Die mit schmeichelndem Beginnen
Ich um meine Gunst sah minnen,
Bändigend dein wild Entsetzen:
Weshalb, gestern mein Ergetzen,
Willst du heut Verderben sinnen?
Vöglein, sonst bei Morgenscheinen
Wie in Mittagsschwülen, süße,
Fliegende, melod'sche Grüße:
Was brecht heut ihr aus in Weinen?
Quellen, die in diesen Hainen
Schlängelnd ihr mit euren feuchten
Spiegeln gestern noch gefunkelt,
Warum heute so verdunkelt:
Ohne Widerschein und Leuchten?
Solchen Wechsel rings zu schauen,
Schaudre ich im Herzensgrunde,
Sieht so fremd mich an die Runde —
O wie füllt mich das mit Grauen!
In der Quelle mich beschauen

Will ich, wissen will ich's klar,
Ob ich selber wandelbar. —
Weh'! ein Scheusal, starr und blaß,
Stieret aus dem trüben Naß.
Grimmer Schmerzen wilder Meute
Ward mein wehrlos Herz zur Beute!
Kommt, die Lehre mögt ihr lesen:
Hast du heut im tiefsten Wesen
Eingebüßt, was gestern dein,
Nimmer wirst du morgen sein,
Was du heute bist gewesen.
Bin ich nicht mehr, was ich war,
Wohl, so mag ein Sprung befreien
Rasch von dem mich, was ich bin!
Ew'ges Meer, nimm mich dahin!

Sie will sich vom Felsen stürzen, der herbeieilende Verstand aber hält sie zurück; nun entflieht sie und wandert ins Gebirge, rastlos wie im Wahnsinn umherirrend. „So verwildert kann die Infantin des Reiches Erbin nicht länger sein," sprechen die Jahreszeiten und kündigen ihr den Gehorsam. „Denn will sie uns nicht mehr pflegen, nicht bewässern, sä'n und ackern, werden wir auch nichts mehr spenden, nicht Laub, Blume, Frucht und Pflanze." Der Verstand beschwichtigt sie, indem er auf die Möglichkeit einer Heilung der Kranken hinweist und lauten Rufs verkünden läßt, daß derjenige, welcher die Infantin von ihrer Krankheit heilen würde, sie als Braut heimführen solle. „Denn in einer Kraft," hofft er ahnend, „wird das Gegengift befunden für das Gift, an dem sie kranket, auf daß Böses nun und Gutes klar erkenne die Infantin, so sie in der Heilung Walten Gift und Gegengift erfahren." Die Jahreszeiten entfernen sich; nur der Winter bleibt als Wache zurück, und indem er alle Pracht von Feld und Wald zerstört, spricht er:

Da mein das Regiment nun,
Fülle eis'ger Grimm die Hallen
Rings des Weltbau's, statt der Weste
Lindem Liebesathem rase
Boreas und heule Nordwind.
Diese Berge von Smaragden
Sollen ihren grünen Mantel
Abthun und, mit Reifes Glanze
Das Geschoß der Sonne brechend,
Silberblickende Giganten,
Alle Blumenpracht zerstören.
Dürre Stämme sollen ragen,
Wüst' Gerippe dieser Fluren,
In der Einsamkeit als Statuen,
Frost der Ströme wilde Freiheit
Rings in eis'ge Fesseln schlagen,
Und in wildem Graus vergehen,
Was in meinem Reiche athmet.

Unter Musik erscheint ein Schiff auf dem Meer, mit einem Pilger am Steuer. Derselbe betritt das Land; eisig empfängt ihn der Winter und antwortet auf seine Frage nach dem Namen des Landes: „Die Landschaft heißt die Erde, und ich bin Winter drin." Der Pilger bittet um Obdach; der Winter weist ihm eine elende Hütte mit einem dürftigen Strohlager an, und wünscht ihm einen angenehmen Feierabend. „Als heil'gen Abend wird man ihn in Zukunft feiern," erwidert der Pilger. Darauf erzählt er dem Winter, daß er gekommen sei, um die herrliche Infantin, seine Verwandte von Mutterseite her, zu heilen. Er besitze zwei Specereien, welche die Schönheit und Anmuth der Prinzessin neu entfalten sollen. Der Verstand naht, beugt sich anbetend vor dem Pilger, und aus der Höhe tönt Gesang: „Ehre Gott auf Wolkenschwingen, und dem Menschen Heil auf Erden!" Der Winter muß sein Regiment an den Frühling abtreten. Lucifer ergeht sich mit der Infantin in dem Frühlingsgarten und sucht sie durch Verheißungen und Schmeichelworte zu bethören, ihm in sein Reich zu folgen; doch bleibt sie in düstere Schwermuth versunken, und auch die Unschuld, die jetzt als Schlauheit in Prachtgewändern auftritt, vermag nicht sie zu erheitern. Da naht der Verstand und kündigt den Retter an, den die ewige Weisheit liebevoll zur Heilung berief. Lucifer glaubt nicht an die Möglichkeit der Heilung; denn, sagt er, da unendlich jenes Gift, das sie trübt, heischt es auch ein unendlich Gegenmittel, und zu so ew'gem Mittel genüge nimmer eines Menschen Kraft. Die Kraft des Pilgers genügt, antwortet der Verstand; denn wunderbar vereinigt sich in ihm göttliche und menschliche Natur, er ist Gott und Mensch zugleich. „Ha, wer sagt das?" ruft Lucifer. „Mein Wort sagt es," antwortet der Pilger, eintretend und eine Pistole auf ihn abfeuernd, „das ein Lichtblitz ist und Donner!" Lucifer stürzt nieder, doch glaubt er nicht. Die Infantin zeigt sich von der herrlichen Erscheinung des Pilgers tief bewegt. Dieser wendet sich zu

ihr und fordert sie auf, ihm Grund und Wesen ihres Uebels zu bekennen. „Was empfindest du?“ fragt er sie.

Infantin.
Ein Schmerz,
Als zersprang' mein Herz vor Bangen;
Denn da Feuer war das Gift,
Schlägt mein Busen auf in Flammen.
Pilger.
Diese unersättlich wilde
Gluth des Feuers bänd'ge Wasser.
Wie entbrannt' der Krankheit Wuth?
Infantin.
Vom Genusse eines Apfels.
Pilger.
So soll Speise denn das Gift
Brechen, das von Speise stammet.
Infantin.
Und es täuscht ein Ungeheuer
Mich durch süßer Worte Falschheit.
Pilger.
Was das falsche Wort verbrochen,
Sühne nun des Wortes Wahrheit.
Infantin.
Auf des Todes Baume, sagt man,
War die gift'ge Frucht gewachsen.
Pilger.
Also sei's der Baum des Lebens,
Der ihr Heil und Rettung schaffe.
Lucifer.
All' ihr Weh' hat sie gebeichtet.
Unschuld.
's ist so gut wie abgemacht schon.
Pilger.
Feuer, Worte, Baum und Speise
Waren ihres Uebels Anlaß —
Alles Giftes Mächte weichen
Ihrem Gegentheil, und also
Denn verordne ich das Wort,
Speise hier und Baum und Wasser.
Lucifer.
Welches Wasser, welche Speise,
Baum und Wort wär' so gewaltig,
Hier zu helfen, da die Seele
Wurzelnd schon das Gift durchwachsen?
Pilger.
Wasser, sag' ich euch: der Taufe
Klare, lautere Krystalle;
Baum, der Baum des Lebens, pfeilernd
In dem heil'gen Kreuzesstamme;
Speise, die des Sakramentes,
Abgrund alles Wunderbaren;
Worte, hohe Gnadenworte,
Ernst, geheimnißvoll, erhaben,
Werden lösen die Natur
Siegreich aus des Schmaches Banden
Durch die Taufe, durch das Kreuz
Und die Kraft des Abendmahles,
Drin der rechte Glaube: Wasser,
Speise, Wort und Baum gewahret.

Er heißt die Infantin an den Quell gehen und sich waschen; sie gehorcht und kehrt in neuerblühter Schönheit zurück; jetzt fordert der Pilger sie auf emporzuschauen. In einem Baumstamm erblickt sie ein Todtengerippe; entsetzt fährt sie zurück, doch tröstend zeigt ihr der Pilger, daß der Tod gebrochen ist, denn aus der Zweige Umarmen, die in jungem Frühlingstriebe rings mit Purpurblüthen prangen, steigt ein Kreuz. Noch bangt die Infantin, denn das Kreuz deutet auf Leiden. Da zeigen sich auf dem Gipfel des Kreuzes Kelch und Hostie. Vor diesem Anblick schwinden die Qualen der Infantin, und der Pilger spricht: „Was du schaust, ist die erhabne Wunderspeise, die des ew'gen Heiles Pforten dir gewaltig aufthut — denn dies ist mein Leib und die Worte dies der Gnade, solches Sakrament gestaltend, daß tief schauert, was da athmet.“ Die Infantin ist geheilt, und von seliger Hoffnung bewegt spricht sie:

Tief Sinnbild, überströmend niederschweben
Seh' ich von dir so schöner Früchte Gabe,
Am blut'gen Kreuz, weil ich gesündigt habe,
Müd' einen zarten Leichnam sich erheben,

Der mild im Brot den blüh'nden Leib will geben,
Im Weine mir sein Herzblut beut zur Labe —
O heb' mich Halbversunkne aus dem Grabe,
Zerbrich des Giftes Pfeil und lehr' mich leben!

Ja, wenn das Kreuz mit Blut bethaut die Steine,
Wenn Himmelsfrüchte an dem Stamme prangen
Und ich den süßen Leib mit mir vereine:

Werd' ich, von solchem Wunderglanz umfangen,
In Frucht, in Kreuz, in Leib, in Brot und Weine
Das ew'ge Heil im Sakrament empfangen.

Der Verstand übergiebt die genesene Infantin als Braut dem Pilger. Dieser entführt sie in seinem Nachen, welcher das Schiff der Kirche bedeutet, zu dem himmlischen Palaste und fordert alle Umstehenden auf, wenn sie's aus Herzensgrunde nach der frischen Fahrt verlangt, miteinzusteigen; doch gezwungen soll Keiner fahren, denn ein Schifflein ist das Fahrzeug, aber keine Galeere. Alle steigen ein, auch die Arglist, die wieder zur Unschuld wird; nur Lucifer bleibt allein wuthschäumend zurück. Man erblickt das Schiff auf der See.

Lucifer.

Niemand bleibt bei mir. Den Wellen
Sich vertrauend, folgen Alle
Des geweihten Schiffes Bahnen.
Hoch am Bord, den eine Flamme
Ew'gen Lichts als Leitstern krönet,
Thront die liebliche Infantin;
Unschuld, an den schlanken Mast
Still gelehnt, ist ihre Wache
Und Pilote der Verstand,
Meisterlich das Steuer fassend;
Selbst die Jahreszeiten milde
Schwellend in die Segel athmen —
Doch gleichviel! zu ihrem Leide
Rings entfeßl' ich die Orkane
Und roll' auf ein Meer von Blut,
Das vom Grund aufwühlt mein Rasen.

Musik (hinter der Scene).

Wollt' ein Baum die Seele morden,
Beut ein andrer Heilung dar;
Denn das Holz, das tödtlich war,
Ist zum Baum des Lebens worden,
Und da dieser löst in Frieden
Jenes Gift, der Höll' entsprossen,
So sind eines Stamms Genossen
Gift und Gegengift hienieden.

Lucifer.

Renne, flieg', verhaßtes Schiff,
Kaum entzügelt noch vom Anker,
Schäumend durch die Wogenwüste
Mitten zwischen Felsenzacken!
Himmelwärts den Kiel gewendet,
Werd' zum Katafalke Allem,
Was lebendig auf dir athmet,
Deinen goldnen Wrack begrabend
In der tiefsten Meeresschlünde
Salz'gen, silberflock'gen Abgrund!
Doch Weh' über mich! wie sicher
Gleitest hin du, die krystallnen
Wellenschäume leis durchfurchend,
Solcher Sündflut neue Arche!
Dies verkündet ja dein Jauchzen,
Und mein innres Leben sagt es,
Da ich endlos wein', du aber
Endlos hinziehst im Gesange.

Bei den Darstellungen der Autos war es nicht ungewöhnlich, daß die Zuschauer am Schluß auf die Kniee sanken und begeistert in den Lobgesang einstimmten.

Wir schließen die Besprechung Calderons mit dem Ausspruch Göthe's, welcher den großen spanischen Dichter dasjenige Genie nannte, welches zugleich den größten Verstand hatte.

Unter den vielen Dichtern, welche als Dramatiker neben Calderon um die Gunst des Publicums warben, ward einigen in der That dieselbe im vollsten Maße zu Theil, keinem aber in höherem Grade als dem Don Agostin Moreto y Cabana. Derselbe wurde aller Wahrscheinlichkeit nach zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts im Königreich Valencia geboren. Bis zum Jahr 1657, wo der Cardinal Moscoso ihn zu seinem Caplan ernannte, sind keine biographischen Nachrichten über ihn vorhanden. Derselbe Cardinal machte ihn später zum Rector des Hospital del refugio, von welcher Zeit an er seine Feder nur noch dem Lobe Gottes weihte. Er stand mit den berühmtesten Dichtern seiner Zeit in freundschaftlichem Verkehr und starb zu Toledo am achtundzwanzigsten October 1669. In seinem Testament fand sich eine seltsame Clausel, in welcher verordnet war, daß man ihn auf der „Wiese der Gehenkten" bestatten solle — ein Ort, der den Verbrechern zum Begräbnißplatz diente. Diese Clausel rief den Verdacht hervor, daß Moreto den Dichter Medinilla ermordet habe, dessen räthselhafter, durch Mörderhand herbeigeführter Tod in der That niemals aufgeklärt worden ist; jedoch liegt kein einziger haltbarer Grund für die Schuld des Moreto vor.

Moreto konnte sich weder an Kühnheit der Erfindung noch an Fülle der Phantasie mit Calderon und seinen Vorgängern messen; im Gegentheil scheint es ihm an jeglicher Originalität gefehlt zu haben; denn von den meisten und hervorragendsten seiner Stücke weiß man mit Bestimmtheit, daß sie, dem Stoff und vielen Einzelnheiten nach, anderen Dichtern entlehnt sind; vor Allem waren es die reichen poetischen Schätze des Lope und Tirso, welche er ohne Bedenken in maßloser Weise ausbeutete. Viele seiner Stücke, besonders diejenigen, denen eine Entlehnung aus fremden Dichtern nicht nachgewiesen worden ist, und welche somit als sein unbestrittenes geistiges Eigenthum zu betrachten sind, erheben sich nicht über die matten fabrikmäßigen Productionen der mittelmäßigen Dichter seiner Zeit und verdienen in keiner Weise weder die Gunst des Publicums, noch die Aufmerksamkeit des Literarhistorikers. Dagegen verstand es Niemand besser als Moreto, vorhandene Stücke

zu bearbeiten, Ungeeignetes aus denselben auszumerzen, Pikantes und Geistreiches hinzuzufügen und durch die sorgfältige Entwickelung fein ausgearbeiteter Entwürfe einheitliche Kunstwerke voll Kraft, Feinheit und abgerundetster Eleganz zu gestalten.

Ein Stück, welches einzig bei Moreto dasteht, ist das Heldenschauspiel „El valiente justiciero" (der ritterliche Richter), ein Drama voll Feuer und Kraft, voll gewaltiger Spannung und meisterlich durchgeführter Charakterzeichnung, welches sich in Spanien einer beispiellosen Popularität erfreute, obgleich es, wie der spanische Schriftsteller Ochoa in seinem „Teatro español" sagt, den großen Fehler hat, ein scandalöses Plagiat des Lope'schen Stückes „el Infanzon de Illescas" zu sein. Man weiß, fügt Ochoa hinzu, daß Moreto nicht allzu gewissenhaft war, wenn es galt, fremde Gedanken sich anzueignen; ohne Zweifel meinte er, „der Parnaß gleicht der Welt: nur den Reichen ist es erlaubt, zu stehlen!" und befolgte den Grundsatz Molière's: „Je prends mon bien partout où je le trouve." Wie weit Ochoa's Beschuldigung Grund hat, läßt sich heutigen Tages schwer entscheiden, da unseres Wissens das genannte Stück des Lope niemals aufgefunden worden ist. Auffallend sowohl in der Dichtung des Moreto wie in vielen anderen spanischen Dramen jener Zeit ist die Auffassung von dem Charakter Pedro's von Castilien; denn während die Geschichte diesen König mit dem Beinamen des Grausamen und des Tyrannen gebrandmarkt hat, feiern ihn die Dichter als den edlen und unbeugsamen Pfleger der Gerechtigkeit. Der Inhalt des Drama's ist, wie folgt:

Don Tello, ein Würdenträger Spaniens aus Alcala, hat unter dem Versprechen der Ehe die schöne Leonor verführt; als diese ihn an die Erfüllung seines Wortes mahnt, weist er sie auf das Schnödeste zurück, während sein Diener Petersil die Weinende durch brutale Späße insultirt. Don Tello, Leonors überdrüssig, liebt Donna Maria, welche im Begriff ist, sich mit Don Rodrigo zu vermählen. Tello hat veranstaltet, daß die Hochzeit in seinem Landhause gefeiert wird. Unter Musik tritt das Brautpaar ein, Tello bittet dasselbe voraus in den Garten zu gehen, wo der Priester seiner warte; als aber die Braut sich dem Hintergrunde zuwendet, stürzen Vermummte hervor und führen sie fort, während man ihrem Verlobten, der zu ihrer Befreiung herbeigeeilt, das Schwert entwindet. Diese Gewaltthat ist Tello's Werk. Da in Alcala die Macht desselben unbegrenzt ist, so beschließen Leonor und Rodrigo, sich nach Madrid zum König zu begeben, um Gerechtigkeit und Rache zu fordern. Während sie noch im Gespräch begriffen sind, sprengen Reiter vorüber, zuerst der Graf von Trastamare, Bruder des Königs, und ihm folgend der König selber. Don Pedro's Pferd stürzt; Rodrigo eilt dem König zu Hülfe, der sich für einen Herrn vom Hofe ausgiebt. Im Laufe des Gesprächs bitten Leonor und Rodrigo den Ritter, ihnen durch seinen Einfluß am Hofe eine Audienz beim König zu verschaffen, und berichten ihm zu gleicher Zeit von den unerhörten Gewaltthaten, welche Don Tello unbekümmert um den König und die Gesetze im Lande verübt. Don Pedro, begierig einen so verwegenen Mann kennen zu lernen, begiebt sich nach dem Landhause Tello's, wo er sich als Ritter Aguilera melden läßt. Als er eintritt, hat Tello sich eben auf einem Sessel niedergelassen.*)

König (bei Seite).

Sitzen bleibt der grobe Flegel,
Ohne seinen Gast zu kennen!
Mit Fußtritten ihn tractiren
Möcht' ich, doch es scheint nothwendig,
Unerkannt mich zu verhüllen,
Daß die Züchtigung dann später
Andern unbeugsamen Köpfen
Dienen möge zum Exempel.
(Laut.) Gebt mir Eure Hand, Señor!

Don Tello.

Setzt den Hut auf, Ritter.

König.

Eben
That ich's, denn bedeckt nur red' ich,
Wenn man ohne aufzustehen
Mich empfängt.

Don Tello.

Ein Taburet!

*) Die mitgetheilten Scenen sind der vortrefflichen Uebersetzung dieses Stückes von C. A. Dohrn entlehnt.

König.
Auch das noch?
Petersil.
Mit Dank erkennt es;
Kaum, daß edlen Genovesern
Sitz er bietet.
König.
Meinetwegen.
Don Tello.
Nur zwei Sessel halt' ich, einen
Meiner Gattin, der Erwählten,
Einen mir; Euch darf's nicht wundern.
Kaum dem Kön'ge bieten Sessel
Edelmänner meines Schlages.
König.
Eure Größe ganz ermessend
Wähle ich, was mir beschieden.
Don Tello.
Euer Anstand nennt Euch edel,
Doch verzeiht — in welcher Höhe
Ritterbürtig?
König.
Aguilera
Vom Gebirge.
Don Tello.
Lehensträger
Meines Hauses. Was begehrt Ihr?
König.
Recht will ich beim König suchen.
Don Tello.
Wer verschleudert in Processen
Geld, so lang' es Schwerter giebt?
König.
Die Gesetze soll man ehren.
In Madrid verweilt der König.
Don Tello.
Mit Maria, seinem Schätzchen,
Giebt er bald uns gutes Beispiel.
König.
Seine Gattin, unsre Herrin
Ist sie, und wer ohne Anstand,
Ohne Achtung von ihr redet,
Dem soll mit dem Schwert...
Don Tello.
Schon gut!
(Bei Seite.) Feuer sprüht das Edelmännchen!
(Laut.) Liebt den König Ihr?
König.
Ich lieb' ihn.
Don Tello.
Setzt Euch, guter Aguilera.
Weilt schon in Madrid der König?
König.
Wenn Ihr wünschet, ihn zu sprechen,
Dürft Ihr nur hinüberreisen.
Don Tello.
Wenn mein Beistand unentbehrlich
Ihm in irgend einer Sache,
Mag zu mir er kommen: gerne
Steht mein Haus zu Diensten, wo ich
Könige, die es betreten,
Wie Verwandte gern bewirthe.
Eben muß ich daran denken,
Daß gerade diese Zimmer
Seinen Vater schon beherbergt,
Don Alonso, dessen Ruhm...
Das war noch ein edler Herrscher!
Doch sein Sohn regiert nicht rühmlich.
König.
Herr, gemessen! und bedenket,
Daß Ihr sprecht vom König Pedro,
Eurem König: wenn's nicht wäre,
Ist er doch so heft'gen Sinnes,
Daß, wenn er Euch reden hörte,
Er die Zung' Euch würde kürzen.
Petersil.
Diener!
Don Tello.
Was ist Dein Begehren?
Petersil.
Ihn ermorden!
König.
Ich vertrete
Meinen König. Wer will's wehren?
Petersil.
Waffenträger!
Don Tello.
Laß Dein Rufen,
Dummkopf, Thor: wo ich zugegen,
Redest Du? Wenn ich zur Strafe
Ziehen wollte diesen Kecken,
Braucht' ich Hülfe noch?
König.
Vielleicht.
Don Tello.
Die Gesinnung find' ich edel,
Und der Eifer für den König
Schützt ihn: daß ihn Niemand kränke!
Ruhig.
König.
Das ziemt dem Vasallen,
Bei Gott...
Don Tello.
Flucht nicht.
König.
Meinetwegen.
Don Tello.
Liebt den König Ihr?
König.
Nach Pflicht.
Don Tello.
Setzt Euch, guter Aguilera.
König.
Wer edel denkt,
Muß vom König edel reden;
Denn die Könige vertreten
Götterstelle hier auf Erden.
Und Gott hat sie eingesetzt,
Um sein Bildniß vorzustellen,
Gute Könige und schlimme.
Wie nach göttlichem Ermessen
Sein Geheimniß gut befindet,
Giebt die Vorsicht uns die Herrscher:
Böse, wenn Gott zücht'gen will,
Gut, will er uns Lohn bescheeren.
Doch dies nun bei Seite lassend,
Eures Namens Ruhm und Ehre
Gab mir, als vorbei ich reiste,
Anlaß, Euer Haus zu sehen;
Und bestätigt ward die Meinung,
Die ich schon im Voraus hegte,
In wieweit man hier Euch liebt.

Don Tello.
In ganz Alcala verehret
Man mich höchlich.

König.
Ja, man sagt,
Hier gilt selbst der König wen'ger.

Don Tello.
Seine Handschrift und sein Siegel
Mögen wohl die Leute kennen,
Und wenn ich's erlaube, folgen
Sie bisweilen den Befehlen,
Die er schreibt.

König (bei Seite).
Gott steh' mir bei!
Sah' man jemals solchen Frevel?
Mit Fußtritten ihn zu tödten,
Hält mich nichts als das Bedenken
Meiner höchsten Richterwürde.

Don Tello.
An den Fürsten respectirt man
Mehr die Hoheit als den Degen.

König.
Den Don Pedro sagt man tapfer.

Don Tello.
Ja, das schreibt sich vom Erstechen
Jenes Clericus und Cantors
Her.

König.
Und wenn dem also wäre,
Mann ist Mann.

Don Tello.
Nicht Jedermann
Ist von Adel.

König (bei Seite).
Anstand geben
Muß ich jetzt noch meiner Rache;
Denn zur Strafe soll sie werden.

Der zweite Act führt uns in den Palast des Königs, wo wir während mehrerer Scenen Gelegenheit haben, Don Pedro als hochsinnigen Rechtspfleger kennen zu lernen. Eine Botschaft ist an Tello ergangen, sich zum Könige zu verfügen. Auch Rodrigo und Leonor sind in Madrid eingetroffen und erkennen mit Bestürzung in Don Pedro den vermeintlichen Herrn vom Hofe. Derselbe nimmt sie gütig auf, verspricht ihnen volle Genugthuung, und Leonor ist so bezaubert von seiner Würde und Majestät, daß sie ausruft: „Wen die Königswürde schmückt, den umglänzt ein solcher Schimmer, daß wer einen König sieht, glaubt, ein Gott sei ihm erschienen." Don Tello naht mit großem Gefolge, von Uebermuth gebläht. Da der König ihn eine Weile im Vorzimmer warten läßt, beklagt er sich mit stolzen und zornigen Worten. Endlich erscheint der König; er hält einen Brief seines Bruders, des Grafen von Trastamare, in welchem derselbe seine Verzeihung anfleht, in der Hand, und liest ihn laut, indem er über die Bühne schreitet, ohne von Don Tello Notiz zu nehmen; trotz seines Muthes erbleicht der Letztere, als er in Don Pedro seinen guten Ritter Aguilera erkennt. Fünf- bis sechsmal spricht Don Tello den König ehrfurchtsvoll an; immer weiter lesend, achtet derselbe seiner nicht; endlich wendet er sich nachlässig zu ihm und fragt: „Wer ist's?" „Don Tello Garcia," lautet die Antwort. „Hebt den Brief mir auf," sagt der König zu seinem Begleiter und entfernt sich, ohne Don Tello eines Blickes oder eines Wortes zu würdigen. Flammender Zorn kocht in des stolzen Ritters Brust. „Komm, wir gehen!" ruft er seinem Diener zu; doch schon tritt Don Pedro wieder ein.

König.
Bleibt hier stehen!

Don Tello.
Señor; ich . . . weil ich nicht fassen
Kann . . . was mir . . . die Gunst entreißt . . .

König.
Wer mir nicht Respect beweist,
Muß der jetzt vor mir erblassen?

Don Tello.
Ich erblasse nicht.

König.
Laßt sehn, ob Ihr nicht erblaßt!

Don Tello.
Herr, der Ehrerbietung Schuld . . .
Euer Handschuh fiel zur Erde.

König.
Was?

Don Tello.
Ich bin gekommen . . .

König.
Werde
Ich's bezweifeln?

Don Tello.
War es Huld?
Küssen will ich Eure Hand,
Und der Handschuh sinket nieder . . .

König.
Nun, Ihr gebt ihn mir nicht wieder?

Don Tello.
Nehmet.

König.
Sonst so arrogant,
Jetzt erblaßt? Was macht Euch Noth?

Don Tello.
Hier Señor.
(Er giebt statt des Handschuhs dem Könige seinen Hut.)

König.
Das ist der Hut,

Der mir nicht Genüge thut
Ohne Kopf!

Petersil.
O sapperlot!

König.
Also daß bei Euch zu Lande
Kön'ge stehen, das ist Styl?
Dessen waret Ihr im Stande?
Gilt der König nicht so viel
Als in Alcala der Grande?
Lebt Ihr in der Ketzerei,
Daß Ihr das Gesetz verachtet,
Was nicht von Gott selber sei?
Doch wer's menschliche nicht achtet,
Den spricht göttliches nicht frei.
Ihr seid's — mußt' ich's doch erleben —
Der mein Scepter mit mir theilt?
Will ich Brief und Siegel geben,
Der Erlaubniß erst ertheilt,
Meinem Willen nachzuleben?
Und so unumschränkt seid Ihr,
Daß Ihr thut, was Euch beliebt;
Daß vor Eurer Lüste Gier
Nichts den Frauen Zuflucht giebt?
Lernt Ihr so etwas von mir?
Königs Arm hat große Kraft,
Dessen seid von mir belehrt:
Da er zornfrei, unerschlafft,
Furcht verbreitend mit dem Schwert,
Dem Gesetze Ansehn schafft.
Falls Euch Uebermuth verführt,
Widerstand dem Arm zu leisten,
Thut Ihr, was sich nicht gebührt:
Frechheit darf sich nicht erdreisten,
Wo Vernunft die Klinge führt.
Fürsten ist schlecht widerstehen:
Greift die Bosheit auch zum Stahl,
Wird sie nicht der Straf' entgehen;
Denn Justiz trifft wie der Strahl,
Ehe man ihn noch gesehen.
Merkt Euch das! Nach allem Schein
Wißt Ihr vom Gesetz nur wenig,
Euer Irrthum ist nicht klein.
Denn zuvörderst bin ich König,
Und Don Pedro obendrein.
Wär' es möglich, abzulegen
Meiner Würd' Autorität,
Die Euch konnte Furcht erregen —
Sollte bänd'gen Euch mein Degen
Wie jetzt meine Majestät;
Doch der Königshoheit kann
Nimmermehr ich mich entkleiden,
Euch zu zeigen, daß ich Mann.
Da Ihr nun der Strafe Bann
Durch mich habet zu erleiden,
Grüß' ich Euch mit solchem Gruße,
Daß Ihr nicht an Stich und Hieb
Denken sollt: weil ich drauf fuße,
Nehmt auf Abschlag Eurer Buße
Diese Stöße hier vorlieb.
(Er stößt ihn mit dem Kopfe ein Paar Mal gegen die Wand und geht hinaus.)

Diese Scene ist jederzeit auf der spanischen Bühne von immenser Wirkung gewesen. Scham und Schmach droht Don Tello zu ersticken. „Was mit Beulen angefangen," meint sein Diener, „endet oftmals mit dem Beile." Noch ist Don Tello's Stolz ungebeugt; er verweigert die Vermählung mit Donna Leonor und bemerkt dem König, daß ein spanischer Grande um eines solchen Vergehens willen nicht den Kopf verlieren könne. Der Monarch fragt ihn, wer diese Privilegien seinem Stande verliehen habe; und als Tello antwortet, daß des Königs Ahnherrn es gewesen, erklärt Don Pedro: so könne er, da er gleich seinen Ahnherrn König sei, mit dem Gesetze schalten wie seine Stifter. Er schließt seine Rede mit den Worten: „Ob vermählt ob unvermählt — morgen früh, deß seid versichert, lass' ich Euch den Kopf abschlagen. Führt ihn fort zum Schloßverließe." Jetzt erst im Angesicht des Todes bricht Don Tello's Trotz; er bereut sein Unrecht gegen Leonor und willigt in die Vermählung mit ihr. Der König, welcher einst in der Wuth einen Geistlichen erstochen, wird seitdem von unheimlichen Visionen verfolgt; oft glaubt er den Schatten des Ermordeten zu schauen, der ihm zuruft: „In Madrid wirst du zu Stein." Noch ist er aufgeregt von einer solchen Vision, als Leonor und Maria vor ihm erscheinen, um Gnade für Tello und Rodrigo von ihm zu erflehen; denn auch Letzterer ist, weil er im Palaste das Schwert gegen Don Tello gezogen hat, zum Tode verurtheilt worden. Mit Strenge und Entschiedenheit werden die Weinenden abgewiesen, da der gerechte Spruch bereits gefällt sei. Indessen genügt es Don Pedro nicht, den Frevelmuth Don Tello's als König gebeugt zu haben; er will ihm auch als Ritter beweisen, daß sein Degen der prahlerischen Kühnheit des Vasallen gewachsen sei. Nachdem er sich mit zwei Schwertern bewaffnet, läßt er sich Nachts vermummt in Don Tello's Gefängniß führen und fordert diesen auf, ihm zu folgen; er sei sein Freund und wolle ihn retten. Als sie ins Freie gelangt sind, giebt er Don Tello ein Schwert und entfernt sich, vorgeblich um das Terrain zu recognosciren, kehrt aber sogleich zurück und, seine Stimme abermals verstellend, beginnt er einen Streit mit Don Tello, welcher den erwünschten Kampf herbeiführt. Nachdem der

Sieg eine Weile geschwankt, schlägt der König seinem Gegner das Schwert aus der Hand. Lichter werden gebracht, und mit freudiger Genugthuung sieht der König den stolzen Granden Alcala's zu seinen Füßen liegen. „Lerne," sagt er ihm, „daß ich mit dem Degen kann als Mann erzwingen, was ich als der König dir befehle."

Don Tello.
Ich bekenn' es.
König.
Also jetzo,
Wo Du weißt, daß mit dem Schwerte
Ich Dir obgesiegt, in Deinem
Haus Bescheidenheit Dich lehrte,
Im Palast als Fürst Dich beugte,
Jetzt, wo mich in den drei Fällen
Milde, tapfer und gerecht
Du erprobet hast, jetzt gehe,
Du bist frei; doch meide eilig
Des castil'schen Reiches Grenzen,
Denn wofern man Dich ergreift,
Mußt Du ohne Rettung sterben.
Ich als König könnte dort
Dir nicht so wie hier vergeben:
Handelt hier mein Edelsinn —
Dort befiehlt die Ueberlegung,
Dort verdammt Dich das Gesetz,
Hier will Dich mein Muth erretten;
Hier kann ich der Ritter sein,
Dort macht sich der Richter geltend:
Dort muß ich Dir feindlich sein,
Hier will ich als Freund Dir helfen;
Denn ich kann nicht dort wie jetzt
Meiner Würde mich begeben.
Um mit Dir Mann gegen Mann
Frei von Vortheil mich zu messen,
Legte ich die Hoheit ab,
Mich als Ritter Dir zu stellen.
Don Tello.
Ich bin außer mir! und wahrlich,
Deine Majestät verehr' ich,
Deinen Edelmuth bewundr' ich,
Deine Mannheit macht mich beben.
Meine Strafe acht' ich Ruhm,
Jener Schimpf wird mir zur Ehre:
Denn nur Du allein vermagst
Meine Heldenkraft zu brechen;
Und so, Deiner Güte dankend,
Will ich aus Castilien gehen.

Der König hat Pferde und Geld für Don Tello bereit halten lassen; dieser eilt davon. Als auch der König sich entfernen will, ertönt hinter der Scene eine Stimme: „Wirst zum Steine in Madrid," und ein Todter mit Chorhemd und Stola eines Clerikers erscheint. Es ist der Schatten des vom König ermordeten Geistlichen; er faßt den Dolch seines Mörders und prophezeit ihm, daß mit diesem Dolch sein Bruder einst Castilien an ihm rächen würde. „Laß los den Dolch!" ruft der erschreckte König; da läßt der Todte den Dolch fallen, der im Boden stecken bleibt. „Was ist dein Begehr?" fragt der König; der Todte fordert den Bau eines Klosters an der Stelle, wo der Dolch im Boden steckt, um des Königs Sünden zu sühnen, und damit er für ewige Zeit in Alabaster lebe. „Heißt das Stein sein in Madrid?" fragt Don Pedro. „Ja," antwortet der Todte. Mit einem Handschlag verspricht der König, das Verlangen desselben zu erfüllen; in dem Händedruck des Todten aber brennt die Hölle, und der König taumelt entsetzt zurück.

Indessen ist Enrique, Graf von Trastamare, in Madrid eingetroffen, um sich seinem königlichen Bruder, der ihm Verzeihung versprochen hat, zu Füßen zu werfen. Er findet den Dolch im Boden stecken, erkennt ihn als denjenigen seines Bruders, und als glückbringendes Vorzeichen überreicht er ihn demselben bei seiner ersten Begegnung mit ihm; doch der König, der düsteren Prophezeiung eingedenk, empfängt ihn mit Entsetzen aus des Bruders Händen, und plötzlich, wie von einem Wahn ergriffen, sieht er vorahnend den Dolch mit dem eigenen Blut gefärbt, welches dereinst durch diesen Stahl vergossen werden soll, und stürzt sich auf seinen Bruder, ihm den Todesstoß zu versetzen. Im nächsten Augenblick jedoch kommt er wieder zu sich und bewillkommnet Don Enrique in herzlicher Weise. Don Tello ist auf seiner Flucht ergriffen worden und wird vor den König geführt, der die Vollstreckung des gefällten Urtheils befiehlt. Don Enrique aber erbittet als erste Gunst und Zeichen der Versöhnung die Begnadigung Don Tello's und Rodrigo's. Sie wird gewährt; Don Tello reicht Leonor die Hand, und Rodrigo vereinigt sich mit Maria.

Mit Meisterschaft hat Moreto die Rolle des Don Pedro ausgeführt. In der Revue de deux mondes sagt Viel-Castel, daß „alle Einzelnheiten dieses Charakters von einer Vollendung und Tiefe sind, die bei längerer Betrachtung immer deutlicher hervortritt.

Moreto's Genie hat, um so zu sagen, das historische Problem jener widersprechenden Urtheile gelöst, welche von den Chronisten und Dichtern über diesen Fürsten gefällt worden sind; er läßt uns in dem unbeugsamen Rechtspfleger schon den blutigen und unversöhnlichen Tyrannen voraussehen. In dem Grimme, mit dem Don Pedro die Empörungen seiner Brüder und des aufrührerischen Adels verfolgt, in den Strafen, die er bei jedem Anlaß dictirt, in den despotischen Gelüsten, die sich mit seiner Gerechtigkeitsliebe verbinden, in den heftigen Aufwallungen, in welche er bei jeder Gelegenheit geräth, in jener Wildheit und Rohheit, welche oft die Affectation eines ritterlichen und galanten Benehmens überwältigt, ahnt man schon, was er dereinst werden kann, wenn ihn neue Provocationen zum Aeußersten bringen. Schon ist ihm sogar das Verbrechen nicht fremd, schon hat er schuldloses Blut vergossen, und schon verfolgen ihn abergläubische Schrecken, während seine stolze Seele jeder anderen Furcht unzugänglich ist. Es ist eine von jenen hochtragischen Compositionen, von jenen Conceptionen, welche an Shakspeare erinnern, und welche in dem großen Dichter zugleich den Historiker, den Moralisten und, ich möchte sagen, den Staatsmann zeigen, als ob sich auf einer gewissen Höhe alle großen Fähigkeiten des Geistes berührten und miteinander vermengten."

Der „ritterliche Richter" ist indessen das einzige hervorragende tragische Drama Moreto's geblieben. Sein eigentliches Element war das Lustspiel, in welchem die drastische Kraft seines Witzes zur Geltung kam, und in dem seine komische Ader unerschöpflich schien. Zierlichkeit des Dialogs, schöne Verse, Grazie, Scharfsinn und Geist geben diesen Komödien das Gepräge mustergültiger Dichtungen; und zu diesen Vorzügen gesellt sich noch eine Charakterzeichnung, welche an Sicherheit, Kraft und Wahrheit diejenige seiner Zeitgenossen und Vorgänger übertrifft.

Das bekannteste seiner Stücke, das glänzende Lustspiel „El desden con el desden" (Trotz wider Trotz), auch bei uns in der Bearbeitung West's unter dem Titel „Donna Diana" hinlänglich bekannt, wird von den Spaniern als ihr vorzüglichstes Lustspiel gepriesen. Man wirft dem Dichter auch bei dieser Komödie die Plünderung einiger Lope'schen Arbeiten vor; in jedem Fall aber hat er es verstanden, das Entlehnte mit so viel poetischem Geschmack, feinem Geist und graziösem Humor zu durchdringen, daß, immerhin die Originalität abgerechnet, das Lob, welches ihm gebührt, ein außergewöhnliches sein muß.

In „El lindo Don Diego" (der süße Don Diego), ist dem Dichter die Charakterzeichnung des Helden so vorzüglich gelungen, daß „süßer Don Diego" noch heutigen Tages in Spanien eine sprüchwörtliche Bezeichnung für einen faden süßlichen Gecken ist. Don Diego ist aus der Provinz nach Madrid gekommen, um sich mit einem schönen jungen Mädchen zu vermählen, welches aber bereits heimlich mit einem Anderen verlobt ist. In lächerlicher Eingebildetheit auf seine Schönheit und seinen Geist glaubt Don Diego, daß er für jedes weibliche Wesen unwiderstehlich sei. Der Diener seines Nebenbuhlers benutzt diese abgeschmackte Eitelkeit und macht ihn glauben, daß sich eine reiche Gräfin sterblich in ihn verliebt habe. Zusammenkünfte zwischen den Beiden werden veranstaltet, und der geschmeichelte Don Diego opfert der Gräfin seine Braut, welche nun ihrerseits der Neigung ihres Herzens folgen darf. Da verwandelt sich die Gräfin in eine leichtfertige Dirne, und unter Spott und Hohn muß der süße Don Diego ohne Braut heimkehren.

„De fuera vendra, quien de casa nos echara" (Ein Fremder wird uns aus unserem Hause werfen) schildert eine alte Kokette, welche an die Huldigungen eines Cavaliers glaubt, der eigentlich um ihre Nichte wirbt und diese auch schließlich zum Aerger und zur Strafe der Alten heimführt.

„El marques de Cigarral" (der Marques von Cigarral), eine Burleske von großer komischer Kraft, zeichnet den Charakter eines vor Hochmuth und Eitelkeit verrückt gewordenen Cavaliers.

Moreto ebenbürtig an die Seite zu stellen ist der Dichter Francisco de Rojas, welcher sowohl im Intriguenstück wie in der Tragödie Ausgezeichnetes leistete. Von dem Leben dieses genialen Dichters weiß man nichts, als daß er im Anfang des siebzehnten Jahrhunderts zu Toledo geboren, und im Jahre 1641 zum Ritter des Ordens von San Jago ernannt wurde. Das Jahr seines Todes ist unbekannt.

Seine Stücke sind von sehr ungleichem Werthe. Vielen derselben fehlt jedes künstlerische Maß, sie huldigen dem Stil Gongora's und der Dichter wetteifert darin an excentrischen Einfällen und ausschweifender Phantasie mit den tollsten Werken des Virues oder des Mira de Mescua. Dagegen gehören andere seiner Dramen, sowohl im Tragischen wie im Komischen, zu den schönsten dramatischen Dichtungen der spanischen Literatur; wir finden in ihnen neben genialen Conceptionen den Zauber einer reichen und blühenden Sprache, tiefergreifende Seelengemälde voll leidenschaftlicher Kraft, hochtragische Situationen und ein Feuerwerk kecken und sprudelnden Witzes. „Wenn wir Calderon ausnehmen," bemerkt der spanische Schriftsteller Ochoa in seiner Beurtheilung des Rojas, „vor welchem keiner unserer Dramatiker in irgend einem Punkte etwas voraus hat, so steht Rojas in Reinheit der Sprache allen seinen Nebenbuhlern vollgültig zur Seite und übertrifft sie alle an Energie; seine Sätze sind conciser und kräftiger, seine Ausdrücke treffender und eigenthümlicher, d. h. der Situation anpassender, und das ist so ausgemacht, daß ein Mann, der in unserer überreichen Sprache vollkommen zu Hause wäre, gewiß Mühe haben würde, in einem Verse von Rojas auch nur ein Wort zu ändern oder umzustellen, ohne der Kraft oder der Anmuth Eintrag zu thun. Wohlverstanden, dies gilt von Rojas' guten Dramen, welche von den schlechten so leicht zu unterscheiden sind, daß sich auch der ungeübteste Beurtheiler nicht darin irren kann."

Das vorzüglichste von den Stücken des Rojas ist: „Del rey abajo — ninguno, ó Garcia del Castañar"*) (Außer meinem König — Keiner, oder Garcia von Castañar). Das Motiv desselben ist der in so vielen spanischen Stücken geschilderte Conflict zwischen Königstreue, Ehre und Liebe. In dem Eingang zur Vorrede dieses Drama's sagt Ochoa: „Dieses Drama ist in Spanien so populär, daß es kaum einen halbweg gebildeten Jüngling geben dürfte, der nicht Stellen daraus auswendig wüßte. Auf den stehenden Theatern in den großen Städten wird es fortwährend aufgeführt, und selbst in Landstädten und Flecken ist es wohlbekannt, da es das erste Stück ist, mit welchem die vagirenden Bühnen, wenn sie Sommers auf Landgrasung ausziehen, glanzvoll loslegen. Man kann sagen, daß dies Stück von dem ungeheuern dramatischen Repertorium Spaniens das bekannteste ist.

Wäre es durch ein unbegreifliches Verhängniß beschlossen, unser ganzes Theater aus der goldenen Zeit zu vernichten, und würde es uns gestattet, ein Minimum davon, vier Dramen, als Reliquien so großen Reichthums zu retten, so würden wir bei dem großen Werth, den wir auf die literarischen Celebritäten unserer Nation legen, doch keinen Augenblick anstehen, aus diesem furchtbaren allgemeinen Schiffbruch zu retten: den „Tetrarca" (Eifersucht das größte Scheusal) von Calderon, „el desden con el desden" (Donna Diana) von Moreto, „la verdad sospechosa" von Alarcon, und den „Garcia del Castañar" von Rojas."

Der Inhalt dieses berühmten Drama's ist folgender: Garcia, der Held des Stückes, ist der Sohn des Grafen Garcia Bermudo, welcher während der Minderjährigkeit des zur Zeit regierenden Königs Alfonso XI. in eine Verschwörung verwickelt war, deren Entdeckung ihn zur Flucht zwang. Sein Sohn Garcia ist in der Einsamkeit erzogen worden und hat nach dem Tode des Vaters das Landgut Castañar gekauft, dessen Namen er trägt, und wo er mit seiner jungen, liebreizenden Gattin Blanca ein zurückgezogenes glückliches Leben führt. Blanca hat er durch die Vermittelung des Grafen Orgaz heimge-

*) Auch von diesem Drama hat Dohrn eine mustergültige Uebersetzung geliefert.

führt, — eines Freundes seines Vaters und des einzigen Menschen, der um seine Herkunft weiß. Der Graf hat ihm die adlige Abstammung Blanca's, obgleich dieselbe in einem Bauernhause aufgewachsen ist, verbürgt; doch hat er ihm nicht mitgetheilt, daß sie dem castilischen Königshause entsprossen und die Tochter des Prinzen de la Cerda ist, welcher, gleich dem Vater des Garcia, als des Hochverraths verdächtig, flüchtig werden mußte.

Der König, mit Zurüstungen für einen maurischen Feldzug beschäftigt, freut sich an den reichen Spenden, welche ihm seine Vasallen freiwillig zu dem Kriege bieten. Unter Anderm liest er erstaunt das Verzeichniß der werthvollen Gaben, die ihm ein einfacher Landmann Namens Garcia del Castañar zur Verfügung stellt. Er fragt nach dem Mann, und Graf Orgaz ergreift eifrig und freudig die Gelegenheit, den Freund der Gunst des Monarchen zu empfehlen. „Glaubt es mir auf meine Ehre," sagt er dem König, „wenn Ihr ihn beruft, in den Krieg Euch zu begleiten, dann besitzet Ihr in ihm eine Klugheit, die Euch leitet, eine Wahrheit ohne Maske, einen Scharfsinn ohne Gleichen, einen Reichen ohne Ehrgeiz, einen Weisen ohne Streitsucht, einen Tapfern voll Verstand, einen Landmann, der nicht eitel." Die Neugierde des Königs ist durch die Lobsprüche des Grafen dergestalt erregt, daß er beschließt, dem wunderbaren Bauern incognito einen Besuch abzustatten. Eine Jagd muß den Vorwand dazu liefern. Orgaz benachrichtigt indessen heimlich seinen Freund von dem Vorhaben des Königs und schreibt ihm, daß er denselben an einem rothen Ordensbande, das er zu tragen pflege, erkennen würde.

In den anmuthigsten Farben wird das häusliche Glück Blanca's und Garcia's geschildert, und in süßen lieblichen Reden strömen sie ihre gegenseitige Zärtlichkeit aus. Der König tritt mit drei Cavalieren auf. Er giebt sich für einen Herrn vom Hofe aus und bittet, da er sich auf der Jagd verirrt habe, um die Erlaubniß, in Garcia's Hause bis Sonnenuntergang ausruhen zu dürfen; mit einfacher Herzlichkeit wird dieselbe gewährt. Der König hat sein Ordensband abgelegt und einen der Hofleute, Don Mendo, der ihn lange um diese Gunst gebeten, damit geschmückt; so wird Don Mendo von Garcia für den König gehalten. Dieser weiß das Gespräch auf die reichen Gaben des Garcia zu lenken und theilt demselben mit, daß Don Alfonso Willens sei, ihn mit Gunst zu überschütten. Doch Garcia weist die glänzendsten Anerbietungen von sich; mit Beredsamkeit schildert er die Freuden des Landlebens und seiner stillen Häuslichkeit und führt die Worte seines Vaters an, der ihm einst gesagt: „Lieber Sohn, den König leicht einem Feuer man vergleicht: Wärme theilt er aus und Brennen, je nachdem man nah und ferne."

Don Mendo hat unterdessen mit Blanca geplaudert, und ihre Schönheit hat ihn leidenschaftlich bewegt; doch weiß sie seinen feurigen Erklärungen anmuthigen Spott entgegenzuhalten und ihrem Gatten die Unruhe, welche er über die Galanterien des vermeintlichen Königs blicken läßt, heiter fortzuschmeicheln. Bald entfernen sich die Gäste, Mendo mit dem Vorsatz im Herzen, Blanca um jeden Preis zu gewinnen.

Als Garcia einen Diener nach der Stadt schickt, besticht Don Mendo denselben; er erfährt von ihm, daß Garcia allnächtlich im Walde jage. Darauf bauend begiebt er sich Nachts nach Castañar, erklimmt den Balcon von Garcia's Hause, tritt ins Gemach und sieht sich zu seinem Schrecken dem Herrn des Hauses gegenüber, welcher zufällig früher als gewöhnlich heimgekehrt ist. Schnell verhüllt er sich; Garcia droht ihm mit dem Tode, wenn er sein Antlitz nicht zeige. „Mag das rothe Band Euch lehren, welchen Mann Ihr vor Euch habt," spricht Don Mendo, enthüllt sich, und Garcia's Hand entfällt die Waffe.

Don Garcia (bei Seite).
Weh', der König! Gott, Allmächt'ger!
Und er weiß, daß ich ihn kenne!
Pflicht des Unterthans und Ehre —
Welch ein unglücksel'ger Zwiespalt
Muß hier meine Rache hemmen!

Don Mendo (für sich).
Das ist recht der Bauern Art,
Furcht und Zagen heißt ihn beben;
Freilich, solchen niedern Menschen
Würd' ich mit Gewalt auch bänd'gen.
Und den rühmte Graf Orgaz

Als so tapfer! Eitles Schwätzen!
(Laut.) Ja, in Eurem Hause bin ich,
Weder fliehn noch leugnen werd' ich,
Daß ich kam in dieser Nacht . . .

Don Garcia.

Meine Ehre mir zu stehlen!
Herrlich wollt Ihr mir und Blanca
Unsre Gastlichkeit vergelten,
Die wir Euch so treu bewiesen!
Sehr verschieden wird den Menschen
Unsre Handlungsweise dünken:
Ich verehr' Euch trotz der Kränkung;
Ihr, dem Treue ich gezollt,
Wollt zum Danke mich entehren.

Don Mendo (will die Waffe ergreifen).

Dem gekränkten Bauer trauen
Wäre Thorheit: mir verhelfe
Zur Vertheid'gung dies Gewehr . . .

Don Garcia.

Was beginnt Ihr? An der Erde
Laßt die Büchse: und erwägt,
Daß ich's deshalb Euch verwehre,
Um den Glauben Euch zu nehmen,
Als ob Ihr im Vortheil wäret.
Mein Verfahren wird allein
Durch dies rothe Band geregelt,
Diesen Gurt von Spaniens Sonne,
Die mit ihrem Strahl mich blendet.

Don Mendo.

Also habt Ihr mich erkannt?

Don Garcia.

Könnt' es an der Wirkung sehen.

Don Mendo.

Die Genugthuung verbietet
Mir mein Rang. Was soll geschehen?

Don Garcia.

Geht von hinnen, bittet Gott,
Die Gelüste Euch zu zähmen:
Kehret nie zum Castañar:
Dies unsel'ge Unternehmen
Zu bestrafen ziemt nicht mir,
Mag der Himmel mit Euch rechten!

Don Mendo.

Dankbar werd' ich sein, Garcia!

Don Garcia.

Eure Gunst ist mir entbehrlich.

Don Mendo.

Daß nur nicht der Graf Orgaz
Dies erfährt!

Don Garcia.

Ich will's versprechen.

Don Mendo.

Gott befohlen.

Don Garcia.

Er bewahre
Mich und meine Blanca ferner
Vor Versuchung.

Don Mendo.

Euer Weib . . .

Don Garcia.

Haltet ein mit Eurer Rede —
Euch allein trifft alle Schuld,
Lehret mich mein Weib nicht kennen!

Don Mendo (bei Seite).

Blanca, ach, vergehen muß ich,
Du und er seid mir entgegen —
Doch er schonet den Beleid'ger,
Und Du tödtest den Verehrer.
(Er will abgehen.)

Don Garcia.

Wohin wollt Ihr?

Don Mendo.

Nach der Thüre.

Don Garcia.

Wie verblendet, wie verblendet!
Hier geht, wo Ihr hergekommen.

Don Mendo.

Kennt Ihr mich?

Don Garcia.

Bei meiner Ehre,
Wüßte ich nicht, wer Ihr seid —
Köpflings kämet Ihr zur Erde!
Doch jetzt nehmet diese Büchse,
Denn ich geb' Euch zu bedenken,
Daß hier Räuber im Gebirg'
Hausen, die Euch leicht verletzen
Könnten, wenn sie Euch mißkennen.
Rasch hinunter; denn ungerne
Möcht' ich, daß es Blanca wüßte.
Eilig, eilig nur, Señor,
Spart Euch diese Complimente!
Und wenn Ihr hinuntersteigt,
Fallt mir nicht; ich will nicht gerne,
Daß Ihr strauchelt hier im Haus;
Nein, verlaßt es auf das schnellste.

Don Mendo.

Ich vergehe!

Don Garcia (allein).

Lästig
War Dir's also, o Fortuna,
Mir getreu zu sein und stetig!
Wie hast Du ins offne Meer
Mich hinausgeschleudert! Schrecklich
Hat das Wetter sich verändert!
In des heitern Tages Helle
Wirft der Himmel seinen Blitz,
Wo ich mich so sicher wähnte!
Ja, mein Unglück ist gewiß,
Nicht bezweifl' ich, was ich sehe;
Denn verkleidet sucht der König
Meiner Gattin nachzustellen.
Unglücksel'ger, der ich bin!
Ein geborner Graf, ein Edler
Von Castilla, muß ich hier
Bauer sein in diesen Bergen,
Und der heut'ge Tag erniedert
Mich zu etwas noch weit Schlechterm!
So bezahlst Du, Fürst Alfonso,
Daß ich Dir so treu ergeben?
Aber nein, ich schweige: meine
Schickung ist's, nicht sein Vergehen.
Und Du, tiefbetrübtes Herz,
Laß uns auf das Mittel denken;
Denn die Leiden, die Gefahren
Proben nur die muth'gen Seelen.
Blanca soll mit mir entfliehen,
Meine Unschuld, meine Ehre
Soll ein andres Reich beschirmen! —
Doch das wird man Feigheit schelten;
Denn den Grund darf ich nicht künden,
Und dann heißt es, ich erbebte
Vor dem Zug gen Algesiras.

Das ist wahr: es scheinet besser,
Mich dem Könige zu nennen: —
Aber nein! Das wird nicht gehen,
Sicher wäre mir der Tod,
Sein Gelüst nur nicht zu hemmen.
Doch, wenn Blanca Ursach' ist,
Ich zu schwach zum Widerstehen —
Was soll ich hiebei beginnen?
Läßt ein König sich denn zähmen
In der Leidenschaft durch Zügel
Der Vernunft? Ja, Blanca, sterbe,
(Er zieht den Dolch.)
Und mit ihr die Schmach! Der Uebel
Kleineres muß ich erwählen.
Nicht die Eifersucht verdammt
Dich zum Tode, nein die Ehre.
Vor der Infamie beschütz' ich
Mich auf Kosten Deines Lebens.
Ach vergieb mir, meine Blanca,
Von der Schuld weiß ich Dich ledig,
Nur der Schicklichkeit Gesetze
Zwingen mich, und Du mußt sterben.
Aber darf die Convenienz
Einen Ritter so weit knechten,
Daß er gegen alles Recht
Opfert ein unschuldig Leben?
Ja, sobald ihm klar geworden,
Einsicht und Vernunft ihn lehren,
Aus den schon vorhandnen Zeichen
Künft'ge Schande zu erkennen.
Aber ich, geliebte Blanca,
Soll barbarisch und entsetzlich
Aus des Busens Lilien reißen
Deines Blutes Purpurnelken?
Nimmermehr! unmöglich ist's,
Süße Blanca! meine Hände,
Würden sie zertrümmern wollen
Dich, den Spiegel meiner Seele?
Doch die Schönheit grade ist es,
Die mich bringt um meine Ehre:
Tod für Blanca, Tod für mich!
Muth, mein Herz, und auf der Stelle
Sei durchbohrt ihr Herz und meins!
Flieh' mit ihrem auch mein Leben,
Ihrem Athem, ihrer Seele,
Sollen meine sich gesellen!
Nur daß mir die Kraft nicht fehle,
Daß mir Athem nicht gebreche,
Daß mir zwischen Wort und Schweigen,
Wenn ich meinen Arm erhebe,
Nicht das Blut im Herzen starre,
Und dem Dolch das Morden wehre!

Der Graf Orgaz befindet sich auf dem Wege nach Castañar im Walde, als er ein halb nacktes Weib erblickt, das sich ihm in wilder Flucht nähert. Voll Verwunderung erkennt er Blanca. Die Unglückliche ist dem Dolch ihres Gatten entflohen; unter heißen Thränen theilt sie dem väterlichen Freunde das Vorgefallene mit. Dieser sendet sie unter dem Schutz seines Dieners nach dem Palast der Königin, welche durch ihn bereits von Blanca's Herkunft unterrichtet ist; er selber aber begiebt sich nach Castañar. Den Dolch in der Hand, der Verzweiflung zum Raube, ist Garcia allein zurückgeblieben. In bitterem Schmerz ruft er sich selber zu: „Blinder Mörder, sprich, wohin? Ehre, das ist dein Getriebe — ach, die Seele meiner Liebe, meines Lebens Mark ist hin.“ Vergebens fordert Graf Orgaz von ihm eine Aufklärung über seine räthselhafte Handlungsweise; auf Garcia's Frage nach Blanca theilt er ihm mit, daß sie sich im königlichen Schlosse befände; tief erschüttert von dieser Nachricht bittet er den Grafen, ihn sofort nach Toledo zum Könige zu führen.

Unterdessen ist Blanca aufs huldreichste von der Königin empfangen worden, welche ihr das Geheimniß ihrer Geburt enthüllt. Als sie allein ist, benutzt Don Mendo die Gelegenheit, um ihr abermals mit Liebesanträgen zu nahen. In demselben Augenblick tritt Garcia ein und hört zu seiner Genugthuung, wie Blanca Mendo's Erdreisten mit den Worten zurückweist: „Eh' reißt Ihr vom Dom der Nacht ew'ger Sterne Strahlenpracht! — meine Ehr' ist starres Erz.“ Garcia tritt diesmal Don Mendo entschieden entgegen und erklärt, daß er Willens sei, Blanca nach Castañar zurückzuführen. Mendo verbietet ihm, sich von der Stelle zu rühren; er eilt fort, um zu seiner Unterstützung die Königin herbeizuholen, und Garcia muß bleiben, weil, wie er glaubt, sein König es befiehlt. Jetzt erscheinen der König, die Königin, Don Mendo und ein zahlreiches Gefolge. Begrüßend wendet sich Don Alfonso an Blanca und Garcia.

Don Garcia (zum König).
Ritter, Gott verleih' Euch Freude!
Laßt uns Seiner Majestät
Nur zuerst die Füße küssen.
(Er wendet sich an Don Mendo, dieser verweist ihn auf den König.)

Don Mendo.
Wenn dies nicht der König wäre.

Don Garcia (für sich).
Ehre, meine ärmste Ehre,
So hast Du Dich täuschen müssen?
(Zum König.) Edler Fürst, gerecht und groß,

Gebt uns Beiden Eure Hand,
Wir verdienen dieses Pfand . . .
Seid versichert . . . ich . . .

Der König.
Laßt los
Meine Hand! Ein jäh' Erblassen
Trieb die Farb' Euch vom Gesicht!

Don Garcia (für sich).
Farbe hat ein Edler nicht,
Wenn die Ehre ihn verlassen.
(Zum König.) Laßt Euch ein Geheimniß sagen:
Sonne seid Ihr, zieht ans Licht,
Was geschah: wie sollte nicht
Wahrheit auf der Stirn mir tagen?

Der König.
Hat Euch wer beschimpft?

Don Garcia.
Ich kann
Deutlich meinen Feind erkennen.

Der König.
Wer?

Don Garcia.
Ich weiß ihn nicht zu nennen.

Der König.
So bezeichnet ihn.

Don Garcia.
Wohlan!
(Zu Don Mendo.)
Laßt uns in den Vorsaal gehn;
Wicht'ge Gründe mich bewegen,
Daß der Fürst nicht sei zugegen
Beim Gespräch.

Don Mendo.
Das kann geschehn. (Geht hinaus.)

Don Garcia.
Muth, mein Herz, du wirst vertheidigt.

Der König.
Wo, Garcia, wollt Ihr hin?

Don Garcia.
Euren Willen zu vollziehn,
Da Ihr's nicht, der mich beleidigt.
(Er geht Don Mendo nach.)

Der König.
Mich bekümmert seine Noth:
Wer mag der Beleid'ger sein?

Don Garcia (hinter der Scene).
So lös' ich die Ehre ein!

Der König.
Halt, Vermessner!

Don Mendo (hinter der Scene).
Ich bin todt.

Garcia kehrt mit blutigem Dolch zurück. Er unterrichtet den König von der Schuld Mendo's, von dem unseligen Mißverständniß, und zugleich von seiner und Blanca's Herkunft und schließt seine lange Erzählung mit den Worten:

Rache heischte meine Schmach!
Und so mit des Dolches Schneide
Traf ich sein verwegnes Herz . . .
Leblos liegt er da! Ich meine,
Daß Du für entehrt mich hieltest,
Hätt' ich anders ihn bezeichnet,
Diesen Schänder meiner Ehre,
Als wie Du ihn siehst als Leiche.
Wär's sogar ein Sohn der Sonne,
Wär's von Deinen Granden einer,
Wär's in Deiner Gunst der Erste,
Wär's in Deinem Reich der Zweite: —
Das bin ich, das ist mein Schimpf,
Das mein schmählicher Beleid'ger,
Das der Arm, der ihn getödtet,
Dieser Dolch des Urtels Schneide.
Doch so lange wie mein Hals
Mit den Schultern ist vereinigt,
Soll mich ungestraft beleid'gen
Außer meinem König — Keiner!

Huldvoll verzeiht der König und spricht den Wunsch aus, daß sich Don Garcia im Felde seines Vertrauens würdig zeigen möge. „Nun," so ruft Garcia aus:

So laßt die Trommel schmettern,
Gleich dem Blitze will ich wettern
Auf die saracen'schen Gauen!
Von des Blutes Purpurströmen
Sei die Kriegesschale voll,
Und mit diesem Ende soll
Dort mein Ruhm den Anfang nehmen!

Ganz abweichend von diesem herrlichen, volksthümlichsten aller spanischen Dramen sind die beiden heroischen Schauspiele des Rojas: „No hay padre siendo rey" (Ein König darf nicht Vater sein) und „Los aspides de Cleopatra" (Die Nattern der Cleopatra), in denen die abenteuerlichsten, abgeschmacktesten Einfälle mit sinnverwirrendem Schrecken und gongoristischem Phrasenprunk abwechseln. Dagegen entfaltet Rojas in der Tragödie „Casarse por vengarse" (Die Heirath aus Rache) wiederum hohe poetische Kraft und ergreifendes Pathos, obgleich auch hier die Hinneigung zum Gongorismus höchst störend einwirkt. Le Sage hat im Gil Blas dieses Drama in eine Novelle aufgelöst, und Tieck spendet ihm in seiner Vorrede zum Obregon die höchsten Lobsprüche, indem er es über den „Arzt seiner Ehre" von Calderon stellt.

Enrique, Sohn des Königs, liebt Blanca, die Tochter Roberto's, in dessen Hause er erzogen worden ist. Um sich jederzeit ungehindert sprechen zu können, haben die Liebenden

eine künstliche Thür in die Wand eingefügt, deren Mechanismus nur ihnen bekannt ist. Unerwartet stirbt der König, der Vater Enrique's, und dieser glaubt nun am Ziel seiner Wünsche zu stehen und Blanca als sein geliebtes Weib heimführen zu dürfen. Doch der König hat ein Vermächtniß hinterlassen, welches Enrique verpflichtet, sich mit der Prinzessin Rosaura zu vermählen; im Weigerungsfalle soll die Krone an einen jüngeren Bruder fallen. Der Ehrgeiz siegt schließlich in dem Herzen des jungen Königs über die Liebe; er vermählt sich mit Rosaura, während die unglückliche Blanca aus Rache und Verzweiflung dem Connetable von Sicilien, welcher lange in leidenschaftlicher Liebe um sie geworben, ihre Hand reicht. Bei nächtlicher Weile schleicht Enrique, welcher Blanca mehr als jemals liebt, in das Zimmer derselben. Der Connetable vernimmt das Geflüster der Liebenden, springt auf und stößt auf eine menschliche Gestalt, welche aber in demselben Augenblick auf geheimnißvolle Weise verschwindet. Andern Tages macht die Königin dem Vater Blanca's einen Besuch und beklagt sich gegen Enrique, welcher anwesend ist, daß er sie in der Nacht heimlich verlassen habe. Bei diesen Worten steigt ein entsetzlicher Argwohn in der Seele des Connetable auf, der noch dadurch vermehrt wird, daß der König ihm vorwirft, er habe sich ohne seine Erlaubniß vermählt. Abermals wagt sich Enrique Nachts in des Connetable Haus; seine Unterredung mit Blanca wird durch ein Geräusch unterbrochen; er entschlüpft durch die verborgene Thür; der Connetable tritt ein; es ist finster; Blanca erkennt ihn nicht, ebenso wenig wie sie die Entfernung des Königs wahrgenommen hat; im Glauben, daß der Geliebte ihr noch gegenüberstehe, spricht sie zu ihm von ihrem früheren Verhältniß und bittet ihn flehentlich, sie auf immer zu verlassen. Lichte werden gebracht, mit Entsetzen erkennt sie den Gemahl und entflieht seiner Wuth durch die geheime Thür. Der König tritt vor und theilt dem Connetable mit, man habe ihn von einer Verschwörung unterrichtet, welche Jener gegen seine Person beabsichtige; sich von dem Grund oder Ungrund dieser Anklage zu überzeugen, sei er Nachts in sein Haus gedrungen. Er geht und läßt den Connetable in wilder Aufregung zurück. Da tritt die Zofe Blanca's durch die verborgene Thür; sie hält einen Brief ihrer Herrin an den König in der Hand. Der Connetable entreißt ihr den Brief und erbricht ihn; unbeschreiblich ist sein Zorn, als er liest, daß Blanca sich ihm nur aus Rache vermählt habe. Sein Entschluß ist gefaßt. Durch eine Spalte der Thür erblickt er Blanca dicht neben der künstlichen Wand mit Schreiben beschäftigt; mit Aufwand aller seiner Kräfte reißt er die Wand um, welche im Fallen Blanca zerschmettert. Als gleich darauf der König und Roberto eintreten, stellt er sich tief erschüttert über den Tod der geliebten Gattin. Der König muß schweigen, doch sinnt er auf dereinstige Rache an dem Mörder der Geliebten.

Von den Lustspielen des Rojas gehört: „Entre bobos anda de juego“ (Unter Dummen wird hier gespielt) zu den vorzüglichsten der spanischen Literatur. Die Charaktere darin sind mit Meisterhand entworfen; muthwilligste Laune und sprudelnder Witz verleihen den pikanten Situationen dieses lustigen Stückes eine lebendige Frische. Gleiches Lob verdient das Lustspiel: „Donde hay agravios no hay zelos“ (Ehre geht vor Eifersucht). Die Verwickelung, welche dieser Komödie zu Grunde liegt, ist folgende: Ein junger Cavalier, Don Juan aus Burgos, begiebt sich in Begleitung seines Dieners Sancho nach Madrid, um sich auf den Wunsch seines Vaters mit Donna Ines, einer Tochter des Don Fernando, zu vermählen. Weder Braut noch Schwiegervater sind ihm persönlich bekannt. Spät Abends angekommen, eilt er sofort nach dem Hause seiner Zukünftigen und ist nicht wenig bestürzt, als er dort einen Mann vom Balcon herabsteigen sieht. Durch ein seltsames Versehen hat der Diener Sancho sein eigenes Portrait statt desjenigen seines Herrn an die Braut geschickt. Don Juan, durch das Erscheinen des Fremden an der Tugend seiner Braut irre gemacht, benutzt diesen Umstand zu einer List, von welcher er sich eine Aufklärung des seltsamen Ereignisses verspricht. Er läßt Sancho die Kleider eines Cavaliers anlegen und

sich dem Don Fernando als seinen Schwiegersohn vorstellen, während er selbst die Rolle seines Dieners spielt. Bald stellt es sich heraus, daß jener nächtliche Flüchtling ein Neffe Don Fernando's, Namens Don Lope, gewesen ist. Don Lope, ebenfalls aus Burgos gebürtig, hat dort früher eine Schwester Don Juans geliebt; bei einer heimlichen Zusammenkunft mit derselben war er von dem Bruder Don Juans überrascht worden. In Folge dessen fand ein Zweikampf statt, in dem Don Lope das Unglück hatte, seinen Gegner zu tödten. Er floh darauf nach Madrid und verliebte sich hier in seine Muhme Ines. Von ihr zurückgewiesen, hatte er eine Zofe bestochen, die ihm Nachts das Zimmer ihrer Herrin geöffnet; doch noch ehe er Ines gesehen, war er durch ein Geräusch veranlaßt worden, über den Balcon zu entfliehen.

Scenen von unvergleichlich komischer Wirkung werden durch die Verkleidung des Dieners herbeigeführt und durch den Widerspruch zwischen dem, was ihm als Ritter zu thun gebührt und seiner feigen niedrigen Gesinnung. Don Fernando fordert ihn zur Blutrache gegen Don Lope, den Mörder seines Bruders und Verführer seiner Schwester, auf, und ist im höchsten Grade empört über die Art, wie sein Schwiegersohn sich gegen eine so blutdürstige That verwahrt. Sancho begreift die Art nicht, wie Don Fernando die Ehre versteht, und spricht sich darüber in einem Monolog wie folgt aus:

Erst Gott, und dann gleich die Kneipe!
Meint ihr, daß es schimpflich wäre,
Dort so ordinair zu speisen?
Himmel, laß Dich herzlich preisen,
Daß ich ledig blieb der Ehre.
Just, daß niedrig ich geboren,
Gilt in meinen Augen viel;
Cardinal — ist nicht mein Ziel:
Lump! so hab' ich's mir erkoren.
Das ist mir das wahre Leben:
Kron' und Scepter acht' ich wenig;
Ward nicht schon so manchem König
An der Tafel Gift gegeben?
Lump, das wähl' ich! Wollt ihr staunen?
Lope nimmt sich meiner an:
„Nie," so sagt er, „starb ein Mann
An vergifteten Kaldaunen!"
Doch fürwahr, ich will dies Feld
Noch viel gründlicher erwägen;
Denn gar viel hab' ich dagegen,
Daß „die Ehre" in der Welt.
Alle Angst beiseit gelassen —
Wer fünf Finger ungenirt
Ins Gesicht mir applicirt,
Muß der darum Tod's erblassen?
Antwort will ich, meine Herrn:
Wenn der Bader mich barbirt
Und mich wund und blutig schiert,
Gleich den heil'gen Märtyrern
Mit dem Messer, das Gott weiß
Wie viel Fratzen schon polirt —
Nimmt er nicht, wenn ich rasirt,
Mich beim Schopf und giebt mit Fleiß
Mir fünf, sechs gehör'ge Schellen?
Warum giebt in andern Fällen
Das denn Ursach' zum Duelle?
Was ist schlimmer, eine Schelle,
Oder fünf-, sechshundert Schellen?
Quält uns immer noch die Plage
Des Duells der Lügen wegen?
Lügen — ist erlaubt, dagegen
Unerlaubt, daß man mir's sage.
Sah man ärgern Unfug je?
Ist der Mißbrauch zu ertragen?
Wen man mit dem Stock geschlagen,
Der hat Grund, denn das thut weh!
Duellist, der so sich ziert
Mit des Ehrenpunktes Flimmer —
Sage, Schaf, was ist denn schlimmer,
Todt sein, oder maulschellirt?
Und wenn sie den Tod nicht achten,
Um so ein Duell zu end'gen,
Zeigt das nur, daß die Lebend'gen,
Was der Tod ist, nie bedachten!

Don Fernando und Sancho.

Don Fernando (für sich).
Nein, ich kann mich nicht entschlagen,
Diesen Schimpf ihm kund zu thun.
Sancho.
Schwiegerpapa, was giebt's nun?
Don Fernando.
Wicht'gen Anlaß.
Sancho.
Das will sagen?
Don Fernando.
Daß ins Feld Ihr müßt: 's ist wichtig!
Darauf geht mein Bitten aus.
Sancho.
Was? ich soll ins Feld hinaus?
Don Fernando.
Fechten müßt Ihr.
Sancho.
Das wär' wichtig?
Aber sagt, was Euch erboßt,
Selbst den Fall gesetzt, ich fechte?
Don Fernando.
Man beschimpfte Eure Rechte.
Sancho.
Ach, Ihr seid wohl nicht bei Trost!
Don Fernando.
Wie? Ihr wagt, Sinn und Verstand
Meinen Worten abzusprechen?
Sancho.
Warum zwingt Ihr mich, zu rächen,
Was mir völlig unbekannt?

Don Fernando.
Sei's durch Kühnheit oder Wuth —
Jenem Feind macht den Garaus!
Er vergoß — ich hab's heraus —
Eures edlen Bruders Blut.
Ob aus Absicht, aus Versehn
Er ihn umgebracht, ist gleich:
Euer Haus traf jener Streich,
Und im Finstern ist's geschehn.

Sancho.
Was, im Finstern?

Don Fernando.
Ja, bei Nacht.

Sancho.
Dann lass' ich ihn ruhig gehn:
Den traf er, ohn' ihn zu sehn,
Ich wär' sicher umgebracht!

Don Fernando.
Wollt Ihr nicht auf Rache dringen,
Wär' es schimpflich und betrübt.

Sancho.
Denkt doch, er ist ja geübt,
Meine Sippschaft umzubringen.

Don Fernando.
Laßt Euch nicht als feig betreffen.

Sancho.
Gut, zur Rache! Er soll zittern!
Welchen meint Ihr von den Rittern?

Don Fernando.
Den Don Lope, meinen Neffen.

Sancho.
Oh, wenn's der gewesen — dann
Ist mein Zorn sogleich verbannt;
Jeden, der mit Euch verwandt,
Ehr' ich, was ich ehren kann.

Don Fernando.
Rache nehmt für jenen Hohn,
Weist Zorn oder Tapferkeit:
Denn, da um Ines Ihr freit,
Steht Ihr näher mir als Sohn.

Sancho.
Nun, so sterb' er: damit gut.
Mach' er nur sein Testament!

Don Fernando.
Nicht so eilig!

Sancho.
Sapperment —
Nichts hält mich, wenn ich in Wuth!

Don Fernando.
Auch noch andrer Grund vermehrt
Seine Sündenschuld.

Sancho.
Potz Daus!

Don Fernando.
Er war es, der....

Sancho.
Nur heraus!

Don Fernando.
Eure Schwester hat entehrt.

Sancho.
Ist das wahr?

Don Fernando.
Ja, ohne Fragen.

Sancho.
So? dann ist mein Zorn verschwunden.

Don Fernando.
Was?

Sancho.
Weil ich durch Eid gebunden,
Nie um Weiber mich zu schlagen.

Don Fernando.
Hält in solchen Ehrensachen
Euer Zorn so wenig Stich?

Sancho.
Herr, darf meine Schwester mich
Denn zum Kuppler-Raufbold machen?
Muß als Sündenbock ich immer
Ihre Zeche zahlen? Sprecht!

Don Fernando.
Weiß Gott, Ihr seid feig und schlecht!

Sancho.
Schwiegervater! das geht nimmer
Euch was an.

Don Fernando.
Doch.

Sancho.
So zu rasen!
Du Stiefschwäher, Schisma, Graus,
Willst dem Schwiegersohn durchaus
Du sein Lebenslicht ausblasen,
Ist die Albernheit vollkommen!
Denn ich soll den Zweikampf fechten,
Eh' ich noch von meinen Rechten
Ehlichen Besitz genommen.

Don Fernando.
Reizt der Schwester Ehrenschade
Nicht zum Fechten Eure Brust?

Sancho.
Herr, zum Fechten braucht man Lust,
Und die fehlt mir jetzt gerade.

Don Fernando.
Element!

Sancho.
Wozu das Fluchen?

Don Fernando.
Eure Zagheit laßt Ihr siegen?

Sancho.
Mensch, was kann Euch daran liegen,
Daß ich meinen Tod soll suchen?

Don Fernando.
Zwar wählt' ich zum Eidam Euch,
Doch mich zwingt dies feige Beben,
Die Verbindung aufzuheben,
Rächt Ihr nicht den Schimpf sogleich.
Wenn Ihr weigert, Euch zu schlagen,
Dürft Ihr gar nicht daran denken,
Daß ich Euch Ines soll schenken.

Sancho.
Nun, das ließe sich ertragen.

Don Fernando.
Ihr...

Sancho.
Macht mir den Kopf nicht kraus,
Mann!

Don Fernando.
Ihr weibischer Cujon!

Sancho.
Bin ich Euer Eidam schon?
Nehmt Euch nicht so viel heraus!*)

---

*) Die mitgetheilten Scenen sind von Dohrn übersetzt.

Scarron hat das Stück unter dem Titel „Jodelet ou le maitre valet“ französisch bearbeitet, ohne jedoch an Humor und witzigem Spott dem Original gleichzukommen.

Unter der unübersehbaren Zahl von Schauspieldichtern jener Zeit, welche Anhänger oder Rivalen Calderons waren, gestattet uns der Raum die Erwähnung nur noch weniger Namen.

Matos Fragoso ist weder durch Schwung der Phantasie noch durch Kühnheit der Erfindung ausgezeichnet; aber eine liebenswürdige Wärme der Darstellung, Eleganz des Stils, Feinheit der Ausführung sind Eigenschaften, welche seine Stücke ungemein beliebt machten. „El villana en su rincon“, eine Bearbeitung des gleichnamigen Lope'schen Stückes, gilt für sein bestes Drama, und übertrifft durch den frischen Geist und die heitere Anmuth, womit der Dichter Scenen des spannendsten Interesses zu durchdringen wußte, das Original.

Eben so wenig wie Fragoso war Alvaro Cubillo de Aragon ein Stern erster Größe; doch verstand er es, in so lieblichen Versen und mit so schwärmerischer Innigkeit zarte und sanfte Empfindungen zur Geltung zu bringen, daß ihm stets die wärmste Sympathie seiner Hörer und Leser zu Theil ward.

Juan Bautista Diamante erfreute sich in höherem Maße als die Genannten der Gunst des Publicums. Historischer Geist und feines Verständniß beleben seine geschichtlichen Dramen, von denen „El hijo, honrador de su padre“ (Der Sohn als Ehrenretter seines Vaters), welches die Geschichte des Cid zum Vorwurf hat, das vorzüglichste ist. „Dieses Drama,“ sagt Schack, „hat allerdings nicht den zauberischen Farbenschimmer der Poesie, nicht jene jugendliche Frische und Gluth, wie die „Mocedades del Cid“, allein in dem lebendigen Organismus der ganzen Composition, in der überdacht kunstvollen Anordnung des Stoffs, wo nirgends eine müßige Einzelheit den schnellen Fortschritt stört, besitzt es einen Vorzug, dessen das Drama des Guillen de Castro vielleicht nicht in gleich hohem Grade theilhaftig ist, und auf der anderen Seite wird doch auch ein eigenthümlich glänzendes Colorit nicht vermißt.“

In Diamante's „Judia de Toledo“ ist die Titelrolle jederzeit eine Lieblingsrolle der spanischen Schauspielerinnen gewesen.

Juan de la Hoz Mota, ein vornehmer Herr am Hofe, verfaßte, nach einer Novelle der Dichterin Maria de Zayas, das Lustspiel „El castigo de la miseria“ (Die Strafe des Geizes), das zu denjenigen Dichtungen gehört, auf welche die Spanier jederzeit stolz gewesen sind. Der Geizige ist ein, wenn auch etwas verzerrtes, so doch immerhin höchst geistvolles, mit Schärfe und Laune aufgefaßtes Charakterbild. Scenen voll Lustigkeit und classischen Humors erwarben dem Stück wohlverdienten Ruhm.

Zu den berühmten Schauspieldichtern jener Zeit gehört auch Antonio de Solis y Ribadeneyra, der Verfasser der Geschichte der Eroberung von Mexico, welche er als Chronist von Indien schrieb. Als Dichter stand ihm nur eine mäßige Phantasie und geringe tragische Kraft zu Gebot. Er hinterließ uns keine Tragödien im großen Stil, aber Werke voll Esprit, Feinheit, Eleganz und anmuthigster Beweglichkeit. Unter seinen heroischen Schauspielen wird vorzugsweise „El alcasar del secreto“ (Das Schloß des Schweigens) geschätzt; auch die „Gitanilla de Madrid“ (Zigeunerin von Madrid), nach Cervantes schöner Novelle und dem gleichnamigen Stück des Montalvan bearbeitet, gehörte zu den beliebtesten Stücken damaliger Zeit. Wie so viele spanische Dichter entsagte Solis in späteren Jahren der Welt und dem Ruhm, ward Priester und widmete seine Feder fortan nur noch geistlichen Dichtungen.

Agustin de Salazar, ein vornehmer, in Mexico erzogener Spanier, verfaßte Werke von sehr verschiedenem Werth; während er in einigen seiner Komödien mit den überschwänglichen Bildern und Phrasen der Gongoristen prunkt, verräth er in anderen, wie in „Elegir al enemigo“ (Die Wahl eines Feindes), durch hochpoetische Züge den wahren Dichter.

Seine „Segunda Celestina“ (Die zweite Celestina) ist ein Schauspiel voll Leben und Geist, ein Werk, welches Schack ein Sittengemälde von so überraschender Wahrheit und so durchaus komischer Anlage, voll so feiner Menschenkenntniß und treffender Satire nennt, wie gewiß nur wenige in der ganzen Literatur zu finden sind. Fügen wir zu den genannten Dichtern noch die Namen Antonio de Leyba, Fernando de Zarate, Miguel de Carrios, Christoval de Monroy, Geronimo de Cuellar, Antonio de Mendoza, so haben wir immerhin erst einen kleinen Theil der guten Theaterdichter jener Blüthenperiode der spanischen Bühne namhaft gemacht.

Der Reichthum der damaligen Bühne Spaniens ist in der That unübersehbar und unerschöpflich. Verschiedene Literarhistoriker haben ausgesprochen, daß die Spanier mehr Komödien besäßen als die Italiener und Franzosen zusammengenommen, und Schack erweitert die Behauptung dahin, daß man noch ein Paar Völker hinzusetzen könnte, ohne ins Uebertriebene zu fallen. Lope und Calderon schlugen die Töne an, welche in tausendfachen Variationen weiterklangen. Natürlich steht einem großen Theil dieser Productionen kein Anspruch auf hohen poetischen Werth zu; dennoch mögen sich nur eine geringe Anzahl von Werken unter ihnen finden, welche nicht, als Merkmal der Schule, der sie entsprungen, an den Vorzügen einer schönen Sprache und einer regelrechten Technik des Dramas participirten. Die Gegner des romantischen Schauspiels, welche dem antiken Stil des Dramas huldigten, waren vor der energischen Willensäußerung der Nation verstummt und tauchten nur noch ab und zu mit dürftigen Productionen auf, welche Niemand beachtete. Die immense Wirkung des spanischen Theaters jener Zeit beruhte auf seiner Volksthümlichkeit, und das Geheimniß seiner siegenden Kraft lag darin, daß es der Geist und die Seele des ganzen Volkes waren, welche in diesen Dichtungen pulsirten und sie zum Gemeingut dieses Volkes machten. Die großartige Kraft des Spaniers, seine kriegerische Kühnheit, seine Leidenschaft und Begeisterung im Kampf und in der Liebe, die Geschichte und das ganze Wesen der Nation faßt sich zusammen und spiegelt sich in der dramatischen Literatur jener Zeit. Die Fürsten förderten in umfassender Weise diese Gestaltung des Dramas, und es stellte sich ein eben so herrliches, wie seltenes poetisches Einverständniß zwischen Fürst, Volk und Dichter dar.

Und diese Poesie bestand, so lange die Grundzüge des spanischen Charakters noch nicht völlig verwischt waren. Mit dem Sinken des Volkes aber versiegte auch der schöpferische Geist seiner Dichter, und die bis dahin so stolze und süße Poesie der Spanier erniedrigt sich zur Dienerin des Auslandes und geräth in Verfall.

„Während eines Jahrhunderts“ — sagt Schack, denn ungefähr diese Ausdehnung hat der Zeitraum vom Auftreten des Lope de Vega bis zu den jüngeren Zeitgenossen und unmittelbaren Nachfolgern des Calderon — „besaßen die Spanier ein volksthümlich selbstständiges Drama, das ihnen im glänzenden Zauberbilde der Poesie alle großen Momente ihres Nationalseins, ihres geistigen und weltlichen Lebens vorhielt. Aus der Wurzel der Volksdichtung hatte sich dieses Drama als die eigentliche Fortsetzung derselben erhoben; ein riesiger Baum, ragte es durch die ganze Welt der Erscheinung hindurch bis in den höchsten Himmel des Wunderbaren, seitwärts seine vielverzweigten Aeste ausbreitend über drei Generationen, die sich in seinem Schatten labten; ein prismatischer Spiegel, fing es alle zerstreuten Strahlen, alle verhallenden Klänge der Dichtung auf, um sie in Bild und Wort lebendig zu erhalten. Unser altes Drama — sagt ein patriotischer Spanier (Agustin Duran) — war für uns, was die Bibel für die Hebräer, was die Iliade und die Odyssee für die Griechen, das heißt, ein Archiv des historischen, politischen, religiösen und moralischen Wissens der Nation, eine Uhr, deren Zeiger ihre wechselnden Schicksale, ihren Ruhm und ihre Unglücksfälle andeutete. Von den andalusischen Küsten an bis zu dem Fuße der Pyrenäen, vom Mittelmeer, wo es den catalonischen Strand bespült, bis an den westlichen Ocean saßen

die Spanier mit leuchtendem Blick und hochklopfendem Herzen vor Bühnen, auf denen sie ihr eigenstes Sein in idealer Vollkommenheit erblickten, auf welchen ihnen in kühnen Bildern die großen Thaten ihrer Väter, die erhabenen Erinnerungen ihrer Geschichte entgegen traten, und ebenso auch die ganze Breite der gegenwärtigen Wirklichkeit als glänzendes Panorama vor ihnen aufgerollt ward. Eine ganz andere und vollere Beifallsspende war hier zu erwarten, als in unseren Tagen; ein ganzes Volk stimmte im Chor zusammen, um sie zu ertheilen. So erfüllte das Theater seine höchste Bestimmung — es ward eine Nationalanstalt, der Lehrer und Bildner des Volks, der Abdruck und zugleich das Vorbild der Nation."

Die Prosa.

Was die spanische Prosa am Ende dieses Zeitraums betrifft, so waren, nach den glänzenden Werken des Cervantes, deren Leistungen nur von geringem Belang. Ritter- und Schäferromane verloren mehr und mehr in der Meinung des Publicums; nur auf dem Gebiet des historischen Romans erwarb sich ein einzelnes Werk ebenso wohlverdienten, wie ungetheilten Beifall; es waren: „Las guerras civiles de Granada“ (Die Bürgerkriege von Granada), ein Werk, von dem der Verfasser behauptet, daß er es aus einem arabischen Manuscript übersetzt habe; doch waren solche Insinuationen, welche dazu dienen sollten, die Neugierde des Publicums zu reizen, damals allzu gebräuchlich, als daß auf diese Aeußerung Hita's ein besonderer Nachdruck zu legen wäre; auf der andern Seite freilich entwickelt der Verfasser in diesem Buche eine so gründliche und ins Einzelne gehende Kenntniß maurischer Sitten und Zustände, maurischer Denk- und Anschauungsweise, daß die Annahme, er habe wenigstens maurische Quellen zu seinem schönen Roman benutzt, als wohl berechtigt erscheint.

Der Inhalt des Buches ist die Eroberung von Granada, wie sie hauptsächlich durch die blutigen Kämpfe der beiden mächtigen maurischen Geschlechter, der Zegries und der Abencerragen, herbeigeführt wurde. Mit den Erzählungen dieser Zwistigkeiten wechseln die Schilderungen prachtvoller Turniere auf dem Platze der Vivarambla und üppiger nächtlicher Tänze in dem Alhambra, bei denen nicht selten in das holde Geflüster der Liebenden der Klang der Schwerter tönte. Mit Theilnahme lauschen wir den schmerzlichen Klagen der unschuldig von den Zegries angeklagten und verstoßenen Sultanin, und schaudernd wenden wir uns von Boabdils grausamem, an seiner Schwester verübtem Mord, bis endlich aller Hader und Haß der Mauren untereinander vor dem letzten großen Kampf, welcher das ganze Reich vernichten sollte, verstummt.

Der größere Theil dieses Romans beruht auf geschichtlicher Wahrheit, und diejenigen Gestalten und Ereignisse, welche die Phantasie des Dichters schuf, wußte derselbe so geschickt in den historischen Rahmen zu fügen, daß wir durchaus den Eindruck eines künstlerisch abgerundeten, einheitlichen Gemäldes jener Zeiten und jener Kämpfe erhalten. Viele der schönsten alten Romanzen ziehen sich wie ein rother Faden durch das Buch und erhöhen den romantischen Zauber, welchen ihm ohnehin schon der Gegenstand und eine edle und malerische Sprache verleihen.

Reichere und mannigfaltigere Ausbeute als auf dem Gebiet des Romans finden wir auf demjenigen der Novellenliteratur, welche uns viele Züge von Geist und Humor, von trefflicher Sitten- und Charakterschilderung aufbewahrt hat.

Nach Juan de Timoneda, welcher seine Stoffe meist älteren italienischen oder lateinischen Schriftstellern verdankte, zeichnete sich Barbadillo durch seine Novellen aus,

64*

welche reich sind an gefälliger Erfindung, und durch angenehme und natürliche Sprache erfreuen, obwohl es dem Talent des Verfassers an Tiefe, Kraft und Gründlichkeit gebricht. Tirso de Molina that sich durch seine „Cigarrales de Toledo“ (Obstgärten von Toledo) in Novellengenre hervor. Die verschiedenen Anekdoten und Erzählungen, welche sein Buch enthält, verbindet er dadurch in gewisser Weise, daß er eine Gesellschaft von Herren und Damen sich in einem Landhause versammeln läßt, wo dann ein Jeder, der Reihe nach, eine Geschichte oder einen Schwank erzählen muß; unter diesen ist die Erzählung von den drei gefoppten Ehemännern (Los tres maridos burlados) durch Lustigkeit und schalkhafte Sarkasmen hervorstechend. In ähnlicher Form wie Molina gab Montalvan seine Novellen heraus und ihm schlossen sich eine ganze Reihe mehr oder weniger bedeutender Novellisten an, wie Francisco Santos, Vargas, Ribera, Prado u. s. w. Auch zwei Frauen, Mariana de Carbajal y Saavedra und Maria de Zayas y Sotomayor, erregten durch ihre vortrefflichen Novellen ungewöhnliche Aufmerksamkeit; besonders scheint letztere, nach der großen Zahl der Auflagen ihrer Novellen zu urtheilen, sehr beliebt gewesen zu sein. Die Wahl interessanter Stoffe, Klarheit und Eleganz des Ausdrucks, Leichtigkeit und Anmuth der Darstellung sind Eigenschaften, welche die Dichtungen der Maria de Zayas auszeichnen.

Eine allegorische Novelle, welche großen Ruf erlangte, schrieb Balthasar Gracian unter dem Titel „Criticon“.

Gracian, im Jahre 1603 zu Calatajud in Aragonien geboren, war Mitglied der Gesellschaft Jesu, Rector des Collegiums zu Tarragona, und starb als solcher 1658, von seinen Zeitgenossen als einer der ersten spanischen Schriftsteller hoch gepriesen. Wie die meisten seiner Werke, so gab er auch seine allegorische Novelle aus unbekannten Gründen unter dem Namen seines Bruders Lorenzo heraus. Der Zweck des „Criticon“ war: die Gefahren zu schildern, von denen die Menschen in den verschiedenen Zeiträumen ihres Lebens bedroht sind, und sie auf die Wege hinzuweisen, auf denen sie jenen Gefahren entrinnen können; und mit Schärfe und reifem Urtheil macht der Verfasser diejenigen Laster namhaft, welche hauptsächlich die Gesellschaft corrumpiren. Um uns seine Ideen zu veranschaulichen, führt er uns einen Menschen vor, der in tiefster Abgeschiedenheit erzogen, plötzlich in die Welt gestoßen wird, von der er bis dahin nichts gewußt hat, und die er nun, ohne Kenntnisse und ohne Vorurtheile, nur mit seinem natürlichen gesunden Verstande begabt, kritisirt. Die Allegorien, welche der Dichter anwendet, sind zum größeren Theil kühn und poetisch erdacht und mit beredter Anmuth vorgetragen.

Gracians Buch ist geistreich im Entwurf und in der Ausführung und kennzeichnet den Verfasser als einen ebenso tiefen Denker wie phantasievollen Dichter. Wenn dennoch das Buch keinen, diesen ausgezeichneten Eigenschaften angemessenen Erfolg errang, so lag das daran, daß Gracian aus allzu großer Begierde, ein außergewöhnlicher Schriftsteller zu sein, es versäumte ein großer Schriftsteller zu werden. Er setzte seinen Lesern eine Speise vor, welche nur aus Gewürzen bestand. Er acceptirte keinen Gedanken, keine Sprachwendung, welche ihm nicht neu und originell schien; er schrieb keine Zeile, ohne sie mit einem Witz, einem Bonmot, einem geistreichen Einfall zu würzen, und übersah dabei, daß solche Zuthaten nur der Schmuck der Rede, nicht aber ihr eigentlicher Inhalt sein dürfen. So ward sein Stil unnatürlich und geschraubt, und die feinen Gedanken und scharfsinnigen Antithesen, welche, maßvoll angewendet, den Leser entzückt haben würden, machten sein geistreiches Buch zu einer langweiligen Lectüre. Gracian war der Erste, welcher den Stil der Gongoristen systematisch und absichtlich in die spanische Prosa einführte, und sein Einfluß war in dieser Richtung um so verderblicher, je größer sein Talent und je origineller und tiefer die Gedanken waren, zu deren Ausdruck er jene widerwärtige Schreibart wählte. Sicher wäre sein Ruhm weniger vorübergehend gewesen, hätte er sich einer natürlichen, allen Zeiten verständlichen Sprache bedient.

Gracians „Oraculo manual“ (Hand-Orakel), ein seiner Zeit viel bewundertes Buch, enthält Regeln der Weltklugheit, vornehmlich solche, welche Selbstbeherrschung und Beherrschung der Nebenmenschen bezwecken. Viele derselben zeugen von großem Scharfsinn, von feinster Beobachtung und Menschenkenntniß, während andere dagegen von jenem jesuitischen Geist eingegeben sind, welcher um des Erfolges willen Edelsinn und Wahrheit hintenansetzt. Wir geben einige Proben dieser geistreichen Aussprüche, welche von Fr. Kölle aus dem Spanischen übersetzt sind.

Sich weder offenbaren noch aussprechen.

Schweigen ist der Klugheit Heiligthum. Ein ausgesprochener Entschluß wird nie gewürdigt. Wer sich ausspricht, setzt sich dem Tadel aus, und wenn es ihm nicht gelingt, wird er doppelt unglücklich sein. Es ist darum von Nöthen, die Weise Gottes nachzuahmen, welcher Alle in Ungewißheit läßt. Ueberraschung verkläret Gelingen, offenes Spiel ist weder nützlich noch ergötzlich.

Sich der Hülfsgeister bedienen.

Das ist das Glück der Großen, daß sie kluge, gelehrte Männer um sich haben können, und daß diese ihre Geschäfte besorgen und ihnen die gewöhnlichen Verlegenheiten ersparen. Weise ernähren ist größere Pracht, als wenn ein König sich von überwundenen Königen bedienen läßt. Es ist eine Herrschaft neuer Art, Die zu unseren Dienern zu haben, welche die Natur zu unseren Herren bestimmt hatte. Der Mensch muß viel wissen und darf nur kurz leben, und er lebt nur so viel als er weiß. Daher ist es eine große Kunst zu lernen ohne Mühe und von Allen. Anderer Mühe kömmt, in Ergebnisse zusammengefaßt, aus seinem Munde. Und wer die Wissenschaft nicht zum Diener haben kann, suche sich wenigstens in ihr einen Genossen zu werben.

Wer keine Löwenhaut hat, ziehe den Fuchspelz an.

Der Zeit nachgeben ist Sieg. Wer seine Absicht erreicht, verliert nie an gutem Rufe. Wo Kraft fehlt, helfe Geschicklichkeit; wenn nicht auf der Landstraße der Tapferkeit, doch auf dem Fußpfade der List. Sie hat immer mehr ausgerichtet als Gewalt, und die Klugen haben häufiger die Tapferen, als die Tapferen die Klugen besiegt. Was man nicht erreichen kann, scheine man zu verachten.

Sonnen-Untergang nicht erwarten.

Es ist eine Regel der Klugheit, die Dinge zu verlassen, ehe sie uns verlassen. Ein Weiser endet seine Bahn wie die Sonne, welche nach einem vollen Schein sich hinter eine Wolke verbirgt, damit man sie nicht untergehen sehe. Ein guter Reiter zieht die Zügel noch an, damit das Roß im schnellen Laufe nicht am Ziele niederstürze, und ein schönes Gesicht soll den Spiegel zerbrechen, ehe er die Runzeln zeigt.

Die Herzen gewinnen.

Willst du Großes erreichen, so verschmähe nicht, die ersten und vorzüglichsten Ursachen zu deinem Vortheil zu benützen. Durch Zuneigung gewinnt man Achtung. Doch giebt es Menschen, welche sich nicht darum bekümmern geliebt zu sein, so groß ist ihr Vertrauen in eigenes Verdienst. Aber der Weise weiß wohl, wie weit der Weg ist, welchen das Verdienst zu gehen hat, wenn die Gunst ihm nicht hilft. Wohlwollen erleichtert Alles, ergänzt Alles. Es sieht nie die Fehler, weil es sie nicht sucht.

Der Weise lebt wie er kann, wenn er nicht mehr kann wie er will.

Sich nicht erwischen lassen.

Der Kluge verbirgt die schon begangenen Fehler, der Thor zeigt auch die, welche er begehen möchte. Der Ruf richtet sich mehr nach der Handels- als nach der Denkweise; wenn du nicht gut bist, so scheine es wenigstens. Auch dem vertrautesten Freunde vertraue deine Fehler nie.

Es liegt wenig daran, mit sich selbst zufrieden zu sein. Wer mit sich selbst bezahlt, bleibt Schuldner der Anderen.

Sich nicht zum Trabanten machen.

Es ist räthlich, großen Männern zu nahen, um es selbst zu werden; aber wenn du gestiegen bist, so ist es besser, dich mit mittelmäßigen zu umgeben. Zu deiner Bildung wähle die vollkommensten; bist du gebildet, nimm Untergeordnete zu deiner Unterlage.

Die Gunst erhebt oder vernichtet in der Gesellschaft, stempelt zum ausgezeichneten Mann und zum Dummkopf. Mehr ist, die Menschen sich zu erhalten und festzuhalten, als die Güter.

Zurückhaltung, Zeichen der Klugheit.

In innerer Ueberwachung besteht das Heil der Klugheit. Der Aufmerksame läßt nicht in seine Seele blicken. Was er thut sagt er nicht, was er sagt thut er nicht.

Die Geschichtschreibung jener Zeit, deren Ausbildung durch religiösen und politischen Druck in jeder Weise behindert war, hat nach Mariana nur noch einen einzigen Schriftsteller von Bedeutung aufzuweisen, und zwar den schon erwähnten Don Antonio de Solis y Ribadeneyra. Derselbe ward 1610 zu Alcala de Henares geboren, trat als Secretair in die Dienste des Vicekönigs von Neapel, und ward später Secretair Philipps IV. Im Jahre 1666 erhielt er das Amt eines Chronisten von Indien, und 1686 starb er. Seine Geschichte der Eroberung von Mexico rechnen die Spanier zu ihren vorzüglichsten historischen Werken, und sie ist noch bis auf den heutigen Tag eine Lieblingslectüre derselben. In der blühenden Beredsamkeit des Stils, in der poetischen Färbung des künstlerisch abgerundeten Werkes verräth sich der Dichter, ohne jedoch die Würde und die Haltung, welche dem Historiker ziemen, vermissen zu lassen. „In Stil, Darstellung und Anordnung des Stoffes," urtheilt Lemcke, „verräth sich überall ein in hohem Grade ästhetischer Sinn, und man könnte das Werk ein Heldengedicht in Prosa nennen. Solis hatte sich die alten Geschichtsschreiber offenbar zum Muster genommen, folgte ihnen aber mit so richtigem Takte, daß er sich nirgend gegen den ächt castilischen Ausdruck versündigte. Dabei hat sein Werk an Reichthum, Adel, Eleganz und Klarheit der Sprache wenige seines Gleichen; die eingeflochtenen Betrachtungen ergeben sich ungezwungen aus den erzählten Ereignissen, verrathen den Mann von Geist und Scharfsinn und sind ohne ermüdende Breite vorgetragen. Ein vollkommen kritischer, unbefangener, über den Parteien stehender Geschichtsschreiber ist Solis nicht. Aber für die Kunst der Geschichtsschreibung wird sein Werk immer ein Muster bleiben, und würdiger als mit ihm konnte die Reihe der älteren spanischen Historiker nicht schließen."

Verstimmend jedoch wirkt in diesem Geschichtswerk die völlige Theilnahmlosigkeit und Kälte, welche der Verfasser gegen die Leiden der unglücklichen Mexicaner an den Tag legt; in den Augen des alten frommen Dichters waren jene Eingeborenen gottverfluchte Heiden, deren Ausrottung der Himmel gebot. Es ist der bigotte inhumane Geist des orthodoxen Katholiken, welcher das schöne Werk verunstaltete und dem Verfasser diejenige Objectivität raubte, ohne welche der Historiker keinen Anspruch auf unbedingte Anerkennung erheben kann.

Dritter Zeitraum.

Von der Thronbesteigung der Bourbons bis auf unsere Zeit.

So überaus reich und lohnend der Einblick in die Blütheperiode der spanischen Literatur gewesen ist, so wenig erfreulich erscheint die Betrachtung des darauf folgenden Zeitraums; denn es ist die Aufgabe dieser Betrachtung, eine Ruine zu zeigen, wo einst ein sonnenbeglänztes kunstvolles Gebäude sich zu den Wolken erhob; es ist ihre Aufgabe, auf einer dürren Haide zu wandeln, an deren Stätte einst ein wildschöner Wald und der Duft herrlicher Blumen uns umfing. Selten wohl ist die Literatur eines Landes, deren Schönheit das ganze Volk mit ihrem Abglanz verklärte, so schnell, wie es in Spanien geschah, von ihrer Höhe zur sclavischen Nachahmung fremder mittelmäßiger Geistesproducte herabgesunken. Lange hatte der gesunde Kern des Volkes den verderblichen Einflüssen eines abscheulichen Regierungssystems widerstanden. Endlich aber waren seine Kräfte erschöpft und fanden im heimischen Boden keine Nahrung mehr zu neuem Leben. Unter der Regierung des schwachen und beschränkten Karl II. schwand der letzte Schimmer von Spaniens Größe, und bei unleidlichem Steuerdruck begann Spanien, trotz der unermeßlichen Reichthümer, welche von Amerika her noch immer dem Mutterlande zuströmten, zu verarmen, und Noth und Elend trugen wesentlich dazu bei, die Bevölkerung zu entsittlichen. Amerika absorbirte einen großen Theil der jugendfrischen Kräfte Spaniens; wem daheim kein Glück und keine Lorbeeren blühten, der wanderte nach der neuen Erde aus, um das zu erlangen, was ihm die Heimath, wie er meinte, ungerechter Weise versagte. Das politische Verbrechen der Austreibung jenes harmlosen und fleißigen Volkes der Morisken schlug dem Ackerbau eine ebenso unheilbare Wunde, wie die Verjagung der Juden der Industrie. Ackerbau und Industrie geriethen nach und nach in eine klägliche Verfassung. Die Einwohnerzahl in vielen der größten Städte Spaniens, wie in Sevilla und Toledo, sank in kurzer Zeit bis auf den dritten und vierten Theil herab. Dagegen waren die Klöster, welche der Trägheit und Versunkenheit ein willkommenes Asyl boten, überfüllt; auf je tausend Einwohner rechnete man elf Geistliche, Nonnen und Mönche zusammengenommen. Die so sorgfältig gepflegte Saat des Aberglaubens und des religiösen Fanatismus trug ihre giftige Frucht: die Verdummung; der Royalismus war zum widerwärtigen Zerrbilde geworden, und an die Stelle jener stolzen Vasallen, welche sich Königen gleich achteten*), traten Hofdiener, die

*) Von welch unabhängig stolzem Sinn zeugte nicht die Krönungsformel der Aragonier welche lautet: „Wir, von denen jeder eben so viel ist wie Du, und die wir alle zusammen mehr sind als Du, wir machen Dich zum König. Wenn Du nach den Gesetzen des Staats regierst, werden wir Dir gehorchen; wo nicht, nicht."

jedwedem Monarchen, so erbärmlich und lasterhaft er sein mochte, Weihrauch streuten; und selbst die vornehmsten Geister der Nation und ihre genialsten Dichter schlossen sich von diesem entwürdigenden Cultus nicht aus. Mit dem inneren Elend hielt die Abnahme der äußeren Macht gleichen Schritt. Portugal erkämpfte seine Unabhängigkeit, ein Theil der westindischen Besitzungen wurde Spanien streitig gemacht, und, als in Folge von dem Testament Karls II. der zwölfjährige Erbfolgekrieg ausbrach, schien das erschöpfte und einst so blühende Reich seiner Auflösung entgegen zu gehen. Am Schluß des Krieges bestieg der bourbonische Fürst den spanischen Thron, den er mit dem Verluste des größten Theiles der außerspanischen Besitzungen erkaufen mußte. Philipp V. war nicht der Mann, ein zerfallendes Reich wieder aufzurichten.

Daß unter solchen Verhältnissen eine fortschreitende Cultur der Wissenschaften und Künste nicht denkbar war, liegt auf der Hand. Zwei Parteien machten sich im Beginn dieses Zeitraums die Herrschaft im Reiche der Poesie streitig. Die eine wollte die alte Nationalpoesie erhalten wissen und verehrte diese, selbst in ihren rohesten Formen und in ihren willkürlichsten Ausschreitungen, während die andere Partei, welche jeder Hoffnung auf eine, aus eigener Kraft hervorgehende Regeneration der heimischen Dichtung entsagt hatte, sich den eleganten und correcten Formen der Franzosen zuwandte und in der Nachahmung des Auslandes diejenige Begeisterung suchte, welche sie in der eigenen Brust nicht mehr fand. Diese Partei, hervorgegangen aus dem Streben, sich von der immer mehr hervortretenden Verflachung der Literatur loszuringen, fand um so leichter und vollständiger in Spanien Eingang, je bedeutungsloser die Kräfte waren, welche die Gegenpartei ins Gefecht zu führen hatte; ja, sie gewann dergestalt die Oberhand, daß ihre Vertreter es wagen durften, die leuchtendsten Sterne am Dichterhimmel Spaniens anzutasten, daß sie sogar die Stirn hatten, Calderon und Lope zu schmähen und ihre unsterblichen Dichtungen der Vergessenheit zu empfehlen. Französischer Geist und französische Sitten drangen mehr und mehr in Spanien ein, und alle vornehmeren Dichter schlossen sich dieser Richtung an; doch standen die Correctheit und die regelrechte Verständigkeit der Franzosen in einem zu grellen Widerspruch mit der unbändigen Phantasie und den leidenschaftlichen Auffassungen der Spanier, als daß aus der Berührung dieser heterogenen Elemente eine lebenskräftige Poesie hätte hervorblühen können, und in der That bot die glatte Hülle und die elegante Form, in der diese neuen Dichtungen erschienen, keinen Ersatz für die Seichtigkeit ihres Gehalts. Uebersetzungen und Nachahmungen aus dem Französischen überschwemmten das Land; eine tiefe Kluft zwischen den vornehmen Dichtern und dem Volk that sich auf, zum Nachtheil Beider; denn wenn die Productionen der Ersteren, welche auf französischen Kunstprincipien beruhten, sich als bedeutungslos erwiesen, so zollte das einst so begabte Volk seinerseits nur noch den plumpsten und poesielosesten Machwerken Beifall. Die Zeit und der Fortschritt schienen spurlos an ihm vorüber zu gehen. Es verklangen seine alten Romanzen. Das achtzehnte Jahrhundert hat kaum einen einzigen spanischen Dichter oder Gelehrten von hervorragender Bedeutung aufzuweisen. Uebrigens darf man nicht annehmen, daß die Thronbesteigung Philipps V., des französischen Fürsten, die angedeutete Reform der spanischen Dichtung herbeigeführt habe. Das Interesse, welches Philipp für die Literatur an den Tag legte, war ein sehr geringes; dagegen war Frankreichs Beispiel damals für ganz Europa maßgebend, und was war natürlicher, als daß Spanien, im Gefühl seiner Leere und Verkommenheit, begierig nach dem fremden Glanze haschte?

Die einzige anerkennenswerthe Leistung Philipps im Interesse des geistigen Fortschritts seiner neuen Heimath war die Einführung von Akademien, welche er nach französischen Mustern organisirte. Im Jahre 1714 stiftete er die Akademie der spanischen Sprache, deren Mitglieder zwischen den Jahren 1726—39 ein vortreffliches Wörterbuch herausgaben; in diesem Werk wurden unter den vielen Worten und Wendungen, welche sich im Laufe

der Zeit aus fremden Sprachen und aus den willkürlichen Erfindungen der Dichter in die spanische Sprache eingeschlichen hatten, diejenigen ausgewählt und festgestellt, welche der Bereicherung und Schönheit derselben von Nutzen sein konnten. Das umfangreiche, aus sechs großen Foliobänden bestehende Werk ist mit ebenso viel Sorgfalt als Geschmack und feinem Verständniß abgefaßt und hat die Reinerhaltung der spanischen Sprache wesentlich gefördert. Die Akademie that für die Hebung der vaterländischen Poesie, was in ihren Kräften stand; sie schrieb Preise für die besten Dichtungen aus, sie veranstaltete sorgfältig redigirte Ausgaben anerkannt tüchtiger Autoren und gab auf ihre Kosten werthvolle Schriften heraus. So anerkennenswerth diese Bestrebungen immerhin waren, so wohnte ihnen doch nicht die Zauberkraft inne, aus einem Sumpf einen sprudelnden Quell zu schaffen und aus einem verdorrenden Stamm frische Zweige sprießen zu lassen.

Wie jedoch keine Umwandlung sich plötzlich und ohne Uebergang vollzieht, so ruht auch noch auf manchen Dichtungen und Schriftstellern der Zeit, deren Betrachtung uns jetzt obliegt, ein Abglanz der vergangenen Pracht. Das gilt besonders von den Schauspieldichtern, welche der Zeit nach unmittelbar auf diejenigen Dramatiker folgen, welche am Schluß des vorigen Abschnitts besprochen worden sind. Das Nationaldrama ist in Spanien niemals, selbst nicht als die Franzosenschwärmerei in höchster Blüthe stand, von der Bühne völlig verdrängt worden; es hat stets seinen Platz neben den Dramen der französischen Schule behauptet. Candamo, Zamora, Cañizares sind Dichter, deren Werke, wenn sie auch einerseits die Merkmale einer ernüchterten und verflachten Zeit an sich tragen, doch auf der anderen Seite noch reich genug an glänzenden Zügen sind, um an die Meister zu erinnern, welche ihnen vorangegangen sind.

Francisco Bances Candamo, ein asturischer Edelmann, stand bei Hofe in hoher Gunst, bekleidete Ehrenstellen und bezog Jahrgehalte, fiel jedoch später in Ungnade und starb 1709 in großer Dürftigkeit. Besonders glücklich war Candamo in der Behandlung geschichtlicher Stoffe. Sein Drama: „Por su rey y por su dama“ (Für den König und die Geliebte), in dem der Dichter Feuer und Innigkeit des Gemüths zeigt, würde von noch größerer Wirkung sein, wenn nicht Unklarheit und Geziertheit des Stils das Interesse an den übrigens spannenden Situationen schwächte. Außerordentlich beliebt war Candamo's „Esclavo en grillos de oro“ (Der Sklave in goldenen Ketten). Es ist darin ein antiker Stoff in ganz romantischer Weise behandelt.

Eine Verschwörung des Römers Camillus gegen den Kaiser Trajan ist entdeckt worden. Dem Empörer wird der Proceß gemacht, und als er glaubt, sein Todesurtheil hören zu müssen, vernimmt er, der Kaiser habe ihn zum Mitregenten ernannt. Camillus muß nun, allen Lebensgenüssen entsagend, sich den anstrengendsten Regierungsarbeiten widmen, von dem undankbaren Volke aber erntet er für seine Sorgen nichts als Tadel und Schmähungen. Da bittet er tief gedemüthigt den edlen Kaiser, ihn von den schweren Pflichten, denen er nicht gewachsen sei, zu entbinden. Das Stück ist gut geschrieben; doch steht die romantische Redseligkeit, welche sich der „Trajan“ des Candamo zu Schulden kommen läßt, in einem zu grellen Widerspruche mit der Größe und der Würde, welche wir von einem römischen Imperator erwarten durften.

Cañizares ward 1676 zu Madrid geboren, wo er 1750 starb. Seine Haupterfolge erzielte er mit seinen „Comedias de figuron“, derjenigen Gattung spanischer Komödien, in welchen irgend eine lächerliche oder abenteuerliche Figur der Mittelpunkt und die Trägerin des Stückes ist. Weder poetische Kraft noch Erfindungsgabe standen Cañizares zu Gebote, doch verstand er es vortrefflich, seine Vorgänger auszubeuten, und seine Kenntniß und geschickte Benutzung des theatralischen Effects sicherte ihm den Beifall des Publicums. Die Komödie „der Domine Lucas“, in welcher der Dichter die närrischen Streiche eines aufgeblähten, adelstolzen und armen Studenten aus Salamanca dem Gelächter preisgiebt,

entzückte die Zuschauer. Was diesem Stück an Feinheit und Grazie abgeht, ersetzt es durch unbändige Tollheit, durch derbe übermüthige Späße, welche freilich oft genug in ein Gebiet streifen, mit dem die Aesthetik nichts mehr zu thun hat.

Ticknor sagt von Cañizares, daß dieser Dichter, ungeachtet seines Erfolges und seiner Beliebtheit, deutlicher als irgend einer seiner Vorgänger und Zeitgenossen den Verfall des Dramas zeigt. „Indem wir," fügt er hinzu, „die 70 oder 80 Schauspiele durchblättern, die er uns hinterlassen hat, erinnern wir uns stets der Kirchen und Thürme Süd-Europas, die im Mittelalter aus den Bruchstücken von Gebäuden reinerer Bauart, die ihnen vorangegangen, erbaut wurden und gleichzeitig die Pracht der Entstehung jener Trümmer und die niedrige Stufe der Neubauten zeigten, deren schönste Zierde solche Ueberbleibsel und Bruchstücke bildeten. Die Geschichten, Verwickelungen und Auftritte des Cañizares sind durchgängig dem Lope, Calderon, Moreto, Matos Fragoso und seinen anderen ausgezeichneten Vorgängern abgeborgt, zu denen er, durch viele Beispiele auf der spanischen Bühne gleichsam berechtigt, wie zu reichen und alten Denkmälern griff, welche den Forderungen seiner Zeit solche Bestandtheile zu liefern vermochten, wie diese selbst nicht mehr im Stande war zu erzeugen."

Antonio Zamora war eine Zeit lang Schauspieler gewesen, avancirte später zum Kammerherrn und starb im Jahre 1730. Ungeachtet in der Kunst seiner feingesponnenen Intriguen und in dem leichten harmonischen Fluß seiner Sprache das eingehende Studium Calderons unverkennbar ist, macht sich dennoch in seinen Arbeiten der Mangel an großen Auffassungen, an tieferer Motivirung und poetischer Durchdringung des Stoffes nur allzu fühlbar. Mit Glück und Geschmack hat Zamora unter dem Titel: „Alle Schulden müssen am Ende bezahlt werden" den Tirso'schen Don Juan bearbeitet. Er verstand es, durch den Contrast der Erscheinung des Todten mit der üppigen Lebenslust Juans jenes geheimnißvolle Grauen hervorzurufen, welches wir bei Tirso vermissen. In seiner Komödie: „El hechizado por fuerza" (Der mit Gewalt Behexte) herrscht ausgelassene Lustigkeit. Ein Alter, der eine große Meinung von seiner Weisheit hat, wird durch die Ränke seiner Umgebung dahin gebracht, sich selbst für behext zu halten und in die Vermählung seiner Nichte mit deren Liebhaber zu willigen. Nach diesen drei genannten Dramatikern tritt der Verfall der spanischen Bühne immer kläglicher und augenscheinlicher zu Tage.

Als eigentlichen Stifter der französischen Schule in Spanien haben wir den Schriftsteller Ignacio de Luzan anzusehen; denn Keinem gelang es besser als ihm, dem System der classischen französischen Schule in Spanien Eingang und Geltung zu verschaffen. Große Gelehrsamkeit, viel Verstand und außerordentliche Belesenheit sind Luzan nicht abzusprechen. Derselbe wurde 1702 in Zaragoza geboren; in Frankreich und Italien erhielt er eine gelehrte Ausbildung und stand dort mit den bedeutendsten Schriftstellern in lebhaftem Verkehr. Im Jahre 1733 kehrte er nach Spanien zurück, wo seine ausgezeichnete Begabung nicht verfehlen konnte, die Aufmerksamkeit des Hofes zu erregen. 1747 wurde er als Gesandtschaftssecretair nach Paris geschickt, bekleidete später das Amt eines Staatsraths und Handelsministers und starb 1754.

Seine eigenen poetischen Arbeiten, Gedichte und Schauspiele, hatten weder einen durchgreifenden Erfolg, noch verdienten sie ihn; desto nachhaltiger war der Einfluß, welchen er durch seine Schrift: „Die Kunst zu dichten" (La Poetica) auf den Geschmack seiner Zeitgenossen übte — ein Einfluß, der um so leichter zu gewinnen war, je allgemeiner sich das Bedürfniß einer Reform der Poesie in Spanien fühlbar machte. Sein Werk fand begeisterte Anhänger, welche hinfort an jede erscheinende Dichtung den Maßstab der Luzan'schen Poetik legten und dieselbe danach verwarfen oder gelten ließen.

Luzan verachtete aus Herzensgrunde die Verwilderung und die Auswüchse der spanischen Nationalpoesie, vor Allem den Gongorismus, während ihm, dem gründlichen Gelehrten, die classische Correctheit, die natürliche Eleganz, die reine Diction der französischen Schule mehr als billig imponirten. Er hatte mit Vorliebe Aristoteles studirt, und legte die Theorien desselben seinem kritischen Werke zu Grunde, in welchem er außerdem französische und italienische kritische Schriften wie die des Italieners Muratori reichlich benutzte. Dieses nach classischen Regeln zusammengestellte System einer Kunst zu dichten wendete er nun auf die spanische Poesie an.

Luzan verkannte in diesem Werk, in welchem er unter Anderem die Aufrechthaltung der drei Einheiten im Drama dictatorisch forderte, vollständig das Wesen der Poesie, als deren Haupterforderniß er den Nutzen und den moralischen Zweck bezeichnete. Form und Verstand, Kunst und Moral waren die Stichworte seiner Theorie. Für die Poesie des Wortes, für die Kunst des Versbaus, für Eleganz und Correctheit hatte er ein feinsinniges Verständniß; doch mußte seiner Meinung nach der Boden, aus dem die Poesie erblühen sollte, der Verstand, und ihr Zweck eine moralische Tendenz sein. Poetische Inspiration, Phantasie, intensives Gemüthsleben und alle einer Dichternatur wesentlichen Eigenschaften degradirte er zu Dienerinnen der Moral und gestand ihnen keine andere Berechtigung zu als diejenige, zur Ausschmückung nützlicher und sittlicher Anschauungen beizutragen. Den göttlichen Rhythmus einer Dichterseele wollte er in stereotype Formen zwängen, und bedachte nicht, daß der Zwang der Tod des Genies ist. Dennoch bewerkstelligte er die Reform der spanischen Dichtung in seinem Sinne.

Während Luzan sich bestrebte, dem poetischen Geschmack seiner Zeit eine neue Richtung zu geben, versuchte ein friedlicher Mönch in seiner stillen Klause zu Oviedo durch rastlose ausdauernde Arbeit eine Reform der Wissenschaft in seinem Vaterlande zu bewirken. Spanien war im achtzehnten Jahrhundert in tiefe Unwissenheit versunken und befand sich in wissenschaftlicher Beziehung fast noch auf dem Standpunkt des Mittelalters. Zum Unterricht dienten noch immer die Bücher längst vergangener Zeiten; neben der königlichen Censur bestand noch eine religiöse Censur — Institutionen zur Wahrung der Rechtgläubigkeit Spaniens, welche die Einführung wissenschaftlicher Werke des Auslandes unmöglich machten. Mathematik und Naturwissenschaften waren in Spanien kaum dem Namen nach bekannt, die Philosophie bestand in den scholastischen Phrasen des Mittelalters, die Rechtsverwaltung bot ein Chaos verwirrter Begriffe dar, und die Arzneikunde konnte vor dem Aberglauben des Volkes, welches von Reliquien, Amuletten, Zaubertränken und Messen Heilung erwartete, nicht aufkommen. In dem Schreiben eines Ministers an König Ferdinand VI. heißt es unter Anderem: „Im ganzen Königreiche ist kein Lehrstuhl für Staatsrecht, für Versuchswissenschaften, für Zergliederungskunst oder für Pflanzenkunde. Wir besitzen keine genauen Karten des Landes oder seiner Theile, noch Jemand, der sie anzufertigen im Stande wäre, so daß wir von den äußerst unvollkommenen Karten abhängig sind, die wir aus Frankreich und Holland empfangen, und hierbei in schmachvoller Unkenntniß der richtigen Lagen und Entfernungen unserer eigenen Städte." Ein Bauer in Spanien, der lesen und schreiben konnte, wurde angestaunt, und dabei forderten die Scheiterhaufen der Inquisition nach wie vor ihre Opfer. Der Mönch Benito Geronimo Feijoo y Montenegro unterzog sich der kühnen und schwierigen Aufgabe, dieses verdummte und fanatische Volk aufzuklären. Derselbe ward 1701 zu Compostella geboren und trat 1717 als Mönch in den Benedictiner-Orden zu Oviedo, wo er, den angestrengtesten Studien hingegeben, siebenundvierzig Jahr lang verblieb. Durch unermüdlichen Fleiß verschaffte er sich einen Einblick in den Stand der Wissenschaften des übrigen Europas. Mit Staunen und Kummer gewahrte er die tiefe Kluft, welche Spanien von demselben trennte und er machte es zu seiner Lebensaufgabe, diese Kluft, so weit es in seinen Kräften stand, auszufüllen. Feijoo arbeitete

mit einer Energie sonder Gleichen; kaum gönnte er sich wenige Stunden des Schlafes; er studirte die Sprachen und Literaturen fremder Länder; er eignete sich Kenntnisse von staunenswerther Vielseitigkeit an, welche seinem geistigen Auge eine weite und freie Aussicht in die verschiedensten Gebiete des Wissens und des Lebens eröffneten und ihn in den Stand setzten, sich über die Vorurtheile seiner Nation zu erheben. Er wurde zum Professor der Theologie und zum Abt des Klosters zu Oviedo ernannt; trotz der zeitraubenden Berufsgeschäfte, welche dieses Amt ihm auferlegte, setzte er dennoch seine Studien mit gleichem Eifer fort. Im Jahre 1726 erschienen die ersten Bände seines „Teatro critico universal" (Bühne der allgemeinen Kritik). Das Werk bestand aus einzelnen Aufsätzen, welche den Zweck hatten, Mißstände, Vorurtheile und Bornirtheiten auf den verschiedensten Gebieten spanischer Wissenschaft und spanischen Lebens zu bekämpfen und der Wahrheit und der Vernunft zu ihrem ewigen und göttlichen Recht zu verhelfen. Er eiferte gegen die Beschränktheit der spanischen Sternkunde, gegen den Aberglauben, wie er sich an Sonnenfinsternisse, Kometen u. s. w. knüpfte, und suchte durch eine klare Auseinandersetzung des Baco'schen Natursystems seine Landsleute für die Wahrheit der Wissenschaft zu gewinnen. Nach und nach erschienen acht Bände seines Werkes, deren Themata von der mannigfaltigsten Art waren; später setzte er dasselbe unter dem Titel: „Cartas eruditas y curiosas" (Gelehrte und forschende Briefe) fort, von denen im Jahre 1760 der fünfte und letzte Band erschien.

Den Angriffen auf sein Werk, welche natürlich nicht ausblieben und welche oft bitter und scharf genug auftraten, zeigte sich Feijoo's Feder vollständig gewachsen; der klare und gefällige Stil, den er schrieb, und dem es an witzigen Wendungen nicht fehlte, trug nicht wenig dazu bei, seine Vertheidigung erfolgreich und seine Schriften beliebt zu machen. Verschiedene Male denuncirte man ihn bei der Inquisition; aber selbst diese fand in den Schriften des frommen Mönches, welcher sich wohl gehütet hatte, die kirchlichen Mißbräuche allzu scharf ins Auge zu fassen, keine Handhaben für ihre Verfolgungssucht.

Feijoo war kein Mann von hohem Geistesflug oder genialer schöpferischer Kraft; aber der eiserne Fleiß, die Ehrlichkeit, der praktische Verstand und die gesunde Urtheilskraft, womit er sich seiner mühevollen Aufgabe unterzog, und der Feuereifer, mit welchem er sie ausführte, machten seine Wirksamkeit zu einer segensreichen. Er erweiterte nicht die Grenzen irgend einer Wissenschaft, er erfand kein neues System; aber für das Treffliche, das vorhanden war, suchte er den schlummernden Geist seiner Nation zu erschließen; die Quelle des Denkens, welche bei ihr versiegt schien, brachte er in Fluß und bot dem, durch ihn zum Nachdenken und zur Thätigkeit angeregten Volke eine Grundlage, auf der es weiter bauen konnte. Im Zeitraum von fünfzig Jahren erschienen fünfzehn Auflagen seines Werkes. Feijoo starb am 16. Mai 1764 hoch verehrt, sowohl wegen seiner außerordentlichen Leistungen, als wegen seines makellosen Charakters. Mögen seine Arbeiten uns auch heut bedeutungslos erscheinen: in jedem Fall hat Feijoo keinen geringen Antheil an der Wendung zum Besseren, welche sich auf allen Gebieten menschlicher Bestrebungen von der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts an in Spanien bemerkbar machte.

Neben Luzan fanden die französischen Theorien in den gelehrten Schriftstellern Velazquez und Mayans verdienstvolle Anhänger und Förderer. Velazquez, Markgraf von Valdeflores, wurde 1722 geboren und starb 1772, nachdem er die letzten Jahre seines Lebens im Gefängniß zugebracht hatte. Verschiedenen seiner gelehrten Schriften war große Anerkennung zu Theil geworden; jedoch hat er in seinem Hauptwerk, der „Geschichte der spanischen Poesie", nur wenig zur Aufklärung und zum Verständniß der alten spanischen Literatur beigetragen; denn abgesehen davon, daß er seine Kritik ganz im classisch französischen Sinne übte, ist diese Literaturgeschichte schlecht geordnet und viel zu kurz und oberflächlich. Er behauptet darin unter Anderem, daß das Nationalschauspiel von jeher nur dem Pöbel gefallen, alle Leute von Geschmack abgestoßen habe; immerhin jedoch enthält

dieses Werk einzelne treffende und geistreiche Urtheile über spanische Autoren und deren Schriften.

Gregorio de Mayans y Siscar hat sich ebenfalls durch gelehrte Schriften wesentliche Verdienste um die spanische Literatur erworben. Seine „Geschichte der spanischen Sprache" enthält in würdiger und gefälliger Form manchen guten Gedanken; in seiner „Retorica" (Redekunst) giebt er zwar eine große Zahl überflüssiger und pedantischer Vorschriften, erfreut aber durch eine Fülle von Citaten aus guten spanischen Schriftstellern.

Auch Blas Antonio Nasarre ist hier zu erwähnen. In seiner „Abhandlung über das spanische Schauspiel", welche er als Einleitung zu einer neuen Ausgabe der Komödien des Cervantes schrieb, bezeichnet er Calderon und Lope als die Verderber des Geschmacks, und schmäht mit kindischem Unverstand alle diejenigen Dichtungen, welche bisher der Stolz der Nation gewesen waren; ja, er ging in seiner Verblendung so weit, die Komödien des Cervantes, welche dieser nach dem Muster der Lope'schen Schauspiele schrieb, für Parodien derselben zu erklären.

Von großem und günstigstem Einfluß auf die Erweckung des spanischen Geistes, sowohl in politischer, wie in literarischer Hinsicht, war die Regierung Karls III., des dritten Bourbonen auf dem spanischen Thron. Mit klarem Geist und starker Willenskraft begabt, von trefflichen Ministern unterstützt, unternahm es dieser Fürst, die Wunden zu heilen, welche seine Vorgänger dem Lande geschlagen. Er löschte die Feuer der Inquisition aus,*) schaffte die Tortur ab und vertrieb an einem Tage die Jesuiten, welche Widerspruch gegen seine Reformen erhoben hatten, aus allen Theilen des Landes und bemächtigte sich ihrer Einkünfte. Karl III. förderte Literatur und Kunst nach allen Richtungen hin; sein scharfer Blick erkannte in der Volkserziehung den wichtigsten Hebel für die Kräftigung des Landes, und er wandte ihr deshalb seine besondere Aufmerksamkeit zu. Leider wurde seinen edlen und zeitgemäßen Bestrebungen nicht immer in verständnißvoller Weise entsprochen. Antwortete doch die Universität Salamanca, als ihr die Aufforderung zuging, Mathematik und Naturwissenschaften den neu erforschten Wahrheiten gemäß zu lehren, die Worte: „Newton lehrt nichts, das einen guten Logiker oder Metaphysiker bilden könnte, und Gassendi und Descartes stimmen nicht mit der Wahrheit der Offenbarung überein, wie es Aristoteles thut." Karl war ein leidenschaftlicher Verehrer Friedrichs des Großen und organisirte seine Armee nach preußischem Muster. Er gab den Buchdruckern die Vorrechte des Adels, gründete Dörfer und Städte, errichtete öffentliche Gebäude und legte eine große Zahl von Landstraßen an. Die Verbindung zwischen den verschiedenen Theilen Spaniens war im achtzehnten Jahrhundert dermaßen schwierig, daß man mindestens zwei Monate und 800 Thaler brauchte, um von einem Ende des Landes bis zum anderen zu gelangen. Das alles waren durchgreifende Reformen, welche nicht wenig zur Aufklärung des Landes beitrugen. Selbst die Kirche schien nicht mehr unantastbar; denn ein kluger Mönch, der Pater Isla, unterfing sich der kühnen That, allzu handgreifliche Mißbräuche derselben offen zu bekämpfen. Pater Jose Francisco de Isla wurde am 24. April 1703 im Königreich Leon geboren. Er erhielt eine sorgfältige Erziehung und trat 1719 im siebzehnten Lebensjahre als Mönch in den Orden der Gesellschaft Jesu. Sein hervorragendes Rednertalent, verbunden mit gründlicher Gelehrsamkeit, lenkten bald die Aufmerksamkeit auf ihn, und man übertrug ihm nach einander die Lehrstühle der Philosophie und Theologie zu Segovia, Santiago und Pamplona. Als im Jahre 1746 in letzterer Stadt die Thronbesteigung Ferdinands VI. mit großem Pomp gefeiert wurde, verfaßte Isla eine kleine Schrift: „El Dia grande do Navarra" (Der große Tag von Navarra), in welcher er die Festfeier, bei der es an lächer-

---

*) Im Jahre 1781 bestieg zu Sevilla das letzte Opfer der Inquisition den Scheiterhaufen. Es war eine Frau, welche wegen Hexerei verbrannt wurde.

lichen Demonstrationen nicht gefehlt hatte, verhöhnte. Sein Spott war jedoch so fein und die Satire so geschickt abgefaßt, daß die davon Betroffenen seine Lobeserhebungen für Ernst nahmen und deshalb eine Deputation zu ihm schickten, welche ihm den Dank der Stadt für seine Verherrlichung des Festes aussprechen mußte. Indessen verlautete später etwas von der satirischen Absicht des Verfassers, und es entbrannte ein heftiger literarischer Streit über diesen Gegenstand, dessen üble Folgen Isla durch eine scharfsinnige Vertheidigung theilweise abzuwenden wußte; jedoch mußte er seine Stelle in Pamplona aufgeben.

Von jeher hatte Isla einen tiefen Widerwillen gegen die Art zu predigen empfunden, wie sie damals in Spanien üblich war. Der Sinn und die Begeisterung für das Erfassen und Einprägen der göttlichen Wahrheiten schien den Predigern abhanden gekommen zu sein; gleich den Komödianten war ihr Augenmerk nur auf den Beifall des Publicums gerichtet, und um diesen zu erlangen, scheuten sie die abgeschmacktesten Mittel nicht und entweihten die Kanzel durch possenhafte Vorträge, durch scherzhafte Einfälle, Bonmots und Kunstgriffe aller Art, welche die Zuhörer überraschen und fesseln sollten, und die in der That dem Pöbel nur allzu sehr gefielen. Sie überboten sich in gezierten Wendungen und wetteiferten mit den Gongoristen an schwülstigem Unsinn. Da das eigne Beispiel, welches Isla seinen Amtsgenossen durch ernste und weihevolle Predigten gab, ebenso wenig Erfolg hatte wie seine dringenden Ermahnungen, so beschloß er mit den Waffen des Spottes gegen diesen widrigen Mißbrauch der Predigt zu Felde zu ziehen, und schrieb zu diesem Zweck den komischen Roman: „Historia del famoso predicador Fra Gerundio de Campazas“ (Geschichte des berühmten Predigers Bruder Gerundio de Campazas). Nach dem Vorgang des Cervantes erzählt er in diesem Roman in ironischer Fassung den Lebenslauf eines Prediger-Mönches von seiner ersten Erziehung an bis zur Ausübung seines Berufs als umherziehender Prediger, und geißelt das Thun und Treiben desselben mit scharfem Spott. Der Verfasser charakterisirt seinen Helden, den Bruder Gerundio, auf folgende Weise:

Er war im vollsten Besitze seiner Kraft, ungefähr 33 Jahre alt, schlank, stark und kräftig, von wohl sich anschließenden und wohlgebildeten Gliedmaßen, männlicher Haltung, zum Fettwerden sich neigend, das Haupt aufrecht tragend, und den Kreis der Haare um seine Tonsur sorgfältig und genau geordnet und gekämmt haltend. Seine geistliche Tracht war immer sauber, und fiel in weiten und regelmäßigen Falten an ihm herab. Seine Schuhe paßten ihm aufs Vollkommenste, sowie hoch oben sein seidenes Barett mit seltener Stickerei und einer reichen Trodbel geschmückt war — Alles die Arbeit gewisser andächtiger Frauen, die vor Bewunderung ihres Lieblingspredigers starben. Kurz, er sah recht jung und liebenswürdig aus, und fügte hierzu eine helle volle Stimme, ein leichtes, beliebtes Lispeln, eine besondere Anmuth bei Erzählung einer Geschichte, Geberdensprache, leichte Bewegungen, eine einnehmende Weise, erhaben klingende Worte, nicht geringe Dreistigkeit, und dabei vergaß er niemals in seine Reden Scherze, Sprüchworte und gebräuchliche Redensarten äußerst geschickt einzuflechten, wodurch er denn bei seinen öffentlichen Predigten allgemein beliebt wurde und in den von ihm besuchten Sälen der Vornehmen Alles mit sich fortriß.

Es war bekannt, daß er seine Predigten immer mit irgend einem Sprüchworte, Scherze, Wirthshauswitze oder einem seltsamen Satze anfing, der aus seiner gehörigen Verbindung gerissen, zuerst ein Widerspruch, eine Gottlosigkeit oder eine Lästerung schien, bis er endlich, nachdem er seine Zuhörer sich einen Augenblick hatte verwundern lassen, den Satz zu Ende brachte, oder mit einer Erklärung hervortrat, durch welche das Ganze zu einem Gemeinplatz wurde. So fing er eines Tages, über das Geheimniß der Dreieinigkeit predigend, seinen Satz mit den Worten an: „Ich leugne, daß Gott nur einig im Wesen und dreifaltig in den Personen sei,“ worauf er einen Augenblick inne hielt. Die Zuhörer sahen natürlich bei solchem Aergernisse einander verdutzt an oder waren mindestens begierig

zu wissen, wie der Schluß einer so ketzerischen Gotteslästerung sein könne. Als endlich der Prediger glaubte, er habe sie gehörig gefesselt, fuhr er fort: „So spricht der Ebionit, der Marcionit, der Arianer, der Manichäer, der Socinianer; ich aber widerlege sie Alle aus der Heiligen Schrift, aus den Kirchenversammlungen und aus den Kirchenvätern."

In einer anderen Predigt über die Fleischwerdung des Wortes begann er damit auszurufen: „Auf Euer Wohlsein, edle Zuhörer!" und fuhr, als die Zuhörer in lautes Lachen über diese ungebundene Weise ausbrachen, in welcher er dieses gesagt hatte, also fort: „Dies ist aber kein Spaß; denn Christus ist um Eures Wohlseins und um des meinigen, und um deß aller Menschen willen vom Himmel herabgestiegen, um in der Jungfrau Maria Fleischesgestalt annehmend, zum Menschen zu werden. Dies ist ein Glaubensartikel, und ich beweise ihn also: „Propter nos, homines, et nostram salutem descendit de coelo" etc., worüber sie denn Alle in entzücktes Staunen versetzt wurden und solches Gemurmel des Beifalls die Kirche durchlief, daß an dessen Lautwerden nur wenig fehlte.*)

Der Bruder Gerundio ist ein Werk voll feiner Ironie und scharfsinniger Aussprüche, es enthält lebendige Schilderungen des Kloster- und Mönchslebens, welche das unverkennbare Gepräge der Wahrheit tragen; durch den beißenden Spott aber leuchtet der tiefe Ernst, mit dem sich der Verfasser einer reformatorischen Aufgabe unterzog.

Der Erfolg des Romans war ein außerordentlicher; in drei Tagen waren die ersten 1500 Exemplare vergriffen. Isla's Zweck war erreicht, er hatte die zur Caricatur verzerrte Kanzelberedsamkeit dem Gelächter und der Verachtung preisgegeben, und Bruder Gerundio wurde hinfort ein Spottname für alle Priester, welche in jener unwürdigen und niedrigen Weise predigten.

Die Angriffe indessen, welche das Buch von Seiten der Verspotteten hervorrief, waren so zahlreich und so wirksam, daß die Inquisition die weitere Verbreitung desselben inhibirte. Im Jahre 1767, als das Verdict Karls III. die Jesuiten verbannte, mußte auch der vierundsechzigjährige Isla sein Vaterland verlassen. Auf der Reise traf ihn ein Schlaganfall, der sein Leben ernstlich bedrohte; vom Krankenlager erstanden, begab er sich nach Bologna, wo er mit Auszeichnung empfangen wurde, und wo sich die Notabilitäten der Kunst und Wissenschaft um ihn sammelten. Dort schrieb er den zweiten Theil seines Romans und veranstaltete eine neue Ausgabe des gesammten Werkes. Lange Zeit ist der Bruder Gerundio eins der gelesensten spanischen Bücher gewesen. Leider sollte das Leben des frommen Paters auch in Italien nicht lange ungetrübt bleiben. Die vom Papst veranlaßte Aufhebung des Jesuitenordens beschränkte sein Einkommen in erheblicher Weise; dazu kam, daß man dem Erzbischof von Bologna einige mißfällige Aeußerungen, welche er über religiöse Gegenstände gethan haben sollte, hinterbrachte. Die Folge davon war, daß Isla, nachdem er einige Wochen im Gefängniß zugebracht hatte, nach einem kleinen Städtchen in der Nähe Bologna's verbannt wurde. Erst nach dem Tode des Erzbischofs durfte er nach Bologna zurückkehren, wo er am zweiten November 1781 starb. Von den übrigen Werken Isla's ist die Uebersetzung des Gil Blas aus dem Französischen zu erwähnen, welchen Roman er ohne Weiteres für einen Diebstahl an einem spanischen Autor erklärte, indem er behauptete, Le Sage habe das Manuscript einem andulusischen Advocaten entwendet; doch ist Isla den Beweis seiner Anklage schuldig geblieben.

Nach seinem Tode wurden seine „Vertraulichen Briefe" (Cartas familiares) an seine Schwester und verschiedene Freunde veröffentlicht, deren musterhafte Schreibart volle und wohlverdiente Anerkennung fand.

Indessen war die Nationalpartei nicht unthätig geblieben. Verschiedene Werke erschienen in ihrem Sinne, und sie schleuderte ihre Bannstrahlen gegen die Gallicisten. Einer

*) Siehe Ticknor. Bd. II. S. 362.

ihrer vornehmsten Vertreter war der Schriftsteller Vicente Garcia de la Huerta, Mitglied der spanischen Akademie und Bibliothekar. Huerta war ein glühender Patriot, er liebte die Nationalpoesie mit ganzer Seele; leider aber war sein Patriotismus größer als seine Begabung, und der Erfolg, den er erreichte, stand in keinem Verhältniß zu dem Eifer seiner Bestrebungen. Seine Angriffe auf die Gallicisten waren ebenso energisch, als seine Vertheidigung der volksthümlichen Dichtung schwach war; aus der Kritik, die er übte, sprach mehr Haß als Ueberlegung, und es fehlte ihm die Schärfe und Gründlichkeit, welche Luzan an den Tag gelegt hatte. Sein Groll gegen die französische Schule riß ihn zu maßloser Ungerechtigkeit hin: alle Gegner erklärte er für bissige und neidische Kritikaster, und selbst die vorzüglichsten französischen Classiker fanden keine Gnade vor ihm.

Racine's Athalia bezeichnet er als eine Komödie zur Aufführung in einem Mädchenpensionat geschrieben, die Hochzeit des Figaro ist ihm ein erbärmliches Machwerk u. s. w. Während er dergestalt gegen die armen französischen Classiker wüthete, unterlag er unbewußt selber dem Einfluß der herrschenden Mode; denn seine Tragödie „Raquel", welche ein nicht gewöhnliches Aufsehen erregte, trägt unverkennbar das Gepräge des französischen Geistes, und als er sein „Spanisches Theater" (Teatro español) herausgab, welches eine Auswahl der besten alten spanischen Stücke enthalten sollte, nahm er vorzugsweise diejenigen Komödien in seine Sammlung auf, welche am wenigsten gegen die französischen Regeln verstießen. Wir finden in diesem spanischen Theater eine große Zahl von Mantel- und Degenstücken, vergebens aber suchen wir darin ein Stück des Lope oder eine der herrlichen Tragödien Calderons.

Die eigenen Gedichte Huerta's im volksthümlichen Genre, durch welche er seine patriotischen Bestrebungen zu unterstützen dachte, waren zu unbedeutend, um irgend einen Einfluß auf den Geschmack seiner Zeit üben zu können.

Derselbe Eifer für Wiedererweckung der Nationalpoesie veranlaßte Lopez de Sedano, seinen „Spanischen Parnaß" herauszugeben, eine Sammlung der bemerkenswerthesten Dichtungen des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts, deren Werth noch durch manchen interessanten biographischen und literarischen Beitrag erhöht wird.

Größer noch ist das Verdienst des Tomas Antonio Sanchez um die alte spanische Poesie. Derselbe gab eine Auswahl der ältesten spanischen Dichtungen heraus, indem er seine Sammlung mit dem Heldengedicht des Cid eröffnete. Durch dieses treffliche Werk, welches leider unvollendet geblieben ist, machte er dem spanischen Publicum viele seiner alten herrlichen und vergessenen Poesien wieder zugänglich.

Ebenso lieferte Sarmiento durch seine „Geschichte der Poesie" werthvolle Beiträge zur Kenntniß und zum Verständniß der alten spanischen Literatur. Alle diese Bestrebungen zusammengenommen verhinderten die absolute Herrschaft der Gallicisten und regten das Interesse für die heimische Poesie mächtig an.

Diesen Patrioten standen indessen auf Seiten der französischen Schule verdienstvolle Männer gegenüber, deren Talente nicht gering anzuschlagen sind. Einer der Führer der Partei war Nicolas Fernando Moratin der Aeltere. Derselbe stammte aus einer adligen biscayischen Familie und ward 1737 zu Madrid geboren, wo er im kräftigen Mannesalter am 11. Mai 1780 starb. Eine Stellung, die er am Hofe inne hatte, vermittelte seine Verbindung mit Personen der höchsten Aristokratie, deren Protection sowohl ihm persönlich wie seinen dichterischen Arbeiten großen Vortheil brachte; außerdem war er die Seele eines Vereins, welchen er zur Hebung der vaterländischen Literatur gestiftet hatte. Die Mitglieder desselben hielten in einem Kaffeehause regelmäßige Versammlungen, und es galt unter ihnen das Gesetz, nur über Poesie, Liebe und Stiergefechte zu verhandeln.

Moratin schrieb ein Lehrgedicht über die Jagd, dem es an einzelnen Schönheiten nicht fehlt, und ein längeres episches Gedicht: „Las naves de Cortes" (Die Schiffe des Cortes),

welches die Verbrennung der Schiffe des Cortes bei seiner Landung in Mexico zum Inhalt hat. Dieses Gedicht, ausgezeichnet durch Schönheit der Sprache, schwungvolle Stimmung und Erhebung der Gedanken, erregte in hohem Grade die Bewunderung seiner Zeitgenossen und gehört unzweifelhaft zu den schönsten Dichtungen des achtzehnten Jahrhunderts. Außer einer Sammlung von Gedichten, welche Moratin im Jahre 1764 unter dem Titel: „El Poeta" (der Dichter) herausgab, verfaßte er noch eine große Zahl kleinerer Gedichte. Zwar haften den genannten Schriften mehr oder weniger die Mängel der französischen Schule an, doch participiren sie auch an den Vorzügen derselben; die Sprache Moratins ist stets vom reinsten Wohlklang, elegant und correct. In seinem Trauerspiel „Lucrezia" ist noch ein Schwanken zwischen nationalem und französischem Stil bemerkbar, dagegen sind seine Trauerspiele „Hormesinda" und „Guzman el Bueno" (Guzman der Gute) völlig den französischen Grundsätzen angepaßt. In diesem Streben, das französische Dramengenre auf der spanischen Bühne heimisch zu machen, wurde Moratin von namhaften Schriftstellern unterstützt. Männer wie Cadalso, Yriarte, Jovellanos wandten nur allzu viel Fleiß und Nachdenken an die Ausbildung desselben. Wenn diese Stücke trotz der fleißigen Ausführung und der gewissenhaftesten Feile keinen Erfolg hatten und haben konnten, so lag der Grund davon in ihrer Steifheit und Kälte, in ihrer Geschraubtheit und Affectation — Eigenschaften, welche die nothwendige Folge des allzu sorgfältigen Abwägens und der ängstlichen Gewissenhaftigkeit waren, mit welcher die Verfasser sich bemühten, ihre Gedanken und Stoffe in ein dem spanischen Geist so widerstrebendes System zu zwängen. Nimmermehr wird Studium und der exacteste Verstand das innere Schauen eines ächten Dichtergemüths ersetzen; nur dieses schafft aus der Fülle seiner Eindrücke lebensvolle Gebilde, welche der Unsterblichkeit angehören.

Immerhin jedoch standen die Komödien der französischen Schule noch hoch über den dramatischen Machwerken, welche damals im nationalen Stil zu Tage gefördert wurden. Das Lustspiel und die Posse waren hier in witzlosen Blödsinn ausgeartet; die Tragödie war zum schauerlichen Melodrama geworden; die früher von idealen Motiven getragenen Compositionen hatten dem Charlatanismus Platz gemacht, und die plumpsten Theatereffecte mußten das tragische Pathos ersetzen. Der Verfall des Theaters konnte nicht offenbarer und vollständiger sein. Freilich wurden ab und zu noch Stücke von Calderon, Rioja oder anderen spanischen Classikern aufgeführt; doch welchen Werth konnte der Beifall eines Publicums haben, welches heut Calderon zujubelte und morgen mit demselben Entzücken den elendesten Uebersetzungen schlechter französischer Komödien und den erbärmlichsten Spektakelstücken lauschte?

Von den dramatischen Schriftstellern, welche im nationalen Stile dichteten, tritt nur ein einziger glänzend aus seiner unwürdigen Umgebung hervor. Es ist Ramon de la Cruz. Derselbe war ein außerordentlich fruchtbarer Schriftsteller; er versuchte sich in den verschiedensten Gattungen des Dramas, sein Ruhm gründet sich jedoch nur auf seine Saynetes (Zwischenspiele), welche durchgehends voneinem genialen Humor erfüllt sind. Sie bestehen zum großen Theil aus einzelnen Scenen und Situationen; indessen dehnte der Verfasser dieselben mitunter zu kleinen zusammenhängenden Stücken aus. Mit Frische und Originalität gestaltete er seine Stoffe und wußte diese Scenen, welche meist dem niedrigsten Volksleben abgelauscht waren, mit poetischem Schimmer zu umkleiden. Bewunderungswürdig sind die Keckheit und Sicherheit, der poetisch malerische Sinn, die lebendig geistvolle Charakteristik und die treffende Satire, mit denen er seine volksthümlichen Bilder hinwirft. Was aber diesen dramatischen Kleinigkeiten einen bleibenden Werth verleiht, ist das Verständniß der Zeit und die treue und anschauliche Schilderung von den Sitten derselben, welche ihnen zu Grunde liegen. F. v. Schack sagt von diesen originellen Dichtungen: „Die meisten und vorzüglichsten dieser Stücke bringen die untersten Volksklassen auf die Bühne. Die Lastträger

und Maulthiertreiber, die Obsthändlerinnen und Fischweiber werden darin, Jeder in seinem Costüm und mit den ihm eigenthümlichen Gebräuchen, vorgeführt; wir sehen uns bald auf einen Jahrmarkt, bald unter die Zuschauer eines Stiergefechts, bald in das Innere eines Wirthshauses, bald in die Mitte eines Pilgerzuges oder zu dem Feste irgend eines Heiligen versetzt; und alle diese Gemälde sind mit fester Meisterhand entworfen, zeigen in jedem Zuge Leben und Bewegung, und in der Anordnung der Gruppen herrscht, trotz des Gewimmels der Personen, übersichtliche Klarheit. Mit besonderem Interesse wird man die Saynetes lesen, in welchen die langweiligen Tragödien nach französischem Muster mit ihrer frostigen Rhetorik, ihren gemachten Affecten und ihrem Blutvergießen um nichts und wieder nichts parodirt sind. Besonders köstlich ist „Manolo, eine Tragödie zum Lachen oder ein Saynete zum Weinen," ganz in den fünffüßigen Jamben der classischen Tragödien und in hochpathetischem Stile geschrieben, der dem Madrider Gassenpöbel in den Mund gelegt wird und im Contrast mit der Niedrigkeit des Gegenstandes, wie im Verein mit den hier und da durchbrechenden gemeinen Redensarten eine unsäglich komische Wirkung macht. Die Handlung ist, ebenso wie die Sprache, eine Travestie des regelmäßigen Trauerspiels. Als sich der tragische Knoten zu schürzen beginnt, spricht einer der Mitspieler:

— — Hier
Beginnt das Interesse der Tragödie;
Und, daß die Illusion vollkommen sei,
Mög' ihr Apollo nicht allein die drei
Einheiten, sondern hunderttausend geben,
Ja, lieber gleich das ganze Einmaleins.

Am Schlusse findet ein Kampf zwischen dem Kneipenwirth, der Castanienhändlerin, den Straßenjungen und den anderen Helden ähnlichen Gelichters, welche das Personal bilden, Statt.

Nachdem schon die Meisten im Kampfe gefallen, endigt die Tragödie folgendermaßen:

Vater Matute.
Da sie Alle
Gestorben sind, so will ich gleichfalls sterben,
Um mir die Kosten für die Trauerkleider
Und die Beerd'gung zu ersparen.
(Er stirbt.)
Remilgada.
Ach,
Mein Vater!
Mediodiente.
Höre mich!
Remilgada.
Ich kann nicht hören,
Denn ich muß auch in aller Eile sterben.
(Sie stirbt.)
Potagera.
Und ich nicht minder, da Manolo starb.
Sogleich will ich den Doctor rufen lassen
Und lege mich zu Bett; denn es ist Regel,
Daß man mit Anstand sterben muß. (Ab.)
Sebastian.
Nun, Freund,
Wir dürfen, hoff' ich, doch am Leben bleiben?
Mediodiente.
Es hilft dir nichts, in den Tragödien muß
Einmal gestorben sein, und Einen nur,
Den Zähsten, darf der Dichter leben lassen,
Um die moralische Sentenz zu sprechen.
Sebastian.
So sprich sie denn, und denk', ich sei vor Lachen
Gestorben.
Mediodiente.
Also Acht gegeben! — Was,
Ihr Arbeitsleute, hilft Euch all Eu'r Müh'n?
Wozu ist alle Qual der Woche nütz,
Wenn ihr nachher am Sonntag oder Montag
Den Wochenlohn in's Wirthshaus tragen wollt?

Das französische System fand keinen leidenschaftlicheren, talentvolleren und vom Erfolg mehr begünstigten Vertreter als Moratin den Jüngeren; derselbe wurde in seinen Bestrebungen von Cienfuegos und Jovellanos, einem der bedeutendsten Männer seiner Zeit, eifrig unterstützt. Auch für Cienfuegos war die Aufrechterhaltung der französischen Grundsätze die unerläßliche Bedingung jeder wahren Poesie; doch verstand er es wie Wenige, diese stereotypen und steifen Formen mit Geist, Leben und schwungvoller Empfindung zu durchdringen; seine Tragödien „la Condesa de Castilla" und „Zoraida", die Stoffen alter spanischen Sagen entlehnt sind, geben Zeugniß davon.

Jovellanos schrieb, nachdem er bereits mit einer Jugendarbeit „Pelayo" ungewöhnlichen Erfolg erzielt hatte, ein Drama: „El delincuente honrado" (Der geehrte Ver-

brecher), bei dem eine tief ernste moralische Tendenz vielleicht allzu sehr in den Vordergrund tritt; es ist von sentimentalen Rührungen erfüllt und hat den Zuhörern jederzeit viele Thränen gekostet. Bald fand das Publicum Geschmack an Rührstücken dieser Art, und ähnliche Productionen unwürdiger englischer und deutscher Schriftsteller fanden ihren Weg auf die spanische Bühne, so Kotzebue's „Menschenhaß und Reue", ein Stück, welches Schack das nichtswürdigste aller Schauspiele alter und neuer Zeit nennt.

Leandro Fernandez Moratin, Sohn des älteren Moratin, wurde am 10. März 1760 zu Madrid geboren. Sein Vater hatte ihn sehr früh zu einem Juwelier in die Lehre geschickt, wo er bis zu seinen Jünglingsjahren blieb. Die Ausübung seines Berufes vermochte nicht die Entwickelung seiner poetischen Fähigkeiten zu hindern. Im achtzehnten Jahre schrieb er ein Gedicht: „Die Eroberung von Granada", welches einen Preis der spanischen Akademie gewann. Andere poetische Arbeiten reihten sich würdig dieser Preisdichtung an und erregten das Interesse für ihn dergestalt, daß er durch die Vermittelung einflußreicher Freunde die Stelle eines Gesandtschaftssecretairs in Paris erhielt. Der Pariser Aufenthalt war entscheidend für ihn; hier bildete sich sein Geschmack in bestimmter Richtung aus, hier knüpfte er Verbindungen mit französischen Dichtern an und trat in lebhaften Verkehr mit Goldoni. Als er nach Madrid zurückgekehrt war, wandte sich ihm die Gunst des Friedensfürsten, des allmächtigen Ministers Don Manuel Godoy, in hohem Maße zu. Um die Theater zu studiren, wurde er auf Staatskosten nach Frankreich, England, Italien und Deutschland gesandt, und nach seiner Rückkehr sicherte ihm Godoy durch Jahrgehalte und Aemter eine behagliche und unabhängige Stellung. Als im Jahre 1808 der Friedensfürst gestürzt ward, mußte auch Moratin flüchten. Im Jahre 1811 kehrte er mit den Franzosen nach Spanien zurück und wurde Oberbibliothekar der königlichen Bibliothek. Später mußte er abermals fliehen, und nach manchen widerwärtigen Schicksalen entschloß er sich, obgleich seinem Aufenthalt in Spanien nichts mehr im Wege stand, sein Vaterland für immer zu verlassen; schmachteten doch seine besten Freunde in der Verbannung. In bitterer Stimmung begab er sich nach Paris, wo er im Jahre 1828 starb. Moratin setzte alle seine Fähigkeiten und seinen Einfluß daran, das spanische Theater im Geist und im Sinn der französischen Theorien umzugestalten. „Von früh an sah ich ein," so spricht er sich in der Vorrede zu seinen Werken aus, „daß zur Ausrottung der eingewurzelten Uebel, welche unsere dramatische Poesie in einem schmachvollen Zustande von Rohheit und Extravaganz zurückhielten, die bloße Kritik nicht hinreichte: es mußten wiederholte Beispiele gegeben, es mußten Schauspiele nach den Regeln der Kunst geschrieben werden. Ein Contemporisiren mit den Freiheiten Lope's oder mit den verworrenen Geweben Calderons war dabei nicht zu dulden; Beide hatten Nachfolger ohne Zahl hervorgebracht, durch welche das spanische Drama während zweier Jahrhunderte in einen Zustand der äußersten Verderbniß versetzt worden war; ein Mann von tüchtiger Bildung durfte dem Irrthum keine neue Autorität leihen; das Uebel durfte nicht vertuscht, es mußte von Grund aus gehoben werden." Und an einer anderen Stelle sagt er: „Das Lustspiel muß die dialogische Nachahmung eines Vorfalls sein, der sich an einem Ort und in wenigen Stunden unter Privatpersonen zugetragen hat, und es muß durch die Darstellung desselben, mittelst der angemessenen Schilderung von Affecten und Charakteren, die gewöhnlichsten Fehler und Irrthümer der Gesellschaft lächerlich machen, die Wahrheit und Tugend dagegen empfehlen." *)

Glücklicherweise überflügelte Moratins glückliches Talent in der Praxis diese engherzigen Theorien, und sein wahres Dichtergefühl erhob ihn über die Schranken, welche seine vorurtheilsvolle Kritik ihm zog. Mit außerordentlicher Kunst und Sorgfalt arbeitete er die Entwürfe seiner Lustspiele aus. Die Lösung psychologischer Probleme dürfen wir in diesen

*) Siehe v. Schack. Th. III. S. 495.

Stücken nicht suchen, dafür aber giebt er uns in mustergültiger, stets correcter und eleganter Sprache ein überraschend treues und anschauliches Bild der Sitten und Charaktere seiner Zeit. Man hat Moratin den spanischen Molière genannt, obwohl die Verschiedenheit Beider in die Augen springt. Molière zeigt uns die lächerliche Seite der Dinge und Menschen an und für sich, in einer Weise, wie sie zu allen Zeiten Gültigkeit hat. Moratin fügt die Satire hinzu und legt seine eigene Meinung mit in die Wagschale; indem er durch die Darstellung eines lächerlichen Charakters Heiterkeit erregt, zeigt er zugleich die traurigen Folgen, welche aus den verkehrten Handlungen eines solchen Charakters entspringen, bewegt die Herzen der Zuhörer und erregt zu gleicher Zeit Lachen und Weinen. Molière ist universeller, Moratin localer; der Ruhm des Ersteren wird darum dauernder sein.

Das erste von Moratins streng im französischen Stil abgefaßten Lustspielen: „El viejo y la niña" (Der Alte und das junge Mädchen), welches in sehr einfacher Handlung das Unpassende einer Verbindung zwischen einem alten Manne und einem jungen Mädchen veranschaulicht, errang nur einen geringen Erfolg auf der Bühne. Mehr Beifall ward seinem zweiten Stück: „La nueva Comedia" (Die neue Komödie) zu Theil, einer Persiflage der schlechten Schauspieldichter seiner Zeit. In dem Gegenstand dieser Satire wollte man den Dichter Comella erkennen, welcher zu Moratins Zeit durch eine große Anzahl wilder und ausschweifender Stücke der Liebling des Publicums geworden war. Der Witz von Moratins Satire erregte große Heiterkeit, und die gerechte und treffende Anwendung derselben würde noch ungetheiltere Anerkennung gefunden haben, wenn sich nicht die didaktische Tendenz dem Zuhörer zu vorlaut und wortreich aufgedrängt hätte.

Im Jahre 1791 schrieb Moratin „La mogigata" (Die Heuchlerin); der Dichter behandelt darin dasselbe Thema wie Molière in seinem Tartuffe, steht aber in jeder Beziehung hinter dem Franzosen zurück. Ein von der Inquisition ausgehendes Verbot der „Heuchlerin" erhöhte das Interesse an derselben und sicherte ihr, als sie im Jahre 1804 durch die Vermittelung des Friedensfürsten zur Aufführung gelangte, einen außergewöhnlichen Erfolg. In wohlgelungener, obwohl etwas äußerlich gehaltener Charakteristik veranschaulicht uns der Verfasser in diesem Stück die Folgen einer schlechten, allzu strengen Erziehung, welche ein sonst gut geartetes junges Mädchen zur Heuchlerin macht, während ein natürlich und liebevoll erzogener junger Mann, als Seitenstück zur Heuchlerin, durch seine einfache Liebenswürdigkeit und offene, ehrliche Handlungsweise alle Herzen gewinnt.

„El si de las niñas" (Das Ja der jungen Mädchen) ist eins der Meisterstücke Moratins. Zu seiner Zeit galt es für das Zeichen einer musterhaften Erziehung, wenn ein junges Mädchen, kaum der Pension entwachsen, ohne Widerrede dem Gatten die Hand reichte, welchen die Eltern, meist ohne Rücksicht auf Herz und Charakter der Tochter, für dieselbe gewählt hatten; der geringste Widerspruch pflegte in der Regel die Thore des Klosters für das unglückliche Mädchen zu öffnen. Moratins Absicht war, in seinem Stücke diesen Mißbrauch der elterlichen Gewalt, welchen die Sitte heiligte, zu bekämpfen. „El si de las niñas" ist demnach kein Charakterlustspiel; der Verfasser geißelt darin nicht die lächerlichen Eigenschaften eines einzelnen Menschen, sondern er giebt uns ein Zeitbild von socialem und historischem Interesse, in welchem er gegen eine verwerfliche sociale Einrichtung mit ihrem Gefolge von Elend und Entsittlichung seine Stimme erhebt.

Der Plan dieses Stückes ist mit Klarheit und Scharfsinn entworfen, die Charakterschilderung läßt nichts zu wünschen übrig, und verschiedene Situationen des dritten Actes sind bewunderungswürdig. Die Handlung, welche dem Stück zu Grunde liegt, ist sehr einfach. Ein junges Mädchen, Donna Francisca, hat bereits im Kloster ein Liebesverhältniß mit einem Officier, Namens Don Carlos, angeknüpft, ohne zu ahnen, daß ihre Mutter sie dem Don Diego, einem reichen Edelmann, welcher dem Greisenalter nahe ist, zur Gattin bestimmt hat. In einem Gasthof treffen alle bei dieser Herzensangelegenheit Betheiligten

zusammen; hier erfährt Don Carlos, daß sein Nebenbuhler sein eigener Oheim ist, der ihn stets mit Wohlthaten überhäuft hat. Fortan verbietet ihm die Dankbarkeit, seine Ansprüche auf Francisca geltend zu machen. Indessen wird Don Diego von dem Liebesverhältniß der jungen Leute unterrichtet, und voll Güte und Verstand entsagt er nun seinerseits der Braut, giebt sie dem Neffen und setzt ihn zu gleicher Zeit zu seinem Erben ein. „Das Ja der jungen Mädchen" wurde sowohl von der Kritik wie vom Publicum mit begeistertem Beifall aufgenommen, trotzdem auch diesem Meisterwerk Moratins die Mängel der französischen Schule anhaften.

Kaum weniger Beifall als seine Lustspiele fanden die lyrischen Dichtungen Moratins. In seinen Oden herrscht anmuthige Mannigfaltigkeit neben einem der Empfindung und dem Gedanken stets entsprechenden Ausdruck. Es hatte den Anschein, als suche Moratin die Schwierigkeiten der Sprache absichtlich auf, um zu zeigen, wie leicht und spielend er sie überwinde. In den Oden an Nisida und an seinen Freund Jovellanos erkennen wir das sorgfältige Studium und die Nachahmung des Horaz, während andere, an die heilige Jungfrau gerichtete Oden feierlichen Ernst mit inbrünstiger Andacht vereinigen. In der Ode an den Dichter Conde athmet ein zarter, liebevoller, schwermüthiger Sinn.

Die Sonette Moratins haben eine durchweg elegante und correcte Fassung. Diejenigen, welche sich auf geschichtliche Vorgänge beziehen, wie das Sonett auf Junius Brutus, zeichnen sich durch einen ernsten elegischen Ton und poetische Kraft der Sprache aus. Unter den pastoralen Dichtungen wirkt die Idylle: „La ausencia" (Die Abwesenheit) durch eine Stimmung weicher Zärtlichkeit, durch einfache Eleganz und wohltönende Verse ungemein anziehend. Die Epigramme Moratins arten niemals in satirische Bitterkeit aus, sondern bewahren stets, neben lebendiger Fassung und treffendem Urtheil, Anmuth und Zartheit. Seine Elegie: „Der Abschied von den Musen" ist wahr und tief empfunden. Er schrieb sie kurz vor seinem Tode, und die sympathische Melancholie dieses ernst gemeinten Abschieds von den Musen ist von rührender Wirkung. Wir theilen sie hier, von uns übersetzt, mit.

An die Musen.

Gesehen hab' ich, wie die leichte Jugend,
Der Stunden Eilflucht stürmisch noch beflügelnd,
Der Gottheit ihr belebend Feuer raubte.
Wohl weiß ich, daß ihr dem hinfäll'gen Alter
Versaget eure Gunst, und eitles Trachten
Wär's, sie erflehen . . . .

Das resignirte Geständniß dieses traurig niederdrückenden Bewußtseins verhindert den Dichter nicht, in den auf jene Einleitung folgenden Versen mit ergreifender Gewalt und in schwungvoller Weise die öffentlichen Nothstände, das allgemeine Elend zu schildern, wodurch der Friede seiner letzten Jahre getrübt wurde —

. . . . Da unverschämter
Hochmuth des Wissens, Rachgier und Erbitt'rung,
Habsucht und Ehrgeiz bürgerlichem Zwiste
Das Vaterland, das theure, preisgegeben.
Verwegen sah ich aus dem Staub sich heben
Tyrannen, sah sie herrschen und vergehen,
Kurzlebige Verfassungen sich jagen
Und Frevelthaten sich als Tugend brüsten;
Sah Bruderwaffen unsrer Städte Mauern
Mit unsrem Blute netzen; sah sie streiten,
Besiegt' und Sieger, Beide Spaniens Söhne;
Sah sinken einen Thron vor dem verrathnen
Aufstand des Volks. Vom Sande, den die Wellen
Des Meers anspülen an die alte Gades,
Zu jenen, die der Lusitan'sche Tajo
Durch Gold und Muscheln wälzt, sah ich im Wechsel
Regierungen, Haß, Anarchie und Kämpfe
Tödtliche Niederlagen sich bereiten.
Wie auf Siciliens Inselland der Aetna
Aufkeuchend Feuer speit, den Doppelgipfel
Mit Rauch und Flammen der Vesuv umhüllet,
Und der Averner-See die stummen Wellen
Aufrührt, daß jenseits, am Etrur'schen Ufer
Des Tibers, bebend wankt die stolze Kuppel,
Der Stellvertreter Christi heil'ge Ruhstatt.

Wer möcht' in solchem Graus die Saiten rühren?
Wer in des Lieds harmon'schem Gleichmaß schwelgen,
Wenn er vernimmt den gellen Schrei des Todes?
Der Donner rollt; in grimmen Zornes Brausen
Brüllt der Orkan, im Sturmschritt niedertretend
Der Felder üpp'ge Frucht, in Wuth zerraufend
Den prächt'gen Hauptschmuck reich belaubter Bäume.
Wild aufgescheucht von Angst entflieht der Vogel
Dem trauten Nest, verstummt in jähem Schrecken;

Kein Liebesgirren mehr . . . .
. . . . Laßt mir also
Der Klage Laute, und Cypressenkränze
Nur flechtet mir, ihr heil'gen Himmelsschwestern;

Und dort, wo mit des Meeres blauen Wellen
Sich eint der Strom der prächtigen Garonne,
Im stillen Hain des Lorbeers und der Myrthe
Bergt, Musen, unter Blumen meine Asche.

Aussprüche voll Feinheit, klugen Sinns und gründlichen Urtheils neben Gemälden voll anschaulicher Schönheit in harmonisch wechselnder Sprache finden wir in den Episteln Moratins. Einige dieser, theils satirisch, theils ernst gehaltenen Dichtungen sind vortrefflich. Gegen den Dichter Melendez Valdes schrieb er eine Epistel: „Quieres casarte, Andres?" (Willst du dich verheirathen, Andreas?), ein Gedicht voll absichtlichen Unsinns, mit welchem er die Anhänger der von Melendez gestifteten Schule verhöhnen wollte. In dieser Satire sowohl wie in allen seinen übrigen Schriften bewies er einen glühenden Eifer für die Ehre und Reinheit der castilianischen Sprache, und in der That besteht das Hauptverdienst Moratins in der Grazie seines Stils, in der Sauberkeit, der Eleganz, dem Reichthum der Sprache, in der Klarheit seines Urtheils und in der Feinheit seines Geschmacks.

Der von Moratin so hart getadelte Dichter Melendez Valdes war der Stifter einer neuen Schule, die Schule von Salamanca genannt, welche bezweckte, die beiden extremen Parteien, die französische und die von Huerta ins Leben gerufene nationale, zu verschmelzen. Melendez wollte, daß die moderne Dichtung sich zugleich die Vorzüge der fremden Literaturen und diejenigen der alten einheimischen Poesie aneigne.

Juan Melendez Valdes wurde 1754 zu Ribera del Fresno in Estremadura geboren. Derselbe studirte zu Salamanca die Rechtswissenschaften und erwarb sich dort den Titel eines Doctors der Rechte. In Salamanca lernte er auch den Dichter Cadalso kennen, welcher sich lebhaft für den Jüngling interessirte und, in richtiger Würdigung der großen Talente desselben, für seine Ausbildung Sorge trug. Cadalso erschloß dem jungen Dichter sowohl die Schätze der alten spanischen Dichtung als diejenigen der ausländischen Literaturen. Im Jahre 1780 gewann Melendez den für die beste Ekloge von der spanischen Akademie ausgesetzten Preis, obgleich der rühmlich bekannte Dichter Yriarte mit ihm concurrirte. Er begab sich darauf nach Madrid, wo er mit Jovellanos und anderen ausgezeichneten Männern in freundschaftlichen Verkehr trat. Eine Ode auf den Ruhm der Künste, welche Melendez zum Verfasser hatte, rechtfertigte die Hoffnungen, welche man auf ihn gesetzt hatte. Er ward zum Professor der schönen Literatur an der Universität Salamanca ernannt. 1784 erhielt er den von der Stadt Madrid ausgesetzten Preis für das beste Lustspiel. Diesmal indessen war das Publicum anderer Meinung als die Preisrichter, und „die Hochzeit des Camacho" (dies war der Titel seines Lustspiels) mißfiel bei der Aufführung. 1785 erschien von ihm ein Bändchen meist erotischer und pastoraler Dichtungen. Diese zum Theil reizenden Poesien begründeten seinen Ruhm. 1789 gab er seine Professur in Salamanca auf, bewarb sich um ein Amt bei der Regierung, erhielt eine Stelle am Gericht zu Saragossa und ward später zum Oberrichter der Kanzlei in Valladolid ernannt. 1797 gab er eine stark vermehrte Ausgabe seiner Gedichte in drei Bänden heraus und eignete dieselbe dem Friedensfürsten zu. Der Dank des geschmeichelten Staatsmannes war die Ernennung des Dichters zum Rath am Hofgericht. An demselben Gericht fungirte sein Freund Jovellanos als Minister; derselbe wurde bald darauf gestürzt, Melendez mußte als sein Anhänger sein Amt niederlegen und wurde erst nach Medina del Campo, später nach Zamora verbannt. Erst 1802 durfte er in seine frühere Stellung nach Salamanca zurückkehren. Als im Jahre 1808 Spanien in die Gewalt Napoleons fiel und Dieser seinen Bruder Joseph auf den spanischen Thron erhob, ergriff der bethörte Melendez offen die Partei der neuen Regierung. Der Haß des Volkes traf ihn für diese unpatriotische That. Die Franzosen wurden verjagt, und Melendez war nahe daran, von einem fanatischen Volks-

haufen erschossen zu werden. In bitterem Schmerze mußte er seinem über Alles geliebten Vaterlande entsagen. Er floh nach Frankreich. Vier kummervolle Jahre lebte er unter harten Entbehrungen in Montpellier, wo er am 4. Mai 1817 starb, wie die Aerzte meinten, an Entkräftung in Folge allzu schlechter Kost; seine Armuth hatte ihm nur die geringsten Nahrungsmittel gestattet. Melendez Valdes ist abwechselnd über die Gebühr gelobt und mit Erbitterung angefeindet worden. Seine Freunde priesen ihn, mit Uebergehung aller älteren und ausgezeichneten spanischen Dichter, als „Muster der Vollkommenheit", (ejemplo de la perfeccion), während seine Gegner in ihm den Gongora seines Zeitalters verdammten. Ein strenger spanischer Kritiker nennt die Schule des Melendez eine englisch-französisch-philosophisch-sentimentale Schule, welche leider nur zu viel Schüler gezählt habe, und die auf immer den Gongorismus eingeführt haben würde, wenn nicht der unsterbliche Moratin durch eignes Beispiel und durch seine Epistel an Andreas den Strom des Unsinns gehemmt hätte. War man milde genug, Melendez für ein in beklagenswerther Weise vom rechten Wege abgeirrtes Genie gelten zu lassen, so bezeichnete man doch seine Schüler als die Verderber der spanischen Poesie, welche nur verstanden hätten, die Extravaganzen und Narrheiten ihres Meisters nachzuahmen. Das übertriebene Lob auf der einen Seite und die eigene Anmaßung des Dichters andererseits mögen die Bitterkeit hervorgerufen haben, mit welcher einzelne Kritiker seine Verdienste leugneten. Melendez nennt sich selber den Wiederhersteller des spanischen Parnasses; er rühmt von sich, daß er die Musen mit mehr Geschmack und Reiz geschmückt habe, als einer seiner Vorgänger, und daß er sie gelehrt habe, die Sprache der Moral und der Philosophie zu sprechen.

Das begeisterte Lob, welches seine Anhänger ihm zollten, erscheint weniger übertrieben, wenn wir nur das erste Bändchen seiner Gedichte betrachten. Fassen wir aber vorzugsweise die später herausgegebenen Dichtungen ins Auge, so können wir die theilweise Berechtigung des harten Tadels seiner Gegner nicht in Abrede stellen.

Der Erfolg des ersten Bandes seiner Gedichte war ein außerordentlicher. Bei der Beurtheilung seiner anakreontischen und pastoralen Lieder, welche an Villegas erinnern, seiner Romanzen und Letrillas findet der Tadel keinen Raum. Fein und zart ist darin der Ausdruck der Gedanken, leicht und lieblich fließen die Verse dahin, und der weiche Ton hat mitunter etwas Kindliches. Die Naturschilderungen erquicken durch frische, lebhafte Anmuth, graziös ist auch der Stil, graziös die Empfindung und die Heiterkeit, die in ihnen waltet; doch wenn der Gegenstand es erfordert, weiß Melendez seiner Leier auch leidenschaftlich bewegte Töne von hoher Poesie und kraftvollem Colorit zu entlocken.

Bouterweck urtheilt über Melendez: „Er ist ein Dichter der Grazien, wie es selbst in den goldenen Zeiten der spanischen Poesie nur sehr wenige gegeben hat. Eine so zarte, immer lebendige, und immer der Natur getreue Phantasie; eine solche Innigkeit des Gefühls; eine solche Feinheit der Wendungen und eine so classische Präcision und Eleganz der Sprache, verbunden mit der gefälligsten Versification, muß den Geschichtsschreiber zum Lobredner machen, wenn er für den Reiz einer so seltenen Erscheinung in der neuesten Poesie noch nicht erkaltet ist. Wenn man nicht in den moralischen Stellen dieser Lieder den Spanier erkennte, würde man zuweilen einen englischen oder deutschen Dichter in spanischer Sprache zu lesen glauben. Seine Beschreibungen im Colorit der anmuthigsten Schwärmerei sind zum Theil unübertrefflich." Ein Theil derjenigen Poesien, welche er den späteren Ausgaben derselben zufügte, lassen den Einfluß englischer und deutscher Studien erkennen. In dem Bestreben, seinen Gedichten eine sittlich-philosophische Grundlage zu geben, betrat er einen, seinem Talent und dem Geist der spanischen Poesie nicht entsprechenden Weg. Für abstracte und metaphysische Gegenstände im Gewande der Dichtung hatte der Spanier kein Verständniß, und dem Dichter selber fehlten die geistigen Handhaben, um die Gegenstände, welche er poetisch erläutern wollte, in ihrer Tiefe zu erfassen. Er wollte sich in

die erhabenen Regionen der Philosophie erheben und quälte sich doch nur in sophistisch-metaphysischen Grübeleien ab. Die Folge davon war Dunkelheit und Geziertheit der Sprache und eine Fremdartigkeit des Stils, bei welcher der Zwang, den der Dichter sich anthat, unverkennbar ist. Bei dem Versuch, philosophische Probleme in Versen zu lösen, verließ ihn die poetische Inspiration, und seine Phantasie erzeugte nur Bizarres und Extravagantes. Er ward langweilig und affectirt. Sentenzen und paradoxe Aussprüche mußten den logischen Gedankengang ersetzen, an die Stelle der wahren Empfindung trat Sentimentalität, an die des Pathos Declamation. Doch wenn seine Gegner ihm auch vorwerfen, er habe durch die Wiederaufnahme veralteter spanischer Worte und Wendungen und durch die Einführung neuer bis dahin ungebräuchlicher Ausdrücke die castilianische Sprache corrumpirt, so muß diese Beschuldigung als eine willkürliche und ungerechte zurückgewiesen werden. Wohl mag sich mitunter ein ungeeigneter oder geschmackloser Ausdruck in seine Dichtungen geschlichen haben; auf der anderen Seite aber hat er unzweifelhaft die spanische Sprache durch schöne und eigenthümliche Worte und Wendungen wesentlich bereichert. Wir lassen einige seiner reizenden Lieder in der Uebersetzung von F. W. Hoffmann folgen.

Anakreontische Ode.

Die Turteltaube.

O süßes Turteltäubchen,
Belästige nicht länger
Mit deiner Schmerzesklage
Das stille Waldgehege!
Laß ab vom trüben Girren!
Nicht mehr zum Himmel richte
Den Blick voll Grams, noch ängstlich
Die andern Vögel meide!
Was nützen, ach! die Klagen?
Horcht in des Todes finstrer
Behausung auf dieselben
Dir etwa dein Gebieter?
Willst du damit ihm schmeicheln?
Und kümmern sich um Thränen
Die Armen, die gebettet
Im kühlen Erdenschoße?
Ach, nein; denn wo die Parze
Nach strengem Spruch sie hütet,
Dahin gelangt kein Seufzen,
Durchhallt's auch weit die Lüfte,
Dein Klagen ist vergeblich.
Wohin eilst du, Betrübte?
Was suchest du die Schatten,
Dem heitern Licht entfliehend?
Laß ab, laß ab vom Harme!
Und deinen Witwenthränen
Laß folgen nun aufs Neue
Der süßen Liebe Freuden.
Entwölke deine Aeuglein!
Das schöne Hälschen putze,
Und sorglich dein Gefieder,
Beachte, das versäumte!
Dann sieh, wie dir im Busen
Umschafft ihr süßes Feuer
In Lachen und Vergnügen
Die Thränen und die Trauer.

Die Blume Zurguens.*)

Liedchen.

Weilt, ihr Lüftchen, schwärmet
Unstät nicht umher,
Denn in süßem Schlummer
Ruht mein Liebchen, seht!
Weilet, und aus Rosen
Einen Himmel webt,
Schützend vor der Sonne
Die Blume Zurguens.

O verweilt, ihr Lüftchen,
Weilt, um sie zu sehn,
Die des Liebeblinden
Lied euch oft genannt.
Die betrübt durch ihre
Grausamkeit mein Herz,
Sie, der Ruhm des Tormes,
Die Blume Zurguens.

Sternlein ihre Augen,
Eine Nelk' ihr Mund,
Rosen ihre Wangen
Und ihr Haar das Netz,
Darin tausend Herzen
Schlau die Liebe fängt,
Läßt im Wind es spielen
Die Blume Zurguens.

Flieget in die Thäler;
Reinsten Balsam, den
Blumen dort verhauchen,
Führt ihn eilends her!
Sehet, Zephyretten,
Wie mit Wollust dann

*) Ein schönes, nahe bei Salamanca belegenes, vom Tormes durchflossenes Thal führt diesen Namen. Hier lebte das reizende Mädchen, über dessen Härte der Dichter in diesem Liedchen sich beklagt.

Athmet seine Düfte
Die Blume Zurguens.

Weht empor die Hülle,
Die zu schaun mir wehrt,
Wie ihr Busen wechselnd
Senket sich und hebt!
Ihr schneeweißer Busen,
Darin mir zum Schmerz
Birgt so vielen Kaltsinn
Die Blume Zurguens.

Bitt' ich sie — die Stolze
Glaubt nicht meinem Flehn;
Seufz' ich — kein Gehör sie
Meiner Stimme schenkt:
Sagt mir doch, ihr Lüftchen,
Was beginn' ich, sprecht,
Daß ihr Ohr mir leihe
Die Blume Zurguens?

Auf, Beglückte, schwebet
Leisen Fluges her,
Und den weißen Füßchen
Küsse für mich gebt!
Kommt, vor ihrem Ohre
Meine Treu erhebt!
Freundlicher wohl hört euch
Die Blume Zurguens.

Naht mit lindem Säuseln,
Und nicht Sorge hegt,
Da sie ruhig schlummert,
Vor dem Trotz, so keck!
Naht, und für mich Armen
Mitleidsvoll dann fleht.
Und Gehör euch gebe
Die Blume Zurguens!

Idylle.

Aus meinen Kinderjahren.

Ein zarter Knabe selber,
Den Wald ich mit der kleinen
Dorila froh durchstreifte,
Uns duft'ge Blumen pflückend,
Aus denen art'ge Kränze
Mit anmuthsvollem Reize
Ihr Händchen flocht und webte
Zum Schmucke für uns Beide.
So, unter Kinderspielen,
Bei Scherzen, Tändeleien
Entschwanden uns Beglückten
Die Stunden und die Tage.
Allmählich floh'n mit ihnen
Dahin die Kinderzeiten,
Und über sprang die Unschuld
Zur Schalkheit und Verstellung.
Ich weiß nicht: doch es lachte,
Wenn sie mich sah, Dorila,
Und ich auch mußte lachen,
Sprach sie das kleinste Wörtchen.
Mein Herz begann zu pochen,
Wenn ich ihr Blumen reichte,
Und wenn sie mich bekränzte,
Dann stockte sie verlegen.
Drauf sah'n wir eines Abends
Ein Turteltauben-Pärchen,
Das mit den leichten Schnäbeln
Einander zärtlich küßte.
Ihr Beispiel uns ermuthigt,
Und unsre süßen Leiden
Gestehn mit zücht'gem Kosen
Verlegen wir uns Beide.
Und schnell, gleich einem Schatten,
Entschwand vor unserm Blicke
Die Kindheit, doch uns schenkte
Ihr Glück dafür die Liebe.

Im Wesentlichen haben sich die modernen Dichter Spaniens der Dichtungsweise des Melendez angeschlossen. Einer seiner talentvollsten und eifrigsten Schüler war Nicasio Alvarez Cienfuegos, dessen verdienstvolle dramatische Schriften bereits erwähnt worden sind. Er war 1764 zu Madrid geboren und hatte wie Melendez, mit dem innige Freundschaft ihn verband, in Salamanca studirt. 1798 gab er seine poetischen Werke, aus Oden, Romanzen, anakreontischen Liedern, Episteln und Elegien bestehend, heraus. Die Gunst des Publicums und Ehrenbezeugungen von Seiten der Regierung wurden ihm zu Theil. Bald darauf erfolgte seine Ernennung zum Redacteur der gelesensten Regierungszeitung. Als die Franzosen in Madrid einzogen, versuchte der neue Herrscher den begabten Schriftsteller für seine Interessen zu gewinnen. Die Redlichkeit und der Patriotismus des Dichters blieben unerschütterlich. Er ward zum Tode verurtheilt und nur auf die Fürsprache einflußreicher Freunde später zur Gefangenschaft in Frankreich begnadigt. Das Unglück des Vaterlandes beugte den kränkelnden Dichter aufs Tiefste, und kaum hatte er den Boden Frankreichs betreten, so starb er im fünfundvierzigsten Jahre seines Lebens.

Viele seiner erotischen Lieder sind mit ebenso viel Anmuth als Natürlichkeit, mit ebenso großer Reinheit des Ausdrucks als dichterischem Feuer geschrieben; sie athmen Zartheit, Lieblichkeit und Liebe. Die Verse sind vom reinsten Wohlklang, die Gedanken fein

und angemessen. Freilich finden wir auch die Fehler des Meisters in den Werken des Schülers wieder. Bei Cienfuegos tritt besonders die Affectation der Empfindung hervor, Uebertreibung und Sentimentalität, durch welche er seine schönen Gaben beeinträchtigte. Er folgte Melendez in der metaphysisch-philosophischen Richtung, und seine Sprache ist voll studirter Wendungen und gezierter Ausdrücke, die dem falschen Bestreben, stets originell und eigenthümlich zu sein, entsprangen. Alles in Allem genommen war Cienfuegos doch ein wahrer Dichter.

Nicht minder eifrig als Cienfuegos ahmte José Iglesias de la Casa seinem Meister Melendez nach. Derselbe war 1753 in Salamanca geboren, wo er 1791, im achtunddreißigsten Jahre seines Lebens, starb. Während er eine Pfarrstelle in seiner Vaterstadt bekleidete, schrieb er den größten Theil seiner ernsten Dichtungen, denen es nicht an Vorzügen fehlt; doch hatten sie nur geringen Erfolg und stehen weit hinter den scherzhaften Poesien des Dichters zurück, dessen Talent sich in seinen Epigrammen und satirischen Letrillas am glänzendsten zeigt. Liebenswürdiger Scherz und neckische Anmuth mildern die Schärfe seiner Satire und schmücken seinen Humor mit einer glücklichen Heiterkeit. Wie alle Satiriker erlaubte er sich oft große Freiheiten des Ausdrucks; doch hat er stets mehr Decenz als Quevedo, dem er in seiner Manier am nächsten kommt, bewahrt. Iglesias besaß eine lebhafte Einbildungskraft und ein feines Gefühl für das Wahre und Gute, welches durch die Leichtfertigkeit der Sitten seiner Vaterstadt und durch die Gespreiztheit und Lächerlichkeit gewisser Stände arg verletzt wurde. Die Satire war für ihn die moralische Waffe, mit der er für das Recht und die Tugend kämpfte.

Zur Dichterschule von Salamanca gehörten ferner Pablo Forner und Diego de Gonzales, dessen kleinere Gedichte durch ihre liebenswürdige Frische und ihre heitere Grazie sehr anziehend sind. Auch Leon de Arroyal und Graf Noroña sind hier zu nennen. Letzterer hat, neben einzelnen ganz vortrefflichen Liedern, viel nüchterne, prosaische Verse geschrieben, in denen die studirte Nachahmung unverkennbar ist. Auch fehlt es seinem Talent an Beweglichkeit und innerer Wärme.

Ein neues Gebiet der Dichtkunst, das der Fabel, baute der Dichter Tomas de Yriarte an. Derselbe wurde 1750 auf der Insel Teneriffa geboren. 1764 begab er sich nach Madrid, um unter der Leitung seines Oheims, des berühmten Philologen und gelehrten Bibliothekars Don Juan de Yriarte, die Humanitätswissenschaften zu studiren. Neben diesen Studien trieb er eifrig die Musik, welche von ihm leidenschaftlich geliebt wurde. Schon in den Jünglingsjahren schrieb er einige Original-Lustspiele, übersetzte andere und verfaßte lateinische Verse. Nach dem Tode des Oheims wurde er dessen Nachfolger in einem Amt im Ministerium des Auswärtigen, und bald darauf übertrug man ihm die Redaction einer großen Zeitung, welche er jedoch, da er die Arbeitslast nicht bewältigen konnte, nach kurzer Zeit niederlegen mußte. 1776 erfolgte seine Ernennung zum General-Archivar im Kriegsministerium. Yriarte war fortwährend in literarische Fehden verwickelt, und man fand in seinem Nachlaß eine große Anzahl satirischer Streitschriften, welche kein allzu günstiges Licht auf den Charakter des Verfassers werfen. Im Jahre 1791 starb er an der Gicht im kräftigen Mannesalter in der Provinz Andalusien, wohin er sich zur Wiederherstellung seiner Gesundheit begeben hatte.

In seinen Gedichten, die von großer Gewandtheit in der Nachahmung zeugen, bewegt sich Yriarte mit zierlichem Anstand in eleganter Ausdrucksweise. Auch seine Uebersetzung der Kunst zu dichten von Horaz ist ein verdienstvolles Werk; doch entsprach der Erfolg dieser Arbeiten nicht den Erwartungen des Dichters. Größere Anerkennung ward seinem Lehrgedicht „La musica" (die Tonkunst) zu Theil. Sind dieser schön und rein versificirten Dichtung auch einzelne gute Gedanken und geistreiche Auffassungen nicht abzusprechen, so herrscht doch im Allgemeinen eine nüchterne und prosaische Stimmung darin vor.

Der Ruhm Yriarte's gründet sich auf seine Fabeln. Er war der erste classische Fabeldichter Spaniens. Seine Fabeln sind originell und sinnreich erfunden. Mit Scharfsinn und Geist werden darin nicht allgemein moralische, sondern literarische Wahrheiten veranschaulicht. Sie sind zum Nutz und Frommen schlechter oder anmaßender Schriftsteller geschrieben und werden nur auf literarische Zustände und Persönlichkeiten bezogen. „Yriarte," sagt Bouterwek, „empfand, wie Lafontaine, die zarte Harmonie des Wesens der Fabel und eines geistreichen Kinderstils, der mit anmuthiger Tändelei die Wahrheit, die in der Fabel anschaulich dargestellt werden soll, ohne allen Schein der didaktischen Bedächtigkeit, spielend herbeiführt." Seine 67 literarischen Fabeln, in vierzig verschiedenen Versmaßen geschrieben, gab Yriarte 1782 heraus. Sie wurden in fremde Sprachen übersetzt und waren sowohl in Spanien wie im Auslande ungemein beliebt. Die mitgetheilten Proben sind von Bertuch, mit Ausnahme einer einzigen Fabel, leider in Prosa übersetzt, wodurch ein Hauptreiz dieser Poesien für den Leser verloren geht.

Der Esel, ein Flötenspieler.

Sei die kleine Fabel
Gut oder schlecht: gleichviel!
Sie lief in die Hände
Mir von ohngefähr.

Ueber eine Wiese
Nah' bei meinem Dorf,
Ging ein wackrer Esel
Ganz von ohngefähr.

Eine Flöte fand er,
Die ein Schäfer dort
Hatte liegen lassen
Ganz von ohngefähr.

Und sein Wind verfeinte
In der Flöte sich
Und die Flöte tönte
Ganz von ohngefähr.

Ei! begann der Esel,
Ei wie spiel' ich schön!
Sag' eins noch, die Esel
Musiciren schlecht.

* * *

So giebt's wohl noch Esel,
Die auch ohne Kunst
Es zuweilen treffen
Ganz von ohngefähr.

Der Esel des Oelhändlers.

Ein Esel trug einmal einen Schlauch mit Oel seinem Herrn, einem Oelhändler, zu. Wider seine Gewohnheit trat er mit einem etwas unbedächtigen Schritte des Nachts in seine Wohnung und stieß sich gewaltig an dem Klöpfel der Thür. Ach! schrie er, ist es nicht hart, daß ich so viel Oel führe, und doch kein Licht im Hause brennt?

* * *

Ich fürchte, daß sich durch diese Erzählung ein Bücher-Sammler, der aber keins davon liest, getroffen fühlt. — Getroffen fühlt? — Das hat gute Wege. Wird denn der meine Fabeln lesen?

Der Feuerstein und der Stahl.

Der Feuerstein nannte einmal den Stahl grausam, weil er ihn beständig schlüge, um ihm Funken zu entlocken. Nachdem sie sich eine Weile gestritten, und beide von einander schieden, rief der eine noch dem anderen nach: gehab dich wohl; vermagst du wohl etwas ohne mich? O ja! erwiderte der andere, eben das, was du ohne mich kannst.

* * *

Ein Beispiel für jeden Schriftsteller, der mit seinem Genie nicht Fleiß und Kunst vereint! Giebt der Feuerstein ohne Stahl keinen Funken, so glänzt auch Genie nicht ohne Kunst.

Der Rabe und der Pfau.

Pfau und Rabe flogen einstmals um die Wette. Hör' einmal, Bruder, rief der Pfau dem Raben zu, als er nicht nach konnte; weißt du wohl, was ich jetzt eben bemerke? — daß du

gewaltig schwarz und häßlich bist. Auch merk' ich, schrie er ihm noch stärker nach, daß du ein starker Unglücksvogel bist; überdies ekelt mich's auch, dir nahe zu kommen, da du solch ein Erzschwein bist, das nur von Aesern lebt und sie gar für Leckerbissen hält. — All' dies Geschwätz gehört nicht zur Sache, versetzte der Rabe; jetzt ist die Rede vom Fliegen, und wer es von uns Beiden am besten kann.

* * *

So schmäht der Dummkopf die Person des Weisen, wenn er an seinen Werken nichts zu tadeln findet.

Der Esel und sein Herr.

Das Volk hält gut und schlecht immer für gleich. Ich gebe ihm das Schlechtere, weil es gerade dies will und lobt.

So entschuldigte ein elender Farcen-Schreiber seine Sudeleien. Ein witziger Dichter erzählte ihm darauf folgende Fabel.

Einen demüthigen Esel fütterte sein Herr gewöhnlich mit Stroh. Da! sagte er, friß; ich weiß, du frißt es gern und bist damit zufrieden. — Dies sagte er so oft und viel zum Esel, daß dieser es endlich auch satt wurde und ihm antwortete: ich nehme freilich, was du mir giebst; aber, unbilliger Mann, glaubst du denn, daß ich nichts anderes fresse als Stroh? Gieb mir Körner, und sieh, ob ich sie nicht lieber fresse und besser gedeihe.

* * *

Ihr Volks-Scribenten! entschuldigt eure Sudel-Arbeiten nicht mehr mit dem schlechten Geschmacke des Volkes. Gebt ihm Stroh, so frißt es freilich Stroh; aber gebt ihm Korn, so ißt es gewiß auch Korn.

Der Papagei, der Staar und die Elster.

Ein Staar hörte einen Papagei sprechen und entschloß sich, von ihm und nicht vom Menschen das Reden zu lernen. Nach etlichen Versuchen hielt er sich schon für so fertig in der Aussprache, daß er wieder einer Elster Lection im Sprechen gab; und die Elster wurde dadurch auch gerade so gelehrt, wie einer, der nicht aus Quellen, sondern nur aus Copien und elenden Uebersetzungen studirt.

Die Nachteule.

Es giebt feige, elende Kritiker, die niedrig genug sind, zu warten, bis ein Autor todt ist, um ihn anzufallen, weil er lebend antworten könnte. Hierüber erzählte mir einst meine Großmutter folgendes Histörchen.

Es kam einmal eine Nachteule in ein Kloster und fand die große Kirchenlampe brennen. Nachdem sie lange drumher geflogen, kehrte sie ihr endlich den Hintern zu und sprach: Lampe! wie gern söff' ich dein Oel aus, wenn ich dein Licht nicht scheute. Aber was heute nicht ist, kann morgen wohl geschehen. Ich werde dich schon einmal ausgelöscht finden, und dann — freue dich! — will ich mir den Bauch aus dir recht voll saufen.

Die Mauerraute und der Thymian.

Ich las, ich weiß nicht mehr wo, daß die Mauerraute in der Kräutersprache einmal spöttelnd zum Thymian, der unter ihr wuchs, sprach: Grüß dich Gott, lieber Thymian! Es thut mir leid, daß du so niedrig dastehst. Du bist wohlriechender als alle Pflanzen umher, und kannst dich doch kaum eine halbe Spanne hoch von der Erde erheben!

Liebe Freundin! versetzte der Thymian, wahr ist's, ich bin klein, doch wachse ich ohne fremde Hülfe. Aber dich bemitleide ich noch mehr; denn so stolz du auch da oben sprichst, könntest du dich doch nicht einmal eine halbe Spanne hoch erheben, wenn du nicht an der Wand hinaufkröchest.

* * *

Wenn ich Männerchen sehe, die sich an andere Gelehrte anlehnen, ein Paar Noten oder ein Vorredchen machen, und sich dann schon für Schriftsteller halten, so möchte ich ihnen immer die Fabel vom Thymian erzählen.

Der Mistkäfer.

Von dem Mistkäfer, einem niedrigen Insecte, sagt man, daß er nur im Kothe wühle und nie die Blätter der Rose berühre.

Und die Anwendung? —

Wie die Königin der Blumen dem schmutzigen Käfer mißfällt, so ist dem schwerfälligen Pedanten jede sinnreiche und reizende Erfindung verhaßt.

Die Gans und die Schlange.

Am Rande eines Teiches stand selbstzufrieden eine Gans. Welchem anderen Thiere, fing sie an, gab wohl der gütige Himmel so viel Gaben wie mir? Mich schuf er für Wasser, Land und Luft zugleich. Bin ich müde zu gehen, so fliege ich, und steht mir das Fliegen nicht mehr an, so schwimme ich.

Eine witzige Schlange, die sie behorchte, kroch näher. Frau Gevatterin! zischte sie ihr zu, so lange du noch nicht wie der Hirsch laufen, wie der Falke fliegen und wie die Barbe schwimmen kannst, hast du nicht stolz auf deine Gaben zu sein.

* * *

Und so, meine ich, nutzt es nichts, von Allem etwas zu verstehen, wenn man nicht wenigstens etwas recht kann.

Die Raupe und der Fuchs.

Als die Thiere einmal beisammen waren, fiel die Rede auch auf den geschickten Künstler, den Seidenwurm. Alle lobten voll Bewunderung seine Arbeit. Zum Beweise zeigte man einen Cocon herum. Aufmerksam wurde er betrachtet, und Beifall und Lob vermehrte sich; sogar der Maulwurf, so blind er auch ist, gestand, der Cocon sei ein wahres Wunderwerk.

Auf einmal murmelte aus einem Winkel die Raupe Schmähungen, nannte diese herrliche Arbeit Kinderei, und ihre Lobredner Narren. Was erfrecht sich dieser elende Wurm allein unter uns, fragten alle Thiere einander, das zu tadeln, was wir so einstimmig loben? — Ich will des Todes sein, rief der Fuchs, wenn sich was leichter erklären läßt. Wißt ihr nicht, Cameraden, daß die Raupe auch Cocons — pfuscht?

* * *

Ein guter Rath für euch, ihr Meister der Kunst! Wenn Pfuscher euer Werk mit neidischem Tadel schmähen, so erzählt ihnen nur dies Fabelchen.

Einen Nachfolger und Nebenbuhler zugleich fand Yriarte in dem Dichter Felix Maria de Samaniego, geboren 1745, gestorben 1801, einem Mann von bewunderungswürdiger Uneigennützigkeit, welcher sein ganzes Leben gemeinnützigen Arbeiten widmete. Er gehörte zu den eifrigsten Mitgliedern eines Vereins, dessen Hauptzweck die Volkserziehung war; und zum Unterricht und zur Belehrung des Volkes schrieb er seine Fabeln, deren Herausgabe einen erbitterten Federkrieg zwischen ihm und Yriarte veranlaßte, der Beiden wenig zur Ehre gereicht. Kurz vor seinem Tode verbrannte Samaniego seine sämmtlichen ungedruckten Schriften, so daß Fabeln seine einzige literarische Hinterlassenschaft geblieben sind. Dieselben sind zum größeren Theil alten griechischen Dichtungen und den Fabeln des Auslandes entlehnt; immerhin aber ist die Zahl derjenigen, welche sein unbestrittenes geistiges Eigenthum sind, noch groß genug, um den Ruhm Samaniego's als eines vortrefflichen Dichters zu sichern. Seine Fabeln übertreffen die des Yriarte an poetischer Stimmung, an Frische und Natürlichkeit, stehen ihnen aber an Geist, Scharfsinn und eleganter Darstellung nach. In der Folge hat man sie mehr gelesen als diejenigen seines Vorgängers, und sie sind noch heut eine Lieblingslecture der spanischen Jugend. Wir lassen einige, im Versmaß des Originals von uns übersetzte Fabeln des Samaniego hier folgen.

Die kranken Thiere.

Im Thal, im Feld, in düstren Waldrevieren, —
Ein Reich, bewohnt von Thieren —
Brach eine gift'ge Krankheit aus urplötzlich,
Die unter ihnen wüthete entsetzlich.
Dort, wo in alter, hergebrachter Weise
Der König Must'rung hielt im Höflingskreise
Und sein erhabnes Auge sich erfreute,
Daß man ihm Weihrauch streute,
Da lag — o kläglich jammervolles Zeichen! —
Das Feld bedeckt mit Sterbenden und Leichen.
Betrübt reckt da der Löwe seine Glieder
Und spricht: Geliebte Brüder,
Schaut, Gottes Zorn ruht furchtbar auf uns Armen,
Drum laßt zu ihm uns flehen um Erbarmen.
Vielleicht läßt sich des Himmels Zorn bezwingen,
Wenn wir ein Opfer bringen.
Es sterbe, wer von uns der größte Sünder!
Nun laßt uns beichten, Kinder:
Ich hab' blutdürstig, grausam, ohn' Gewissen
Schuldlose Lämmer, Kalb und Kuh zerrissen,
Und bin durch Raub und Morden
Der Berge Grau'n, der Wälder Schrecken worden.
Herr, thät der Fuchs da sprechen,
Ich find' in Eurem Thun nur ein Verbrechen,
Daß allzu gütig Majestät geruhte,
Zu flecken mit dem ganz gemeinen Blute
Von jenen elenden, gehörnten Fratzen
Die hohen Zähn' und königlichen Tatzen.
So ist es, riefen Alle; Heil dem Sieger!
Drauf beichteten der Panther, Bär und Tiger
Von Mord und Greuelthaten wohl zum Schaudern,
Und alle Thiere riefen sonder Zaudern:
O, das hat nichts zu sagen!
Der Esel drauf begann sich anzuklagen.
Verwirrt er stottert, und er spricht beklommen:
Jüngst bin am Korne ich vorbeigekommen.
Ich war so hungrig, und der Herr war ferne;
Es sahen nur die Sterne —
Da hab' ich mich, verzeiht, o Herr, vergessen
Und von dem Korn zwei Hälmchen nur gegessen.
Pfui, Esel, über dich, du stahlst vom Korne —
Schrie da der Fuchs in namenlosem Zorne.
Und Alle riefen: Tod für das Verbrechen,
Das Gott an uns Unschuld'gen wollte rächen!
Der Esel, ach, der ward zum Tod geführet,
Der Wolf, der böse, hat ihn massacriret.

* *

Bist du auch schlecht, du giltst für tugendhaft,
O, Mensch, so lange dein ist Macht und Kraft;
Doch bist du arm und elend und thust recht,
Es hält die Welt dich darum doch für schlecht.
Nicht nur bei Hof ist's so, Gott steh' uns bei;
So ist es überall — o Eselei!

Die Seefahrer.

Es standen Reisende im Schiffe jammernd,
Voll Angst im Sturm den Mast umklammernd.
Die blinde Wuth des Wassers und der Wogen
Das Schiff zur Tiefe zogen.
Doch plötzlich ruhn die Winde,
Durch Wolken lacht die Sonne klar und linde.
Die eben noch geweinet,
Sind lachend jetzt in Freud' und Lust vereinet.
Und nur der Steuermann, der stand alleine
Im Sturme heiter und im Sonnenscheine.

* *

Gleich ihm, verzag' nicht, Mensch, im Mißgeschick,
Denn wisse, plötzlich wechselt's wie das Glück.

Der Affe.

Aeffchen auf dem Nußbaum sitzt,
Hat 'ne grüne Nuß stibitzt.
In die Schaale beißt es — knack!
Pfui, welch garstiger Geschmack!
Ruft's, und schleudert voll Verdruß
Fort mit Schal' und Kern die Nuß.

* *

Gleich dem Affen handeln Viele,
Bringen nie ein Werk zum Ziele,
Weil, den Anfang überwinden,
Gar zu schwer die Faulen finden.

Der Hund und das Crocodil.

Trank ein Hund einst aus dem Nil,
Und er trank zugleich und lief.
Trinke doch in Ruhe! rief
Ein verschmitztes Crocodil.

Antwort gab der Hund am Nil:
Laufend trinken ist nicht gut;
Aber schlimmer ist die Wuth
Deines Bisses, Crocodil!

O, wie weise that der Hund,
Ihm gebühret Lob und Ehr'.
Mensch, befolge nimmermehr
Rath aus deines Feindes Mund.

Einige hochbegabte Männer zeichneten sich unter der Regierung Karls IV. zugleich als Dichter und als Prosaiker aus.

José de Cadalso, aus einem alten biscayischen Geschlecht stammend, der Lehrer und Beschützer des Melendez, ward 1741 in Cadix geboren. Er erhielt seine Erziehung in Paris. Als Jüngling bereiste er einen großen Theil Europa's, widmete den fremden

Literaturen ein sorgfältiges Studium und sammelte Schätze von Erfahrungen und Kenntnissen. 1762 trat er in die spanische Armee, zeichnete sich im Kriege gegen Portugal aus und avancirte in kurzer Zeit zum Obersten. Seine glänzende Laufbahn war kurz. Sein Regiment wurde zur Theilnahme an der Belagerung von Gibraltar commandirt. Eine Granate streckte ihn zu Boden. Er starb am 27. Februar 1782. Die Trauer über den plötzlichen Tod des ebenso liebenswürdigen wie geistvollen Mannes war tief und allgemein.

In Betreff des Stils gehören die Werke Cadalso's zu den besten der neueren spanischen Literatur. Er war ein Anhänger der französischen Schule, doch sind seine lieblichen anakreontischen Gedichte und seine Letrillas in der Manier des Villegas abgefaßt.

Unter seinen prosaischen Werken ist die geistreiche Satire „Los eruditos à la Violeta" (Die Gelehrten nach der Mode), welche er unter dem Namen Vasquez erscheinen ließ, das vorzüglichste. Mit Humor und beißendem Spott geißelt er in dieser Schrift die Oberflächlichkeit und Anmaßung derjenigen, welche sich für große Gelehrten halten, weil sie von Vielem Etwas wissen, ihre Pedanterie und ihre Hohlheit. Nicht minder vortrefflich als diese Satire sind die „Cartas Marruecas" (Maroccanische Briefe) des Cadalso, in denen ein angeblicher Maroccaner von Madrid aus seinen Landsleuten in Marocco die Eindrücke schildert, welche er von spanischen Sitten und Zuständen empfangen, und ihnen sein Urtheil über dieselben in einem classisch correcten, mit Witz reich ausgestatteten Stil mittheilt. Cadalso's Verdienste um die Hebung der spanischen Literatur sind unbestritten.

Ungleich höhere Ansprüche aber auf die Dankbarkeit seiner Nation hat Gaspar Melchior de Jovellanos, ein vortrefflicher Mensch, ein weiser Staatsmann und hochbegabter Schriftsteller. Derselbe wurde am 5. Januar 1744 zu Gijon in Asturien geboren. Da von früher Jugend an seine Neigung zum Studium unverkennbar war, bestimmten ihn seine Eltern, denen die Sorge für zehn Kinder oblag, für den geistlichen Stand, und bereiteten ihn durch eine sorgfältige Erziehung zu seinen späteren Studien in Oviedo, Avila und Alcala de Henares vor. Indessen war einflußreichen Freunden der Familie die staatsmännische Begabung des jungen Mannes nicht entgangen, und diese bewogen denselben, die geistliche Laufbahn mit der juristischen zu vertauschen. Im Jahr 1764 wurde er als Richter nach Sevilla geschickt. In dieser Stellung hatte er Gelegenheit, einen Blick in die Mißbräuche der Justizverwaltung zu thun, Beobachtungen anzustellen und Erfahrungen zu sammeln; hier beschäftigte er sich eifrig mit Literatur und Staatswissenschaften. In Sevilla schrieb er auch seine Dramen „Pelayo" und „Der geehrte Verbrecher" und den größeren Theil seiner lyrischen und satirischen Gedichte. Letztere bezogen sich meist auf den literarischen Kampf zwischen den Gallicisten und der Nationalpartei. Er gewann einen bedeutenden und veredelnden Einfluß auf die blühende Dichterschule von Salamanca und wurde durch seine freundschaftlichen Beziehungen zu den hervorragendsten Mitgliedern derselben selbst zu poetischen Productionen angeregt.

Als er seine Freunde in Andalusien verließ, verabschiedete er sich von ihnen in einem langen und herzlich gemeinten poetischen Sendschreiben. Man hatte ihn nach Madrid berufen in eine Richterstelle, welche seinen Neigungen wenig entsprach; doch widmete er sich der Ausübung seines Berufs mit der Treue und Gewissenhaftigkeit, welche ihn stets ausgezeichnet haben. 1780 erhielt er eine Stelle im Ordensrath, der obersten Verwaltungsbehörde, welche ihm hinreichende Muße für literarische Thätigkeit gewährte. Die Liebe und Verehrung, welche sich Jovellanos in immer höherem Maße zu erwerben wußte, hielt gleichen Schritt mit seinem steigenden Ruhm als Schriftsteller. Auf den verschiedensten Gebieten des Wissens lieferte er musterhafte Arbeiten, sowohl auf dem der Staatsverwaltung, wie auf dem der Geschichte, der Nationalökonomie, Politik und Philosophie. Drei Akademien und verschiedene gelehrte Gesellschaften ernannten ihn zu ihrem außerordentlichen oder zu

ihrem Ehrenmitglied, und seine eminente staatsmännische Befähigung wurde von Niemandem in Zweifel gezogen.

Bei dem Regierungsantritt des schwachsinnigen Karls IV., der keine Sympathie und Würdigung für eine so groß angelegte Natur wie die des Jovellanos haben konnte, wurde dieser aus seiner Stellung entlassen und zur Beaufsichtigung der Kohlenminen in eine Art von Verbannung nach Asturien geschickt. Acht Jahre währte der Aufenthalt in seiner heimathlichen Provinz. Hier, wie überall, war die Wohlfahrt und der geistige Fortschritt seines Vaterlandes und seiner Mitmenschen das leitende Princip seiner Bestrebungen und Handlungen. Er gründete zu Gijon das asturische Institut zum Unterricht in den höheren Wissenschaften, er beschäftigte sich eifrig mit Volkserziehung, Bergbau und Ackerbau. Seine Abhandlung „Informe sobre la lez agraria“ (Gutachten über das Ackerbaugesetz) ist ein in ganz Europa berühmtes Werk, welches wesentliche volkswirthschaftliche Verbesserungen in Spanien veranlaßt hat. 1797 wurde Jovellanos zurückberufen und bald darauf zum Justizminister ernannt; es schien, als suchte Godoy von Zeit zu Zeit dem Haß des Volkes durch die Erfüllung eines Wunsches zu begegnen. Doch war die Verbindung zwischen Jovellanos und dem Friedensfürsten eine zu unnatürliche, als daß sie lange hätte bestehen können. Bald verwandelte sich die Gunst des Letzteren in Widerwillen, und es ging damals das Gerücht, Godoy habe beabsichtigt, den allverehrten Justizminister vergiften zu lassen. 1798 schickte man denselben in die asturischen Berge zurück. Doch genügte diese Verbannung dem Hasse Godoy's nicht. Im Jahre 1801 wurde Jovellanos mitten in der Nacht aus seinem Bett gerissen, verhaftet und, mit Umgehung aller gesetzlichen Bestimmungen, einem gemeinen Verbrecher gleich, durch Spanien nach Barcelona geschleppt, dort eingeschifft und nach der Insel Majorca geführt, wo man ihn in strengster Haft hielt. Sieben lange Jahre mußte er hier unter harten Entbehrungen, die seine Gesundheit zerrütteten, abgeschieden von allem Verkehr mit der Welt, schmachten. Künste und Wissenschaften waren seine einzigen Gefährten. Hier schrieb er seine poetisch-philosophischen Briefe an seine fernen Freunde. Man weiß nicht, soll man an diesen Sendschreiben mehr die Kraft und Erhabenheit seines Geistes, welche alle Leiden siegreich überwand, bewundern, oder die reine Schönheit, wie sie aus dem Stil, den Versen und der Empfindung hervor leuchtet.

1808 ward der Friedensfürst gestürzt, und Karl IV. entsagte dem Thron. Jovellanos ward im Triumph zurückgeholt und vom Volke mit Jubel begrüßt. Mit patriotischer Entrüstung aber wies er das Ministerportefeuille zurück, welches der Usurpator Joseph ihm antragen ließ, und wandte sich voll Sehnsucht nach Ruhe den heimathlichen Bergen zu. Doch es war nicht an der Zeit, daß Geister wie er feiern durften. Als nach der Vertreibung der Franzosen die erste Landesregierung, die Centraljunta, in Sevilla zusammentrat, wurde er als Vertreter seiner Provinz dorthin gesendet, und bald ward er das Haupt dieser Regierung, die Seele ihrer Unternehmungen. 1810 löste sich die Centraljunta auf, und, ruhebedürftiger als je, von Alter und Kränklichkeit gebeugt, kehrte Jovellanos abermals nach seiner Vaterstadt zurück. Es waren nicht Lorbeeren, die ihn hier erwarteten, sondern Verfolgungen und Schmähungen. Die aufopfernde Wirksamkeit der Junta, ihr glühender Patriotismus konnte sie vor böswilliger Verleumdung nicht schützen. Jovellanos schrieb unter dem Titel: „Denkschrift an seine Landsleute zur Vertheidigung der Mitglieder der Centraljunta“ eine energische Vertheidigung. In dieser, ihrem Stil und Inhalt nach mustergültigen Arbeit heißt es am Schluß:*)

„Und jetzt, wo ich im Begriffe stehe, meine Feder niederzulegen, fühle ich in meinem Herzen eine geheime Unruhe, die mein noch übriges Leben stören wird. Es ist mir nicht möglich gewesen, mich zu vertheidigen, ohne Andere zu verletzen, und ich befürchte, ich werde

*) Siehe Ticknor Bd. II. S. 389.

zum ersten Male empfinden müssen, daß ich Feinde habe, die ich selbst dazu gemacht. Ich bin aber an jener Ehre gekränkt, die mein Leben ist, und, mich vergebens nach einer Behörde umsehend, die mich schützen und frei machen könnte, gezwungen worden, meine Selbstvertheidigung mit meiner eigenen Feder zu unternehmen, da keine andere Waffe in meinen Händen geblieben war. Es war eine schwere Aufgabe, durch eine so entscheidende Besorgniß getrieben, mich der Feder durchgängig mit Mäßigung zu bedienen. Ein in solchen Kämpfen Gewandterer als ich würde vielleicht durch seine Kunstgriffe öfter Wunden geschlagen und seltener solche empfangen haben; ich aber, der heftig angegriffen, allein und ungeübt zu diesem Kampfe kam, ließ mich, selbst unbeschützt, in denselben ein, und dachte, um der nächsten mir vorschwebenden Gefahr zu entgehen, ganz und gar nicht an das, was folgen könne. Ja, ich ward zu diesem Kampfe dermaßen getrieben, daß ich gleich alle Erwägungen aus den Augen setzte, die zu einer andern Zeit bei mir wohl Einfluß gehabt hätten. Der Liebe zur Gerechtigkeit und dem ernsten Wunsche, daß Wahrheit und Unschuld über Verleumdung und Falschheit siegen möchten, mußte Alles Raum geben, was ich in mir trug, Ehrfurcht vor der Staatsbehörde, Achtung vor Beamten, die eigenen innigen Bande der Freundschaft und der Liebe. Kann mir nach allem diesem noch Verzeihung werden von denen, die mich angegriffen, oder von denen, welche mir ihren Schutz verweigert haben? Mir liegt wahrlich daran nur wenig. Die Zeit ist gekommen, wo mir jede Mißbilligung, außer der von achtungswerthen Männern und Gerechtigkeitsfreunden, gleichgültig sein muß. Denn gegenwärtig, wo ich fühle, daß ich mich der äußersten Grenze des menschlichen Lebens rasch nähere, gegenwärtig, wo ich arm und allein stehe, ohne Heimath oder Zufluchtsort, was bleibt mir da noch außer dem Ruhme und der Freiheit meines Vaterlandes zu begehren und zu wünschen übrig, als die Gunst, mit dem guten Namen zu sterben, den ich in seinem Dienste zu erwerben mühevoll gearbeitet habe?" —

Jovellanos hatte diese Vertheidigungsschrift kaum dem Publicum übergeben, als sich die Franzosen durch einen Ueberfall seiner Vaterstadt bemächtigten. Er flüchtete eilig auf ein kleines Schiff, wurde acht Tage von heftigen Stürmen im Meere umhergeworfen und landete endlich im Hafen von Vega. Seine Kräfte waren erschöpft. Am 27. November, zwei Tage nach seiner Landung, starb er in einem elenden Gasthaus im achtundsechzigsten Jahre seines Lebens.

Jovellanos gehört zu den reinsten und erhabensten Charakteren unter den spanischen Schriftstellern und Staatsmännern. Sein Geist war umfassend und philosophisch gebildet, sein Verstand durchdringend. Von Anfang bis zu Ende hatte er sein Leben der angestrengtesten Arbeit im Dienst seines Vaterlandes geweiht. Wo von der Wiedergeburt der spanischen Literatur die Rede ist und der edelsten Spanier gedacht wird, wird der Name Jovellanos niemals vergessen werden.

Bevor wir die Besprechung der spanischen Schriftsteller des neunzehnten Jahrhunderts fortsetzen, mag es uns vergönnt sein, mit einigen Worten der politischen Lage Spaniens in diesem Zeitraum zu gedenken — einem Zeitraum, in welchem wilde Parteiungen alle bedeutenden Männer in ihren Strudel rissen und die Politik, deren Dienst die Schriftsteller jener Zeit mehr oder weniger ihr Leben und ihre Werke widmeten, in den Vordergrund gedrängt ward. Zum Theil ist der Einfluß der Politik auf das Leben der Dichter schon im letzten Abschnitt dargethan worden. Unter der Regierung Karls IV. brachen Zwistigkeiten der unerhörtesten Art im Schooße der königlichen Familie aus (Ferdinand, der Sohn Karls, wurde unter anderem vom Friedensfürsten des beabsichtigten Elternmordes beschuldigt), welche die im Volk beginnende Gährung förderten. Als Godoy gestürzt ward, mußte Karl IV. schmachvoll abdanken und seinem unwürdigen Sohn den schwankenden Thron über-

lassen. Unmittelbar darauf trat die französische Katastrophe ein, und Joseph bestieg als Usurpator den spanischen Thron, den Ferdinand VII. feig und verrätherisch ihm preisgab. Nur wenige begabte Männer wie Moratin und Melendez schlossen sich unverhohlen der neuen Regierung an, irregeleitet durch die Hoffnung, vermittelst der von Napoleon verheißenen freien Verfassung das Vaterland vom Untergang zu retten. Sie begingen den ungeheuren Mißgriff, die Kraft und den Geist ihrer Nation zu unterschätzen. Das spanische Volk schien seit fast einem Jahrhundert zu schlummern, den apathischen Schlaf, in den Aberglaube, Unwissenheit und Despotismus es gewiegt hatten. Doch jetzt sollte es sich zeigen, daß dieser Schlummer nur ein von der Tyrannei ihm aufgezwungener war. Bei dem Einbruch der Franzosen erhob sich das ganze Volk wie ein Mann, der Heldenmuth des Mittelalters loderte in ihm auf; es war wieder das Volk der Cids und der Pelayo's, in welchem jeder Bürger zum Helden ward. „Die spanische Nation ist nicht Eigenthum irgend einer Person oder irgend einer Familie", decretirten sie, und jagten nach sechsjährigen blutigen Kämpfen die bis dahin siegreichen Franzosen zum Lande hinaus. Vom Jahre 1808 datirt die literarische wie politische Wiedergeburt Spaniens. 1810 traten in Cadix die Cortes, von der Central-Junta, der Regierung des Umsturzes, berufen, im Namen des Volkes zusammen, und proclamirten 1812 eine demokratische Verfassung auf so freier und humaner Grundlage, wie sie vor dieser Zeit kein europäisches Volk gekannt hatte.

Kaum saß Ferdinand VII. sicher auf dem Thron, den die Besten des Volkes mit ihrem Blut für ihn erobert, so stürzte er die Verfassung, welche er eben erst feierlich beschworen hatte, um und machte die Retter des Vaterlandes, die ihm Thron und Leben erhalten, zu Märtyrern, indem er sie mit verabscheuungswürdiger Grausamkeit verfolgte, ja er ging in seiner Reactionswuth so weit, das verhaßte Tribunal der Inquisition wieder herzustellen. Seine maßlos schlechte Regierung führte den Abfall Amerika's und die Revolution von 1820 herbei, welche mit einigen Abweichungen die Verfassung von 1812 auf ihre Fahne schrieb. Auf diese Revolution folgte die Reaction von 1823, durch welche Ferdinand, von den ausländischen Mächten unterstützt, das Land seiner mühsam errungenen Freiheiten beraubte; nur das Eine wagte er nicht zum zweiten Mal: die Wiedereinführung der Inquisition, deren Gebäude das Volk in leidenschaftlichem Grimme verbrannt hatte. Diese Reaction war noch furchtbarer als die frühere; sie bildet mit ihren zahllosen Hinrichtungen ein Seitenstück zur französischen Revolution, nur daß sie von entgegengesetzten Principien ausging. Die Verfolgungssucht Ferdinands war fanatisch, sein Haß unersättlich. Riego, der vergötterte Held, der die Seele der Revolution von 1820 war, wurde unter den Schmähungen und Mißhandlungen des Pöbels grausam gehängt. Ferdinand schloß die Universitäten und vernichtete alle Reformen, welche im Interesse der Volkserziehung ins Leben gerufen waren; dagegen stiftete er eine Schule der — Stierfechtkunst. Noch einmal schien der Despotismus die aufkeimende Blüthe des neuen Geistes mit seiner eisernen Faust ersticken zu wollen. Es war zu spät; schon hatten die Ideen einer aufgeklärten Zeit im tiefsten Herzen des Volkes Wurzel geschlagen, und langsam und unbeirrt wuchs ein denkendes, seine Menschenrechte forderndes Geschlecht heran. Indessen gab es eine Partei, der Ferdinand noch nicht reactionär genug war, und welche es ihm nicht verzeihen konnte, daß er die Inquisition im Stich gelassen hatte. Diese Partei, von Pfaffen geleitet, schloß sich an den Bruder des Königs, den fanatischen, finsteren Don Carlos. Eine ansehnliche Heeresmacht wurde zusammengezogen, und Don Carlos entzündete einen langjährigen Bürgerkrieg, in welchem bald die eine, bald die andere Partei den Sieg davon trug.

Ferdinand starb, und Christina, seine Wittwe, sah kein anderes Mittel, den Thron für ihre unmündige Tochter Isabella zu sichern, als sich der liberalen Partei in die Arme zu werfen. Sie eröffnete die Universitäten und bewirkte im Anfang ihrer Regentschaft eine Anzahl zweckmäßiger Reformen. Je sicherer sie sich indessen in ihrer Macht fühlte, desto

unverhohlener traten ihre Reactionsgelüste hervor; dazu kam ihr schamloser Lebenswandel, der sie der allgemeinsten Verachtung preisgab. Eine Reform nach der anderen wurde rückgängig gemacht, und der Despotismus drohte überhand zu nehmen. Da geschah im Jahre 1835 etwas Unglaubliches. Das spanische Volk, das Volk des orthodoxen Katholicismus, des religiösen Fanatismus, begann einen Vernichtungskrieg gegen die Mönche: die Revolution von La Granja brach aus. Die Klöster wurden geplündert, die Mönche todt geschlagen. Der Volksheld Mendizabal bemächtigte sich der Regierung; die Verfassung von 1812 wurde proclamirt, und noch einmal hielt die Demokratie das Heft in Händen. Es folgte nun Revolution auf Revolution; alle waren blutig und energisch, und es offenbarte sich in ihnen der Fanatismus, die Gluth, der Haß, der Heldenmuth und die Zähigkeit des spanischen Charakters. Eine unerträgliche Reaction führte das Regiment Espartero's herbei, des vom Volk und den Soldaten vergötterten Helden, welcher die Carlisten aufs Haupt geschlagen hatte. Wie fast alle großen Generale seiner Zeit, war auch Espartero aus dem Volke, für dessen Rechte er stritt, hervorgegangen. Alle diese Verfassungskämpfe gingen entweder vom Militair aus, oder wurden von demselben unterstützt. In der Armee waren alle Parteien, von der ultrareactionärsten bis zu den exaltirtesten Republikanern, vertreten.

Espartero war tapfer wie der Cid und von unantastbarer Ehrenhaftigkeit; der Muth aber, der ihn auf dem Schlachtfelde zum Helden machte, er fehlte ihm im politischen Leben. Er verstand es nicht, seine Macht zu benutzen und umgab sich mit ehrenwerthen Männern, die eben so schwankend und energielos waren wie er selber. Espartero gehörte keiner entschiedenen Partei an; er war gemäßigter Progressist; ihm gegenüber standen auf der einen Seite Demokraten und Republikaner, auf der anderen Seite die Moderirten in den verschiedensten Abstufungen; die Neu-Katholiken, aus der bigotten, erzkatholischen, reactionären Partei gebildet, die Conservativ-Constitutionellen und die Liberal-Constitutionellen. Durch viele Jahre zogen sich diese Verfassungskämpfe, zahllose und blutige Opfer fordernd, bis im Jahre 1854 eine neue und entscheidende Revolution die Grundsätze des Liberalismus wohl auf immer in Spanien befestigt hat. Bei dieser Umwälzung rettete Espartero Isabella Thron und Leben.

Daß diese unaufhörlichen Kämpfe um die höchsten und herrlichsten Güter der Menschheit bestimmend auf die Literatur einwirken mußten, bedarf wohl kaum der Erwähnung. Je befähigter ein Schriftsteller war, desto leidenschaftlicher betheiligte er sich in der Regel an diesen Kämpfen, und widmete oft genug zum Nachtheil seiner individuellen Begabung dem Partei-Interesse seine Feder. Nicht in einseitiger Richtung pflegt ein Volk sich zu erheben. Der Kampf für die politische Freiheit war zugleich ein Kampf gegen das Vorurtheil, gegen die Unwissenheit und die Intoleranz, und jeder Sieg, den die Freiheitshelden errangen, war zugleich ein Sieg für den Fortschritt in der Literatur.

Auf dem Gebiet der Prosa nennen wir Antonio de Capmany, der voll unablässigen Eifers für die Reinheit und Fortbildung der spanischen Sprache wirkte. Derselbe wurde am 24. November 1742 zu Barcelona geboren. Er begann seine Laufbahn als Militair, wendete sich aber später ausschließlich den Wissenschaften zu. Längere Zeit bekleidete er das ehrenvolle Amt eines Secretairs der königlichen Akademie der Geschichte. Bei der Invasion der Franzosen im Jahre 1808 mußte Capmany, der begeisterte Patriot, die Flucht ergreifen. Er begab sich nach Sevilla und stritt als Schriftsteller und als Mitglied der Cortes mit ruhmvollem Eifer für die Unabhängigkeit und die Freiheit seines Vaterlandes. 1813 ereilte ihn in Cadix ein plötzlicher Tod; er starb an einer dort herrschenden Epidemie.

Seine staatsrechtlichen Schriften, seine Werke über Seerecht, über Sprache und Alterthumskunde sind dem Stil wie dem Inhalt nach von unbestrittener Wichtigkeit. Noch größere Anerkennung fanden indessen seine „Filosofia de la elocuencia" (Philosophie der Beredsamkeit) und sein „Teatro historico-critico de la elocuencia castellana" (Historisch-

kritische Schaubühne der castilianischen Beredsamkeit), später unter dem Titel: „Tesoro de prosadores españoles" (Schatz spanischer Prosaisten) nochmals herausgegeben — Werke, welche durch die Vereinigung von geistvoller Auffassung und Gründlichkeit in der Ausführung mit einer durchweg tadellosen Sprache zu den besten der neueren spanischen Literatur gehören.

Don Juan Antonio Conde, 1757 geboren, war einer von den wenigen bedeutenden Männern seiner Zeit, die sich vom politischen Schauplatz fern hielten; dennoch entging er nicht der Verfolgung, welche seine offen ausgesprochene patriotische Gesinnung über ihn verhängte. Er mußte in die Verbannung wandern und starb arm und elend im Jahre 1820.

Das berühmte Werk Conde's: „Historia de la dominacion de los Arabes en España" (Geschichte der Herrschaft der Araber in Spanien) füllt eine wesentliche Lücke in der Geschichte Spaniens aus; es reicht von der Landung der Araber auf der pyrenäischen Halbinsel bis zur Eroberung von Granada. Die Geschichte der Araber in Spanien war zu Conde's Zeit noch völlig in Dunkel gehüllt. Der religiöse Fanatismus hatte der Forschung und der Wahrhaftigkeit des Historikers eine Schranke gezogen, welche selbst die tüchtigsten Gelehrten nicht zu durchbrechen wagten, und Alles, was vor dem Erscheinen des Conde'schen Werkes über den Zeitraum der arabischen Herrschaft in Spanien bekannt geworden war, bestand aus theils ganz unzuverlässigen, theils gehässig gefärbten Darstellungen; wenige Gelehrte mochten auch wohl über ein so umfassendes Material, wie es Conde, welcher Bibliothekar des Escurial war, zu Gebote stand, verfügt haben. Mit unablässigem Fleiß forschte und studirte er in den arabischen Quellen und Manuscripten, vertiefte sich in den Geist dieses poetischen Volkes und förderte ein Werk zu Tage, in dem sich der Reiz und der Zauber der Sage mit der Treue und Gewissenhaftigkeit einer historischen Arbeit vereinigte. Bei diesem vortrefflichen, streng objectiv gehaltenen Werk ist es nur zu bedauern, daß Conde durch seinen Tod an einer sorgfältigeren Ausführung desselben gehindert wurde. So hat er stellenweis nur die Thatsachen, wie er sie in den Quellen erzählt fand, zusammengestellt, und mitunter hat er die Manuscripte, anstatt sie zu bearbeiten, nur übersetzt. Seltsam mag es den Spaniern vorgekommen sein, in castilianischer Sprache Flüche gegen ihre castilischen Könige lesen zu müssen und den Jammer über spanische Siege zu vernehmen.

Don José Maria Queipo de Blanos, Graf von Toreno, wurde 1786 zu Oviedo geboren. Auch er hatte sein Leben dem Dienst des Vaterlandes geweiht und wirkte für die Unabhängigkeit und den Ruhm desselben als Deputirter, als Staatsmann und Schriftsteller. Auch er wurde bei der Rückkehr Ferdinands für seinen Patriotismus zur Rechenschaft gezogen und mußte sein Heil in der Flucht suchen. Nach wechselvollen Schicksalen trat er im Jahre 1834 als Finanzminister ins Cabinet. Er gehörte der gemäßigt liberalen Partei an, wendete sich jedoch, als 1835 seine Ernennung zum Ministerpräsidenten erfolgte, immer mehr der Reaction zu.

Im September desselben Jahres führte die Partei der Exaltirten unter der Leitung Mendizabals seinen Sturz herbei. Er verschwand darauf vom politischen Schauplatz und nahm erst im Jahre 1840, als eine reactionäre Strömung sich geltend machte, seine politische Thätigkeit wieder auf. Nach dem abermaligen Sturz seiner Partei begab er sich nach Paris, wo er, bis zu seinem Tode mit politischen Plänen beschäftigt, im Jahre 1843 starb. Als Staatsmann hat sich Toreno schwankend bewiesen; als Schriftsteller aber hat er sich durch sein glänzendes und geistvolles Werk: „Historia del levantamiento, guerra y revolucion de España" (Geschichte der Erhebung, des Krieges und der Revolution in Spanien), welches die Spanier als ein Nationaldenkmal betrachten, wohlverdienten Ruhm erworben.

Unter den Prosaikern darf auch Juan Bautista Muñoz, 1745 geboren, 1799 gestorben, nicht unerwähnt bleiben. Derselbe führte die neuere Philosophie in die spanische

Wissenschaft ein. Als Historiograph von Indien erhielt er von der Regierung den Auftrag, die Geschichte Amerika's zu schreiben. Durch gründliche Studien und umfassende Forschungen bereitete er sich zu diesem Werke vor. Der erste Band desselben, dessen Veröffentlichung durch die Eifersüchteleien der königlichen Akademie der Geschichte verzögert worden war, erschien im Jahre 1793 und umfaßt den Zeitraum von der Entdeckung Amerika's bis zum Ende des fünfzehnten Jahrhunderts. Leider wurde Muñoz durch andauernde Kränklichkeit an der Beendigung eines Werkes verhindert, welches, nach dem ersten Band zu urtheilen, vollkommen den Erwartungen entsprochen hätte, welche man von dem philosophischen Kritiker, dem vorurtheilsfreien, reformatorischen geistreichen Verfasser, hegen durfte. Eine einfache, tadellos reine Sprache steht in schönem Einklang mit der strengen Gründlichkeit und den großartigen Auffassungen dieses Geschichtswerkes.

Derselben politischen Partei wie Toreno gehörte Donoso Cortes, 1809 im Städtchen El Valle in Estremadura geboren, an. Wie Toreno zeichnete er sich zugleich als Schriftsteller und als Staatsmann aus. Nachdem er in Sevilla und Salamanca studirt hatte, erhielt er 1829 die Professur der schönen Wissenschaften an dem Collegium zu Caceres. Mit Schrift und Rede trat er energisch für die Rechte Isabellens ein, und ward zum Dank dafür von der Königin zu ihrem Secretair ernannt. Die Revolution von La Granja zwang auch ihn zu politischer Unthätigkeit; erst im Jahre 1839 trat er als Deputirter von Cadix wieder in die Cortes ein. Er redigirte darauf nacheinander die politischen Journale „El Piloto“ und die „Revista de Madrid“. Von 1840—43 mußte er als Flüchtling im Auslande leben, und wurde, als er zurückkehren durfte, zum königlichen Rath ernannt. Seine Schriften, fast sämmtlich politischen Inhalts, sind in einem glänzenden und musterhaften Stil geschrieben, und die Behandlung der Gegenstände zeugt von Feinheit und Scharfsinn. Cortes gehört zu den einflußreichsten Politikern der Gegenwart, zu den geistreichsten Vertheidigern des Königthums und zu den kräftigsten Stützen der conservativen Regierung.

Don Alvaro Florez Estrada, der berühmteste spanische Nationalökonom, wurde 1769 in Asturien geboren. Nachdem er zu Oviedo und Valladolid die Rechte studirt hatte, erfolgte im Jahre 1808 seine Ernennung zum Generalprocurator der Provinz Asturien. Estrada war der Erste, welcher in seiner amtlichen Autorität energisch gegen die französische Herrschaft auftrat; später vertheidigte er mit gleich edlem Freimuth in der Schrift „Representacion à Fernando VII.“ die Rechte der Nation gegen die tyrannischen Uebergriffe Ferdinands. Von der Nationalregierung aufgefordert, arbeitete er zwei Constitutionsvorschläge aus, und redigirte eine Zeitlang das Oppositionsjournal „El Tribuno del pueblo“. Im Jahre 1823 theilte er das Schicksal der Edelsten seines Volkes, indem er in die Verbannung wandern mußte. Während dieser Zeit schrieb er sein berühmtes nationalökonomisches Werk „Curso de Economia politica“ (Cursus der politischen Oekonomie), welches fast in alle europäischen Sprachen übersetzt worden ist. In den Grundzügen stimmte er darin mit den Principien des Ricardo und Malthus überein; doch unterwirft er die bestehenden Ansichten einer genauen Prüfung, und die Nationalökonomie verdankt ihm in einzelnen Zweigen ebenso neue als eigenthümliche und geistvolle Auffassungen. Die Zehnten- und Majoratsfrage unterwarf er einer eingehenden Erörterung, und seine Behandlung des Steuerwesens ist von einer überraschenden Tiefe, Gründlichkeit und Originalität. Adolphe Blanqui urtheilt in seiner „Historie de l'Economie politique“ über Estrada, nachdem er sich über die sämmtlichen europäischen Nationalökonomen ausgesprochen hat, folgendermaßen:*) Estrada hat eins der besten nationalökonomischen Werke geliefert, welche seit Adam Smith erschienen sind. Die Methode des Herrn Florez Estrada hat einige Analogie mit der des berühmten russischen Nationalökonomen Heinrich Storch. Seine treffliche Entwickelung der Doctrinen

*) Siehe Brinkmeier S. 119.

Ricardo's in Bezug auf den Land-Ertrag wird von einer Reihe scharfsinniger, genialer Analysen begleitet, die als ganz neue Schöpfungen zu betrachten sind. Kein Schriftsteller vor Florez Estrada hat das Steuerwesen so gründlich und mit solchem Tiefblick entwickelt, und obwohl der Verfasser sein Augenmerk vorzüglich auf die in Spanien üblichen Steuern richtet, so werden doch die Staatsmänner aller übrigen Länder darin höchst nützliche Fingerzeige und viel Belehrung finden. Er hat bis zur äußersten Evidenz die Ungleichmäßigkeit und Ungerechtigkeit nachgewiesen, unter welcher gegenwärtig alle Nationen Europas seufzen, so wie die Nothwendigkeit, darin raschere und entschiedenere Modificationen vorzunehmen. Das Werk würde ein treffliches Buch für das Studium sein, wenn nicht einige Dunkelheiten die einfache, ernste Methode desselben beeinträchtigten. Trotz dieses geringen Mangels aber muß es als die nothwendige Vervollständigung aller bisher erschienenen betrachtet werden; Methodiker mit Say, Socialist mit Sismondi, Mathematiker mit Ricardo, Empiriker mit Adam Smith, ist Florez Estrada in vielen Ansichten von diesen großen Meistern unterschieden, und theilt ihre Vorzüge, ohne in ihre Fehler zu verfallen. Er prüft die ökonomischen Gesetze aus so allgemeinen und erhabenen Gesichtspunkten, daß er in diese Kritik auch die Organisation der hauptsächlichsten Personen Europa's mit hineinzieht; und seine geistvollen Analysen in Bezug auf den Einfluß der Steuern, auf die verschiedenen Zweige der Industrie werden für die Folge der nothwendige Punkt sein, von welchem man ausgehen muß, um diejenigen Reformen zu machen, deren das Steuerwesen in seiner jetzigen Gestalt bedürftig ist. Eine Stelle, welche den Ursprung des Eigenthumsrechtes behandelt, theilen wir als Probe aus Brinkmeiers Literaturgeschichte mit.

„Nachdem die Publicisten," sagt Estrada, „eine Menge Bände über diese Materie geschrieben, haben sie es noch nicht einmal versucht, den Ursprung des Eigenthums zu entdecken. Die Einen behaupten, dieses Recht verdanke sein Dasein dem Civilgesetz; es gäbe kein natürliches Eigenthum; hörten die positiven Gesetze auf, so würde damit zugleich alles Eigenthum aufgehoben. Andere dagegen versichern, das Eigenthumsrecht sei ein ausschließliches Werk der Natur; es stehe folglich höher, als jede menschliche Einrichtung, und die Civilgesetze seien bestimmt, nicht das Eigenthum zu schaffen, sondern es zu beschützen.

Beide Ansichten sind gleich ungenau und führen zu Irrthümern von dem ernstesten Belange. Es giebt ohne Zweifel ein Eigenthumsrecht, welches seine Existenz dem Civilgesetze verdankt, und wieder ein anderes Eigenthumsrecht giebt es, welches über jeder menschlichen Einrichtung steht und ausschließlich aus dem Naturgesetze entspringt. Es bleibt also übrig, so genau geschiedene Rechte zu classificiren, um den verderblichen Consequenzen beider Meinungen vorzubeugen, die eben so ausschließlich als leicht dem Mißverständnisse ausgesetzt sind.

Jedes Eigenthum, welches nicht der Ertrag der Arbeit dessen, der es besitzt, ist, verdankt seine Existenz einem Civilgesetze. In diese Kategorie gehören alle diejenigen Reichthümer, welche durch Verschreibung, Erbschaft, Schenkung oder irgend einen anderen Vertrag übertragen werden, nach der Regel, welche die Gesetze der Gesellschaft bestimmen. Zu behaupten, solch ein Eigenthum rühre von einem Naturgesetze her, wäre absurd; und eben so ungereimt wäre die Behauptung, alle auf Erbfolge und Contracte bezüglichen Gesetze wären ungerecht oder doch überflüssig, was sie jedenfalls sein müßten, wenn das Eigenthumsrecht ausschließlich aus dem Naturgesetze emanirte, weil diesem kein positives Gesetz widersprechen könne. Jedes Eigenthum dagegen, welches der Ertrag der Arbeit dessen ist, der es besitzt, verdankt seine Existenz dem Naturgesetze. Das Recht, über solch einen Besitz zu verfügen, ist folglich keineswegs ein Geschenk der Gesellschaft; es ist der Natur und den Bedürfnissen des Menschen inhärirend, weil dieser sich kein Eigenthum und folglich auch nicht seine Existenzmittel verschaffen kann, ohne von seinen physischen Kräften und intellectuellen Eigenschaften Gebrauch zu machen; und da diese ein Werk der Natur, nicht aber der Gesellschaft

sind, so ist das, was er vermittelst derselben erlangt, eben so ehrwürdig und natürlich wie die Ursache, welche es hervorbringt. Verdankte man das Eigenthum einzig dem Naturgesetze, so könnte das Verbot des Raubens kein Naturgesetz sein; auch wäre es ja ein offenbarer Widerspruch, wollte man annehmen, das Eigenthum beruhe einzig auf dem positiven Gesetze, und zu gleicher Zeit behaupten, ein Angriff gegen das Eigenthum sei ein Attentat gegen das Naturgesetz. Aus einem ähnlichen Irrthum ließe sich auch ableiten, daß das Individuum die Frucht der Erde kraft eines Gesetzes der Gesellschaft genieße, nicht aber, weil dasselbe den Acker cultivirt und die Frucht gesäet habe; ferner, daß der Gesetzgeber anordnen könne, ein anderes Individuum solle sich dieser Frucht bemächtigen. Das Recht dieser Art des Eigenthums steht über dem Willen und der Laune des Gesetzgebers. Und so lange man über eine so wichtige Wahrheit im Zweifel ist, kann man behaupten, daß in der Praxis gar kein Eigenthumsrecht existire, weil es des Schutzes und der Achtung entbehrt, die man ihm schuldig ist. Ohne die Anerkennung dieser Grundwahrheit, quis custodiet custodes? welche Garantien hätte ein so heiliges Recht, und welch ein Vortheil wäre es, in der Gesellschaft zu leben? Nie gab es ein wildes Volk, das nicht den Unterschied zwischen Mein und Dein gefühlt hätte; und dieses universale Gefühl des menschlichen Geschlechts ist ein Beweis mehr, daß dieses Recht existirt und anerkannt ist, ohne eines vorhergehenden geschriebenen Gesetzes zu bedürfen.

Das Eigenthum, welches aus einem positiven Gesetze entspringt, verdient die größte Achtung, weil davon das Wohlbefinden der Associirten abhängt. Das Recht aber, welches aus dem Naturgesetze entspringt, ist heilig und unantastbar, da es wesentlich mit unserer Existenz zusammenhängt. Die Verletzung des ersteren erschüttert die Grundlagen der Gesellschaft, die Verletzung des zweiten aber zerstört sie gänzlich.

Von dem eben festgestellten Grundsatze lassen sich zwei andere Wahrheiten von der höchsten Wichtigkeit ableiten; erstlich: es giebt kein Eigenthum, welches nicht ursprünglich dem Fleiße des Menschen seine Entstehung verdankte; und zweitens: das Eigenthumsrecht ist dasjenige, was der Mensch am meisten schätzt und bedarf, weil unsere Selbsterhaltung wesentlich mit ihm zusammenhängt; die Hauptaufgabe einer Gesellschaft kann daher keine andere sein, als die Beschützung des Eigenthums. In der That, wenn wir das ursprüngliche Motiv jedes einzelnen der unzählbaren Gesetze, welche man in jedem civilisirten Lande kennt, analysirt, so finden wir, daß es kein einziges giebt, welches nicht näher oder entfernter den Zweck hätte, einem so köstlichen und nothwendigen Rechte Achtung zu verschaffen. Es giebt nichts, was auf den Menschen einen tieferen und bleibenderen Eindruck machte, als dasjenige, was in irgend einer Weise auf die Mittel, die Bedürfnisse seiner Existenz zu befriedigen, influirt. Daher alle seine Zwiste, seine Kämpfe und seine Bündnisse; daher alle peinlichen und bürgerlichen Gesetze; daher endlich alle bekannten Institutionen; daher alle Handlungen des Menschen, sowohl die rühmlichsten, als die strafbarsten."

F e l i x J o s é R e i n o s o hatte zu Sevilla Kirchengeschichte studirt. Durch seine schöne epische Dichtung „La inocencia perdida" (Die verlorene Unschuld) und viele kleinere Poesien ist er auch als Dichter berühmt geworden. Im Jahre 1793 gründete er in Gemeinschaft mit dem Dichter Roldan eine Akademie der humanistischen Wissenschaften, deren Bestrebungen nicht ohne Einfluß auf den Geschmack seiner Zeit blieben. Von 1801—11 bekleidete er das Amt eines Pfarrers von Santa Cruz in Sevilla, in welcher Stellung er eine segensreiche Thätigkeit entfaltete. Ueberall war er der Helfer in der Noth; seine Wohlthätigkeit war unbegrenzt, und seine Herzensgüte bewährte sich stets in den edelsten Thaten der Aufopferung und Selbstverleugnung. Während er von 1820—23 bei der Provinzialdeputation von Cadix angestellt war, veröffentlichte er eine große Zahl vortrefflicher publicistischer Schriften. Später war er eine Zeit lang Redacteur einer Regierungs-

zeitung, beschäftigte sich darauf eingehend mit statistischen Arbeiten, und bekleidete im Lauf der Zeit eine Reihe ausgezeichneter Aemter, bis er im Jahre 1842 starb.

Unter seinen prosaischen Werken ist das berühmteste die unter dem Titel „Examen de los delitos de infidelidad à la patria, imputados à los españoles bajo la dominacion francesa“ (Prüfung des den Spaniern zugeschriebenen Treubruchs gegen das Vaterland unter der französischen Herrschaft) zu Gunsten der Anhänger der Franzosen herausgegebene Schrift, deren Tendenz dem Verfasser erklärlicherweise Angriffe und Schmähungen aller Art zuzog. Was man auch über den Standpunkt, von dem Reinoso ausging, urtheilen mag, jedenfalls ist das Buch ein mit Geist und Scharfsinn entworfenes, in elegant correcter Sprache ausgeführtes Werk. Wir lassen eine Stelle aus dem 20. Capitel „Ueber die Amnestie“ folgen.*)

„Die in der Gesellschaft begangenen Verbrechen,“ sagt Reinoso, „sind entweder gegen die Regierung, d. h. gegen die Verfassung oder das Staatsoberhaupt, oder aber sie sind gegen die Individuen, d. h. gegen das Eigenthum oder die Person der Mitglieder der Gesellschaft gerichtet. Die ersteren sind politische, die letzteren bürgerliche Vergehen. Alle müssen durch die Gesetze gestraft, einige derselben jedoch können und müssen in besonderen Fällen nach eben diesen Gesetzen oder nach ihrem Geiste verziehen werden. Strafen sind ein Mittel gegen die Uebel der Gesellschaft. Wenn aber die Strafen mehr Uebles als Gutes erzeugen, hören sie auf, ein Heilmittel zu sein. — Die Vergebung politischer Verbrechen ist nach Revolten und Volksaufständen stets gerecht und zweckmäßig, erstlich weil in solchen Fällen der Zweck fehlt, welcher das Auferlegen der Strafe autorisirt. Politische Verbrechen haben meist viele Theilnehmer, sind immer durch besondere Umstände bedingt; und die Umstände sind es zumeist, wonach dieselben beurtheilt werden müssen, und jede Umwälzung führt so außerordentliche Umstände mit sich, daß es einestheils gar nicht möglich ist, alle diese Fälle in Gesetzen vorherzusehen, anderentheils aber auf eine ganz neue Ordnung der Dinge alte Gesetze nicht angewandt werden können. — Es kann ein Gesetz geben, daß gegen einen fremden Usurpator Alle aufstehen und zu den Waffen greifen sollen. Aber das Gesetz hört auf, sobald der öffentliche Widerstand aufhört. Dann hängen die Einwohner von dem Usurpator ab und sind für den Augenblick nicht dem legitimen Herrscher unterthan. Ueberdies begeht hier das ganze Volk, eine unzählbare Menge, das Verbrechen; das ganze Spanien, ohne Ausnahme, gehorchte sechs Jahre lang der französischen Herrschaft. Die gerechteste Strafe aber verwandelt sich in Grausamkeit, wenn sie zugleich eine sehr große Anzahl von Personen betrifft. Sie bringt dem Staate nur Nachtheil. Ueberdies gehen die politischen Verbrechen nicht, wie die civilen, aus Schlechtigkeit hervor, sondern meist entweder aus Irrthum, falschen Meinungen, oder aus wahrer Ueberzeugung und oft aus den edelsten Beweggründen, wie denn politische Verbrecher nicht selten gerade die achtungswerthesten Menschen sind.“

Einer der vorzüglichsten und vielseitigsten spanischen Schriftsteller des 19. Jahrhunderts und sein größter Satiriker war Don Mariano José de Larra, als Schriftsteller auch unter dem Namen Figaro bekannt.**) Er unterzog seine Zeit mit all ihren Erscheinungen, sowohl auf dem Gebiete des socialen wie des politischen Lebens, einer tief ernsten Kritik, welche er in das Gewand des liebenswürdigsten Humors, des muthwilligsten Scherzes und der treffendsten Satire zu kleiden wußte. Derselbe Figaro aber, der lustige Figaro, welcher mit seinen graziösen Scherzen ganz Spanien lachen machte, fand nach einem unglücklichen Leben einen frühen gewaltsamen Tod.

---

*) Siehe Brinkmeier S. 96.

**) In den Hauptzügen ist unsere Darstellung von dem Leben Larra's der ausführlichen Biographie desselben von E. Cortes entnommen.

Die Kindheit Larra's bietet nichts Erzählenswerthes dar. Der damaligen Sitte gemäß erhielt er eine sorgfältige fromme Erziehung, und schon beim ersten Unterricht fiel seine außergewöhnlich leichte Fassungsgabe auf. Der Vater Larra's, ein ausgezeichneter Arzt, mußte im Jahre 1812 dem spanischen Heer nach Frankreich folgen, und dort blieb sein kleiner Sohn bis zum Jahre 1817 in einem französischen Colleg. Als er nach Spanien zurückkehrte, hatte er seine Muttersprache fast vergessen; sein Vater brachte ihn in dem Institut von San Antonio Abad unter, wo er von Neuem die Sprache seiner Heimath lernen mußte und den Grund zu einer classischen Bildung legte. Der Knabe machte rapide Fortschritte; seine Freude an Büchern und Studien war überraschend; von jeher war ihm das Spielen zuwider gewesen, und in dem Institut füllte er die wenigen Mußestunden, die er sich in seinem Arbeitseifer gönnte, mit Schachspielen aus, welches er leidenschaftlich liebte. Larra zeigte als Knabe stets einen friedfertigen, milden und sanften Charakter. Nachdem er San Antonio Abad verlassen, begab er sich nach Navarra, in welcher Stadt sein Vater als Arzt fungirte; und hier im Schooße seiner Familie, in der ersten Blüthe seiner Jugend, setzte er dasselbe stille, arbeitsame Leben fort, welches er als Knabe geführt hatte. Selbst die Nächte waren den Studien geweiht, und oft vermochten ihn nur die Bitten seiner Mutter, sich in früher Morgenstunde zur Ruhe zu begeben; in seinem dreizehnten Jahre übersetzte er bereits verschiedene Werke aus dem Französischen. Dem Drängen seines Vaters, sich einen Beruf zu erwählen, nachgebend, ging er nach Madrid, wo er hauptsächlich Mathematik und Sprachen trieb; später bezog er die Universität Valladolid, studirte dort Philosophie und entschied sich schließlich für die juristische Laufbahn. Er war bereits immatriculirt, als er plötzlich die Jurisprudenz aufgab, und sein bis dahin friedliches Leben eine völlig andere Wendung nahm. Auf den Lebensschicksalen, welche diese Umwandlung bewirkt haben, ruht ein Schleier, welchen Larra selbst vor seinen vertrautesten Freunden nicht gelüftet hat; doch wunderbarer und mächtiger Art müssen diese Schicksale gewesen sein, um einen Charakter so vollständig umwandeln zu können, wie es hier geschah; aus dem wißbegierigen, treuherzigen, lebhaften und lustigen Jüngling ward ein argwöhnischer, finsterer und argwöhnischer Mann. Ein tiefer Kummer schien an ihm zu nagen; oft fanden ihn seine Freunde in Thränen und am Leben verzweifelnd. Er hatte Valladolid verlassen und sich nach Valencia begeben, um dort seine Studien fortzusetzen; doch noch vor Beendigung derselben ward er auf Verwendung seiner Freunde in eine amtliche Stellung nach Madrid berufen; die trockene Büreauarbeit, welche sein Amt ihm auferlegte, entsprach indessen so wenig seinen Neigungen, daß er es bald wieder aufgab. Das Bewußtsein einer großen geistigen Kraft machte sich bei ihm geltend, und da eine Herzensneigung, die ihn an Madrid fesselte, dazu kam, so beschloß er, sich als Schriftsteller eine Existenz in der Hauptstadt zu gründen. Keine Zeit konnte für einen Schriftsteller, dem es um den geistigen Fortschritt seiner Nation zu thun war, ungünstiger sein als diejenige, in welcher Larra seine Laufbahn begann. Die unerbittliche Censur forderte jeden Gedanken vor ihre Schranken und richtete ihn schonungslos hin. Was war natürlicher, als daß die ersten Arbeiten Larra's unbedeutend ausfielen? Glücklicherweise trat seit 1832 das liberale Regiment Christinens ein, und niemals war das Volk, welches nach einem langen und furchtbaren Drucke frei athmen durfte, zugänglicher für Kritik und Satire gewesen als in dieser Zeit. Unter so günstigen Auspicien begann Larra unter dem Namen des Bachillers Don Juan Perez de Munguia sein Journal: „El Pobrecito Hablador" zu veröffentlichen, in dessen Artikeln sich sein satirisch-kritisches Talent in freier und herrlicher Weise entfaltete. Rückhaltlos bekämpfte er die in der Gesellschaft eingebürgerten Mißbräuche, die festgewurzelten Vorurtheile und Gewohnheiten; kein charakteristischer Zug der Verkehrtheit, des Lasters und der Niedrigkeit entging seinem Spott. Aber gleichviel ob seine Kritik mit derber Komik sich waffnete, ob sie sich in feine Ironie hüllte oder als schneidende Satire auftrat, niemals fehlte ihr der

liebenswürdigste Humor und eine Grazie des Stils, welche alle Leser bezauberte. Bald wurde das Journal mit Begierde gelesen; an dem Tage, an welchem es erschien, riß man es sich vor der Druckerei aus den Händen, und Larra's Popularität wuchs von Tag zu Tag. Diese Beliebtheit indessen mußte das Mißtrauen einer Regierung erwecken, welche längst ihren Liberalismus bereut hatte, und obgleich Larra das Gebiet der Politik entweder gänzlich vermied, oder sich doch nur in vorsichtigster Weise einige Andeutungen erlaubte, fand Jene dennoch in seinen Schriften Handhaben für ihre Verfolgungssucht. Der Druck der Censur lastete immer unerträglicher auf ihm, so daß er endlich, des ewigen Kampfes müde, im März des Jahres 1833 die letzte Nummer seines Blattes erscheinen ließ.

Bald darauf starb Ferdinand; eine liberale Regierung folgte; die Censur schloß für eine Weile ihre Argusaugen, und war es gleich den Schriftstellern nicht gestattet, Alles zu sagen, so brauchten sie doch nicht, wie bisher, Alles zu verschweigen, und im Vergleich zu dem früheren Zwang war ihre Stellung eine unabhängige geworden. Eine große Zahl von Journalen tauchte auf. Larra ward unter dem Namen Figaro Mitarbeiter an der „Revista española", und wenn bisher aus seiner Feder nur literarisch-kritische Artikel, Lebensbilder und Sittenschilderungen geflossen waren, so öffnete sich ihm jetzt das Gebiet der Politik, welches ihm früher verschlossen gewesen war; jetzt erschien sein berühmtes „Nadie pase sin hablar al portero", (deutsch etwa: Niemand gelangt zum Herrn, ohne am Kammerdiener vorüberzugehen), ein Hohn, gegen die Gräuel der carlistischen Rebellion geschleudert, in dem er schon alle Originalität seines Stils und alle Grazie seines Witzes entfaltete. Die Politik blieb von dieser Zeit an das Feld, dem er vorzugsweise sein Interesse und seine Kräfte zuwandte. Und welch einen Spielraum boten die damaligen Zustände dem Talent eines Satirikers! Niemals war eine Zeit verworrener und haltloser gewesen; niemals beging eine Regierung, die alle Parteien zufrieden stellen wollte und doch keiner genügte, mehr Irrthümer, Verkehrtheiten und Tactlosigkeiten. Larra gehörte der liberalen Partei an und forderte mit Energie, mit Beredsamkeit, mit Leidenschaft diejenigen Reformen, welche der aufgeklärten Zeit entsprachen. Seine Wirksamkeit auf diesem Gebiete war durchgreifend. Er hatte ein bewunderungswürdiges Talent, den Gegenständen und Verhältnissen ihre lächerlichen Seiten abzugewinnen, und die Contraste in glänzender und überraschender Weise darzustellen. Larra war Meister in der Kunst, für Alles, was er sagen wollte, stets den geeignetsten Ausdruck zu finden; sein Stil hatte diejenige Leichtigkeit und Geschmeidigkeit, welche die politische Satire erfordert; niemals ließ er sich von jener Bitterkeit und Bissigkeit fortreißen, die uns so oft an satirischen Schriftstellern verletzt; im Gegentheil wußte er sich stets, selbst bei dem schärfsten Spott, in den Grenzen einer mäßigen und anstandsvollen Kritik zu halten. Dazu kam, daß er sich nie von der Leidenschaft oder dem Parteigeist seine Urtheile dictiren ließ; immer war es die lauterste Gesinnung, welche ihn selbst in seinen beißendsten Artikeln inspirirte; niemals verleitete ihn die Lust am Spotte, seinen Witz zu mißbrauchen; wo es aber die Vertheidigung eines bedrohten Princips oder einer verkannten Wahrheit galt, da finden wir ihn wohlgerüstet auf dem literarischen Kampfplatz. Er wußte, mit einem Wort, die Grenze zwischen Satire und Schmähschrift einzuhalten, und daher schreibt sich seine unbegrenzte Popularität unter Menschen der verschiedensten Meinungen und Parteien, und aus diesem Grunde ist seinen Schriften ein hoher und dauernder Werth beizulegen. Doch beschränkte er sich keineswegs auf die Politik allein; er fuhr fort, die Journal-Literatur durch geistreiche Sittenschilderungen und dramaturgische Kritiken zu bereichern, welche nicht wenig zu seinem Ruhm beitrugen. Die Uebereinstimmung seiner politischen und literarischen Bestrebungen ist augenscheinlich. Dem Classicismus abgeneigt, wandte er sich derjenigen Richtung zu, welche der poetischen Inspiration neue Quellen zu erschließen versprach; er war einer der ersten Apostel des Romanticismus, wie einer der eifrigsten Verfechter freier Staatsformen. Der tiefe Zusammenhang,

den er zwischen Politik und Literatur sah, erhellt unter Anderem aus folgendem Ausspruch: „Dem so anhaltenden und unaufhörlichen Ruf nach Preßfreiheit," sagte Larra, „können zwei Anschauungen zu Grunde liegen; entweder wird dieselbe als ein rein politisches Recht reclamirt von einem hingeopferten Volke, welches die letzte Anstrengung macht, um seine Ketten zu zerbrechen, oder sie ist als eine rein literarische Forderung zu betrachten, auf deren Erfüllung ein nach Ruhm begieriges Volk besteht. Im ersteren Fall ist die Preßfreiheit eine Schutzwehr der bürgerlichen Freiheit, im letzteren das Palladium der menschlichen Bildung."

Die politischen und literarischen Aufsätze Larra's zeichnen sich durch gleiche Eigenschaften aus. Dieselbe Originalität, derselbe ernste geistvolle Sarkasmus, dieselben glänzenden Einfälle, dieselbe Unparteilichkeit des Urtheils finden sich in den einen wie in den andern. Figaro verleugnet sich niemals selber, weder seinen politischen Charakter, noch sein Dichtertalent, noch seinen künstlerischen Genius.

Nicht so glücklich als sein schriftstellerisches war das Privatleben Larra's. Der lustige Figaro, der Liebling Spaniens, war einer der unglücklichsten Menschen; er selbst gesteht es in einem Artikel über satirische Schriftsteller zu, indem er sagt: „Der satirische Schriftsteller ist für die Welt wie der Mond, ein finsterer Körper, bestimmt, Anderen Licht zu geben, und er ist vielleicht der Einzige, von dem man mit Recht sagen kann, daß er giebt, was er nicht hat. Gerade diese Naturgabe, die Dinge so zu sehen wie sie sind und an ihnen eher die häßliche als die schöne Seite wahrzunehmen, wird zur Qual für den Satiriker. Die Flecken der Sonne erregen in höherem Maße seine Aufmerksamkeit als ihr Licht, und an der Gestalt der Venus bemerkt er kleine Abweichungen vom Schönheitsideal, wo Andere nur herrliche Proportionen bewundern; hinter der anscheinend großmüthigen Handlung sieht er die kleinlichen Beweggründe, welche sie hervorgerufen hat — und einen solchen Menschen nennt man glücklich?..... Darf ich mir den Namen eines satirischen Schriftstellers anmaßen, so bekenne ich offen, daß es mir nur in Augenblicken der Melancholie gegeben ist, so zu schreiben, daß Andere sich daran belustigen."

In der Gestaltung seines äußeren Lebens lag kein Anlaß für die Schwermuth Larra's; die vornehmsten und bedeutendsten Männer Spaniens warben um seine Gunst, selbst die Königin Christina ließ ihm die schmeichelhafteste Auszeichnung zu Theil werden. Er war jung und berühmt. Sein Unglück entsprang aus seinem Charakter. Edelherzig von Natur, war er dennoch argwöhnisch und mißtrauisch gegen die Menschen; doch verstand er es, diese Empfindungen in seinem Innern zu verschließen. Im gesellschaftlichen Verkehr trug er stets die distinguirtesten Formen zur Schau, und er konnte für ein Muster aristokratischer Feinheit und Höflichkeit gelten. Im Schooß seiner Familie aber zeigte er einen schroffen Sinn, eine unleidliche Laune. Dem Schein nach offen und liebenswürdig, war er in der Wahrheit ein Menschenfeind; zwei Seelen stritten in ihm um die Herrschaft, und in diesem Wirrwar entgegengesetzter Empfindungen, in diesem Kampf zwischen Herz und Kopf mußte er zu Grunde gehen. Sein Geist war zu edel angelegt, sein Genius zu großartig, als daß sich die Verbitterung, welche seine Empfindungen vergiftete, seinen Schriften hätte mittheilen sollen; desto gewaltsamer zehrte sie am Marke seines Lebens.

Larra hatte sich im zwanzigsten Jahre nach seiner Neigung verheirathet. Die Ehe war eine unglückliche. Die Armuth, mit welcher er in den ersten Jahren derselben zu kämpfen hatte, mag anfangs zu mancherlei Mißhelligkeiten Anlaß gegeben haben. Um der inneren Qual zu entgehen, stürzte er sich mit der Lust der Verzweiflung in ein wüstes weltliches Treiben, seine junge Seele allen Dämonen der Leidenschaft öffnend. Mag sein unseliger Tod als eine Sühne gelten für all' die Irrthümer und Ausschweifungen, deren er sich schuldig gemacht hat. Theils um sich zu zerstreuen, theils um Studien zu machen, unternahm er über Lissabon eine Reise nach Paris und London. Ueberall wurde er mit schmeichelhaftester Auszeichnung empfangen. Nach zehnmonatlicher Abwesenheit kehrte er 1835 nach Spanien zurück. Larra war populärer als je. Was seinem Talent etwa noch an Reife und Sicherheit

gefehlt haben mochte, hatte er jetzt erworben. Während seine Theater-Kritiken aus damaliger Zeit mustergültig sind, überraschen andere Aufsätze durch ihre Tiefe und ihre philosophische Fassung.

Der Kampf zwischen Volk und Regierung war indessen ununterbrochen fortgesetzt worden; während die Letztere mit krampfhafter Anstrengung so viel als möglich von den absolutistischen Regierungsformen zu bewahren suchte, forderte das Erstere energisch eine freie Verfassung. So lange die Regierung nicht nachgab, war das Volk nur eine einzige große Partei, welche gegen sie agitirte; als jedoch im Jahr 1836 das Ministerium Isturiz auf dem Wege der Reformen vorzugehen schien, spaltete sich das Lager der Liberalen, und es entstanden Parteien, welche sich in tödtlicher Feindschaft unablässig bekämpften. Die Einen, welche sich conservativ nannten, hielten zur Krone, weil sie allein von der gesetzmäßigen Fortentwickelung der politischen Reformen das Gedeihen des Vaterlandes abhängig glaubten; die Andern, welche kein Vertrauen zu den der Krone abgezwungenen Concessionen fassen konnten, hatten das Princip der Volkssouveränetät adoptirt, das einzige, welches sie für legitim erklärten. Figaro ging zu der conservativen Partei über. Allen seinen Theorien und seinen oftmals ausgesprochenen Principien nach gehörte er der entschiedensten Demokratie an; jedoch glaubte er an die Versprechungen der Regierung und sah in den inneren Zwistigkeiten Spaniens größtes Unglück. Als im August 1836 die Revolution ausbrach, sah er sich durch die Gewalt der Thatsachen in die der Demokratie feindlichen Reihen gedrängt.

Von dieser Zeit an macht sich eine merkliche Veränderung in den Schriften Larra's, welche sich bis auf die Formen erstreckt, geltend. Es ist nicht mehr die Idee der Freiheit, die ihn inspirirt; es ist ihr Uebermaß, es sind ihre Ausschreitungen, gegen welche er seine Pfeile schleudert. Nicht mehr ist seine Seele von den großen Ideen des Fortschritts und der menschlichen Vervollkommung erfüllt; die tiefe Bitterkeit des enttäuschten Mannes hat ihre Stelle eingenommen; vor der Herbigkeit, dem Grimm, der Melancholie, welche ihm giftige Worte auf die Zunge legen, entfliehen die Grazien. Seine Illusionen sind entschwunden, eine traurige und trostlose Gegenwart läßt ihn an jeder heiteren und fruchttragenden Zukunft verzweifeln; der Geist der Verneinung, diese unheilvollste Richtung des menschlichen Geistes kam über ihn. Wohl ist es schmerzlich, zu vernehmen, wie Larra, dessen Herz einst so feurig für die Freiheit schlug, im Namen eines großen Princips die Verirrungen der Revolution, die Greuel ihrer Regierung und die Albernheit ihrer Minister verurtheilte, mit beißendem Hohn verfolgte und verdammte. Er war nicht mehr fähig, dem Lauf der Revolution zu folgen; seine Seele war abgenutzt im Kampfe. Der Artikel „El dia de difuntos“ de 1836 (Der Todtentag von 1836) bezeichnet diese neue Phase des literarischen Lebens Larra's. Von dieser Zeit an, sagt Brinkmeier, ist Larra nicht mehr derselbe; der Figaro Spaniens wird zum Jeremias desselben; er ergießt sich in herzzerreißende Klagen über das Alleinstehen des Schriftstellers auf der traurigen Halbinsel. Warum hätte er nicht, ruft er, zu der Zeit gelebt, wo Spanien mit seiner Flagge die sieben Hügel der geistigen Hauptstadt und die Gebirge Mexico's bedeckte! In die Furche, in welcher es eine blutige Spur zurückließ, hätte sich dann sein Gedanke für immer eingegraben; als die Spanier Päpste machten, fanden sie Uebersetzer. Aber heutzutage in Madrid schreiben, heißt so viel, als ein zur Verzweiflung treibendes Selbstgespräch fortsetzen, als beim Alpdrücken weinen und rufen, ohne daß Jemand uns hört! Warum soll man denken? warum schaffen? Das Genie bedarf des Echo's; unter den Gräbern aber giebt es kein Echo. Und doch lieh die ganze Halbinsel ihm ihr Ohr. Aber so war seine Verzweiflung beschaffen. Jeden Morgen erhielt das Publicum Kenntniß von seiner Wunde; man folgte mit Angst und Schritt vor Schritt dieser unter Lachen und Schluchzen ermattenden Seele. Wer wird den Sieg davontragen, der Scherz oder der Ernst? Und wie wird die Tragikomödie enden, welche dieser Mann vor dem Volke spielt? Man wußte es noch nicht. Da kam das Todtenfest des Jahres 1836, und ganz Spanien las mit Schrecken die folgende Seite seines fröhlichen Schriftstellers.

Figaro auf dem Kirchhofe. (Figaro en el cementerio.) *)

Beati qui moriuntur in Domino.

Am Todtenfeste lastete eine unendliche Traurigkeit auf mir; es war dies eine von jenen trüben Stimmungen, von der allein ein freisinniger Spanier sich eine entfernte Vorstellung machen kann. Ein Mann, der an die Freundschaft glaubt und sie auf die Probe stellt, ein Jüngling, der sich in eine Frau verliebt, ein Besitzer von Bankscheinen der Cortes, eine Wittwe, deren Pension auf den spanischen Schatz versichert ist, ein Krieger, der für das Estatuto ein Bein verloren hat und nun ohne Bein und ohne Estatuto dasitzt, ein Großer, der freisinnig geworden, um Senator zu werden, ein constitutioneller General, welcher die Carlisten verfolgt — das treue Bild eines Menschen, welcher der Glückseligkeit nachjagt, ohne sie zu erreichen — ein Journalist, der in Folge der Preßfreiheit eingekerkert ist, ein Minister, ein constitutioneller König Spaniens, das sind alles fröhliche, vergnügte Wesen, wenn Ihr ihren Zustand mit derjenigen Schwermuth vergleicht, welche in dem Augenblicke, von dem ich rede, mich niederdrückte und an meinem Herzen nagte. Die Glocken feierten mit klagendem Tone die ewige Abwesenheit derer, welche gewesen sind; auch sie werden von der Hand der Freiheit sterben, die Alles lebendig macht. — Die Traurigkeit hatte nun ihren höchsten Grad erreicht, und durch eine natürliche Reaction ergriff mich plötzlich der Gedanke, daß die Schwermuth für diejenigen, welche sie sehen, das Unterhaltendste auf der Welt sei, und ich überlegte, daß ich für die Leiden Anderer zur Zerstreuung dienen könnte....

Hinaus! hinaus! rief ich sogleich, wie wenn ich einen spanischen Schauspieler hätte spielen sehen; hinaus! wie wenn ich einen Redner in den Cortes hätte sprechen hören; ich stieg auf die Straße hinab, aber in Wahrheit mit derselben Ruhe, mit derselben Langsamkeit, als wenn es sich darum gehandelt hätte, dem Gomez den Rückzug abzuschneiden.

Die Einwohner ergossen sich in großer Zahl und in langen Zügen durch die Gassen, wie ungeheure, in tausend Schattirungen schillernde Schlangen. Zum Kirchhofe! zum Kirchhofe! Damit schritten sie aus den Thoren Madrids.

Laßt uns sehen, sprach ich zu mir selbst, wo der Kirchhof ist, ob außerhalb oder innerhalb. Mich ergriff ein heftiger Schwindel, und es ward hell vor meinen Augen. Der Kirchhof ist in Madrid; Madrid ist der Kirchhof, wo jedes Haus das Grab einer Familie, jede Straße die Begräbnißstätte einer Revolution, jedes Herz die Aschenurne einer Hoffnung oder eines Wunsches ist.

Während diejenigen, welche zu leben wähnen, sich in der Gegend der Wohnung versammelten, wo ihrer Meinung nach die Todten sind, begann ich mit dem ganzen Mitleiden, dessen ich fähig bin, die Straßen des wahren Todtenackers zu durchlaufen.

Unsinnige! sagte ich zu den Vorübergehenden, Ihr setzt Euch in Bewegung, um Todte zu sehen! Hat denn Gomez alle Spiegel in Madrid zerbrochen? Betrachtet Euch nur selbst, und Ihr werdet auf Eurer Stirn Eure eigne Grabschrift lesen. Ihr werdet Eure Väter und Großväter sehen, während Ihr selbst die Todten seid. Sie leben, weil sie Frieden haben. Sie besitzen die Freiheit, die einzig mögliche auf Erden, diejenige, welche der Tod verleiht. Sie bezahlen keine Steuern, weil sie keine haben, sind weder nach ihrem Vermögen abgeschätzt, noch denuncirt noch gefangen. Sie allein genießen die Preßfreiheit, weil sie zur Welt sprechen; sie rufen mit lauter, vernehmlicher Stimme, ohne daß eine Jury es wagte, sie zu knebeln und hinter Riegel zu sperren.

Was ist das für ein Denkmal? fragte ich mich, als ich meine Pilgerschaft über den ungeheuren Gottesacker antrat; ist es das Skelett der vergangenen Jahrhunderte oder das Grab der andern Skelette? Der Palast! Hier schaut er auf Madrid, d. h. auf die andern Gräber, dort auf Estremadura, diese jungfräuliche Provinz.... wie man sie bis jetzt nannte. Am Giebel las man: „Hier liegt das Königthum begraben. Geboren unter Isabella der Katholischen, starb es an einem Luftzuge von La Granja." Am Fuße sah man Scepter und Krone und die übrigen königlichen Insignien.

Drinnen weinte die Legitimität, eine colossale Figur von schwarzem Marmor; die Buben hatten ihr mit Steinen in das Gesicht geworfen — die Undankbaren!

Und dieses Mausoleum zur Linken? Das Zeughaus! — Lesen wir: „Hier liegt die kastilianische Tapferkeit begraben." —

Die Ministerien: „Hier liegt das halbe Spanien begraben; es starb an der andern Hälfte."

Donna Maria von Aragonien: „Hier liegen die drei Jahre begraben." Eine Bemerkung am Fuße sagte: „Der Körper der Heiligen wurde im Jahr 23 nach Cadix gebracht, und fiel dort aus Unvorsichtigkeit ins Meer." — Eine andere fügte hinzu: „Und am dritten Tage ist er auferstanden."

Ein wenig weiter. Gott im Himmel!

„Hier liegt die Inquisition, eine Tochter des Glaubens und des Fanatismus; sie ist an Altersschwäche gestorben." Vorübergehende hatten in eine Ecke dies schon halb verwischte Wort mit Kreide gekritzelt: „Regierung"; die Ruchlosen, welche die Mauern beschrieben! nicht einmal Ehrfurcht vor Gräbern haben sie. — Was ist das hier? Das Gefängniß! „Hier ruht die Gedankenfreiheit." Wie, o mein Gott! in Spanien, in dem bereits durch freie Institutionen gebildeten

*) Aus Brinkmeyers Literaturgeschichte.

Lande? Zwei Redacteure des „Mundo" dienten als Thränenkrüge an dieser großen Graburne. Man sah in erhabener Arbeit eine Kette, einen Knebel, eine Feder. Ist dies die Feder der Schriftsteller oder die der Schreiber? In einem Gefängnisse ist Alles möglich.

Montera-Straße. Dies sind nicht Gräber, sondern Beinhäuser, wo bunt durcheinander der Handel, der Gewerbefleiß, die Redlichkeit, der Verkehr schlafen. Ehrwürdige Schatten, lebt wohl bis zum Thale Josaphat.

Die Börse. — „Hier liegt der spanische Credit begraben." Eine Erinnerung an die Pyramiden Aegyptens. Wie ist es möglich, daß man ein so großes Gebäude errichtete, um ein so winziges Ding zu begraben?

Die Nationalpresse. — „Hier ist das Grab der Wahrheit." Das einzige Grab, von welchem man eine Blume pflückt.

Der Siegesplatz. Dieser liegt für uns in Spanien überall begraben. Kein Denkmal; man las in undeutlichen Buchstaben: „Die Junta hat ihm (dem Siege) diesen Platz auf ewige Zeiten zu seinem Grabe gekauft."

Die Theater. Hier ruhen die spanischen Genies. Keine Blume, keine Erinnerung, keine Inschrift. — — —

Inzwischen brach die Nacht herein; die Hunde verlängerten ihr unglückweissagendes Geheul. Ich fühlte überall den nahen Tod. Die ungeheure Hauptstadt Spaniens, der sterbende Riese, bewegte sich stöhnend im Leichentuche, und bald sah ich nur noch Ein Grab. Auf dem Steine, welcher es deckte, stand nicht ein einziger Buchstabe, und gleichwohl zeigten sich in sichtbaren Zügen die Namen des Todten allen Augen.

Weg von mir, rief ich, schreckliches Gesicht! Freiheit! Verfassung! Oeffentliche Meinung! Auswanderung! Schmach! Zwietracht! alle diese Worte verhallten am Abend des Todtenfestes mit den letzten Geläute der Glocken.

Ein finsteres Gewölk hüllte vollends die Erde ein. Die Kälte der Nacht erstarrte meine Adern; ich wollte den Kirchhof verlassen und mich in mein Herz flüchten, das einst voll Leben, Illusionen und Sehnsucht war.

O mein Gott! es war ebenfalls ein Kirchhof. Mein Herz ist nur noch ein Grab. Was sagt es? Laßt es uns lesen. Wer ist der Todte? Inschrift der Hölle! Hier liegt die Hoffnung begraben! Stille! Stille!

Diese Art von Leichenscherz ist den alten kastilianischen Schriftstellern seit Philipp II. eigenthümlich. Wirthe des Todes, kämpfen sie mit Schalkheit gegen ihn; sie laden die Gespenster zu sich, machen sich mit ihnen vertraut, ahmen in ihrer phantastischen Prosa ihr Lachen und ihre trügerische Erscheinung nach, wie Quevedo in seiner Visita de los chistes, und schicken, wird das Spiel zu ernsthaft, mit einem Zeichen des Kreuzes das Gespenst in das Grab zurück. Larra ist der Erste, der in diesem Spiele besiegt wurde; er hat, wie seine Vorgänger, den Geist des Todes heraufbeschworen; aber als der Tag gekommen war, suchte er vergeblich nach dem Lösungsworte des Lebens, um seinen traurigen Gast abzuweisen. Dieser hat sich, als er jenen ohne Waffen sah, an seine Stelle gesetzt und ward immer größer und mächtiger, bis er ihn gänzlich besiegte. „Dieser Geist spöttischer Trostlosigkeit gleicht den spanischen Kirchhöfen, an denen er sich begeisterte. Diese Gänge von hohen finstern Mauern, in welchen die Todten übereinander gehäuft und eingemauert sind, lassen keinen Platz für einen Baum, eine Cypresse, eine Blume, ja selbst für eine Thräne." Ein hoher poetischer Ton und eine tiefe Auffassung des Gegenstandes ist dem oben mitgetheilten Aufsatz gewiß nicht abzusprechen; dennoch befremdet der klägliche Skepticismus, die trostlose Bitterkeit desselben, welche den damaligen Zuständen gegenüber durchaus keine Berechtigung hat. Nicht nur in seinen politischen, auch in seinen literarisch-kritischen Arbeiten trüben finstere Schwermuth und düstere Verzweiflung sein sonst so treffendes Urtheil. Larra ist nicht mehr auf der Höhe seines Genius. Wo es sich darum handelt, die Dinge in ihrer Tiefe, in ihrem eigentlichen Wesen zu ergründen, sind seine Kräfte der Aufgabe nicht mehr gewachsen. Seine Kritiken hören auf, Kritiken zu sein; es sind Klagen, Thränen, Seufzer, mit denen er sein eignes Herz zerreißt. Die sociale, politische und religiöse Welt ist für ihn nur noch ein altersschwaches Gebäude, welches, an allen Theilen zerbröckelnd, nur noch von künstlichen Stützen getragen, über Nacht zusammenstürzen muß. Zu seinem politischen Grimm kam die Leidenschaft für eine verheirathete Frau, um ihn vollends zu verwirren. Allen, welche damals vertrauter mit ihm verkehrten, fiel das Unzusammenhängende seiner Ideen, die Seltsamkeit seiner Handlungen, die Bewegung seiner Seele, die Exaltation und die

wahnsinnige Hast seines ganzen Wesens auf. Alle Anzeichen einer nahen Katastrophe gaben sich kund. Aus seinen letzten Schriften blickt uns die Ahnung seines nahen Todes entgegen. So schreibt er wenige Tage vor seinem Ende über den Tod des unglücklichen Grafen von Campo Alange: „Der edle und großmüthige Jüngling ist todt und ist gestorben in dem Glauben, daß das Schicksal mit uns, die wir ihn verloren haben, ungerecht und grausam gewesen ist, mit ihm voll Erbarmen! Im Leben erwartete ihn die Enttäuschung! ihm hat das Glück vor der Enttäuschung den Tod geboten! Das heißt noch lebend sterben; aber wehe denen, welche ihn beweinen! Viele unter ihnen werden keine Wahl haben, und Vielen wird früher die Enttäuschung als der Tod zu Theil werden; das heißt: gestorben unter den Lebendigen weilen und die Todten beneiden!" Sind das nicht die Worte eines Sterbenden?

Es kam der 13. Februar 1837, welcher dem kurzen und stürmischen Leben Figaro's ein Ziel setzen sollte. Seine Geliebte, welche ihm seit fünf Jahren angehörte, wollte diese doppelt verbrecherischen Bande lösen. Er widersetzte sich diesem Entschluß mit aller Energie, die ihm zu Gebote stand. In der Hoffnung, die Geliebte zu bewegen, bat er um eine letzte Zusammenkunft; diese fand in der Nacht im Hause der Dame statt und blieb erfolglos. Alle Anstrengungen und alle Bitten des Liebenden scheiterten an der kalten Entschlossenheit der Frau; ohne ihm die geringste Hoffnung auf ein Wiedersehen zu lassen, verabschiedete sie sich von ihm. Einige Minuten später vernahmen die Diener Larra's ein Geräusch, dessen Ursach sie nicht ahnten; erst als sie nach einer langen Weile das Zimmer Larra's betraten, erkannten sie, daß es ein Pistolenschuß gewesen war. Er hatte sich vor dem Spiegel getödtet. Eine seiner kleinen Töchter sah zuerst den zerschmetterten Leichnam des Vaters.

Das war das unselige Ende des größten Satirikers seiner Zeit, des heiteren, anmuthigen bezaubernden Figaro. Ganz Spanien war von Schmerz über den Tod des genialen Mannes ergriffen, und vielleicht ist niemals ein Schriftsteller mit größerer Pracht zu Grabe getragen worden als Larra.

Zur Charakteristik der Darstellungsweise Larra's wollen wir noch einige, der Brinkmeier'schen Literaturgeschichte entlehnte Stellen aus seinen Aufsätzen mittheilen. Der ungeschickten Constitutionsversuche spottend, schreibt er: „Bilde dir ein, mein Freund, Du seiest ein Schneider und machtest für ein kleines ungestaltetes Kind von sieben Jahren die Uniform eines Rathsherrn. Offenbar wird das Kleid viel zu groß. Gleichwohl sagst du als Schneider: Seht, welch ein verkrüppeltes Kind! ich mache ihm eine schöne, so reichgestickte Rathsuniform, und sie sitzt ihm nicht! das Mondkalb! — Du nimmst die Uniform mit und entfernst Dich. Dann kehrst Du mit demselben Kleide nach sieben bis acht Jahren zurück; der Knabe ist fünfzehn Jahr alt. Noch zu groß, rufst Du, das ist nicht zu ertragen! Die Uniform ist doch dieselbe, warum paßt sie ihm nicht? Gewiß, dieser Knabe ist nicht geschaffen, ein Rath zu werden, er ist ein Dummkopf. — Du kehrst in Deine Werkstatt zurück; durch die vorangegangenen Erfahrungen gewitzigt, verfertigst Du für ihn hübsche zierliche Windeln und erscheinst mit Deinem Päckchen unter dem Arme nach zehn Jahren wieder. Während dieser Zeit ist der Bursche seine vollen fünfundzwanzig Jahre alt geworden. Was zum Henker, rufst Du erschreckt, der Bursche ist der Teufel selbst; die Windeln passen ihm nicht mehr; ah, mein Herr, er ist unbekleidbar. — Hierauf stößest Du ihn zurück und lässest ihn nackt.

„Dies, mein Freund, ist die Geschichte Spaniens seit dem Jahre 1812 bis 1834, eine viel verständlichere Geschichte, als die des Paters Duchesne, übersetzt vom Pater Isla. Du hast, dünkt mich, begriffen, welches die Windeln sind, und ich brauche Dir nicht zu sagen, wer der Schneider ist...."

„Eines Abends verbreitet sich das Gerücht, man wolle uns die Verfassung vom Jahre 1812 wiedergeben. Bravo, rief ich, das heißt, den Weg noch einmal machen. Man kennt hier das Multipliciren nicht, versteht sich aber auf die Subtraction desto besser.

Wir wollen nun sehen, wer sich am besten heraushelfen wird. Im Jahre 1814 kam der König und sagte: Sechs von vierzehn, bleibt acht; die öffentlichen Angelegenheiten mögen zu dem Status des Jahres 1808 zurückkehren. — Im Jahre 1820 kommen Andere und sagten: Sechs von zwanzig, bleibt vierzehn; mögen die Angelegenheiten in den Stand von 1814 zurückkehren. Das Jahr 1836 aber fängt vierfach großartiger an; es sagt: Vierundzwanzig von sechsunddreißig bleibt zwölf; möge Alles, Alles wie im Jahre 1812 werden. — Diese haben gewonnen, wenn man den Verfasser des Estatuto (Martinez de la Rosa) ausnimmt, welcher am besten spielend, nichts einsetzend und Alles wegnehmend, uns in dem schönen fünfzehnten Jahrhundert stehen läßt. — Zum Teufel! und wenn wir einmal bis zu Tubals Zeiten zurückgingen! Wir wollen zunächst nur wissen, wie wir unsere Fortschritte zu verstehen haben. Etwa nach vorn oder nach hinten? Laßt uns an den Kutscher denken, der verkehrt aufgestiegen den Wagen lenkte. Ich habe es Dir schon gesagt: Eine neue Penelope, thut Spanien nichts weiter als weben und das Gewebe wieder auftrennen. Niemand will seine Leinewand, und Niemand macht neue Leinewand."

Diese Sprache wurde völlig begriffen; zwischen Galeeren und Galgen erheiterte sich auf diese Weise Spanien von dem dreihundertjährigen Ernste des Grabes. Hinter dem Vorhange zeigte Larra in der Revolution ein werthloses Lustspiel mit seinen Frauen- und Liebhaberränken, mit der Verwirrung des Kommens und Gehens, den Veränderungen der Decoration, dem Zusammentreffen auf den Straßen, den Dolchstößen im Finstern und dem Publicum, welches durch das Dunkel des Ausgangs ungeduldig gemacht, endlich in einer Nacht die ganze Halbinsel mit Klöstern erleuchtet und bei dieser großen Helle einen Schauspieler auspfeift, der ihm unerträglich ist: — die Regierung.

„Mitten unter dem allgemeinen Gelächter ziehen alle neuen Personen vorüber: der Patriot, welcher in seinem Hause nur zwei Dinge hat, seine freisinnige Meinung, mit welcher er sich allen Teufeln ergiebt, und einen Stuhl zum Sitzen; der Baccalaureus, der seine Rechtsstudien macht, indem er das Heer des Gomez verfolgt; der Minister, welcher mit kastilianischer Kaltblütigkeit bei allen Unglücksfällen, bei Hungersnoth, Bankerott, Gemetzel, Cholera, sich mit den Worten begnügt: „Nichts, es ist nichts; nur ein Elend mehr" (na da, una miseria mas); endlich der Dichter, welcher gezwungen ist, sein Publicum auf dem Kirchhofe zu suchen.

„An der Spitze dieser neuen Gesellschaft erscheint der spanische Flugschriftenschreiber, welcher in seiner Person die Tugenden der drei Reiche der Natur vereinigen muß: die Mäßigkeit des Kameels, um ganze Wochen ohne Nahrung hinzubringen und mit hochgetragenem Kopfe durch die Wüste hindurchzugehen; den Geruch des Hundes, um das Thier im Lager zu wittern und die Armen anzubellen; den Instinct des Maulwurfs, um während des Ueberfalls sich todt zu stellen; den Schritt der Schildkröte, den Gang des Krebses (es giebt nichts Schrecklicheres, als den Journalisten vorwärts gehen zu sehen); das Gehör des Ebers, um aus der Ferne das Sturmgeläute zu hören; behende fein schimmernd und nach Zeit und Umständen die Haut wechselnd, wie die Schlange; das Gemüth des Blutegels, welcher sich von dem zerdrückt fühlt, dem er das Leben gerettet hat; die Geduld des Stiers, die Phantasie des Affen, welcher über Alles lacht, um nicht über Alles weinen zu müssen; so viel aus dem Thierreiche. Aus dem Pflanzenreiche sei er das Rohr, welches sich im Winde biegt, ohne zu murren; die Sonnenrose, welche sich stets der aufgehenden Sonne zuwendet; der Epheu, welcher in eigner Umarmung erstickt. Ferner sei er schwerfällig und dehnbar nach Art der Mineralien (mit Ausnahme des Silbers), mit einem stählernen Herzen und einem steinernen Kopf; kalt wie Marmor unter den Füßen der Mächtigen; bleiern, um herumzulaufen; ehern, um die Dummheiten der Macht zu verewigen."

Larra hat es gewagt, aus dem katholischen Glauben eine Ironie zu schöpfen, welche

die Asche der heiligen Hermandad zittern machen mußte; er parodirte auf die seltsamste Weise die Predigten und Sacramente der Kirche. „Wie soll man zweifeln, daß das menschliche Leben eine Pilgerfahrt sei, wie es der Pater Almeida predigt? Was trifft man in Spanien anders an als Reisende, welche mit nackten Füßen und einem Stricke um den Hals als Pilger auf die Galeeren, nach den glückseligen Inseln der andern Welt, nach den kanarischen Inseln, dem Wohnsitz der Glückseligkeit jenseits des Grabes, gehen? Jeder Spanier empfängt bei seiner constitutionellen Geburt die Bluttaufe; er ist während der übrigen Zeit seines Lebens der Buße geweiht."

Als Larra die Ermordung der Mutter Cabrera's*) erfahren hatte, schreibt er: „Man wird Dir neulich einen netten Einfall erzählt haben, der nach dem Visa eines Helden an einer Alten officiell ausgeführt worden ist. Gott bewahre jeden davor in Heldenhände zu fallen! Ich will Dir nur sagen, daß es gut ist, zu den Ursachen der Dinge, zum Stamme, nicht aber zu den Zweigen, zurückzugehen, und daß z. B. die erste Ursache zu dem Dasein der Aufrührer die Mütter sind, welche sie geboren haben. Ergo, indem man die Mutter wegschafft, entfernt man die Ursache, nach dem Ausspruche der Theologen: sublata causa tollitur effectus. Verdrießlich ist es, daß die Großmutter schon todt ist; denn je höher man hinaufsteigt, um so sicherer trifft der Streich; indeß wollen wir mit der Mutter zufrieden sein. Es ist bewiesen, daß, wie die Stärke Simsons in seinen Haaren lag, das Gift der Aufrührer in der Mutter liegt, welche ihre Galle ist. Entfernt diese, und sie sind sanft wie die Möwen. Dies hat die Erfahrung bewiesen, weil der Andere (Cabrera) im Ganzen nur etwa Dreißig zur Wiedervergeltung erschossen hat. Wer zählt alle diejenigen, die er erschossen haben würde, hätte er noch eine Mutter gehabt. Es sind mithin die Mütter, welche die Glückseligkeit Spaniens unmöglich machen, und so lange wir nicht mit ihnen fertig sind, darf man auf keinen Augenblick Ruhe hoffen. Was die Schwestern betrifft, so schickte es sich, wenn sie an Nationalgardisten verheirathet sind, für diese und jene, sie zur Hälfte zu erschießen; wir Andern aber, die wir besser unterrichtet sind, erschießen sie Alle. Glücklich sind in den Zeiten der Helden die Findelkinder, welche weder Vater noch Mutter haben, die sie erschießen könnten! .... Nach diesen Beweisen von Etiquette und ritterlicher Höflichkeit sagt man, daß die Armee sich beklage. ...."

Außer seinen in Journalen veröffentlichten Arbeiten schrieb Larra einen Original-Roman „El Doncel de Don Enrique el Doliente", der das tragische Schicksal jenes früher erwähnten Macias des Verliebten zum Inhalt hat. Denselben Stoff behandelte Larra in seinem Drama „Macias." Eine reiche schwungvolle Einbildungskraft und eine zugleich zarte und feurige Empfindung, mit dem Reiz harmonischer Versification vereinigt, zeichnen diese Tragödie aus. Ferner schrieb er ein den Franzosen nachgeahmtes Lustspiel „No mas mostrador" (Fort mit dem Schaufenster), welches durch seine harmlos lustigen Scenen und seinen witzigen Dialog überaus erheiternd wirkt. Er schrieb ein politisches Werk „De 1830—1835, o la Espanna desde Fernando VII. hasta Mendizabal", und lieferte vortreffliche Uebersetzungen verschiedener französischer Werke. Wenn die genannten Schriften auch den Journalartikeln Larra's an Originalität nachstehen, so erreichen sie dieselben doch in Bezug auf die Schönheit des Stils und die Feinheit des Geschmacks.

In der poetischen spanischen Literatur unterschieden sich seit Melendez hauptsächlich zwei Parteien: die Classiker und Romantiker. Zu den Ersteren gehörten einmal diejenigen, welche sich noch immer nach dem Muster Boileau's und Corneille's den strengen französischen Regeln unterwarfen; Classiker wurden aber auch diejenigen Dichter genannt, welche von dem Zurückgehen zur alten spanischen Nationalpoesie das Heil und das Wiederaufblühen der vaterländischen Poesie erwarteten. Die Romantiker folgten entweder fessellos den Antrieben

*) Carlistischer General.

ihres Genius, oder sie schlossen sich der von Victor Hugo eingeführten neufranzösischen Richtung an. Melendez hatte die ersten Schritte gethan, um sich von dem Regelzwang, der zum Prosaismus in der Poesie geführt hatte, zu befreien. Er war auch der Erste, welcher das philosophische Element in die spanische Dichtung aufnahm.

„Die Wirkungen dieser philosophischen Dichtungen des Melendez," sagt F. Wolf in der spanisch geschriebenen Vorrede seiner Floresta de rimas, „war deshalb bedeutend, weil diese dem Hange des Jahrhunderts huldigten, eines Jahrhunderts der Speculation und der Philanthropie, dem man in Folge dieser Bestrebungen den Namen des philosophischen beigelegt hatte. Melendez befand sich im Einklange mit der Tendenz, ja man kann sagen, Manie, welche in Spanien damals für Wissen und Aufklärung herrschte. Weil diese philosophischen Poesien nur der Ausdruck und das Abbild der Epoche waren, aus der sie hervorgegangen, mußte ihnen trotz ihrer Mängel ein ungewöhnlicher Beifall zu Theil werden. Melendez hatte die Bahn beschritten, auf der ihm eine große Anzahl von Dichtern folgte, unter denen vorzugsweise Juan Pablo Forner, Nicasio Cienfueges, Don Manuel Quintana, Juan Nicasio Gallego, Alberto Lista, Sanchez Barbero, Mor de Fuentes u. s. w. zu nennen sind. Das Streben der Dichterschule von Salamanca ging dahin, die Poesie mit der Gedankentiefe und der Richtung des Jahrhunderts in Einklang zu bringen; sie glaubte dieses Ziel zu erreichen, indem sie die Wahrheiten der Philosophie, die Wechselfälle des menschlichen Lebens, große politische Ereignisse, die erhabenen Schauspiele der Natur und die Fortschritte der Künste und Wissenschaften zum Inhalt ihrer Dichtungen wählte, und indem sie die abgenutzten Pfade vermied, auf denen ihre Vorgänger gewandelt waren, welche immer von neuem die murmelnden Bäche, das Täubchen von Phyllis, die Liebe der Hirten, die Grausamkeit der allzu schönen Hirtinnen, die Wonnen des Landlebens, die Lämmerheerden, den flötenden Ton der Schalmei, und schwärmerische Gegenstände ähnlicher Art besungen hatten. Durch die salamantinische Schule gewann die castilianische Poesie an Gehalt und Tiefe; sie erwarb einen Schatz von Ideen und eignete sich philosophische und der Erkenntniß entsprungene Anschauungen an, welche wir im Allgemeinen bei den Dichtern der früheren Jahrhunderte vermissen. Sie schlug einen erhabenen Ton an, verlor jedoch an Fülle und Kraft, an Zierlichkeit und Feuer, an Leichtigkeit und Harmonie der Verse; es fehlte ihren Dichtungen der einschmeichelnde Reiz und der bestrickende Zauber, welcher den Poesien früherer Jahrhunderte inne wohnte, es fehlte ihr an Kühnheit und Originalität, denn sie trat nur als schüchterne Nachahmerin auf, und vor Allem verlor sie an Nationalität; denn sie schloß sich dem Auslande an, und in dem Streben, kosmopolitisch zu sein, büßte sie ihren individuell spanischen Charakter ein."

Das waren hinreichende Gründe für die Gegner und Nebenbuhler dieser Schule, um dieselbe als ausschweifend und schädlich zu bezeichnen, um sie der kalten und ohnmächtigen Declamation, der unverständlichen Witzelei und der steifen und gezierten Nachahmung anzuklagen. Man verfolgte diese Schule als eine Schule des Irrthums, als eine neue Schule der Witzelei und der Speculation. Ihre Tendenz nannte man Sophistik, ihre Sprache roh und dunkel; man tadelte ihre Gallicismen und ihre zum Theil neu erfundenen, zum Theil lächerlichen altmodischen Worte und Wendungen; ihren Stil fand man verworren und schwülstig, und dem Versbau warf man Mangel an Kunst, an Mannichfaltigkeit und Harmonie vor.

Diese allzu strenge Kritik hat nur insofern Berechtigung, als sie den talentlosen Dichtern dieser Schule gilt, welche, wie immer und überall, auch hier ihren Meistern die Fehler, die Affectation oder die Manier abgemerkt hatten, ohne an ihren Vorzügen Theil haben zn. Indessen kann man nicht leugnen, daß Melendez eben so wenig wie seine begabtesten Schüler vollständig das erreichten, was sie erstrebt hatten, nämlich: die castilianische

Poesie, unbeschadet ihrer Unabhängigkeit und ihrer Eigenthümlichkeit, auf die Höhe des Jahrhunderts zu erheben. Es mangelt ihren, im strengen und erhabenen Stil geschriebenen Dichtungen jene Kraft und Frische, welche ein Merkmal aller wahrhaft originellen und nationalen Poesie sind.

Obgleich die salamantinische Schule damals die herrschende in Spanien war, so blieb sie doch nicht die einzige. Andere Dichter wandten sich mehr der Nachahmung der Italiener zu, deren Formen mehr Analogie mit den spanischen haben, und aus diesem Grunde erschien der Charakter ihrer Poesien reiner und natürlicher. Die wesentliche Eigenthümlichkeit dieser Schule besteht in der Sorgfalt, mit der sie die Feinheit und die Symmetrie des Versbaus überwachen; vornehmlich ist ihr Augenmerk auf den Rhythmus und Wohllaut der Sprache, auf die Eleganz und Reinheit des Stils und auf die Leichtigkeit und Sauberkeit der Ausführung gerichtet, und diesen äußerlichen Vorzügen ordnen sie den gedanklichen Inhalt unter, so daß wir nicht selten in ihren Productionen Erhebung, Kraft und Energie des Ausdrucks vermissen. An Anmuth und weicher Schönheit hat diese Schule die castilianische Poesie bereichert, doch läßt sie Gehalt und Tiefe vermissen, und auch sie hat im Grunde statt der Originale nur Copien geliefert. Unter denjenigen, welche diesen Weg verfolgt haben, sind hervorzuheben Leandro Fernandez de Moratin, Juan Bautista de Arriaza, Manuel de Arjona, Francisco Martinez de la Rosa u. s. w.

Wie verdienstvoll die Bestrebungen dieser Schule und dieser Dichter sein mögen, sie sind nicht im Stande gewesen, die castilianische Poesie in ihrer alten Pracht zu erwecken, obwohl ihre Leistungen der modernen spanischen Literatur zur Ehre gereichen. Immerhin erregt es Bewunderung, daß bei so geringer Anregung und Ermuthigung, und unter den verderblichen und lähmenden Einflüssen jener Zeit, einige eminente Schriftsteller in den kurzen Zwischenräumen, welche der Donner der Revolutionen und das Unglück des Landes ihnen zu ruhiger Thätigkeit gönnten, so viel für den literarischen Ruhm der spanischen Nation geleistet haben. Sicherlich wäre ihre Wirksamkeit noch ruhmvoller gewesen, wenn nicht seit dem Tode Karls III. eine endlose Reihe unheilvoller Ereignisse über Spanien hereingebrochen wäre.

In Folge der politischen Revolutionen sahen sich viele der edelsten Spanier gezwungen, nach den verschiedenen Ländern Europa's zu emigriren — ein neues Unglück für die spanische Nation und Literatur; doch hat sich in diesem Fall die Wahrheit eines alten castilianischen Sprüchwortes, welches sagt: „Es giebt kein Uebel, aus dem nicht Gutes entspringt" bewährt; denn, abgesehen von dem geistigen Nutzen, den jeder aus seinem Vaterland vertriebene Mensch aus dem Kampf gegen das Schicksal, aus der Mannichfaltigkeit der wechselnden Erlebnisse, und der Lostrennung von der Monotonie des häuslichen Lebens zieht, lernten die Spanier die Fortschritte kennen, welche die kritische Kunst im übrigen Europa gemacht hatte. Die fast allgemeine Revolution, welche deutsche Kritik und Literatur in der Theorie des guten Geschmacks und in der Praxis der Schriftsteller hervorgerufen, konnte ihnen nicht entgehen; sie mußten wahrnehmen, daß in England, in Italien und selbst in Frankreich, dem Vaterland der Classiker, nicht mehr ausschließlich jener gepriesene Classicismus an der Tagesordnung war, welcher während eines Jahrhunderts mit den Ketten der Pedanterie die Phantasie der vornehmsten Nationen Europa's gefesselt hielt; sie sahen sich schließlich gezwungen, nicht ohne Erstaunen und Beschämung einzugestehen, daß die Spanier, die einst so freien und feurigen Spanier, fast die einzigen unter allen europäischen Nationen waren, welche sich noch immer in den engen, ihnen von den Lehrmeistern der französischen classischen Schule gezogenen Kreisen bewegten. Nachdem sie sich von ihren Vorurtheilen frei gemacht, begannen Einige an den Autoritäten zu zweifeln, die bis dahin für unfehlbar galten, denen man aber noch immer, mehr aus Gewohnheit als aus Neigung, gehorchte. Andere, noch kühner und unparteiischer, adoptirten die vernunftvollen Grundsätze einer neuen Lehre, und

gewannen die Ueberzeugung, daß die wesentlichen Merkmale einer reinen Poesie Originalität und Nationalität seien. Noch Andere endlich, die Verwegensten und vielleicht Geistvollsten, warfen alle Reminiscenzen über Bord und beschlossen, ihrer Inspiration zu folgen; sie gehorchten nur noch dem eigenen Antrieb ihrer Seele, den freiwilligsten Eingebungen und ahmten die großen Geister des Auslandes nur in sofern nach, als sie, wie diese, sich von jeder Fessel emancipirten.

So geschah es, daß die Emigranten, nachdem sie in ihr Vaterland zurückgekehrt waren, eine Richtung in die Literatur einführten oder vielmehr wieder herstellten, welche man die neuromantische nannte, obgleich sie in der That eine uralte und eine im eigentlichsten Sinne classische ist.

Denn diese Richtung ist dieselbe, der ein Homer, ein Dante, ein Shakespeare, ein Lope de Vega, ein Schiller folgte. Diese Alle sind im gewissen Sinne Romantiker, sie ahmten Niemand nach und suchten und fanden ihre Inspirationen in der eigenen Brust und in der Natur; und trotz ihrer Romantik war Niemand classischer als sie, und sie sind und werden stets allen denen, welche Herz und Verständniß für einen unabhängigen und schöpferischen Genius haben, ein Vorbild bleiben. Unter denjenigen, welche im Kampfe gegen die abgeschmackten Vorurtheile ihrer Landsleute zumeist für die Wiedererweckung dieser ebenso alten wie natürlichen Richtung gewirkt haben, sind Agustin Duran und Angel de Saavedra, Herzog von Rivas, zu nennen; Ersterer durch seine Abhandlung über den Einfluß, welchen die moderne Kritik auf den Verfall des alten spanischen Theaters gehabt hat, durch seine vortreffliche Ausgaben von Romanzenbüchern und durch seine Sammlungen spanischer Dramen, Letzterer durch seine eigenen poetischen Compositionen.

Junge Dichter von hervorragendem Talent folgten dieser Richtung, welche heutigen Tages noch herrschend ist. Freilich ließen sich diese Romantiker oft genug, indem sie in die Fußtapfen Victor Hugo's traten, zu wüster Uebertreibung hinreißen und übertrafen ihre französischen Vorbilder an schauerlichen Erfindungen und wahnsinniger Exaltation. Andere Anhänger der romantischen Poesie hingegen, wie der genannte Herzog von Rivas, bemühten sich, derselben eine wesentlich nationale Färbung zu geben, und diese Richtung ist heutigen Tages die herrschende, während die Classiker, welche Corneille und Boileau nachstrebten, fast ausgestorben sind.

Unter denjenigen Dichtern, welche der national classischen Richtung huldigten, nennen wir als den Herrlichsten Don Manuel Jose Quintana.

Wenn wir uns jetzt der spanischen Poesie wieder zuwenden, so fassen wir zuerst einen Dichter ins Auge, welcher auch das Gebiet der Prosa mit einem classischen Werk bereichert hat. Es ist eben Don Manuel Jose Quintana, einer der vorzüglichsten spanischen Lyriker der Gegenwart. Er gehörte der Dichterschule von Salamanca an und war ein Freund und Schüler des Melendez gewesen. Quintana wurde 1772 zu Madrid geboren. Er studirte in Salamanca die Rechte und ließ sich nach beendigten Studien in Madrid als Advocat nieder. In einer Reihe von Jahren bekleidete er verschiedene ansehnliche Aemter. Sein Haß und seine Verachtung gegen den Friedensfürsten brachte ihn in eine feindliche Stellung zu Moratin und dessen Anhängern, welche ihn mit Schmähschriften verfolgten. Im Jahre 1808 ward er Mitglied der Centraljunta und gehörte bald darauf zu den eifrigsten Mitgliedern der Cortes. Fast alle jene Manifeste und Proclamationen, welche von den Cortes ausgingen und die durch ihre Begeisterung und männliche Kraft die Herzen der Spanier ergriffen und zu muthvollen Thaten hinrissen, haben Quintana zum Verfasser. Seine Ode „an das befreite Spanien", in welcher er die blutig erkämpfte Unabhängigkeit Spaniens feierte, ist von Patriotismus und hoher Begeisterung durchglüht. An allen folgenden Kämpfen für die Freiheit des Vaterlandes nahm er energischen Antheil. Nach der Rückkehr Ferdinands gehörte auch er zu den Opfern, welche der Grimm dieses

Tyrannen forderte. Sechs Jahre mußte der Dichter in harter Gefangenschaft in der Festung Pamplona schmachten. Endlich öffnete die Revolution von 1820 seinen Kerker, und die Regierung gewährte ihm eine Stellung, wie er sie beanspruchen durfte, indem sie ihn zum Präsidenten der neu gegründeten Generaldirection der Studien ernannte. In unabläßigem Eifer widmete er seine Kräfte dem Staat, bis die Reaction von 1823 seiner Thätigkeit ein Ziel setzte. Er zog sich darauf nach Estremadura zurück, wo er auf einem Stammsitz seiner Familie sich in stiller Zurückgezogenheit ganz der Poesie und den Wissenschaften weihte. Als jedoch nach dem Tode des Königs eine liberale Regierung ans Ruder kam, wurde Quintana mit vielen anderen Patrioten zurückgerufen. Er trat in seine frühere Stellung wieder ein und ward 1839 zum Staatsrath und Pair des Reichs ernannt, unter dem Beifall der Nation, welche den edlen und feurigen Patrioten, den reinen Menschen, den großen Dichter liebte und bewunderte. Trotz seiner lebhaften Betheiligung an allen politischen Bewegungen, trotz der vielfachen und zeitraubenden Pflichten, welche seine Aemter ihm auferlegten, ward er nicht müde zu dichten und zu produciren; immer waren es die höchsten Güter der Menschheit, Freiheit, Aufklärung, Unabhängigkeit, Tugend, für die er mit Herz und Geist wirkte und kämpfte, und in seinen tiefen und feurigen Liedern klingen alle die großen Empfindungen und Gedanken, die seine Zeit bewegten, wieder. Ueber die Wahl seiner Gegenstände sagt er selber in der Vorrede zu seinen lyrischen Dichtungen: „Wenn man einige wenige Verse, welche die der Jugend zukommenden zärtlichen Empfindungen schildern, ausnimmt, so glaube ich, daß man in allen meinen übrigen Dichtungen den strengsten Ernst nicht vermissen wird. Was ich mit diesen Poesien dem Publicum biete, das sind die Empfindungen, welche aus der Freundschaft entspringen, es ist die Bewunderung, welche Schönheit und Talent einflößen, die Begeisterung, welche die großen Schauspiele der Natur in uns erwecken, die Entrüstung gegen jede Art von Niedrigkeit, welche die Würde der Kunst entweiht, und endlich ist es der Enthusiasmus für den Ruhm und für die Entdeckungen, die das Menschengeschlecht veredlen." In seiner „Espagne poétique" urtheilt Maury über Quintana: „Wir sehen in diesem Dichter einen zweiten Herrera, nur daß seine Verse lieblicher und geschmeidiger, wenn auch weniger correct sind als diejenigen seines Vorgängers. Quintana hat seine lyrischen Compositionen nicht als Oden bezeichnet, ohne Zweifel, weil er sich darin nicht den regelmäßigen rhythmischen Verschlingungen unterworfen hat. Die modernen Kunstregeln haben nicht vorzugsweise die Aufmerksamkeit des philosophischen Sängers in Anspruch genommen, oder vielleicht betrachtete er sie nur als zwecklose Fesseln. Wir wissen ihm Dank, daß er sich diese Schranke, und wäre es auch nur um eines einzigen Gedankens willen, den er hätte zum Opfer bringen müssen, nicht gezogen hat." „Quintana," sagt Ferdinand Wolf, „verdient vorzugsweise unter den Spaniern den Namen des „philosophischen Dichters", und würde nicht jedes Gleichniß hinken, so möchten wir ihn mit unserem Schiller vergleichen. Seine lyrischen Gedichte zeichnen sich vorzüglich durch die Bedeutsamkeit des gewählten Gegenstandes, durch Gedankenfülle, Tiefe des Gefühls, Erhabenheit der Bilder und durch Kraft und Würde der Sprache aus. Seine patriotischen Lieder sind voll hoher Begeisterung und glühender Vaterlandsliebe, und seine Beschreibungen, insbesondere des großartigen Schönen oder Schauerlichen in der Natur, einfach erhaben und originell."

Schon im Jahre 1802 hatte Quintana einen Band lyrischer Gedichte herausgegeben; im Jahre 1805 erschien sein bereits erwähntes Trauerspiel „Pelayo", dessen außergewöhnlicher Erfolg eben so sehr der Volksthümlichkeit des Stoffes als seinem dichterischen Werth zuzuschreiben ist. 1807 erschien der erste Band seines berühmten Werkes: „Vidas de Espannoles celebres" (Leben berühmter Spanier), und bald darauf seine Blumenlese aus den Poesien der besten spanischen Dichter alter und neuer Zeit, eine verdienstvolle Sammlung, deren Werth Quintana durch seine kritische Anmerkungen und biographische Beiträge zu

erhöhen mußte. Sein „Leben berühmter Spanier“ ist ein vortreffliches wissenschaftliches Werk. Die erbitterten politischen Kämpfe, deren Strudel Quintana mit fortriß, waren Schuld daran, daß zwischen dem Erscheinen des ersten und des zweiten und dritten Bandes ein Zeitraum von vielen Jahren lag. Auf dem ersten Theil des Werkes, welches der Dichter in seinen Jünglingsjahren schrieb, ruht aller Zauber der Jugend, es ist mit Begeisterung geschrieben und heldenmäßig in Ton und Färbung gehalten, dem Charakter und dem Leben der Männer angepaßt, welche Quintana zu schildern unternommen hatte; und in der That erforderten jene sagenhaften Gestalten, deren Geschichte sich im Dunkel längst verflossener Jahrhunderte verliert, eine poetische Behandlung. Je mehr sich indessen der Verfasser in seiner Darstellung der Geschichte der neueren Zeit nähert, je weniger freien Spielraum vergönnt er seiner Phantasie, und wo es sich um die Erforschung der Wahrheit handelt, tritt der Dichter vor dem Historiker zurück. Wenn der spätere Theil des Werkes dem früheren an poetischer Anmuth nachsteht, so übertrifft er ihn doch an Tiefe und philosophischer Auffassung. Während der erste Band auf jeder Seite die edlen und hochherzigen Empfindungen einer jungen poetischen und feurigen Seele enthüllt, welche von den großen Thaten jener alten Helden ganz erfüllt ist, so erkennen wir in dem Verfasser der folgenden Theile den ernsten Mann, welcher über den blutgetränkten Boden der Revolutionen geschritten ist, welcher gelitten und die Menschen kennen gelernt hat. Der dritte Band athmet die Bitterkeit der Enttäuschung, die traurigen Wahrheiten, welche der Erfahrung und der Beobachtung entspringen.

Die Darstellung in diesem Werk ist klar und elegant, der Stil gedrängt und fließend, und die Sprache kann als Muster gelten; in der That schlagen die Spanier die Verdienste eines ihrer Lieblingsdichter nicht zu hoch an, wenn sie ihn den spanischen Plutarch nennen.

Wir theilen aus dem Leben Guzman's des Guten eine Stelle mit, welche sich übersetzt in der Nationalliteratur der Spanier seit dem Anfange des neunzehnten Jahrhunderts von Dr. Eduard Brinkmeier befindet.

„Unter den arggesinnten Personen dieses Jahrhunderts (des dreizehnten), und es gab darin gar schlimme, trat besonders der Infant Don Juan, einer der Brüder des Königs, hervor; unruhig, stürmisch, treu- und charakterlos, hatte er erst den Vater um des Bruders willen, dann den Bruder um des Vaters willen verlassen. Unter der Regierung Sancho's war er stets einer der Anschürer der Zwietracht, so daß weder Strenge ihn zurückhalten, noch Gunstbeweise ihn beschwichtigen konnten. Bei dem leisesten Lüftchen der Hoffnung, so eitel und leer sie sein mochte, wechselte er Richtung und Partei, und war dabei hinsichtlich der Mittel zur Erreichung seiner Zwecke, so ungerecht und gewaltthätig sie sein mochten, nie bedenklich; dazu ehrgeizig ohne Capacität, aufrührerisch ohne Energie, und jederzeit des Hasses und der Verachtung aller Parteien werth. Nach dem Tode des Herrn von Vizcaya, dessen Mitschuldiger er gewesen war, wurde er von dem Könige, seinem Bruder, endlich aus der Gefangenschaft entlassen, zu welcher derselbe ihn in Alfaro verurtheilt hatte. Aber weder der Eid der Treue, welchen er damals leistete, noch das Ansehen und die Macht, welche ihm die Regierung gab, waren im Stande, ihn zur Ruhe zu bringen. Er empörte sich von Neuem, und da er sich in Castilien nicht halten konnte, floh er nach Portugal, aus welchem Lande ihn jedoch der König aus Achtung vor Don Sancho verwies. Er schiffte sich daher ein, landete in Tanger und bot seine Dienste dem Könige von Marrocco Aben Jacob an, welcher damals grade mit einem Kriege gegen den König von Castilien umging. Dieser empfing ihn mit aller Ehre und Höflichkeit, und stellte ihn und seinen Neffen Amir an die Spitze von fünftausend leichten Reitern, mit denen sie über die Meerenge setzten und vor Tarifa eine Stellung einnahmen. — Zuvörderst stellten sie die Treue des Alcaiden auf die Probe, indem sie ihm große Schätze versprachen, wenn er die Stadt übergäbe; aber der schimpfliche Antrag wurde mit Indignation zurückgewiesen. Nun griffen sie ihn mit aller der List an, welche Geschicklichkeit und Erbitterung ihnen eingaben, wurden aber eben so erbittert zurückgewiesen. Sie ließen nun einige Tage vorübergehen, und indem sie dann dem Don Alonzo Perez Guzman zeigten, wie er von den Seinigen verlassen bliebe, während ihnen Hülfe und Ueberfluß zu Gebote ständen, machten sie ihm den Antrag, da er die Reichthümer, welche sie ihm geboten, verächtlich zurückgewiesen, so wären sie bereit, die Belagerung der Stadt aufzugeben, wenn er mit ihnen seinen Schatz theilen wolle. „Ein guter Ritter,“ antwortete Guzman, „kauft weder den Sieg, noch verkauft er ihn.“ Wüthend rüsteten sich die Mauren von Neuem zum Angriff, als der ruchlose Infant auf ein anderes Mittel verfiel, das geeigneter war, die Hartnäckigkeit des Gouverneurs zu besiegen. —

Er hatte in seiner Gewalt Guzman's ältesten Sohn, den die Eltern ihm einst anvertraut hatten, um ihn am Hofe des befreundeten Königs von Portugal erziehen zu lassen. Statt ihn dort zu lassen, nahm er ihn mit nach Afrika, brachte ihn dann auch mit nach Spanien, und ersah ihn hier zu einem sichern Werkzeuge, wodurch er seine Pläne erreichen könne. Er ließ ihn aus der Wohnung holen, wo man ihn untergebracht hatte, und gebunden vor den Vater schleppen, mit der Meldung, daß sie, falls er die Festung nicht übergäbe, ihn vor seinen Augen tödten würden. Es war dies jedoch keineswegs das erste Mal, daß der Schändliche zu diesem entsetzlichen Mittel seine Zuflucht nahm. Schon zur Zeit seines Vaters hatte er, um diesem Zamora zu entreißen, einen Sohn des Alcaiden vom Alcazar eingefangen und durch die nämliche Drohung die Uebergabe der Festung erzwungen. In dem erstern Falle aber war seine Barbarei ungleich schrecklicher, da er neben der Menschlichkeit und Gerechtigkeit zugleich auch noch die Freundschaft, die Ehre und das Vertrauen verletzte. Bei dem Anblick des Sohnes, bei dem Anhören der Seufzer desselben und bei der Drohung des Meuchelmordes füllten die Augen des Vaters sich mit Thränen; aber die dem König geschworene Treue, das Heil des Vaterlandes, die Empörung über ein so fluchwürdiges Verfahren, kämpften mit den Regungen der Natur und trugen den Sieg davon, und der Vater ging aus diesem Kampfe als ein bewundernswerther Held gegen die Ungerechtigkeit der Menschen und die Härte des Geschicks hervor. „Ich zeugte keinen Sohn," rief er aus, „damit er meinem Vaterlande Schaden brächte, sondern vielmehr, damit er es vor allen seinen Feinden schütze. Verhängt Don Juan über ihn den Tod, so giebt er mir dadurch Ruhm, meinem Sohne ewiges Leben, und sich selbst ewige Schmach auf der Welt und ewige Verdammniß nach dem Tode. Und damit man erkenne, wie weit entfernt ich bin, die Festung zu übergeben und meiner Pflicht untreu zu werden: hier ist mein Dolch, wenn es ihnen vielleicht an Waffen fehlt, ihr blutiges Vorhaben zu vollbringen." Damit riß er den Dolch aus seinem Gürtel, schleuderte ihn ins feindliche Lager und kehrte in die Festung zurück. — Er setzte sich mit seiner Gemahlin zum Essen, indem er seinen Schmerz gewaltsam unterdrückte, damit er sich nicht in seinem Gesichte zeige. Während dem befahl der Infant, wüthend und an jedem Erfolge verzweifelnd, die Hinrichtung des Opfers, bei dessen Ermordung die auf der Mauer stehenden Christen in Wehklagen ausbrachen. Guzman eilte hinaus; als er aber die Ursache des Geschreies erfahren, kehrte er an den Tisch zurück, mit den Worten: „Ich besorgte, die Feinde möchten in Tarifa eingedrungen sein." Und als die Mauren nun erkannten, daß es ihnen nicht gelingen würde, seine Beständigkeit zu erschüttern, auch den Succurs fürchteten, der bereits von Sevilla aus den Belagerten zu Hülfe zog, hoben sie nach sechsmonatlicher Dauer die Belagerung auf und kehrten nach Afrika zurück, ohne einen andern Gewinn, als die Schmach und den Abscheu, welche ihr entsetzliches Benehmen verdiente. — Das Gerücht dieses Vorfalls erüllte im Augenblicke ganz Spanien und kam so auch zu den Ohren des Königs. Da er damals gerade in Alcala de Henares krank lag, so schrieb er jenem von hier aus einen Brief, worin er ihm für die muthvolle Vertheidigung Tarifa's dankte. Er verglich ihn darin mit Abraham, bestätigte ihm den Beinamen „el Bueno," den das Volk ihm wegen seiner Tugenden bereits gegeben hatte, verhieß ihm einen Lohn, der seiner Tugend angemessen wäre, ersuchte ihn, an den Hof zu kommen, und entschuldigte sich zugleich, daß Krankheit ihn hindere, ihn in eigener Person abzuholen. Sobald Don Alonzo sich von der Schaar seiner Freunde und Verwandten losgemacht hatte, die aus allen Theilen des Königreichs herbeieilten, um ihm über seine Handlung ihre Freude und ihren Kummer auszusprechen, kam er mit großem Gefolge nach Castilien. Um ihn zu sehen, lief das Volk auf den Wegen zusammen; in den Gassen wies man sich ihn mit den Fingern; selbst die Jungfrauen baten ihre Eltern um Erlaubniß, an dem Anblick eines Helden, der ein so großartiges Beispiel der Uneigennützigkeit und Aufopferung gegeben, ihre Augen sättigen zu dürfen. Als er Alcala erreichte, ging auf Befehl des Königs der ganze Hof ihm entgegen, und bei seinem Empfange sagte Don Sancho zu den anwesenden Rittern und Edelleuten: „Lernt, ihr Ritter, der Tugend nachzustreben; vor euch steht ihr Musterbild."

Zu diesen gnädigen Worten fügte er eine reiche Belohnung und große Privilegien; auch geschah es damals, daß er ihm, für sich und seine Descendenten, das ganze Gebiet zwischen den Mündungen des Guadalquivir und Guadalete, welches an der Grenze von Andulusien liegt, als Eigenthum schenkte."

Eine von Quintana sehr verschiedene Richtung sowohl in der Politik wie in der Literatur verfolgte Don Juan Bautista de Arriaza y Superviela. Derselbe ward 1770 zu Madrid geboren und erhielt in einem Pensionat für Adlige (Seminario de Nobles) seine erste Erziehung. Nachdem er sich in der Militärschule von Segovia ausgebildet hatte, trat er in den Seedienst. In seinem achtundzwanzigsten Jahr nöthigte ihn eine unheilbare Augenschwäche, welche in Folge einer schweren Krankheit zurückgeblieben war, den Seedienst aufzugeben. Die Regierung entschädigte ihn durch die Ernennung zum Legationssecretär bei der Gesandtschaft am Londoner Hofe. Im Jahre 1797 erschien die erste Ausgabe seiner gesammelten Poesien. 1802 vollendete er ein längeres Gedicht „Emilia", welches außer einzelnen stilistischen Schönheiten und einem durchweg harmonischen Versbau keine besonderen Vorzüge aufzuweisen hat.

Nachdem Arriaza einige Jahre in Paris gelebt hatte, kehrte er 1807 kurz vor dem Ausbruch der Revolution nach Spanien zurück. Er gehörte zu den entschiedensten Gegnern sowohl der französischen Regierung wie des demokratischen Regiments. Stets bewies er sich mit achtungswerther Consequenz, unbeirrt von der herrschenden Strömung des Tages, als eifriger Anhänger des absoluten Königthums, dem er als Staatsmann und als Schriftsteller durch Flugschriften, Epigramme und Satiren wesentliche Dienste leistete. Ferdinand ernannte ihn zum Staatsrath und Kammerherrn. Sein Tod erfolgte zu Madrid im Jahre 1837.

Arriaza war ein Dichter von den glücklichsten poetischen Anlagen, und seine unter dem Titel „Poesias liricas“ herausgegebenen Poesien weisen ihm seinen Platz unter den vorzüglichsten spanischen Dichtern der Neuzeit an.

Während Quintana oft um des Gedankens und des Gegenstandes willen die Form vernachlässigte, ist bei Arriaza im Gegentheil die Form vorherrschend; doch weiß er sich mit so entzückender Leichtigkeit in seinen rhythmisch vollendeten Versen zu bewegen, er weiß durch die Kraft und die Anmuth des Ausdrucks, durch das feinste Verständniß für die Poesie der Sprache und den Reichthum seiner Phantasie dergestalt zu bezaubern, daß der nicht wegzuleugnende Mangel an Gedankentiefe und Ursprünglichkeit der Empfindung in seinen Poesien kaum bemerkbar wird. Maury sagt von ihm, daß er seit Lope de Vega wieder der erste Dichter ist, welcher in Versen zu denken scheint.

Als Anhänger der classischen Schule ist auch Jose Somoza zu nennen, welcher 1781 in der Provinz Avila zu Piedrahita geboren ward. Seine Eltern, die später nach Salamanca übersiedelten, starben früh, den Kummer mit ins Grab nehmend, daß ihr Sohn Jose, trotz der sorgfältigen Erziehung, die er erhalten hatte, auf dem Wege sei, ein Taugenichts zu werden. Er selbst erzählt von sich, daß er als Knabe faul gewesen sei, und sich am liebsten mit dem niedrigsten Gesindel abgegeben, in den verwerflichsten Beschäftigungen seine Zeit vergeudet, und sich mit anderen Taugenichtsen oft wochenlang in benachbarten Ortschaften umhergetrieben habe. Seine Kleidung war stets die eines Stierkämpfers. Ganz unerwartet änderte er im sechszehnten Jahre seine Lebensweise, wendete sich mit aller Energie, deren er fähig war, der Poesie und den Wissenschaften zu, und führte, nachdem er sich einige Zeit in Madrid aufgehalten hatte, in der Einsamkeit von Piedrahita ein den Studien und der anstrengendsten Arbeit geweihtes Leben. 1808 nahm er am Befreiungskampfe Theil. Unter den wechselnden Regierungssystemen mußte er bald im Gefängniß schmachten, bald bekleidete er ein ansehnliches Amt in seiner heimathlichen Provinz. Eine viermonatliche Gefangenschaft in Avila war besonders hart. Er wurde gemeinschaftlich mit seinem Bruder in ein elendes Loch gesperrt; der Bruder erblindete, und Jose zog sich eine langwierige schmerzhafte Krankheit zu. 1836 ward er Mitglied der Cortes; später kehrte er jedoch nach seiner über alles geliebten Heimath Piedrahita zurück.

Somoza war ebenso liebenswürdig als Mensch wie als Dichter. Quintana, der ihn schon als Knabe kannte, und damals fürchtete, daß er am Galgen enden möchte, wurde später Somoza's innigster Freund und hat ihm die beiden letzten Theile seiner „Poesias castellanas“ gewidmet, wo es in der Zueignung unter Anderm heißt: „Die Freundschaft treibt mich, den gegenwärtigen und zukünftigen Lesern dieses Buches zu sagen, daß in den Sierras, in der Einsamkeit von Piedrahita ein Mann lebt, der mit dem liebevollsten und sanftesten Herzen den klarsten und stärksten Verstand vereinigt, ein Mann, der den Musen und der Philosophie mit ganzer Seele ergeben ist, und der sich um so glücklicher in seinen Studien fühlt, da er sie nicht um des Ruhmes, sondern um seines innersten Glückes willen treibt; ein Mann, der Aemter und Ehren zurückgewiesen hat, um sein stilles Asyl nicht verlassen zu dürfen, der aber dieses Asyl dem Vaterlande geopfert hat, sobald dasselbe seiner bedurfte; ein Mann, der die erhabene Schönheit seiner einsamen Sierra zu würdigen weiß und aus

der Betrachtung ihrer Herrlichkeit den Gewinn ernster und tiefer Gedanken, edler und großer Empfindungen zog, welche er mit der Energie Ossian's und dem malerischen Colorit Thomson's darzustellen vermag, und bei dem die Meditation und die Melancholie weder die Sanftmuth und Liebenswürdigkeit seines Charakters getrübt haben, noch die geistvolle Heiterkeit seiner Unterhaltung, welche stets alle Diejenigen, die das Glück hatten ihn zu kennen und mit ihm zu verkehren, entzückt hat.

Seine in Prosa geschriebenen „Memoiren von Piedrahita" enthalten liebliche Jugenderinnerungen, die er in lebendig anschaulicher Fassung mit liebenswürdiger Frische zu erzählen weiß; ebenso erfreuen seine in drei Bänden herausgegebenen Gedichte durch die heitere Anmuth, mit der er sich in den altspanischen Versmaßen bewegt.

Der bereits als Kritiker erwähnte Juan Maria Maury wurde zu Malaga geboren. Er erhielt seine Erziehung in Frankreich und bereiste später England und Italien. Sein „Espagne poétique", ein in hohem Grade verdienstvolles Werk, ist eine Sammlung spanisch lyrischer Dichtungen in französischen Uebersetzungen von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten. Die geistreichen kritischen Beiträge zu denselben haben ungetheilte Anerkennung gefunden. Maury schrieb auch einige größere epische Gedichte, deren Hauptvorzug die Schönheit der Diction und die Vollendung des Versbaues ist. Seine Romanzen und kleineren Gedichte erquicken durch ihre anmuthige Einfachheit.

Don Jose Joaquin Mora, 1783 zu Cadix geboren, hatte anfangs die militärische Laufbahn erwählt, bekleidete jedoch später zu Madrid die Stelle eines Advocaten. Während des Krieges gerieth er in die Gefangenschaft der Franzosen, welche ihn nach Frankreich führten. Später lebte er abwechselnd in Buenos-Ayres, Chili, Lima, überall mit rühmlichem Eifer für wissenschaftliche Aufklärung wirkend. Als General-Consul begab er sich von Amerika nach London; hier gab er 1840 einen Band Poesien, „Leyendas españoles", heraus. Mora verfaßte auch eine große Zahl mehr oder weniger verdienstvoller prosaischer Schriften. In seinen Dichtungen ist Grazie, Geschmeidigkeit und Lieblichkeit vorherrschend; am glänzendsten zeigt er sich als Satiriker, vorzugsweise sind seine satirischen Fabeln, seine Letrillos und satirischen Romanzen anziehend durch ihre anschauliche Lebendigkeit und ihre graziösen Wendungen. In seinen ernsteren Poesien dagegen darf man weder Tiefe noch Originalität suchen.

Als leidenschaftlicher Anhänger der alten Nationalpoesie ist auch Don Serafin Calderon zu nennen. Seine „Poesias de un Solitario" sind ganz in altspanischem Geiste gedichtet, hatten jedoch einen geringeren Erfolg als ein zweiter im Jahr 1840 herausgegebener Band seiner Poesien. Für ein literarisches Journal schrieb er Artikel über andalusisches Volksleben, in denen er Sitten, Gebräuche und Volksscenen jener Provinz mit geistreicher Auffassung und drastischer Anschaulichkeit schilderte. Unter seinen verschiedenen Novellen wird besonders die Erzählung „Cristianos y moriscos" als vorzüglich gerühmt. — Eben so wie Calderon war Don Lopez Pelegrin ein Feind der Romantik und entschiedener Classiker. Obgleich seine literarische Thätigkeit vorwiegend publicistischer Art war, erwarb er sich dennoch auch als Dichter Ruhm. Von rührender Kraft und schmerzlichem Pathos ist sein Gedicht „der Bettler", in welchem ein Bettler, im Rückblick auf seine glänzende Vergangenheit, dem Jammer über sein gegenwärtiges Elend in tiefergreifenden Versen Worte leiht.

Viele andere Dichter wären noch unter den Anhängern der classischen Partei zu nennen, wie Carvajal, die Dichterin Maturana, Breton, Harzenbusch u. s. w., doch würde die Besprechung jedes Einzelnen hier zu weit führen. Uebrigens darf man nicht annehmen, daß die romantische und classische Richtung stets in scharfer Sonderung aufgetreten wären; oft laufen die verschiedenen Bestrebungen unmerklich in einander. Es bildete sich eine Art „juste milieu"; und viele der neueren Dichter bestrebten sich entweder beide Richtungen zu

verschmelzen, oder sie dichteten abwechselnd im Sinne der classischen und der romantischen Schule. Unter diesen Dichtern, welche schwankend zwischen beiden Richtungen stehen, ist als der vorzüglichste Don Alberto Lista zu nennen.

Derselbe war ein eben so berühmter Dichter als Mathematiker und schrieb in seiner letzteren Eigenschaft ein Lehrbuch der Mathematik, welches noch heut für das beste seiner Art in Spanien gilt. Lista wurde am 15. October 1775 zu Sevilla geboren. Seine Eltern waren arm, und er mußte, um möglichst früh zum Unterhalt seiner Familie beitragen zu können, das Gewerbe seines Vaters, die Seidenbandweberei, erlernen. Seine Neigung für das Studium und sein unablässiger Fleiß waren indessen so groß, daß er neben seiner mechanischen Beschäftigung noch Zeit gewann, um sich mit den Wissenschaften zu beschäftigen und auf der Universität seiner Vaterstadt zu studiren. Seine Befähigung für die Mathematik war eine außerordentliche; außerdem läuterte er seinen Geschmack und sein Urtheil an dem eingehenden gründlichen Studium der Classiker; seine Nachbildungen und Uebersetzungen des Horaz so wie seine eigenen Dichtungen geben Zeugniß davon. Bereits als fünfzehnjähriger Jüngling erhielt er eine Hülfslehrerstelle an einer Lehranstalt in Sevilla, und 1796 ward er als Professor der Mathematik an das Collegium von San Elmo berufen. 1803 empfing er die Priesterweihen. Nach dem Siege der „Patrioten" mußte er, als Anhänger der Franzosen, die Flucht ergreifen und durfte erst 1817 nach Spanien zurückkehren. Sein Leben war ein wechselvolles und bewegtes. Bald redigirte er eine Zeitung, bald errichtete er eine Erziehungsanstalt oder war Director eines Collegs. 1840 siedelte er nach Sevilla über, und dort ist er im Jahre 1848 gestorben. In seinen Poesien finden wir Gemüthstiefe mit geistvoller philosophischer Lebensanschauung und schwungvoller Diction vereinigt.

Wie sehr er von dem Geiste des Herrlichsten seiner Nationalliteratur durchdrungen ist, sagt F. Wolf, würden allein schon seine „Poesias sagradas" (geistliche Lieder) beweisen. In dieser Gattung, worin Spanien so überreich ist, worin es vielleicht mehr des Trefflichen aufzuweisen hat, als alle übrigen Nationen, die sich zum Christenthum bekennen, war es wirklich schwer, etwas Neues, Ausgezeichnetes zu liefern, was den Vergleich mit den Schätzen der älteren Literatur aushielte. Lista aber braucht diesen Vergleich wirklich nicht zu scheuen; in seinen religiösen Gedichten weht der milde Geist des Stifters unserer Religion, er ist von dem Großartigen seines Gegenstandes wahrhaft begeistert und hat als Dichter die romantische Seite des Christenthums trefflich aufgefaßt. Man lese nur z. B. gleich das erste dieser Gedichte: „La muerte de Jesus"; wie schön malt uns der Dichter das Bild der bleichen Sonne am Todestage des Heilandes; oder „La concepcion", ein Gedicht, an welchem man das Großartige der Composition, die Erhabenheit der Gedanken, den Reichthum der Phantasie und die prächtige Diction gleich sehr bewundern muß. Nicht minder zeichnen sich die „Liricas profanas" (Weltliche Lieder) und „Poesias filosoficas", wie der Dichter die beiden folgenden Abtheilungen überschreibt, durch eine blühende, bilderreiche Sprache, dichterische Auffassung und Behandlung der meist an sich schon wichtigen und interessanten Gegenstände und einen Schwung der Phantasie, der nie in Schwulst ausartet, vortheilhaft aus. Am liebenswürdigsten zeigt sich uns der Dichter in den „philosophischen Gedichten"; in diesen entfaltet er uns die Innigkeit seines Gemüthes und seine reine Empfänglichkeit für die Schönheiten der Natur; in ihnen spiegelt sich ohne Affectation eine Milde der Empfindung und eine ungeschminkte Humanität der Gesinnung, deren nur ein wahrhaft edles Herz fähig ist, so daß wir in dem Dichter zugleich den Menschen lieben müssen. Hier ist wirklich Liebe zur Weisheit im Blüthengewande der Dichtkunst zu finden.

Noch müssen wir die seltene Verbindung von Klarheit und Tiefe, hoher Begeisterung und Lieblichkeit in diesen Gedichten bemerken. Zum Beweise, daß wir nicht zu viel gesagt

haben, lese man: „La beneficencia", „La bondad es natural al hombre", „La mañana", „La vida humana" u. s. w. Die „Poesias amorosas" (Liebeslieder) zeichnen sich durch Zartheit und sittliche Grazie aus; die Sonette könnte man sinnigen Vignetten in zierlichen Rahmen vergleichen, die uns die Resultate poetisch-philosophischer Abstraction versinnlichen sollen. Die Romanzen, Idyllen und anakreontischen Lieder sind wieder ganz im Geiste der älteren spanischen Poesie gedichtet, und dürften sich unter den Neueren ganz besonders an die Gedichte gleicher Gattung von Melendez anschließen. Den Beschluß macht ein Kranz von Epigrammen, welche alle die Liebe zum Ziel ihrer unschuldigen Neckereien haben, und, einer Schaar schelmischer Amoretten vergleichbar, mit liebenswürdigem Muthwillen die holde Mutter Cythere umflattern.

Neben Lista behauptet der schon erwähnte Don Angel Saavedra, Herzog von Rivas, einen der ersten Plätze in der modernen spanischen Literatur. Im Beginn seiner Laufbahn hielt er sich zur französisch-classischen Schule, sagte sich jedoch später von dem unwürdigen Regelzwange los und wendete sich den Romantikern zu. Saavedra wurde am 1. März 1791 zu Cordova geboren, erhielt seine Erziehung im Seminar der Adligen und trat 1807 in die Leibwache des Königs. Im Unabhängigkeitskriege focht er in verschiedenen Schlachten mit ausgezeichneter Tapferkeit; in der Schlacht von Ocaña erhielt er elf lebensgefährliche Wunden und ward in der Nacht fast sterbend von einem Soldaten vom Schlachtfelde getragen. Nach seiner Wiederherstellung gerieth er zu Malaga in die Gefangenschaft eines französischen Generals, fand jedoch Mittel, zu entfliehen, und begab sich zuerst nach Gibraltar, später nach Cadix, wo er als Officier sowohl in theoretischer wie in praktischer Hinsicht eine außerordentliche Wirksamkeit entfaltete. Nach Beendigung des Krieges nahm er als Oberst seinen Abschied und lebte in Sevilla, sich ganz dem Studium der Malerei und der Literatur widmend. Erst als die Provinz Cordova ihn zum Deputirten wählte, begann seine politische Laufbahn, welche indessen durch die Reaction von 1823, die ihn aus seinem Vaterlande trieb, eine Unterbrechung erlitt. Er begab sich nach London und nahm in einer herrlichen, tief empfundenen Ode „El desterrado" (Der Verbannte) Abschied von seinem Vaterlande. In London begann er seine epische Dichtung „Florinda", welche er in fünf Gesängen streng nach den Regeln der französischen Schule abfaßte. Der Inhalt des Epos ist die viel besungene Liebe des Königs Rodrigo zur schönen Cava und der Verrath des Grafen Julian, welcher die Herrschaft der Araber in Spanien herbeiführte. Saavedra's Aufenthalt in London war nicht von langer Dauer; das Klima behagte ihm nicht, er ging nach Italien, und von hier vertrieben, schiffte er sich nach Malta ein, wo man ihn mit Auszeichnung empfing. Wieder waren es Malerei und Literatur, deren Studium er mit neuem Eifer und neuer Kraft sich zuwandte. Jetzt erst, als er sich in den Geist der englischen Dichtung vertiefte, lernte er die stereotypen Formen, deren Fesseln ihn bis dahin eingeengt, verachten, lernte er der eigenen Inspiration folgen und den Zauber der Romantik erkennen. Jetzt schrieb er seine Dichtung „El moro exposito" (Der ausgesetzte Maure), eine Reihe historischer Romanzen, in denen er die Schicksale der sieben Infanten von Lara und des Bastards Mudara besang. Poetischer Duft und phantastischer Glanz ruht auf den harmonischen Versen dieser ächt nationalen Dichtung.

Von Malta begab sich Saavedra nach Paris, wurde hier von Karl X. ausgewiesen und ging nach Orleans, wo er, um seinen Unterhalt zu gewinnen, eine Zeichenschule anlegte. Nach der Vertreibung Karls kehrte er nach Paris zurück und erregte hier sowohl durch seine Dichtungen wie durch seine im Louvre ausgestellten Bilder ungewöhnliches Aufsehen. Die Amnestie von 1833 gestattete ihm die Rückkehr in sein Vaterland, und als bald darauf sein Bruder starb, erbte er dessen ausgedehnte Besitzungen und ward Herzog von Rivas. Es kam eine Zeit des Glanzes für ihn. Seine Dramen und Lieder hörte und las man mit

Entzücken. Er wurde zum Präsidenten des neugegründeten Athenäum und zum Mitglied der spanischen Akademie ernannt. Königin Isabella verlieh ihm das Großkreuz des Ordens Karls III. und ernannte ihn zum Vicepräsidenten der Kammer der Proceres. Saavedra war gemäßigter Progressist und trat als solcher unter dem Ministerium Isturiz in das Cabinet; die bald darauf ausbrechende Revolution von la Granja aber zwang ihn zu schleuniger Flucht; er floh nach Portugal, und die Regierung zog seine Güter ein. Als die Gefahr, die seinem Leben drohte, vorüber war, schiffte er sich nach Gibraltar ein und begab sich 1834 von dort nach Sevilla. Er beschwor die neue Verfassung, man hob die Confiscation seiner Güter auf; er ward in den Senat gewählt und später als Gesandter nach Neapel geschickt.

Saavedra hatte aller Fremdherrschaft, sowohl auf politischem wie auf literarischem Gebiet, den Tod geschworen, und in der That ist sein Eifer für die Wiedererweckung und Pflege der Nationalpoesie nicht genug zu rühmen. Fast alle seine Dichtungen glänzen durch den Reichthum der Diction und die liebliche Fülle des Stils, durch nationale Begeisterung und harmonischen Fluß der Verse. „Um Saavedra's Poesien richtig zu würdigen," sagt F. Wolf, „muß man zwischen denjenigen, welche er unter dem tyrannischen Einfluß des französischen Classicismus schrieb, und denen, in welchen er der romantischen Richtung folgte, unterscheiden. Zwar erkennen wir auch in den Ersteren schon einen Dichter von den glücklichsten Anlagen; auch in ihnen erfreuen wir uns an den fließenden Versen, dem blühenden Stil und der bald feurigen, bald anmuthig reizenden Einbildungskraft; dennoch sind diese Poesien zum größeren Theil nur Nachahmungen; sie entbehren der Originalität und Selbstständigkeit des Gedankens und gehen im Allgemeinen nicht weit über das Alltägliche hinaus. In dem Maße, aber wie Saavedra die ihm von den französischen Preceptisten vorgezeichnete Bahn verläßt und nicht mehr im Gedächtniß, sondern in der Seele die Inspiration für seine Dichtung sucht, wie er die Regeln, welcher Schule sie auch entstammen mochten, verwirft, die Natur zu seiner Führerin nimmt und den poetischen Erregungen seines Herzens folgt; kurz, in dem Maße, wie er sich von dem französischen Classicismus befreit und dem sogenannten romantischen Geschmack huldigt, in dem Maße erhebt sich sein Genius zu höherem und freierem Fluge, seine Sprache kräftigt sich, seine Poesien gewinnen an nationalem Colorit, an Schwung und Originalität." Mit vollem Rechte durften daher die Verleger dieser Dichtungen dieselben mit folgenden Worten rühmen: „Obgleich sie den verschiedensten Gattungen angehören, tragen alle diese Poesien den Stempel jener schöpferischen Kraft, welche den wahren Dichter kennzeichnet; liebevolle und begeisterte Empfindung, die Saavedra ebenso tiefsinnig wie zart zu äußern weiß, beseelen sie; zugleich sind die Verse von harmonischem Fluß, und die Sprache ist diejenige, welche die großen spanischen Meister ihrer Nation gelehrt haben." Seine historischen Romanzen verdienen Bewunderung. Erreichen sie auch nicht jene energische Einfachheit und unnachahmliche Natürlichkeit, jene bewunderungswürdige Präcision und das nationale Colorit der alten historischen Volksromanzen, so weiß Saavedra doch einen in seiner edlen Einfachheit grandiosen Ton anzuschlagen, mit dem er Aller Herzen bewegt. Von seinen Dramen wird später die Rede sein.

Wie Lista, so steht auch Martinez de la Rosa nicht minder einflußreich als Staatsmann und Redner, denn als Dichter mitten inne zwischen der französisch classischen und der romantischen Schule; bald sehen wir ihn in seinen Werken sich ängstlich durch die starren Regeln zwängen, bald wandelt er frei und ungehindert mit zierlichen Schritten durch die Gefilde der Poesie.

Martinez de la Rosa wurde am 10. März 1789 zu Granada geboren. Er studirte in seiner Vaterstadt mit Vorliebe Philosophie, Jurisprudenz, Mathematik und die lebenden Sprachen. Noch sehr jung erhielt er eine Professur am Collegium San Miguel und zeich=

nete sich schon hier durch seine Beredsamkeit, die ihm späterhin so großen Ruhm eintrug, aus. Bei dem Einmarsch der Franzosen in Spanien trat er als leidenschaftlicher Patriot auf und rief das Volk durch energische Journalartikel und feurige Reden zur Erhebung. Als die Franzosen siegreich vordrangen, floh er zuerst nach Cadix und von da nach England. Hier machte er sich mit der englischen Verfassung vertraut, für die er stets eine besondere Vorliebe gezeigt hat. In London gab er 1811 seine Dichtung „Zaragoza", die er zum Ruhme der tapferen Vertheidigung dieser Stadt durch ihre Einwohner geschrieben hatte, heraus. 1812 kehrte er nach Spanien zurück und ward in demselben Jahre von seiner Vaterstadt zum Mitglied der Cortes erwählt. Auch er entging dem Hasse Ferdinands nicht; derselbe verbannte ihn nach der Nordküste Afrika's, wo der Dichter, mit literarischen Arbeiten beschäftigt, bis zum Jahre 1820 blieb, zu welchem Zeitpunkt ihm die Revolution die Rückkehr ins Vaterland gestattete. Er nahm als Deputirter seine politische Thätigkeit wieder auf und gewann sowohl durch seine Mäßigung wie durch sein ungewöhnliches Rednertalent einen bedeutenden Einfluß. Im Februar des Jahres 1822 wurde er zum ersten Staatssecretär ernannt. Doch sah er schon im Laufe desselben Jahres sich seines Amtes beraubt, sah sein Leben gefährdet und sich im Palast gefangen gehalten. Die Absolutisten und Progressisten standen sich damals auf das schroffste gegenüber. Rosa war den demokratischen Grundsätzen seiner Jugend untreu geworden und hielt sich zu den gemäßigt Constitutionellen (Moderados) und wurde als Solcher von beiden entgegengesetzten Parteien mit Mißtrauen behandelt und vom Volke gehaßt. Die Restauration von 1823 trieb ihn abermals in die Verbannung. Er durchreiste einen großen Theil der Länder Europa's und ließ sich endlich in Paris nieder, wo ihn poetische Arbeiten und die Herausgabe seiner Werke ausschließlich in Anspruch nahmen. 1830 kehrte er nach Spanien zurück, und lebte anfänglich zurückgezogen in Malaga, bis ihn im Jahre 1834 Christina ins Ministerium berief mit dem Auftrage, eine praktisch durchführbare Verfassung auszuarbeiten. Rosa kam dem Befehl nach, und Christina octroyirte unter der Mißbilligung aller Parteien diese Verfassung, welche man „Estatuto Real" nannte. Als im Jahre 1836 die Revolution ausbrach, mußte Rosa abtreten. 1840 ging er nach Paris, bekleidete erst dort und später in Rom einen Gesandtschaftsposten und trat 1843 unter dem Ministerium Narvaez abermals ins Cabinet, behielt sein Portefeuille jedoch nur bis zum Jahre 1846, wo er mit dem Premier fiel; doch hörte er nicht auf, für seine politischen Grundsätze zu kämpfen. 1851 ward er zum Präsidenten der ersten Kammer ernannt; die Revolution von 1854 machte jedoch seiner politischen Laufbahn ein Ende.

In fast allen Werken Rosa's finden sich als hervorstechende Züge ein reiner Geschmack und eine tüchtig durchgebildete Kritik; doch nur Wenigen ist es gegeben, mit der kalten Strenge der Kritik die schwungvolle Einbildungskraft des Dichters zu vereinigen. Was die lyrischen Poesien Rosa's betrifft, so ist in ihnen die Weiche, der Wohllaut, der liebliche Rhythmus der Versification vorherrschend. Er hat nicht die Energie der Empfindung, den erhabenen Schwung der Gedanken, die Originalität und Erfindung Quintana's oder Lista's; doch weiß er sich mit heiterer Anmuth, mit holder Zierlichkeit in seinen harmonischen Versen zu bewegen, es weiß eine sanfte und melancholische Philosophie, und zarte, ja zuweilen tiefe Empfindungen in den lieblichsten Formen auszudrücken. Seine anakreontischen Gedichte hatten am wenigsten Erfolg; vielleicht war jene an großen und mächtigen Erregungen so reiche Zeit zu ernst für diese spielend tändelnden Formen.

Unter Rosa's übrigen poetischen Arbeiten ist seine „Poetica", ein Lehrgedicht über die Dichtkunst, hervorzuheben. F. Wolf urtheilt über dieses Gedicht: „Wenn wir diese Poetica, abgesehen von den kritischen Grundsätzen, bloß als dichterische Schöpfung betrachten, so müssen wir mit Bedauern gestehen, daß durch dieselbe dem früher berührten Mangel

eines musterhaften Lehrgedichtes in der spanischen Literatur nicht abgeholfen ist. Denn der allerdings schwierige Gegenstand ist nicht tief genug ergründet, nicht in seinem eigentlichen Lebensprincip und von dem Standpunkte seiner höheren Einheit ergriffen und mit poetischer Objectivität wiedergegeben, noch hat ihn der Dichter von einer neuen Seite aufgefaßt und durch Originalität der Behandlung dafür zu interessiren gewußt; auch gewähren die zu sparsam angebrachten Episoden für die Trockenheit des vorherrschenden Lehrtons und die vielen, wenn auch oft mit bewunderungswürdiger Klarheit und Präcision gegebenen Regeln zu wenig genußreiche Erholungspunkte, um nicht den Mangel an Frische und Lebendigkeit fühlbar zu machen. Mit einem Worte, auch Rosa's Poetik leidet an dem gewöhnlichen Gebrechen der meisten Lehrgedichte: sie lehrt zu viel und ist zu wenig Gedicht. Für diese Mängel entschädigt uns der Dichter freilich nur zum Theil durch eine wahrhaft classische Sprache und einen trefflichen Versbau. Hierin wird ihm Niemand seine Meisterschaft bestreiten; in dieser Rücksicht ist er für seine Vorschriften immer zugleich selbst musterhaftes Beispiel, und er hat mit großer Gewandtheit den Charakter der verschiedenen Dichtungsgattungen auch durch den Ausdruck zu versinnlichen gewußt. Besonders scheint uns in dieser Beziehung der dritte Gesang gelungen, wo man nicht weiß, was man mehr bewundern soll: den Reichthum, die Biegsamkeit und den Wohllaut der castilischen Sprache, oder den geschickten Gebrauch dieser Vorzüge von Seiten des Dichters."

Der Gegenstand des schon erwähnten beschreibenden Gedichtes „Zaragoza" ist die zweite Belagerung dieser Stadt; wir nennen es beschreibend, da man nach unserer Ansicht dem Verfasser Unrecht thun und den kritischen Standpunkt verrücken würde, wenn man es als ein episches beurtheilen wollte. Dieses scheint auch aus dem ganzen Plan und der Behandlung, ja selbst aus der Wahl der Versart (es ist nämlich in sieben- und eilfsilbigen, willkürlich gereimten Versen verfaßt, was die Spanier eine Silva nennen) deutlich zu erhellen, wenn auch der Dichter selbst seine Absicht nicht bestimmt ausgesprochen und durch den Titel: „Poema", ohne weiteren Zusatz, es nicht näher bezeichnet hat. Daß aber der Stoff sich mehr zur epischen Behandlung geeignet und dadurch an Interesse bedeutend gewonnen hätte, ist nicht zu leugnen; und auch der Dichter scheint dieses gefühlt zu haben, indem er den Antheil, den Palafox an der heldenmüthigen Vertheidigung Zaragoza's hatte, besonders hervorhebt und am Schlusse wiederholt auf ihn zurückkommt. Dennoch ist dieses nur eine Episode, und Palafox keineswegs als der Held des Gedichtes, der demselben Einheit giebt, und sein Wirken als die Haupthandlung, der sich alles Uebrige anreiht und unterordnet, vorangestellt, wie im Epos. In dieser verfehlten Behandlung des Stoffes liegt unseres Erachtens zugleich der Hauptvorwurf, den man diesem Gedichte machen kann: Mangel an Interesse und Einförmigkeit. Denn obwohl der Dichter von dem Großartigen seines Gegenstandes und von glühender Vaterlandsliebe sichtbar begeistert ist, obschon sich sein Gedicht durch Bilderreichthum, eine durchaus gediegene und oft kraftvolle und erhabene Sprache, Schönheit des Versbaues und durch einige ebenso wahre als ergreifende Schilderungen auszeichnet, so kann doch das Gemälde eines Kampfes, dessen Ausgang bekannt ist, dem es an einem belebenden Mittelpunkt fehlt, und in welchem nur die streitenden Massen im Großen und nicht durch Individuen aufgeführt werden, für deren Schicksal uns der Dichter zu interessiren versteht, unsere Aufmerksamkeit nicht dauernd und lebhaft genug in Anspruch nehmen, und die fast ununterbrochenen Beschreibungen von Gräuel- und Kriegsscenen, wenn sie auch noch so gelungen sind, müssen am Ende doch ermüden. Wenn man daher ohne Ungerechtigkeit diesem Gedichte, trotz der erst gerügten Mängel, als beschreibendem schon eine bedeutende Stelle in der spanischen Literatur nicht versagen kann, so ist es um so mehr zu bedauern, daß der Dichter den äußerst günstigen Stoff nicht als Epos bearbeitet, und dadurch seinem Werk einen noch unbedingteren Beifall und unbezweifelten Erfolg gesichert

hat, als er durch die erwähnte Episode und besonders durch die treffliche Stelle, in welcher er ganz im Geiste des Epos und mit überraschender Wirkung dem Helden Palafox den Schatten seines Ahnherrn Rebelledo erscheinen läßt, hinlänglich bewährt hat, daß er der Aufgabe gewachsen gewesen wäre.

Rosa's historische Skizze: „Hernan Perez de Pulgar", welche die Lebensgeschichte jenes spanischen Heroen zum Inhalt hat, ist voll Klarheit, in einfach eleganter und doch reicher Sprache geschrieben; in allen Theilen derselben herrscht künstlerische Ordnung; geistvolle politische und moralische Betrachtungen verschlingen sich in angemessenster Weise mit der Erzählung. Es ist in ihrem Genre eine der bemerkenswerthesten Schriften, obgleich Rosa weder die energische Gedrängtheit des Tacitus noch die tiefe Philosophie des Plutarch erreicht. Als Mangel tritt uns in dieser historischen Biographie, trotz der Schönheiten des Stils, die Nachahmung der Schreibart des sechszehnten Jahrhunderts entgegen; in dem Bestreben, es jenen alten Prosaikern gleich zu thun, verfällt er unwillkürlich in einen abgemessenen, einförmigen und manierirten Ton, der selbst bei der Darstellung großer heroischer Thaten niemals eine schwungvolle Diction zuläßt. Seine Geschichte der französischen Revolution: „Espiritu del siglo" ist unverkennbar eine Nachahmung von dem berühmten Werke Thiers'.

Unter den Dramatikern der neuesten Zeit nimmt Rosa eine hervorragende Stelle ein. Ebenfalls vermittelnd zwischen der classischen und romantischen Richtung steht Juan Nicasio Gallego. Denjenigen Poesien, welche er unter dem Zwange des französischen Classicismus schrieb, mangelt jegliche Originalität, und sie enthalten mehr als billig Reminiscenzen aus anderen Dichtern; dagegen sind seine Oden und Elegien voll Süßigkeit und Leidenschaft, voll Adel und Größe in einer volltönenden Sprache geschrieben. Seine Elegie auf den zweiten Mai bewegt sich in schwungvollen feurigen Rhythmen. Diejenige auf den Tod der Königin Isabella athmet Melancholie, Würde und ernste Trauer. Von der Elegie auf den Tod des Herzogs von Fernandina sagt Brinkmeier: „sie wurde in den einsamen Zellen der Carthause von Jerez, an den schweigenden Ufern des Guadalete unglücklichen Andenkens unter den Klageliedern der Söhne des heiligen Bruno gedichtet. In ihr giebt es Einöden, gothische Gewölbe, Glockenklang, Mondenschein, tiefen heftigen Schmerz, dramatische Scenen, Unregelmäßigkeiten in Vers und Reim, etwas von jener überspannten, der modernen Schule so eigenen Unordnung in den Empfindungen, dem Ausdruck und den Bildern, kurz, viele von den Eigenschaften und den Erfordernissen derjenigen Poesie, die unter dem Namen der romantischen verstanden wird."

Auch Manuel de Arjona dichtete bald in altclassischer Weise, bald schloß er sich der modernen Richtung an. Eifriges Studium der Classiker hatte seinen Geschmack geläutert, und seine Verse sind stets rein und correct, voll und wohllautend. Am wenigsten gelungen erscheinen seine Sonette, denn sie zeichnen sich weder durch Gedankentiefe noch durch kraftvolle Verse oder poesiereiche Diction aus; dagegen überraschen uns in seinen anakreontischen Liedern die graziösesten, lieblichsten und zartesten Züge.

Jose Maria Roldan, geboren 1771, gestorben 1828, war ein eifriger, in seinen Grundsätzen strenger Priester. Ueberzeugt, daß das Studium der Philosophie auch für die Cultur der Poesie ein wesentliches Erforderniß sei, gründete er zu Sevilla eine Akademie der humanen Wissenschaften, an der die intelligentesten jungen Leute sich betheiligten. Derselbe religiöse Eifer und dieselbe reine Frömmigkeit, welche Roldan bei Ausübung seines Amtes leitete, leuchtet auch aus seinen schwungvollen, tief empfundenen Gedichten; lyrische und gedankliche Schönheit weiß er in ihnen zu entfalten, in seinen Oden erhebt er sich zu feurigem Schwung und zu einem erhabenen Ton. Er verfaßte auch verschiedene gelehrte Werke und einen elegant geschriebenen Commentar zur Apokalypsis, dessen Veröffentlichung jedoch untersagt worden ist.

Neben den letztgenannten Dichtern bezeichnen wir noch als hervorragende Vertreter des „juste milieu“ in der modernen Lyrik Spaniens: Castro, Xerica, Barbero, Sagia u. s. w.

Weit überflügelt aber werden alle diese Schriftsteller von einem Dichter, den das spanische Volk anbetet, und der kühn mit dem Herzog von Rivas, mit Quintana und Lista um den Ruhm, der größte spanische Schriftsteller des neunzehnten Jahrhunderts zu sein, streiten darf. Es ist Don Jose Zorrilla. Derselbe wurde am 21. Februar 1817 zu Valladolid geboren. In dieser Stadt und später in Burgos und Sevilla verlebte er die ersten Jahre seiner Kindheit. Sein Vater war ein angesehener und einflußreicher Beamter. 1827 zog derselbe mit seiner Familie nach Madrid, und hier trat der junge Zorrilla in das Seminario de nobles, wo sein poetisches Talent bereits die Aufmerksamkeit seiner Lehrer und Mitschüler erregte. Zuweilen fand er Gelegenheit, das Theater zu besuchen; seiner leicht beweglichen Phantasie prägten sich die Verse, selbst wenn er sie nur einmal gehört hatte, ein; er declamirte sie wieder und wieder, und seine junge Seele öffnete sich dem Wohllaut der poetischen Sprache. 1833 verließ er das Seminar und kehrte in den Schoß seiner Familie zurück, die jetzt ihren Wohnsitz in dem kleinen Ort Castilla la Vega aufgeschlagen hatte. Häusliche Zwistigkeiten verbitterten ihm indessen das Leben im Kreise der Seinen. Der Geist der Zwietracht, wohl zuerst durch zu entgegengesetzte politische Meinungen heraufbeschworen, zerstörte das Verhältniß zwischen Vater und Sohn. Zorrilla haßte das Studium der Rechte, sein Vater bestand darauf, daß er den juristischen Beruf ergreife, und schickte ihn zu diesem Zweck nach Toledo, wo er ihn unter die Aufsicht eines Verwandten, der Canonicus war, stellte. Er mußte nun zwar gezwungen sich mit der Jurisprudenz beschäftigen, studirte aber in der That so wenig wie möglich, während er mit Entzücken die herrlichen Alterthümer der Stadt besichtigte und nicht müde ward, sie zu bewundern. Kein Tag verging, ohne daß er die Vorwürfe des Canonicus hören mußte. Derselbe zürnte ihm, daß er niemals pünktlich zu Tisch kam, daß er sich in extravaganter Weise kleidete, daß er das Haar in Locken trug, Verse machte u. s. w.

Nach beendigtem ersten Lehrcursus kehrte Zorrilla zu seinen Eltern zurück. Der Vater empfing ihn hart und unfreundlich und zwang ihn, sich im folgenden Jahre nach Valladolid zu begeben, um dort seine Studien fortzusetzen. Auch in dieser Stadt stand er unter der Aufsicht verschiedener seiner Familie befreundeter Personen, deren Bevormundung ihn um so mehr bedrückte, je häufiger sein allerdings ungewöhnliches Verhalten, seine Lässigkeit im Studiren Anlaß zu Vorwürfen und Ermahnungen gab. Zuletzt wurde ihm die Bewachung, deren Gegenstand er war, unerträglich, und als er außerdem erfuhr, daß der Zorn seines Vaters ihn mit harter Strafe bedrohe, beschloß er, sich dem verhaßten Zwang auf immer zu entziehen. Er benutzte auf der Heimreise einen günstigen Augenblick und entfloh, indem er sich nach Madrid wandte. Bettelarm, aber reich an Hoffnungen, langte er in der Hauptstadt an. Wohl waren die ersten Monate, welche er in Madrid zubrachte, angethan, ihn zu entmuthigen; denn abgesehen davon, daß er Mangel litt, mußte er den äußersten Scharfsinn anwenden, um sich den Nachforschungen seines Vaters und seiner Verwandten zu entziehen. Er ließ sich Bart und Haar wachsen, trug eine Brille und rechnete außerdem auf die Veränderung, welche Zeit, Kummer und Noth an jedem Menschen bewirken. Ein einziges Gedicht, ein Tag, machte aus dem unbekannten Zorrilla einen berühmten Mann.

„Es war an einem Februarnachmittag,“ so erzählt der Dichter Pastor Diaz in seiner schön und poetisch geschriebenen Vorrede zu den Werken Zorrilla's; „ein Leichenwagen zog durch die Straßen Madrids. Schweigend folgten ihm in einem langen Zuge Hunderte von Jünglingen, tief traurig, mit gesenkten Blicken. Auf dem Wagen stand ein Sarg, in dem Sarg ruhte die irdische Hülle Larra's, auf dem Sarg lag eine Krone; es war die erste, welche man in unserm Zeitalter dem Talente weihte, das erste Mal vielleicht, daß die

menschliche Gesellschaft den Genius als eine Aristokratie, als eine Macht anerkannte. Neid und Haß schwiegen; selbst die Moralprediger vergaßen ihres moralischen Tagewerkes und ließen die Gebeine jenes Unglücklichen unbenagt, und Niemand machte dem Dichter die Ehre seines Leichentriumphes streitig. Versenkt in tiefen Schmerz führten wir den Todten seinem Capitol, dem Kirchhof des Thores von Fuencarral zu; dort hatten Freunde ihm ein Grabmal bereitet. Eine zahllose Menge von Menschen drängte sich auf diesem Raum zusammen, der mit Gebeinen gepflastert, mit Marmortafeln belegt, mit Grabschriften bedeckt war, und das fahle Licht der Dämmerung, welches auf die bleichen Gesichter der Leidtragenden fiel, ließ sie wie Schatten erscheinen. Die traurige Pflicht der Beisetzung war erfüllt, doch noch immer hielt uns ein unerklärlicher Zauber am Grabe zurück; uns verlangte nach jenen letzten feierlichen Worten, welche die Todten vielleicht hören, ehe sie in den ewigen Schlaf sinken. Einer der Freunde des Verstorbenen trat vor, und indem er seine Seele aus der Erstarrung des Schmerzes löste, begann er zu reden; durch seinen Mund nahm Larra von uns Abschied, und noch einmal sahen wir das Bild seines stürmischen, glänzenden und unseligen Lebens vor uns entrollt. Ein Zittern flog durch unsere Seelen, welches nur der begreift, der es empfunden, und die es empfunden, sie werden es vergessen haben, denn von den Schwingungen der Seele, von den Entzückungen der Begeisterung bildet sich keine Vorstellung, bleibt kein Gedächtniß; lebt doch der Geist in solchen Augenblicken in einer andern Welt, und in solcher Stimmung wirken alle Dinge in ganz anderer Weise auf ihn, als es in einem normalen Zustande geschehen wäre. Dann fühlt der Mensch, daß die Erde nicht die Schranke der Seele ist, daß ihre Heimath in einer anderen Welt liegt, und sie schwingt sich zu ihr empor, und aus ihrer Höhe erkennt sie, gleich dem Adler, der zugleich auf die Erde blickt und in den Himmel schaut, die Unermeßlichkeit des Raumes und der Zeit, und sie fühlt die Gegenwart der Gottheit, welche inmitten des Raumes und der Ewigkeit waltet. Dann reicht keine irdische Sprache aus, und der Mensch bedarf einer andern Form, um das auszudrücken, was seine Brust bewegt. Das war unsere Stimmung. Es war nicht die Freundschaft allein, die uns erfüllte, nicht die Melancholie, welche die Betrachtung jenes in der Blüthe zerstörten Lebens, jenes unseligen Todes in uns weckte, nicht der Anblick des Kirchhofes und die feierliche Beisetzung, nicht die klare Heiterkeit des Himmels über uns, noch die klagende Stimme des Freundes — nichts von diesem allem, mehr als das, oder vielmehr das alles zusammengenommen versetzte uns in jenen wundersamen Zustand des Hellsehens. Unsere Begeisterung war die des Schmerzes; wir weinten bitterlich (der Himmel und die Gräber sind unsere Zeugen), und suchten nach Worten schmerzlicher Inspiration; wir verlangten nach einer Stimme, die ein Echo unserer Trauer wäre, ein Echo unserer Seufzer und unserer Thränen. Da sahen wir aus unserer Mitte, unerwartet, als ob er aus der Gruft emporgestiegen, einen Jüngling, fast noch einen Knaben, hervortreten, der Allen unbekannt war. Er erhob sein bleiches Antlitz, richtete einen begeisterten Blick auf das Grab und dann aufwärts zum Himmel und begann mit abgebrochener und zitternder Stimme ein Gedicht vorzutragen; die Gewalt der Empfindung übermannte ihn, und einer der Umstehenden nahm das Gedicht aus seiner Hand, um es zu Ende zu lesen. Staunen und Enthusiasmus ergriff die Hörer, und als sie den Namen des glücklichen Sterblichen vernommen, aus dessen Seele so neue und himmlische Harmonien quollen, begrüßten sie den Sänger mit fast religiöser Bewunderung, und priesen die Vorsehung, welche auf dem Grabe eines Genius offenbar einen neuen Genius erweckt hatte; und dieselben Leidtragenden, welche in feierlichem Gepränge den berühmten Larra zur Wohnung der Todten geleitet, verließen den Kirchhof, indem sie triumphirend in die Welt der Lebendigen einen neuen Dichter einführten, und indem sie mit Begeisterung den Namen Zorrilla's verkündeten.

Alle, welche die erwähnten Verse hörten, begriffen ihren Idealismus und die In-

spiration, die sie hervorgerufen; über ihr Verdienst, über ihren Inhalt und über ihre Form erhob sich weder Streit noch Kritik; sie überraschten, elektrisirten und entzückten sofort. Wenige Augenblicke vor dem Leichenbegängniß hatte der Autor sie in seinem Cabinet unter der Inspiration seines Schmerzes und seines Genius geschrieben."

Nach diesem ersten Erfolge verfaßte der mit bewunderungswürdiger Fruchtbarkeit begabte Dichter in wenigen Monaten eine große Zahl von Poesien, welche alle mehr oder weniger Erfolg hatten. Theils wurden sie mit Entzücken und Enthusiasmus, theils mit Befremdung und Unmuth, je nach dem Inhalt und Charakter jeder einzelnen, aufgenommen, niemals aber verhielt sich das Publicum ihnen gegenüber gleichgültig; man las sie wieder und wieder, hörte sie, lernte sie auswendig und recitirte sie bei jeder Gelegenheit. Neben Lob und Schmeichelei ernteten sie Tadel und Angriffe aller Art; man nannte sie unmoralisch und unverständlich, man parodirte sie, machte sie lächerlich, und sie mußten die unglücklichste aller Parodien, die Nachahmung schlechter Poeten, erdulden.

Der Charakter der Zerrissenheit und Auflösung, welchen jene Zeit trug, hatte sich der Poesie mitgetheilt; es war eine Poesie des Taumelns, des Schwankens und des Zweifels geworden, eine Poesie des Schmerzes und des wüsten Rasens, eine Poesie ohne Einheit und ohne System, ohne moralische Tendenz und idealen Gegenstand, und dennoch eine Poesie, welche die Sympathien mächtig erregte; denn stets wird der Ausdruck eines tiefen Seelenleidens ein Echo in der Brust derjenigen finden, welche Einsamkeit und Trostlosigkeit gekannt haben. Zorrilla, als ein Kind seiner Zeit, mußte nothwendigerweise mit dieser Poesie beginnen. Auch er hat seinen Tribut an Thränen bezahlt, er hat einsam geweint und dem Winde seine Seufzer vertraut; er hat seine Dichterstirn gegen Kerkermauern zerschlagen, sich bemüht, eingebildete Ketten zu zerbrechen; er hat zu Gott gebetet und dennoch den Glauben verleugnet; er hat die Entzückungen der Glückseligen und die Königin des Himmels besungen, und seine Brust hat sich unter den Seufzern dämonischer Verzweiflung gehoben, und zum Tod und zu dem Nichts hat er um Erlösung gerufen. Mit der intuitiven Erkenntniß des Genies begriff er die Welt in ihrer moralischen Versunkenheit und ihrer entsetzlichen Anarchie, in ihrer Verkehrtheit, Häßlichkeit und Auflösung. Unsägliche Traurigkeit erfüllte ihn bei dieser Wahrnehmung, und auf seine Lippen drängte sich jenes fürchterliche und verzweiflungsvolle Lachen, mit welchem der Mensch im äußersten Elend, sich selbst und alle Uebrigen verhöhnend, den Himmel zur Rechenschaft zieht. In diesen Poesien wechseln tiefe, unheilvolle Reflexionen mit bittrer Satire und lächerlichen Contrasten, und zwischen dem Jammer eines Leichenbegängnisses ertönt der Jubel einer Orgie. In einer seiner Dichtungen ruft er den Schatten des Cervantes empor, und in dem seltsamen Zwiegespräch, welches er mit ihm hält, spottet er in herbster Weise seiner Zeit. In der Dichtung „Venecia" geißelt er alle verkommenen Nationen und verderbten Völker, nachdem er in Versen, welche eines Calderon oder eines Byron würdig wären, den Glanz ihrer früheren Größe und den Schutt und Moder, in den sie seit ihrer Erhebung versunken, geschildert; und plötzlich schlägt er ein Gelächter auf, um seine Seufzer zu ersticken, und endigt sein Grabeslied mit dem bacchantischen Freudentaumel eines Festes, wie es wohl in Zeiten der Pest oder großer Sterblichkeit zu geschehen pflegt, wo die Menschen sich beeilen, in trunkenem Uebermuth die Genüsse, welche ihnen ihre bedrohte Existenz noch bietet, zu erschöpfen.

Doch nicht darin allein offenbart sich der Genius, daß seine Schöpfungen den Charakter und den Inhalt seines Zeitalters wiederspiegeln, er hat auch die Vorempfindung desjenigen, was inmitten des Bestehenden sich entwickelt; der Genius sieht in die Zukunft. So ahnte Homer die Zeiten Lycurgus und Solons, so gehört Virgil fast dem Christenthum und dem Mittelalter an; daß Dante bereits im dreizehnten Jahrhundert so geschrieben hat, wie er es gethan, begreift man kaum, und Cervantes, der noch in der Romantik der Ritterzeit lebte, weist auf den Prosaismus des achtzehnten Jahrhunderts hin. Aus diesem Grunde

wohl hat der Instinct aller Völker in der poetischen Inspiration stets die Gabe der Prophezeiung erkannt. Darum erkannte auch Zorrilla bald, daß die Poesie, zu der ihn sein Jahrhundert, die Epoche des Zweifels und der Auflösung, trieb, von keinem Bestand sein konnte. Er hielt inne in seiner Laufbahn, er trat zurück von dem Rande des Abgrundes, an dem er wandelte, und das Gefühl, einer höheren Mission gewürdigt zu sein, kam über ihn. Er blickte empor und sah die Natur schön, lächelnd, erleuchtet, wirkend und lebendig, wie Gott sie schuf zum Schauplatz der Tugend und der Intelligenz des Menschen. Er tauchte seine Feder in die Farben des Regenbogens, in das Morgenlicht des Orients, er richtete an die Menschheit Worte der Liebe und des Trostes, Hymnen des Glücks und der Lobpreisung des Schöpfers. Ein Lüftchen hatte den schwarzen Horizont, der ihn umgab, bewegt, und es ward licht um ihn, ein Sonnenstrahl erleuchtete seine Stirn und goß Hoffnung in seine Seele. Zorrilla gedachte die Zukunft durch eine Kette von Traditionen mit der Vergangenheit zu verknüpfen, mit jener ehrwürdigen Vergangenheit voll Religion und Tugend, voll Größe und Ruhm. Aus einer kümmerlichen Gegenwart rettete er sich in die Pracht und in die Feierlichkeit des Mittelalters, und in dem Glauben und in den Traditionen desselben sah er die Keime künftiger Größe und suchte in seinem Schoße die Schätze, welche er für die Zukunft heben wollte. Zorrilla war auch der Erste, welcher den vergessenen religiösen Monumenten neues poetisches Leben einzuhauchen wußte, indem er jene heiligen und großartigen Kirchenfeste, welche die Wonne und der Stolz seiner Vorfahren gewesen, von neuem in Scene setzte. Unter seiner beredten Poesie sehen wir die stolze Hauptstadt des alten Gothenreiches aus Schutt und Trümmern, welche sie wie ein vergessenes Grab gedeckt, emporsteigen; wir sehen sie wieder bekleidet mit dem Hermelin ihrer Könige und dem Purpur ihrer Prälaten, kriegerisch wie ihre Helden und ihre Waffen, religiös und politisch wie ihre Concilien; wir sehen sie später durch die wollüstigen Araber in eine Behausung der Freude umgewandelt, wir wohnen ihren, vom Duft des Orients erfüllten Festen bei, ihren Ritterspielen und Turnieren, bei denen es von Festgewanden, Federn, Seide und Edelsteinen strahlt; dann aber sehen wir in der Folge die Haupt-Kathedrale über alle jene Erinnerungen gigantisch emporragen, ein architektonisches Symbol des Christenthums mit ihren steinernen Fahnen auf den Thürmen, mit der ehernen Sprache ihrer Glocken, und es vergegenwärtigen sich uns die heiligen Gebräuche der poetischen katholischen Religion; wir hören die Orgel ihre feierlichen Mysterien durch die hundertstimmige Kehle ihrer metallnen Trompeten verkünden, wir lauschen dem Gesang der Priester, dem Rauschen ihres Goldstoffs und ihres Brocats; der Glanz von tausend Lampen, welcher von dem Gold der Altäre und den Diamanten des Tabernakels wiederstrahlt, blendet unser Auge; mit dem Volk, welches so heiligem Schauspiel beiwohnt, sinken wir auf die Knie, berauscht von Licht und Harmonie, von dem Duft des Weihrauchs und der Musik des Himmels, und es bemächtigt sich unser jene Extase, welche die Entzückung der Glückseligen zur Erde zwingt. In solchem Augenblick verhallen die Seufzer des Schmerzes und der Bitterkeit; Ohnmacht und Spott verwandeln sich in Thränen heiliger Zärtlichkeit, in Hymnen der Hoffnung, und die Verachtung des Lebens, der menschenfeindliche Sinn löst sich auf vor dem Glauben an die Unsterblichkeit, den endlichen Lohn eines Lebens voll Tugend und Liebe. So mannigfaltig, so tief und zauberhaft sind die Eindrücke, welche Zorrilla hervorzurufen vermag.

Am wenigsten bedeutend ist der erste Theil seiner Poesien; das Studium Calderons ist darin unverkennbar, und allzu kühne Metaphern und Bilder führen ihn mitunter zur Affectation. Ein Theil dieser Compositionen sind Nachahmungen Victor Hugo's, Lamartine's und Calderons. Das Gedicht „El reloj" (Die Uhr), eine philosophisch-poetische Betrachtung des unaufhaltsamen Laufes der Zeit, wird in dieser Sammlung besonders gerühmt. Doch, wie schon erwähnt, hatte sich Zorrilla bald von dieser melancholischen, thränen-

erfüllten Poesie hinweg und einer heiteren Auffassung des Lebens zugewendet. Sein schönes Gedicht „La indecision“ (Die Unentschlossenheit) kennzeichnet diese neue Richtung. Es beginnt mit folgenden Versen:

Schön ist's zu sein! Und Harmonie ist Leben,
Entflammte Sonnen, Felsen, Ströme, Klüfte,
Den Tag verklärend Licht, dein feurig Weben,
Erblüh'nder Blumen Glanz, balsam'sche Düfte.

Und in der Majestät der Nacht voll Schweigen
Der Silbermond, die Sterne hell erglühen,
Zur trägen Erde sich die Lichter neigen,
Die friedlich unter ihnen ruht von Mühen.

Schön ist's zu sein! Am hohen Himmelsthrone
Zieht leuchtend sich empor das Morgenglühen,
Und feuchte Nebel auf des Berges Krone,
In weichem Aether schwimmend, leis' entfliehen.

Das Unermeßliche der Himmelsdecke
Umstrahlt das Azurblau mit goldnen Säumen,
Und winkt, daß Philomelens Lied erwecke
Das leise, süße Säuseln in den Bäumen.

Entfliehend zieht die Nacht den Sternenschleier
Vom Abendland, es küssend noch im Traume;
Die Erd' erwachet von der heil'gen Feier,
Die östlich sich entflammt am Himmelssaume.

Schön ist's zu sein! Es ruhen im Gedächtniß
Erinn'rungen von Zeiten, die verflossen;
Denn jeder Mensch trägt in sich ein Vermächtniß
Von Freuden, die er einstmals hat genossen.

Der Frühling kommt mit seinen Blüthenspuren
Im Perlenkleid mit lichten Blumensäumen,
Bedeckt mit frischem Grün die weiten Fluren,
In denen Bäche, Quellen sprudelnd schäumen.

Im Walde dehnen sich die ries'gen Schatten,
Und in der Eb'ne endlos Wüsteneien,
Auf deren brennend ausgedörrten Matten
Wie niedre Kräuter Palmen stolz gedeihen.

Dort kreuzen scheu, unheimlich gleich Verbannten,
Wie Schatten, die sich lichtlos irrend dehnen,
Die dunklen, ungeheuren Elephanten,
Die gelben Löwen, Panther und Hyänen....

In diesem Genre strahlt der Genius Zorrilla's am hellsten und wohlthuendsten, das ist *seine* Poesie; hier bewegt sich seine Einbildungskraft frei und ungehindert auf der Bahn, welche sein Talent ihm vorgezeichnet; hier sucht er keine geistreichen Gedanken, sondern dichtet aus innerstem Antrieb; er sagt, was er fühlt, und das Gefühl befriedigt sein Herz. Leben, beseeltes Leben, Frische, Licht und Farben, das ist sein Element. Zorrilla ist der populärste Dichter des modernen Spaniens; er hat für Alles Gefühl und Verständniß, nichts aber nimmt ihn ausschließlich in Anspruch, daher die Mannigfaltigkeit seiner Compositionen, die wundervolle Leichtigkeit, welche ihn auszeichnet. Seine Beredsamkeit, die Beweglichkeit seiner Phantasie, die Lebendigkeit des Ausdrucks, der Reichthum seiner Versification sind nicht genug zu loben. Seine Dichtungen bewegen sich in feurigen Rhythmen, und was er auch besingen mag, die Verse quellen unaufhaltsam wie ein Strom aus seiner Brust. Herrlich entfaltet Zorrilla sein Talent in den Erzählungen und Legenden, welche er in besonderen Bänden unter dem Titel: „Contos del Trovador“ (Gesänge des Troubadours) veröffentlichte. Die Freiheit und die lebensvolle Frische derselben ist bezaubernd, in den Romanzen scheint die spanische Nationalität aus dem Grabe der Vergangenheit erstanden. Für eine seiner besten Legenden gilt: „A buen juez, mejor testigo“ (Guter Richter, besserer Zeuge). Diego Martinez, im Begriff in den flandrischen Krieg zu ziehen, schwört seiner Geliebten Ines, in der Vega, vor dem Bilde des gekreuzigten Heilandes, sie zum Altar zu führen. Zum Ritter geschlagen, mit Ruhm bedeckt, kehrt er aus dem Feldzuge heim. Ines mahnt ihn an die Erfüllung seines Eheversprechens; da leugnet er, jemals ein solches Versprechen gegeben zu haben; er leugnet es vor dem Richter, trotz der Thränen und des Schmerzes seiner Geliebten, und er leistet zur Bekräftigung seiner Lüge einen Meineid. Der Richter bittet ihn um Verzeihung, daß er sich vermessen, einer solchen Klage Gehör zu geben. Triumphirend will Diego sich entfernen, da ruft Ines ihn zurück; sie habe dennoch einen Zeugen, der seine Schwüre gehört. „Wer ist es?“ fragt der Richter. „Der Christus der Vega, bei dessen Antlitz er geschworen,“ antwortet Ines. Beim Namen des Erlösers sinken alle Anwesenden andächtig auf die Knie, voll Staunen über eine solche Berufung. Der Richter mit dem ganzen Gerichtshof begiebt sich auf den Weg zum Bilde des Gekreuzigten; Diego wird an die eine, Ines an die andere Seite des Kreuzes gestellt, und der Richter

ruft mit feierlicher Stimme: „Jesus, Sohn Maria's, der Mund der Ines de Vargas hat dich zum Zeugen aufgerufen; kannst du bekunden, daß zu deinen göttlichen Füßen Diego Martinez der Ines de Vargas geschworen, sie zu seiner Gattin zu nehmen?" Und siehe — das Bild erhebt den nackten Arm, legt die zerfleischte, verdorrte Hand auf die Acten und in den Lüften erklingt eine übernatürliche Stimme: „Ja, ich schwöre!" Die erstarrten Zuschauer heben die Augen zum Wunderbilde auf und siehe da — es hielt die Lippen geöffnet, und die göttliche Hand war von den Nägeln befreit.

Unter diesen Erzählungen ist auch eine, bei welcher der Autor sich vorgesetzt hat, in der Manier des Deutschen Hoffmann zu schreiben, obgleich er selber zugesteht, daß die Deutsche Phantasie keinen Boden in Spanien finden könne; in der That ist die Verwandtschaft zwischen der „Pasionaria" (Passionsblume) des Zorrilla und den phantastischen Erzählungen Hoffmanns eine sehr geringe. Der phantastische Gedanke der Zorrilla'schen Erzählung besteht darin, daß ein zärtlich liebendes, in der Vergessenheit schmachtendes Mädchen durch eine Blume symbolisirt wird; als die Blume von ihrem Stengel gerissen wird, stirbt auch das Mädchen.

Es giebt kaum ein Genre der Poesie, welches Zorrilla nicht gepflegt hat; seine Vielseitigkeit ist erstaunlich; vor keiner literarischen Aufgabe schreckte sein kühner Geist zurück. Am Schlusse seiner Apologie Zorrilla's redet Pastor Diaz den Dichter wie folgt an: „Ja, du bist ein Dichter: die menschliche Gesellschaft wird dich besser verstehen, als die Gelehrten und Weisen. Dein magisches Vorspiel wird weder verloren noch unfruchtbar sein. Folge deiner erhabenen Laufbahn; aus deiner Morgenröthe schreite heraus zu einer Zukunft voll Ruhm und Glanz. Du hast die Schmerzen der Seele, das geheimnißvolle Leben des Herzens, die Wunder der Natur und die Gewalt der Inspiration besungen. Du hast das mit Staub und Moder befleckte Gemälde einer anarchischen, in der Auflösung begriffenen, Civilisation in grellen Farben dargestellt; du hast mit der Farbenpracht orientalischer Poesie die Schatten vergangener Zeiten heraufbeschworen und hast ein Licht gezeigt, welches noch immer in der Tiefe jener alten Gräber leuchtet. Schreite vorwärts! Vielleicht hat die Vorsehung dir eine andere Laufbahn vorbehalten und bereitet dir eine andere Krone; deine Poesie wird sich einer neuen glänzenderen und philosophischeren Epoche zuwenden. Wohl weißt du, daß die Gegenwart deiner nicht würdig ist, aber du sollst auch erkennen, daß die Vergangenheit unfruchtbar ist, daß dasjenige, was einmal todt ist, nicht wieder zum Leben ersteht; denn es ist ein Gesetz des Ewigen, daß die Menschheit nicht rückwärts schreite. Die Zukunft ist es, welche deiner bedarf, diese geheimnißvolle Zukunft, welcher Europa entgegenharrt, und von deren Zauber wir träumen, wie der Jüngling von den Reizen der Geliebten träumt. Dieses Zeitalter, nach dem die Jugend seufzt, nach dem wir voll Sehnsucht rufen, dieses Zeitalter, welches unseren glühenden und religiösen Wünschen, mit denen wir in einer Wüste leben, als das verheißene Land erscheint — es gehört dir, früher als wir, wirst du es mit deiner Phantasie, die mit entfalteten Flügeln das Meer der Zeiten durchschifft, erobern. Deiner Muse ist es vorbehalten, jene unbekannten Wunder zu schildern, und vor unseren Augen den Schleier zu zerreißen, unter dem wir sie nur ahnen konnten. Du allein bist im Stande, in deinen prophetischen Schöpfungen diese Apokalypse darzustellen, diese Epoche der Wiedergeburt und der Harmonie, in welcher die Größe der vergangenen Zeiten sich durch die Herrlichkeit und die Fortschritte der modernen Civilisation verdoppelt zeigen wird, diese ihres Egoismus, jene ihrer Barbarei entkleidet, eine Zeit, in welcher ein allgemeines Gesetz der Gerechtigkeit, der Weisheit und Freiheit die jetzt sich entfremdenden Nationen zu einer gemeinsamen Familie vereinigen, und in der eine Religion der Liebe und des Friedens das glorreiche Ziel, zu dem das Menschengeschlecht berufen ist, verwirklichen wird. Ja, du bist ein Dichter! Vielleicht künden deine Verse das, was die Politiker nicht auszusprechen wagen, und dein Gesang enthüllt, was die Philosophie nicht

vorauszusehen vermag. Nicht vergebens rief die Vorsehung dich aus deiner Verborgenheit hervor, und weil sie dich an einem Grabe erweckte, so weißt du Dinge, die den Sterblichen unbekannt sind. Schreite vorwärts! erfülle deine Mission auf Erden."

Die folgenden Gedichte haben wir versucht, möglichst treu im Versmaß des Originals zu übersetzen.

Das folgende Gedicht ist eine Paraphrase des „Dies irae".

Der Tag ohne Sonne.

Dies irae, dies illa,
Solvet saeclum in favilla.

Es sprach dem Menschen Gottes Mund das Werde,
Auf daß vollkommen sich die Schöpfung wiese;
Er schuf ihn zu dem Fürsten dieser Erde,
Sein ward die Herrlichkeit im Paradiese.

Schlank war sein Wuchs, der Nacken stolz erhoben,
Umsäumet von des Haares goldner Welle;
Dies wunderklare Aug' ist lichtumwoben,
Und lang der Bart, die Stimme silberhelle.

Und so, zum Glück und zum Genuß geboren,
Läßt er die trunk'nen Blicke ringsum schweifen;
Er athmet Duft, es hören fein die Ohren,
Entzücken weckt, was seine Hände greifen.

In duft'gem Gras, an eines Hügels Fläche,
Ruht kühl und weich er von des Tages Gluthen;
Melodisch sprudeln Quellen, rauschen Bäche,
In Perlen stäubend die krystallnen Fluthen.

Die Vögel, die im Aether luftig thronen,
Mit ihren Liedern holde Echo's wecken,
Herab aus üpp'gen Laubes stolzen Kronen,
Die dunkle Alameda's schattig decken.

Und bei des Windes säuselnd trautem Fächeln,
Der ihn umspielt mit duftigem Gefieder,
Neigt er die Stirn, und sieh', mit holdem Lächeln
Küßt ihm der Gott des Schlafs die Augenlider.

Die wilden Thiere sich zur Erde schmiegend,
Bewachen seinen Schlaf als treue Hüter;
Die Vögel girren, durch die Lüfte fliegend,
Des Schlummerliedes Weisen dem Gebieter.

Sich über seine Einsamkeit betrübend,
Sucht Gott der Herr in Freude sie zu kehren,
Giebt gnädig ihm ein Weib, so schön als liebend,
Sein paradiesisch Leben zu verklären.

Es war das Weib ein herrliches Gebilde,
Gestalt und Busen üppig, ganz vollendet,
Mit schlankem Hals, das Antlitz schmachtend milde,
Das Herz in Zärtlichkeit zu ihm gewendet.

Die hohe Stirne wölbt sich stolz und sinnig,
Die Brau'n sind schwarz, und lilienweiß die Wangen,
Die Augen feurig, weich der Blick und innig,
Als wären Mond und Sterne drin gefangen.

Mit ihrer dunklen Lockenfülle Wallen,
Die zarte Schulter wahrend vor der Sonne,
Sein Antlitz prüfend still mit Wohlgefallen, —
So findet Adam sie in heil'ger Wonne.

Betäubt, erstaunt, in seligem Genusse,
Umschlingt er sie anbetend, liebeglühend;
Er küßt sie tausendmal, und jedem Kusse
Erzittert nach die Quelle, perlensprühend.

Im Walde säuselt es wie Geisterschwirren,
Das Fischlein streckt sein Köpfchen in die Lüfte,
Die Turteltauben zärtlich kosend girren,
Der Zephyr hauchet liebentflammte Düfte.

„Du Taube, meine Seele, o du meine!"
Seufzt Adam voller Glück in wonn'gen Thränen;
In sel'ger Freude lächelt ihm die Reine,
Die selbst vergeht in heißem Liebessehnen.

Und Adams Haupt an Eva's Busen sinket,
Und Lipp' an Lippe sie sich zärtlich schmiegen,
Und ihrer Taubenäugen Strahlen trinket
Mit Blumendüften er in langen Zügen.

Du rothe Sonne, mußtest du dich wenden,
Von ihnen, die nicht kannten Erdenqualen?
Warum nicht jene Höllenschlange blenden,
Anstatt zum Werk des Neides ihr zu strahlen?

Ersparet wären Thränen, Todesschauer
Dem menschlichen Geschlecht, verfolgt vom Spotte,
Den Engeln wie viel Furcht und tiefe Trauer,
Und Zorn und Schmerzen selbst dem höchsten Gotte.

Es stand ein Baum im Paradiesesgarten,
Den Menschen zum Genusse streng verboten,
Nicht Blüthen und nicht Vögel drin verharrten,
Die Zweige schattenlos und düster drohten.

In Eva's Arm ruht Adam liebbethöret,
Die an den Apfel mit Begierde dachte;
Doch nah der Frucht, die sehnlich sie begehret,
Der schlaue Feind, die Schlange, sorgsam wachte.

„Du issest nicht die Frucht! hast kein Vertrauen,
Geschöpf von Gott!" — spricht voller Hohn die Nächt'ge,
„Aus eitlem Staube könntest du erbauen
Wohl eine Welt voll Pracht wie der Allmächt'ge."

Der Schlange Hohn des Weibes Hochmuth wecket,
Daß sich in dunkler Gluth die Wangen färben,
Und nach der Frucht die sünd'ge Hand sich strecket,
Den gift'gen Samen säend: das Verderben.

Sie führt zum Mund die Frucht; und sieh', es schweigen
Die Bäume, Vögel, Winde, Flüsse, Quellen,
Und willenlos sich sterbend niederneigen,
Die Blumen, Pflanzen, See'n, des Meeres Wellen.

Der Löwe brüllt, es sträubt sich seine Mähne,
Des Tigers Schnaufen füllt die Lüfte glühend,
Im Walde bebt's vom Heulen der Hyäne,
Der Stier erhebt sich stampfend, Funken sprühend.

Es fallen nieder, zuckend mit den Flügeln,
Die Vögel, die der Todesluft entsanken,
Verdorrend stirbt der Schmuck an grünen Hügeln,
In diamant'ner Achse Welten wanken.

Und alle Thiere stürzen mit Entsetzen
Hinunter von den Bergen, aus den Lüften,
In wilder Flucht zu suchen — welch ein Hetzen! —
Den Zufluchtsort in tief verborgnen Klüften.

Es senken vor der Blitze Feuerpfeilen
Zu Boden sich die schwachen Augenlider;
Und dunkle Wolkenmassen, wild im Eilen,
Die Erde schwarz verhüllend, sinken nieder.

Betäubt erwacht sieht Adam sich umfangen
Vom wilden Chaos einer Weltverwirrung;
Er sieht sich nackt, und Scham färbt seine Wangen,
Der Sinne Reinheit löst sich in Verirrung.

Er fühlet, daß an des Entsetzens Schwelle
Sein Gott ihm mit der Unschuld ward entrissen;
Das Paradies verwandelte zur Hölle
Der neue finstre Dämon, das Gewissen.

Und „Adam!" ruft der Herr vom Himmel nieder,
Daß tönend durch die Höh'n das Echo schallte;
Und „Adam!" ruft die Stimme mächt'ger wieder,
Und mächt'ger durch die Luft das Echo hallte.

„Wo bist du, Adam?" — Scheu, in Thränen knieend,
Vor seinem Gott zum erstenmal er zittert. —
Ich hab' gesündigt! weint im Staub erglühend
Zum Herrn er auf, die Seele tief erschüttert.

Es spricht der Herr: „Zähl', Adam, deine Tage!
Denn kommen wird die Stunde, die dich suchet,
An dich zu richten eine große Frage.
Bis dahin aber, Adam, sei verfluchet!

I.

— „Staub geboren, wardst du, Adam,
Werde wieder Staub im Tod,
Das sei dein und deiner Söhne,
Sei der Menschheit hartes Loos.
Sollst im Schweiß des Angesichtes
Schaffen deinen Kindern Brot,
Während die verderbten Kinder
Deiner Liebe sprechen Hohn.
Aus der Erde sprießen Dornen,
Kriege zieh'n von Pol zu Pol,
Und die große Zahl der Menschen
Achtet nicht mehr mein Gebot.
Dann wird kommen Pest und Hunger,
Armuth, Bitterkeit und Noth,
Ueber die entweih'te Erde,
Hoffnungslos, im finstren Chor.
Mächt'ge Heere, stolze Schiffe
Werden Land und Meer bedroh'n,
Sklav' und Kön'ge wird man kennen,
Völker, Staaten und Religion.
Lieb' und Freundschaft wird man nennen;
Aber anstatt Glück und Trost
Werden sie mit süßem Namen
Elend bringen namenlos.
Leidenschaft wird unbarmherzig,
Wo die Tugend ist entfloh'n,
Bruder von dem Bruder reißen
Und den Vater von dem Sohn.
Treulos wird der Mann sich zeigen,
Und das Weib wie schwankes Rohr;
Aus der Liebe, aus der Freundschaft,
Steigt die Eifersucht empor.
Daß die Menschen gleich berechtigt,
Seien Worte gleißend hohl,
Wer die Macht hat, sei gewaltig,
Trete Furcht als Herrsch'rin vor.
Von dem Schwerte wilder Krieger
Färb' die Erd' sich blutig roth;
Wo Schaffotte baut der Eine,
Schmückt der And're einen Thron.
Ich, der aus dem Staub euch zeugte,
Geb' euch heim der Erde Schooß.
Einen Tag will ich verkünden,
Jedem zahlend seinen Lohn,
Einen Himmel, eine Hölle,
Ewigkeit, durch deren Thor
Ohne Unterschiede Alle
Einzieh'n Alle, Klein und Groß." —
Also sprach der Herr, indem er
Schranken um die Zeiten wob,
Und den düstren Namen Adam
Gab dem ersten Menschensohn. —

II.

Tuba mirum spargens sonum,
Per sepulchra regionum
Coget omnes ante thronum.

Die Welt, der Menschheit Sarkophag, stürzt zitternd,
Verdammt wie ihr Geschlecht zu Tod und Sterben,
Hinab zum Abgrund, in das Nichts zersplitternd.
Die Menschen, in den Gräbern still verwitternd,
Noch einmal aus der Särge eklen Scherben
Des Staubes Joch zerbrechend sich erheben,
Wenn der Posaune letzte Töne beben.

Erfüllt ist dann die Zeit und nah die Stunde,
Die trägt des Weltgerichtes schwarze Zeichen.
Die Sonnen mit dem Zorn des Herrn im Bunde,
Ihr Licht verlöschend von den Bahnen weichen;
Der Mond, ein Liebesblick auf Himmelsgrunde,
Blickt nimmermehr, und reißt die stillen, bleichen,
Die schmachtend süßen Sterne nach den Spuren
Der Sonne durch des Himmels ew'ge Fluren.

Der Erde, ohne warmen Licht's Verklärung,
Nicht Bäume, Gräser, Blumen mehr entblühen,
Und übers Land in zügelloser Gährung
Die Meere schäumend ihre Fluten sprühen.
Die Macht der Zeit, allmächtig in Zerstörung,
Läßt alle Schönheit, die sie schuf, verglühen,
Verwandelt auch der Erde grüne Fülle
In eine fahle, bleiche Aschenhülle.

In Modergrüften, grausig aufgerichtet,
Erwarten nackt mit Schaudern die Skelette
Des Herrn Gericht, betäubt und ganz vernichtet,
Ob es verfluche sie, ob sie's errette.
In schwarzen Haufen leblos aufgeschichtet,
Minuten zählend an der Todesstätte,
Da ruhen klappernder Gebeine Reste,
Wo einst erglänzten Tempel und Paläste.

Kein Licht entströmt des Himmels weiten Hallen,
Kein Zephyr säuselt spielend durch die Auen,
Und nimmer silberhelle Echo's schallen
Durch Thäler, durch die Höh'n, die klaren, blauen.
Der Tageszeiten Auf- und Niederwallen
Hält inne vor der Elemente Grauen —
Und Tag und Nacht, und Morgen-, Abendglühen
Zu ew'ger, schwarzer Finsterniß entfliehen.

In diesem Sumpfe Zeit und Raum versanken,
Und sterbend kämpft die Erd- und Himmelssphäre,
Es spaltet sich die Erd' in jähem Schwanken,
Entfesselt suchen nach dem Land die Meere,
Und ohne Maß und Grenzen, ohne Schranken,
Ungreifbar eine unermeß'ne Leere,
Hinab zum Nichts, zu seinem Ursprung gleitet,
Das Chaos von Jahrhunderten bereitet.

Die Seelen kehren fast verzweifelnd wieder,
Die Körper suchend, die für sie erkoren,
Sie schweben zu dem sumpf'gen Abgrund nieder,
Zum Orte, wo die Hülle sie verloren,
Und weben ohne Hülfe, ohne Glieder,
Den Leib um sich, in welchem sie geboren,
Damit der Leib bei dem Gericht nicht fehle,
Das jenseits schon vernahm des Menschen Seele.

Wenn nichts mehr athmet, hin ist jedes Leben,
Das Schweigen herrscht, des Weltalls Todeszeichen,
Dann wird im Zorn sich Gott der Herr erheben,
Und lange Schaaren auferstandner Leichen,
Die Stirn gebeugt, die Seele voller Beben,
Zu seinem Thron so marmorbleich sich schleichen,
Vor dem unsterblichen Gesetz zu knien,
Dem heiligen, das Allen ward verliehen.

III.

Judex ergo cum sedebit,
Quidquid latet, apparebit,
Nihil inultum remanebit.

Und vergebens ist das Flehen,
Vor der Wahrheit stirbt der Schein,
Jedem wird sein Recht geschehen;
Alle, Alle mögen gehen
Zur Belohnung oder Pein.

Strahlend wird das Weltgericht
An dem jüngsten Tag entzünden
Wohl ein unermeßlich Licht,
Wird es laut und donnernd künden,
Wer gerecht und wer es nicht.

Glühend auf der Stirne brennen
Sünden, die sich gern verhehlten;
Das Gewissen im Erkennen
Wird von den Verdammten trennen
Jene Schaar der Auserwählten.

Daß der Tugend Heiligkeit
Nicht den Glorienschein beflecke
Mit des Lasters Niedrigkeit,
Daß die Buhl'rin voller Neid
Nicht die reine Jungfrau schrecke.

Jene, die in stolzen Tagen
Völker knechteten von Thronen,
Kommen, selbst sich anzuklagen, —
Ritter, die nicht Waffen tragen,
Und die Kön'ge ohne Kronen....

Hinterm Geizhals Bettler wanken,
Bleich und krank, gebeugt am Stabe,
Klagend vor des Himmels Schranken;
Brot und Schutz erflehn die Kranken
Aus des Reichen voller Habe.

Wer am Freund geübt Verrath
Folget Dem, der hintergangen,
Scheu das Antlitz wie die That,
Wie ein Sklave, der gefangen,
Zitternd seinem Herren naht....

Der Erobrer wilde Schaaren
Kommen, die besiegten Krieger
Vorwärts schleifend an den Haaren;
Wenn sie einst Gebieter waren,
So sind Jene jetzt die Sieger.

Schamvoll kommt das Weib gegangen,
Das gefrevelt an der Treue,
Das, von Sinnenlust befangen,
Sich ergeben dem Verlangen
Eines Wüstlings, sonder Reue.

Seht, der tollkühn kommt, verwegen
Mit dem Todten im Gefechte,
Todt von seines Gegners Schlägen!
Aechzend birgt des Andern Rechte
In der Brust den blut'gen Degen....

Feil bestochne Richter kommen,
Ihre Opfer wanken vor,
Witwen, Waisen, schmerzbeklommen;
Und das Flehn der Armen, Frommen,
Rächend dringt's zu Gott empor.

Mönche folgen, Lust im Blicke,
Jungfrau'n, die sie frech bezwungen;
Ihr Gewand zerreißt in Stücke,
Rosenkränze sind als Stricke
Fest um ihren Hals geschlungen.

Diese Lippe, die verkündet
Gottes Worte, heilig klar,
Haben küssend angezündet
Eine Flamme, die gegründet
Für die Hölle den Altar.

Glühend werden sie dort schmachten
In der Hölle Kreis gebannt,
Nicht der Schmerzen sie gedachten,
Als Verbrechen sie vollbrachten,
Die des Ew'gen Geist empfand.

Und der Vorhang ist gefallen
Von des Lebens Fastnachtspiele,
Wort und Thaten still verhallen,
Und des Herrn Gebot ruft Allen,
Sich zu nah'n dem letzten Ziele.

Ach! wie sie sich wallend winden
Nieder zu dem Todesthal;
Was des Herren Worte künden,
Läßt das weinende Aug' erblinden
Und das Herz vergehn in Qual.

Seht, wie schaudernd sich erhebet
Vor dem Richter der Tyrann!
Bruders Fluch zum Himmel schwebet,
Blut an seinen Händen klebet,
Das er nimmer tilgen kann.

Seht die Völker und Nationen
Aller Länder, aller Zonen,
Von verschiednen Charakteren,
Und aus allen Lebenssphären,
Und von allen Regionen.

Juda's furchtsam scheue Sprossen,
Die Sagunter, Macedonier,
Die von Orients Luft umflossen,
Jenes Volk, das in Colossen
Wunder schafft, die Babylonier.

Die in Wüsten sich ernähren,
Raubend an der Länder Grenzen;
Jene, die nicht Götter ehren,
Die die Todten selbst verzehren
Bei den wilden Freudentänzen.

Seht, es nah'n Amerikaner,
Sodoms längst verdammte Sünder,
Reuig büßende Thebaner,
Edle tapfere Spartaner,
Roma's siegverwöhnte Kinder.

Die unsterblich und die todt,
Alle knieen vor dem Herrn,
Daß sein allgerecht Gebot,
Sein Gesetz wie Morgenroth
Leuchte Allen nah und fern.

Vergleichbar zarten Halmen
Der Kinderseelen Schaaren,
Im Grabmal schlanker Palmen
Von Hermelin die Bahren,
Hinschweben zu dem Himmlischen,
Zu Juda's heil'gem Sohn.
Die Engel lieblich spenden
Anmuthig kühlen Schatten
Mit ihren ros'gen Händen;
Bereiten ihnen Matten
Mit weichen Flügeln wunderhold
Und Ruhestatt und Thron.

Das väterliche Lächeln
Des güt'gen Vaters droben
Ist ihnen Zephyrs Fächeln,
Das liebend hält umwoben
Den Kindertraum, den lieblichen,
Von ihrem Leben süß.

Sie schlummern bei den Quellen,
Die sie mit Perlen kränzen,
Auf weicher Kissen Schwellen;
Und Weihgefäße glänzen,
Musik umschwebet zauberisch
Sie wie im Paradies.

Andächtig betend kommen
Die unberührten Frauen,
Die Keuschen und die Frommen,
Die selig im Vertrauen
Sich weih'ten dem Allmächtigen,
So rein und ohne Schuld.
Mit weißen Lilienkränzen
Gekrönt die Lichtgestalten,
Liebreizend sie erglänzen;
Sie preisen Gottes Walten
Mit süßen Liedern engelhaft
Und seine Lieb' und Huld.

Und Alle widerstrahlen
Des keuschen Mondes Züge,
Die rosenzart sie malen,
Wie Kinder in der Wiege
Der Widerstrahl, der lieblichste,
Von stiller Seligkeit.
Vor diesen reinsten Tauben
Muß Gottes Zürnen weichen;
Weihrauch in heil'gem Glauben,
Als frommer Freude Zeichen,
Wo And're weinen trauervoll,
Das Weib dem Himmel beut.

Wie herrlich dann zu schauen
An jenem Tag der Qualen
Das göttliche Vertrauen
In ihrer Augen Strahlen,
Des Friedens Glück, des heiligen,
Verklärend ihr Gesicht!
Und um die Lippen leise
Der Liebe Lächeln spielet,
Wenn Kön'ge selbst und Weise
Des Tages harren hoffnungslos,
Der aufgeht ohne Licht.

IV.

Wird so auch sterben unser Lied im Herzen,
Die Brust, der es in voller Lust entglühte,
Die Thräne, die zum Lied ward voller Schmerzen,
Das Lachen, das als jauchzend Lied erblühte?

Wird so das Weib, dem Liebeshymnen flossen
Aus Dichterbrust, hin zur Verdammniß wanken,
Das Weib, das unsre Liebe hat genossen,
Die Lippe, ach, von der wir Liebe tranken?

Wird grausam auch der Tod das Aug' umnachten,
Dem unser Bild so schmeichlerisch entstrahlte,
Wo in dem wunderholden, bangen Schmachten
Der Liebe süß Geheimniß keusch sich malte?...

Wo werde ich den Vater, Bruder suchen,
Die Gattin wo, der Kinder blüh'nde Jugend,
Wenn du, Jehova, wirst gerecht verfluchen
Der Sünder Schuld und segnen wirst die Tugend?

Geöffnet sind des Himmels ew'ge Thore,
Zu ew'gem paradiesischen Genusse;
Die Sünder wallen still in düstrem Chore
Den dunklen Pfad dahin zur ew'gen Buße.

O wehe, weh'! mit welchem tiefen Grauen,
In Thränen trüb' die Blicke ganz verloren,
Zum letztenmal sie in den Himmel schauen,
Für den auch ihre Seele ward geboren!

O banges, banges trauervolles Scheiden,
O ew'ge Wonne, ewiges Verderben,
Zugleich versunken seh'n des Lebens Freuden,
Mit ihr zugleich die Hoffnung, je zu sterben!

Selig wäre es, zu sein,
Lebten wir in Ewigkeit,
Denkend nicht der Todespein,
Nicht an jenen bleichen Schein,
Den um's Haupt uns webt die Zeit.

Selig wären wir, begrüßend
Das lebend'ge Thal des Schönen,
Unsre Seelen ganz erschließend
Zions holden Harfentönen,
Und in Ewigkeit genießend. —

Dieser Aetherdüfte Wonnen,
Diesen lieblich luft'gen Tanz,
Den um Blüthen Wind gesponnen,
Und von Millionen Sonnen
Leuchtend lichten Widerglanz.

Dieses Tröpfeln aus den Quellen,
Bunter Vögel luft'ge Schaaren,
Dieses Schäumen dunkler Wellen
Und der Meere mächtig Schwellen
Ohne Stürme und Gefahren....

Selig wäre es, zu sein,
Lebten wir in Ewigkeit,
Denkend nicht der Todespein,
Nicht an jenen bleichen Schein,
Den um's Haupt uns webt die Zeit.

Harfe, komm, dein Ton erklinge,
Sänft'ge mild der Erde Schmerz,
Tröstend in die Seele dringe,
Schmeichlerische Hoffnung singe
In das hoffnungsleere Herz.

Deinen leichten Melodien
Oeffnet sich die Seele wieder;
Aus den vollen Harmonien,
Aus den Himmels-Phantasien
Senkt des Trostes Glück sich nieder....

Erhebung zu Gott.

Auf düstrem, unbekanntem Grabeshügel,
Schwing' ich, wenn Abenddämmrung niedersteiget,
Zum Himmel mich auf des Gebetes Flügel
Für's Weib, das ich geliebt.

An eis'gen Marmor still das Haupt gedrücket,
Zertritt mein Fuß die üpp'ge Blüthenfülle,
Die düstre Blume, die den Rasen schmücket;
So tief bin ich betrübt.

Erhebend meine Seele aus dem Rahmen
Der Welt und aller Wünsche dieser Erde,
Entziffr' ich hier wohl manche theure Namen,
Die längst die Zeit verweht.
Vor heiligem Altar in der Capelle,
Von leisem Zephyr hin und her geschaukelt,
Erleuchtet einer gold'nen Lampe Helle
Mein innig fromm Gebet.

In der Cypresse dunklen Trauerzweigen,
Da hält ein Vogel ein vielleicht im Fluge,
Und in der Dämmrung Klagelaute steigen
Aus weicher Kehl' hervor.
Und von den Fenstern in dem hohen Thurme
Grüßt er der Abendröthe letzte Strahlen,
Und schwingt sich auf den Flügeln wie im Sturme
Zum Riesenkreuz empor.

Ich blicke aufwärts, folge seinem Schwirren,
In heißen Thränen meine Augen badend,
Bis von der rost'gen Riegel dumpfem Klirren
Er auffliegt jäh erschreckt.
Das einz'ge Wesen, das da lebt mit Todten,
Begrüßet mich mit kaltem Grabeslächeln,
Die rauhe Hand hat er mir still geboten,
Die einen Sarg gedeckt.

Gott, vergieb den kranken Sinnen,
Daß sie irdisch noch empfinden!
Acht' es nicht, es zieh' von hinnen,
Wie des Baches Silberrinnen
Stirbt im luft'gen Spiel von Winden

Warum kommst du zu beflecken,
Weltlich Bild, mein rein Gebet?
Bist du ein unheil'ger Schrecken,
Mir vielleicht den Fluch zu wecken,
Den umsonst ich fortgefleht?

Warum mußtest du erscheinen,
Ach! so lieblich hold Gebilde
Mit der Wang', der lilienreinen,
Mit dem Hals, dem schlanken, feinen,
Und der Stirne, klar und milde?

Statt im Glanze sich zu zeigen,
Ihre Schönheit zu erhöhen,
Sah ich weinend sie sich neigen,
Heil'gen Altars Fuß besteigen,
Trauernd an Ruinen stehen.....

Weh'! mit Augen, wirr und traurig,
Seh' ich meine Sünden schleichen,
Seh' die Todten vor mir weichen,
Und die Schläfe heben schaurig
Aus dem off'nen Grab die Leichen.

Wenn ich an den Gräbern stehe,
Denk' ich nicht der Menschheit Schmerz,
Denk' ich nicht an Gottes Nähe,
Nur des Namens, der voll Wehe,
Mir verzehrt das tiefste Herz.

Gott, vergieb den kranken Sinnen,
Daß sie irdisch noch empfinden!
Acht' es nicht, es zieh' von hinnen,
Wie des Baches Silberrinnen
Stirbt im luft'gen Spiel von Winden.

An Mariane.

Lieblich ist die Nacht, und traulich
Mondlicht strahlt am Himmel helle,
Wie ein Lämplein still erbaulich
In entleg'ner Waldcapelle;
Zephyr streicht durch die Gefilde,
säuselt milde,
Wiegend Blüthe, Gras und Baum.
Friedvoll liegt die Welt in Schlummer,
Freud' und Kummer
Zieht vorüber ihr im Traum.
Ich auf treuer Liebeswacht
Hab' die lange düstre Nacht
Klagend unter dem Altane
Dein gedacht.
Ob verhallt auch meiner Seufzer Zittern
Hinter Gittern,
Oeffnest du mir nicht, Mariane,
Tag und Nacht....

Wollt' ich, könnt' ich wohl dir prahlen
Von Palästen, gold'nen Minen,
Von unzähligen Vasallen,
Die in fernem Land mir dienen.
Lügen zu berichten,
Luft'ge Wunder dichten,
Wären leichte Künste mir.
Aber wolltest du mich fragen,
Nimmer sagen
Könnt' ich andres jemals dir,
Als daß in der dunklen Nacht
Ich getreulich hab' gewacht,
Klagend unter dem Altane
Dein gedacht.
Ob verhallt auch meiner Seufzer Zittern
Hinter Gittern,
Oeffnest du mir nicht, Mariane,
Tag und Nacht.

Nur ein armer Dichter bin ich,
Hab' kein Gut als meine Leier,
Eine Seele treu und innig,
Und ein Herz voll Liebesfeuer.
Giebt es dennoch manche Leute,
Die erfreute
Meiner Lieder stiller Schmerz,
Fühl' ich mich doch nicht erhoben
Durch ihr Loben,
Worte sind mir's ohne Herz.
Dichtend hab' ich Tags gewacht,
Aber in der finstren Nacht
Hab' ich unter dem Altane
Dein gedacht.
Ob verhallt auch meiner Seufzer Zittern
Hinter Gittern,
Oeffnest du mir nicht, Mariane,
Tag und Nacht.

Wenn in deinem süßen Schlummer
Klingen an dein Ohr dir leise
Melodien voll Harm und Kummer,
Eine schmelzend düstre Weise:
Das sind nicht die weichen Winde,
Die so linde
Weiter zieh'n mit Sehnsuchtsklang,
Nicht das Rieseln aus der Quellen
Silberwellen,
Ach — es ist mein Schwanensang!
Denn auf treuer Liebeswacht
Habe ich die dunkle Nacht
Klagend unter dem Altane
Dein gedacht.
Ob verhallt auch meiner Seufzer Zittern
Hinter Gittern,
Oeffnest du mir nicht, Mariane,
Tag und Nacht.

Hörst du, wie der Sturmwind ringet
Mit dem Regen bang und schaurig,
Während an dein Fenster klinget
Eine Stimme, ach! so traurig?
Das ist nicht des Sturmes Brausen,
Der im Sausen
Alle Elemente weckt.
's ist die Harfe, die ich schlage,
Deren Klage
Jäh aus holdem Traum dich schreckt.
Denn auf treuer Liebeswacht
Habe ich die dunkle Nacht
Klagend unter dem Altane
Dein gedacht.
Ob verhallt auch meiner Seufzer Zittern
Hinter Gittern,
Oeffnest du mir nicht, Mariane,
Tag und Nacht.

Und dein Bild hab' ich getragen
Zärtlich in dem tiefsten Herzen;
Doch ermüdet dich mein Klagen
Und mein Kommen, meine Schmerzen,
Wirst du's endlich mir verwehren,
Dir zu stören
Deines Schlummers Süßigkeit, —
Sprich'! Die Leier ich zerschelle,
Daß entquelle
Nimmer ihr mein Liebesleid.
Doch verdammst du sonder Reue
Meine Lieb' und meine Treue,
Hast mein Weinen am Altane
Du verlacht,
So erstirb der Klage Zittern
An den Gittern,
Oeffne nimmer sie, Mariane,
Tag und Nacht.

Ganz ein Kind des modernen, unglücklichen und zerrissenen Spaniens war der Dichter Jose de Espronceda. Derselbe ward 1810 zu Almendralejo in Estremadura geboren. Seine erste Erziehung erhielt er in Madrid, wo sich seine poetischen Anlagen unter der Leitung Alberto Lista's aufs glücklichste entwickelten. Schon als Kind zeigte er in seinem ganzen Streben eine maßlose Leidenschaftlichkeit; kaum vierzehnjährig trat er dem republikanischen Geheimbunde der „Numantiner" bei, und ward nach der Entdeckung desselben längere Zeit in ein Kloster zu Guadalajara gesperrt. Nachdem seine Freilassung erfolgt war, begab er sich zuerst nach Madrid; bald aber trieben ihn die politischen Wirren und seine Abenteuerlust aus dem Vaterlande. Ueber Lissabon, wo er sich längere Zeit aufhielt, ging er nach London, und hier verdankte sein empfängliches Gemüth dem Studium der englischen Literatur, vorzüglich Byrons, die nachhaltigsten Anregungen. Später siedelte er nach Paris über, trat hier in freundschaftliche Beziehungen zu Victor Hugo, kämpfte in den Julitagen 1830 auf den Pariser Barricaden für die Freiheit, und kehrte 1833, auf Grund einer allgemeinen Amnestie, nach Spanien zurück. Er erhielt eine Stelle in der königlichen Leibgarde und übernahm später die Redaction des Journals „El Siglo" (Das Jahrhundert); die maßlose Haltung dieses Blattes zog ihm indessen vielfache Verfolgungen zu, und als er dasselbe eines Tages nur mit den Ueberschriften der Artikel, ohne weiteren Inhalt, erscheinen ließ, ward es unterdrückt, und Espronceda mußte flüchten. Die Revolution von La Granja fand ihn als einen ihrer eifrigsten Parteigänger, und die damals herrschende Partei belohnte ihn für seine demokratischen Bestrebungen mit der Stelle eines Gesandtschaftssecretärs im Haag. Hier wurde er von einer schweren Krankheit befallen; er kehrte nach Madrid zurück, wo er am 23. Mai 1842 in der Blüthe seiner Jahre starb.

Espronceda war ein Dichter von hohem Talent; er würde Ausgezeichnetes geleistet haben, wenn er sich nicht über die Grenzen weggesetzt hätte, welche jedem Kunstwerk zu Grunde liegen müssen. Excentrisch im Leben wie in seinen poetischen Productionen, trieb ihn seine düster glühende Einbildungskraft über jedes künstlerische Maß hinaus, und er suchte Byron und Hugo an dämonisch schauerlichen Phantasien und diabolischen Einfällen zu überbieten; doch fehlte ihm der sittliche Hintergrund, die Größe der Seele, die bei Byron uns selbst aus seinen Zerrbildern mit glänzenden Augen anschaut. Der Kern seiner Poesie ist Verzweiflung, Verzweiflung an Gott, an Welt, Menschen, an der Zukunft und sich selber. Es ist eine Poesie der Verneinung und des Hasses, in deren schneidende Dissonanzen dennoch plötzlich volltönende Accorde, süße Harmonien fallen, daß der Leser entzückt aufhorcht. So finden sich in seinem unvollendet gebliebenen Gedicht „Pelayo" Stellen ergreifender Schönheit. Brinkmeier sagt von der Poesie des Espronceda: Es ist die wahrhafte Poesie des Lazarus im Grabe, ohne die Erwartung eines Befreiers! Espronceda lacht nicht wie Larra, er ergießt sich nicht in unbestimmte Klagen wie Werther; noch weniger sucht er die Phantasie des Südens zu ergötzen. Seine wahrhaft nationale Begeisterung ist das Phlegma in der Verzweiflung, das Gefühl des muselmännischen Verhängnisses mitten unter den Zuckungen unserer Zeit. Weder ein Seufzer, noch eine Thräne, noch ein bewegtes Wort; wohl aber Verstockung gegen sich selbst und gegen Andere. In seinen berühmtesten Stücken, „El Condenado à la muerte", „El Mendiante", „El Verdugo", der „Cancion del Pirata", hemmt der Stolz, vom Menschengeschlecht geächtet zu sein, alle Klage; Jeder von ihnen macht sich in seiner Hölle zum Könige einer verfluchten Gesellschaft. Die Romantiker Deutschlands und Frankreichs beweinen ihre verlorenen Illusionen; in Italien ergeben sich Manzoni, Silvio Pellico auf fromme Weise in ihr Schicksal; der Instinct des Spaniers aber besteht darin, weder ein Bedauern für die Vergangenheit, noch eine Hoffnung für die Zukunft zu besitzen. Statt die Ungerechtigkeit des Schicksals anzuklagen, hüllt sich in dem Gedicht „El Mendiante" der Proletarier Espronceda's in prächtige Verse; man sehe ihn nur, wie er sich stolz an den Strahlen dieser ungeselligen Poesie wärmt.

„Die Welt gehört mir. Ich bin frei wie die Luft; die Anderen arbeiten, damit ich esse; der Reichthum ist eine Sünde, die Armuth heilig. Gott selbst macht sich oft zum Bettler."

Ein Gesang voll wilder Erhabenheit ist das Lied des Henkers.

„Sie sind gerecht, und ich bin verflucht! Ohne Schuld bin ich strafbar! Seht den Mann, welcher mir einen Tod bezahlt; mit welcher Verachtung wirft er mir aus der Ferne das Geld hin, mir, seines Gleichen!

„Die Folter, welche die Knochen zerbricht, das krampfhafte Seufzen des Verurtheilten, der Schrei der durch den Schlag mit dem Beile zerstörten Nerven sind meine Freude, und das Geräusch, welches auf die Platten hinrollend der in einem Strome von Blut schwimmende Kopf hervorbringt, während die wilde Menge meine heitere Stirn auf dem Schaffotte glänzen sieht; sie zittern, und ich strahle vor Freude. Denn in mir athmet der Zorn der ganzen Menschheit, die Grausamkeit ihrer gottlosen Seelen ist ganz auf mich übergegangen; ich vollziehe ihre Rache sowohl als die meinige, und finde Freude in meinem eigenen Entsetzen.

„Ueber die Großen, welche das Gesetz unter ihre Füße treten, haben die Völker den Henker auf den Schultern eines Königs erhaben gesehen; und als der König gestorben, hat sich der Henker gesättigt, sich vor Freude berauscht, und sein Weib und seine Kinder haben seine Munterkeit bemerken können. Statt des gewohnten finstern Blicks haben sie das bittere Lächeln auf seinen Lippen sich mit dem unheimlichen Blitze vermischen sehen, welcher aus seinen Augen hervorschoß. Der Henker mit seinem Hasse hat sich auf dem Throne niedergelassen; das zitternde Volk zu seinen Füßen hat in ihm den König der Rache erkannt.

„In mir lebt die Geschichte, welche das Schicksal mit Blut geschrieben hat; in den blutigen Seiten hat Gott selbst meine Gestalt eingegraben. Die Ewigkeit hat tausend Jahrhunderte verschlungen, und gleichwohl findet die Bosheit noch immer in mir ihr lebendes Denkmal wieder. Vergeblich sucht der Mensch, von Stolz getrieben, sich zu der Quelle des Lichts zu erheben; der Henker führt auch bei den Jahrhunderten den Vorsitz. Jeder Blutstropfen, der mein Gesicht besudelt, klagt ein Verbrechen mehr bei den Menschen an; und gleichwohl lebe ich noch, ein treuer Zeuge der verflossenen Zeitalter, ich, dem hundert erzürnte Schatten immer hintennach folgen!

„Ach, warum ist der Henker dein Vater; warum bist du, mein Sohn, so rein, so hold! In deinem Munde leiht ein Engel deinem kindlichen Lächeln seine Anmuth. Wehe! Deine Reinheit, deine Unschuld, deine sanfte Schönheit flüstern mir nur Schrecken ein. Weib! wozu nützt deine Zärtlichkeit diesem Unglücklichen? Zeige dich als mitleidige Mutter: erwürge ihn, das ist für ihn Glückseligkeit. Was liegt daran, wenn die Welt dich grausam nennt? Willst du, daß er nach mir denselben Weg betrete? Willst du, daß er dich einst verfluche? Denke daran, daß du den, welchen du jetzt unschuldig spielen siehst, einst verbrecherisch und verflucht sehen wirst, wie ich es bin!"

Schwerlich hätte dieser Kriegsschrei, des Blutbades überdrüssig und von der Höhe des Schaffots gegen das Menschengeschlecht ausgestoßen, aus einem andern Lande hervorgehen können, als aus dem noch von dem Blute der Parteien triefenden Spanien. Diese furchtbare Poesie ist das Zähneknirschen der Schriften bei einem lebenden Volke. Nach dem Taumel des wilden Thieres findet gegen das Ende der Mensch sich wieder. Die flehentlichen Worte der letzten Stanze sühnen die wilde Freude des Anfangs.

In hoher Bewunderung steht jenseits der Pyrenäen seine im Jahre 1834 gedichtete Hymne „An die Sonne". Wirklich wetteifert in ihr die spanische Sprache mit den Sonnenstrahlen an Pracht, die Stanzen färben sich purpurroth an den Strahlen der Morgenröthe. Der Dichter richtet in den ersten vier ungleichmäßigen Stanzen ein begeistertes Loblied an

die Sonne und fährt dann fort: „Wie viele Jahrhunderte ohne Ende hast du in ihrem unerforschlichen Abgrunde versinken, wie viel Glanz, Hoheit und Macht bevölkerter Reiche verschwinden sehen! Wie viele waren noch vor dir! Aus dem schattigen Gebüsch reißest du Blätter, die sich dann im Kreise drehn und von der Wuth des Sturmes dahingetrieben werden.“

Mitten in dieser Begeisterung für den Quell des Lichts aber unterbricht sich der Dichter; er sieht den Augenblick voraus, wo die glänzende Sonne Spaniens erbleichen und ohne Morgen in der Nacht erlöschen wird. Und wo giebt es denn für diese Menschen noch eine Hoffnung, wenn sie selbst auf dem Antlitze der andalusischen Sonne schon die Falten und das nahe Dunkel erblicken?

Eines der vollendetsten Gedichte Espronceda's ist „El Estudiante“; diese bei dem Volk unter dem Namen des „Studenten Lisardo“ bekannte Legende ist so populär, daß man sie ihrer Zeit auf allen Gassen singen hörte. Sie ist mit einer Kraft behandelt, welche an die in die Gluth des Südens getauchte Sprache Miltons erinnert. Der Don Juan des neuen Spaniens ist an die Schritte einer jungen verschleierten Frau gefesselt. Er folgt ihr, und steigt mit ihr eine unendliche, schneckenförmig gewundene Treppe hinab. Nichts schreckt ihn; endlich hört man in der Oede einen unterdrückten Liebesseufzer. Es ist die Tiefe der Hölle. Ohne zu erschrecken oder unruhig zu werden, reißt der Student der Frau, die ihn nach sich gezogen hat, den Schleier ab; aber unter diesem Brautschleier ist nur ein scheußlicher Leichnam verborgen, und mitten unter dem Jubelgesange der Hölle wird die Vermählung des Spaniers und des Leichnams in der Ewigkeit gefeiert. Ein grausiges Bild, noch düsterer, wenn man hier Spanien selbst die unendliche Wendeltreppe hinabsteigen und es durch den Dichter im Voraus belehrt werden sieht, was seiner an dieser letzten Stufe der Verblendung und des Schwindels wartet. Er entreißt dem Leichname den Schleier, bevor die Verbindung für immer geschlossen ist. Und wenn zufällig die Kirche, so wie sie jetzt ist, die Todte wäre, er würde den Muth haben, es offen und frei zu sagen, damit dieses ritterliche Volk sich eine andere Braut suche.

Die erwähnte „Cancion del Pirata“ ist ein wildes Lied; der Pirat sieht sich als den König der Meere an, dessen Zorn zu fürchten sei, und schließt jede Strophe mit dem Refrain:

„Meine Barke ist mein Schatz,
Und der Sieg, das ist mein Gott;
Wind und Gewalt ist mein Gesetz,
Mein einzig Vaterland das Meer.“

Als der jungen neuromantischen Schule angehörend ist auch Nicomedes Pastor Diaz zu nennen, der schon als Kind dichtete, und dessen herrliche Compositionen eine sympathische Schwermuth athmen, der aber auch mit der Allgewalt einer glühenden Dichterseele und mit der Kraft der Gedanken seine Nation entzückt; er ist eingeweiht in den Zauber der Mondnächte, und die süßesten und erhabensten Töne stehen ihm zu Gebot.

Von den beiden Dichter-Brüdern Bermudez de Castro, Salvador und Jose, ist der Letztere ungleich bedeutender; auch in seinen Compositionen lodert ein wildes Feuer, und die innere Zerfahrenheit und Lust am Schauerlichen treibt ihn, wie Espronceda, über die Grenzen der Schönheit hinaus. Von seinem aus fünf verschiedenen Bildern bestehenden Gedicht: „El dia de difuntos“ sagt Brinkmeier, daß es tief ergreifend und wahrhaft schauerlich sei, ein Seitenstück zu Larra's Dia de difuntos, nur daß der letztgenannte Dichter den Untergang eines ganzen Volkes bejammert. In der ersten Abtheilung erzählt er, wie am Tage aller Seelen Jeder, der dort einen Todten habe, nach dem Kirchhofe gezogen sei, um das Grab mit Blumen und Lichtern zu schmücken. In der zweiten Abtheilung geht der Dichter selber zum Gottesacker. Er fühlt sich hier einsam und verlassen, er hat keinen Todten dort, keins der Gräber interessirt ihn. Viele öde verlassene, von hohem Unkraut überwachsene

Gräber sieht er, um die sich Niemand kümmert, auf denen kein freundliches Licht brennt, und er fühlt ein tiefes Weh, und tritt näher.

In der vierten Abtheilung geht der Dichter die gräßlichsten Möglichkeiten durch: — Vielleicht liegt dort Einer, der mit Jammer seines früheren Menschseins gedenkt; er findet nicht das Vergessen, welches er suchte, findet in Ewigkeit nicht das Nichtsein, welches er suchte; ein Anderer zittert vielleicht vor Kälte in der feuchten Erde und sehnt sich vergeblich in alle Ewigkeit nach Wärme; ein Anderer ist einsam und verlassen und sehnt sich nach einem Gefährten; wieder ein Anderer, gräßliches Schicksal! kann auf ewig seinen Liebesgram nicht überwinden, nun er sich so vergessen und verlassen sieht von ihr und von Allen, die ihm theuer waren; schrecklicher Gedanke, zu wissen, daß man vergessen ist, nachdem man nur einen kurzen Augenblick glänzte! Könnten die, die da ruhen, aus ihren Gräbern heraus, um sich in den Strahlen des Mondes zu baden, könnten sie einmal auf die lebende Erde zurück, ihre dürren Ellenbogen auf den Tisch des Zimmers stützen, in welchem ein großer Theil ihres Lebens verfloß!... Und gar, wenn den Todten die Erinnerung bleibt, und sie könnten dort von der Eifersucht erfaßt werden, und müßten ruhig daliegen, während das Weib ihrer Liebe, für das sie die Seele hingegeben hätten, sie vergessen hat und in den Armen eines Andern ruht; mit ohnmächtiger Wuth von dem dunkeln Grabe aus sehen müssen, wie sie einen Andern küßt, ohne es ändern zu können; und dann nicht eine Nacht sich in ihrem Zimmer verbergen, und, wenn sie, vom Balle heimgekehrt, ihr Gewand aufnestelt, und vor dem Spiegel die Blumen aus den Haaren lösend, an die Liebesworte und Schmeicheleien denkt, die sie eben gehört hat, in dem hellen Lichte als klapperndes Gespenst mit höhnischem Lachen vor sie hintreten können!... einen langen, eiskalten Kuß auf ihre Rosenlippen drücken, mit der Knochenhand ihre Hand ergreifen, und sie mit hohler Grabesstimme fragen, wie sie den Eidschwur gehalten, den sie ihm vor dem Sterben gethan, daß sie ihm nachfolgen wolle, und ihr sagen, daß sie nun mitkommen müsse, das Lager sei bereit! — Der Dichter scheint hier wirklich alles Gräßliche zusammengesucht zu haben, und kommt dann in der fünften Abtheilung auf sich selbst zurück. Diese Gedanken haben ihn tief ergriffen und nagen an seinem Leben. Nichts aber, meint er, könnte entsetzlicher sein, als in einer ewigen Nacht wachend im Grabe zu liegen. Dann hätte der Mensch gegen das Schicksal keine Zuflucht mehr, dann wäre nicht einmal das Dunkel des Grabes mehr ein sicherer Hafen, und nicht einmal die Hoffnung der Ruhe, welche dem Ende aller Tage folge, könne ihn in seiner Qual trösten.

Von Jose de Castro rühren auch einige vortreffliche Novellen her.

Einer der populärsten jüngeren Lyriker ist Jacinto Salas y Quiroja. Seltsam ergreift uns oft in seinen Gedichten eine phantastische Frömmigkeit, der er sich mit poetischer Schwelgerei hingiebt. Immer weiß Salas diejenigen Töne anzuschlagen, welche in empfindungsvollen Herzen den lebhaftesten Wiederhall finden, und deshalb gehören seine Poesien zur Lieblingslectüre des spanischen Publicums.

Auch Patricio de la Escosura bereicherte die moderne Poesie durch hochpoetische Compositionen, aus denen der schmerzliche Mißklang eines in seiner Tiefe zerrissenen Geistes tönt, jenes Weltschmerzes, der auf der Grenzscheide einer untergehenden und einer erst im Keimen begriffenen Gesellschaft so natürlich war. Aber der Skepticismus und die Zerrissenheit Escosura's ist von dem Glanz schwungvoller Poesie umflossen. Er wurde 1807 geboren und gehörte zu den Schülern Lista's. Als Mitglied des republikanischen Geheimbundes der „Numantiner" verfolgt, mußte er flüchtig werden; später jedoch nahm er Partei für die Moderados, und je nachdem diese Partei zur Herrschaft gelangte oder in den Hintergrund gedrängt ward, betheiligte er sich als Staatsmann am politischen Leben, oder lebte er in der Zurückgezogenheit als Literat.

Während er als Officier im Felde stand, schrieb er die schauer- und phantasiereiche

Dichtung: „El bulto vestido de negro capuz“ (Die Gestalt im schwarzen Schleier). Alfonso Garcia, ein glühender Patriot, ist von der Regierung zum Tode verurtheilt worden. Am Tage vor seiner Hinrichtung hat ein Jüngling um ein Nachtlager im Gefängniß gebeten; es ist ihm gewährt worden, und derselbe schickt sich an, am nächsten Morgen der Hinrichtung beizuwohnen. Alfonso wird zum Schaffot geführt; er betet inbrünstig; der Jüngling steht, in eine schwarze Capuze gehüllt, zitternd neben dem Henker. Dieser erhebt das Schwert. Da stürzt sich der Jüngling dem Verurtheilten in die Arme und — Alfonso! Meine Blanca! ertönt es — sie vereinigen ihre Lippen zu einem langen, letzten Kuß, in demselben Augenblick fällt das Schwert des Henkers und trennt mit einem Schlage beide Häupter vom Rumpfe.

Glänzender noch als in seinen Poesien zeigt sich das Talent Escosura's in seinen historischen Romanen. „El conde de Candespina“ und „Ni rey, ni Roque“ sind mustergültige Romane des modernen Spaniens.

Francisco Pacheco, dessen Hauptverdienste auf publicistischem Gebiet zu suchen sind, fand eine Zuflucht vor den Gräueln der Gegenwart in Liedern voll sinniger Schönheit und lieblicher Innigkeit.

Auf humoristischem Gebiet sind nach Larra Antonio Maria Segovia, Modesto Lafuente und Sebastian de Miñano zu nennen. Originalität, Reinheit der Sprache, geist- und lebensvolle Darstellung und strenger Eifer für den Fortschritt des Vaterlandes zeichnen diese Schriftsteller aus.

Begabter und interessanter noch als die Genannten erscheint Ramon de Mesonero y Romanos. Derselbe wurde am 10. Juli 1803 zu Madrid geboren. Nachdem er eine Zeitlang nothgedrungen die Geschäfte seines früh verstorbenen Vaters hatte fortführen müssen, widmete er sich später völlig der Literatur. Mit unablässigem Eifer studirte er die Geschichte seiner Vaterstadt, forschte monatelang mit unermüdlicher Geduld in den Archiven Madrids und in alten Chroniken, und veröffentlichte endlich im Jahre 1831 als Ergebniß seiner Studien seinen: „Manuel de Madrid, descripcion de la corte y de la villa“ (Führer von Madrid, Beschreibung des Hofes und der Stadt), ein, der Anlage und Ausführung nach, vortreffliches Werk, vortrefflich in historischer, statistischer und topographischer Hinsicht, welches durch seine lebendigen Schilderungen der Sitten und Zustände Madrids einen pikanten Reiz erhält.

Der Erfolg dieses Buches war ein so außerordentlicher, daß in wenigen Monaten die erste Auflage vergriffen war. Dieser Beifall diente Mesonero zum Wegweiser für seine späteren Productionen; binnen nicht allzu langer Zeit ließ er unter dem Namen „El curioso parlante“ (Der neugierige Schwätzer), eine Reihe von Sittenschilderungen und Lebensbildern Madrids erscheinen, deren humoristische Anmuth und Originalität, deren lebendige Auffassung und geistvolle Darstellung das Publicum entzückten. Die Engländer Addison und Sterne und die Franzosen Mercier und Jouy waren seine Vorbilder gewesen. Die erste Reihe dieser, in verschiedenen Journalen erschienenen Aufsätze gab Mesonero als selbstständiges Werk unter dem Titel „Panorama Matritense“ heraus; später fügte er die zweite Reihe seiner Schilderungen hinzu und ließ das vollständige Werk unter dem Titel „Escenas Matritenses“ erscheinen. Ueber den Zweck seines Buches spricht sich Mesonero selber in der Vorrede dahin aus: er hoffe damit die Irrthümer zu berichtigen, welche von Ausländern über Spanien verbreitet worden sind; er wolle, nachdem er das physische Madrid geschildert habe, ein lebendiges Gemälde des moralischen Madrid entwerfen, welches bei weitem nicht von Allen denen, die darin eine Rolle spielen, gekannt sei. Eines der wesentlichsten Mittel, um den moralischen Menschen auf den Weg der Vervollkommnung zu führen, bestehe darin, daß man ihn lehre, sich so zu sehen, wie er sei. In dieser Absicht hat Mesonero den Spaniern einen Spiegel vorgehalten, und hat die Resultate seiner Beobachtung mit treffender

— Sicherheit und reichem Humor in seinen Schriften niedergelegt. Er hat Artikel geschrieben, in denen er die Sitten schildert, welche Spanien von seinen Vorfahren ererbt hat; er hat Artikel geschrieben, welche den Raub, den das Ausland an der Originalphysiognomie Madrids begangen hat, veranschaulicht. In anderen Aufsätzen läßt er den Kampf zwischen den alten Nationalisten und dem Geist der Neuerung erkennen. Wieder andere Artikel sind voll so komischer Verwicklungen, daß sie beim Lesen wie ein reizendes altes Lustspiel wirken. Einige Schilderungen hingegen sind ernst und philosophisch gehalten, wie „La casa de Cervantes“ (Das Haus des Cervantes), und „El campo santo“ (Der Gottesacker). Rein und tadellos, oft pikant und lustig ist die Sprache Mesonero's, der Stil fließend, elegant, und doch blühend.

Mesonero war ein Feind des Romanticismus, wie er sich in seiner Ausartung gerirte; er verhöhnte denselben in dem Artikel: „Der Romanticismus und die Romantiker“. Wir theilen diesen Aufsatz in einer Uebersetzung, welche sich in der Brinkmeier'schen Literaturgeschichte befindet, als Probe seiner Schilderungsweise, hier mit:

— Wäre es möglich, alle Stimmen der jetzigen europäischen Generation in ein einziges Echo zusammenzudrängen, so leidet es kaum einen Zweifel, daß vom Tajo bis zur Donau, und von der Nordsee bis zur Meerenge von Gibraltar das Wort: „Romanticismus“ das herrschende sein würde. Und, seltsam! eben dieses so beliebte, so bequeme Wort, welches wir auf Personen wie auf Sachen, auf die Wahrheiten der Wissenschaft wie auf die Illusionen der Phantasie anwenden; dieses Wort, dessen sich alle Federn bedienen, das alle Zungen wiederholen, entbehrt trotzdem noch immer einer genauen Definition, die seinen wahren Sinn genau und deutlich ausspräche. Wie viele Reden, wie viele Controversen haben die Gelehrten verschwendet, um diese Frage gründlich zu lösen! Und wie viel widersprechende Meinungen, welche extravaganten Systeme kamen dabei zum Vorschein! — Was ist der Romanticismus eigentlich? fragte das Publicum, und die Gelehrten behaupteten, ein Jeder nach seiner Weise, die Einen, er sei der Inbegriff des Idealen und Romantischen, Andere im Gegentheil, er könne ohne das Historische gar nicht bestehen; noch Andere haben in ihm die Natur in ihrer ganzen Wahrheit, Andere die Phantasie in ihrer ganzen Lügenhaftigkeit zu sehen geglaubt; die Einen meinten, er eigne sich zur Schilderung des Mittelalters, die Andern fanden ihn auch auf die Neuzeit anwendbar; diese wollten ihn mit der Religion und Moral verbrüdern, jene ihn von beiden lostrennen; ja, Einige giebt es, welche ihn unter bestimmte Regeln bringen wollen, und endlich Andere, welche behaupten, seiner Natur nach dulde er überhaupt gar keine Regel. — Kurz, da die jetzige Generation die Gebieterin dieser vorgeblichen Entdeckung, dieses magischen, unbeschreibbaren, phantastischen Talismans ist, so schien ihr auch Alles vollkommen geeignet zu sein, durch dieses verführerische Prisma betrachtet zu werden; und nicht zufrieden, dem Romanticismus die Literatur und die schönen Künste zu unterwerfen, die ihrem vagen Charakter zufolge der Phantasie mehr Spielraum gestatten, hat die jetzige Zeit ihn auch auf die Vorschriften der Moral, auf die Wahrheiten der Geschichte, auf den Ernst der Wissenschaften angewandt, wobei es nicht an Leuten fehlte, die unter diesem neuen Paniere sich zu allen moralischen und politischen, wissenschaftlichen und literarischen Extravaganzen versteigen zu dürfen glaubten. — Der dreiste Schriftsteller, welcher die Gesellschaft als verdorben schildert, während er zu gleicher Zeit, sie durch seine Schriften noch mehr verderbt; der Politiker, welcher alle Systeme übertreibt, entstellt und ihnen widerspricht, und dabei behauptet, er vereinige in seiner Lehre den Feudalismus und die Republik; der Historiker, welcher die Geschichte poetisirt; der Poet, welcher eine phantastische Gesellschaft erdichtet, und sich beklagt, daß sie sich in diesem Bilde nicht erkenne; der Künstler, welcher die Natur noch schöner zu malen behauptet, als sie in der Wirklichkeit sei — alle diese Manien, die zu irgend einer Zeit existiren mußten, und in frühern Jahrhunderten für Verirrungen der Vernunft oder für menschliche Schwächen gelten mochten, alle diese Manien hat die weiter fortgeschrittene und scharfsinnigere Gegenwart als den „reinen Romanticismus“ hingestellt. „Das Nothwendige haftet,“ hat ein berühmter Schriftsteller gesagt. Damit soll keineswegs behauptet werden, daß das, was man heutzutage unter Romanticismus versteht, sondern daß alles Uebertriebene in Thorheit auszuarten pflegt, und aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, haftet auch die Romanticomanie. Aber sie haftet nicht nur, sondern sie erleidet, im Gegensatz von andern contagiösen Krankheiten, bei der Fortpflanzung eine so totale Umwandlung, daß dasjenige, was ursprünglich erhaben sein mag, nachher in das Lächerliche umschlägt, und daß, was bei dem Einen ein Ausfluß des Genies war, bei Andern zu völliger Narrheit wird.

Und so geschah es, daß ein junger Bursche, der um 1811 an unserm Hofe und in der Straße San Mateo wohnte und der Sohn des französischen Generals Hugo war und Victor hieß, dem Romanticismus da begegnete, wo man ihn am wenigsten erwarten sollte — in dem adligen Seminare. Und der junge Mensch erkannte das, was wir nicht zu schätzen wußten und seit zwei Jahrhunderten mit Calderon begraben hatten. Und Hugo kehrte mit diesem Urstoffe nach Paris zurück, modelte ihn dort à la française, und wie gewöhnlich mit seinem Erfindungspatente

versehen, eröffnete er seinen Laden und nannte sich den Messias der Literatur, der gekommen sei, sie von der Sklaverei der Regeln zu erlösen. Eifrig strömten die Poeten ihm zu, und die Heerde der Nachahmer (imitatorum servum pecus, wie Horaz sie nennt) bemühte sich, ihn noch zu übertreffen und seine Uebertreibungen weit hinter sich zu lassen; und die Poeten steckten die Novellisten an, diese die Historiker, diese die Politiker, diese alle übrigen Männer, diese die Weiber, und so drang dieses bereits verdorbene Gift über Frankreich hinaus, durchzog ganz Europa, gelangte dann nach Spanien und kam in Madrid an (von wo es rein ausgegangen war), und gerieth dann aus einer Feder in die andere, aus einem Kopfe in den andern, endlich in den Kopf und die Feder meines Neffen, und zwar in einer Weise, daß weder Victor Hugo selbst noch auch das Adelsseminar es wiedererkannt haben würden.

Die erste Anwendung, welche mein Neffe von einer so wichtigen Acquisition machen zu müssen glaubte, nahm er an seiner eigenen physischen Person vor, indem er dieselbe dadurch zu poetisiren suchte, daß er die Romantik auf die Toilette anwandte; „denn," sagte er, „das Aeußere eines Romantikers muß gothisch, spitzbogenartig, pyramidal und emblematisch sein." Sofort begann er alte Bücher und Bilder hervorzusuchen und die Trachten zur Zeit der Kreuzzüge zu studiren, und fand er dann in einem wurmstichigen, verstäubten Codex irgend eine Gestalt, die zur Verzierung eines Initialbuchstaben diente und oft genug nur von einer kindischen, ungeübten Hand gekritzelt war, so hielt er seine Mühe für trefflich angewandt, und suchte dann dieses Bild des Mittelalters an seiner Person auszuführen. Durch diese und ähnliche Experimente brachte er es bald dahin, daß man ihn als den romantischen Typus in ganz Madrid betrachtete, und daß er allen jungen Leuten, welche nach dieser neuen, ich weiß nicht ob Wissenschaft oder Kunst, strebten, zum Modell diente. Der Wahrheit gemäß muß ich indeß gestehen: hätte ich die Sache nur von der ökonomischen Seite betrachtet, so hätte ich wenig oder gar keinen Grund zur Klage gehabt. Denn indem mein Neffe seine Tracht zu vereinfachen strebte, gelangte er endlich zu einer so ascetischen Strenge, daß selbst ein Eremit einem Schneider mehr zu thun gegeben haben würde. Zunächst schaffte er den Frack ab, weil er aus den Zeiten des Verfalls herrühre, und obwohl er nicht völlig mit dem Ueberwurfe zufrieden war, unterhandelte er doch mit demselben, weil er der Fähigkeit des Ausdrucks am nächsten käme. Sodann entfernte er den Rockkragen, als überflüssig, darauf den Hemdekragen, als unnütz, dann die Ketten, Uhren, Knöpfe und Busennadeln, als kleinlich und mechanischen Ursprungs, darauf die Parfums, die Pomaden, die Stiefelwichse und die Rasirmesser, und tausend andere Dinge, welche uns, die wir noch nicht zu der romantischen Vollkommenheit gelangt sind, als unerläßlich und de rigueur erscheinen.

Die ganze Ausstaffirung seiner Person blieb daher beschränkt, erstens auf ein enges Beinkleid, welches die Muskeln seines Beines hervortreten ließ, ferner auf einen bis an den Hals verschlossenen, faltenartigen Ueberwurf, ein schwarzes, nachlässig um den Hals geschlungenes Tuch und auf einen kühn auf die linke Schläfe gedrückten Hut von mysteriöser Form. Von dem unteren Rande desselben hing an jeder Seite ein Streifen von schwarzem lackirtem Leder herab, welche, eine doppelte convexe Wölbung bildend, bis unter die Ohren hinabreichten und diese dem Auge des Zuschauers entzogen. Backenbart, Schnurrbart und Stutzbart, als Fortsetzung dieser Vermummung, gestatteten kaum, daß die blassen Wangen, zwei schmale Lippen, eine dünne Nase, zwei große, schwarze, finsterblickende Augen, und eine dreieckige prophetische Stirn hervorschimmerten. So war das „wahre Bild" meines Neffen, und es ist nicht zu verwundern, wenn eine so traurige Einförmigkeit, ich weiß nicht was Unglückweissagendes und Lebloses darbot, so daß ich nicht selten, wenn er mit gekreuzten Armen und auf die Brust gesunkenem Barte in seine verschrobenen Gedanken verloren dasaß, zu zweifeln anfing, ob er es wirklich selbst, oder ob es nur seine auf einen Stock gehängte Kleidung sei; und mehr als einmal begegnete es mir, daß ich ihn von hinten anredete, während ich ihm in das Gesicht zu sehen glaubte, und daß ich ihm auf die Brust klopfte, statt auf den Rücken.

Kaum sah er sein Aeußeres romantisirt, als er seine ganze Aufmerksamkeit darauf richtete, auch seine Ideen, seinen Charakter und seine Studien zu romantisiren. Zuvörderst erklärte er mir rund heraus, daß es seiner Absicht entgegen sei, irgend einer der von mir vorgeschlagenen Carrièren zu folgen, indem er zugleich versicherte, er fühle in seinem Herzen etwas Vulcanisches, etwas Erhabenes, das mit der mathematischen Genauigkeit und den Gesetzesformeln unverträglich sei; und nach langen Discussionen kam er endlich zu dem Schlusse, diejenige Laufbahn, welche seinen Umständen am meisten entspreche, sei die des Dichters, weil sie allein es sei, die zu dem Tempel der Unsterblichkeit führe. Um erhabene Inspirationen aufzusuchen, und ohne Zweifel in der Absicht, seinen Charakter finster und grabesmuthig auszubilden, streifte er Tag und Nacht auf den Friedhöfen und in den anatomischen Anstalten umher, hielt mit Todtengräbern und Physiologen vertraute Freundschaft, erlernte die Sprache der Eulen und Käuze, kletterte auf steilen Felsen umher und verlor sich in das Dickicht der Gebüsche, befragte die Ruinen der Klöster und Meierhöfe, die er für gothische Schlösser hielt, untersuchte die giftigen Eigenschaften der Pflanzen, prüfte die Spitze seines Dolches an mehreren Thieren und beobachtete ihre Todeskämpfe. Statt der Bücher, welche ich ihm empfahl, Cervantes, Solis, Quevedo, Moreto, Melendez, Moratin, griff er zu Victor Hugo, Balzac, Sand, Soulié, erfüllte sich ganz mit Byrons bezaubernden Phantasien und mit d'Arlincourts verzerrten Gemälden; nicht eine einzige theatralische Mißgeburt der Franzosen entging ihm, keiner von Hoffmanns phantastischen Träumen, und in Augenblicken, in denen er weniger zur Melancholie geneigt war, studirte er Galls Schädellehre oder Volney's Meditationen.

Als er sich tief genug in die diabolische Stimmung versenkt zu haben glaubte, hielt er sich für völlig im Stande, seine Feder in Thätigkeit zu setzen, und kritzelte einige Dutzend „Fragmente" in poetischer Prosa, und schrieb einige „Cuentos" in prosaischen Versen. Alle aber fingen mit Gedankenstrichen an und schlossen mit „Fluch!" Einige waren ausgeschmückt mit „vermummten Gestalten", „unglückweissagenden Raben", „riesigen Menschen", „höllischem Gelächter", „gierigen Geiern", „Burgverließen", „Hohngelächter der Hölle", „Kirchhöfen" und „Grabeskreuzen". Gewöhnlich hatten diese „flüchtigen" Compositionen eben so unbegreifliche und leere Titel, als sie selbst waren, z. B. „Was ist's!!!" — „Nein!!!" — „Weiter!!!" — „Ist's möglich?" — „Wann?" — „Vielleicht!" ... — „Oremus!".

Soviel von der Form seiner Dichtungen. Was ihren Inhalt, die Gedanken betrifft, so kann ich nur sagen, daß mein Neffe mir an der einen Stelle als ein großer Poet, an der andern als ein vollständiger Narr erschien; bisweilen ergriff mich ein Schauder, wenn ich ihn den Selbstmord besingen oder unsinnige Zweifel an der Unsterblichkeit der Seele aussprechen hörte; und wieder bei andern Gelegenheiten hielt ich ihn für einen Heiligen, wenn er das Himmelslächeln der Engel schilderte oder feurige Apostrophen an die Mutter Gottes richtete. Ich weiß nicht gewiß, was er von dem Allen dachte, glaube indeß, man nimmt am sichersten an, daß er gar nichts dachte und selber nicht wußte, was er sagen wollte.

Uebrigens brachte es mein Neffe durch solche Verzückungen doch endlich dahin, daß er sich von einer Schaar von Lehrlingen im Delirium bewundert sah, die ihm wie betäubt zuhörten, wenn er mit monotoner Grabesstimme ihnen seine Machwerke vorlas; jedesmal bei den extravagantesten, dunkelsten Stellen applaudirten sie, nahmen Abschriften, die jedoch keineswegs gewissenhaft waren, lernten sie auswendig, zwangen sich dann, sie nachzuahmen, und gelangten endlich dahin, daß sie die Fehler nachäfften, von den etwaigen Schönheiten des Originals aber nichts sich aneigneten.

Alle diese freundschaftlichen Huldigungen und Schmeicheleien aber genügten keineswegs seinen bescheidenen Wünschen; mein Neffe strebte nach nichts Geringerem, als die Aufmerksamkeit und den Enthusiasmus des ganzen Landes auf sich zu ziehen. Und da man, um von Madrid aus in den Tempel der Unsterblichkeit zu gelangen, seinen Weg durch die Straße del Principe nehmen, das heißt, ein Stück für das Theater schreiben muß, so liegt darin der Grund, weshalb er alle seine Geisteskräfte zusammen nahm, seinen Glücksstern, seine Erinnerungen und das, was er gelesen, zu Hülfe rief, die Schatten der Todten anrief, um sie über verschiedene Punkte zu befragen, die Geschichte mißhandelte und in dem Staube der Archive wühlte; daß er seine schützende Muse anflehte, indem er sich mit ihr in die luftige Region erhob, wo sich die romantischen Qualen bilden; und indem er von dieser Höhe herab das irdische Treiben beschaute, welches durch die große Entfernung zu einer mikroskopischen Winzigkeit zusammenschrumpfte und an das linke Auge den Alles umstürzenden, Alles auflösenden romantischen Katalog hielt — so entzündete sich endlich seine phosphorische Phantasie und er dichtete ein Drama.

Wahrlich, wie gern würde ich meinen Lesern die Freude machen, ihnen dieses erhabene Werk vollständig mitzutheilen als eine praktische Erläuterung des romantischen Systems, in welcher auf homöopathische Weise durch Verbrechen das Verbrechen selbst gebessert werden soll! Aber weder das Schicksal noch mein Neffe haben mir zu dem Besitze dieses Schatzes verholfen, und einzig das Gedächtniß, dieser ungetreue Bewahrer der Geheimnisse, hat in meiner Erinnerung den Titel und die Personen des Drama's zurückgehalten. Sie sind folgende:

„Er!!!! .... und .... Sie!!!!"

„Romantisch-natürliches, emblematisch-erhabenes, anonymes, krampfhaft-entsetzliches Originaldrama, in verschiedenen Prosen und Versen, in sechs Acten und vierzehn Bildern. Von .... (hier befand sich eine Note, worin es hieß: — „Wenn das Publicum den Namen des Verfassers verlangt", und weiter unten folgte) : —

IV. und V. Jahrhundert. Scene: ganz Europa; Dauer der Handlung: einige hundert Jahre. Redende Personen:

Das Weib (alle Weiber, das gesammte Weib).	Ein Nachtwächter.
Der Gemahl (alle Gemahle).	Chor von Carmeliternonnen.
Ein Wilder (der Liebhaber).	Chor von sterbenden Mönchen.
Der Doge von Venedig.	Ein Mensch aus dem Volke.
Der Tyrann von Syrakus.	Ein Volk von Menschen.
Ein junger Mensch.	Ein redendes Gespenst.
Die Erzherzogin von Oesterreich.	Ein anderes dito, welches zugreift.
Ein Spion.	Einer, der Frieden und christliche Liebe fordert.
Ein Favorit.	Ein Jude.
Ein Henker.	Vier Todtengräber.
Ein Apotheker.	Musiker und Tänzer.
Die Quadruple-Alliance.	Comparsen, Hexen, Wäscherinnen.

Zigeuner, Mönche und gemeines Volk.

Die Titel der Acte (denn ein jeder hatte seinen eigenen) waren, wenn mein Gedächtniß mich nicht täuscht, folgende: 1) Ein Verbrechen. — 2) Das Gift. — 3) Es ist schon spät. — 4) Das Pantheon. — 5) Sie!!! — 6) Er!!!, und die Decorationen waren die sechs in jedem romantischen Drama nothwendigen, nämlich: Tanzsaal, Bosquet, Capelle, Gewölbe, Alkofen und Kirchhof.

Aus so trefflichen Elementen verfertigte mein Neffe seine bewundernswürdige Composition, und zwar in Worten, daß ich, erinnerte ich mich nur einer einzigen Scene, um sie hier abdrucken zu lassen, das Nervensystem meiner Leser in Gefahr brächte. Ich muß es also dabei bewenden lassen und warten, bis der Tag kommt, an welchem die Fama uns dasselbe in seiner Integrität überliefert; ein Tag, welchen er selbst aus dem Grunde hinausschob, um abzuwarten, bis die Massen (die Massen sind wir) im Stande wären, diese Speise zu verdauen, welche er selbst in seiner Bescheidenheit „ein wenig stark" nannte.

Dergestalt wandelte mein Neffe zur Unsterblichkeit auf dem Pfade des Todes, ich meine, mit solchen Anstrengungen erfüllte er dasjenige, was er „seine Mission auf Erden" nannte. Uebrigens hatten anhaltende Nachtwachen und der hartnäckige Kampf so hyperbolischer Empfindungen ihn in eine so traurige Gehirnverfassung gebracht, daß ich täglich ihn von dem Andrange seines himmlischen Feuers verzehrt zu finden besorgte.

Um das Bißchen Menschenverstand, welches ihm noch geblieben, völlig zu ruiniren, geschah es, daß er eines Abends zwischen den Gittern ihres Balcons eine gewisse Melisendra bemerkte, welche achtzehn Frühlinge alt, blasser als eine Mondnacht und todesähnlicher als eine Grabeslampe war, mit ihren langen Flechten à la Venétienne, ihrem Kragen à la Maria Tudor, ihrem weißen luftigen Kleide à la Straniera, ihrem Gürtel à la Esmeralda, und ihrem goldenen Halskragen à la Waise von Underlaken.

Sie saß gerade sinnend, die Augen gen Himmel gekehrt, die Wange auf die rechte Hand gestützt, und mit der linken ein aufgeschlagenes Buch haltend — ein Buch, welches seinem Aeußern zufolge kein anderes sein konnte, als Han von Island oder Bug-Jargal.

Weiter bedurfte es nichts, daß der elektro-romantische Strom sich augenblicklich über die Straße ergoß und von dem Balcon des sentimentalen Mädchens dahin fuhr, wo sich mein Neffe befand, der plötzlich sein Herz erglühen fühlte. Sie sahen sich darauf und glaubten sich zu verstehen; dann sprachen sie sich und schlossen damit, daß sie sich nicht verstanden, das heißt, sie gaben sich jener vagen, idealen, phantastischen, phrenetischen Empfindung hin, die ich nicht recht zu nennen weiß, wenn anders ich sie nicht als den reinen Romanticismus bezeichnen kann.

Der fragliche Gegenstand war indeß mein Neffe, und der schöne Gegenstand seiner Entzückungen die Tochter eines höchst achtungswerthen Nachbars, eines wirklichen Procurators. Der Gedanke, daß der Bursche zu dem Mädchen eine Neigung fasse, mißfiel mir keineswegs (immer vorausgesetzt, daß er reelle Absichten habe), und um ihn seinen melancholischen Träumereien zu entreißen, führte ich ihn nicht nur in jenes Haus ein, sondern leistete auch (Gott verzeihe es mir) seiner Neigung nach Möglichkeit Vorschub.

Ich schmeichelte mir mit der Hoffnung auf eine ganz natürliche Entwickelung, da ich wußte, daß die ganze Familie des Mädchens meine Gesinnungen theilte, als eines Abends mich die plötzliche Rückkehr meines Neffen überraschte, der in einem völlig verwilderten, aufgeregten Zustande sich in sein Zimmer einschloß, indem er von Zeit zu Zeit mit entsetzlicher Stimme rief: „Mord! — Mord! — — Unseliges Geschick! — Fluch!"

Was Teufel bedeutet das? dachte ich und eilte ihm nach; aber er hatte von innen verschlossen und antwortete nicht. Nun eilte ich zu meinem Nachbar, um dort wo möglich die Ursache dieses Auftritts zu erfahren, und traf die ganze Familie in einem nicht minder schrecklichen Zustande: das Mädchen ohnmächtig und in Krämpfen, die Mutter weinend, den Vater außer sich. — „Was bedeutet das? Was ist hier vorgefallen?" — „Was hier vorgefallen ist?" erwiderte mein Nachbar. „Was hier vorgefallen ist? Nichts weiter, als daß sich mit Ihrem Neffen der leibhaftige Teufel in mein Haus geschlichen hat.... Lesen Sie, lesen Sie, was er für Absichten, was er für Ideen von Liebe und Religion hat!" ... Damit reichte er mir einige Papiere, die er aufgefangen hatte. — Eilig durchflog ich sie, und fand darin verschiedene jener Gedichte von Grab und Sterben, an die ich von meinem Neffen schon längst gewöhnt war. In allen sagte er seiner Geliebten mit dürren Worten, sie müßten durchaus sterben, um glücklich zu sein; sie solle sich tödten, dann würde er Blumen auf ihr Grab streuen und sofort ebenfalls sterben; alsdann würde man sie unter demselben Grabhügel beerdigen .... Ein andermal machte er ihr den Vorschlag, um der Tyrannei des Menschen zu entgehen („dieser Mensch bin ich," sagte der arme Procurator), müsse sie ihm in die Wälder und auf das Meer folgen; sie wollten dann in einer Höhle leben, in Gesellschaft wilder Bestien, oder Piraten und Banditen werden. In einem Gedichte schilderte er sie als bereits gestorben, und sang in herzbrechenden Versen ihr Todtenlied; und wieder in einem andern überschüttete er sie mit Flüchen, daß sie ihm das Gift der Liebe zu kosten gegeben. — „Und zu dem Allen," fügte der Vater hinzu, „kein Wort von Heirath, keine Sylbe, daß er sich um ein Amt bewerben wolle, wovon er sie ernähren kann ... Sehen Sie .... hier steht's! Hören Sie nur, wie er sich über diesen Punkt ausläßt.... hier in diesen Versen, worin er ihr sagt, was sie von ihm zu erwarten habe.

Aus so harter Sklaverei
Biet' ich nichts dir als die Seele,
Einen Seufzer .... eine Palme ....
Eine Gruft ... ach! und ein Kreuz ...

„Das ist ja eine allerliebste Mitgift!" — „Aber das Schlimmste ist, daß auch das Mädchen eben so närrisch geworden ist, wie er, bereits von Bahren und Todtengesängen spricht und behauptet, sie wäre entblättert, wäre ein morscher Stamm, und tausend andere Dummheiten.... Keine

Nacht läßt sie uns schlafen, indem sie blaß und mit fliegendem Haare durch das ganze Haus läuft und dabei jammert, es verfolge sie der Schatten, ich weiß nicht, welches Astolfo oder Ingolfo, des Vernichters. Ihre Mutter und mich nennt sie Tyrannen und sagt, sie habe ein tödtendes Gift bereit, ich weiß nicht, ob für sich selbst, oder für uns. Und während dessen bleiben die Hemden ungenäht, das Haus ungekehrt, und mein ganzes Einkommen fressen die verfluchten Bücher auf."

„Beruhigen Sie sich," antwortete ich ihm, und indem ich ihn auf die Seite zog, schilderte ich ihm den Charakter meines Neffen der Art, daß ich ihn, wenn auch nicht gerade überzeugte, er könne seine Tochter mit einem Tiger verheirathen, doch dahin bestimmte, sie mit einem Narren zu vermählen.

Zufrieden mit diesem günstigen Erfolge, eilte ich nach Hause, um den Geist des liebenden Jünglings zu beruhigen; hier aber erwartete mich eine andere Scene „des Contrastes", die man, was ihre Seltsamkeit belangt, recht füglich als romantisch bezeichnen kann.

Seiner lakonischen Kleidung beraubt und von Gewissensbissen gequält, hatte mein Neffe mich bereits im ganzen Hause gesucht, und da er mich nicht fand, überließ er sich seiner vollen Verzweiflung. Ich weiß nicht, was er begonnen haben würde, da er sich für allein hielt; aber als er durch das Zimmer der Magd kam, verrieth diese ihm wahrscheinlich durch einen Seufzer, daß an seiner Seite ein menschliches Wesen athme. Ich muß bemerken, daß dieses Mädchen aus Galizien war, daß sie bereits seit geraumer Zeit in ein klassisches Verhältniß mit dem jungen Herrn zu treten suchte. Man malt die Gelegenheit kahl; die Galizierin aber hatte ein Paar tüchtige Hände, um sie sich nicht entschlüpfen zu lassen; sie öffnete daher die Thür halb, und indem sie ihre etwas kreischende Stimme so viel als möglich milderte, gelang es ihr, einen Kehlton hervorzubringen, der zwischen dem Schnattern einer Gans und dem Schlagen einer Wachtel die Mitte hielt. — „Junges Herrchen .... was Teufel ist Ihnen denn? ...." fragte sie in ihrem Patois. „Treten Sie ein und reden Sie .... wünschen Sie einen warmen Umschlag, oder ein Pflaster auf den Rücken? ...." Damit zog sie ihn in ihr Zimmer und setzte ihn auf ihr Bett, indem sie ohne Zweifel hoffte, er würde auch seinerseits etwas thun.

Aber der in Gedanken verlorne Galan antwortete nicht, außer, daß er von Zeit zu Zeit tiefe Seufzer ausstieß, die sie ihrerseits mit noch stärkeren beantwortete, welche freilich etwas nach Essig, Oel, Zwiebeln, kurz, nach Salat dufteten. Von Zeit zu Zeit zupfte sie ihn an der Nase oder kniff ihn in die Ohren (lauter Beweise der Zärtlichkeit und Theilnahme); aber der Bursche blieb unbeweglich wie eine Statue.

Schon war sie im Begriff, über solche übertriebene Grundsätze aus der Haut zu fahren, als mein Neffe mit einer convulsivischen Bewegung mit der einen Hand ihren Rock faßte, dann sich auf ein Knie niederwarf, und indem er alsdann pathetisch den andern Arm erhob, ausrief:

O Schatten du des Weibes, das ich liebe,
Schon fühl' ich in der Brust den eis'gen Stahl,
Schon blick' ich auf das düstre Leichenlager,
Auf das wir Beide sterbend sinken werden.

Dein Antlitz zucket schon im Todeskampfe,
Und deine Glieder zittern wie im Sterben;
Uns ruft der Tod, zwei elend Liebende,
Die nimmer diese Erde hat verstanden.

„Ave Maria purissima!" rief das Mädchen, sich bekreuzend. „Mich soll der Teufel holen, wenn ich Sie verstehe! .... Wenn Sie ein Bett suchen, so brauchen Sie sich ja nur auf dieses hier zu legen; die Todten aber lassen Sie sich zu den Gestorbenen legen."

Der exaltirte Galan aber fuhr, ohne auf ihre Worte zu achten, in seiner Improvisation fort und rief, indem er sowohl Styl als Versmaß änderte:

Verflucht sei'st du, o Weib!
Fühlst du nicht, daß dein Athem tödtet?
Und wirst du morgen untreu werden,
Warum denn liebtest du mich gestern?
Verflucht sei'st du, o Weib!

„Verflucht Er selbst und die Hexe, die ihn gebar! — Sie Undankbarer! .... während ich Ihnen alle Morgen die Chocolade ins Bett brachte und den Wasserträger Toribio und den Thürsteher Benito ausschlug."

Laß Liebchen uns sterben beisammen,
Komm und entflieh dieser Erde,
Engel des Lichts!

Zum Lande der Todten eile,
Da wartet deiner ein Freund
Und eine Gruft!

„Ne, ne, da hört der Spaß auf; gehen Sie mit zehntausend Teufeln nach dem Kirchhofe oder in Ihr Zimmer, ehe ich um Hülfe schreie!" Hier schien es mir zweckmäßig, einer so grotesken Scene dadurch ein Ende zu machen, daß ich eintrat, um meinen dem Tode nahen Neffen in sein Zimmer einzuschließen, und als ich sorgfältig Alles untersuchte, ob nicht etwas da sei, womit er sich Schaden zufügen könnte, fand ich auf dem Tische einen an mich gerichteten, datumlosen Brief, der in so beunruhigenden Ausdrücken abgefaßt war, daß ich alles Ernstes für seinen Kopf zu fürchten begann. Ich sah ein, daß es nur noch ein einziges Mittel gäbe, ihn seiner Lecture, seiner Liebe und seinen Gedanken zu entreißen, und dieses bestand darin, daß ich ihn in eine thätige, gefahrvolle, bunte Laufbahn brachte ......

Unter der großen Zahl moderner Dichter, welche für das Wiederaufblühen der spanischen Poesie erfolgreich wirkten, machen wir noch namhaft Jose Negrete, Graf von Campo Alange, Juan Bautista Alonso Rosa Galvez, Gertrudes Gomez de Avellaneda, Pedro Madraza, Truelia, Fernan Caballero u. s. w.

Noch sei es uns vergönnt, einen Blick auf die neueste Gestaltung des Drama's in Spanien zu werfen. Seit den dreißiger Jahren war die Herrschaft des Classicismus dort im Sinken begriffen, und das spanische Theater trat in ein Stadium, welches ein Gemisch der extremsten Gegensätze bot. In der Revista española schildert Larra diesen Zustand wie folgt: „Das Chaos von Titeln und Werken auf unserer Bühne ist ungeheuer. Zuerst haben wir die Comedia antigua, unter welchem allgemeinen Titel alle dramatischen Werke aus der Zeit vor Comella begriffen werden; zweitens das Melodrama, ein Product unseres literarischen Interregnums und von der Porte St. Martin zu uns gebracht; drittens das sentimentale und das gräuelvolle Drama, den älteren Bruder des vorigen und gleichfalls Uebersetzung; dann das sogenannte classische Lustspiel von Molière und Moratin mit seinem Assonanzenvers oder seiner hausbackenen Prosa; hierauf die classische Tragödie mit ihren pomphaften Versen und ihrem Zubehör von Metaphern und erhabenen Gedanken von königlichem Geblüt; weiter die bisweilen abgeschmackten, bisweilen aber auch amusanten Kleinigkeiten von Scribe; sodann das historische Drama, eine versificirte Chronik in poetischer Prosa mit alterthümlichen Trachten und Decorationen ad hoc; endlich, wenn ich nichts vergessen habe, das romantische Drama, ein neues und originales, nie zuvor gesehenes noch gehörtes Ding, ein Komet, der zum ersten Mal mit seinem Schwanz von Blut und Todtschlag in dem literarischen System erscheint, eine Entdeckung, welche allen bisherigen Jahrhunderten unbekannt und den Columbussen des neunzehnten vorbehalten geblieben — mit einem Wort, die Natur auf den Brettern, das Licht, die Wahrheit und die Freiheit in der Literatur, das proclamirte Menschenrecht, die Anarchie, die sich zum Gesetze zu gestalten strebt."

Aus dieser Mannichfaltigkeit heterogener Formen hat sich nun freilich die spanische Bühne bis auf den heutigen Tag noch nicht völlig zur Selbstständigkeit in einer bestimmten Richtung hervorgearbeitet; noch immer öffnet sie sich den geringfügigen Tagesproducten der Franzosen; aber in etwas beginnt die frühere Buntscheckigkeit sich zu vereinfachen. Die strenge Regeltragödie ist fast gänzlich in der Atmosphäre von Langerweile, die sie um sich verbreitete, verdunstet, und selbst diejenigen Schriftsteller, welche früher dem Classicismus am entschiedensten zugethan gewesen, haben dem alten Vorurtheil entsagt; die ersten Explosionen des neuen literarischen Freiheitsgeistes sind vorüber, und immer mehr gewinnen würdige, aus edlem Streben hervorgegangene Originalproductionen die Oberhand über den Tand des Auslandes, wie über die einheimischen Mißgebilde.*)

Im Allgemeinen unterscheiden sich auch die dramatischen Dichter entweder als Classiker und Romantiker, oder sie schwanken zwischen beiden Richtungen hin und her. Der Hervorragendste unter den Classikern ist Don Manuel Breton de los Herreros.

Derselbe hat am Studium des alten Nationaltheaters sein Talent gereift; er strebte den großen Mustern desselben nach und trug durch seine freie Nachbildungen jener alten Dichter wesentlich zur Hebung der dramatischen Literatur seines Vaterlandes bei.

Breton wurde im Jahre 1800 in der Stadt Quel der Provinz Logroña geboren. Nachdem er als Freiwilliger dem Vaterlande im Felde gedient hatte, erhielt er eine Anstellung im Finanzministerium, die er jedoch nach der Restauration des Absolutismus, als leidenschaftlicher Anhänger des freisinnigen Regimes, wieder niederlegen mußte. Von dieser Zeit an widmete er sich fast ausschließlich der dramatischen Poesie; später bekleidete er eine Zeit lang das Amt eines Bibliothekars der Nationalbibliothek, und ward von der spa-

*) Siehe v. Schack. Bd. III. S. 509.

nischen Akademie zu ihrem Ehrenmitglied ernannt. Breton ist der populärste und fruchtbarste unter den modernen Dramatikern Spaniens, man hat ihn den modernen Lope de Vega genannt; doch erfüllt er die Erwartungen nicht, welche ein solcher Beiname erregt, ihm fehlt die innere Kraft des Genies, die unversiegbare Quelle poetischer Inspiration, welche sein Vorbild auszeichnet.

Allein in den Jahren von 1824—1849 hat Breton, die Gelegenheitsstücke uneingerechnet, 68 Originalstücke, 59 Uebersetzungen und 9 Umarbeitungen alter Komödien geschrieben, im Ganzen 136 Werke. Seit der glänzenden Epoche des Mittelalters, seit dem goldenen Zeitalter der spanischen Literatur, welches mit Lope begann und mit Cañizares aufhörte, hatte kein anderer dramatischer Dichter eine so große Zahl von Werken producirt. Die dramatischen Arbeiten Bretons gehören den verschiedensten Gattungen an. Er hat Lustspiele, Tragödien, novellenartige Stücke und Komödien, die unter keine bestimmte Rubrik zu bringen sind, geschrieben. Indessen ist der bei weitem größte und bedeutendste Theil seiner Compositionen unter das komische Genre zu rechnen. Es sind die Sitten- und Charakterkomödien, welche seiner dramatischen Muse ihre eigenthümliche Physiognomie verleihen. In einer Gallerie ansprechendster Gemälde veranschaulicht er uns das Leben und die Charaktere der Mittelklasse Spaniens, und wählt zum Ausdruck seiner Darstellung diejenige einfache und energische Sprache, wie sie jener Klasse, welche sich stets von französischen und affectirten Wendungen frei gehalten hat, eigen ist; freilich fällt er der Wahrheit zu Liebe oft genug in einen trocknen und nüchternen Ton, so daß sich seine Verse wie gereimte Prosa lesen. Die allgemeinen Zustände der Epoche, in welcher er zu schreiben begann, zeichneten ihm die Form und die Dimensionen seiner Zeitbilder vor. Der Hof und die Aristokratie hatten sich mit Hülfe einer strengen Censur fast unnahbar gemacht; in die Staatsverwaltung durfte er nur ab und zu einen schüchternen Blick wagen, es blieb ihm demnach kaum etwas anderes übrig, als Privatpersonen und deren Beziehungen zu einander zum Gegenstand seiner komischen Darstellungen zu wählen. In allen seinen Compositionen ist eine moralische Tendenz erkennbar. Anfangs begnügte er sich damit, gegen die individuellen Fehler Einzelner zu Felde zu ziehen; er verspottet die Verliebtheit einer alternden Frau oder eines Greises, er erhebt seine warnende Stimme gegen lieblose Eltern u. s. w. In seinen späteren Werken schwingt er sich zum Censor der Sitten eines ganzen Volkes oder ganzer Stände auf, und schließlich gilt sein Spott und gelten seine Warnungen der ganzen menschlichen Gesellschaft. Er deckt die kleinlichen Triebfedern auf, welche die Handlungen der Menschen bestimmen, er zeigt, daß in dieser Welt nichts so ist, wie es scheint, daß Alles Heuchelei, Alles Komödie ist. Bald weist er die Unmöglichkeit einer gegenseitigen Neigung zwischen einer gezierten Hofdame und einem ungefügigen Landjunker nach, bald enthüllt er die Kunstgriffe eines eleganten Schurken, oder er läßt die Koketten die Folgen ihrer Handlungsweise erkennen und ertheilt den Verheiratheten heilsame Rathschläge. Wenn es ihm die Censur einmal gestattet, dringt er keck in die Regierungskreise ein, und die ministeriellen Schwachheiten werden zur Zielscheibe seines Witzes, oder er verspottet diejenigen, welche sich, ohne Beruf, auf Kosten des Glücks ihrer Familie, in die Politik mischen. Rückhaltslos geißelt er die Fehler der Frauen; aber er verwendet auch die reichsten Blüthen seines Geistes, um der Schönheit zu huldigen, und entlockt seiner Leier die lieblichsten Klänge, um die Tugend der Frauen zu preisen.

Seine Stoffe und Argumente sind entweder ganz seine eigene Erfindung, oder er hat Vorhandenes in so freier und eigenthümlicher Weise aufzufassen gewußt, daß er es als sein Eigenthum beanspruchen darf.

Originalität ist ihm auch in Beziehung auf die Charaktere nicht abzusprechen; mit leichter sicherer Hand entworfen, strahlen sie in einem frischen und lebhaften Colorit von Natürlichkeit und Grazie.

An philosophischen und geistreichen Reflexionen, an Kunst, Ideenreichthum und Erfindung steht Breton hinter vielen andern Dichtern zurück; in der Herrschaft über die Sprache hingegen, in der Behandlung des Verses, in dem Scherz des Dialogs dürften wenige Dichter den Vergleich mit ihm aushalten. Eine unerschöpfliche Fülle von Scherzen ist die vorherrschende Eigenschaft, der wahrhafte Charakter seiner Werke. Auffallend ist in den Dramen Bretons die Einfachheit seiner Entwürfe.

Mit wenig oder gar keiner Handlung, ohne jeden theatralischen Kunstgriff, und dennoch unter unaufhörlichem Gelächter und immer steigendem Beifall der Zuschauer führt er seine Komödien zu Ende, deren Erfolg einzig und allein auf der Zeichnung einiger komischer Charaktere, auf der Lebendigkeit und dem Witz des Dialogs und auf der Reinheit und Harmonie seiner leichten Versification, welche den wohltönenden Rhythmus der Poesie mit der Knappheit der Prosa vereinigt, beruht. Breton wählte absichtlich Stoffe, welche eine nur geringe Handlung zulassen; denn mannichfaltige Handlung, Leidenschaften und Ereignisse hätten den Raum nothwendig beschränken müssen, den er für das Spiel seiner Scherze beanspruchte. Mit mehr Handlung und weniger Witz würden seine Komödien den herkömmlichen ähnlich geworden sein, weniger neu und originell; mit weniger Handlung und mehr Witz hat er die spanische Bühne mit Werken bereichert, welche einzig in ihrer Art sind. Bretons Lebensanschauungen sind human und heiter, seine Satire ist niemals bitter; er vertieft sich nicht sehr in seinen Gegenstand, aber er belehrt lachend. Auf allen Bühnen Spaniens und Amerika's findet man Bretons Stücke, und Jedermann weiß Scenen und Verse derselben auswendig.

Das erste seiner Stücke, welches auf der spanischen Bühne erschien: „A la vejez viruelas“ (die Schwere-Noth [wörtlich übersetzt: die Blattern] über das Alter), eine recht derbe handgreifliche Verspottung einer verliebten Alten, schrieb er in seinem siebzehnten Jahre. „Marcela, ó: à cual de los tres?“ (Marcela, oder: welcher von den Dreien) ist eine seiner beliebtesten Komödien. Marcela, eine liebenswürdige junge Witwe, ist von drei Liebhabern umworben, einem faden, süßlichen Narren, einem Polterer und Schwätzer und einem ungeschickten, schweigsamen Dichter. Nachdem sich Marcela von der Unwürdigkeit ihrer Bewerber überzeugt hat, werden sie alle Drei zurückgewiesen. Trotz der sehr dürftigen Handlung strahlt dieses Lustspiel von Anmuth und Humor und hat jederzeit einen immensen Erfolg auf der Bühne gehabt. In „Un tercero en discordia“ (Ein Zwist unter Dreien) ist es wiederum eine junge Dame, welche von drei Liebhabern verfolgt wird. Der Eine ist ein wahrer Othello an Eifersucht, der andere ein eingebildeter Narr, welcher von der Leidenschaft des Mädchens für ihn vollkommen überzeugt ist, obgleich er sich nicht des geringsten Beweises ihrer Gunst rühmen kann; der Dritte endlich ist weder eifersüchtig noch anmaßend, sondern ein Typus socialer Vollkommenheit, sanft, ruhig, das juste milieu zwischen den beiden Extremen, der geduldig alle Launen seiner Gebieterin erträgt. Die Heldin ist ist ein vortreffliches, kühles, wohlerzogenes Fräulein. Im ersten Act sehen wir sie mit dem Eifersüchtigen verlobt; da aber dessen Heftigkeit sie abschreckt, wirft sie sich im dritten Act dem juste milieu in die Arme. Mit bewunderswürdiger Komik hat Breton den Contrast zwischen dem eifersüchtigen und dem siegesgewissen Liebhaber dargestellt. Wie Letzterer jedes harte Wort, jede entschiedene Zurückweisung des jungen Mädchens zu seinen Gunsten auslegt, während auf der andern Seite der Othello bei der geringsten Veranlassung, nachdem er eben erst Besserung gelobt, in die tollste Wuth geräth, ist allerliebst geschildert. Nur die Schlußwendung, in welcher der Erwählte den Auftrag von seiner Braut erhält, die beiden anderen Liebhaber zu verabschieden, scheint unzart.

Bretons lyrischen Poesien mangelt es an Originalität und Tiefe, und die ernsten, anakreontischen und Schäfergedichte können nur das Verdienst geschickter Nachahmungen beanspruchen. In den heiteren und komischen dagegen waltet jene Leichtigkeit und liebenswürdige

Bosheit, welche dieses Genre erfordert; seine Satiren sind voll treffender Pointen, voll Scherz, Lebendigkeit und Grazie. Diese zuerst in Flugblättern veröffentlichten Satiren sind seit ihrem Erscheinen eine Lieblingslecture der Spanier geworden.

Unter den zahlreichen Nachahmern Bretons ist der bei weitem begabteste Tomas Rodriguez Rubi.

Der classischen Schule angehörend und ein Anhänger Moratins war Manuel Eduardo Gorostiza, der sein Vorbild an Witz und poetischer Auffassung übertrifft, während er in Hinsicht auf die Schönheit und den Rhythmus der Sprache gleich jenem für ein classisches Mutter gilt. Gorostiza wurde 1790 zu Veracruz, wo sein Vater Gouverneur war, geboren. Er war nach Spanien übergesiedelt, doch hatte ihn die Restauration von 1823 in die Verbannung nach England getrieben. Die Mexicaner ernannten ihn dort zu ihrem Gesandten, und als Solcher hat er seinem Geburtslande außerordentliche Dienste geleistet. Später ging er nach Mexico zurück und bekleidete dort die Stelle eines Staatsraths. Inmitten seiner mühevollen Berufsgeschäfte schrieb er seine beiden Komödien „Indulgencia para todos“ (Nachsicht für Alle) und „Contigo pan y cebolla“ (Mit dir Brot und Zwiebel), ein Lustspiel, welchem Scribe sein Vaudeville: Une chaumière et son coeur entlehnt hat. Gorostiza geißelt in dieser Komödie die Lächerlichkeit jener unbedachten jungen Leute, welche um einer romanhaften Liebesidee willen Vernunft und Sitte hintansetzen. Ein junges Mädchen, Mathilde, deren Köpfchen voller Romanideen steckt, liebt Don Eduardo, einen reichen und talentvollen jungen Mann, der eine bevorzugte Stellung in der Gesellschaft einnimmt. Mathilde indessen kennt seine Verhältnisse nicht und hält ihn für arm. Eduardo erbittet von dem Vater Mathildens die Hand der Tochter; freudig giebt derselbe seine Zustimmung, und Eduardo glaubt am Ziel seiner Wünsche zu sein. Jetzt erst erfährt Mathilde, daß ihr Geliebter reich und angesehen ist; bitter enttäuscht nimmt sie wahr, daß sich ihrer Ehe keines derjenigen Hindernisse entgegenstellt, wie sie sie in ihren Romanen zu finden gewohnt ist. Eduardo, den sie früher so sehr geliebt hat, wird ihr gleichgültig, und sie verabschiedet ihn. Indessen giebt dieser die Hoffnung nicht auf; die Beweggründe von Mathildens Handlungsweise sind ihm nicht verborgen geblieben, und er schlägt dem erzürnten Vater vor, das Mädchen durch eine sinnreiche Täuschung zu überlisten. Ein Onkel muß ihn angeblich enterben und der Vater ihn aus dem Hause weisen. So, von Allen verstoßen, die romanhafte Verzweiflung eines verabschiedeten Liebhabers zur Schau tragend, gelingt es ihm in der That, Mathildens Herz von Neuem zu rühren. Doch jetzt spielt der Vater den Unerbittlichen, und ungeachtet der Thränen Mathildens wird der Liebende aus dem Hause gejagt. Die Neigung Mathildens verwandelt sich in heiße Leidenschaft; eine Entführung muß bewerkstelligt werden; der Vater ist natürlich, ohne daß die Tochter es ahnt, mit im Complot. Die Hausthür steht offen, dennoch entflieht Mathilde durch das Fenster.

Im vierten Act sehen wir sie verheirathet, in einer elenden Behausung. Sie und ihr Gatte haben am vorhergehenden Tage nicht zu Abend gegessen, sie haben am Morgen nicht gefrühstückt, sie leben in der bittersten Armuth. Eduardo ist ausgegangen, um Geld aufzutreiben, und die unglückliche Mathilde muß die gröbsten Arbeiten im Hause verrichten; Demüthigungen aller Art stürmen auf sie, und sie leidet Hunger; der Wirth fordert im groben Ton seinen Miethzins; eine Pensionsfreundin, eine Marquise, welche zufällig in demselben Hause wohnt, überhäuft sie mit Hohn und Verachtung, und von einer gemeinen Nachbarin wird sie wie ihresgleichen behandelt. Weinend erkennt Mathilde ihren Irrthum. Da kehrt der Gatte zurück, der ungeduldige Papa kommt, die Schmerzensthränen verwandeln sich in Freudenthränen, und Mathilde hat die Ueberzeugung der unbestreitbaren Wahrheit erlangt, daß man, um sich zu lieben, auch etwas zu essen haben müsse.

Es enthält dieses Lustspiel Züge meisterhafter Komik. Die Sprache ist tadellos, der

Dialog mit ungemeiner Grazie behandelt. Freilich leidet der Charakter der Heldin an augenscheinlicher Uebertreibung; daß ein Mädchen, welches einen Mann wahrhaft liebt, aufhören sollte, ihn zu lieben, aus dem einzigen Grunde, weil er reich ist, erscheint selbst bei der höchsten Exaltation durch Romanlecture nicht gerechtfertigt, und daß sie sich aus dem Fenster stürzt, während die Thür offen steht, läßt eher ein pathologisches als ein psychologisches Interesse zu. Vortrefflich gezeichnet ist dagegen der Charakter des Eduardo.

Einer der bedeutendsten tragischen Dramatiker der Gegenwart aus der classischen Schule ist Juan Eugenio Hartzembusch. Sein Vater war ein deutscher Kunsttischler aus der Gegend von Cöln, der sich in Madrid niedergelassen und dort mit einer Spanierin verheirathet hatte. 1806 wurde Hartzembusch geboren. Für eine wissenschaftliche Carrière bestimmt, hatte er auch gründliche literarische Studien getrieben und bereits mehrere Calderon'sche Stücke bearbeitet, als sein Vater in Geisteszerrüttung, und ihm die Sorge für seine Familie anheim fiel. Trotz inneren Widerstrebens entschloß er sich, das Handwerk seines Vaters zu erlernen; nebenbei aber setzte er seine Studien fort und übte sein Talent an Uebersetzungen aus dem Französischen und Englischen. Da jedoch der Gewinn, den er aus seinem Handwerk zog, seinen Erwartungen nicht entsprach, gab er dasselbe auf und erlernte die Tachygraphie (Schnellschreibekunst), welche Kunst ihm eine Anstellung bei der Regierung verschaffte. In dieser Zeit schrieb er sein erstes Drama: „Los amantes de Teruel“ (Die Liebenden von Teruel). Der Erfolg desselben war ein außerordentlicher. Mit einem Schlage war aus dem armen Tischler, aus dem gequälten Schreiber ein berühmter Mann geworden. Der Stoff dieses Drama's, den Montalvan und viele andere Schriftsteller bereits vor Hartzembusch bearbeitet haben, ist einer der populärsten spanischen Volkssagen entlehnt. Daß zwei Menschen sich lieben und für einander sterben, ist gewiß kein origineller Gedanke, denn kaum wohl giebt es eine Komödie, eine Anekdote, einen Roman, deren Intrigue nicht auf den Verwickelungen der Liebe beruht; der Geist ist aber nicht in dem Stoff, sondern in dem Autor, welcher ihn handhabt, und Hartzembuschs Drama ist mit Leidenschaft, mit Feuer, mit wahrhafter Empfindung geschrieben.

Isabel, die Heldin, welche sich während der Abwesenheit des Geliebten mit einem Andern vermählt, ist nicht der Verführung gewichen, sondern der Pflicht gegen ihre Familie und der Dankbarkeit gegen den Mann, dem sie ihre Hand reicht; sie schreitet als Opfer zum Altar, als eine ideale Gestalt mit tiefem Kummer und unsäglicher Liebe für den Abwesenden im Herzen. Dieser ist eine Heldengestalt. Arm und unbekannt hat ihm die Liebe den Weg gezeigt, auf dem er zu Ehre und Reichthum gelangt. Nach unendlichen Hindernissen kehrt er endlich in sein Vaterland zurück. Nahe der Heimath wird er von Räubern aufgehalten; außer seinem Gelde rauben sie ihm die Zeit, die für ihn in diesem Augenblick das Leben ist. Er hört aus der Ferne das Läuten der Glocken; sie läuten zu Isabels Vermählung; als er ihr Haus betritt, sind sie durch ein heiliges Band geschieden. Verzweifelnd ruft er aus: „In Gegenwart Gottes ward es geknüpft, meine Gegenwart zerreißt es!“

Mit großer Kunst hat es der Verfasser verstanden, für alle Hauptpersonen seines Drama's die lebhafteste Theilnahme zu erwecken. Die Sitten der Zeit hat er mit freiem Verständniß wiedergegeben, und Stil und Sprache bewegen sich in einem reinen harmonischen Fluß.

Hartzembuschs spätere dramatische Arbeiten reihen sich dieser ersten würdig an, ebenso verrathen seine lyrischen Poesien einen Dichter von Gemüth und Geist. Hartzembusch gehört auch zu den wenigen Spaniern, welche sich eingehend mit deutscher Literatur beschäftigt haben. Er hat Lessing'sche Fabeln und verschiedene Gedichte von Schiller ins Spanische übersetzt.

Von großer Bühnengewandtheit zeugen die Stücke des Antonio Garcia Gu-

tierrez (1813 in Chiclana geboren). „El Trovador“ (der Troubadour), mit dessen Stoff wir durch die Verdi'sche Oper hinlänglich vertraut sind, hat den Namen des Gutierrez berühmt gemacht. Den phantastisch-idealen Stoff aus dem fünfzehnten Jahrhundert hat der Dichter nach Aragonien verlegt, indem er an die von dem Grafen Urgel dort erregten Unruhen anknüpfte. Die Liebe zwischen Manfred und Leonore ist nicht die vorherrschende Leidenschaft im Trovador, eine andere Leidenschaft, nicht weniger energisch, tief und mächtig, drängt jene in den Hintergrund: die Rache. Zwei Haupthandlungen laufen in dem Drama neben einander und streiten in allen Theilen desselben um den Vorrang; es hat zwei Expositionen, die eine bezieht sich auf die Liebe Manfreds, die andere auf die Rache der Zigeunerin; es hat zwei Entwicklungen, von denen die eine mit dem Tode Leonore's endigt, die andere mit der Rache der Zigeunerin, welche durch den Tod Manfreds erfüllt wird. Dieses Zusammenhäufen von Motiven schadet dem theatralischen Effect des Ganzen; dennoch erregen die drei Hauptpersonen ein gleichmäßig lebendiges Interesse. Wozu nur die heißeste Leidenschaft eine Frau inspiriren kann, das thut Leonore; sie vergißt sich selbst, sie vergißt das Gelübde, welches sie dem Himmel gethan, sie erleidet den Tod. Nicht minder erhaben in seiner Art erscheint der Charakter der Zigeunerin in seiner düstern Wildheit, in seiner flammenden Leidenschaft; sie beginnt damit, ihren eigenen Sohn zu verbrennen und zieht den Sohn des Grafen zu ihrer grauenhaften Rache auf. Und Niemand kann wohl Manfred, der zugleich von Leidenschaft für Leonore, von Kindesliebe und Patriotismus erfüllt ist, sein inniges Mitgefühl und seine Bewunderung versagen. Ein Hauptmangel der Tragödie liegt darin, daß der Stoff zu novellenartig und viel zu reich für den engen Rahmen einer Tragödie ist. Die Exposition ist schwach, der Dialog gleicht allzu sehr dem Dialog einer Novelle und trägt einen mehr lyrischen als dramatischen Charakter; es fehlt ihm die Gedrängtheit und Energie, welche die Lebhaftigkeit der Handlung und die Gluth der Leidenschaft erfordert hätte. Die Vorzüge des Drama's indessen überwiegen seine Mängel. Die Sitten der Zeit sind mit künstlerischer Wahrheit gezeichnet, die Charaktere consequent durchgeführt, in verschiedenen Scenen ist der theatralische Effect mit Meisterschaft gehandhabt. Das Ende des zweiten Actes, welcher während des Umzuges der Nonnen mit dem Erscheinen des Troubadour schließt, sein Verweilen auf der Bühne während der Ceremonie, wo er über das Schicksal seiner Geliebten noch in Ungewißheit ist, und der aus der Ferne herübertönende, vom Orgelklang begleitete Gesang der Nonnen sind von ergreifender Wirkung. Eine reizende Vereinigung von weichster Zärtlichkeit und lieblichster Versification bietet im ersten Act die Scene zwischen Manfred und Leonore. Wundervoll ist auch der Monolog Leonore's im vierten Act, in dem der Verfasser den Kampf in ihrer Brust zwischen der Liebe und dem Gelübde, durch welches sie sich Gott geweiht, mit Meisterschaft schildert. Nicht weniger zu loben ist das feine künstlerische Maß, mit welchem der Schluß geschrieben ist; nicht ein einziges unnöthiges Wort stört oder schwächt hier den tiefen, schauerlichen Eindruck.

Der als Lyriker gefeierte Martinez de la Rosa hat auch auf dem Gebiet des Drama's Lorbeern gepflückt; er gehört, wie der später zu erwähnende Gil y Zarate, zu denjenigen Dramatikern, welche zwischen den beiden Richtungen der classischen und romantischen Schule hin und her schwanken. Unter seinen Lustspielen, welche sich im Moratin'schen Regelzwange bewegen, sind die bekanntesten und beliebtesten „La niña en casa y la madre en la máscara“ (Die Tochter im Hause, die Mutter auf dem Ball), und „Los zelos infundados ó el marido en la chimenea“ (Ungegründete Eifersucht oder der Ehemann im Kamin). Ersteres bezweckt die Bekehrung derjenigen thörichten Mütter, welche in ihrer Weltlichkeit und Vergnügungssucht, von der ihr Alter und ihre häusliche Verantwortlichkeit sie zurückhalten sollten, ihre Töchter vernachlässigen und dieselben der Gefahr aussetzen, eine Beute gewissenloser Verführer zu werden. Ines, das junge Mädchen, welches in dem Stück eine Hauptrolle spielt, ist ein reines, schuldloses Kind; ohne Rath und

ohne Stütze, sich selbst überlassen, läßt sie sich von der glänzenden Außenseite eines jungen Cavaliers blenden und schenkt ihm ihre ganze Zärtlichkeit. Dieser aber, ein gewissenloser Wüstling, macht zugleich der Mutter den Hof. Glücklicherweise sieht sich Ines noch zur rechten Zeit enttäuscht, und die Mutter weint schmerzliche Thränen der Reue, als sie zur Erkenntniß ihrer Thorheit und zugleich zu der Ueberzeugung gelangt, daß sie in ihrem Alter nicht mehr darauf rechnen kann, um ihrer selbst willen geliebt zu werden.

Mit frischen und reizenden Farben malt uns der Dichter den naiven, zärtlichen und weichen Charakter der Tochter; auch der Charakter der Mutter ist mit Virtuosität gezeichnet. Die Sprache ist reich an Witz, und der belebte und humoristische Dialog bewegt sich stets in den Wendungen und Formen, wie sie der gewähltesten Gesellschaft eigen sind. Es zeigt sich uns der Verfasser dieses liebenswürdigen Lustspiels als Philosoph, als Humorist und als ein Menschenkenner, dem Wenige in der Sicherheit, sich des menschlichen Herzens zu bemächtigen, und in der Kunst, dasselbe mitunter durch ein einziges Wort aufs tiefste zu bewegen, gleichen.

In der „Ungegründeten Eifersucht" ist Don Anselmo die Hauptfigur, ein Mann von reifem Alter, der sich mit der jungen und schönen Donna Francisca vermählt hat und durch diese ungleiche Verbindung sich zu den Qualen der Eifersucht verdammt sieht, welche durch die nichtswürdigen Andeutungen und Einflüsterungen eines perfiden Dieners täglich neue Nahrung erhalten. Don Eugenio, der Bruder der jungen Frau, ist eben in Begleitung seines Vetters Carlos von der Havana zurückgekehrt. Er hört die Klagen seiner Schwester und beschließt auf das Zureden des jungen Vetters hin, dem Schwager den Eifersuchtsteufel auszutreiben. Da Letzterer den Bruder seiner Gattin nicht kennt, läßt sich die Intrigue in der Weise, daß der Bruder für den Vetter und der Vetter für den Bruder ausgegeben wird, ohne Schwierigkeiten einleiten. Carlos, um mit größerer Freiheit seine Rolle spielen zu können, stellt sich taub. Von Anfang an sieht Anselmo in Eugenio den vollendetsten Verführer, und spürt jedem seiner Schritte nach; dazu kommt, daß der boshafte Diener bedenkliche Winke fallen läßt. Er begeht tausend Abgeschmacktheiten und schließlich schreckt er selbst vor der äußersten Lächerlichkeit nicht zurück, indem er sich in einem Kamin versteckt, um ein Gespräch zwischen dem vermeintlichen Vetter und seiner Gattin zu belauschen. Verabredetermaßen läßt es Don Eugenio an Liebeserklärungen nicht fehlen; schwarz von Ruß stürzt der unglückliche Ehemann aus dem Kamin heraus, und beschließt, den Verführer aus seinem Hause zu entfernen. Dieser hat unterdessen bereits das Haus verlassen; er besticht den Diener und dringt während der Abwesenheit des Gatten in Francisca's Gemach. Anselmo kehrt zurück und Eugenio versteckt sich im Speiseschrank; ein ungewöhnliches Geräusch erregt den Argwohn des Eifersüchtigen, und seine Gattin, vor den Folgen ihrer unschuldigen Intrigue zitternd, wirft sich ihm zu Füßen. Anselmo sucht nach dem Verborgenen, und in dem Augenblick, wo leicht eine tragische Lösung die wohlgemeinte Absicht der Intriguanten hätte vereiteln können, erscheint Carlos, enthüllt die List, beweist die Unschuld der Gattin, die Identität ihrer Personen als Bruder und Vetter, den Verrath des Dieners, und überzeugt schließlich Anselmo von der lächerlichen Rolle, die ein Ehemann spielt, der in jedem Mann einen Verführer sieht. Der Eifersüchtige bekennt seine Schuld, jagt den Diener fort, beweist den Verwandten lebhafte Dankbarkeit und verspricht der Gattin, ihr in Zukunft jede ungerechte Kränkung ersparen zu wollen.

Eine reine und geschmeidige Sprache, ein Dialog von graziöser Lebendigkeit und die vollendete Kenntniß der dramatischen Hülfsmittel und theatralischen Effecte zeichnen dieses Drama aus. Die Lächerlichkeit ist hier das wirksame Mittel, durch welches der Mensch zur Erkenntniß und zur Besserung gelangt, aber auch das einzige; denn die Intrigue an und für sich bietet keine Bürgschaft für die Heilung Anselmo's. Die Ueberzeugung des Eifersüchtigen geht nicht aus der Natur der Dinge selbst hervor; sie wird nicht durch vernunft-

volle logische Combinationen, sondern durch Verkleidungen und Täuschungen erzielt, und so liegt es nahe, zu glauben, daß von dem Augenblicke an, wo der Gefoppte dahinter kommt, daß man sich ihm gegenüber eines Kunstgriffes bedient hat, seine Ueberzeugung schwinden wird. Ein Eifersüchtiger, welcher an der Tugend seiner Frau zweifelt und der im Verborgenen Zeuge von der sittlichen Entrüstung ist, mit der sie eine Liebeserklärung zurückweist, wird sich beruhigen; entdeckt er aber, daß der Verführer der Bruder seiner Gattin gewesen, und daß diese darum gewußt, so wird diese Tugendprobe die überzeugende Kraft für ihn verlieren.

In späteren Dramen, welche nach seinem Aufenthalt in Frankreich geschrieben wurden, hat sich Rosa von dem Zwange der französischen Schule emancipirt; dennoch entbehrt seine erste in freiem Stil geschriebene Tragödie „Aben Humeya" des dichterischen Feuers. Ihr Stoff ist die Empörung der Mauren der Algujarras, unter der Anführung Aben Humeya's, gegen die spanische Herrschaft, eine Empörung, die mit dem Verrath und den Zwistigkeiten der Mauren untereinander kläglich endigt. Die Verwicklung ist arm und ohne dramatisches Interesse; die Charaktere, welche weder als Repräsentanten einer politischen noch einer sittlichen Idee auftreten, hinterlassen keinen Eindruck; selbst der Dialog leidet an affectirter Empfindung und gezwungener Einfachheit. Kaum bedarf es wohl einer Erwähnung, daß auch in diesem schwachen Werke Rosa's einzelne hochpoetische Züge den Dichter verrathen.

Ungleich glänzender zeigt sich die dramatische Begabung Rosa's in der Tragödie „La Conjuracion de Venecia" (Die Verschwörung von Venedig). Mit künstlerischem Blick hat der Verfasser die berühmte Verschwörung von 1310 zum Gegenstand derselben gewählt. Die aristokratische, auf eine kleine Zahl von Patricierfamilien zurückgeführte Regierung veranlaßte unaufhörliche Verschwörungen. Das Volk forderte seine usurpirten Rechte zurück, die Machthaber standen ihm unbeugsam gegenüber. Argwohn und Mißtrauen, unzertrennliche Gefährten der Ungerechtigkeit und Tyrannei, machten die Regierung nur noch grausamer und gewaltthätiger. Unter dem Schutze des Gesandten von Neapel hatte sich eine Verschwörung entsponnen, deren Theilnehmer im Hause desselben ihre Zusammenkünfte hielten, um über die Mittel, durch welche die oligarchische Regierung zu stürzen sei, zu berathen. Die Carnevalszeit mit ihrer Freiheit und ihrem lustigen Wirrwarr schien ihnen der geeignetste Zeitpunkt für ihr Vorhaben. Einer der Hauptverschworenen ist der junge Rugiero, eine Waise ohne Namen und Vaterland, aber seiner Stellung und seiner Neigung nach Venezianer. Der zweite Act führt uns in das Grabgewölbe der Familie Morosini, welche durch zwei Brüder repräsentirt wird, Pedro, ersten Präsidenten des Tribunals der Zehn, und Juan, Senator. Pedro's Spione unterrichten ihn von der bestehenden Verschwörung, und Rugiero's Name wird als der eines Rädelsführers genannt. Ein seltsames Geräusch unterbricht die Mittheilungen der Spione; Pedro verbirgt sich; Laura, die Tochter seines Bruders, tritt ein. Dieselbe ist heimlich mit Rugiero vermählt, und im Grabgewölbe haben die jungen Gatten eine Zusammenkunft verabredet. Rugiero macht in dieser Scene dem geliebten Weibe Mittheilungen über die Verschwörung; einer der Spione löscht die Lampe aus, und inmitten der Finsterniß bemächtigen sich die Diener des Tribunals des Verschworenen, während Laura ohnmächtig zusammenbricht. Verzweifelnd setzt sie ihren Vater von ihrer heimlichen Ehe in Kenntniß, und dieser voll Zärtlichkeit und Milde verzeiht ihr nicht nur, sondern giebt ihr auch das Versprechen, sich zu Rugiero's Gunsten bei seinem Bruder verwenden zu wollen. Der unbeugsame Präsident weist ihn mit seiner Bitte ab. Sage mir nur das eine, bittet Juan Morosini, lebt Rugiero? — Er lebt. — Gott sei's gedankt! — Sage es nicht deiner Tochter! — Warum? — Sie müßte ihn zweimal beweinen.

Der San Marcus-Platz mit seinem tollen Carnevalsjubel ist der Schauplatz des

vierten Actes. Die verhüllten und unter der brausenden Menge vertheilten Verschworenen harren der zwölften Stunde. Von unbeschreiblicher Wirkung sind diese Scenen, wo der Zuschauer mit Schaudern von einem Augenblick zum andern erwartet, daß mitten unter dieser sorglosen Lust des jubelnden Volkes der Tod und die Revolution ihr grauenvolles Banner entfalten werden. Es schlägt Zwölf, und mit dem Ruf: „Venedig und die Freiheit!" enthüllen sich die Verschworenen, die Dolche blitzen, und Todesröcheln folgt den Festklängen. Längst hatte die Republik ihre Vorsichtsmaßregeln ergriffen; der gefangene Rugiero konnte mit seinem Regiment den Freunden nicht zu Hülfe eilen, und die Regierung triumphirt. „Zum Tribunal, zum Tribunal mit denen, die am Leben geblieben!" ruft in wilder Grausamkeit der Präsident. Leichen und Verwundete liegen zu seinen Füßen.

Im fünften Act sehen wir das Tribunal über die Schuldigen zu Gericht sitzen. Laura soll verhört werden; doch ihr Geist ist gestört, und auf alle Fragen, die man an sie richtet, antwortet sie mit der Frage: „Wo ist Rugiero?" Rugiero ist verurtheilt. Bei seinem Verhör stellt sich heraus, daß Rugiero der Sohn des Präsidenten ist; diese furchtbare Entdeckung trifft Pedro wie ein Blitzstrahl, und schwankend verläßt er das Tribunal. In dem Augenblick, als Rugiero zum Schaffot geführt wird, wirft sich ihm Laura entgegen. „Da bist du ja!" ruft sie aus, und aus ihrem Gesicht strahlt unsägliche Freude; man trennt die Gatten. „Und wohin führen sie dich, Rugiero?" fragt die Unglückliche. Im nächsten Augenblick gewahrt sie das Schaffot; mit einem Ausruf des Entsetzens sinkt sie zusammen, und der Vorhang fällt.

Der Plan dieser Tragödie ist mit Ueberlegung entworfen, und die Handlung bleibt von der ersten bis zur letzten Scene gleich spannend; erregt doch stets eine Verschwörung gegen die Tyrannei das Interesse des Publicums von vornherein. Die Scene im Grabgewölbe zeugt von großer dramatischer Kunst; eine Liebesscene, welche zwischen Gräbern spielt, das lebendige Gespräch an der Todesstätte, die zärtlichste Leidenschaft mit dem Schrecken der Verschwörung verknüpft, der Kerker endlich, welcher die erst seit wenigen Tagen Vermählten trennt — das sind Züge, deren ergreifender Wirkung sich Niemand entziehen kann. Rosa's vornehmstes Verdienst besteht in der Kenntniß des menschlichen Herzens, welche ihn befähigt, die Effecte mit Feinheit zu berechnen und den Zuschauer von einer Empfindung zur anderen bis zur tiefsten Erschütterung zu führen.

Unter denjenigen dramatischen Dichtern, welche das Feld der Tragödie hauptsächlich anbauten, ist der bedeutendste Antonio Gil y Zarate. Seinen Principien nach Anhänger des reinen Classicismus, ging er doch in seiner Praxis später zu den Romantikern über. Gil wurde am 1. December 1783 in dem kleinen Ortchen San Lorenzo del Escorial geboren. Sein Vater schickte ihn nach der in der Nähe von Paris gelegenen Erziehungsanstalt von Passy, wo er nach kurzem Aufenthalt seine Mitschüler durch allerliebste Verse in französischer Sprache überraschte; darüber aber vergaß er seine Muttersprache vollständig, und als er 1811 nach Spanien zurückkehrte, mußte er, nicht ohne einen Aufwand von Mühe und Fleiß, dieselbe von Neuem erlernen.

Nächst dem Studium der Literatur trieb Gil mit leidenschaftlichem Eifer Physik und Mathematik; denn er erkannte, daß mit diesen Wissenschaften dem menschlichen Geist ein unermeßliches Feld für die fruchtbringendste Thätigkeit geöffnet sei. Von seinen Jünglingsjahren an Zeuge der Revolutionen und politischen Kämpfe, hatte er seine Phantasie an dem Donner und dem Blut derselben entflammt und sein Herz mit den reinen und großen Ideen einer neuen und erhabenen Ordnung der Dinge erfüllt.

Nachdem er lange vergeblich auf eine Professur der Physik in Granada gehofft hatte, mußte er sich endlich mit einer Anstellung beim Archivamt begnügen, welche er jedoch beim Wechsel der Regierung wieder einbüßte. Viele seiner blühendsten Jahre brachte er in Sorgen und widerwärtigen Verhältnissen hin; bald sehen wir ihn bemüht, sich als Beamter

eine Existenz zu sichern, bald wendet er sich ausschließlich der Literatur zu. In schneller Reihenfolge erschienen seine drei Lustspiele: „El Entremetido“ (Der Zudringliche), „Cuidudo con las novias“ (Hütet eure Bräute) und „Un año despues de la boda“ (Ein Jahr nach der Hochzeit). Das Letztere, welches den größten Erfolg hatte, stellt die Geschichte eines Ehepaars dar, bei dem bald nach der Ehe die Liebe entschwunden ist. Aus Langerweile und Eitelkeit ziehen die Gatten nach der Residenz und ergeben sich einem kostspieligen weltlichen Treiben. Sie leben getrennt, er hascht nach Rang und Ehrenstellen, sie nach Putz und Vergnügen. Getäuscht, betrogen, fast banquerott an Seele und Vermögen erkennen sie schließlich ihren Irrthum, und kehren in gegenseitiger Liebe und mit den besten Vorsätzen in ihre Heimath zurück.

Die erste Tragödie Gil's, „Blanca von Bourbon“, gelangte erst mehrere Jahre, nachdem er sie geschrieben, zur Aufführung. Die Schwierigkeiten, welche ihm, wie jedem anderen Dichter seiner Zeit, von der Censur bereitet wurden, wären fast unüberwindlich. Dieselbe wurde mit einer unglaublichen Strenge und Engherzigkeit gehandhabt; erzählt man doch von einem Censor, der, als er ein Stück, betitelt Rodrigo, dessen Gegenstand die Liebe des Gothenkönigs Rodrigo zur schönen Cava war, trotz aller Gegenvorstellungen zurückwies, sich mit dem Bemerken entschuldigte: gewiß habe es schon Könige wie Don Rodrigo auf der Welt gegeben; aber es sei durchaus unpassend, sie als so verliebt in junge Mädchen auf die Bühne zu bringen. Blanca von Bourbon hatte sich aber, trotzdem es von der classischen Partei sehr gelobt wurde, den Tadel und Spott der herrschenden romantischen Partei zugezogen. Gil's Eigenliebe war verletzt, und er beschloß, ein Drama nach dem Muster Victor Hugo's zu schreiben, um seinen Gegnern zu beweisen, daß das Genie sich auf jeder Bahn mit Freiheit bewegen könne. So entstand, eigentlich aus einem Gefühl der Rache, seine Tragödie „Carlos II. el hechizado“ (Carl II. der Behexte). Obgleich in den Principien einer Schule geschrieben, welche nicht die des Dichters waren, hatte sie einen immensen Erfolg, wie seit den Zeiten Calderons kaum eine andere Bühnen-Dichtung. Durch den Glanz der Poesie, durch die herrlichen Ideen und großen freien Anschauungen, welche sich durch die ganze Composition ziehen, hat dieselbe, trotz aller Mängel, der excentrischen französischen Richtung wesentlich Vorschub geleistet. Freilich hat der Dichter in späteren Jahren Alles, was er hier so freimüthig gepriesen, widerrufen.

Das Drama „Carlos II.“ ist ein grauenvolles Gemälde, in dem mit düsterstem Colorit zu gleicher Zeit die Unfähigkeit und der Blödsinn des letzten Sprossen der österreichischen Dynastie in Spanien und die brutale Barbarei der Inquisition geschildert sind. Die Schäden des Königthums und der Kirche werden schonungslos enthüllt. Von großer Wirkung ist der Contrast zwischen dem entsetzlichen Froilan und der reinen Tugend der Ines und des Florencio. Froilan, der Beichtvater des Königs, liebt Ines mit wahnsinniger Leidenschaft; sie aber, die mit Florencio verlobt ist, verabscheut ihn mit der ganzen Kraft ihrer Seele. Dem todkranken Könige, welcher an seltsamen Zufällen leidet, wird eingeredet, er sei behext, und Froilan denuncirt Ines bei der Inquisition als die Hexe. Der verbrecherische Mönch besucht die Unglückliche im Gefängniß und wendet vergebens alle Mittel der Beredsamkeit und der glühendsten Leidenschaft auf, um sie zu bewegen. Ines beschließt, sich mit ihrem Geliebten dem schmerzvollen Feuertode durch Gift zu entziehen; wie das Gift aber ihre Lippen berührt, wird sie plötzlich durch einen erhabenen Gedanken der Tugend und Religion erleuchtet: Geben sie sich selber den Tod, so sind sie für den Himmel verloren, und ihre Trennung von Florencio währt ewig. Sie schleudern das Gift von sich. In dieser Scene wohnt den Worten des Dichters Kraft und Wahrheit und eine himmlische Ueberzeugung inne. Schaudervoll sind die letzten Scenen, in welchen der kranke König erfährt, daß Ines seine Tochter ist und sich nun an die Verurtheilte mit unsinniger Zärtlichkeit klam-

mert; furchtbar ist, als die Inquisition ihr Opfer zurückfordert, in seiner Seele der Kampf zwischen Vaterliebe und Religion, bis Letztere siegt.

Wenn Gil früher von den Romantikern angegriffen wurde, so waren es jetzt die Classiker, welche ihn einen Apostaten nannten, einen Verräther an der eigenen guten Sache. Um ihrer verdammenden Kritik zu entgehen und um zu beweisen, bis zu welchem Grade die strenge Doctrin der Classiker mit den Forderungen der neuen literarischen Schule und der gerechten Freiheit, welche man der Phantasie auf poetischem Gebiet einräumen muß, vereinbar ist, schrieb er sein Drama „Rosmunda". Dasselbe ist an künstlerischem Werth dem „Carlos" weit überlegen, wenn es auch vom Publicum nicht in derselben enthusiastischen Weise wie jenes aufgenommen ward. Es ist ein Drama von selbstständiger Kraft, gleich weit von der Trockenheit und Monotonie der classischen, wie von der Exaltation der modernen französischen Schule entfernt. Die Handlung der „Rosmunda" gründet sich auf ein Liebesabenteuer Heinrichs II. von England, welches auch von deutschen Schriftstellern mehrfach dramatisch behandelt worden ist.

Unter den vielen Dramen, welche Gil noch in der Folge veröffentlichte, sind die hervorragendsten: Don Alvaro de Luna, Masanielo, Matilde, die Familie Falkland, Guillelmo Tell und Guzman der Gute (El Bueno). Letzteres und Rosmunda vereinigen in sich alle Vorzüge der übrigen. „Rosmunda" hat der Dichter mit lebendigem Interesse auszustatten gewußt, ohne durch gewaltsame und schauerliche Theatereffecte auf die Herzen der Zuschauer zu speculiren. Das Drama ist reich an ergreifend schönen Situationen, reich an sinnreichen Verwicklungen und lebendig kraftvoller Charakteristik. Wollte man dem Drama Mängel nachweisen, so würden sich diese in dem schwach gezeichneten Charakter Heinrichs und in der Leichtigkeit, mit welcher er sich mit seiner Gattin versöhnt, finden lassen.

Die Handlung „Guzman des Guten" beruht auf der ganz populären historischen Sage, welche bereits an anderer Stelle mitgetheilt worden ist. Das Drama bietet in seiner Totalität ein großartiges Bild des furchtbar schweren Kampfes zwischen den Pflichten der Ehre und den zärtlichsten und stärksten Empfindungen des menschlichen Herzens. Guzman selber ist eine gigantische Gestalt, und vielleicht erscheinen aus diesem Grunde alle anderen Personen neben ihm verhältnißmäßig klein. Fast sämmtliche dramatische Compositionen Gil's zeichnen sich durch eine tiefe Kenntniß des menschlichen Herzens aus, durch die außerordentliche Feinfühligkeit, mit welcher er die zartesten Empfindungen stets in angemessenster Form ausdrückt, und durch den künstlerischen Blick, mit dem er aus seinen Stoffen die dramatischen Situationen herauszufinden weiß; sie erhalten ein glänzendes Colorit durch die Mannichfaltigkeit und Kraft des Dialogs und durch ihre melodiösen Verse voll klaren Wohllauts.

Angel Saavedra, Herzog von Rivas, war ein energischer Gegner des classischen Drama's, von dessen Regeln er meinte, daß sie sich wie Mehlthau an eine frische Blüthe hingen. Von seinen beiden Lustspielen erinnert das eine, „Solaces de un prisionero" (Freuden eines Gefangenen), an die Meisterwerke Lope's, während das andere, ‚Tanto vales cuanto tienes" (So viel giltst du, als du hast), aus einer Zeit stammt, in der Saavedra noch vom Schematismus des französischen Classicismus befangen war. Eine Familie von Taugenichtsen, an deren Spitze eine in Armuth lebende Witwe steht, erhält von einem reichen Verwandten aus Indien die Nachricht seiner Rückkehr in die Heimath, zugleich mit der Mittheilung, daß er beabsichtige, seine Reichthümer mit seiner Familie zu theilen. Sofort wird in rücksichtsloser Weise der Verlobte der tugendhaften Tochter verabschiedet, da seine niedrige Herkunft der künftigen socialen Stellung der Familie nicht entspreche. Der Indianer wird bei seiner Ankunft mit Aufmerksamkeiten und Liebesbetheurungen überschüttet; kaum aber hat sich die Kunde verbreitet, daß seine Besitzthümer afrika-

nischen Seeräubern in die Hände gefallen sind, so lassen die Betheiligten die Maske fallen, die das Interesse ihnen aufgezwungen hat, und dem Indianer werden statt der früheren Liebkosungen nur Verachtung und Schmähungen zu Theil. Indessen waren seine Güter versichert gewesen, und es stellt sich heraus, daß er nichts an seinem Reichthum eingebüßt hat. Entrüstet zieht er jetzt seine Hand von den Verwandten ab, nur die Tochter stattet er zu der Heirath mit ihrem Geliebten auf das Glänzendste aus.

Das Interesse an der Handlung des Stückes wird dadurch geschmälert, daß die Hauptpersonen sich allzu verächtlich geberden. Wohl sind menschliche Schwächen im Stande, Interesse zu erregen; Schurken aber, in denen kein Funke von Moralität oder Empfindung mehr Raum hat, erwecken nur Widerwillen.

Auch der Charakter der Tochter ist nicht consequent gezeichnet; wer sich so großmüthig dem verarmten Onkel gegenüber zeigt, wird die Mutter nicht schmachvoll aus dem Hause stoßen lassen, ohne warme Fürsprache für sie einzulegen. Diese Mängel werden indessen einigermaßen durch eine reine Sprache, einen graziösen Dialog und melodische Verse aufgewogen.

Ungleich bedeutender als dieses Lustspiel ist das Drama Saavedra's: „Don Alvaro ò la Fuerza del Sino“.

Brinkmeier nennt dieses Stück einen genauen Typus des modernen Drama's, ein Werk voll Studium und Bewußtsein, voll von großen Schönheiten und großen Fehlern, erhaben, trivial, fromm, ruchlos, eine gräuliche Personification des neunzehnten Jahrhunderts. Fromme Gebete steigen zu Gottes Thron empor mitten zwischen Gotteslästerung und dem Schrei der Verzweiflung und Wuth; man findet in ihm den idealsten Charakter, die phantastischste Schöpfung, neben dem gemeinsten Eseltreiber und Vagabunden der andalusischen Schenken. „Don Alvaro" ist ein Werk, das sich gar nicht definiren läßt; ist es die Verwirklichung einer tiefen Idee des Verfassers? Wer weiß das . . . oder ist es vielleicht eine jener geheimnißvollen Monomanien, die aus den poetischen Köpfen unserer Zeit hervorgähren, von Byrons Manfred bis zum Glöckner von Notre-Dame? Wer den „Don Alvaro" Scene für Scene, Vers für Vers analysiren wollte, um die leitende Grundidee dieses Stückes zu suchen, wäre wie jener Anatom, der einen Körper zergliedert, um die Seele aufzusuchen.

Jose Zorilla, der Romantiker, der vergötterte Lyriker, beeinträchtigt den Werth seiner Dramen durch die allzu häufigen Concessionen, welche er dem Geschmack des Publicums macht, indem er sich seines Beifalls durch leichte und nicht immer sehr gewählte Theatereffecte versichert. Diese falsche Richtung giebt vielen seiner Compositionen einen melodramatischen Anstrich. Er wendet weder eine besondere Sorgfalt auf die Charaktere und die Intrigue, noch auf die Wahrheit der Empfindung und deren Bedeutsamkeit und Mannichfaltigkeit. Dem Publicum fehlen die Fähigkeiten, eine feine Charakteristik, welche nur das Ergebniß des Nachdenkens und der scharfsinnigen Beobachtung sein kann, zu würdigen, und Zorilla kennt die Schwächen des Publicums. Er hat die Sympathien desselben in vollem Maße gewonnen, weil er die Tapferkeit, die Ritterlichkeit, den Edelmuth, und vor Allem den nationalen Stolz des traditionellen Spaniens mit so leuchtenden Farben zu schildern weiß, wie kein anderer. Freilich verwandeln sich seine Ritter mitunter in Raufbolde, und ihr Stolz nährt sich von Fanfaronaden. Daß er der Liebling der Nation geworden, mag er zum Theil dem süßen Wohllaut seiner Verse zu danken haben; denn der Melodie seiner Sprache, ihrem einschmeichelnden Zauber und ihrer verführerischen Pracht kann so leicht Niemand widerstehen.

In den Dramen „El eco del Torrente“ (Das Echo am Bergstrom) und „Los dos Vireyes“ (Die beiden Vicekönige) sucht er es an schrecklichen Katastrophen und schauervollen Erregungen den Franzosen zuvor zu thun.

„El Zapatero y el rey“ (Der Schuhflicker und der König) hat einen wahren Sturm von Beifall erregt. Dies Drama zeigt in der That ganz deutlich, bemerkt Brinkmeier, was die politische Revolution in den Köpfen der Dichter geworden ist. Schon der Titel verräth die Absicht, die Verbindung zwischen der Monarchie und dem Volke einzuweihen. Aber unter welcher Bedingung! Es erregt schon ein nicht geringes Erstaunen, wenn man ein Volk mitten in einer Revolution auf der Bühne den Absolutismus Peters des Grausamen als Feldzeichen annehmen sieht. Allerdings hat Zorrilla sich wohl gehütet, in dem Tyrannen von Sevilla den Menschen, wie die Geschichte ihn nennt, „furchtbar und verabscheut", darzustellen. Der Dichter hat auf der Bühne die alte königliche Unverletzlichkeit beibehalten; er verwandelt die Verbrechen des Monarchen in Tugenden, indem er ihn immer auf die Seite der Gerechtigkeit, der Nationalität, der Gleichheit stellt. Nicht der Grausame, sondern der Gerechte ist der Held des Drama's. Die Feinde des Königs stützen sich auf die Fremden. Peter stützt sich auf einen nationalen Henker. Ferner erblickt man in dem Schuhflicker Blas Perez das Volk im Einverständniß mit der unumschränkten Macht. Wahrlich, diese Person der Volksherrschaft treibt die Ergebenheit gegen den König anfangs so weit, daß er sich selbst verleugnet. Blas Perez spricht es in einigen Versen aus, die für uns geschrieben zu sein scheinen. Ihr könnt nicht begreifen, daß ein Mensch, der seinen König liebt, ihm blindlings seinen Ruf, seine Liebe, seine Vernunft, sein ganzes Wesen opfert. Ich werde nicht versuchen, es euch zu erklären; ihr würdet mich nicht verstehen, und ich weiß im Voraus, daß ihr betroffen dastehen würdet. Um Peter dem Grausamen zu gefallen, macht sich Blas Perez zum Henker der Frau, die er liebt; er zaudert nicht einen Augenblick, und da der innere Kampf fehlt, so ist das Leben des Drama's dadurch vernichtet. Aber diese Unbeugsamkeit ist gerade das, was jenseits der Pyrenäen Theilnahme erregt. Das monarchische Gefühl spielt in diesem Stücke die Rolle des Schicksals bei den Griechen. Man fühlt gleich vom Beginn an, daß alle Personen, todt oder lebend, unter dies Joch kommen werden, und eines der Hauptwerke dieser Revolutionärs ist somit gerade der moralische Selbstmord des Volkes unter dem wiederhergestellten Eigenwillen der Könige des Mittelalters.

Das Drama „Don Juan Tenorio" behandelt die bekannte Don Juan-Sage in neuer, origineller Auffassung. Don Juan verfällt hier nicht der Hölle, sondern wird durch die Kraft der Liebe erlöst.

Don Juan und Don Luis, zwei Taugenichtse aus Sevilla, sind eine Wette eingegangen, in welcher derjenige der Gewinner sein soll, der im Laufe eines Jahres die meisten Schandthaten verübt hat; als sie zu der festgesetzten Zeit mit einander abrechnen, bleibt Don Juan Sieger. Eins nur fehlt Euch noch in Eurer Verführungsliste, bemerkt ihm Don Luis: eine Novize, die bereit ist, ihr Gelübde abzulegen! Juan verspricht, ihm zu genügen und zu der Novize noch eine Dame zu fügen, welche sich mit einem seiner Freunde vermählen soll, und er nennt als die Erwählte Donna Ana, die Braut des Don Luis. Dieses Vorhaben Juans erfüllt Don Luis, der seine Braut liebt, mit tödtlicher Angst. Die beiden Freunde suchen sich gegenseitig unschädlich zu machen, indem der Eine den Andern verhaften läßt. Beide aber finden Mittel und Wege, aus ihrem Gefängniß zu entkommen; vor dem Hause der Donna Ana wird Don Luis jedoch von den Leuten des Juan überfallen und fortgeschleppt. Don Juan ist mit der Tochter des Don Gonzalo de Ulloa verlobt. Letzterer ist verlarvt Zeuge der Unterhaltung gewesen, in welcher Juan sich seiner Schandthaten gerühmt hat, und er schwört deßhalb, eher der Tochter selbst das Grab öffnen zu wollen, als in ihre Vermählung mit Tenorio zu willigen. Gebt Ihr sie mir nicht, antwortet dieser frech, so werde ich kommen, sie zu nehmen.

Ines, Gonzalo's Tochter, weilt im Kloster, um binnen Kurzem den Schleier zu nehmen. Ihre Dienerin ist von Juan bestochen worden und wendet alle Mittel, die einer

schlauen Kupplerin zu Gebote stehen, an, um das Herz des Fräuleins in Liebe für Don Juan zu entflammen. Es gelingt ihr nur zu gut. Schon denkt Ines nur noch an ihn. Die Dienerin hat ihr ein Buch aus der Stadt mitgebracht; ein Brief fällt heraus, glühende Liebesworte stehen darin, die wie Gift in ihr Herz dringen; noch kämpft sie unter dem zauberhaften Eindruck, da steht der Verführer selber vor ihr; sie sinkt ohnmächtig zusammen, er trägt sie in seinen Armen fort, über die Mauern des Klosters; ein Pferd steht gesattelt, und er führt sie in sein Landhaus. Dann entfernt er sich, kehrt in die Stadt zurück und dringt bei nächtlicher Weile in das Gemach der Donna Ana, die, da sie eine Zusammenkunft mit Don Luis verabredet hat, ihn für diesen hält.

Er eilt nach seinem Landhause zurück und langt gerade in dem Augenblick an, als Ines im Begriff ist, demselben zu entfliehen. Von ihrem Anblick und von ihrer rührenden Unschuld fühlt sich Don Juan zum erstenmal im tiefsten Innern bewegt, und mit süßen Liebesreden, welche diesmal aus wahrhafter Empfindung fließen, hält er sie zurück.

Don Juan.

O ruhe aus an dieser Stelle
Nur einen kurzen Augenblick;
Denk' an die finstre Klosterzelle,
An deinen Kerker nicht zurück.
O, sage mir, du Engelsbild,
Ob hier, wo stiller Friede wohnt,
Nicht heller glänzt der Silbermond?
Ob freier nicht der Busen schwillt?
Und dieser Hauch, der in den Lüften
Sich leise regt, mit allen Düften
Der zarten Blumen angefüllt,
Die dort am schönen Ufer sprießen;
Und diese Wellen, rein und klar,
Die sanft und spielend weiter fließen,
Daß, unbekümmert um Gefahr,
Der Fischer bis zum Morgenroth
Sich schaukelnd singt im leichten Boot,
Das langsam hin und wieder geht;
O, sage mir, du holde Taube,
Ist's nicht wie meiner auch dein Glaube,
Daß hier der Liebe Athem weht?
Und diese Klänge, die der Wind
Aus all' den tausend Blüthenwipfeln,
Die er mit sanftem Hauch bewegt,
Harmonisch uns herüberträgt;
Und dieser Töne Zauberfall
Aus dem Gesang der Nachtigall,
Die trillernd von Olivengipfeln
Dem nahen Tag entgegenschlägt,
Erfüllt von ewig heil'gem Triebe;
Du scheues Reh, du lieblich Kind,
O, sage mir, ist das nicht Liebe?
Und diese Rede, welche leis'
Und schmeichelnd sich ins Herz dir drängt,
Das schon an Don Juans Lippen hängt,
Und noch nichts von dem Feuer weiß,
Das schöpferisch dich neu belebet,
Ein Himmelsstrahl von Glück und Wonne!
O, sage mir, du meine Sonne,
Ist es nicht Liebe, die da webet?
Und dieses flüss'ge Perlenpaar,
Das, wie Krystall so hell und klar,
An deinen seid'nen Wimpern hängt
Und langsam sich herniedersenkt
Aus diesen dunkeln Feueraugen,
Und ladet mich, es einzusaugen.
Das, wenn mein Mund nicht weg es küßte,
An eigner Glut vertrocknen müßte,
Und dieser Purpur deiner Wangen,
Der in erhöhter Schönheit blüht,
Und zeugt von Sehnsucht und Verlangen,
Ist es nicht Liebe, die da glüht?
O Ines, meiner Augen Licht!
Daß du nicht meine Rede störest,
Daß du sie ohne Zürnen hörest,
O sage, ist das Liebe nicht?
Verräth'risch wollte dieses Herz
In wildem Stolze sich erheben,
Als müßt' es nimmer sich ergeben,
Als ob es unbesiegbar bliebe;
Jetzt sieh' es hier zu deinen Füßen,
Anbetend, wonnig zu genießen
Der Sklaverei so süßer Liebe!

Donna Ines.

O schweigt, Don Juan, ich muß vergehn!
Welch neu Gefühl ist mir erwacht?
Nur sterbend hätte ich die Macht —
Ich fühl' es — ihm zu widerstehn.
Aus Mitleid schweiget, ich beschwöre!
Bei jedem Worte, das ich höre,
Scheint mir's, daß mir der Sinn vergeht,
Und daß mein Herz in Flammen steht.
O saget, einen Höllentrank
Habt Ihr mir heimlich eingegeben,
Ein Trank, der Frauentugend zwingt,
Sich willenlos Euch zu ergeben?
Habt Ihr vielleicht ein Amulet,
Mir unbewußt, in Euren Händen,
Unwiderstehlichen Magnet,
Daß sich mein Herz zu Euch muß wenden?
Oder hat gar der böse Feind
Euch seinen Zauberblick vertraut
Und seiner Rede Schmeichellaut,
Die Liebe, die er Gott verneint?
Was soll ich thun, ich armes Kind,
Als auch in Eure Arme fallen,
Nachdem mein Herz Euch schon verfallen,
Das Ihr geraubt mit Wort und Blick?
Ich fühl's, ich kann nicht mehr zurück!

Es ist zu spät, dir zu entfliehn!
Nicht wollen kann ich mehr, ich muß;
Es zieht mich zu dir, wie den Fluß
Die Wellen hin zum Meere ziehn.
Wie deine Nähe mich erfaßt,
Daß mir das eigne Selbst vergeht!
Wie deine Worte mich umstricken!
Wie deine Augen mich berücken!
Dein Hauch vergiftend mich durchweht!
O, so gewähre ritterlich,
Was sich mein armes Herz erfleht:
Liebe oder tödte mich, Don Juan!
Liebe mich; denn ich bete dich an!

Dies Geständniß wirkt auf Juan wie läuterndes Feuer, und zum erstenmal steigen reine Gedanken in seiner Seele auf.

In wildem Grimm naht jetzt Don Gonzalo und fordert seine Tochter. Juan wirft sich ihm zu Füßen, spricht ihm seine tiefste Reue aus und erfleht seine Verzeihung. Höhnisch und erbittert stößt ihn der Comthur von sich und nennt ihn einen feigen Buben. Auch Don Luis, der erschienen ist, um Donna Ana zu rächen, vereinigt sich mit ihm in Schmähungen gegen Don Juan. „So mag denn," ruft dieser aus, „die Hölle siegen! Du Comthur drängst meine Seele in des Lasters Pfuhl zurück, und wann Gott dereinst mich richtet, dann hast du mich zu vertreten." Er schießt ihn mit der Pistole nieder, ersticht Don Luis im Gefecht, stürzt sich über den Balcon ins Wasser und rudert auf einem Boot davon. Jahre sind vergangen. Die erste Scene der zweiten Abtheilung zeigt uns ein Pantheon der Familie Tenorio. Man sieht die Gräber von Don Gonzalo de Ulloa, von Donna Ines und von Don Luis Mejia und Don Diego Tenorio, dem Vater Juans, dem des Sohnes Frevel das Herz gebrochen haben. Auf den Gräbern stehen die Statuen der Verstorbenen von Stein, das Grabmal der Ines ist von Trauerweiden umgeben. Helles Mondlicht leuchtet über dem Kirchhof. Juan, nach Sevilla zurückgekehrt, tritt in das Pantheon, befremdet, da eine Grabstätte zu finden, wo früher der Palast seines Vaters stand. Der Bildhauer hat eben die letzte Hand an sein Werk gelegt und theilt Juan, den er nicht kennt, auf sein Befragen mit, daß Don Diego Tenorio sein Vermögen zur Errichtung eines Pantheons hinterlassen, mit der ausdrücklichen Bedingung, Alle darin zu bestatten, die des Sohnes ruchlose Hand vor der Zeit ins Grab gefördert. Voll schmerzlichen Erstaunens erblickt Juan das Grabmal der Ines. „Ist auch sie todt?" fragt er. „Sie starb vor Kummer," antwortet der Bildhauer. Er bleibt allein im Pantheon. Seltsam schwermüthige Gedanken, die ihm sonst nicht eigen, bewegen seine Brust. Ines zieht seine ganze Seele nach. Er wendet sich zu ihrer Statue:

O Marmor, der ein schönes Leben,
Wenngleich jetzt seelenlos umschließt,
Lass' einem Trauernden gewähren,
Daß er der Augen heiße Zähren
Zu deinen Füßen hier vergießt!
Durch all' die tausend Abenteuer,
Die sich auf seinem Weg geschaart,
Bliebst du ihm unaussprechlich theuer,
Hat er sich rein dein Bild bewahrt.
Wenn er, zur Strafe seiner Sünden,
Einst willenlos den Tod dir gab,
Bedenke, was er muß empfinden,
Steht er jetzt hier an deinem Grab.
Wenn Du durch dieses Steines Spalten
Noch den Zerknirschten kannst erkennen,
Dem deiner Schönheit Zaubermacht
So tiefe Sehnsucht angefacht,
Und fühlst, wie seine Wunden brennen,
O, so lass' deine Milde walten,
Und eine Ruhestatt bereite
Ihm in dem Grab an deiner Seite.
Mir ist, als ob aus theurem Munde
Mich leis' umflüstert Geisterlaut,
Und Worte hör' ich mich umschweben,
Die selbst am Grab hier Trost mir geben.
Und dieser Ton, der mich erquickt,
Die Klänge, die mich lind umfließen,
Sind sie vielleicht dein Abschiedsgrüßen,
Eh' du auf ewig mir entrückt?
Schwingt diese Stimme sich empor,
Hinauf dort, wo der Sterne Chor
Zum Reihentanze sich vereint?
Und lebt ein Gott auf jenen Höhn,
Lass' ihn auf Den herniedersehn,
Der hier an deinem Grabe weint.

Er stützt sich auf das Grabmal und verhüllt das Gesicht; wie er aus seinem Traume erwacht, ist die Statue der Ines verschwunden, und er erblickt ihren leuchtenden Schatten. Er glaubt zu träumen. „Lebst du?" fragt er sie.

Schatten.
Für dich allein!
Dies Grabmal mußte mich umschließen,
Um meine Erdenschuld zu büßen,
Und hier soll meine Läut'rung sein.
Dem ew'gen Gott bot meine Seele
Ich für die deinige als Preis,
Und wie er sah, wie ich so heiß,
Wie ich so fest an dir gehangen,
Da hört' er meine Bitte an
Und sprach: „Erwarte du Don Juan,
Bis er erscheint an deinem Grabe.
Und wenn Dein Herz so treu und rein
An Satans-Liebe sich gekettet:
Wohlan, du sollst mit ihm gerettet,
Mit ihm sollst du verloren sein."

Nachdem Ines diese ernsten Worte heiliger Mahnung an ihn gerichtet, verschwindet sie und läßt Juan in höchster Bestürzung zurück. Er vermag nicht Phantasie und Wirklichkeit zu unterscheiden. Glaube und Zweifel kämpfen in seiner Brust um die Herrschaft, bis der Zweifel sinkt und Juan sich glaubensvoll zur Besserung aufrafft.

Frühere Freunde, die Don Juans Ankunft erfahren haben, suchen ihn im Pantheon auf. Da kehrt der alte freche Uebermuth in seine Seele zurück, und es erfolgt die bekannte Einladung an die Statue des Comthurs.

Don Juan sitzt Abends fröhlich zechend mit seinen Freunden beisammen, als ein Klopfen durch das Haus tönt; erst an der Hausthür, dann immer näher und näher auf dem Flur, auf der Treppe, im Vorsaal und endlich an der verschlossenen Thür des Zimmers. „Ei, Ihr Herren, was klopft Ihr draußen?" ruft Don Juan, „Todte können durch die Mauern leicht spazieren; nur herein!" Die Statue des Comthurs tritt, ohne daß sich die Thür öffnet und ohne Geräusch zu machen, ein. Er verkündet Don Juan, daß Gott ihn gesandt, um Zeugniß abzulegen, daß noch eine Ewigkeit, die der schwache Mensch erben soll, auf dieses Erdenleben folge. Er kündet ihm, daß seine Tage gezählt sind, und daß ihm nur noch einer fehle; er fordert ihn schließlich auf, ihm seinen Besuch zu erwidern. Die Statue verschwindet, und noch einmal erscheint ihm nahend Ines' Schatten. „Morgen," spricht sie, „werden unsre Leiber in demselben Grabe schlafen." Noch nagt der Zweifel an Juans Seele. Es kommt ihm der Gedanke, daß seine Gefährten, welche während der Anwesenheit der Statue wie in Erstarrung dagelegen, sich vielleicht einen Scherz mit ihm erlaubt haben, um ihn nachträglich auslachen zu können. Er weckt sie; ein Streit entspinnt sich, und Don Juan tödtet Beide.

Die letzten Scenen spielen wieder im Pantheon der Familie Tenorio. Don Juan tritt verhüllt auf. Der Tod der Freunde hat seinen Sinn umdüstert.

Weh' mir! (ruft er). Ich fühle mir das Herz ergriffen
Von einem Höllenschwindel, und verlassen
Treibt meine Seele durch des Lebens Wüste,
Den Blättern gleich, die Sturmeswirbel fassen.
Ich zweifle, fürchte, schwanke; meinem Haupte
Fühl' ich's wie brennendem Vulcan entsteigen;
Ich schrecke willenlos, und meine Größe
Muß sich vor unbekanntem Größern beugen!
Nichts Höh'res hatte je mein Stolz begriffen,
Als Tapferkeit und Muth, und in Gedanken
Meint' ich, daß mit dem Leib die Seele sterbe,
Auf ewig; jetzt fühl' ich das Herz mir schwanken.
Ich glaubte nie an Geister, tolle Träume!
Doch dieser Geist mit seinem Marmortritte,
Wie ich mich sträube und wohin mich wende,
Ich hör' ihn hinter mir auf jedem Schritte!
Von dunkeln Mächten fühl' ich mich umwunden,
Unwiderstehlich, die mich vorwärts drängen
Nach diesem Platze . . . .
Doch sei's Traum, sei's Wirklichkeit; vor Allem
Entscheidung nur; Besiegter oder Sieger! . . .
Hier bin ich denn, Comthur, auf! laß mich ein!

Er klopft an das Grab des Comthurs, welches sich in einen Tisch verwandelt, der auf schreckenerregende Weise die Tafel nachahmt, an der am vorigen Abend Don Juan gespeist hat. Auf dem Tische befindet sich eine Schüssel mit Asche, ein Becher mit Feuer und eine Sanduhr. Gleichzeitig mit diesem Grabmal öffnen sich alle andern Gräber, und die Gerippe der darin Begrabenen kommen in ihren Leichentüchern heraus. Der Comthur bietet Don Juan Asche an als Symbol dessen, was er sein wird, Feuer als Zeichen von Gottes Zornesflammen, und die Uhr als Verkünderin seiner abgelaufenen Zeit. Das Entsetzen, das Don Juan erfüllt, läßt die Reue in seiner Brust nicht aufkommen. Seine letzten Minuten

verrinnen. Man hört in der Ferne den Trauergottesdienst; für Don Juan tönt das Geläut, und die Trauerklänge sind seine Grabgesänge; man sieht Fackeln vorüberziehn und vernimmt Gebete. „Und der Sarg, den sie dort tragen?" fragt Juan. „Ist der Deine," antwortet der Comthur. „Also todt!" — „Gestern hat vor deinem Hause dich der Capitain erschlagen." Alle Sünden, die Don Juan begangen, erheben sich drohend vor seinem wirren Geist; die Statue ergreift seine Hand, ihn der Hölle zu übergeben, da gewahrt Juan, daß sich in der Uhr seines Lebens noch das letzte Körnchen Sand befindet.

Ist es wahr (ruft er), daß in der Zeit
Nur Ein Augenblick der Reue
Seelen noch dem Himmel weihe,
Für die ganze Ewigkeit?

Heil'ger Gott, ich glaub' an dich,
Und sind meine Sünden schwer,
Deine Gnade ist es mehr:
Herr, o Herr, erbarme dich!

„Zu spät!" ertönt der Ruf der Statue. Da erscheint Donna Ines und ergreift die Hand Juans, die er nach dem Himmel ausstreckt, und verkündet, daß der Ewige ihr an ihres Grabes Stufen Don Juans Seligkeit geschenkt.

Donna Ines.

Meine Seele habe ich
Für die Deinige gegeben,
Und nun schenkt das sel'ge Leben
Dir der Ewige durch mich.
Aber wie die höh're Hand
Dies Geheimniß hat verkettet,
Kann die Creatur nicht fassen;
Nur in jenem bessern Land
Wird es den Gerechten klar,
Daß allein es Liebe war,
Die Don Juan an meinem Grabe
Vom Verderben hat gerettet.

Die Todtenglocken schweigen, die Skelette gehen in ihre Gräber zurück, die sich schließen; die Statuen kehren auf ihre Sockel zurück; unter sanfter Musik schweben Engel aus den Blumen, und Morgenglanz ergießt sich über das Pantheon. Mit den Worten „Ja, auch Don Tenorio's Gott ist der Gott der höchsten Gnade!" fällt Don Juan zu Ines' Füßen, und Beide sterben.

Ein abschließendes Urtheil über die vorzüglichen Kräfte, welche gegenwärtig in der spanischen Literatur wirken, zu fällen, muß einer späteren Zeit überlassen bleiben. Auf dem Gebiete der Roman- und Novellen- so wie der dramatischen Literatur, auf dem Gebiete der Geschichtsschreibung, der Ethik, der literarisch-philosophischen Kritik und der socialen Wissenschaften macht sich ein kräftiger Aufschwung, welcher den Ideen der modernen Gesellschaft entspricht, bemerkbar.

Die blühende Literatur des goldenen Zeitalters war unter dem Einfluß religiöser Intoleranz und politischer Tyrannei dahingewelkt, und als sie wieder erwachen wollte, sah sie sich durch das Unglück des Vaterlandes gehemmt und ward zur Nachbeterin fremder Nationen; doch gewann sie im Lauf der Zeit durch die politischen Reformen und die Freiheiten, welche das tapfere Volk sich in blutigen Kämpfen erobern mußte, eine nationalere und kräftigere Färbung. Sie trachtet als eine neue Literatur darnach, der Ausdruck einer neuen Gesellschaft zu werden, ohne andere Regeln als die Wahrheit, ohne andere Lehrmeisterin als die Natur, und wir dürfen der Hoffnung Raum geben, daß ein so geistreiches Volk, wie die Spanier, von so energisch nationaler Eigenthümlichkeit, mit einer solchen Fülle von Phantasie begabt, im Stande sein werde, mit geläutertem Geiste den Glanz seiner alten Poesie wiederherzustellen.

Namen-Register.

Druck von Gebrüder Grunert in Berlin.

Die spanische National-Literatur in ihrer geschichtlichen Entwickelung nebst den Lebens- und Charakterbildern ihrer classischen Schriftsteller und ausgewählten Proben aus den Werken derselben in deutscher Übertragung

Berlin [ca. 1867]